Die Grenzboten

902
.07
.4, PT.2
ANNEX LIB.

Library of

Princeton University.

Digitized by Google

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

64. Jahrgang

Nr. 14

Ausgegeben am 6. April 1905

Inhalt:

	Seite
Die Reaktion der farbigen Rassen	1
Elsaß-Lothringische Verfassungsfragen	7
Deutschland und die äußere Politik Frankreichs	16
Akademische Freiheit	26
Ein praktischer Utopist	29
Ein Familienbild aus der Zeit des großen Krieges. Von G. Liebe	36
Herrenmenschen. Roman von Fritz Anders. (Fortsetzung)	42
Maßgebliches u. Unmaßgebliches: Reichsspiegel — Das Neuste zu den elsaß-lothringischen Verfassungsfragen — Zur Wertschätzung der altgermanischen Götterlehre — Der echte Zarathustra — Berichtigung	51

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Bilanz der **Deutschen Bank**, Berlin

Aktiva — **am 31. Dezember 1904** — **Passiva**

Aktiva			Passiva		
1) Kasse	M. 70,970,660.86		1) Aktien-Kapital		180,000,000.—
2) Sorten, Coupons und zur Rückzahlung gekündigte Effekten	„ 28,328,800.56	99,299,461.42	2) Reserven: Ordentl. Reserve A	M. 47,688,031.30	
3) Guthaben bei Banken und Bankiers	M. 44,747,371.11		Ordentl. Reserve B	„ 21,342,424.04	
4) Wechsel u. kurzfristige Reichsschatzanweisungen	„ 423,177,403.41		Spezial-Kontokorrent-Reserve	„ 4,000,000.—	
5) Report und Darlehen	„ 180,575,005.83		Spezial-Reserve B	„ 2,000,000.—	75,030,455.34
6) Lombard-Vorschüsse	„ 9,912,418.30	658,412,198.65	3) Depositen-Gelder		286,328,678.47
7) Eigene Effekten		82,293,329.15	4) Kontokorrent-Kreditoren		607,265,394.30
8) Eigene Beteiligungen an Konsortial-Geschäften		23,563,873.08	5) Erlös nicht eingetauschter Aktien II. Serie		2,414.10
9) Kommanditen		868,700.—	6) Accepte im Umlauf		185,083,202.45
10) Dauernde Beteiligungen bei fremden Unternehmungen		56,293,797.83	ausserdem Bürgschaften M. 34,572,317.71		
11) Kontokorrent-Debitoren gedeckte	M. 308,971,716.96		7) Dividende, unerhoben		32,616.—
ungedeckte	„ 74,677,014.80	383,648,781.76	8) Dr. Georg von Siemens'scher Pension- und Unterstützung-Fonds		4,408,542.10
ausserdem Bürgschaft-Debitoren	M. 34,572,317.71		9) Uebergangsposten der Zentrale und der Filialen untereinander		5,071,616.43
12) Vorschüsse auf Waren und Reisbours-Konto (Berlin)		46,638,579.76	10) Gewinn- und Verlust-Konto		24,323,977.28
13) Immobilien		14,435,910.83			
14) Mobilien		402.—			
15) Diverse		112.—			
16) Noch nicht fällige Einzahlungen auf Deutsche Bank-Aktien Serie IX		2,041,800.—			
	Mark	1,367,546,896.47		Mark	1,367,546,896.47

Gewinn- und Verlust-Konto

Debet			Kredit		
1) An Handlungs-Unkosten-Konto (worunter M. 9,110,818.28 für Steuern, Abgaben und Stempel)		14,298,280.29	1) Per Saldo aus 1903		854,252.57
2) „ Abschreibungen auf Immobilien		1,889,687.82	2) „ Gewinn auf Wechsel- und Zinsen-Konto	M. 16,064,080.20	
3) „ Abschreibungen auf Mobilien		417,750.20	3) „ Gewinn auf Sorten, Coupons u. zur Rückzahlung gekündigte Effekten	M. 294,672.51	
4) „ Saldo, zur Verteilung verbleibender Überschuss		24,323,977.28	4) „ Gewinn auf Effekten	M. 2,403,498.50	
			5) „ Gewinn auf Konsortial-Geschäfte	M. 4,602,522.11	
			6) „ Gewinn auf Provisions-Konto	M. 10,989,072.60	
			7) „ Gewinn aus dauernden Beteiligungen bei fremden Unternehmungen und Kommanditen	M. 5,944,[illegible].74	[illegible]
	Mark	40,479,[illegible]		Mark	40,479,[illegible]

Die

Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst

64. Jahrgang

Zweites Vierteljahr

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1905

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1905. Zweites Vierteljahr

Politik, Geschichte, Kolonialwesen, Heer und Marine

Die Reaktion der farbigen Rassen. S. 1.
Elsaß-Lothringische Verfassungsfragen. S. 7.
Deutschland und die äußere Politik Frankreichs. Von Franz Wugk. S. 16. 71.
Eine englisch-deutsche Verständigung. S. 61.
Marokko und das Gleichgewicht im Mittelmeer. S. 117.
Der Kampf um die Adria. Von G. Beckmann. S. 173.
Saxonica. 4. S. 291.
Das alte Preußen vor 1806. Von Otto Kaemmel. S. 341.
Die Zukunft des deutschen Volkstums und der deutschen Sprache in den Vereinigten Staaten von Amerika. Von Emil Mannhardt in Chicago. S. 397.
Der britische Staatshaushalt. Von Hugo Bartels. S. 403. 524.
Die Annäherung Deutschlands und der Vereinigten Staaten. S. 453.
Ein Kolonialprogramm. Von A. Seidel. S. 509.
Sucht Rußland nach einem nordeuropäischen Kriegshafen? S. 518.
Aus König Wilhelms ersten Jahren. Von Otto Kaemmel. S. 569. 629.
Der Reichskanzler. S. 597.
Vom Avancement. S. 637.

Volkswirtschaft, Handel, Verwaltung, Verkehr, Rechtspflege, Unterrichtswesen, Kirche

Akademische Freiheit. S. 26.
Ein praktischer Utopist. S. 29.
Überseeische Telegraphenverbindung. Von Th. Lenschau. S. 77.
Deutsche Bollwerke im Osten. S. 126.
Zur Reform des Strafprozesses. Von Val. Isemann in Kolmar. S. 133.
Das Wachstum der Großstädte. Von A. Mahlke. S. 187.
Amerikanische Strafrechtspflege. S. 193.
Universitätsfragen in Rußland. Von H. Toepfer. S. 199. 249.
Überflüssiges Schreibwerk. S. 256.
Zur Konfessionslage in Deutschland. Von einem süddeutschen evangelischen Geistlichen. S. 285.
Das Syrakus des Westens und seine Bildungsstätte. Von Walther Otto. S. 308.
Das Ermittlungsverfahren in Strafsachen. Von F. Elvers. S. 352.
Volkswohlfahrtspflege für die Gesunden. S. 462.
Ist das Reichwerden leichter geworden? Von Otto Freiherrn von Boenigk in Halberstadt. S. 583.
Zur Frage der großstädtischen Personalsteuer. Von A. Mahlke. S. 685.

Literatur und Kunst

Nietzsche noch einmal. S. 83.
Ein neuer Shakespearefund. S. 142.
Bildliche Redensarten in Gottfrieds Tristan. S. 206.
Schiller. Von Kurt Bruchmann. S. 229.
Der Dichterphilosoph des deutschen Volkes. S. 239.
Langobardische Reste in Cividale. Von F. Biehringer. S. 260.
La Fontaine und das Glück. S. 314.
Das Grabdenkmal des Komturs. S. 593.
Ein Dresdner Don Juan. S. 651. 702.

Verschiednes

Ein Familienbild aus der Zeit des großen Krieges. Von G. Liebe. S. 36.
Ein Besuch auf der Verbrecherinsel Sachalin. S. 92.
Cosme. Von Wilh. Lacmann. S. 145.
Schulhaß und Heeresscheu. Von Ludwig Kemmer. S. 301. 358.
Reiseerinnerungen aus Rußland. Von Wilh. Gittermann. S. 365. 427.
Der Geigenbau. S. 373.
Plato. S. 411.
Die moralischen Wochenschriften. Von J. G. Eckart. S. 419. 477.
Wolkenkuckucksheim. Aus der bibliothekarischen Praxis. Von Bromios. S. 468.
Unter Kunden, Komödianten und wilden Tieren. Lebenserinnerungen von Robert Thomas. S. 485. 543. 662.
Johannes Mathesius. S. 532. 641.
Afghanistan. Schilderungen und Skizzen von Franz Kordon. S. 575. 693.
Meißen. Von O. E. Schmidt. S. 604. 712.

Herrenmenschen. Roman von Fritz Anders. S. 42. 100. 157. 210. 268. 325. 377. 435. 491. 551. 614. 671. 722.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel: S. 51. 109. 166. 218. 277. 334. 387. 446. 499. 561. 623. 680. 735.

(RECAP) 0002 .407 v.64,pt.2 612028 1905

Digitized by Google

Das Neuste zu den elsaß-lothringischen Verfassungsfragen. S. 55. — Zur Wertschätzung der altgermanischen Götterlehre. S. 55. — Der echte Zarathustra. S. 59. — Berichtigung. S. 60. — Pädagogisches. S. 112. — Eine räthselhafte Schrift. S. 114. — Russische Hoffnungen. S. 168. — Der Heilige als Schurke. S. 171. — Böcklin und unsre Forsten. S. 222. — Deutschlands Überseehandel. S. 224. — Volkswirtschaftliche Literatur. S. 226. — Leo der Dreizehnte. S. 227. — Der Kampf um die akademische Freiheit. S. 280. — Zur Charakteristik russischer Zustände. S. 281. — Haeckel und die Jesuiten. S. 282. — Jean Paul über Schiller. S. 283. — Die Neunte Sinfonie in Tirol. S. 284. — Italiener mit nichtitalienischer Muttersprache. S. 337. — Grundriß einer Seinswissenschaft. S. 339. — Berichtigung. S. 340. — Zur Geschichte der süddeutschen Mairevolution. S. 390. — Brba. S. 392. — Bücher über philosophische Gegenstände. S. 393. — Hanfstaengls religiöse Kunstblätter. S. 395. — Eine Tell-Ikonographie. S. 396. — Vom römischen Grenzwall. S. 449. — Zum erbarmungslosen Paragraphen. S. 451. — Römischer Fanatismus im Zwiespalt mit der Idee des Katholizismus. S. 451. — Statue parlanti. S. 502. — Die Deutschen im Lande Posen. S. 506. — Die Katastrophe von Tsuschima. S. 565. — Zur Lösung der Krisis im Flottenverein. S. 566. — Zum konfessionellen Frieden. S. 567. — Lassalle. S. 626. — Zur Geschichte der süddeutschen Mairevolution. S. 628. — Berichtigung. S. 684. — Das Nachleben des Hans Sachs vom sechzehnten bis ins neunzehnte Jahrhundert. S. 739.

Literatur

(Die mit * bezeichneten Bücher sind in größern Aufsätzen behandelt oder erwähnt worden)

Bahmann, Reinhold. Am Römerwall. Geschichtl. Erzählung von der Saalburg. S. 450.
Beckenhaupt, C. Bedürfnisse und Fortschritte des Menschengeschlechts. S. 395.
Bergemann, Paul. Ethik als Kulturphilosophie. S. 394.
Bergengrün, A. David Hansemann. S. 392.
Bode, Wilhelm. Über den Luxus. S. 113.
Borght, R. van der. Grundzüge der Sozialpolitik. S. 227.
Busse, Ludwig. Geist und Körper, Seele und Leib. S. 393.
Cohausen, A. von. Der römische Grenzwall. S. 449.
*Creizenach, W. Die Schauspiele der englischen Komödianten. S. 144.
Entwicklung, die, der deutschen Reederei seit 1800. S. 226.
Fleischmann, Otto. Geschichte des pfälzischen Aufstandes im Jahre 1849. S. 628.
Flügel, O. Das Ich und die sittlichen Ideen im Leben der Völker. S. 393.
*Foerster-Nietzsche, E. Friedrich Nietzsche, II. Band. S. 83.
Gathas des Awesta. Zarathustras Verspredigten. S. 59.
*Genée, Rud. Geschichte der Shakespeareschen Dramen in Deutschland. S. 144.
*Gerlach, Ernst Ludwig von. Aufzeichnungen aus seinem Leben und Wirken. S. 631.
Hartmann, Hermann. Am römischen Grenzwall. Altgermanische Erzählungen. S. 450.
Heinemann, Franz. Tell-Ikonographie. S. 396.
*Hintrager, Wie lebt und arbeitet man in den Vereinigten Staaten. S. 193.
Kierkegaard, S. Entweder — Oder. S. 171.
Köpp, Friedr. Die Römer in Deutschland. S. 450.
Kundt, W. Die Zukunft unsers Überseehandels. S. 224.
*Lehmann, Max. Freiherr vom Stein. 2. Teil. S. 342.
*Mathesius, Johannes. Ausgewählte Werke. S. 533. 641.
Meyer, R. Sören Kierkegaard und sein Verhältnis zu „ihr." S. 171.
*Millau, Zentralkatalog und Titeldrucke. S. 471.
*Möbius, P. J. Ausgewählte Werke, V. Band. Nietzsche. S. 88.
Münch, W. Geist des Lehramts. S. 112.
— Aus Welt und Schule. S. 112.
*Natorp, Paul. Platos Ideenlehre. S. 412.
*Nietzsche, Friedrich. Gesammelte Briefe. S. 89.
Oncken, Hermann. Lassalle. S. 627.
Opitz, H. G. Grundriß einer Seinswissenschaft. S. 339.
Oppel, A. Natur und Arbeit. S. 227.
*Pater, Walter. Plato und der Platonismus. S. 412.
*— Griechische Studien. S. 412.
*Platons Phaidros, übers. von Rudolf Kaßner. S. 412.
Reußner, M. von. Gemeinwohl und Absolutismus. S. 168.
*Ritter, Constantin. Platons Dialoge, I. S. 412.
*Schenckendorff, E. von, und Hermann Lorenz. Mehrkraft durch Erziehung. S. 362.
Schmidt, Erich. Geschichte des Deutschtums im Lande Posen. S. 506.
*Schröer, A. Über Titus Andronicus. S. 145.
*Seidel, A. Die deutschen Kolonien und ihr wirtschaftlicher Wert. S. 510.
*Simon, H. Robert Owen. S. 30.
Spahn, M. Leo der Dreizehnte. S. 227.
*Steinhausen, Geschichte der deutschen Kultur. S. 36.
*Verdy du Vernois, J. von. Im Hauptquartier der russischen Armee in Polen 1863 bis 1865. S. 632.
Vrba, Der Nationalitäten- und Verfassungskonflikt in Österreich. S. 392.
— Österreichs Bedränger. S. 392.
Weisengrün, Paul. Der neue Kurs in der Philosophie. S. 394.
Wolynski, A. v. Der moderne Idealismus und Rußland. S. 170.
— Das Buch vom großen Zorn. S. 170.

Digitized by Google

Die Reaktion der farbigen Rassen

Zwei große Katastrophen hat der ostasiatische Krieg in diesen ersten Monaten des Jahres gebracht, die Kapitulation des unbezwinglich scheinenden Port Arthur am 2. Januar und die russische Niederlage in der Riesenschlacht bei Mukden zu Anfang März, die nicht nur mit dem Rückzuge, sondern auch, wie es scheint, mit der Auflösung eines guten Teiles des russischen Heeres geendet hat. Wie Rußland diese furchtbaren Schläge überwinden und den Sieg über Japan noch erringen soll, ist nicht recht abzusehen. Kenner Rußlands versichern, es habe über acht Millionen ausgebildeter Soldaten, und sein Goldschatz sei noch ganz unberührt, es habe bis jetzt den Krieg mit Anleihen, also mit fremdem Gelde geführt; es könne also unter allen Umständen länger aushalten als Japan. Das mag theoretisch richtig sein, und daß Rußland nicht verzweifelt, das zeigt der Beschluß, bei Irkutsk eine ganz neue Armee für Ostasien zu bilden. Daß das geschieht, und daß diese Armee in der Mandschurei erscheinen wird, ist nicht zweifelhaft; aber seine gesamte Kriegsmacht kann doch Rußland nicht dahin werfen, auch wenn es die immer noch unklare innere Lage erlauben sollte. Dazu wird es den ungeheuern Unterschied in der Beförderungszeit, der es gegenüber den Japanern in Nachteil bringt, niemals ausgleichen, denn ein russisches Bataillon braucht von Moskau bis Mukden dreißig, ein japanisches von Tokio aus nur sechs Tage, und sollten auch die Russen trotzdem wirklich noch mit erdrückender Übermacht auftreten können, so wäre ihnen doch damit allein der Sieg noch nicht verbürgt, denn nicht die Überzahl, sondern ihre Führung hat bis dahin den Japanern das Übergewicht gegeben. Dazu kommt, daß Landsiege diesen Krieg nicht entscheiden können. Sie können die Japaner aus der Mandschurei verdrängen, aber nicht aus Port Arthur und aus Korea, solange die japanische Flotte die Seeherrschaft behauptet, und wie die Russen ihnen diese noch entreißen sollen, das ist nach ihren bisherigen Leistungen nicht einzusehen. Kurz, die Welt wird wohl damit rechnen müssen, daß der Sieg den Japanern bleibt, daß zum erstenmal eine europäische Großmacht einer asiatischen unterliegt oder sie wenigstens nicht zu besiegen vermag.

Digitized by Google

Darin liegt die entscheidende Bedeutung dieses ungewöhnlichen Kriegs im äußersten Osten. Das erkannte Friedrich Ratzel schon in seinen Anfängen, als er einmal sagte, dieser Krieg sei wichtiger als alle andern, die seit Jahrhunderten geführt worden seien. Er sah darin den Anfang einer Reaktion der farbigen Rassen gegen die Vorherrschaft der Weißen, und wenn Kaiser Wilhelm seinem bekannten Bilde, das im Hintergrunde die Riesengestalt Buddhas im Flammenschein zeigt, die Unterschrift gab: „Völker Europas, wahret Eure heiligsten Güter," wenn er dann mit Rußland und Frankreich im Bunde den siegreichen Japanern in den Arm fiel und ihnen ihre festländischen Erwerbungen wieder entwand, so hat er ähnlich gedacht. Heute ist jede Möglichkeit, einen solchen Eingriff zu wiederholen, ausgeschlossen. Tausendzüngig läuft die Kunde von den Siegen der kleinen gelben Leute über den Moskowiter durch die mongolischen Völker Asiens, und schon rechnet man mit der Möglichkeit einer militärisch-politischen Reorganisation des chinesischen Vierhundertmillionenreichs unter japanischer Führung. Die Gefahr, die damit für die Europäer und Europa heraufstiege, wäre gar nicht auszudenken. Allerdings bestreiten Kenner Chinas auf Grund des unkriegerischen und unpolitischen, dazu urkonservativen Volkscharakters der Chinesen diese Möglichkeit. Aber wenn auch nur das, wovon jetzt die Rede ist, verwirklicht werden sollte, wenn China eine einheitlich organisierte Armee von 500000 Mann unter japanischer Leitung aufstellte, so wäre es damit eine aktionsfähige Großmacht, und auf handelspolitischem Gebiete ist die japanische Konkurrenz in China ebenso schon an der Arbeit. Wie aufstachelnd der Gedanke, die unüberwindlichen Europäer könnten durch Asiaten doch überwunden werden, auch politisch wirkt, das zeigen bedeutsame Vorgänge im englischen Indien. Auch in diesem bunten Rassen- und Völkergemisch von mehr als dreihundert Millionen ist das Selbstbewußtsein erwacht. Der letzte indische Nationalkongreß hat die ganze englisch-indische Politik mit ihrer türkischen Steuerwirtschaft einer vernichtenden Kritik unterzogen und als Zukunftsbild die „Vereinigten Staaten von Indien" mit allmählicher Ausscheidung der englischen Bestandteile aus der Verwaltung gezeichnet, und was würde geschehen, wenn auch nur die fünfzig Millionen Mohammedaner, der tatkräftigste und selbstbewußteste Teil der Inder, eine entschlossene Erhebung versuchten, die auch Lord Roberts, der langjährige Oberbefehlshaber in Indien, erwartet! Der Aufstand von 1857 umfaßte nur einen kleinen Teil Indiens und hat doch von England ungeheure Opfer gefordert. Vollends die Holländer wären gegen eine Erhebung der zahlreichen und hochkultivierten malaiischen Bevölkerung ihrer hinterindischen Inseln, die sie ja auf Sumatra noch nicht einmal vollständig bezwungen haben, so gut wie wehrlos und könnten diesen kostbaren Besitz vollends gegenüber den Japanern nicht halten. Und wie hartnäckig die diesen stammverwandten Tagalen der Philippinen unter Aguinaldo erst den Spaniern, dann den Nordamerikanern widerstanden haben, das ist noch in frischer Erinnerung.

Und sollten nicht auch in Amerika ähnliche Strömungen vorhanden sein? Zwar in Nordamerika ist die einheimische Bevölkerung im raschen Verschwinden begriffen, und auf den Antillen ist sie schon im sechzehnten Jahrhundert aus-

Digitized by Google

gestorben; aber dort ist sie seit derselben Zeit durch eine Negerbevölkerung ersetzt worden, die Haiti, die Perle der Antillen, ganz in ihre Hände gebracht und hier die Herrschaft der Weißen abgeworfen hat, ohne freilich mehr zustande zu bringen als zwei ohnmächtige kleine Republiken, die beständig zwischen Anarchie und Despotismus hin und her schwanken. Auch die Negerbevölkerung der Vereinigten Staaten ist zwar ziemlich zahlreich, aber zu weit zerstreut und gesellschaftlich in zu gedrückter Stellung, als daß sie trotz ihrer gesetzlichen politischen Gleichberechtigung den an Zahl und Kultur weit überlegnen Europäern gefährlich werden könnte. Dagegen haben sich die alten Kulturvölker Mittel- und Südamerikas auch unter spanischer Herrschaft erhalten, und zwar ihre eigentümliche Geisteskultur verloren, aber ihre Sprachen und ihre sozialen Einrichtungen — in Mexiko zum Beispiel ihren Gemeindebesitz — fast unverändert bewahrt. Nach der Losreißung Mexikos von Spanien 1825 drangen diese Indios auch in die Verwaltung ein, ja ein reiner Indio, Benito Juarez, wurde schließlich Präsident und als solcher der Überwinder des unglücklichen Kaisers Maximilian im Jahre 1867, und da die Indios viel stärker sind als die Kreolen, die herrschende Schicht spanisch-europäischer Abkunft, diese selbst aber mit dem Boden niemals fest verwachsen, sondern Spekulanten, Advokaten, Beamte, Priester und dergleichen geblieben sind, jedenfalls keine seßhafte Aristokratie entwickelt haben, so fehlt es schon heute nicht an Leuten, die prophezeien, daß die Zukunft Mexikos den Indios und nicht den Kreolen gehören werde. Nicht viel anders scheint es in den Ländern des alten peruanischen Reichs zu stehn, wo die schöne Sprache der Inkas, das Guichua, sogar von den Kreolen gern gesprochen wird; im südlichen Chile haben sich die tapfern Araukanier lange Zeit fast unabhängig behauptet, in Paraguay, der alten Jesuitenmission, bilden die Indios den Kern der Bevölkerung, und ihr ausgebildetes Guarani hat den Vorrang vor dem Spanischen; was sie im Kriege zu leisten vermochten, das haben sie unter Lopez 1866/72 gezeigt.

Jenseits des Atlantischen Ozeans, in Afrika, war schon die Erhebung des Mahdi im Sudan eine Bewegung gegen den in Ägypten zur Herrschaft gelangten europäischen Einfluß, eine zweite siegreiche die Abwehr der italienischen Schutzherrschaft über das christliche Abessinien durch die Schlacht von Adua am 1. März 1896, die das Reich des Negus, die gewaltige Gebirgsfeste Ostafrikas, in die Reihe der selbständigen, als solche von Europa anerkannten Mächte erhob; eben hat auch das Deutsche Reich einen Handelsvertrag mit diesem uralten Gemeinwesen abgeschlossen. Daß im englisch-holländischen Südafrika die eingebornen Rassen, die zwischen dem Sambesi und dem Kap etwa vier Millionen Köpfe gegenüber nur 500000 Menschen europäischer Abkunft umfassen, den Burenkrieg 1899 bis 1902 nicht zu einer Reaktion benutzt haben, ist ein Beweis von noch mangelndem Gemeingefühl und von dem Bewußtsein eigner innerer Schwäche; aber die Aufstände der Hereros und der Hottentotten im deutschen Südafrika scheinen nicht nur auf dem natürlichen Versuche zu beruhen, die alte ungezügelte Freiheit stolzer, kriegerischer Hirtenvölker gegen das Eindringen einer sie mannigfach beschränkenden und einengenden höhern

Digitized by Google

Kultur zu behaupten, sondern wenigstens bei den Häuptern, namentlich dem Hottentotten Hendrik Witboi, auch auf einem afrikanischen Bewußtsein, das bei ihm die Form einer religiösen Überzeugung angenommen zu haben scheint.

So hat sich in Ostasien eine einheimische, heidnische, kriegsgewaltige Großmacht erhoben, die schon auf das Festland hinübergreift; in Afrika hat sich das uralte christliche Reich von Habesch, das jahrhundertelang, von der übrigen Christenheit isoliert und fast vergessen, doch ein Bollwerk gegen die Fluten des ringsum siegreichen Islam bildete, wenigstens zu einer anerkannten selbständigen Macht emporgearbeitet. In Amerika fehlt es an einer solchen, aber innerhalb der bestehenden Staaten europäischen Gepräges dringen vielfach die Eingebornen zum Anteil an der Herrschaft empor. Fast überall beruht diese Reaktion der farbigen Rassen auf einer alten, einheimischen, eigentümlichen Kultur, die in Ostasien älter ist als die europäische. Wo bleibt da das bisher nicht angezweifelte, scheinbar unerschütterliche Übergewicht der europäischen Kultur? Wie ist es möglich, daß diese eben in ihrer höchsten und glänzendsten Entfaltung in einer Zeit, wo sie den ganzen Erdball erobert zu haben glaubt, allerorten auf den Gegenstoß der farbigen Rassen trifft?

Die Antwort ist einfach, aber für Europa weder schmeichelhaft noch tröstlich. Was wir der außereuropäischen, vor allem der farbigen Menschheit gebracht haben und bringen, das ist nur die Zivilisation, das heißt, wie es Professor Karl Lamprecht in Leipzig nach den Erfahrungen seiner nordamerikanischen Reise jüngst feinsinnig definiert hat, die Beherrschung der Natur und ihrer Kräfte durch eine darauf gerichtete Wissenschaft und Technik; es ist, wenn man von der mehr oder weniger gewaltsamen und äußerlichen Bekehrung der amerikanischen Kulturvölker im sechzehnten Jahrhundert oder von der modernen Verbreitung des Christentums unter den südafrikanischen Stämmen absieht, nicht die Kultur, das heißt die Entfaltung des Gemüts, des Herzens, der Phantasie, wie sie sich in Dichtung und Kunst, in Religion und Geisteswissenschaft zeigt, also etwas sehr Äußerliches, sozusagen Mechanisches. Wetteifernd haben die europäischen Völker, wie sie meinten, im eignen Interesse, das heißt im Interesse ihres eignen Erwerbs, ihre landwirtschaftliche, industrielle, militärische und maritime Technik überall hingetragen, und lernbegierig haben sich die Farbigen das alles angeeignet. Mit europäischen Waffen und Panzerschiffen, mit deutscher Organisation und Taktik schlagen die Japaner die Russen; Eisenbahnen, Dampfer und Telegraphen haben die indischen Rassen und Stämme in engern Zusammenhang gebracht, als sie jemals untereinander gehabt haben, in englischer Schule hat sich eine starke indische Armee gebildet, mit Hinterladern fechten Hereros und Witbois gegen unsre Truppen, die ihnen nur durch Artillerie und Maximgeschütze technisch überlegen sind. Fabriken europäischer Art arbeiten in Indien, Japan und China und beginnen der europäischen Industrie Konkurrenz zu machen. Wie lange wird es noch dauern, bis Chinesen und Japaner ihre europäischen Lehrmeister, die ihnen das alles beigebracht haben, höflich hinauskomplimentieren? Wo nicht das Christentum eingewirkt hat — und davon ist bei den asiatischen Kulturvölkern sehr wenig die Rede —, da hat die europäische Kultur gar nicht

Digitized by Google

eingewirkt, vielmehr ist die einheimische Bildung zum Beispiel in Japan und in China trotz dem Firnis europäischer Zivilisation ganz intakt geblieben, und mit dem alten, durch die neuen Erfolge nur noch verstärkten Hochmut sehen diese gelben Herren auf uns herab. So sagt der japanische Professor Inazo Nitobe (in dem von Japanern geschriebnen Quellenbuche „Unser Vaterland Japan," Leipzig, E. A. Seemann, 1904): „Unter Christentum verstehe ich nicht, was Jesus von Nazareth lehrte, sondern ein Bastardsystem der Moral, ein Gebräu von abgelebtem Judaismus, von ägyptischer Askese, von griechischer Erhabenheit, von römischer Arroganz, von teutonischem Aberglauben und tatsächlich etwas von allem, was es der irdischen Existenz erleichtert, die Massenabschlachtung schwächerer Rassen zu sanktionieren und ab und zu auch das Köpfen gekrönter Häupter." In so verächtlichem Tone, ohne die leiseste Ahnung vom Wesen der Sache redet ein hochgebildeter Japaner von dem, was das Beste der europäischen Kultur ist, und nicht minder verächtlich aber treffender stellt er „den diabolischen Nietzsche und seine seichten Nachfolger," „die der noch seichtern Jugend Errettung versprechen durch den Hedonismus," dem japanischen „angebornen Rasseninstinkt der Ehre" gegenüber. Vielleicht gibt das unsern Japanschwärmern, die uns nicht eilig genug in die Bewunderung japanischer Kunst und Literatur einführen können, etwas zu denken.

Was folgt daraus? Die europäische Zivilisation hat die fremden Rassen, bei denen sie Fuß gefaßt hat, nicht etwa der europäischen Kultur unterworfen, sondern sie gegen diese widerstandsfähiger gemacht. Die Zeiten, wo ein paar hundert gut bewaffnete und tapfre Europäer über Zehntausende von Eingebornen, im Kampfe der Feuer- und Stahlwaffen gegen halbnackte Leiber und Bronze- oder Feuersteinschwerter siegen konnten, wie Cortez in Mexiko, Pizarro in Peru, wo unbehilfliche chinesische Dschunken von europäischen Kriegsdampfern widerstandslos zusammengeschossen wurden und tapfre Mandschugeschwader an Bataillonssalven zerschellten, sind für immer vorüber, wenngleich europäische Energie und Geistesklarheit auch im Kriege die Überlegenheit behaupten mögen. Dieses Resultat ist für die modische und moderne Überschätzung der „Zivilisation" eine überaus heilsame Lehre; es ist geeignet, die so oft verspottete alte Auffassung von dem unendlich höhern Werte der „Kultur," d. i. der geistigen Güter, auf denen der Vorrang dieses alten Europas beruht, zu befestigen und der gedankenlosen Verherrlichung des Amerikanertums zu steuern, von dem Lamprecht trotz aller Anerkennung meint, wenn heute durch irgendwelche Erdkatastrophe die Vereinigten Staaten vernichtet würden, so würde nur wenig übrig bleiben, was der weitern Entwicklung der Menschheit zugute komme. Es eröffnet zugleich für die Zukunft die Aussicht, daß sich große, selbständige Kulturen von freilich sehr verschiednem Werte in der Welt nebeneinander behaupten werden, daß die reiche Mannigfaltigkeit nicht der Einförmigkeit weichen wird. Die innere Macht des Christentums wird dadurch nicht berührt; es ist nicht eine Religion unter vielen, sondern die Religion schlechtweg, allen andern, der starren Gesetzesreligion Mohammeds wie dem pessimistischen, den Willen zum Leben verneinenden und also entnervenden Buddhismus, unendlich über-

Digitized by Google

legen und dadurch zur Weltherrschaft berufen, aber nicht durch Feuer und Schwert.

Solchen Aussichten gegenüber muß in den Völkern europäischer Kultur, zu denen natürlich auch Amerika und vor allem die Vereinigten Staaten gehören, das Gefühl der Solidarität notwendig stärker werden, wie es etwa auf Grund religiöser Empfindung im Zeitalter der Kreuzzüge bestanden hat, die doch nicht nur Kämpfe um ein paar Fetzen Landes und um die heiligen Stätten, sondern der Gegenstoß des christlichen Abendlandes gegen den orientalischen Islam waren. Ansätze zu solcher Solidarität sind auch heute vorhanden. Sie zeigte sich in dem Zusammenhalten aller Großmächte gegen die chinesische Boxerbewegung im Jahre 1900; sie kommt auch darin zum Ausdruck, daß jetzt kein europäischer Staatsmann den Gedanken gehabt hat, der im achtzehnten Jahrhundert unfehlbar aufgetaucht wäre, die Verlegenheiten Rußlands zu benutzen, die europäische Stellung des Reichs zu schwächen. Der Bund Englands mit Japan ist ein kurzsichtiger und egoistischer Abfall von dieser Solidarität; wenn dieses Gefühl schon kräftiger wäre, so würde er ebenso verurteilt werden wie seinerzeit das Bündnis Frankreichs mit der Türkei gegen Karl den Fünften. Auch andre Spaltungen stehn heute noch dieser Solidarität entgegen. Zwar der Gegensatz zwischen dem Dreibunde und dem Zweibunde beginnt zu verblassen, weil Frankreich von Rußland Hilfe zur Niederwerfung Deutschlands jetzt am wenigsten erwarten kann, und also der Zweck, zu dem beide Bündnisse geschlossen worden sind, in dem damaligen Sinne gar nicht mehr vorliegt. Dazu kommt, daß Österreich-Ungarn allmählich aufhört, bündnisfähig zu sein, weil der seit vierzig Jahren gehätschelte Größenwahn der Magyaren die Doppelmonarchie, die nur als solche eine Großmacht sein kann, in zwei lose verbundne Mittelstaaten aufzulösen, also das politische Wesen des einen der Kontrahenten des Dreibundes von Grund aus zu verändern droht. Dagegen hat sich eine Annäherung zwischen Deutschland und Rußland vollzogen; andrerseits aber sucht England in Frankreich einen Bundesgenossen gegen uns. Dieser Lage muß man klar ins Auge sehen. Darum wäre für uns eine dauernde Schwächung Rußlands das ungelegenste, was geschehen könnte, und wir müssen für die uns bevorstehenden Möglichkeiten ein möglichst gutes Verhältnis zu Nordamerika schaffen, dessen gewaltig aufstrebende Volkskraft und Weltpolitik in kurzem die zweite Flotte nächst der britischen und ein ansehnliches wirklich leistungsfähiges Landheer aufstellen wird. Der Präsident Roosevelt, sicher einer der bedeutendsten Staatsmänner, die jemals die Union geleitet haben, der entschlossene Träger des Imperialismus, ist Deutschland durchaus geneigt, weil er weiß, wie viel sein Land den Deutschen verdankt, und daß die dort langsam entstehende selbständige Kultur mindestens ebensosehr deutsch wie angelsächsisch sein wird. Auf dieser Grundlage muß sich die deutsche Weltpolitik bewegen. Dann wird sie mitarbeiten an der Solidarität der europäischen Kulturvölker.

Digitized by Google

Elsaß-Lothringische Verfassungsfragen

Unter diesem Titel veröffentlicht die Kreuzzeitung einen Straßburger Brief, zu dem sie selbst bemerkt, daß sie gegen die darin enthaltnen staatsrechtlichen Ideen schwere Bedenken hege, den darin gemachten Vorschlag aber immerhin für bedeutsam genug erachte, ihn zur Kenntnis ihrer Leser zu bringen.

Seit längerer Zeit ist von Elsaß-Lothringen aus eine eigentümliche Agitation ausgegangen, die äußerlich die vermeintliche Gleichstellung des Landes mit den „übrigen deutschen Bundesstaaten" zum Ziele nimmt, tatsächlich aber doch nur auf eine Hebung der Stellung des Statthalters hinauskommt. Die Gleichstellung Elsaß-Lothringens mit den „übrigen" Bundesstaaten, wie sie dem Journal de Colmar zufolge demnächst auch von den elsaß-lothringischen Abgeordneten im Reichstage beantragt werden soll, und die zunächst auf die Ausschließung von Bundesrat und Reichstag von der Landesgesetzgebung zielt, ist eine keineswegs auf dem dortigen Boden erwachsne Idee. Sie wurzelt in dem Bedürfnis nicht der Bevölkerung, sondern eines Teils des Beamtentums, nicht von Berlin aus regiert zu werden und das Berliner Dreinreden aus der Regierung und der Verwaltung des Landes möglichst auszuschließen. Schon zu der Zeit des Oberpräsidenten Möller beherrschte der Gedanke „Los von Berlin!" die maßgebenden Straßburger Kreise, es konnte selbstverständlich nicht schwer fallen, hierfür eine Anzahl der politischen Stimmträger des Landes zu erwärmen. Im Jahre 1877 hatte der Vorschlag, den damaligen Kronprinzen mit der Statthalterschaft des Landes zu betrauen, bekanntlich ziemlich feste Formen angenommen. Von Straßburg aus lag dieser Idee ebenfalls die Erwägung zugrunde, in dem Kronprinzen dem allmächtigen Reichskanzler und dem Berliner Reichskanzleramt einen nachhaltigen Riegel vorzuschieben; Bismarck wiederum suchte nach einem Ausweg, um die Verantwortlichkeit für die Interna der elsaß-lothringischen Verwaltung loszuwerden. Wie die Verhältnisse zwischen Straßburg und Berlin damals lagen, hat er selbst in einer Reichstagsrede drastisch geschildert, als er die Straßburger und die Berliner Behörden mit zwei Lokomotiven verglich, die aufeinander losfahren. Daneben beschäftigte Bismarck der weitere Gedanke, dem Kronprinzen, dem bei seinem Lebensalter der Müßiggang und die Einflußlosigkeit, zu denen er sich verurteilt sah, unerträglich geworden waren, einen Wirkungskreis zu schaffen, in dem er sich „fern von Berlin" in verhältnismäßiger Selbständigkeit betätigen könnte. Auch die Beziehungen des Kronprinzen zu seinem Vater spielten dabei eine Rolle. Daß Bismarck dabei nicht ganz ohne innere Bedenken war, ergibt sich aus seinem Schriftwechsel mit dem Kronprinzen aus dem Jahre 1876

Digitized by Google

über den Professor Geffcken, den zu empfangen der Kronprinz ihm empfohlen hatte. Bismarcks Antwort an den Prinzen vom 8. Januar 1876 ist in dem Briefwechsel Band II der Anlagen zu den „Gedanken und Erinnerungen" veröffentlicht worden, worin es Seite 478 heißt: „Über sein Buch (›Staat und Kirche‹) kann ich ziemlich unbefangen urteilen, denn ich habe den speziellen Inhalt der Maigesetze, den ich damit nicht tadeln will, nicht zu verantworten. Ich war damals an den Arbeiten des preußischen Ministeriums nicht beteiligt und namentlich weder Kultusminister noch Ministerpräsident. Um so unparteiischer kann ich konstatieren, daß in den mir bekannten Kreisen der Fachmänner Dr. Geffckens Buch als eine seichte Kompilation bezeichnet wird, wie seine Kritik der Falkschen Gesetze jedenfalls von dreister Anmaßung, aber nicht von sachlicher Prüfung Zeugnis gibt. Ich habe Herrn Geffcken auf seinen Wunsch zur Professur in Straßburg vorgeschlagen, in dem guten Glauben, daß es ihm um wissenschaftliche Tätigkeit ehrlich zu tun sei, und daß sein augustenburgischer und hanseatischer Partikularismus durch die Herstellung des Reichs versöhnt sein werde. Ich habe mit Bedauern gehört, daß ich mich darin geirrt habe, und daß er selbst an einem so wunden Punkt wie im Elsaß die Reichsinteressen befeindet."

Es geht aus diesen Zeilen hervor, daß Bismarck im Jahre 1876 die elsässischen Angelegenheiten noch als einen wunden Punkt ansah. Wenn er trotzdem und ungeachtet der Neigungen des Kronprinzen, die in diesem Schriftwechsel hervorgetreten waren, bereit war, die Hand zu dessen Statthalterschaft im Elsaß zu bieten, so sind für ihn jedenfalls andre Gründe entscheidend gewesen, namentlich die, dem Kronprinzen Gelegenheit zu einer wirklichen Regierungstätigkeit als Vorbereitung auf die großen Pflichten seiner Zukunft zu bieten. Bei den häufigen Spannungen zwischen dem Kronprinzen und seinem Vater war das in Berlin nicht möglich, so lebhaft sich auch das Interesse des hohen Herrn an der Politik und an der innern und der äußern Entwicklung des Reichs — wenigstens in Einzelfragen — bekundete. Es geht das u. a. daraus hervor, daß er niemals unterließ, nach seinen Reisen in Deutschland, in Italien usw. dem Reichskanzler eine Niederschrift seiner politischen Reiseeindrücke zuzustellen. Im Frühjahr 1878 war die Frage des „Kronprinzenlandes," eine Bezeichnung, die von Straßburg aus lanciert worden war — Bismarck gebrauchte den Ausdruck „die deutsche Dauphinée" —, so weit gediehen, daß der Kronprinz vor seiner Abreise nach England dem Reichskanzler schriftlich die formelle Erklärung abgeben konnte, „daß falls die Entschließung Seiner Majestät für meine Berufung zu der in Frage stehenden Stellung ausfallen sollte, ich mit Freuden bereit sein würde, einem an mich ergehenden Rufe zu folgen."

Die Straßburger Statthalterschaft ist somit tatsächlich aus dem Gedanken hervorgegangen, daß es sich dabei im wesentlichen um einen für den Kronprinzen zu schaffenden Wirkungskreis handle. Daß Bismarck der Statthalteridee näher getreten sein würde, wenn er hätte voraussehen können, daß der Kronprinz diesen Posten nicht erhalten sollte, ist mehr als zweifelhaft. Äußerungen von ihm zu elsässischen Abgeordneten, von denen Schneegans berichtet, sprechen

Digitized by Google

mit voller Bestimmtheit aus, daß er einen andern Statthalter für ausgeschlossen erachtete. Erst als die Statthalterschaft des Kronprinzen sowohl durch die Attentate des Jahres 1878 und die dem hohen Herrn damals zugefallne Stellvertretung seines Vaters sowie an der Abneigung des Kaisers, den Kronprinzen vom Mittelpunkte des Reichs dauernd und geschäftlich entfernt zu wissen, gescheitert war, andrerseits zur Entlastung der Verantwortlichkeit des Reichskanzlers ein neues Verfassungsgesetz für Elsaß-Lothringen geschaffen werden mußte, kam man auf die Statthalteridee zurück. Das Verfassungsgesetz hat die verschiedensten Stadien durchlaufen. Dem Fürsten Bismarck war immer die Idee am sympathischsten gewesen, daß die einzelnen preußischen Ressortministerien auch die zuständigen Ressorts für Elsaß-Lothringen sein sollten, und die dortige Verwaltung, gleichviel in welcher Form, nur eine Exekutivbehörde des preußischen Staatsministeriums. Das wäre auch jedenfalls das einfachste gewesen. Auf diesen Gedanken kam er auch wieder zurück, als er sich nach den in Elsaß-Lothringen verunglückten Septennatswahlen von 1887 mit dem Gedanken trug, die durch die Verfassung von 1879 geschaffne Behördenorganisation samt der Statthalterschaft wieder aufzuheben. An der Ausführung dieses Gedankens ist er dann dadurch behindert worden, daß Fürst Hohenlohe die Frist, die die Erwägungen innerhalb des preußischen Staatsministeriums in Anspruch nahmen, durch eins der kleinen Kabinettstückchen, in denen er Meister war, benutzte, der weitern Entwicklung dieses Plans die Spitze abzubrechen. Er ließ sich in einer frühen Morgenstunde vom Kaiser die Ernennung zweier neuer Unterstaatssekretäre vollziehn und schob damit allen auf die Reorganisation der Verwaltung gerichteten Absichten einen festen Riegel vor, den sogar Bismarck ohne weiteres respektierte.

War der Statthalterschaftsgedanke schon bei seinem ersten Auftauchen ausschließlich auf die Persönlichkeit zugeschnitten, die den Posten ausfüllen sollte, so war das in noch viel höherm Grade bei dem Verfassungsgesetz von 1879 der Fall. Der Feldmarschall von Manteuffel lebte damals unbeschäftigt in Berlin, durch seinen persönlichen Einfluß in vieler Beziehung unbequem, gegen Bismarck durch Vorgänge aus der Okkupationszeit verstimmt. Manteuffel hatte in Frankreich eine Politik von hinten herum im Einvernehmen mit Thiers und Pouyer-Quertier gegen Bismarck geführt, gegen die der als Geschäftsträger nach Paris entsandte Oberstleutnant Graf Waldersee mit großer Entschiedenheit Front machte. Da Waldersee aber einerseits als Geschäftsträger nicht der französischen Regierung und andrerseits als Oberstleutnant nicht dem General von Manteuffel gegenüber die nötige Autorität hatte, als daß er mit voller Entschiedenheit hätte auftreten können, und dadurch in mancherlei Schwierigkeiten geriet, so sah sich Bismarck schon im August 1871 genötigt, von Varzin nach Gastein zu fahren, um beim Kaiser die Ernennung eines Botschafters für Paris und die Nichtgenehmigung eines von Manteuffel mit den Franzosen geschlossenen Vertrags erfolgreich zu bewirken. Die Versetzung Manteuffels nach Straßburg bot den Vorteil, diesem einen eignen Wirkungskreis zu eröffnen, nach dem er sich sehnte, zumal da dieser mit einer sehr ansehnlichen materiellen Existenz verbunden war; sodann auch den Kaiser zu befriedigen, der dem inzwischen zum Feldmarschall

Digitized by Google

beförderten General auf Grund seiner frühern Verdienste eine große Huld bewahrt hatte, und drittens auch dem Wunsche der Armee zu entsprechen, die die Statthalterschaft als ein Jus quaesitum ansah; auch schien es selbstverständlich, daß im Hinblick auf die besondern militärischen Verhältnisse in Elsaß-Lothringen ein hoher Militär an die Spitze der dortigen Verhältnisse trat, der im Kriegsfall auch dort die Armeeführung übernehmen und mit großen Vollmachten bekleidet werden konnte. Bei Manteuffel fiel ins Gewicht, daß eine gewisse Popularität, die er sich in Frankreich erworben hatte, für seine Einführung im Elsaß nützlich schien und der Bevölkerung gegenüber die Härte ausglich, als die die Berufung eines Soldaten an die Spitze der Verwaltung empfunden werden konnte. Anders freilich faßte das dortige Beamtentum die neue Statthalterschaft auf. Man wußte aus der Zeit, in der Manteuffel Generalgouverneur in Schleswig gewesen war, daß er ein persönliches Regieren liebte, ohne den innersten Kern der Dinge, um die es sich handelte, jedesmal voll erfaßt zu haben, und daß er an die öffentlichen Angelegenheiten wohl mit dem Blick des Soldaten, aber ohne große Wertschätzung für staatsrechtliche Theorien und juristische Bedenken herantrat. Der Konflikt Manteuffels mit dem Staatssekretär Herzog begann denn auch tatsächlich sofort mit dem Beginn des neuen Regiments und führte bekanntlich dazu, daß der sehr verdienstvolle Beamte, der aus kleinen Verhältnissen hervorgegangen vielleicht nicht die nötige Diplomatie und zu viel juristisches Bewußtsein hatte, als daß er einer Persönlichkeit wie Manteuffel gewachsen gewesen wäre, nach wenig Monaten aus dem Amte schied. Die Äußerung Bismarcks zu ihm bei seinem Abschied im Frühjahr 1880: „Ich hätte Ihnen mehr Diplomatie zugetraut," war in dieser Beziehung außerordentlich charakteristisch.

Es lag in Manteuffels ganzer Persönlichkeit, daß er bestrebt war, aus der Stellung, die er am 1. Oktober 1879 antrat, möglichst viel zu machen und ihr einen größern Inhalt zu geben, als ihr ursprünglich zuerkannt worden war. Nach Paragraph 1 des Gesetzes vom 4. Juli 1879 „kann" der Kaiser landesherrliche Befugnisse, die ihm kraft Ausübung der Staatsgewalt in Elsaß-Lothringen zustehn, einem Statthalter übertragen. Der Statthalter ist somit keineswegs eine obligatorische Institution, sondern es ist sehr wohl denkbar, daß seine Obliegenheiten auch durch einen Staatssekretär, der durch dasselbe Gesetz geschaffen worden war, ausgefüllt werden können, wie dies nach dem Tode Manteuffels im Jahre 1885 tatsächlich sechs Monate lang der Fall gewesen ist. Es muß also nicht unter allen Umständen ein Statthalter ernannt werden, sondern es wird immer darauf ankommen, ob eine für den Posten geeignete Persönlichkeit vorhanden ist, der man diese Stellung zuweisen will. Die Annahme liegt wohl nahe, daß in nicht allzu ferner Zeit die Idee einer kronprinzlichen Statthalterschaft oder der Statthalterschaft eines der andern Söhne des Kaisers wieder aufleben wird. Manteuffel selbst hatte sich immer mit dem Gedanken getragen, daß Prinz Albrecht von Preußen, der jetzige Regent von Braunschweig, dereinst sein Nachfolger in der Statthalterschaft werden sollte. Ohne das Eintreten der Braunschweiger Regentschaftsfrage wäre es vielleicht der Fall gewesen.

Digitized by Google

Wie es nicht anders sein konnte, hatte sich Manteuffel von Anfang an mit dem Gedanken seiner Vertretung in Berlin beschäftigt. Um die nötige Fühlung mit dem Reichskanzler herzustellen, hatte er sich die Zuteilung des Grafen Wilhelm Bismarck erbeten, der während des Krieges Ordonnanzoffizier bei ihm gewesen war und sich damals große Anerkennung für seine Fähigkeiten bei Manteuffel erworben hatte. Graf Wilhelm Bismarck hat denn auch längere Zeit die Vermittlerrolle zwischen dem Statthalter und dem Reichskanzler ausgeübt, bis er einsah, daß dies auf die Dauer eine wenig angenehme und ersprießliche Aufgabe für ihn sei, und der Reichskanzler ihn in seine Nähe zog. Bei der Entscheidung des Gegensatzes zwischen Manteuffel und dem Staatssekretär Herzog hat Graf Bismarck zu der dem Wunsche Manteuffels entsprechenden Lösung nicht unwesentlich beigetragen. Was dagegen die Vertretung des Statthalters in Berlin anlangt, so war diese ursprünglich dem frühern elsässischen Abgeordneten Schneegans zugedacht, der jedoch, zunächst der Straßburger innern Verwaltung zugeteilt, dort sehr schnell in eine unhaltbare Stellung geraten war. Er war zum Ministerialrat befördert worden mit der Absicht, ihn später in den Bundesrat zu delegieren. Schneegans berichtet in seinen Aufzeichnungen ausführlicher über diese Dinge. Es bestand schon damals gar kein Zweifel, daß eine Vertretung des Landes im Bundesrat anders als durch einen Kommissar überhaupt nicht ausführbar sei. Manteuffel freilich hätte am liebsten eine einflußreiche Persönlichkeit in Berlin gehabt, die in der Lage gewesen wäre, dort seine Wünsche durchzusetzen. Der Ausweg ist dann später dadurch gefunden worden, daß die Unterstaatssekretäre, zuletzt auch der Staatssekretär des Ministeriums, zu stellvertretenden preußischen Mitgliedern des Bundesrats ernannt wurden und dadurch Gelegenheit erhielten, die Interessen Elsaß-Lothringens sowohl im Bundesrat als im Reichstage zu vertreten und zur Geltung zu bringen, was anfangs zum Teil dadurch erleichtert wurde, daß die Unterstaatssekretäre Mayr und Puttkamer gute persönliche Beziehungen zum Reichskanzler unterhielten, Puttkamer auch zum Reichstage, dem er längere Zeit als Mitglied der nationalliberalen Partei angehört hatte.

Der erwähnte Brief in der Kreuzzeitung knüpft an die Reichstagssitzung vom 15. März dieses Jahres an, in der der Abgeordnete Dr. Spahn namens der Zentrumsfraktion die elsaß-lothringischen Verfassungswünsche in einer Resolution vertrat, die darin gipfelte, daß Elsaß-Lothringen „als Mitglied des Reichs“ eine selbständige Vertretung im Bundesrat erhalten sollte. Es ist dies eine Vorwegnahme des aus Kolmar angekündigten Antrags, der nach der Erklärung des Reichskanzlers zum Antrag Spahn doppelt auffallen muß. Der Reichskanzler hat sich in seiner Antwort, wie nicht anders zu erwarten war, hierzu ablehnend verhalten, indem er ausführte, daß bei aller Neigung, den Wünschen der elsaß-lothringischen Bevölkerung entgegenzukommen, der Durchführung der Resolution große Schwierigkeiten und Bedenken entgegenstünden. Graf Bülow sagte: „Es entsteht zunächst die Frage, durch welche Instanz die elsaß-lothringischen Bundesratsbevollmächtigten ernannt werden sollen. Die Wahl derselben durch den Landesausschuß erscheint im Hinblick auf die die

Digitized by Google

Organisation des Bundesrats regelnde Bestimmung des Artikels 6 der Reichsverfassung ausgeschlossen. Ihre Ernennung durch den kaiserlichen Statthalter würde dagegen dazu führen, den Einfluß Preußens im Bundesrat über die Absichten der Reichsverfassung hinaus zu mehren und damit das Verhältnis Preußens zu den andern Bundesstaaten in einer für die letztern ungünstigen Weise zu verschieben." Die Ernennung von Bundesratsbevollmächtigten durch den Landesausschuß ist ausgeschlossen dadurch, daß der Bundesrat eine Vertretung von souveränen Regierungen und Städten ist, die Ernennung seiner Mitglieder also nur in Ausübung eines Herrscher- und Souveränitätsrechts erfolgen kann. Wollte man dem elsaß-lothringischen Landesausschuß, ziemlich der dürftigst ausgestatteten aller deutschen Landesvertretungen, solche Souveränitätsbefugnis beilegen, so würden in nicht allzu langer Zeit die Landtage der deutschen Staaten, namentlich Preußens, Bayerns, Sachsens usw., dieselbe Befugnis für sich in Anspruch nehmen, und der Bundesrat würde damit aus einer Vertretung der deutschen Regierungen zu einer Vertretung der deutschen Landtage, also zu einer Art Oberhaus, was er jetzt, wo seine Mitglieder nur nach Instruktionen ihrer Regierungen stimmen, nicht ist und nicht sein kann. Aber da Bundesratsmitglieder nicht bloß ernannt, sondern auch instruiert werden müssen, solange dem Bundesrat sein jetziger Charakter verbleibt, ist es vollständig ausgeschlossen, daß eine Landesvertretung damit befaßt werden könnte, die schon äußerlich durch ihre auf einen Teil des Jahres beschränkte Tätigkeit gar nicht in die Lage kommen kann, die von Fall zu Fall nötigen, vielfach auf vertraulichen Berichten beruhenden Instruktionen zu erlassen. Die Ernennung durch den Statthalter ist unsers Erachtens ziemlich aus demselben Grunde ausgeschlossen. Der Statthalter, wer er auch sein mag, ist niemals Souverän, sondern immer Untertan und kann schon aus diesem Grunde Vertreter, die doch im Bundesrat ebenbürtig nebeneinander sitzen müssen, in diesen nicht entsenden. Elsaß-Lothringen ist kein Staat im Sinne der Reichsverfassung, so wenig wie es vor seiner Abtretung ein solcher gewesen ist. Die ehemalig französischen Gebietsteile sind durch den Friedensvertrag dem Deutschen Reich abgetreten. Artikel 1 der Versailler Präliminarien sagt ausdrücklich: l'Empire allemand possédera ces territoires à perpétuité en toute souveraineté et propriété. Elsaß-Lothringen ist mithin provincia imperii, Provinz des Reichs, nicht Mitglied des Reichs. Deutschland hat zwar die souveräne Befugnis, aus dieser Provinz einen Staat zu machen, ohne daß das Eigentumsrecht des Reichs dadurch geändert würde. Bis jetzt ist das aber noch nicht geschehen, und wir glauben auch nicht, daß bei den deutschen Regierungen die Neigung dazu vorhanden ist. Im Gegenteil, der gemeinsame Besitz der deutschen Staaten, den das heutige Elsaß-Lothringen darstellt, ist ein wesentliches Einigungsband gewesen, und wenn Minister Delbrück, wie aus seinen Aufzeichnungen hervorgeht, dem preußischen Minister Grafen Eulenburg auf dessen Bemerkung: „Ein Reichsland ohne Reich?" im August 1870 erwidert hat: „Vielleicht führt das Reichsland zum Reich," so hat er damit dem schöpferischen Gedanken Ausdruck gegeben, der für die Kreierung des Reichslandes damals ausschließlich maßgebend gewesen ist. Man hat im Jahre 1870 auf die Ver-

Digitized by Google

teilung des eroberten Besitzes an die einzelnen deutschen Staaten ausdrücklich verzichtet. Es ist bekannt, daß die Wünsche König Ludwigs des Zweiten von Bayern sehr bestimmt auf eine Vergrößerung Bayerns hinausgingen. Man hat aber sowohl dieses Extrem als das andre, die Schaffung eines neuen souveränen Kleinstaats an der gefährlichsten Grenze des Reichs, vermeiden wollen und hat darum dem mittlern Ausweg, der Errichtung des „Reichslandes" als der besten Ausdrucksform des gemeinsamen Besitzes den Vorzug gegeben. Jede Erweiterung der staatsrechtlichen Stellung des Landes in bezug auf Gleichstellung mit den „übrigen" Bundesstaaten ist also eine Fälschung des damaligen Grundgedankens und nähert sich Schritt für Schritt der Umwandlung des Reichslandes in einen neuen Kleinstaat. Es würde dies der gefährlichste Ausweg sein, den Deutschland überhaupt treffen könnte. Dem Reichslande Elsaß-Lothringen können Konzessionen gemacht werden, die einem selbständigen Kleinstaate Elsaß-Lothringen unbedingt versagt bleiben müßten. Es wäre einer der verhängnisvollsten Fehler, ein Außerachtlassen aller Lehren der Geschichte, wollte man nur um theoretischer Liebhabereien oder persönlicher Lieblingswünsche willen aus Elsaß-Lothringen etwas andres machen, als es heute ist. Was hätte denn die Entsendung von Bevollmächtigten in den Bundesrat praktisch zu bedeuten? Der Statthalter und die Verwaltung von Elsaß-Lothringen sind seit einem Vierteljahrhundert vollständig in der Lage, ihre Wünsche und Ansichten in den vorbereitenden Stadien der Reichsgesetzgebung zur Geltung zu bringen. Die Rundschreiben des Reichskanzlers an die deutschen Regierungen gelangen fast sämtlich oder doch in der großen Mehrzahl auch an den Statthalter. Die Ernennung von Bundesratsbevollmächtigten wäre also nichts weiter als eine Dekorationsfrage, die mit der Verschiebung der gesamten staatsrechtlichen Grundlagen des Reichslandes doch wohl zu teuer erkauft wäre. In der Kreuzzeitung wird bedauert, daß der Reichskanzler der Sympathie „mit der Verfassungsbewegung" nicht in bestimmterer Form Ausdruck gegeben habe. Wir glauben, daß Graf Bülow in der Sympathiebezeugung für eine unmögliche Sache, von der der Briefschreiber der Kreuzzeitung selbst sagt, „daß sie in ihren Zielen und vor allem in ihren Mitteln und Wegen noch sehr unklar sei," so weit gegangen ist, als er bei seiner Überzeugung von der Unausführbarkeit der Sache höflicherweise irgend gehn konnte. Jede Veränderung der staatsrechtlichen Stellung des Reichslandes darf sich nur in der Richtung vollziehn, daß die Beziehungen des Kaisers zum Lande befestigt werden, und daß der Kaiser die Staatsgewalt dort nicht mehr im Namen des Reichs, sondern in dem Sinne ausübt, daß Elsaß-Lothringen gewissermaßen eine Morgengabe des Reichs an die Kaiserkrone, ein mit dieser unzertrennlich verbundnes Reichslehen darstellt. Es wäre das eine Verengerung der schon tatsächlich vorhandnen Personalunion mit Preußen, und der im Lande künstlich erzeugte Wunsch, Bundesrat und Reichstag bei der Landesgesetzgebung ausgeschlossen zu sehen, ließe sich einzig auf diesem Wege vielleicht erfüllen. Nun teilt auch der Briefschreiber an die Kreuzzeitung schon mit, daß sich mehrere durch die gleichzeitige Tagung des Landesausschusses in Straßburg festgehaltne Reichstagsabgeordnete dahin

Digitized by Google

geeinigt hätten, den Initiativantrag beim Reichstag einzubringen, daß der Kaiser eigentlicher Landesherr von Elsaß-Lothringen werde. Gegen diesen der Situation einzig angemessenen logischen Antrag entwickelt der Verfasser des Artikels schwere Bedenken, die an sich absolut unzutreffend sind, und schlägt dafür eine langbemessene Amtsdauer des Statthalters oder gar einen Statthalter auf Lebenszeit (!) vor. Hierin liegt wieder einmal deutlich ausgesprochen, daß die ganze sogenannte Verfassungsbewegung tatsächlich nur auf eine Erhöhung der Stellung des Statthalters hinauskommt, eine folgerichtige Entwicklung des Keimes, den Manteuffel mit seiner ersten großen Tischrede an den Landesausschuß im Jahre 1879 in das Land gesenkt hat. Es handelt sich bei all diesen Vorschlägen gar nicht um das Land, sondern um den Statthalter und dessen größere Unabhängigkeit und — Dauer. Außerhalb der alldeutschen Beamten- und Professorenkreise gibt es in ganz Elsaß-Lothringen wahrscheinlich keine hundert Menschen, die sich für diese ganze Frage irgendwie interessieren oder auch nur das geringste Verständnis dafür haben. Man kann also auch nicht behaupten, daß im Lande irgendein wirkliches Bedürfnis für solche Veränderungen vorhanden sei. Es sind einzelne Persönlichkeiten, die sich eine politische Rolle aus diesem Material zurechtschneiden, dementsprechend kann es auch nicht weiter wundernehmen, wenn sich die Zentrumsfraktion beeilt, beizeiten ihre schützende Hand darüber zu halten. Jede größere Selbständigkeit des Statthalters kann sich nur auf Kosten des Kaisers und seiner persönlichen Beziehungen zum Lande vollziehn, ebenso auf Kosten des Reichskanzlers, neben dem in dem selbständigen oder gar „erblichen" Statthalter von Elsaß-Lothringen plötzlich eine Figur in die Höhe wüchse, die in der Reichsverfassung nicht vorgesehen ist und darin auch keinen Platz hat.

Daß in Straßburg ein größeres Bedürfnis nach Selbständigkeit und Unabhängigkeit von Berlin seit Möllers Zeiten empfunden wird, ist schon zu Anfang dieses Aufsatzes dargetan worden. Daß diese größere Unabhängigkeit für das Land oder für das Reich von Nutzen sei, ist damit keineswegs erwiesen. Eher das Gegenteil. Vor allen Dingen muß jedes Bestreben, wie es auch heißen möge, das darauf hinausläuft, eine stärkere Potenz zwischen dem Kaiser und das Land einzuschieben und damit die Aufgabe des Reichskanzlers zu erschweren, unbedingt verworfen werden, nicht etwa wegen der heute in Betracht kommenden Persönlichkeiten, sondern wegen der Richtung, in der sich eine solche Institution früher oder später zum Nachteil des Reichs unfehlbar auswachsen würde. Es wäre eine solche Schöpfung ein vollständiges Verlassen des im Jahre 1870/71 aus wohlerwognen Gründen betretnen und bisher erfolgreich festgehaltnen Weges. Für die größere Unabhängigkeit und Selbständigkeit des Statthalters, für seine Berufung auf Lebensdauer oder auf eine langbemessene Amtsdauer oder gar für seine Erblichkeit liegt im Reichsinteresse oder auch nur im Landesinteresse nicht der allergeringste Grund vor, es ist das ausschließlich eine neue dynastische Frage. Man könnte aber im Gegenteil die Frage aufwerfen, ob denn überhaupt die ganze Institution der Statthalterschaft, die immerhin alljährlich eine Viertelmillion kostet, noch notwendig ist, und ob der Kaiser das Land nicht ebensogut mit dem

Digitized by Google

Ministerium regieren kann, wenn die auf den Statthalter übertragnen kaiserlichen Befugnisse einfach auf den Staatssekretär übergehn. Am allerauffallendsten aber ist die weitere Ausführung in der Kreuzzeitung: „Um für den Fall eines offenbaren Fehlgriffs in der Besetzung des Statthalterpostens ein sicheres Ventil zu schaffen, könnte in die Verfassung die Bestimmung aufgenommen werden, daß auf Antrag des Kaisers der Bundesrat den Statthalter seines Postens entheben könnte“(!). Man muß in der Tat erstaunt sein, daß aus Straßburger Regierungskreisen der Gedanke öffentlich geäußert werden kann, die Entlassung des Statthalters dem Kaiser abzunehmen und dem Bundesrat zu übertragen, tatsächlich also eine Schwächung der kaiserlichen Stellung anstatt einer Stärkung! Wir wissen nicht, ob der betreffende Artikel dem Kaiser zu Gesicht gekommen ist, möchten aber wohl gesehen haben, mit welcher Miene er den Vorschlag gelesen haben würde. Jedenfalls ist der Kaiser nicht die Persönlichkeit, der man mit dem Vorschlage kommen könnte, daß der Kaiser in Elsaß-Lothringen zugunsten eines lebenslänglichen Statthalters oder auch nur eines solchen von fixierter Amtsdauer abdanken solle; ebensowenig ist der jetzige Reichskanzler dazu angetan, zu einer solchen Verminderung der kaiserlichen Stellung irgendwie Rat und Hand zu bieten. Es ist vollständig begreiflich, daß Graf Bülow sowohl in Anbetracht des Zentrumsredners als in Anbetracht andrer Persönlichkeiten und Verhältnisse seine Antwort in eine nicht unfreundliche und nicht unbedingt ablehnende Form gekleidet hat, aber ebenso kann wohl kein Zweifel bestehn, daß der Reichskanzler nicht die geringste Neigung hat, zugunsten eines Straßburger Dekorationsbedürfnisses die Stellung des Kaisers zum Lande und den Einfluß des Reichskanzlers auf die dortigen Dinge irgendwie zu verschieben. Die ganze Bewegung, wenn man diese Bezeichnung dafür überhaupt gelten lassen kann, gehört zu den krankhaften Auswüchsen einer langen Friedenszeit; am Tage einer Kriegserklärung würde der Statthalter von Elsaß-Lothringen mit fixierter oder lebenslänglicher Amtsdauer voraussichtlich in der Versenkung verschwinden, und der oberste Militärbefehlshaber an seine Stelle treten. Heute, wo in einem Teile der lebenden Generation die Erinnerungen von 1870 noch vorhanden sind und nachwirken, hätte die Sache vielleicht nur die Bedeutung einer mehr oder minder zulässigen Spielerei; in einer folgenden Generation, die nicht mehr von den Erinnerungen einer großen Zeit getragen wird, sondern das damals schwer Erreichte als selbstverständlich ansieht und darum auch leichter geneigt sein wird, an der Untermauerung der Fundamente zugunsten von Schönheitsanlagen zu rühren, könnten solche Dinge, wenn man heute darein willigen wollte, zu einer ernsten Gefahr werden. Es ist durchaus keine Bürgschaft vorhanden, daß alle deutschen Fürsten auch in allen folgenden Generationen mit derselben Treue und Hingebung zum Reiche stehn werden, wie dies heute in einer Weise der Fall ist, daß sie eine weit stärkere Stütze des Reichs sind als der Reichstag. Nun denke man sich in ein weniger reichstreues Milieu süddeutscher Fürsten auch noch einen lebenslänglichen Statthalter von Elsaß-Lothringen hinein, der diesen durch verwandtschaftliche und persönliche Beziehungen nahe stünde, der in Straßburg den Separatismus statt

Digitized by Google

der Reichszugehörigkeit pflegen würde, und den der Kaiser dann nur mit Hilfe des Bundesrats absetzen könnte! Der lebenslängliche Statthalter wäre, nicht heute, aber in fernerer Zukunft, der direkte Weg zum Verlust des Reichslandes. Wer das nicht einsehen will, befrage gefälligst die deutsche Geschichte des sechzehnten und des siebzehnten Jahrhunderts.

Nein! Will man in Elsaß-Lothringen und an Elsaß-Lothringen irgend etwas ändern, so kann es nur im Sinne der Erstarkung und Verstärkung der kaiserlichen Gewalt- und Machtbefugnis, der Beziehungen der Kaiserkrone zum Lande geschehen. Alles andre wäre ein gefährlicher Unsegen. Ob aber der Kaiser selbst dazu bereit ist, ob die deutschen Fürsten geneigt sind, sich ihres ideellen Mitbesitzes zu entäußern, ist eine keineswegs ohne weiteres zu bejahende Frage. -g-

Deutschland und die äußere Politik Frankreichs

In dem Schreiben, das der frühere Ministerpräsident Combes beim Abschied dem Staatschef überreichte, heißt es: „Ich habe das Vertrauen zur geeinigten Linken, daß sie das Werk der geistigen Befreiung, des sozialen Fortschritts und der Annäherung zwischen den Völkern, das mein Ministerium vollbracht hat, verteidigen und weiter fortsetzen wird." Der neue Premier, Maurice Rouvier, sagte in seiner Programmrede in der Deputiertenkammer: „Nach außen werden wir die Politik fortsetzen, die dank der Unterstützung durch das Parlament und der Zustimmung der Nation, durch die kraftvolle Betätigung unsrer Allianz und die Durchführung vorteilhafter Annäherung nach andrer Seite unsre Stellung in der Welt befestigt und unser Land in Stunden der Gefahr zu einem einflußreichen Faktor der Eintracht unter den Völkern gemacht hat." Das heißt, aus der amtlichen Phraseologie ins Gemeinverständliche übersetzt: Herr Delcassé wird die Politik fortsetzen, die er seit mehr als sechs Jahren vom Quai d'Orsay aus getrieben hat. Bis dahin hatte er das Koloniale verwaltet, und seine erste Tat war es, den Rückzug von Faschoda zu decken. Weder im Volk noch in der Kammer ist man mit allem einverstanden gewesen, was er inzwischen unternommen hat; doch zeigte er von Anfang an eine große Sicherheit und Gewandtheit in der Geschäftsführung, die ihm das Vertrauen der maßgebenden Kreise erwarb. Für sein Fach kam ihm zugute, daß er, der in jungen Jahren der Patriotenliga angehört hatte, später in innerpolitischen Dingen einem in allen Farben schillernden Opportunismus huldigte, der ihm erlaubte, aus einem Ministerium ins andre ohne Anstrengung überzugehn. Persönlich ein wohlhabender Mann war er auch den Ansprüchen seiner Stellung nach repräsentativer Seite gewachsen und konnte nicht leicht in den Verdacht kommen, pekuniären Lockungen zugänglich zu sein, was bei französischen Staatswürdenträgern, besonders seit den Tagen von Panama, durchaus nicht so ohne weiteres

Digitized by Google

feststehende Regel ist. Herr Delcassé ist heute ein Mann von zweiundfünfzig Jahren, auf der Höhe seiner Arbeitskraft und Arbeitsfreudigkeit; er kann noch viele Jahre der leitende Mann Frankreichs für die internationalen Beziehungen bleiben und wird vielleicht noch mehr als einen Kabinettschef überleben. Der Grundsatz, die Verwaltung des Auswärtigen Amts nicht durch innerpolitische Krisen in ihrer Kontinuität unterbrechen zu lassen, muß durchaus gebilligt werden und tilgt in etwas die schweren Nachteile parlamentarisch regierter Staaten gegenüber monarchischen, besonders absolutistischen. Der Fehler dabei ist, daß sowohl der Staatschef wie der Ministerpräsident und die Ministerkollegen und schließlich auch das ganze Parlament die Zügel der Diplomatie mehr und mehr dem altbewährten Vertrauensmann überlassen, daß die Neigung, sich in diese Dinge einzumischen, mit den Kenntnissen des Gewebes der internationalen Beziehungen schwindet, und daß sich dann, wie es in den letzten Jahren mehrfach vorgekommen ist, die Volksvertretung plötzlich Abmachungen mit andern Staaten gegenübergestellt sieht, deren Einleitung sie nicht genügend beobachtet und die nun als fait accompli nicht ohne Verstimmungen nach außen rückgängig gemacht werden können, so wenig sie auch den Beifall der Mehrheit haben. Es sei hier nur an die Reden nach dem Abschluß des ersten Siamvertrags und die Vorwürfe der Kammer wegen einer Reihe von Punkten im englisch-französischen Kolonialabkommen vom 8. April 1904 erinnert. Alle diese Bemerkungen hindern aber nicht, anzuerkennen, daß Delcassé der Minister für die auswärtigen Angelegenheiten ist, wie Frankreich ihn braucht. Seine Stellung hat er sich nicht durch ungewöhnliche Gaben errungen. Seine staatsmännische Bedeutung reicht nicht über das Mittelmaß hinaus, und sogar die dritte Republik, die nicht durch Reichtum an politischen Köpfen ersten Ranges verwöhnt ist, hat klügere, feinere und weiterschauende Männer an seiner Stelle gesehen. In einer Zeit politischen Epigonentums nicht nur in Frankreich besticht er immerhin durch manche Vorzüge, die nicht unterschätzt werden dürfen. Er hat die Kunst begriffen, die Bismarck so hoch schätzte, die Kunst, das im Augenblick Mögliche richtig zu erkennen, und die Gelegenheit abzuwarten, die der Erreichung dieses Möglichen die besten Aussichten bietet. Er ist ferner nicht ein Mann weltumspannender Ideen, aber er hat ein Ziel, und dieses Ziel hält er mit Zähigkeit im Auge und läßt sich nicht durch die kaleidoskopisch wechselnden Bilder des Tages, nicht durch ideologische Phrasen und nicht durch populäre Launen und Sentimentalitäten in der nüchternen Arbeit zur Erreichung dieses Ziels hindern. Hierin liegen zum Teil seine Erfolge begründet. Zum andern, größern Teil aber darin, daß dieses sein Ziel dem innersten politischen Instinkte des Volkes entspricht, wenn es auch den breiten Massen nicht mit Klarheit zum Bewußtsein kommt: das Ziel, die politische Entwicklung des festländischen Europas seit 1870/71 rückgängig zu machen, Frankreich die alte Vorherrschaft im Abendlande zu geben und den deutschen Einfluß in aller Welt nach Kräften zurückzudrängen und wenn möglich ganz zu vernichten. Die deutsch-französische „Frage" bleibt der Mittelpunkt, der Angelpunkt der französischen Politik; nur von hier aus können alle Kreuz- und Querzüge der französischen Diplomatie und ihre scheinbaren Widersprüche erklärt werden.

Digitized by Google

Wir möchten gern unser älteres Konto mit dem westlichen Nachbarn durch den Frankfurter Frieden als abgeschlossen betrachten, und doch sind wir gezwungen, auch unsre gesamte Politik, die sich mit ungeteilter Kraft neuen und drängenden Aufgaben zuwenden möchte, mit dem Bleigewicht unwandelbaren Mißtrauens gegen die unaufrichtige, hinterhaltige und rachsüchtige Politik des Volkes jenseits der Vogesen zu beschweren. Noch können wir die Stunde nicht absehen, wo wir den schweren Panzer etwas lüften und das Schwert aus der Hand legen dürfen. Jede Betrachtung der gegenwärtigen Stellung Frankreichs in den internationalen Verwicklungen muß deshalb notwendigerweise von einer Analyse der deutsch-französischen Beziehungen ausgehn und wird ebenso notwendig zu der Frage zurückführen: Wird die Kluft an den Vogesen nie geschlossen werden? So zäh die französische Politik gegen uns an ihren alten Zielen festhält, so ist doch auch sie der Entwicklung unterworfen und hat darum heute ein ganz andres Aussehen als vor dreißig oder auch vor fünf bis zehn Jahren.

Die deutschen Anschauungen in diesen Dingen sind dank der widerspruchsvollen Berichterstattung in der Tagespresse meist sehr verwirrt. Will man Klarheit gewinnen, so heißt es zwei Dinge scharf trennen, die immer wieder durcheinander geworfen werden: das ist auf der einen Seite die Stimmung der beiden Völker zueinander im persönlichen Verkehr, und auf der andern Seite ihre rein politischen Wünsche und nationalen Leidenschaften, die ihren maßgebenden Ausdruck in der zünftigen Diplomatie finden, deren Sprache freilich meist nicht leicht zu verstehn ist, und die trotz der angeblichen Ehrlichkeit der neuen Schule doch noch immer nach Talleyrandschen oder gar Metternichschen Vorbildern arbeitet.

Es wäre vergeblich, leugnen zu wollen, daß das Verhalten des französischen Volkes uns gegenüber seit zehn Jahren, besonders aber seit der letzten Weltausstellung in einer Umwandlung begriffen ist. Man braucht diese Tatsache nicht zu überschätzen, da man ja immer noch nicht weiß, ob diese Veränderung nicht rein oberflächlich ist. Es ist ein Fortschritt gegen die wüsten Auftritte der siebziger Jahre, bedeutet aber an sich doch noch nicht so sehr viel, wenn man heute ungeniert auf den Boulevards deutsch sprechen und seine deutsche Zeitung lesen kann, wenn den deutschen Bierhäusern nicht mehr die Fenster eingeworfen werden, und wenn der Pariser sein Glas Münchner trinkt, ohne wie früher nur bei dem Wort schon Symptome von Tollwut zu zeigen. Daß er den edeln Gerstensaft dabei nicht nach der deutschen Brauerei sondern nach dem französischen Importeur nennt, sind noch so Reminiszenzen von früher. Die Begeisterung für den so unfranzösischen Wagner halten wir nicht für echt, aber es ist doch schon immer etwas, wenn nicht bei jeder Tannhäuseraufführung einige Kompagnien Munizipalgarde aufziehn müssen, um den Garnierschen Prunkbau vor der Verwüstung durch erhitzte Patrioten zu retten. Bei großen wie kleinen Ausstellungen vermeidet man, die deutschen Farben neben denen andrer Nationen sehen zu lassen, deutsche Staatspapiere werden an der Pariser Börse nicht gehandelt, und um im vergangnen Jahre die alte gute „Fledermaus“ den Leuten mundgerecht zu machen, erzählte man in der Presse lang und breit, daß Meister

Digitized by Google

Strauß beileibe kein Preuße gewesen, sondern aus Wien sei, woran man eine Beschreibung der Donaustadt knüpfte, die in den ohnehin geographisch nicht ganz taktfesten Parisern die Überzeugung erwecken mußte, daß das österreichische Paris nicht weit hinter Charenton oder Vincennes zu suchen sei. Noch immer spricht man von den Leuten „jenseits des Rheins." Noch immer bringen die Zeitungen elsaß-lothringische Nachrichten nicht unter Deutschland. Das sind so Einzelheiten, die man zu Dutzenden vermehren könnte, und die beweisen, daß man noch keineswegs alle Vorurteile abgestreift hat, und daß man sich den Prussien noch immer gern als unmanierlichen Philister ausmalt mit Brille und Tabakpfeife oder als im wesentlichen jederzeit betrunknen Korporal, der alle Zivilisten und mit Vorliebe seine Frau braun und blau prügelt. Was sich so sehr geändert hat, das ist in der Tatsache zu sehen, daß man den ehrlichen Willen hat, diese Vorurteile fallen zu lassen und den Deutschen kennen zu lernen, wie er ist. Wenn heute alle Welt im „Vaudeville" Beyerleins Zapfenstreich gesehen und die „echten" Ulanenuniformen bewundert haben will, so ist das noch kein Zeichen von nachlassender Spannung. Diese Theaterkarikaturen können nur ganz falsche Vorstellungen erwecken und neue Vorurteile wachrufen. Aber die wachsende Zahl von Franzosen, die über die Vogesen zieht, um Land und Leute wirklich kennen zu lernen, die zahllosen und zum Teil sehr verständigen Bücher und Schriften über Deutschland, die in den letzten Jahren hier erschienen sind, die Hochschulkurse über Deutschland und deutsche Kultur, die gewaltig steigende Schülerzahl für deutschen Sprachunterricht: das alles sind Symptome, die hohe Beachtung verdienen. Die kriegerischen Siege Deutschlands haben den Nachbarn hassen gelehrt, der neue Siegeszug deutscher Intelligenz, deutscher Industrie, deutschen Geistes in Kunst und Wissenschaft übt eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf dieses Volk aus und verwandelt den Haß gegen den blutdürstigen Räuber von 1870 in Neid, aber auch in ehrliche Bewunderung, in sympathische Anerkennung sogar. Der Deutsche ist auch heute noch in Frankreich Gegenstand besondrer Aufmerksamkeit, aber nicht mehr des Volkshasses, und wenn die deutsche Kolonie in Paris mit ihren 60000 bis 70000 Angehörigen so wenig hervortritt, so liegt das an den Deutschen selbst, die sich ängstlich verbergen, anstatt die Stellung zu verlangen, die ihnen in diesem Völkerchaos an der Seine zukommt, und die der Franzose ihnen nicht mehr verweigern würde. Es ist sehr bezeichnend, daß gute Franzosen Worte, die einst, auf den Prussien gemünzt, die Volksmassen zu wahnsinniger Wut aufpeitschten, heute in lachender Selbstironie über vergangne Torheiten brauchen. Man hat den Pendulendieb und Frauenschänder von 1870 als anständigen Mann kennen gelernt und sieht, wo das Eis einmal gebrochen ist, daß man sich mit dem teutonischen Nachbarn vielleicht besser verständigen könnte, als mit dem im Grunde genommnen unausstehlichen „English," dem unappetitlichen Kosaken oder den armen lateinischen Vettern. Um diese Gesinnungsänderung vor sich selbst zu rechtfertigen, macht man dann den Zusatz: . . . aber es müßte der Deutsche Kants, Goethes und Schumanns sein, und nicht der Bismarcks, Moltkes, Krupps oder Siemens. Und dann kommt die alte Frage — sie klang einst haßsprühend und zornerfüllt, sie klingt heute nur

Digitized by Google

vorwurfsvoll, fast traurig —: Warum hat uns Deutschland 1870 überfallen, warum hat es unser Vaterland so grausam verstümmelt? Die Schatten des „schrecklichen Jahres" erheben sich zwischen Deutschen und Franzosen. Die Hand, die sich eben ausgestreckt hatte, zieht sich wieder zurück. Der Traum ist aus, der kalte graue Tag ist da, und die Politik der Wiedervergeltung hat das Wort. Immer wieder gerät der Deutsche in Gefahr, entzückt von den Reizen dieses verführerischen Landes und gefangen von dem anziehenden Wesen seiner Bewohner, zu vergessen, daß Frankreich nur darauf wartet, uns die Früchte von 1870 wieder zu entreißen, und daß wir nur dann vor ihm sicher sind, wenn es zu schwach zum Angriff bleibt.

Auch heute noch ist es der glühende Wunsch der Nation, für den kein Opfer zu schwer sein würde, die Glanzzeiten des Sonnenkönigs und des ersten Napoleons wieder herbeizuführen. Aber man beschränkt sich „realpolitisch," man will Frankreich in dem Bestand und dem Prestige sehen, die es vor 1870 hatte. In den siebziger Jahren war die Bedingung dabei blutige Vergeltung; nur ein Krieg konnte die Schmach Sedans und des Falls von Paris auslöschen. Die Zeiten haben sich geändert; man sieht, daß Frankreich allein mit Deutschland nicht mehr anbinden kann, und bisher hat weder Rußland noch England Lust gezeigt, mit den Rothosen verbündet in Berlin einzuziehn, nur um da das Frankfurter Friedensinstrument zu zerreißen. Man wäre auch heute noch bereit, über uns herzufallen, wenn wir nach andrer Seite uns unsrer Haut zu wehren haben, aber seit man nach den Erfahrungen von Gravelotte und Mars-la-Tour des Kriegsglücks nicht mehr so sicher ist wie früher, liebt man es, sich in die Toga des friedliebenden Republikaners zu hüllen und mit Verachtung vom Waffenhandwerk zu sprechen, das nur barbarischen Völkern Freude machen könne. Dabei rüstet man fieberhaft, und die Chauvinisten würden die Republik jedem abenteuernden General opfern, der Revanche verspräche. Aber die Hochfinanz gibt heute den Ton an, und auf der andern Seite der sozialistische Arbeiterstand, der bäuerliche Besitz. Diese Klassen wollen allerdings von einer kriegerischen Revanche im Sinne der Nationalisten nichts wissen. Sie erwarten die Vergeltung auf friedlichem Wege. Diese neue Schule hat zwei Führer, die eigentlich kaum in einem Atem zu nennen sind, die aber doch in dieser Beziehung zusammen gehören: Jaurès und Delcassé. Der Sozialistenführer erwartet die Lösung der elsaß-lothringischen Frage von der zukünftigen europäischen Demokratie, die alle Grenzschlagbäume umstürzen wird; er bleibt aber trotzdem dabei, daß Elsaß-Lothringen von Rechts wegen an Frankreich wieder herauszugeben ist. Herr Delcassé erwartet dasselbe Resultat von einem Zusammenwirken aller europäischen Mächte, die sich schließlich zu einer großen Koalition Kaunitz mit Hinzunahme Englands gegen Deutschland vereinigen werden. Wir haben es hier nicht mit den in Deutschland leider so überschätzten Phantasien des Herrn Jaurès, sondern mit den sehr realpolitischen Plänen des Herrn Delcassé zu tun. Das isolierte Deutschland soll durch den Druck aller gegen es vereinigten Staaten gezwungen werden, einen neuen Vertrag mit Frankreich zu schließen, der die Ergebnisse von 1870/71 ausstreicht. Die andern Völker mögen sich dann nach Belieben von dem ohnmächtig am Boden liegenden

Digitized by Google

Deutschland nehmen, was ihnen beliebt. Wir wissen nicht, ob die Revanche des alten Modells, die ehrlich sagte, was sie wollte, nicht diesem vertrackten heimtückischen „System Delcassé“ vorzuziehn war. Jedenfalls muß man aber immer wieder davor warnen, diese neue Einkleidung der alten rachsüchtigen Politik für einen so gewaltigen Fortschritt zu halten. Haben sich die gesellschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich gebessert, so haben sich die politischen Beziehungen in ihrem eigentlichen Wesen nicht viel verändert, so sehr auch die höfliche Korrektheit des diplomatischen Verkehrs zwischen Berlin und Paris anerkannt werden muß. Ja man kann sagen, die Ferry und die Hanotaux waren ehrlichen Ausgleichsgedanken näher, als es Herr Delcassé ist. Seit sechs Jahren haben wir politisch sogar einen Rückschlag zu verzeichnen.

Damals war man in Paris zu einer Verständigung mit Deutschland wenigstens in überseeischen Dingen geneigt. Herr Delcassé brach alle sich darauf beziehenden Versuche einer Fühlung, die in den Tagen von Faschoda nahe genug lag, ab und entschied sich für den Anschluß an England gegen Deutschland, anstatt des umgekehrten Wegs, den sein Vorgänger einzuschlagen bereit schien. Die Ära Delcassé, die heutige französische Auslandpolitik, richtet ihre Spitze unverhüllter als seit Jahren gegen Deutschland. Sie arbeitet auf die Isolierung des Deutschen Reichs und ist nur deshalb friedlich, weil sie hofft, ihr Ziel auf diesem Wege mit geringern Opfern zu erreichen als in einem Kriege. Es ist wahr, man spricht nicht mehr gern von der Revanche und von einem deutsch-französischen Kriege der Zukunft. Man spricht von dem „Kult der Erinnerungen,“ von den „unverjährbaren Hoffnungen,“ von den „Verheißungen kommender Tage“ usw. In diesen Floskeln kann man erkennen, daß die Erwartung eines unmittelbar bevorstehenden Zusammenstoßes mit Deutschland nicht mehr aufrecht erhalten wird, daß aber der Vergeltungsgedanke auch durch nebelhafte Prophezeiungen mit allen Mitteln gestärkt werden soll. Das ist die Taktik, die schon Gambetta anwandte, der mit seinen zweideutigen Sprüchen die unklaren Empfindungen der Massen immer wieder zu wilder Begeisterung anzustacheln wußte. Es liegt das an der, im vulgären Sinne des Wortes, jesuitischen Erziehung dieses Volks, dessen bessere, stärkere und liebenswürdigere Hälfte in Wahrheit die weibliche ist, während die Männer entweder klerikal-reaktionäre oder atheistisch-jakobinische Schüler des Ignaz von Loyola sind und bleiben. Von diesem Jesuitismus war der Jude Gambetta völlig durchdrungen. Man sehe sich doch seine über Gebühr gepriesenen Reden an. In seiner berühmten Cherbourger Rede sagte er: „Die großen Ausgleichungen können auch durch das Recht kommen; wir oder unsre Kinder dürfen auf sie rechnen, denn die Zukunft ist niemand versagt. Wenn unsre Herzen für etwas schlagen, so ist es nicht für ein blutiges Ideal, sondern für den Gedanken, daß was von Frankreich bleibt, uns ganz bleibt, daß wir auf die kommenden Tage rechnen können und wissen, daß es in den irdischen Dingen eine immanente Gerechtigkeit gibt, die zur rechten Zeit kommen wird.“ Ein andermal sprach er: „Nicht nur das Schwert vermag gordische Knoten zu trennen, und nicht nur die Gewalt vermag Aufgaben der äußern Politik zu lösen. Auch der Geist des Rechts und der Gerechtigkeit hat

Digitized by Google

sehr wohl seine Bedeutung." Das ist der Gedankengang des Pensons-y toujours et n'en parlons jamais. Die berühmte héroique folie der Volksmassen ist nicht mehr, die lieber heute als morgen den Stahl in das verhaßte Preußenherz senken wollte, aber der Vergeltungstrieb der maßgebenden politischen Kreise ist geblieben, wenn er sich auch mit modernen Ideen verbrämt. Es ist Geist vom Gambettaschen Geist, wenn der heutige Minister des Innern, Eugène Etienne, schreibt, „daß eine unverletzliche Forderung der Vergeltung noch keineswegs notwendigerweise ein Kriegsruf ist, daß die Wiederherstellung des Rechts noch durchaus nicht gleichbedeutend mit dem Appell an die Gewalt, und daß schließlich Frankreich keineswegs zu dieser einen Alternative unvermeidlich gedrängt wird, zwischen dem kalten Verzicht, der mit einem Strich eine schmerzvolle Vergangenheit löscht, und einer blinden Rache wählen zu müssen, die das Land vorzeitig in ein Abenteuer reißen könnte." Wir glauben, daß diese Worte eines als sehr gemäßigt bekannten Politikers genügen, die Illusionen unsrer guten Leute aber schlechten Musikanten, die Frankreich à tout prix versöhnen wollen, zu vernichten. Wenn der frühere Minister des Äußern und vortreffliche Historiker Gabriel Hanotaux in seiner „Geschichte des zeitgenössischen Frankreichs," von der soeben der zweite Band erschienen ist, erklärt, es sei ein Irrtum Deutschlands, seine ganze Politik auf eine etwaige Ranküne Frankreichs einzurichten, an die in Wahrheit kein Mensch in der Republik denke, es sei dies ein Irrtum, den das zur „fixen Idee" gewordne Mißtrauen Bismarcks gegen Frankreich genährt und wachgehalten habe, so glauben wir gern, daß Hanotaux und viele seiner Landsleute in der Tat einen ehrlichen Ausgleich mit uns wollen. Hanotaux ist aber nicht mehr Minister, an seiner Stelle sitzt Delcassé. Heute dürfte kein verantwortlicher Staatsmann die Worte aussprechen, die in den siebziger und den achtziger Jahren möglich waren: „Frankreich muß auf Elsaß-Lothringen ein Kreuz setzen," und: „Wir dürfen nicht weiter wie hypnotisiert auf das Loch in den Vogesen starren." Waldeck-Rousseau, der Stärkste von allen seit Gambetta, hätte vielleicht das Experiment wagen können; aber seine Begegnung mit Kaiser Wilhelm in den nordischen Gewässern machte ihn schon für die Chauvinisten zum gezeichneten Mann und ließ den Argwohn gegen ihn und seine patriotische Zuverlässigkeit ins Kraut schießen. Es ist unsäglich niederdrückend, von hier aus zu beobachten, wie Deutsche die französische Freundschaft mit dem Opfer Elsaß-Lothringens oder eines Teils der Reichslande zu erbetteln suchen. Dieses Gebaren ist aber auch ganz unklug, denn auch mit dem Wiedergewinn der „geraubten Provinzen" wäre Frankreichs Vergeltungsdurst nicht befriedigt. Man will die Vorherrschaft in Europa wieder haben und träumt von der Rheingrenze. Der Mann, der in der Sorbonnekirche von seiner Lebensarbeit ausruht, Richelieu, einer der gewaltigsten Politiker aller Zeiten und einer der gefährlichsten Gegner, die Deutschland je gehabt hat, er gibt den wahren Patrioten die Parole: „die Wiederherstellung der Rheingrenze." Das ist kein Fastnachtscherz, das ist ein ernsthafter Gedanke ernst zu nehmender Staatsmänner, und kein Geringerer als Paul Deschanel, der ehemalige Kammerpräsident und Mitglied der Akademie, hat sich offen für dieses Ziel ausgesprochen. Wollen unsre Versöhnungsfanatiker vielleicht nach

Digitized by Google

Straßburg und Metz noch Köln, Mainz und Aachen der roten Marianne zu Füßen legen? Man kann als Mensch die stärksten Sympathien für Frankreich haben, und diese Nation verdient sie vielleicht gerade wegen ihres hochgemuten Patriotismus, als deutscher Politiker hat man aber keine Wahl: solange das französische Volk nicht ehrlich die im Frankfurter Frieden festgelegte Gestaltung der Dinge als für alle Zeiten maßgebend anerkennt, müssen wir den französischen Einfluß in politischen Dingen mit allen Mitteln und überall bekämpfen, denn nur ein ohnmächtiges Frankreich ist ein friedlicher Nachbar.

Bei dieser Sachlage ist es erklärlich, daß man hier in Paris mit fast kindischer Eifersucht über die Grenze starrt und alles mit Argwohn, mit Neid oder mit Schadenfreude betrachtet, was bei uns passiert: Mißtrauen und Hohn für die deutsch-amerikanische Annäherung, doppeltes Mißtrauen gegenüber den Freundschaftsbeweisen zwischen Berlin und Petersburg, leidenschaftliche Parteinahme für die Polen in Preußen, für die Tschechen in Böhmen, die man nicht kennt, für die Italiener in Tirol, Schadenfreude über die deutsch-englische Verfeindung, Verhimmelung des edeln Castro von Venezuela, Beunruhigung über die Gesandtschaft nach Abessinien, gehässigste Verunglimpfung der deutschen Balkanpolitik, Intriguen gegen die Bagdadbahn, die ewigen Protektoratszänkereien. Deutsche sind es, die die Revolution im Zarenreich anzetteln, um Rußland in Deutschlands Arme zu jagen, Deutsche haben den ostasiatischen Krieg geschürt und einst die Tage von Peking verschuldet. Deutschland lauert auf den Zusammenbruch Österreichs, spekuliert auf Triest und Saloniki und wird demnächst Holland und die Schweiz verschlingen. Deutschland macht alle Schwierigkeiten in Marokko und verfeindet den Sultan mit der Republik. Die bulgarischen Wirren: Berliner Mache, die Armenierschlächtereien: Berliner Mache. Die ewigen Streiks in den französischen Häfen: nur im Interesse Deutschlands. Der Simplontunnel: nur im Interesse Deutschlands. Die Konkurrenz Genuas gegen Marseille durch das deutsche Kapital unterstützt. Kommt der Kronprinz nach Cannes oder Prinz Heinrich zum Automobilrennen um den Gordon-Bennettpreis, so ists eine Beleidigung des patriotischen Gefühls; kommen sie nicht, so ists auch eine Beleidigung, denn man traut Frankreich Mangel an Höflichkeit zu. Siegen die Hereros: man sieht, daß es mit dem deutschen Heere nicht mehr weit her ist, und daß die Bilse und Baudissin Recht haben; gehn die Deutschen energisch vor: ha, die brutalen Barbaren. So wars beim Kohlenarbeiterausstand, so ists mit den Handelsverträgen, über die man einen Lärm schlägt, als wenn Frankreich dadurch das bitterste Unrecht zugefügt wäre. Und so gehts auf Schritt und Tritt. Ein ruhiges Hineindenken in die deutsche Politik ist den Staatsmännern hier heute noch ebenso unmöglich wie vor dreißig Jahren. Die Stagnation in der Volksvermehrung Frankreichs ist womöglich auch eine Niedertracht Preußens. Denn also ist in dem sehr ruhigen und ernsten Eclair zu lesen: „Jedes Jahr, wenn das Journal officiel die französische Bevölkerungsstatistik veröffentlicht, reiben sich die Deutschen die Hände, und ihr Kaiser sagt lachend: Wieder eine Schlacht gewonnen, und noch dazu eine, die uns nichts kostet.“ Wir sind gar nicht so schlecht, wie wir aussehen, und machen den Franzosen einen Vorschlag zur Güte, der unsre Freundschaft-

Digitized by Google

lichkeit beweisen mag: Wie wärs, wenn jede Französin einen blonden Ostelbier und unsre rheinischen und märkischen Mädchen Franzosen heirateten? Vielleicht könnte dann der König von Preußen nicht mehr solche Siege im Journal officiel einheimsen. Es ist schwer, über diese Dinge keine Satire zu schreiben. Der beliebteste Tummelplatz chauvinistischer Spielereien bleibt natürlich das Reichsland. Die Korrespondenten der Pariser Blätter in Metz und in Straßburg schreiben sich fast die Finger wund über die angeblichen Dummheiten, die von der deutschen Verwaltung begangen werden. Wenn dann die Reden der ehemaligen Protestler in dem Landesausschuß beweisen, daß die Versöhnung mit der Annexion eine fast vollendete Tatsache ist, will man das nicht glauben, und wenn so klassische Zeugen wie die Gebrüder Marguerite, die Söhne des 1870 gefallnen tapfern Generals, bestätigen, daß man in Elsaß-Lothringen nichts mehr von Rückkehr zu Frankreich wissen will, so sind die eben noch gefeierten Romanschreiber plötzlich erbärmliche Sans-patrie und werden totgeschwiegen.

Diese Stimmungen sind es, die das französische Volk beherrschen, diese Stimmungen sind es auch, die Delcassé leiten und seiner Politik und der der französischen Regierung das eigentliche Gepräge geben. Nach wie vor ist das Bündnis mit Rußland der Haupttrumpf im französischen Spiel. Freilich, die Tage sind nicht mehr, wo sich russische Matrosen auf den Boulevards vor den Zärtlichkeiten der halbtollen Volksmenge und seidenrauschender, patschulidufttender Damen kaum retten konnten. In dem damaligen Jubel zeigte sich einmal die berechtigte Genugtuung darüber, daß die Republik durch die Allianz mit dem autokratischsten und gefürchtetsten Fürsten Europas in der Familie der zivilisierten Völker als gleichberechtigtes Glied anerkannt war. Die Jahre der Trauer waren vorüber, und Marianne konnte ihre Tränen trocknen. Jedermann gönnte ihr diese Freude, denn es gehört zu den Privilegien dieses so verschwenderisch von der Natur bevorzugten Volks, eigentlich keine Feinde zu haben. Auch Deutschland hätte die Erstarkung der Nachbarin mit Wohlwollen beobachten können, wenn es nicht aus frühern Zeiten die Erinnerung daran bewahrt hätte, daß die belle France nur dann verträglich bleibt, wenn sie zum Beißen keine Kraft hat. Außerdem genierte man sich in Paris auch nicht im mindesten, in alle Welt hinauszuschreien, daß der franco-russische Liebesbund erst auf den zertretnen Feldern Deutschlands seine Weihe erhalten würde, wenn die angebliche Schmach Galliens in Strömen deutschen Bluts abgewaschen sei; wenn Kosak und Spahi sich in Berlin die Hand reichen und dem Erdkreis verkünden könnten: „Das Deutsche Reich war; es hat Frankreich beleidigt; das Deutsche Reich ist nicht mehr.“ Das Russenbündnis ist heute dem Volke keine Herzenssache mehr. Das zeigte mit aller wünschenswerten Deutlichkeit das Verhalten des „Mannes auf der Straße“ gegenüber dem Krieg in Ostasien. Das kecke Draufgängertum der Japaner fand erst schüchterne, dann immer lautere Bewunderung, während das Mißgeschick Rußlands im Felde und dann die innern Erschütterungen des Zarenreichs die ehemalige Überschätzung des Moskowitertums in eine ebenso unberechtigte Unterschätzung wandelten. Man hielt es nicht einmal für der Mühe wert, sich die endlosen Schwierigkeiten der russischen

Digitized by Google

Kriegführung in der Mandschurei zu vergegenwärtigen, ebensowenig wie die eigentümlichen Verhältnisse des slawischen Riesenreichs im Innern. Das Urteil über den einst vergötterten Zaren war fertig, und nur der guten Disziplin der vernünftigen Presse ist es zu danken, daß nicht das ganze Publikum in das wüste Geschrei der Sozialdemokratie in Massenversammlung und Presse mit einstimmte. Nur mit Mühe konnte Delcassé in der Deputiertenkammer gegenüber dem wütenden Gebaren der Sozialisten gegen den „Mörder" und „Schlächter" in Petersburg die Stimme der Vernunft zur Geltung bringen. Kein Zweifel, der gebildete Teil des Bürgertums folgt ebenfalls nur sehr kühlen Berechnungen, wenn er für Beibehaltung des Zweibundes eintritt. Man steigt in die Aktenkammern vergangner Jahrhunderte, um die „Natürlichkeit" des russisch-französischen Bündnisses nachzuweisen. Wie ehemals Türken, Polen und Schweden, so seien heute die Russen die gegebnen Waffengenossen gegen Deutschland. Das habe schon Peter der Große erkannt, der 1717 Philipp von Orleans ein Bündnis mit den Worten anbot: „Ich werde für Sie den alten Platz Polens, der Türkei und Schwedens einnehmen." Das habe auch Bismarck bestätigt, der im Jahre 1856 ein russisch-französisches Bündnis als in der Natur der Dinge liegend erklärte. Nun ist mit solchen Zitaten gemeiniglich sehr wenig anzufangen, da man leicht ebensoviel Aussprüche ausgraben kann, die das Gegenteil zu beweisen geeignet sind; auch gibt es keine feststehenden Wahrheiten in der Politik, bei der alles im rastlosen Fluß ist. Die Sully, Richelieu und Mazarin betrachteten sich als die gegebnen Verbündeten der deutschen Protestanten, insonderheit Brandenburgs. Will der von Delcassé inspirierte Temps, der das Kunststück, mit Rußland und England zugleich zu liebäugeln, täglich im Schweiße seines Angesichts übt, vielleicht auch die Politik dieser alten Meister der französischen Diplomatie als heute noch wegweisend betrachten? Wie dem auch sei, in solchen gewundnen Deduktionen spricht nüchterne Berechnung und keine warme Freundschaft. Darum glaube man aber ja nicht, daß der Zweibund für uns an Gefährlichkeit verloren habe. Rußland braucht nur zu winken, wenn es Frankreich wieder ganz beherrschen will: es kostet ihm nur eine Frontveränderung gegen Deutschland. Frankreich würde mit Freudentränen den Japanern, den Venezolanern, den Hottentotten in die Arme sinken, wenn diese für Revision des Frankfurter Friedens eintreten wollten, und es sollte die russische Bundesbrüderschaft verschmähen? Die Republik ist immer und in jedem Augenblick bereit, gegen Deutschland loszuschlagen, wenn sich eine dritte Macht bereit findet, ihr die elsaß-lothringischen Kastanien aus dem Feuer zu holen und die Versicherungsprämie gegen ein neues Sedan zu zahlen. Jedoch die Annäherung Rußlands an Deutschland hat das Bild verändert; einem gegen Berlin marschbereiten Rußland würde man die Massacres von Petersburg gern verzeihen, über die man jetzt aus Rand und Band ist, weil man die Russen eben überhaupt nicht kennt.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Akademische Freiheit

Mit welcher Inbrunst sangen wir Studenten vor dem großen Kriegsjahre, das Deutschlands nationale Hoffnungen erfüllte, Max von Schenkendorfs Sehnsuchtslied „Freiheit, die ich meine!" Ja, welche Freiheit wir meinten, darüber haben wir uns oft heiß gestritten. Führte die Freiheit nur ihren Reigen am Sternenzelt? Nein, wir wollten sie auch in den Herzen und unter den Bäumen finden. Sie war uns die Seele aller Wahrheit und Tugend, sie war das ungehemmte Erblühen und Erwachsen alles Schönen und Guten, sie war der Charakter des Helden. Und daß sie sich die deutsche Art besonders erlesen habe, das stand uns ebenso felsenfest wie unsre Todfeindschaft wider alles Philistertum, diese Verkörperung des finstern Geistes, „wie ein Gespenst auf Eiern" einherschleichend. Kurz, Freiheit war uns alles, was das Herz wärmer und höher schlagen machte. Wir fanden keine Formel für sie, aber wir atmeten sie, indem wir ehrlich und wahrhaftig um Einsicht und Wissen rangen. Die Konfliktzeit trat ein in Preußen. Sie belebte unsre Freiheitsideale. Bismarck war der bestgehaßte Mann, der Vergewaltiger der Freiheit. Die gefesselte Gerechtigkeit und der hochmütige Junker — so stellte sich uns die innere Lage des Vaterlandes dar. Die Redner der Fortschrittspartei waren uns die Hüter der Freiheit und der Wahrheit. Wo es anging, drückten wir uns in die quetschende Enge der Zuhörerloge in dem alten Hause am Dönhofsplatz, wenn ein Streittag zu erwarten stand. Zwar als Virchow in seiner galligen, nörgelnden, saloppen Art das große Wort gelassen aussprach: „Man muß Preußen den Großmachtskitzel austreiben," da wurde uns trotz allem guten Willen zur Freiheitsbegeisterung unbehaglich zumute. Aber Gneist erschien als ein Held, wie er den Ministern zurief: „Sie tragen das Zeichen des Eidbruchs an der Stirn." Und vor allem, wenn Karl Twesten mit seinen strahlenden blauen Augen auf der Tribüne stand und den Etat zerpflückte, während dem Kriegsminister Roon die Zornader an der Stirn immer sichtbarer hervortrat, dann vergaßen wir uns selbst über dem mächtigen Eindruck schneidigster Sachkritik. Aber trotz alledem — Bismarck riß uns auch wider Willen mit sich fort. Wunderbar wars, wie er sich ruhig, überlegen, oft mit witzigem Wort dem Ansturm der Leidenschaften aussetzte und ihm standhielt, wie wenn ihm alles das nur die Füße netzte.

Aus diesen Kämpfen wollten wir lernen, was Freiheit sei, damit wir als freie Männer einem freien Volke dienen könnten, wir, die wir uns im Schatten der Universität, unter dem milden Zepter verständnisvoller Rektoren und Universitätsrichter so recht sicher in unsrer akademischen Freiheit fühlten. Obs uns gelungen ist? Nun, dann müßte es allerdings heute leicht sein, zu sagen, was eigentlich die akademische Freiheit ist, von der in den letzten Wochen mehr

Digitized by Google

geredet und geschrieben worden ist als vorher in einem ganzen Menschenalter. Auch die Verhandlungen darüber im preußischen Abgeordnetenhause waren lebhaft genug, jede Partei schickte ihre Sprecher vor, harte Worte fielen, Studt und Althoff hatten einen schweren Stand. Hier hieß es, die akademische Freiheit ist in Gefahr, dort wurde versichert, es kommt niemand in den Sinn, die akademische Freiheit anzutasten. Und die akademische Freiheit selbst schwebte über diesen Verhandlungen wie das Mädchen aus der Fremde, das als eine Lichtgestalt in dem Tale der armen Hirten erschien, bekannt und unbekannt, nahe und ungreifbar. Zuletzt der Studententag in Eisenach. Welche Erinnerungen an große Zeiten erweckt nicht die Wartburg! Mancher Geistesfrühling hat hier die ersten Triebe gezeitigt. Was mag die akademische Jugend jetzt dort wohl alles im geschlossenen Kreise verhandelt haben? Ist wirklich die Freiheit und die besondre Art unsers Universitätslebens in Gefahr? Man sollte es fast glauben; denn das ist ja eine offenbare Tatsache, daß ein Feuer brennt, und daß die Löschversuche die Flammen nur noch mehr angefacht haben. Und der Student ist ein problematisches Wesen. Er steht im Werden. Er weiß, daß er alles werden kann, wenn er auch noch wenig ist. Alles Wachskräftige im Übergangsstadium aber ist problematisch. Wie die Pflanze guten Boden, gute Luft, Regen und Sonnenschein braucht, daß sie wachse, so bedarf er des Ideals und der Freiheit, daß er sich kraftvoll entfalte. Mit Recht ist der Student eifersüchtig auf seine Freiheit. Warum aber ist er jetzt so besorgt um seine Freiheit geworden, daß er den akademischen Behörden und dem Unterrichtsminister sein Mißtrauen erklärt und sich wie zu einem Kriegszuge für seine höchsten Güter rüstet?

Ich habe bisher immer von dem Studenten gesprochen, wie man von dem Professor spricht, als wäre er eine bekannte Größe; und doch gilt hier wie überall, wo nicht Schlagwörter über die Wirklichkeit hinwegtäuschen, daß Unterschiede vorhanden sind. Wir haben Universitäten, technische Hochschulen, Bergakademien, tierärztliche Hochschulen, Musikhochschulen, Handelshochschulen, Kunstakademien. Sind ihre Schüler durchweg echte Studenten? Die Frage ist nicht einfach. Seit dem Epochenjahre des großen Kriegs haben sich allmählich unsre Bildungsgrundlagen und unsre Bildungsziele wesentlich verändert. Der Deutsche gibt sich nicht mehr damit zufrieden, sein Volk als das Volk der Träumer und der Denker zu preisen, er will Taten sehen und sich seinen Anteil sichern an den Gütern der Erde. Die Pflege der Machtmittel tritt in den Vordergrund. Die Technik, die die Machtmittel erwirbt und formt, beansprucht den Vortritt. Waren früher die Schulen, die für die Universität vorbereiteten, die Pflanzstätten einer geistigen Aristokratie, so ist jetzt eine weitgehende Ausgleichung auf dem Wege, die die alten Unterschiede zwischen Humanitätsschulen und technischen Anstalten, zwischen Gymnasien und Realschulen verwischt. Mit gleichen Rechten auf Weiterbildung sollen die Schüler aller dieser Anstalten ausgestattet werden.

In der Konsequenz dieses Bestrebens liegt es, daß auch die Universität in Reih und Glied gestellt wird mit den „Hochschulen." Der Student der technischen Hochschule will auch als vollbürtiger civis academicus angesehen werden. Ihm schließen sich der Tierarzt, der Forstakademiker und die andern an.

Digitized by Google

Ob solche Ausgleichung für die Erhaltung und Hebung unsers Bildungsdurchschnitts heilsam ist, darüber gehn die Meinungen der Patrioten weit auseinander. Als Wehrenpfennig unter Falks Regiment dahin wirkte, daß den technischen Schulen eine akademische Gleichstellung eingeräumt würde, wurde ihm entgegengehalten: Student bleibt Student; gib den Technikern Studentenrechte, Studenten werden sie doch nicht. Den „studentischen Konservatismus," Mützen, Bänder, Schläger, den Bierkomment und was sonst noch, das können sie schnell übernehmen; das macht sie aber noch nicht zu Studenten. Warum nicht? Weil die Unterrichtsmethoden und die Bildungsziele der Universität und der technischen Schulen verschieden sind. Der Techniker muß geschult werden; Kenntnisse und Fertigkeiten für praktische Leistungen muß er in festgelegten Bahnen erwerben, damit er Maschinen zu konstruieren und Häuser zu bauen verstehe. Er hat die direkte Verwertung des Erlernten im Auge. Für den Studenten der Universität ist das Bildungsziel ein andres. Auch er bereitet sich für praktische Zwecke vor, aber diese sind in eigner Weise mit bestimmten Lebensbedingungen des Gemeinwohls und des Staates verbunden, die nicht in der Mehrung des Nationalreichtums und der Erweiterung der Machtmittel den Schwerpunkt haben. Der Student hat sich in seinem Fachstudium zugleich zu richten auf die Erhaltung der geistigen Güter, der Frömmigkeit und der Sittlichkeit, der Rechtssicherheit, der Elemente für Seelennahrung und Charakterbildung, der Bedingungen für Gesundheit von Leib und Seele. Kurz, das Universitätsstudium erwirbt und verwirklicht das Humanitätsideal in seiner reichen und mannigfachen Gliederung. Und auch in den Fächern der bunt zusammengewürfelten philosophischen Fakultät, die ebenfalls zum Betrieb der technischen Hochschulen gehören, deckt sich die Unterrichtsweise nicht einfach mit der der Hochschulen; sie behauptet einen mehr theoretischen Charakter. Deshalb darf man gewiß von einem verschiednen Geist der Universitäten und der technischen Hochschulen reden.

Das empfinden diese, und sie dürsten nach voller und kundbarer Anerkennung ihrer Ebenbürtigkeit. Bei der Bierreise der Hannöverschen Hochschüler nach Hildesheim sprach dies in richtiger Auffassung der Sachlage der mit einer billigen Märtyrerkrone geschmückte von der Hochschule weggewiesene Stimmführer aus, der, von „ungeheuerm Jubel" begrüßt, den Sieg feierte, den unter seiner Führung die Kommilitonen der akademischen Freiheit erfochten. Damit hätten die technischen Hochschulen überhaupt die Führung in studentischen Angelegenheiten übernommen, sie hätten ihre Ebenbürtigkeit und Gleichwertigkeit durchgesetzt.

Ich kann in diesen Jubel nicht einstimmen. Gewiß, alle Studenten verbindet dieselbe Vaterlandsliebe, dieselbe Opferwilligkeit für Deutschlands Größe und Herrlichkeit. Hier besteht volle Ebenbürtigkeit der Gesinnung. Aber die Mittel, mit denen diese Bewegung um Durchsetzung der Ebenbürtigkeit angeregt wurde, haben mit der akademischen Freiheit, in deren Namen sich die Gemüter erregten, nichts zu schaffen. Was hat man getan, um das Feuer anzuzünden? Man telegraphierte an die deutschen Studenten in Innsbruck, die den Studenten der italienischen Rechtsfakultät den Krieg erklärt hatten. War durch jene Rechtsfakultät, deren Errichtung eine ungeschickte Abschlagszahlung an die berechtigten Forderungen der italienischen Untertanen Österreichs sein mag, die

Digitized by Google

akademische Freiheit deutscher Studenten gefährdet? Und weiter. Man protestierte gegen die katholischen Studentenverbindungen und sprach ihnen das Existenzrecht ab, dessen sich diese seit mehr als zwanzig Jahren unbeanstandet erfreut haben. Kein Protestant wird sich für die Existenz solcher Verbindungen erwärmen. Ihre Übelstände liegen auf der Hand, mögen sie bei den katholischen noch nicht so groß sein wie bei den exklusiv jüdischen Verbindungen. Aber ist die Möglichkeit ihrer Existenz nicht mit der Tatsache der akademischen Freiheit gegeben? Die akademische Freiheit besteht ja doch wohl nicht darin, daß ein Studentenausschuß für sich das Recht in Anspruch nimmt, zu tun, was ihm paßt, und zu verbieten, was ihm unbequem ist. Die Proteste aber gegen den Bestand katholischer Studentenverbindungen sind nichts andres als ein aktives Eingreifen in die traurigen konfessionellen Streitigkeiten, die unser Volksleben in Spannung halten und oft auch vergiften.

Hier wie dort ist also eine Grenzüberschreitung im Namen der akademischen Freiheit versucht worden. Denn darüber sollte doch keine Unklarheit herrschen, daß die Freiheit der Studenten nur da eine gesunde ist, wo sie sich innerhalb der Studienzwecke betätigt, und diese haben mit aktiver Politik nichts zu tun. Durch solche Übergriffe wird der Charakter der deutschen Universitäten gefährdet, auf den wir stolz sind, weil eben in der Eigentümlichkeit unsrer höchsten Bildungsanstalten unsre geistige und nationale Kraft wurzelt. Wer ein reifer Mann werden will, der darf sich die Zeit zum Ausreifen nicht verderben durch vordrängendes Hasten und Werben um die öffentliche Aufmerksamkeit, sonst verflacht und verödet er in eiteln Getriebe. Der deutsche Student hat das schöne Recht, auch zu irren, indem er selbständig seinen Weg sucht. Dieses Recht ist ihm gegönnt in dem Vertrauen darauf, daß er zu denen gehört, von denen Rückert sagt:

Das sind die Weisen,
Die durch den Irrtum zur Wahrheit reisen.

Das Recht zu irren ist eben ein Ausfluß der akademischen Freiheit; es stimmt uns milde, wenn auch der Most sich ungebärdig zeigt. Denn im Grunde sind alle Irrungen des Wahrheitssuchers nichts andres als Betätigungen des Rechts und der Pflicht der Selbsterziehung; und diese ist und bleibt der Nerv der akademischen Freiheit des deutschen Studenten. H.

Ein praktischer Utopist

Wieder einmal ein utopischer Rausch verflogen! Wenn vor Genossen der Zukunftsstaat erwähnt wird, sprechen sie sicherlich wenigstens im Herzen: Mumpitz. Weil das Leben schon jede Utopie gründlich genug widerlegt, ist es ziemlich überflüssig, sie mit Worten zu bekämpfen. Viel richtiger ist es, von Zeit zu Zeit an die Notwendigkeit des Utopismus zu erinnern. Ein Geschlecht, ein Volk, das keine übertriebnen Wünsche, keine übertriebnen Vorstellungen von

Digitized by Google

einer bessern und vollkommnern Zukunft hegt, wird überhaupt keine Wünsche und Ideale hegen, und mit der Gegenwart zufrieden, von der gegenwärtig erreichten Stufe auf eine tiefere hinabsinken. Wird aber einmal der immer waltende Widerspruch zwischen Vernunft und Wirklichkeit schreiend und unerträglich, dann wird ein leidenschaftliches Streben nach Besserung, das ohne einige Utopisterei kaum denkbar ist, zu einer Pflicht, ohne deren Erfüllung die Menschen aufhören, Menschen zu sein. Die Engländer hatten in den ersten Dezennien des neunzehnten Jahrhunderts tatsächlich aufgehört, Menschen zu sein, sowohl ihre obere Schicht, „die Gesellschaft," als die untere, die labouring poor. Sind die Fabrikanten noch Menschen zu nennen, die, zur Teilnahme an den Kommissionsberatungen über ein Kinderschutzgesetz gezwungen, die als Sachverständige eingeladnen Ärzte befragen, ob sieben- bis zehnjährige Kinder ohne Schaden für ihre Gesundheit zwölf bis sechzehn Stunden in der Fabrik beschäftigt werden könnten, und ob es für ihre Gesundheit und ihr Wachstum nötig sei, daß man ihnen Zeit frei lasse, sich zu erholen und in freier Luft zu bewegen? Und konnte die Unterschicht in der durch diese Erkundigung gekennzeichneten Lage etwas andres werden als Vieh, und zwar elendes, krankes Vieh? Als nun zu dieser Lage, mitten im rasenden industriellen Fortschritt, auch noch eine Absatzstockung mit Arbeitslosigkeit und Hungersnot hinzukam, da sprach einer von den wenigen, die sich ihr volles Menschentum bewahrt hatten: Was soll unter diesen außerordentlichen Umständen, wo ungeheure Produktivität der Arbeit den blassen Hunger zur Folge hat, denn geschehen? Sollen wir mit verschlungnen Armen dasitzen und Hilfe vom Himmel erwarten? Sollen wir das Elend mit Almosen lindern und die Elenden in diesen Verhältnissen lassen, die sie immer und immer wieder periodischen Hungersnöten überliefern werden?

Helene Simon macht uns mit diesem Vollmenschen genau bekannt in einer ausführlichen, sehr fleißig und gründlich gearbeiteten, leider aber nicht besonders geschickt abgefaßten Biographie: Robert Owen, sein Leben und seine Bedeutung für die Gegenwart. Mit einem Bildnis Robert Owens (Jena, Gustav Fischer, 1905). Owen ist der bei weitem interessanteste unter allen Sozialisten. Nicht allein unterscheidet ihn die erfolgreiche praktische Tätigkeit von den übrigen, die allesamt reine Theoretiker sind, sondern in ihm verkörpert sich sozusagen die Tatsache, daß der Utopismus nur der Blütenschmuck eines Fruchtbodens ist. Eine Lebensskizze wird zeigen, daß er von Haus aus das gerade Gegenteil eines Utopisten war, und wie ihn die Umstände zu einem solchen gemacht haben.

In dem walisischen Newtown, das damals noch ein freundliches Dorf war — später wurde es eine schmutzige Fabrikstadt —, 1771 als Sohn eines Sattlermeisters geboren, der zugleich einen Eisenkram hatte und die Post besorgte, wurde Robert mit sieben Jahren in seiner Dorfschule als Unterlehrer angestellt. Vom zehnten Jahre ab verdiente er sich sein Brot selbst. Zuerst als Lehrling in einem Schnittwarenladen (er hatte freie Station und Wäsche und 160, im dritten Jahre 200 Mark Lohn). Nach Beendigung der dreijährigen Lehrzeit trat er als Verkäufer in ein Londoner Geschäft, wo er freie

Digitized by Google

Station und 500 Mark bekam, aber von acht Uhr Morgens bis Nachts um ein oder zwei Uhr, die letzten Stunden mit Aufräumen, fast ununterbrochen angestrengt beschäftigt war. Und dabei nahm die Toilette noch viel Zeit weg; kein Gehilfe durfte anders antreten als gut frisiert, pomadisiert und gepudert, mit Zopf und zwei Locken. Er blieb hier nur ein Jahr und bekam dann eine Stellung in Manchester mit 800 Mark Gehalt und leichtem aber lehrreichem Dienst. Unter den Waren, die in diesem Geschäft verkauft wurden, waren Drahtformen für Damenhüte. Deren Fabrikant sagte ihm, er bemühe sich, die Konstruktion der Maschinen kennen zu lernen, mit denen man jetzt Baumwolle spinne; sobald er sie heraushabe, wolle er eine Maschinenbauanstalt gründen; leider habe er kein Geld; wenn Owen 100 Pfund zu zahlen vermöge, könne er sein Partner werden. Der achtzehnjährige Robert ließ sich das Geld von einem ältern Bruder geben, und die beiden richteten ihre Maschinenbauanstalt ein. Bald darauf fand der Mechaniker einen vermögendern Partner und bewog Robert, den er mit einigen Maschinen entschädigte, zum Rücktritt. Mit den drei Maschinen, die er statt der versprochnen sechs bekam, und drei Arbeitern spann Owen Baumwollengarn und verkaufte es an Glasgower Musselinweber, die damals im Begriff standen, den indischen Musselinwebern das Brot zu nehmen. So groß, erzählt Owen, sind die Macht und die Torheit der Mode, daß dieselben Damen, die sich damals um Musselin, 10 Schilling die Elle, rissen, ihn heute nicht um 2 Pence mögen, obwohl er jetzt von viel besserer Qualität ist. Es war damals nichts seltnes, daß sich die Spinner ihre Maschinen, die noch keine Marktware waren und als Geschäftsgeheimnis gehütet wurden, selbst bauten. So zwei junge Schotten, von denen Owen das Vorgespinst um 12 Schilling das Pfund kaufte; das fertige Garn verkaufte er dann um 22 Schilling. Bald vertauschte er seine winzige Fabrik mit einem größern Wirkungskreise. Ein reicher Kaufmann, Drinkwater (hübscher Name für einen, der reich werden will), hatte, ohne von Spinnerei etwas zu verstehn, die erste Feingarnspinnerei in Manchester begründet. Sein Techniker verließ ihn, und er suchte einen andern. Wie das Robert erfährt, nimmt er sofort seinen Hut und meldet sich bei Herrn Drinkwater. Dieser findet ihn zu jung. „Das ist ein Einwand, den man vor vier, fünf Jahren gegen mich erhoben hat; heute hätte ich ihn nicht mehr erwartet.“ — Wie alt sind Sie? — Im Mai werde ich zwanzig. — Wie oft betrinken Sie sich in der Woche? (Die Räusche galten damals noch für selbstverständlich in England.) — Ich habe mich in meinem Leben noch nicht einmal betrunken. — Drinkwater engagierte ihn mit 200 Pfund Gehalt, und Owen trat sofort ein. In diesem großartigen Betriebe war ihm so ziemlich alles neu und das meiste ein unverstandnes Geheimnis. Er beschließt, sich auf kluge Weise zu unterrichten. „Besonders nützlich waren mir die von meinem Vorgänger zurückgelassenen Zeichnungen von Maschinen und seine Berechnungen. Ich war der erste in der Fabrik am Morgen und schloß am Abend ihre Türen hinter mir zu. Diese schweigende Erforschung setzte ich tagtäglich sechs Wochen lang fort, antwortete auf Fragen nur Ja oder Nein und sprach keine einzige Anordnung aus. Nach Ablauf dieser sechs Wochen war ich vollkommen unterrichtet und konnte jedes Departement

Digitized by Google

selbständig leiten." Aber er bewährte sich nicht allein als Techniker, sondern auch als Kaufmann im Einkauf des Rohstoffs und im geschickten Absatz und übte zugleich durch seine Persönlichkeit einen solchen Einfluß auf seine Arbeiter, daß diese die einzigen disziplinierten und nüchternen in Manchester waren, was natürlich der Fabrikation zugute kam. Owen war der erste, der amerikanische Baumwolle verspann; er erhob seine Fabrik zur berühmtesten Englands, und das bedeutete damals: zur ersten der Welt. Nach vier Jahren sollte er Teilhaber werden. Da ihm gegen den Kontrakt ein Schwiegersohn vorgezogen wurde, kündigte er; vergebens suchte ihn Drinkwater durch eine hohe Abfindungssumme zum Bleiben zu bewegen. Mit zwei Fabrikanten zusammen gründete nun Owen die Chorlton Twist Company, deren Fabrik er baute und einrichtete. Um seinem frühern Chef nicht Konkurrenz zu machen, weigerte er sich, die Art Garn zu spinnen, die seinen Ruf in der Fabrikantenwelt begründet hatte. Sein Garn verkauft er an schottische Weber. Auf seinen Reisen nach Schottland lernt er den Besitzer der Fabriken von New Lanark, Herrn Dale, kennen, dessen Tochter er später geheiratet hat. Owen hatte die moderne Industrie gründlich studiert — nicht aus Büchern, Bücher schätzt er gering —, hatte das entsetzliche Elend und die Verwilderung der Fabrikbevölkerung kennen lernen. Namentlich die Kindergreuel hatten ihn tief ergriffen. (Die meisten Fabrikanten behaupteten, sie wüßten nicht, was in ihren Fabriken geschehe; Peel, der 1802 die erste Kinderschutzbill durchsetzte, will von andern Leuten auf die Zustände in seinen eignen Fabriken aufmerksam gemacht worden sein.) Owen hatte tief nachgedacht über den unvernünftigen Gegensatz zwischen dem anschwellenden Reichtum der Fabrikanten und dem wachsenden Arbeiterelend, und er kaufte Lanark, um dort die Ergebnisse seines Nachdenkens zu verwirklichen. Daß er die dortige Herde verwilderter und verkommner Raufbolde, Trunkenbolde und Spitzbuben in einem Zeitraum von zwölf bis vierzehn Jahren in eine Kolonie gesitteter und glücklicher Menschen umgewandelt hat und dabei Millionär geworden ist, und daß Lanark eine Zeit lang ähnlich wie Pestalozzis Schule in Yverdon ein Wallfahrtsort für Pädagogen, Philanthropen, Nationalökonomen und Staatsmänner war, dürfen wir wohl als allgemein bekannt voraussetzen. Ebenso daß Owens utopische Gründungen, namentlich New Harmony in Indiana, verunglückt sind, denen er sich zuwandte, nachdem ihm die Schikanen, mit denen ihn Fabrikanten und geistliche Zeloten verfolgten, das Wirken in Lanark verleidet hatten. Anstatt dabei zu verweilen, wollen wir kurz zeigen, wie jede seiner scheinbar erfolglosen Bestrebungen im Laufe der Zeit Frucht getragen oder wenigstens eine aus der sozialen Entwicklung hervorgehende Frucht vorausverkündigt hat. Die Worte sozial und Sozialismus und der Begriff einer Sozialwissenschaft sind, nebenbei bemerkt, in dem von ihm inspirierten Kreise entstanden.

Owen hatte aus seinen Beobachtungen die Überzeugung geschöpft, daß der Mensch keinen freien Willen habe und ein reines Produkt äußerer Elemente und Einflüsse, „eine chemische Verbindung" sei, daß man nur die richtigen Elemente richtig zu mischen brauche, wenn man vernünftige und gute Menschen bekommen wolle. Den Wahrheitskern dieser Übertreibung hat er in

Digitized by Google

Lanark der staunenden Welt ad oculos demonstriert, und seitdem darf niemand mehr wagen, den gewaltigen Einfluß des Milieus, wie man das heute nennt, auf den Charakter und die Geistesverfassung zu leugnen. Es gelang Owen nicht, als erste und unentbehrlichste Grundlage einer Milieuverbesserung der kurzsichtigen Fabrikantenselbstsucht ein wirksames Kinderschutzgesetz abzuringen, darum verzweifelte er an der Vernunft und dem guten Willen der Gesetzgeber und verfiel auf den utopischen Gedanken, daß das Vernünftige nur in einer völlig neuen, in der kommunistischen Gesellschaftsordnung werde durchgeführt werden können. Hätte er es erlebt, so würde er gesehen haben, wie ohne eine solche Umwälzung der Zwang der Entwicklung das von ihm Erstrebte verwirklicht hat, natürlich nicht ohne die Beeinflussung der Gesetzgeber durch die von ihm und seinen Gesinnungsgenossen gepflegten Ideen.

Die Anarchie der kapitalistischen Produktion, die das unerfreuliche Kunststück fertig bringt, wenigstens vorübergehend durch Überfluß Not zu erzeugen, ist bis auf den heutigen Tag und war auch für Owen ein weiterer Grund, dem kommunistischen Ideal zu huldigen. Es wird ihm nicht bekannt gewesen sein, daß sein Grundsatz: nicht zur Anhäufung von Reichtum, sondern nur für den Gebrauch solle produziert werden, im Mittelalter ohne Kommunismus befolgt worden war, indem die bäuerliche Naturalwirtschaft überhaupt keine andre Produktion kannte als die für den Gebrauch des Erzeugers und nur den Überschuß gegen städtische Erzeugnisse austauschte, in den Städten aber die Obrigkeiten einerseits für genügende Nahrungsmittelzufuhr sorgten, andrerseits durch die Zunftverfassung jedem Bürger „seine Nahrung“ sicherten. Und in unsrer Zeit versucht man durch wiederhergestellte Innungen, durch Genossenschaften, durch Trusts und durch die Zollpolitik der Anarchie zu steuern. Ganz wird sich diese ebensowenig beseitigen lassen wie die Akkumulation, die dem technischen Fortschritt gewaltige Dienste geleistet, ja ihn ermöglicht hat, indem der größere Teil des angehäuften Geldkapitals nicht auf die Produktion von Genußmitteln, sondern auf die von Maschinen und Verkehrsmitteln verwandt wird. Die Übelstände und die Gefahren der Geldwirtschaft, die Owen beseitigen wollte, erkennt heute jeder Nationalökonom, aber ebenso, daß man sie mit in Kauf nehmen müsse, weil das Geld bei fortgeschrittener Kultur unentbehrlich ist. Owen sah mehrere seiner sozialistischen Experimente am Geldmangel scheitern, und als er sein Arbeitsgeld, auf dessen Konstruktion nach ihm noch die Sozialisten so viel überflüssige Mühe verwandt haben, einzuführen versuchte, da blieb ihm nichts übrig, als eine Arbeitsstunde einem halben Schilling gleichzusetzen, also den Tauschwert der Waren im üblichen Gelde zu berechnen und damit dieses als Wertmaß für unentbehrlich zu erklären.

Den Handelsgewinn wollte er ausschalten, nur Produzenten und Konsumenten übrig lassen und dadurch bewirken, daß der Produzent den vollen Wert seines Produkts erhalte. Das ist nun aber auch in einer Tauschbank nicht möglich, da diese doch besoldete Beamte braucht. Ganz ohne Vermittler geht es einmal nicht, aber ungehörigen Handelsgewinn zu beschränken und überflüssige Vermittler auszuschalten, ist allerdings Aufgabe einer rationellen

Digitized by Google

Volkswirtschaft; und diese Aufgabe versucht man heute auf dem von Owen eingeschlagnen Wege zu lösen. Owen hat die ersten Konsumvereine gegründet und überhaupt die Genossenschaftsbewegung eingeleitet. Welche Macht die Konsumgenossenschaften in England geworden sind, und in welchem Grade sie zur Hebung des Arbeiterstandes beigetragen haben, ist allgemein bekannt. In Deutschland werden die Konsumvereine vielfach angefeindet, es läßt sich doch aber nicht leugnen, daß sie die untern und einen Teil der mittlern Schichten an Barzahlung gewöhnt und dadurch wirtschaftlich erzogen, auch den Klauen unreeller Händler, die durch Ausnutzung des Leichtsinns und der Unerfahrenheit in Mittel- und Ostdeutschland so viel Unheil anrichten, entrissen haben. Die landwirtschaftlichen Genossenschaften aber sind in Deutschland und in Dänemark geradezu eine Lebensbedingung für den Bauernstand geworden.

Als nach Beendigung der napoleonischen Kriege die englischen Gesetzgeber Massen Arbeitloser ratlos gegenüberstanden, schlug Owen vor, die Leute in kleinen Ackerbau- und Handwerkerkolonien zu organisieren, deren jede alle Bedürfnisse ihrer Mitglieder durch die eignen Erzeugnisse befriedigen sollte. Diese Armenkolonien nahm er zum Muster seines utopischen Planes einer Neugestaltung der Gesellschaft. Was ihn außer der Not und der unvernünftigen Güterverteilung mitbestimmte, war der traurige Anblick einer in schmutzigen Großstädten zusammengepferchten, ganz und gar vom natürlichen Boden der Menschheit abgelösten und des Naturgenusses gänzlich beraubten Industriebevölkerung. Seiner Ansicht und seinem Herzenswunsche nach sollte jeder im Freien wohnen, jeder sein Stück Boden zur Benutzung und wenigstens einen Garten haben. All das lebt bei uns fort: in den Arbeiterkolonien für Landstreicher, in der innern Kolonisation, in dem Bunde für Bodenbesitzreform, in der Gartenstadtgesellschaft.

Die Maschine und der Weltverkehr hatten die mittelalterliche Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung aufgelöst. Der Liberalismus erwarb sich dann das Verdienst, die gesetzlichen Schranken wegzuräumen, die der Bildung einer der neuen Produktion entsprechenden Gesellschaftsordnung im Wege standen. Diese neue Ordnung ist noch nicht fertig, aber einzelne neue Formen als Bestandteile der werdenden Ordnung sind fertig, und diese Formen sind genau das, was Owen gewollt und zum Teil in schwachen Anfängen verwirklicht hat. Utopisch war nur die Einbildung, es handle sich nicht bloß um die Lösung von Aufgaben einer bestimmten Zeit, sondern es könne eine für alle Zukunft lebensfähige absolut vollkommne Gesellschaft hergestellt werden; utopisch war ferner die Einbildung, die ganze Menschheit lasse sich von einem Punkte aus und nach einem Plane umformen, und es sei für die ganze Erde und beim Zusammen- und Gegeneinanderwirken beliebiger Massen möglich, was einem genialen Unternehmer in einem winzigen Bezirk mit ein paar tausend Menschen gelingen konnte, über die er unumschränkte Gewalt hatte. Aber auch seine drei schlimmsten Übertreibungen entbehrten nicht des berechtigten und lebensfähigen Kerns. Sie bestanden darin, daß er das Privateigentum, die „Kaufehe," wie er die bestehende Form der gesetzlichen Verbindung der beiden Geschlechter nannte, und die Religion als Köpfe einer zu vertilgenden Hydra

Digitized by Google

leidenschaftlich haßte. Die damalige Form des unbeschränkten Eigentumsrechts einer kleinen Klasse in England wird heute allgemein verworfen, und die Pflicht der Staatsregierungen, in den Prozeß der Vermögens- und Einkommenverteilung regelnd einzugreifen, ebenso allgemein anerkannt. Auch daß ein Ehebund, der nicht auf gegenseitiger Liebe beruht, vor dem Richterstuhl eines feinern Gewissens nicht bestehn kann, wird heute kaum noch öffentlich geleugnet werden, und wenn Owen behauptete, verwilderte Proletarierweiber könnten in ihren schmutzigen Höhlen keine Kinder erziehn, man müsse sie ihnen wegnehmen und in Anstalten unterbringen, so haben in Preußen Regierung und Landtag durch das Gesetz über Fürsorgeerziehung ganz dieselbe Ansicht ausgesprochen. (Leider scheitert die Ausführung dieses Gesetzes, wie jüngst Pastor Pfeiffer in einer im Abgeordnetenhause veranstalteten Versammlung gezeigt hat, an der Rechtsprechung des Kammergerichts; dieses hat entschieden, daß das Gesetz nur angewandt werden darf, wenn die Verwahrlosung schon notorisch ist, das heißt also, wenn die Fürsorge zu spät kommt. Damit ist die neue Fürsorgeerziehung beinahe auf die Stufe der alten Zwangserziehung hinabgedrückt, die nur angeordnet werden konnte, wenn das Kind schon Gegenstand der Kriminaljustiz geworden war. Dabei sind denn Fälle vorgekommen, wie der folgende, den vor einem Jahre die Frankfurter Zeitung erzählte. In einer evangelischen Gemeinde lernt der Pastor eine verkommne Familie kennen, von der ein Kind, ein Knabe, sehr gutartig und brav geblieben ist. Der Pastor sieht voraus, daß bei längerm Verbleiben in der Lasterhöhle auch dieser Junge verdorben werden müsse, und beantragt wiederholt seine Aufnahme in eine Zwangserziehungsanstalt, wird aber jedesmal mit dem Bescheid abgewiesen, wenn der Junge nicht wenigstens gestohlen habe, sei nichts zu machen. Da faßt der Pastor den verzweifelten Entschluß, dem Jungen Fallen zu legen. Nach mehreren vergeblichen Versuchen gelingt es ihm endlich, ihn zur Entwendung der ihm hingelegten Pfennige zu verlocken, und nun endlich darf er ihn retten.) Owen selbst war übrigens ein musterhafter Gatte und Vater. Was endlich die Religion betrifft, so steigerte sich die von einem rationalistischen Deismus allgemein verbreitete Geringschätzung bei ihm zum Haß, als er sehen mußte, wie in Schottland der puritanische Fanatismus auf die Zerstörung seiner Schöpfung ausging, weil jenem die fröhlichen Kindergesichter Lanarks ein Greuel waren, und wie in England die Hochkirche auf die Seite der den Kinderschutz bekämpfenden Unternehmer trat, und wo sie sich einmal der Armen annahm, dieses in der unvernünftigsten Weise tat. In ihren Armenschulen wurde fast nur Katechismus gepaukt. Betretet eine dieser Schulen, schrieb Owen, „und fordert den Lehrer auf, zu zeigen, was die Kinder können! Er stellt ihnen theologische Frage, auf die die gelehrtesten Männer keine Antwort wissen, die Kinder aber leiern flott die Antworten herunter, die ihnen eingepaukt worden sind. Gedächtnis ist das einzige, was sie bei diesem Drill brauchen, der ein Hohn auf den Unterricht ist. Als der beste Schüler gilt das Kind, dessen Geisteskraft so gründlich zerstört worden ist, daß es sich dazu hergibt, seinem Gedächtnis unzusammenhängende Ungereimtheiten einzuprägen.“ Seitdem haben sich die Geistlichen aller drei Konfessionen genötigt gesehen,

Digitized by Google

durch soziale Tätigkeit die Daseinsberechtigung der christlichen Kirche für unsre Zeit aufs neue zu erweisen, und sie wetteifern in der Gründung und Leitung von Gewerkvereinen, Arbeitervereinen, Jünglingsvereinen, Darlehnsvereinen, landwirtschaftlichen Genossenschaften. Und auch um eine gründliche Reform des Religionsunterrichts werden sie nicht herumkommen.

Ein Familienbild aus der Zeit des großen Krieges

Von G. Liebe

Zeiten verstärkten nationalen Empfindens pflegen dem Volkstum erhöhte Teilnahme entgegenzubringen und damit der kulturgeschichtlichen Forschung einen günstigen Boden zu bieten. Was schon im sechzehnten Jahrhundert zutage tritt, was zu Anfang des neunzehnten ein Kennzeichen der romantischen Richtung ist, das hat auch in die Geschichtschreibung der letzten Jahrzehnte einen charakteristischen Zug gebracht. Die Kulturgeschichte will nicht mehr die Rumpelkammer sein, die für dilettantisches Interesse „Altertümer“ in malerischer Unordnung aufbewahrt. Ihr vielumstrittnes Wesen kennzeichnen am feinsten die Worte eines ihrer Pfadfinder, Gustav Freytags: „das Leben des Volkes, welches unter seiner politischen Geschichte in dunkler unablässiger Strömung dahinflutet.“ In demselben Sinne bezeichnet die kürzlich erschienene erste systematische Darstellung*) den deutschen Menschen als ihren Gegenstand. Denn höher als die äußern Lebensformen steht der Kulturgeschichte das Innenleben und seine Gestaltung unter dem Einfluß der wechselnden Zeitverhältnisse.

Wenn sich unter den seelischen Kräften gerade für den Deutschen als eine der bestimmenden immer das Gemüt erwiesen hat, so rechtfertigt sich die Beachtung, die ihm die Kulturgeschichte widmete. Die Erneuerung von Freytags Doktordiplom rühmt „den Historiker, der den Werdegang des deutschen Gemüts durch die Jahrhunderte verfolgt hat.“ Sein Verdienst ist es, gegenüber den meist zu Unrecht vorgezognen dichterischen Quellen auf die unbefangnen Zeugnisse der Briefe und der Autobiographien hingewiesen zu haben. Sie lieferten ihm die Farben zu einer Reihe klassischer Bilder des Familienlebens, das in der Dichtung natürlich weniger Berücksichtigung gefunden hat. Die Familie ist die Grundlage staatlicher wie sittlicher Ordnung, und ihre Wertschätzung ist ein untrügliches Maß für die Gesundheit eines Volks. Den Deutschen von Anbeginn heilig hat sie im Recht bis zum dreizehnten Jahrhundert, in der Sitte weit länger beherrschenden Einfluß gewahrt und empfing neue Kraft von der religiös-sittlichen Wiedergeburt der Reformation. Diese neu gefestigte Familienzucht ist eine der Mächte gewesen, die das deutsche Volkstum aufrecht erhielten, als die Stürme des großen Kriegs mit den materiellen auch die

*) Steinhausen, Geschichte der deutschen Kultur.

Digitized by Google

idealen Güter hinzuraffen drohten. Wie in jenen Zeiten der Zerrüttung der treue Zusammenhalt der Familienglieder ein fester Pol war, kann man aus den Briefen erkennen, von denen hier gesprochen werden soll. Sie entstammen der alten Nürnberger Patrizierfamilie Behaim, deren bekanntestes Mitglied der als Entdecker der Azoren und als Verfertiger des ersten Globus (1499) berühmt gewordne Martin ist. Paul Behaim nahm 1546 an dem Turnier der Nürnberger Geschlechter teil und gewann den fünften Dank. Der sich durch mehrere Generationen erstreckende Briefwechsel der Familienglieder gehört jetzt zu den Schätzen des Germanischen Nationalmuseums.

Das Haupt der Familie war im zweiten Drittel des siebzehnten Jahrhunderts der Ratsherr Lukas Friedrich Behaim; der ältere Sohn Georg Friedrich hatte studiert und in der Vaterstadt geheiratet, der zweite, Hans Jakob, nahm 1640 dem Zuge der Zeit folgend Kriegsdienste, eine Schwester Anna Sabina war an einen Harsdörffer vermählt, die jüngste, Susanna, weilte noch bei den Eltern. Daß Hans Jakob, der schon in der Heimat als Architekt tätig gewesen war, auf Wunsch seines Vaters das niederländische Kriegstheater aufsuchte, hat seine guten Gründe. Die Niederlande galten seit den großen Freiheitskämpfen als das klassische Land der Festungen. Das Wesen der neuen Befestigungsart bestand im Gegensatz zu dem bisher herrschenden italienischen der Steinbastionen in Erdwerken und nassen Gräben, sein Studium war schon vor dem großen Kriege ein Bestandteil der Kavaliererziehung. Es war die herrschende Ansicht, die um die Mitte des Jahrhunderts Wendelin Schildknecht, der Stadt Stettin Ingenieur, treuherzig wiedergab:

Wer lernen will im Wasser bauen,
Der soll in Holland sich umschauen.
Die rechte Kathedra und Stuhl,
Die wahre Bau- und Kriegesschul
Mag Niederland sich wahrlich nennen,
Das muß ein Jederman bekennen.

Sechs Jahre lang hat der junge Nürnberger im Felde gestanden, von wo er nicht wieder heimkehrte. Es ist gewiß ein gutes Zeichen für die Innigkeit des Familiengefühls, daß er während der ganzen Zeit einen lebhaften Briefwechsel mit den Angehörigen daheim geführt und ihre Briefe im Feldlager sorgsam aufbewahrt hat, um so mehr als er offenbar ein leichtsinniger Bursch gewesen ist. Die während des Kriegs aufgewachsne Generation zeigt schon alle die häßlichen Züge ausgebildet, die nachher dem deutschen Leben sein trostloses Gepräge geben. Leichtsinnige und verschwenderische Neigungen der Söhne sind zu allen Zeiten ein beliebtes Thema väterlicher Briefe, aber bezeichnend für die damalige Zeit ist die heuchlerische Gespreiztheit der Verteidigung. Die Ausdrucksweise des alten Behaim erscheint gegenüber diesen Phrasen bei aller Steifheit weit natürlicher. Noch ist damals der Vater das ehrfurchtgebietende Haupt des Hauses, und die kindliche Vertraulichkeit ist durch eine gewisse Förmlichkeit beschränkt, aber Hans Jakob schreibt immer: „Edler ehrenfester hochgeehrter Herr Vater" und „befiehlt sich zu ferneren väterlichen Gnaden." Seine Absichten sind immer die besten. Gleich nach seiner Ankunft

Digitized by Google

bei der Armee berichtet er von einem bei der Kompagnie, „der die Fortification verſteht und ihm die vornehmſten principia zeigt.“ Auch hofft er ganz naiv, „daß ich mit einer reichen ſpolie von 10000 Ducaten nach Hauß kommen möchte, könde ich dann wohl mit ein ſchmutzigen (d. i. verſchmitzten) maul zum fenſter rauß gucken.“ Da bei der damaligen Art der Kriegführung die Winterquartiere der Erholung der Truppen dienten, ermahnt ihn der umſichtige Vater, ſich an einen Ort weiſen zu laſſen, wo er „neben der franzöſiſchen Sprache die Fortification begreifen möge,“ und warnt vor böſer Geſellſchaft, „deren es bei dieſer profession leider nur zu viele giebt.“ Die Berechtigung dieſer Warnung erweiſen die unaufhörlichen Geldforderungen des Sohnes. Bald macht ihn der Vater aufmerkſam, daß „andere ehrliche Soldaten ihre Gage nicht auf Branntwein und Tabaco ſondern auf ihren völligen Unterhalt verwenden.“ Wir werden uns dabei erinnern, daß das Rauchen erſt durch engliſche Hilfstruppen des böhmiſchen Winterkönigs in Holland und Deutſchland eingeführt worden und dem ehrbaren Bürger noch lange als ſoldatiſche Renommiſterei ein Greuel war. Ein Zeitlied läßt die Soldaten ſingen:

Tabak iſt unſer Morgenſegen,
Branntwein, wenn wir uns niederlegen.

Des Sohnes „unaufhörliches Geldpredigen“ verſtimmt den Vater um ſo mehr, als er bei den ſchlimmen Zeiten ſelber mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat. „Deinen Bettelbrief hat Dein Bruder empfangen, auch ſeine Bettelkommiſſion bei mir abgelegt, habe aber dieſe zwanzig Thaler bei hieſiger Loſungſtube erſt ſelbſten betteln müſſen“ — heißt es einmal. Als die väterlichen Anweiſungen an den Bankier nicht mehr ausreichen, nimmt der Sohn auf eigne Fauſt Geld auf zur Entrüſtung des Vaters, der wiederholt ſeine Hand von ihm abzuziehn droht. Den Vorwürfen begegnet Hans Jakob mit wortreichen Phraſen, die bald bombaſtiſch, bald kläglich ſind, auch eines reichlich frömmleriſchen Einſchlags nicht entbehren. „Und weilen ich dan künftig nicht das geringſte mehr auß Meinen Vatterland zu hoffen, alſo bin ich gezwungen, meine ſachen ſo anzuſtellen, ſie mögen nun ihren Ausgang wie der liebe Gott will gewinnen, bin derhalben gänzlichen resolvirt, auf eheſte occasion mich alſo zu erzeigen, entweder meines Wolverhaltens halber avansirt zu werden oder den Kopf zu laſſen, dan ich halte dafür, daß es beſſer ſey, ehrlich und mit Ruhm geſtorben als ſchändlich und in Armuth gelebet. Doch hab ich allezeit das Vertrauen zu Meinen Gott, daß er zu allen Meinen Vorhaben ſeinen ſegen geben wird und habe die güte Gottes dieſes Jahr augenſcheinlich an mir verſpüret, daß ich nicht allein in ſo vieler Gefahr zu waſſer alß vor meinen feindt vermittelſt derſelben bin behütet worden, ſondern all mein Vornehmen war ſo geſegnet, daß alles was ich gethan und vorgenommen nach meines Hertzen wunſch erfolget iſt. Darum und weil ich den Segen des Herren an mir verſpüre, ſo faſſe ich Muth und glaube gewiß, daß mir das Glück noch in Kurtzen alſo favoriſiren wird, daß ich den Herrn Vattern der Unkoſten allerdings befreyen und noch wohl die auf mich gewandte Sumptus wider reſtituiren möge. Weilen ihr demnach mir anjezo won wegen des

Digitized by Google

calamitosen Zustands in Unseren Vatterland nicht mehr die hilfreiche handt bieben könnet, so vergesset meiner durch inbrünstig gebet zu Gott ja nicht, welcher dan zu Unsern allerseitz emsigen flehen seine Ohren neigen und was zu Unseren friede dienen wird gnädigst verleihen wird. Ich möchte auch wol die Predigten herren Cornelii Marci über die Epistel Judae (welchen der herr Vatter meinen freundlichen gruß vermelten wolle mit Bitt, solang wir arme Landsknecht fechten, die Hände durch fleisiges gebet vor uns nicht sinken zu lassen), mich aus den Seelengift der Papisten herauß zu beissen, dan mir gedachtes Buch (nechst Gott) in Österreich, alda mir der Sinn nicht wenig von den Pfaffen zu S. Pölden ist verrückt gewesen, wider zurecht geholfen, welches auch in Frankreich leichtlich geschehen könte."

Auf solche Kraftleistungen erwidert freilich der Vater gelegentlich trocken, daß „deine unverantwortliche werck mit den gleisenden worten garnicht übereinstimmen." Schließlich erklärt er: „Hastu ein ehrliche adern im Leib, so sehne dich nicht nach haus auf die faule Bernhaut, sondern suche mit Gottes hilf zu deinen ehren und meiner freud wieder nach haus zu gelangen." Unerschöpflich ist der Leichtsinnige in Gründen zu Geldforderungen. Da sind neben den Unterhalts- die Ausbildungskosten: „Wo nur mein calamitoser Seckel mich andern guden leuden gleich zu halten und alle exercitia, welche hier zu lernen sind, zulassen wolte, da es dan an meinen fleiß nicht ermangeln solte." Ein andermal heißt es: „und hätte die beste Gelegenheit, jezunt reuten zu lernen, wo mich nicht das gelt, welches bei mir also dünn gesäet ist, davon abhielte. Dafern aber der Herr Vatter ein mehreres spendiren wolte, welches in der Wahrheit mein höchster Nutz sein würd, wil ich, weil wir noch hie sein, reuten lehren, erwarte also des Herrn Vattern Resolution." Nicht minder wird das Mitleid ausgenützt: „Dan man nicht wissen kan, wie es Gott schicket, und möchte geschossen werden und so ich ohne gelt würde sein, das eusserste elend, ja wol gar ob mangel dessen den todt zu gewarten hette, weilen man sich der Kranken hie wenig annimbt."

Als dankbarstes Thema erweist sich natürlich das nach fünf Jahren endlich erfolgte Avancement. Die Stellung des jungen Behaim wird am besten durch den noch bis in unsre Zeit üblichen Ausdruck Avantageur bezeichnet, er war als Gemeiner eingetreten mit Hoffnung auf Beförderung, im Jahre 1645 wurde er, wie er dem Vater berichtet, vom Obristleutnant einem Infanterieregiment als Leutnant vorgestellt und empfing aller drei Monate hundertundfünfzig französische Gulden, deren drei einen Reichstaler galten. Damit hofft er, aus des Vaters Unkosten zu sein, für den Fall, daß er freie Tafel bei dem Kommandeur behält. Daß diese den Subalternoffizieren gewährt wurde, war bekanntlich noch zu Friedrichs des Großen Zeit Sitte. Vorsichtig aber bittet der neugebackne Offizier, ihn „mit Übersendung von Befreundeten und Landsleuten zu verschonen, dan vil Köch dörften die Suppen versalzen." Die zu Allerheiligen versprochnen vierzig Taler seien meist bei dem Leutnantsschmaus drauf gegangen, „welchen ich 29 Leutnants neben etlichen Kapitainen hab zum Einstand spendiren müssen außer was ich den Soldaten von meiner Compagnie zum Opfer gebracht. Dazu auch weilen mein Kapitain nicht bei

Digitized by Google

der Compagnie und ich dieselbe bis zu seiner Wiederkunft commendire, also muß ich bißweilen bey den Soldaten ein übriges thun, zumalen weilen täglich vil krank werden und so man ihnen nicht in etwas mit hilfreicher Hand beispringt, würden sie wie die Mucken abfallen, dan die frantzosen ohne das die taurhaftigsten nicht sein."

Erfreulicher und auch mannigfaltiger als Hans Jakobs Briefwechsel mit dem Vater ist der mit den übrigen Familiengliedern. Der ältere Bruder Georg Friedrich vermittelt gelegentlich, wie wir sahen, diplomatisch zwischen dem jüngeren und dem Vater, er schreibt auch wohl humoristisch: „Wundert mich aber nicht wenig, daß so eine geringe anzahl des Feindes sich bis an eure Werk genahet, ja ohne widerstand sich desselben bemächtigt und Euch zur salvirung eures Lebens soweit gebracht, daß man Euch sowohl der unschuldigen waffen als des höchst bedürftigen Tabaco-Gelds beraubet und zur kühlung eurer fury durch das frische wasser bis unter die arm geführt." Er bestellt auch mit recht anzüglichen Witzen den Wunsch seiner eignen und zweier andern jungen Frauen der Familie, daß Hans Jakob keine Holländerin heiraten möge. Die Briefe der weiblichen Familienglieder sind weitaus die erfreulichsten von allen. In der Form freilich stehn sie hinter denen der Männer zurück, unbeholfen in Handschrift und Stil und mit gewissenhafter Ausnutzung des Papiers geschrieben. Die Ausbildung wie der Interessenkreis der Frauen war eben damals noch durch das Haus beschlossen, „das gelehrte Frauenzimmer" begann eben erst eine Rolle zu spielen. Es ist nicht ganz unberechtigt, wenn sich einmal Hans Jakobs Schwägerin wegen ihres „unförmlichen Weiberschreibens" entschuldigt. Einen Vorzug dieser Briefe aber vor den wohlgesetzten der Männer hat schon Steinhausen in seiner Geschichte des deutschen Briefs hervorgehoben: die Natürlichkeit. Hier erkennen wir, wie die Frauen das deutsche Wesen reiner bewahrt haben als die Männer in Zeiten, wo es durch Fremdländerei und Aufgeblasenheit überwuchert zu werden drohte. Sicher haben sie das nur vermocht durch ihre Beschränkung auf das Haus. Wie sich auch hochstehende Frauen diese in einfacher Erziehung wurzelnde frische Natürlichkeit zu bewahren wußten, zeigen die Briefe der Elisabeth Charlotte von der Pfalz. Während die Männer bei jedem Wort den Eindruck berechnen, schreiben die Frauen des Behaimschen Kreises so, wie sie sprechen — bis auf die Orthographie. Da ist die Mutter Anna Maria, die es liebt, den gemessenen Briefen ihres Eheherrn eine milde Ermahnung anzuhängen: „volg dießen mein dreihertzigen und mieterlichen schreiben und spier darauß, wie ich es gut mit Dier mein, dan es nicht fehlen kan, das du under viel gottloßen und rochloßen leiten sein mußt," und ein andermal: „halt Dich halt so knau als es sein kann." Die ältere Schwester Anna Sabina stellt einmal dem Bruder vor: „ich bitt dich umb gotts willen, schreib halt nicht so loß; du betrübst den vatter schröklich da mit und machst dein handtel nur erger."

Am anmutigsten sind die Briefe der jüngsten Schwester Susanna, der „dicken," der „vierschrotigen," wie sie Hans Jakob mit bekannter brüderlicher Galanterie nennt. Sie steht dem Bruder am harmlosesten gegenüber und versieht ihn mit Neuigkeiten aus der Heimat. Sie berichtet, daß sie „vom Vetter

Digitized by Google

Tetzel die Ehr gehabt, daß derselbige bei einem Tanz mich hat zu Tisch geführt und heim begleit," plaudert „von neuen bräuten" und „schröcklicher feuersbrunst." Dafür heißt es dann auch: „sey gebeten, meiner öfter mit einen brieflein, es darf kein brief sein, zu gedenken und thu ein hübsch bändlein oder sonst was das für mich möcht sein mit anhenken, damit ich andern jungfrauen gleich meineß bruderß mich auch rühmen kann, dan ich hoffe, ich habe es mit meinem eyferigen gebet, welches ich wegen deiner leibs und seelen wolfahrt zu gut thue, verdienet." — „Die Mutter wird über acht tag mit den herrn vatter dir schreiben und ihre rähtlein dir schriftlich vermelden, weil mein schreiben zu spätt ankomen, dißmal kein pixen latwergen dir habe können zumachen, kanst halt under dessen mit den schusspulver doch ohne kugel dich behelfen."

Wir sehen, es ist ein treues und liebevolles Zusammenhalten der Familie trotz allem Leichtsinn Hans Jakobs. Und ein liebenswürdiger Taugenichts muß er gewesen sein; er schreibt, wo er sich nicht zu drapieren für gut findet, anschaulich und mit drastischem Humor. Über das Paket mit dem oben genannten Predigtbuch und einer Büchse Salbe quittiert er mit dem Danke: „und ist also meine Apotec zu Sehl und Leib gehöriger Remedien anjezo versehen." Höchst lebendig wird der Besuch einiger Landsleute von der damals vielbesuchten Universität Leiden geschildert. „Meine Vettern Hans Jacob Haller, Phillip Jacob Nitzel, Wilhelm Inhoff und Georg Jeremias Harsdörffer sind dieser Tag von Leiden alhir das Läger zu besehen zu uns kommen, welche wür in unserer Strohhütten so guet als sich leiden wollen logirt, haben auch mit unserer Compagni die Wacht gethan, welches dem Herrn Obristen sehr wol gefallen, sich auch neben gueter tractation auf das beste gegen ihnen bedanket hat. Und wie es ist, daß wan man sich an einen Kessel reibet, von denselben besudelt würd, also erging es auch ihnen; weilen sie dem Soldaten-Leben etwas beigewohnet, sind sie auch derer 6fuesigen Bestien (welche aller Soldaten vornembster Reichtum) theilhaftig worden und von ihren bissen und fuesen tretten vil erlitten."

Der junge Behaim stand zuletzt bei dem Fort Mardick nahe Dünkirchen vor dem Feinde; hier ereilte ihn sein Geschick. Seltsam ist es, wie den allezeit Lustigen und Leichtsinnigen die Todesahnung umflattert. Am 7. August 1646 verfaßte er eine Art Testament, für einen Kameraden und Landsmann bestimmt: „Monsieur Carl. Nachdem mich Gott nach seinem allein weißen Rat und Willen von dieser Welt wird abgeholet haben, wollet Ihr mein Pferd und das fusil sambt den 12 Pistolen, welche Mr. Comte de Gransay von wegen der Demolirung des Forts Wattene geben wird, auch sonsten was euch von meiner hinderlassenen Betteley anstehet zu euch nehmen, die Briefe, welche mihr mein Herr Vatter geschrieben, ungeöffnet nach Paris schicken, auch von Mr. Boschen begehren soviel geldt als zu abzahlung meiner schulden vonnöthen, damit man nicht ursach hat, mihr übels nach meinem todt nachzusagen. Die zwey geschnittene Gläßer, welche ankommen werden, belangend ist das Eine vor Euch, das ander aber gebet Juffrau Jenne van der Strat, Meiner dabey zu gedenken. Meine Seele ist in der Hand Gottes und keine qual rühret

Digitized by Google

sie. P. S. Mein contrefait schicket meinen Eltern nach Hauß sambt den eingeschlossenen Brief. Vale et memento finis."

Gefaßten Muts ist er auch in den Tod gegangen, der ihn infolge seiner Verwundung am 5. September hinraffte. Nur in Kenntnis dieser Verwundung konnte ihm der Vater noch am 8. September voll Härte schreiben, daß er darin eine Strafe Gottes sehe. Am 15. Oktober berichtet der genannte Kamerad von Gravelingen aus: „daß derselben herzgeliebter Herr Sohn nit anders als wie es einen rechtschaffenen jungen Mann voller Courage ansteht Blessirt und sein Geist als ein wahrer beständiger evangelischer Christ, was das Principalste ist, mit großer Geduld und städigen gebet aufgeben, massen Er mir uff allerhand drostsprich, so ich Ihme vorgesprochen, mit neigung seines Hauptes bis in die letzten Minuten seines Todes geantwortet."

Und die Erinnerung? „Belangend das glas mit dem Davit und Goliath habe ich solches, sobalt es alhier ankommen, Monsieur Behaim Seeligen befelch gemes Jungfrau Jeane van der Straet eingehändiget, ob ich zwar anfänglichen in willens, Ihr das mit Silber beschlagene zuzustellen, weilen ich aber das unbeschlagene vor das frawenzimmer hübscher, denn solch nit so gros als das ander, darzu auch die fasson was annemlichers befunden. Sonsten hat benandte Jungfrau es ihr sehr wohl belieben lassen." Nachher hat sie es freilich an einen Kapitän um drei Ellen Spitzen, achtzehn Franken wert, vertauscht, der es nicht für zehn Pistolen hergeben würde, „weswegen sie dann von ihrer frau mutter in meiner gegenwart rechtschaffen ist ausgemacht worden." Am 6. Dezember als an St. Nikolas, dem Patron aller Feuerwerker und Büchsenmeister — sonst gilt dafür St. Barbara —, ist dann eine Gedächtnisfeier abgehalten worden, dabei man: „das glas rechtschaffen eingeweihet, Euer Herrlichkeit gesundheit allemal mit loßschissung eines kegels herumbgehen lassen."

Das briefliche Vermächtnis des verlornen Sohnes ist bis auf unsre Tage gelangt, und wir mögen uns ausmalen, mit welchen Empfindungen es die Insassen des alten Patrizierhauses der Pegnitzstadt empfangen haben.

Herrenmenschen

Roman von Fritz Anders (Max Allihn)

(Fortsetzung)

4. Edel sei der Mensch, hilfreich und gut

Doktor Ramborn war von den Erlebnissen der letzten Tage nicht sehr erbaut. Er hatte die Empfindung, daß er in Gefahr sei, seine innere Freiheit zu verlieren. Wenn man berufen ist, das Schauspiel des Lebens als Herrenmensch zu schauen, so sitzt man in göttlicher Gelassenheit in vornehmer Loge, man sieht die Komödie auf der Bühne des Lebens in sichrer Entfernung vorüberziehn, und man überläßt es dem Parterre zu applaudieren oder Tränen zu vergießen. Das alles ist der Kleinkrieg der Kleinen, der große Geister nichts angeht.

Digitized by Google

Wenn man nur sicher wüßte, wo die Grenze des Kleinen und des Großen ist, wenn man nur sicher wäre, daß nicht über dem Großen, dem Adler, der auf hoher Klippe sitzt, ein Größerer auf höherer Klippe haust, der den da unten auch für etwas Kleines ansieht. Umgekehrt, wenn der Kleine für sein Leben kämpft, so ist es für ihn nichts kleines, sondern alles. Und wenn sich Mary für ihre Existenz und die Zukunft ihres Kindes in die Schanze wirft, so kann wohl ein hoher Herr sprechen, es lohnt nicht der Mühe, um dieses preußische Schlößchen zu kämpfen, für sie ist es Lebensinhalt und Lebensaufgabe. Ist es nun göttliche Gelassenheit, wenn man die Schicksale andrer mit dem Opernglase aus der Loge betrachtet, oder ist es kaltherzige Trägheit?

Er hatte Partei ergriffen. War das unedel gewesen? War er damit aus reinern Sphären herabgestiegen? Wars nicht sein Wille gewesen, wenn er auf die Bitte: Hilf uns! geantwortet hatte: Ja ich will euch helfen! Aber wie? gegen wen? wie weit? mit welchen Mitteln? das war eine andre Frage. Aber diese Ungewißheit wars gerade! Und sie bedrückte ihn und machte, daß er im stillen wünschte, in der Loge des Schauspielhauses geblieben zu sein.

Er hatte das Bedürfnis, hinaus an den Strand und in den Wald zu gehn und sich zu stärken wie Antäos, wenn er mit seinen Füßen die Mutter Erde berührte. Und so hängte er seinen photographischen Apparat über die Schulter, suchte aus der kleinen Bibliothek, die er auf die Reise mitgenommen hatte, etwas aus, was seiner Stimmung zu entsprechen schien, Hauptmanns Versunkne Glocke, und wandte sich dem Walde zu auf dem Wege, den die Maler einzuschlagen pflegten. Und dieser Weg führte an der Giftbude vorüber. Auf der bewußten Bank neben dem Hause saß Herr von Kügelchen und beobachtete mit seinem Glase die Schiffe, die in der Ferne vorüberzogen. So sagte er wenigstens, doch war nicht ausgeschlossen, daß er nebenbei mit seinem Glase ebenso eifrig dem Strande und den badenden Damen seine Aufmerksamkeit zuwandte.

Ah, Herr Doktor, rief er aufspringend, äußerst erfreut, Sie zu sehen. Wollen baden? Nicht? In den Wald? Gestatten, daß mich anschließe.

Dem Doktor war es nicht gerade recht, er wäre lieber allein geblieben, aber es war, ohne unhöflich zu werden, nicht möglich, Herrn von Kügelchen abzuschütteln, und so ging man den Damenstrand berührend dem Walde zu.

Unten am Strande trieb die Rotte Korah ihr Wesen. Die Rotte Korah badete nämlich immer, mindestens aber früh, Mittags und Abends. Die Schilfhütten waren neu errichtet worden. Die Fürsprache des Doktors hatte bewirkt, daß der gestrenge Herr Strandvogt nicht allein eine gnädige Miene aufsteckte, er hatte höchstselbst die Stellen angewiesen, wo Schilf geschnitten werden konnte, und hatte sogar in der Aussicht, mit etwas Trinkbarem belohnt zu werden, selbst Hand ans Werk gelegt. — Auch ein goldbraunes Hoiohotto trieb sich am Strande umher, und gute Augen hätten weit draußen in der See einen blonden Kopf über den Kämmen der Wellen auftauchen sehen können.

Die Rotte Korah machte ein großes Hallo und grüßte herauf — den Doktor, der bei ihr in hohen Ehren stand, und sandte einen der ihren in ziemlich dürftiger Bekleidung, der berichten sollte, Onkel Fips sei auch schon des Wegs gegangen.

Schön.

Als man den Wald betreten hatte und in den Fußweg einbiegen wollte, der zum Bruche führte, stieß man auf ein Hindernis. Der Weg war durch einen Graben zerschnitten. Dahinter war aus jungen Holzstämmen ein Verhau errichtet, am nächsten Baume war eine Tafel angeschlagen mit der Inschrift: Verbotner Weg, und rechts und links hingen Strohwische, die nach internationaler Zeichensprache das Betreten von Feld und Wald untersagen. Herr von Kügelchen und der Doktor wunderten sich, und sie würden sich noch mehr gewundert haben, wenn sie gewußt hätten, daß diese Warnungstafel seit Menschengedenken die erste im Tapnicker Walde war, eine Sache, für die die Tapnicker Bevölkerung überhaupt kein Ver-

Digitized by Google

ständnis hatte. Es blieb also nichts weiter übrig, als die verbotne Stelle zu umgehn, und dabei stieß man, als man auf eine Waldblöße hinaustrat, auf den wohlbekannten Sonnenschirm Schwechtings und fand ihn darunter sitzend und eine interessante Wasserlache nebst etlichem Gebüsch und der Aussicht auf die Pempler Heide malend, wobei er aus einer Stummelpfeife einen Tabak rauchte, der eben nur im Freien zu rauchen war.

Auch Schwechting war es nicht gerade angenehm, Besuch zu empfangen, aber er ließ es sich nicht merken, und die beiden Andern baten ihn dringend, sich nicht stören zu lassen. Man wolle sich ganz still ins Gras legen und lesen oder auch ein Wort plaudern,

Was lesen Sie denn da, Doktor? fragte nach einiger Zeit Schwechting.

Die Versunkne Glocke, erwiderte der Doktor.

Hm!

Herr von Kügelchen machte einen langen Hals, um zu sehen, was Schwechting male. Aber erlauben Sie mal, Herr Schwechting, sagte er, das ist doch sozusagen völlig etwas andres, als was Sie neulich malten.

Nicht zu bestreiten, entgegnete Schwechting.

Aber warum malen Sie nicht Ihre Bruchstudie fertig?

Weil man mir den Zugang mit Verhauen und Strohwischen verbaut hat. Das möchte noch sein, aber man hat auch in der Landschaft herumgeholzt und mir das Bild gründlich verdorben. Acht Tage Arbeit sind futsch.

Man? wer? fragte Herr von Kügelchen. Ich begreife nicht ...

Aber ich, erwiderte der Maler. Dieses „man" ist nämlich Hoheit. Und Hoheit ist ungnädig, weil ich ihm mit dem Rettungsboote seine Zirkel gestört habe.

Undenkbar. Was konnte denn Groppoff für Gründe haben, Schiffe und Menschen untergehn zu lassen?

Wissen Sie, Herr von Kügelchen, wenn der große Räuber satt ist, so gönnt er gnädigst dem kleinen Raubzeuge auch seinen Teil. Das ist so in der Welt der vierbeinigen und auch der zweibeinigen Raubtiere und ist so ganz praktisch eingerichtet. Daß nämlich das kleine Raubzeug ein andermal duckt und das Maul hält.

In der Tat, sagte Herr von Kügelchen, ich verstehe nicht. Das wäre ja bei Gott äußerst — äußerst unmoralisch. Und auch äußerst — unmotiviert. Wenn Groppoff den Tapnicker Strandräubern einiges Strandgut hat zukommen lassen wollen, so hat er ja seinen Zweck erreicht. Auf dem Badestrande hat ja eine ganze — Schiffsladung von Kisten gelegen.

Ja, aber die Geschichte hat in der Zeitung gestanden. Und nun darf er kein Auge zudrücken, muß Protokolle schreiben und an den Landrat berichten. Glauben Sie mir, wenn Groppoff könnte, wie er will, so schickte er Sie und Oberkontrolleurs und die ganze Badegesellschaft und Mopswende zum Teufel. Über den Doktor ist er mit sich noch nicht im klaren, ob er ihn in den Löwenzwinger einlassen oder wegbeißen soll.

Pause.

Dann sagte Schwechting nachdenklich: Tritt man dem Löwen auf den Schwanz, dann haut er mit der Tatze.

Natürlich, erwiderte der Doktor. Was soll denn der Löwe anders tun, als mit der Tatze hauen? Eigentlich gefällt mirs, es liegt Rasse darin. Blanke Waffe! Schlägst du her, schlag ich hin.

Doktor, lassen Sie sich ja nicht mit dieser Rasse ein, die hats faustdick hinter den Ohren, erwiderte Schwechting.

Werde mich schon vorsehen, sagte der Doktor. Diesesmal haben Sie den Hieb weg. Wer heißt Sie auch, aufs Meer hinauszugondeln!

Sehen Sie mal, erwiderte Hans Schwechting, das sind so die Inkonsequenzen des Lebens. Man hält sich höchst verständig vor, daß einen die ganze Geschichte nichts angehe, und dennoch kann man es nicht ertragen, zuzusehen, wie ein paar

Digitized by Google

arme Teufel vergeblich auf Hilfe hoffen und ertrinken müssen. Gibts was Dümmeres in der Welt als die Tapferkeit? Sich aufopfern fürs Vaterland oder für ideale Güter! Und doch tuts mancher und kriegt dafür nicht die Eselsmedaille, sondern den Heldennamen und ein Denkmal. Erklären Sie mir das, Doktor.

Der Doktor antwortete nicht, sondern fragte nach einer Weile: Wer ist dieser Groppoff eigentlich?

Man weiß es nicht, entgegnete Schwechting. Er selbst spricht von seiner Vergangenheit nie, und andre sagen dies oder sagen das. Einige sagen, er heiße eigentlich Grobowski und habe einen vornehmen Bruder irgendwo auf einem Majorate sitzen. Ich glaube es aber nicht recht. Nach einer andern Lesart soll er ursprünglich Revierförster oder Jäger — wissen Sie, so einer, der mit dem großen Federbusche bei hohen Herrschaften auf dem Kutschbock sitzt — gewesen sein. Da hätte sich eine hohe Dame in den hübschen und schneidigen Kerl verliebt und hätte ihn geheiratet. Die seine Frau ihrer Zeit noch gekannt haben, sagen, es sei etwas auserlesen Feines gewesen. Wills glauben, wenn ich die Eva ansehe. Es muß was an der Geschichte sein, denn der Groppoff hat eine ganz besonders schnelle Karriere gemacht und nimmt eine Stellung ein, die so aussieht, als wäre sie extra für ihn zurecht gemacht worden. Übrigens ist er ein ganz tüchtiger Beamter, und in N. singt man über seine Verdienste um den Forst Halleluja.

Pause.

Schwechting malte, der Doktor las, und Herr von Kügelchen beschäftigte sich mit seinen Nägeln.

Sagen Sie, Doktor, sagte Schwechting, was wäre der Welt verloren gegangen, wenn Ihr verrückter Glockengießer, statt in Größenwahn zu verfallen, ein simpler ordentlicher Handwerker geblieben wäre? Für Weib und Kinder sorgen ist doch Lebensaufgabe genug. Edel sei der Mensch, hilfreich und — Hottsdonnerwetter! unterbrach er sich, denn aus dem Gebüsch bei dem Wasserloche trat in seiner ganzen wuchtigen Größe und antediluvialen Häßlichkeit ein Elch. Ein merkwürdiges Geschöpf. Er hatte einen schweren ungefügen Kopf, eine Nase wie einen Rüssel, trug sein schweres Schaufelgeweih nicht ohne Würde, schritt leicht und elastisch auf seinen hohen Läufen und sah im ganzen aus wie ein Gemisch von Hirsch, Kuh und Pferd. Er kam ein paar Schritte näher und stellte sich mitten in die Wasserlache, als wisse er, wo er seine Stelle in dem Schwechtingschen Bilde einzunehmen habe. Dabei sah er sich mit trägen und doch zugleich bösartigen Blicken nach den drei Menschen um, und es war nicht schwer, den Sinn herauszulesen: Ich bitte mir aus, daß man mich nicht stört. Ich könnte zwar weglaufen, ich könnte aber auch eklig werden und die Vorderläufe brauchen.

Herr von Kügelchen zog die Beine an sich, wollte aufspringen und sich rückwärts konzentrieren; aber der Doktor zog ihn am Rockschoß nieder und flüsterte ihm zu: Sitzen bleiben, kein Glied rühren, und griff nach seinem Apparate. Und Schwechting suchte in allen seinen Taschen nach Papier und Bleistift.

Der Elch wandte den Kopf zur Seite und zog die Blätter und Zweige eines Bäumchens, das Schwechting eben mit besondrer Liebe gemalt hatte, durch das Geäse, daß es kahl dastand wie Besenreis.

Machen Sie eine Farbenskizze, sagte Ramborn, ich werde die Form festhalten. Gleich auf Ihre Studie drauf.

Schwechting erwiderte nichts, aber wischte kurz entschlossen mit dem Taschentuche die Stelle für den Elch aus seinem Bilde aus und machte sich an die Arbeit. Der Doktor erhob sich aufs Knie, nahm den Apparat vor den Kopf und schoß bedächtig und methodisch alle seine sechs Platten auf den Elch ab. Der Elch machte Miene, als wollte er sich die Knipserei in der Nähe ansehen, und Herr von Kügelchen zog abermals die Beine zurück und retirierte hinter Schwechtings aufgespannten Sonnenschirm. Schwechting aber sah weder nach rechts noch links, sondern

Digitized by Google

arbeitete mit fanatischem Eifer, setzte, ohne sich um die Form zu kümmern, Farbe neben Farbe und war mit der Arbeit so ziemlich fertig, als der Elch anfing, sich von allen Seiten zu zeigen, auch von der sehr merkwürdigen Rückseite, die aussah wie die eines Pferdes mit Kuhbeinen. Darauf nahm er ein Maul Wasser aus der Lache, horchte auf und war mit ein paar Schritten im Gebüsch verschwunden. Jenseits aber auf der Blöße erschien eine Elchkuh, die hinkte, und hinter ihr zu Pferd Fräulein Eva, die offenbar nahe heranzukommen und zu erkennen suchte, was dem Tiere fehle.

Schwechting betrachtete sein Werk. Es war wirklich nicht schlecht geworden. Es hatte die kecke Unmittelbarkeit, die sonst seinen Malereien zu fehlen pflegte. Das Geweih war nur flüchtig hinschraffiert, die Beine ließen viel an Anatomie zu wünschen übrig, aber man sah deutlich, was es sein und welche Wirkung es in dem fertigen Bilde hervorbringen sollte. Der Doktor verwahrte seinen Kasten, und Herr von Kügelchen hatte sein Selbstbewußtsein wiedergefunden und sagte: Meine Herren, wir haben ein äußerst — äußerst kolossales Jägerglück gehabt. Ich werde nicht verfehlen, über die Sache in der Jägerzeitung zu berichten. Und Sie, Herr Schwechting, malen ein Ölbild davon, und Sie, Herr Doktor — ist die Aufnahme? — ja so, Pardon.

Sie brauchen nicht zu erschrecken, Herr von Kügelchen, sagte der Doktor, ich kann Ihnen Antwort geben. Ich glaube, daß ich sechs gute Aufnahmen habe. Ich bin gut abgekommen, und das Licht war tadellos.

Wild ist aber dieses Wild nicht sehr, sagte Schwechting. Ich begreife nicht, wie die Herren ein Vergnügen daran haben können, so eine Kreatur zu schießen. Da kann man sich doch ebensogut auf den Dorfanger stellen und eine alte Kuh niederknallen. — Er sah mit prüfenden Blicken sein Bild an, ergriff seinen Pinsel, besann sich abermals und legte ihn wieder beiseite.

Da hielt Eva, die auf dem weichen Rasen unbemerkt herangeritten war, mitten unter ihnen.

Ah, mein allergnädigstes Fräulein, sagte Herr von Kügelchen, wir haben heute einen äußerst glücklichen Tag zu notieren. Erst haben wir einen seltenen weidmännischen Anblick gehabt, und nun haben wir den Vorzug, die Königin des Waldes in allerhöchstihrem allereigensten Reiche zu begrüßen. Worauf er sich verbeugte und seine Fingerspitzen an die Lippen führte.

Eva nahm weiter keine Notiz von dem Redner, sondern sprang aus dem Sattel, und zwar so schnell, daß Herr von Kügelchen mit seiner Bereitwilligkeit zu helfen viel zu spät kam.

Was haben Sie denn da, Onkel Fips? fragte Eva, sah sich um und verfolgte mit den Augen die Spuren, die in den weichen Boden eingedrückt waren, und was sonst dem Jäger die Fährte des Wildes andeutet und sagte: Ich sehe schon, mein alter Jakob hat Visite abgestattet.

Hat er, erwiderte Onkel Fips. Und wir haben ihn getypt, gemalt und beschmust.

Eva sah sich die Skizze an und begriff nicht, was die Farbenflecke bedeuteten, sah den Onkel Fips an und dann wieder die Malerei und lachte.

Das ist nur die Sauce, Prinzeßchen, sagte Onkel Fips, den Braten haben wir dort in dem Doktor seinem Kasten. Ist ein altes gutes Tier, Ihr Jakob. Kommt gerade in dem Augenblick an, wo man ihn brauchen kann, stellt sich da hin, wo er im Bilde nötig ist, läßt sich sechsmal photographieren und sieht dazu auch noch recht freundlich aus. Aber nehmen Sie Platz, vielgeliebtes Prinzeßchen.

Darauf holte er eine Jagdtasche, die an einem Zweige hing, und die sein Frühstück enthielt, heran und breitete seine Schätze, die in einigen Butterbroten bestanden, auf Papier vor den Füßen der Sitzenden aus.

Onkel Fips, sagte Eva, Sie sind ein Juwel. Ich hatte einen argen Hunger, und ich wollte Sie schon um ein Stück Brot anbetteln.

Digitized by Google

Aber erlauben Sie, meine Allergnädigste, sagte Herr von Kügelchen, von betteln kann ja gar nicht die Rede sein. Ist ja ganz auf unsrer Seite. — Und damit bot er ihr mit aller Devotion das Frühstück an, das ihm gar nicht gehörte. Die andern taten so, als wenn sie etwas äßen, aber Eva langte zu und biß mit ihren weißen Zähnen ins Brot, daß es eine Lust war, zuzusehen. Und hatte kein Arg daran, daß sie ihrem Onkel Fips das Frühstück wegaß.

Man blieb eine halbe Stunde sitzen und plauderte. Dann aber sprang Prinzeßchen auf und sagte: Nun aber nach Haus, sonst fängt Hoheit an zu fragen, und das kann ich durchaus nicht leiden.

Warten Sie, Prinzeßchen, sagte Onkel Fips, wir kommen mit. Die Beleuchtung ist sowieso ex.

Schwechting packte zusammen, belud sich mit seinem Gerät und machte sich auf den Weg. Der Doktor tat dasselbe. Voran ging Eva, die ihr Pferd am Zügel führte. An sie pirschte sich Herr von Kügelchen heran, und er operierte so glücklich, daß er den Platz neben ihr gewann, woselbst er sich beeiferte, den angenehmen Schwerenöter zu machen.

Sehen Sie, Doktor, sagte Schwechting, wenn man was gelernt hätte, das müßte man malen. Gäbe das nicht ein Gegenstück zum Salontiroler?

In der Tat, der Gegensatz zwischen dem jungen Mädchen, das kräftig und leicht, ihr Pferd führend, den Waldweg hinschritt, und dem tänzelnden Kavalier, der sich einmal über das andre die Fingerspitzen küßte, war bemerkenswert. Prinzeßchen schien von den Redeblumen des Herrn von Kügelchen nicht sehr erbaut zu sein, sondern warf einen hilfebittenden Blick über die Achsel auf die beiden hinterherkommenden Herren.

Herr von Kügelchen hatte von Eva die Zügel des Pferdes übernommen und sagte: Sehen Sie, mein allergnädigstes Fräulein, jetzt haben wir Sie gefangen. Sie haben Ihr Pferd weggegeben und können nicht mehr entfliehn. Aber wir werden uns bemühen, die Gefangenschaft einer so ausnehmend schönen jungen Dame möglichst — eh — komfortabel zu machen.

Prinzeßchen gab ihrem Gaul hinter dem Rücken ihres Ritters unbemerkt einen Schlag mit der Reitgerte, sodaß er ein paar Schritte vorwärts sprang und Herrn von Kügelchen, der doch die Zügel nicht loslassen durfte, mit sich nahm. So, jetzt konnte er als Prinzeßchens Hofmarschall voraus ziehn.

Schrecklicher Mensch, sagte Eva zu dem Doktor und Schwechting, die inzwischen herangekommen waren. War eben dabei, ein ganzes Inventar von mir auszuarbeiten. Was übrigens andre Leute — dabei sah sie neckisch auf den Doktor — auch schon versucht haben.

Nicht daß ich wüßte, erwiderte dieser. Ich sah einmal „auf der Heide dort“ eine junge Walküre, die hatte trotzig die Stirn wider den Sturm gekehrt. Das freute mich, und das notierte ich mir. Man sieht so etwas nicht alle Tage.

Sie meinen also nicht, erwiderte Eva, daß es der Frau verboten sei, sich auf ihre eigne Kraft zu stellen?

Sicher nicht, sagte der Doktor, wenn nämlich eigne Kraft da ist. Wer will der Kraft gebieten: sei nicht da? „Es gibt nichts auf der Welt oder außerhalb derselben, was ohne Einschränkung gut genannt werden könnte,“ außer der Kraft, außer einem Willen, der will. Es ist sein Recht zu sagen: Das bin ich, mag es nun Mann oder Frau sein.

Aber man lehrt uns, es sei der Frau Beruf, zu dienen, ein gutes Kind, eine gute Hausfrau, eine gute Gattin zu sein. Mit welchem Recht eigentlich?

Mit dem Rechte des Stärkern, Fräulein Eva. Dieses Recht hört sogleich auf, sobald die Frau ihren Herrenwillen dem des Mannes entgegensetzt. Und der von beiden hat Recht, der sich gegen den andern behauptet. — Oder nach dem Rechte des Schwächern. Wenn nämlich Mann und Frau zu dem Schwarm der Kleinen gehören, die sich zusammentun, sich unterstützen und helfen müssen, um leben zu

Digitized by Google

können. Da heißt es: duckt euch, liebt euch, dient euch, ernährt euch. Gehören Sie zu diesen Kleinen?

Sagen Sie mal, fuhr Eva nach einer Pause fort, als Sie neulich bei Vater waren, sagten Sie —

Sie haben unser Gespräch gehört? unterbrach sie der Doktor.

Ja, ich saß im Nebenzimmer. Sie sagten: Wir Immoralisten. Was heißt das? Sind Sie denn unmoralisch?

Sie sagte es in voller Harmlosigkeit, ohne eine Spur von Spott, eher mit etwas Neugierde, wie einer, der einen unmoralischen Menschen mindestens interessant findet.

Der Doktor wurde einen Augenblick verlegen. Schwechting hat später — allerdings gegen den lebhaften Widerspruch des Doktors — behauptet, er sei errötet wie ein junges Mädchen. Immoralist und unmoralisch, sagte der Doktor, ist nicht dasselbe. Der Unmoralische erkennt ein Sittengesetz an und handelt dagegen. Er erkennt zum Beispiel die Pflicht der Treue an, verletzt aber diese Pflicht. Der Immoralist steht jenseits von Gut und Böse. Er erkennt kein Sittengesetz an, als das er sich nach seinem Willen selbst setzt. Er läßt keine Schranke gelten, die ihm von Staat oder Religion oder dem Herkommen gezogen wird. Er überspringt sie nach dem Rechte seines Eigenwillens. Alle die heiligen Gesetze und Ordnungen, vor denen andre in Scheu ihr Haupt beugen, sind für ihn nur flüchtige Zeiterscheinungen, die seinen Blick in die ungeheure, große Ferne nicht aufhalten dürfen. Er ist sein eigner Herr und Gott. Und sein erstes und einziges Gebot lautet: Du sollst keine andern Götter haben neben dir. Verstehn Sie, was ich meine, Fräulein Eva?

Ja, antwortete diese, ich verstehe, daß das etwas sehr Gutes oder auch etwas sehr Schlimmes sein kann.

Wieso?

Wenn dieser große, alles beherrschende Wille der eines edeln Menschen ist, dann ist es etwas sehr Gutes, wenn es aber der Wille einer Bestie in Menschengestalt ist, dann o weh die Kleinen! Ich fürchte, Herr Doktor, Ihre große Zukunft, wenn sie je kommen sollte, bringt die Barbarei.

Bravo, Prinzeßchen, sagte Schwechting, halten Sie es mit den edeln Menschen, und seien Sie selber edel und gut.

Ach, Onkel Fips, entgegnete Prinzeßchen, Sie verstehn mich ja gar nicht. Sehen Sie sich meine Zeugnisse aus der Pension an, und dann urteilen Sie, ob mir daran liegt, ein Musterknabe zu sein. Ich will ich sein. Ich habs mein Lebtag nicht gelernt, den Zügel zu tragen, und Sie und Tantchen und der Herr Pastor haben immer nur Zügelworte für mich gehabt. Ich mags nicht. Ich möchte am liebsten die Mähne schütteln, auf die Zähne beißen und durchgehn. Aber —

Aber?

Aber ich getraue mirs nicht. Ich weiß nicht — ja, wie soll ich sagen? ich weiß nicht, ob das Eis trägt. Ist es nicht gefährlich, Herr Doktor, sein Selbstmoses zu sein?

Der freie Mensch, erwiderte der Doktor, der Mensch, der zur Herrschaft gelangt ist, kann nur ein Selbstmoses sein. Überlassen Sie es Kindern, Frauen und der großen Herde, dem Hirtenstabe zu gehorchen, überlassen Sie es den Mönchen und der Klerisei, der römischen und der Lutherschen, gedankenlos die Rockzipfel ihrer Autoritäten zu küssen, seien Sie ganz Sie selbst, das ist der Talisman, der über alle Höhen und Tiefen hinweghilft.

Na na na na, sagte Schwechting, wenns man wahr ist. Jawohl, auf dem Papier oder mit dem Maul ist es leicht, Adlerflüge zu tun, aber in der harten Wirklichkeit überschlägt man sich und bricht den Hals, oder man läuft der heiligen Hermandad in die Hände. Es ist gar nicht so leicht, in der Wirklichkeit den Herrenmenschen zu spielen. Überall stehn Schutzmänner, und der Herr Selbstmoses,

Digitized by Google

der die Schranken überspringt, wandert ins Loch. Nur nach einer Seite hat glücklicherweise die löbliche Obrigkeit Luft gelassen, nach der Seite der — na ja der Lumperei. Wenn einer in unserm Kulturstaate den Herrenmenschen spielen will, dann geht es am leichtesten so, daß er zu sich Ja sagt, seiner Frau durchgeht und ein Luderleben führt. Ihr verrückter Glockengießer, Doktor, hätte auch was besseres tun können, als Weib und Kind sitzen zu lassen, mit seinem Rautenbein durchzubrennen und das Lied vom großen freien Menschenwillen anzustimmen. Pfui Kuckuck!

Onkel Fips, sagte Prinzeßchen, Sie sind ein alter Philister.

Onkel Fips zwinkerte mit den Augen und erwiderte: Alter Philister? sagen Sie lieber, ein alter Praktikus. Sie möchten durchgehn, Prinzeßchen, und trauen sich nicht, weil Sie sich vor dieser Moddergrube fürchten. Sehr löblich von Ihnen, Prinzeßchen. Wie aber, wenn Sie so einen Herrenmenschen zum Gemahl erwischt hätten, der zu sich Ja sagte und durchginge, was dann?

Wenn ein Mann seiner Frau durchgeht, sagte Eva mit schöner Bestimmtheit, dann ist allemal die Frau daran schuld.

Gucke, gucke! rief Schwechting.

Mir würde mein Mann nicht durchgehn, fuhr Eva fort. Sie sagte es lachenden Mundes, aber sie sagte es in der Haltung einer Rachegöttin, und sie hielt ihre Reitpeitsche fest in der Hand.

Herr von Kügelchen, den das Gespräch interessierte, und der gern selbst sein Teil dazu gegeben hätte, war mit Evas Pferde neben dem Weg auf einer freien Stelle stehn geblieben und hatte die andern herankommen lassen. Eva nahm ihm den Zügel aus der Hand, sprang auf einen bequem daliegenden Stein und von da in den Sattel und ritt, ehe noch ihr Hofmarschall sich zu einem Entschlusse gesammelt hatte, in flottem Trabe und rückwärts grüßend davon.

Donnerlie! rief Schwechting. Was sagen Sie dazu, Doktor?

In der Tat, fügte Herr von Kügelchen hinzu, äußerst — äh.

Bald langte man, umschwärmt von der Rotte Korah, an der Giftbude an. Hier waren, wie um diese Zeit gewöhnlich, die Badegäste versammelt. Auch Pogge war da. Das Abenteuer vom Elch war bald erzählt und wurde mit gebührender Aufregung besprochen. Nun aber fiel die Rotte über Schwechtings Malkasten her. Onkel Fips, zeigen, zeigen! erklang es von allen Seiten. Aber Onkel Fips, der sonst immer bereit war, seine Skizzen vorzulegen, hatte diesesmal keine Lust. Fort, Gesindel, sagte er, das versteht ihr nicht, das versteh ich kaum.

Oh, Onkel Fips, rief die Rotte, Sie verstehn ja alles! und machte sich daran, ohne Erlaubnis den Kasten aufzuschnüren. Da half es denn nichts, das Bild mußte herausgenommen und aufgestellt werden. Die Rotte belagerte es in dichtem Kreise, wurde aber in den zweiten Rang zurück verwiesen. Dagegen setzte sich Pogge davor und studierte das Bild, indem er seinen Hut aus der Stirn rückte, sein Kinn auf beide Fäuste stützte und seine Stirnlocke ins Gesicht hängen ließ. Der Doktor, Schwechting und Herr von Kügelchen standen dahinter und warteten auf die Kritik.

Donnerwetter, sagte Pogge, sich zurücklegend, die Augen zusammenkneifend und mit dem Daumen die bewußten Modellierbewegungen machend, gemacht wie von'n zünftsten Maurerjesellen. Hätte ich dir ja' nicht zujetraut, Rauke! Immer schwapp! eine Farbe bei die andre jesetzt. Na ja! Wenn der Mensch nur will. Nun bitte ich mir aber aus, Hannes, daß du keinen Strich mehr daran tust, sonst verdirbst du die Sache wieder. Der frische Eindruck muß bleiben. Und dann hier wegschneiden und hier handbreit ansetzen. Nicht die Landschaft schonen. Das Ding soll keine Landschaft und Staffage werden, sondern ein Porträt. Großartige Häßlichkeit, aber imposant! Man lacht über die Schnute und sagt sich doch: Aber lieber mit dem Kerl nicht anbinden. Wissen Sie, Doktor, wie Philipp der Zweite mit seiner Hängelippe und den bösartigen, stahlharten Augen. Man muß eine Empfindung

Digitized by Google

haben, wie wenn man einige tausend Jahre zu früh geboren und unter die Mammuts und Saurier geraten wäre. Das wirkt, Hannes. Ich sage dir, das ist das bare Geld. Für den Quadratfuß mindestens fünfundsiebzig Pfennige.

Ich werde froh sein, erwiderte Schwechting bedenklich, wenn ich meinen Jakob auf vier richtige Beine gebracht habe.

Schwechting, sei doch kein Angsthase. Was kommt denn auf die Beine an? Ob das mehr Hirsch- oder Elch- oder Kuhbeine sind, ist ja ganz egal. Der Eindruck ist die Hauptsache, die Persönlichkeit muß wirken. So wie du hier die Farben hingesetzt hast, so ist es das Richtige. Laß doch den Beschauer auch was tun.

Nun kam zutage, daß man in dem Photographenkasten sechs Aufnahmen des Elchs habe.

Was hats denn dann für Not, rief Pogge. Kommen Sie, Herr Doktor, wir richten bei uns in der Küche eine Dunkelkammer ein, Sie entwickeln Ihre Bilder, und in acht Tagen steht der Elch in Lebensgröße mit Kohle auf der Leinwand.

Es gab noch eine lange, lebhafte Auseinandersetzung. Man mußte noch viele Dinge bedenken, zum Beispiel, wo in Tapnicken das Nötige zum Photographieren zu finden sei, und man mußte besonders Schwechting ermutigen, der vor der neuen Aufgabe eine wahre Angst bekommen hatte. Er sei ja kein Tiermaler, sagte er, er sei ja bloß Landschafter.

Ach was, Tiermaler, sagte Pogge, die gibt es gar nicht. Es gibt nur Maler. Und unter diesen gibt es nur den einen Unterschied: Maler, die was können, und Maler, die nichts können.

Zuletzt kam es aber darauf hinaus, was Pogge gesagt hatte. Man richtete im Hause Mopswende eine Dunkelkammer ein, indem man die unvollständigen Wände der Küche durch Decken ergänzte. Man trieb irgendwo ein paar Entwicklerpatronen auf, man fertigte aus Plattenschachteln, die in Paraffin getränkt wurden, Entwicklungsschalen an, man baute kunstvoll aus einer Laterne, deren Scheibe mit Karminlack bestrichen wurde, eine rote Laterne. Aber das alles ging nicht so schnell, wie man gedacht hatte, da die Arbeit von zahlreichen Sitzungen unterbrochen wurde, die nach dem alten „nassen" Verfahren eingerichtet waren, und da Staffelsteiger, der auch seine Kräfte zur Verfügung gestellt hatte, das Talent hatte, das wieder zu vergessen, was er tun sollte, und das wieder wegzutragen, was man eben herbeigeschleppt hatte. Endlich war alles vollendet, und Ramborn, der in seinem Fache ein Meister war, hatte trotz der schwierigen Umstände sechs tadellose Negative fertig gebracht.

Aber es zeigte sich, die Bilder waren zu klein, als daß man sie mit Vorteil hätte anwenden können. Schön, so vergrößert man sie. Man befand sich im Kriegszustande, man hatte photographisch mobil gemacht, und so setzte man seine Ehre darein, das Unmögliche möglich zu machen. Man ließ Burpel kommen, nahm ihn in Eid und Pflicht und schickte ihn nach N., um aus einer Handlung zu holen, was man brauchte, Chemikalien, Papier und Magnesiumband. Man wandelte den Apparat in eine Laterna magica um und brachte die merkwürdigsten Gefäße zusammen. Nach einigen Tagen stand Doktor Ramborn in Hemdsärmeln hinter dem Hause und betrachtete seine Vergrößerungen, die in einem Kübel Wasser schwammen. Die Bilder hätten sich freilich nicht zu Ausstellungsobjekten geeignet, aber sie waren für den vorliegenden Zweck völlig brauchbar.

Da schob sich ein Kinderarm unter den Arm des Doktors, und eine bittende Kinderstimme fragte: Onkel Heinz, hast du uns denn schon wieder ganz vergessen?

Nein, mein Junge. Warum denn?

Mama geht im Zimmer umher und weint. Und die Tante ist schon ganz heiser. Und der Inspektor hat sich betrunken und sagt, er wolle uns das Haus anstecken.

Hat dich Mama geschickt, Wolf? fragte der Doktor.

Digitized by Google

Nein, antwortete Wolf, Mama weiß nicht, daß ich hier bin. Ich habe nur ganz heimlich meinen Ziegenbock angespannt und bin hinter der Scheune herum weggefahren.

Ich habe jetzt hier zu tun, Wolf, sagte Onkel Heinz, sobald ich fertig bin, komme ich.

Onkel Heinz, sagte Wolf traurig, was du hier machst, das ist doch bloß Spaß. Aber bei uns ist es kein Spaß, und du hast mir doch versprochen, daß du uns helfen wolltest.

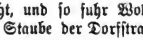
Du hast Recht, Wolf, ich komme sogleich mit.

Hinter der Hausecke stand Wolfs Ziegenbockwagen.

Wenn du dich jetzt mit reinsetzen könntest, Onkel Heinz, sagte Wolf, dann könnte ich dich gleich mitnehmen.

Das ging nun freilich nicht, und so fuhr Wolf in seinem Wägelchen singend voraus und verschwand in dem Staube der Dorfstraße. Und der Doktor zog seinen Rock an und folgte.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. Nachdem nun auch das Herrenhaus Ja und Amen gesagt hat, ist die Kanalvorlage glücklich unter Dach und Fach. Man wird sich in Preußen beglückwünschen dürfen, daß die Ausführung in die Hände eines so tüchtigen und umsichtigen Ministers, wie Herr von Budde, gelegt ist. Hoffentlich erlaubt ihm seine Gesundheit, den gesamten Inhalt dieses wasserwirtschaftlichen Gesetzes in Taten umzusetzen und zur Vollendung zu bringen. Bis das geschehen ist, wird bei unsern Konservativen hoffentlich die Einsicht eingekehrt sein, daß auch das Stück Hannover-Elbe gebaut werden muß, nicht nur weil der dauernde Torso uns vor der Welt lächerlich machen würde, sondern weil dieser Abschluß eine wirtschaftliche Notwendigkeit ist und sich von Jahr zu Jahr mehr als solche erweisen wird.

An die Stelle der Kanalfrage haben wir inzwischen wieder eine andre bekommen: die Novellen zum Berggesetz. Der Widerspruch gegen diese Vorlagen liegt auf politischem und sozialpolitischem Gebiet zugleich. Selbstverständlich kann sich eine Regierung in solchen Fragen nicht von Sympathien und Antipathien bestimmen lassen, die bei den Erörterungen in der Presse leider eine sehr große Rolle gespielt haben. Auch nicht die „Furcht vor dem Reichstage" ist bestimmend gewesen. Denn erstens behandelt die preußische Regierung die Berggesetzgebung bekanntlich als ein Internum Preußens, als eine preußische Angelegenheit, in die die Reichsgesetzgebung nicht hineinzureden hat; zweitens würde ihr Widerspruch im Bundesrat um so mehr genügen, diesen zur Ablehnung eines Reichstagsbeschlusses zu bestimmen, als weder Bayern noch Sachsen lüstern darauf sind, ihren Bergbau unter die Reichsgesetzgebung zu stellen. Die Zusammensetzung des jetzigen Reichstags namentlich führt immer mehr dazu, daß sich die Einzelstaaten, soviel als es irgend mit der Reichsverfassung vereinbar ist, auf sich selbst zurückziehn und für eine Erweiterung des Reichsgesetzgebungsgebiets ganz und gar nicht zu haben sind. Diese Situation schafft aber gerade für den preußischen Landtag eine Zwangslage. Wenn er die Novellen ablehnen oder in einer für die Regierung unannehmbaren Form zum Abschluß bringen sollte, läge die Gefahr nahe, daß die im Landtag abgelehnte preußische Regierungsvorlage vom Zentrum im Reichstage mit Unterstützung der Sozialdemokratie als Zentrumsantrag eingebracht würde und dort wahrscheinlich eine Majorität fände. Dann aber könnte die preußische Regierung höchstens aus

Digitized by Google

prinzipiellen Gründen Nein sagen. Tatsächlich käme sie damit in die Lage, entweder ihre eignen Kinder dem Prinzip zuliebe schlachten zu müssen oder das Prinzip fallen zu lassen und ihre eigne Landtagsvorlage aus der Hand des Zentrums und der Sozialdemokratie im Reichstag anzunehmen! Ein solcher Ausgang kann aber unmöglich den Wünschen der konservativen wie der nationalliberalen Gegner der Vorlagen entsprechen, und es ist also wohl anzunehmen, daß diese Entwürfe, wenn auch mit einigen Amendierungen, Gesetz werden. Tatsächlich fällt dabei auch die von den Bergarbeitern im großen und ganzen beobachtete ruhige Haltung ins Gewicht, die ebenso Gegenstand der Beobachtung und der Berichterstattung wie der Anerkennung der in Berlin beglaubigten fremden Diplomatie gewesen ist. Zweihunderttausend feiernde Arbeiter und kein einziger schwerer Exzeß!

Auch diese Haltung gehört mit zu den Motiven der Vorlagen, der Kontraktbruch ist dadurch bis zu einem gewissen Grade ausgeglichen, auch wenn die Gründe dieser Haltung nicht einzig und allein in dem Bedürfnis nach Gesetzmäßigkeit beruht haben sollten. Man wollte eine wirtschaftliche Auseinandersetzung, aber mit Vermeidung jedes Zusammenstoßes mit der Staatsgewalt; man wußte, daß der Erfolg, d. h. ein Eingreifen des Staats auf dem Wege der Gesetzgebung zugunsten der Arbeiter davon abhängig war. Von der Regierung war dem Zuzug italienischer Arbeiter gewehrt worden, die in einer solchen Bewegung leicht ein unerwünschtes Element gewesen wären; die Bergleute erkannten daraus, daß bei absoluter Gesetzmäßigkeit manche Wünsche für sie erreichbar sein würden. Die Lage der Zechenverwaltungen ist sicherlich nicht leicht. Um so mehr muß dafür Sorge getragen werden, daß die jetzt in Aussicht genommnen Maßregeln auch wirklich alle Lücken schließen, und daß Streikbewegungen, die auf andern als Lohnfragen beruhn, in der gesetzlichen Lage der Arbeiter keinerlei Begründung mehr finden. Ein Kohlenstreik, der unser ganzes industrielles Leben, Eisenbahnen, Dampfschiffe, Kriegsflotte und daneben auch die häuslichen Existenzen in Mitleidenschaft zieht, sollte eigentlich unmöglich gemacht werden. Aber das würde auch bei einer Verstaatlichung nicht der Fall sein, sobald eines Tags Lohnfragen zum Ausgangspunkt einer Streikbewegung gemacht würden. Auch eine staatliche Zechenverwaltung könnte nicht daran denken, allen Ansprüchen gegenüber nur Nachgiebigkeit zu üben, und je größer die Massen wären, desto größer würde auch der Hang zur Begehrlichkeit sein. Man darf im Gegenteil sagen, die jetzige Einrichtung in Preußen mit einem starken Anteil des Staats am Bergwerkbesitz ist gerade das Richtige. Der Staat kann damit einen regulierenden Einfluß auf die Preisbildung, auf die Lohnfrage sowie auf viele andre Fragen des Betriebs üben; er hat durch seinen eignen Besitz ein Urteil über das sachlich Zulässige und ist in Situationen, wie wir sie jetzt hinter uns haben, der gegebne Vermittler. Der Vermittler aber würde fehlen, sobald der Staat selbst als Arbeitgeber der großen Masse der Bergarbeiter gegenüberstünde, deren Unzufriedenheit und Mißfallen sich dann nicht gegen eine Reihe von Zechenverwaltungen und deren Verband, sondern gegen den Staat richten würde.

Das Herrenhaus hat sich durch den Mund seines Präsidenten beklagt, daß es von der Regierung vernachlässigt würde, und daß namentlich die Berggesetznovellen zuerst hätten an dieses Haus gebracht werden müssen. Da der Gegenstand im Abgeordnetenhause schon anhängig war, wäre es eine Rücksichtslosigkeit gegen dieses gewesen, hätte man die in den Vorlagen behandelten Fragen im Herrenhause präjudizieren lassen. Dazu kommt dann wohl noch, daß die Chancen der Vorlagen im Herrenhaus unendlich geringer gewesen wären. Wenn das Herrenhaus die Vorlagen aus der Hand des Abgeordnetenhauses erhält, nachdem sie dort unter Zustimmung der Konservativen zur Annahme gelangt sind, wird in diesem Falle die Stellung des Herrenhauses wesentlich anders sein, als wenn die Regierung gleich zuerst an dieses Haus herangetreten wäre. Im Ernst kann die preußische Regierung ja nicht daran denken, das Herrenhaus absichtlich oder systematisch zu

Digitized by Google

vernachlässigen. Das Haus hat schon große Dienste geleistet und wird sie auch in Zukunft zu leisten haben.

Im allgemeinen ist die Vorstellung, die im Lande über das Herrenhaus besteht, sehr unrichtig. Es sind darin zehn Universitäten und achtunddreißig Städte durch hochintelligente Persönlichkeiten vertreten, ebenso weist die Reihe der etwa sechzig aus allerhöchstem Vertrauen berufnen Mitglieder eine ganze Reihe von Kapazitäten auf. Gegenwärtig hat das Haus ungefähr dreihundert stimmberechtigte Mitglieder, von denen doch reichlich die Hälfte als geistig hochstehende Männer angesehen werden müssen. Mehr hat der um fast hundert Mitglieder stärkere Reichstag auch nicht aufzuweisen; unter den dreihundertsiebenundneunzig Erwählten des allgemeinen Stimmrechts sind auch nicht mehr als hundertfünfzig geistig bedeutende Persönlichkeiten. Der Reichstag hat trotz seiner Form der Zusammensetzung somit vor dem Herrenhause tatsächlich nichts voraus, wenigstens nicht in seiner jetzigen Gestalt. Fragt man nun, woher es kommt, daß sich das Herrenhaus im Lande eines verhältnismäßig geringen Ansehens und Einflusses erfreut, so kann die Antwort nur lauten: Das liegt zum großen Teil an der Jugend der Institution; diese ist in dem halben Jahrhundert ihres Bestehens nur selten in den Vordergrund getreten. Zum andern Teile daran, daß das Herrenhaus nicht mit der ruhigen und geschichtlich begründeten Sicherheit des englischen Oberhauses das allgemeine Staatsinteresse, sondern in vielen Dingen nur Gruppeninteressen vertritt. Die Geschichte, die Weltstellung, der Reichtum Großbritanniens gewähren für die staatssinnige Erziehung seiner heranwachsenden Geschlechter ganz andre Bedingungen, als sie bei uns in Preußen und in Deutschland möglich sind. Dieser Umstand sichert den beiden Häusern des englischen Parlaments Vorzüge, wie sie keinem andern Parlamente der Welt eigen sind, nicht nur Vorzüge, sondern auch ein diesen entsprechendes Ansehen. Unser Herrenhaus wird in ein größeres Ansehen und in einen größern Einfluß hineinwachsen, je mehr es sich von dem Gedanken des allgemeinen Staatsinteresses durchdringen läßt, wie das zum Beispiel eben in der Kanalfrage der Fall gewesen ist. Kaiser Wilhelm der Erste hat einst dem Herrenhause ausgesprochen, daß die Dienste, die es in schwerer Zeit geleistet hat, niemals vergessen werden sollen. Wenn das Herrenhaus dennoch zeitweise stark in den Hintergrund tritt, so liegt das zum Teil ja an dem Übergewicht des Reichstags über die Landtage, unter dem die Ersten Kammern immer mehr zu leiden haben als die Zweiten. Zum Teil aber auch an folgendem: Seit dem Tode des Fürsten Herbert Bismarck hat das Herrenhaus nur noch elf Mitglieder, die zugleich im Reichstage sitzen. Das ist entschieden viel zu wenig. Ein großer Teil der Mitglieder des Herrenhauses hätte alle für die Mitgliedschaft zum Reichstage erwünschten Eigenschaften, aber keiner bewirbt sich trotz dem zum Teil recht großen persönlichen Ansehen und Einfluß um ein Reichstagsmandat, dessen Gewinnung in einzelnen Fällen vielleicht gar nicht so schwer wäre! Liegt hierin nicht auch eine gewisse Vernachlässigung öffentlicher Interessen, zu deren Pflege gerade diese Männer einen doppelten Beruf haben? Und würde eine stärkere Mitgliedschaft im Reichstage nicht auch dem Ansehen des Herrenhauses zugute kommen?

Der Verlauf des Kaiserbesuchs in Tanger dürfte in Deutschland allgemein befriedigt haben, das scharf pointierte persönliche Hervortreten des Kaisers verleiht diesem Besuch ein weit über den Augenblick hinausgreifendes Gepräge. Bei der Beurteilung der amtlichen deutschen Stellung in der marokkanischen Angelegenheit darf nicht übersehen werden, daß es sich dabei weit weniger um Frankreich als um die Person des Herrn Delcassé handelt, der es mit den französischen Interessen vereinbar findet, sich fortgesetzt an Deutschland zu reiben. Wenn einzelne Pariser Blätter wie das Journal des Débats und der Eclair es für nützlich erachten, offen zu erklären, daß die Politik des Ministers des Auswärtigen „auf die Etablierung einer Schutzherrschaft in Marokko ziele, die über kurz oder lang die Einverleibung nach sich ziehn müsse," so ist das recht offenherzig, beweist aber nur,

Digitized by Google

daß Delcassé auf einem toten Strange fährt. Um so gerechtfertigter ist die Haltung Deutschlands. Das französisch-englische Abkommen wegen Marokkos bedeutet für uns weiter nichts, als daß England gegen die französische Ausbreitung in Marokko nichts einzuwenden habe. Aber England hatte so wenig ein Recht, Marokko zu verschenken, wie Frankreich ein Recht hat, aus der billigen englischen Schenkung Ansprüche herzuleiten, die mit den vertragsmäßigen Rechten andrer Nationen in Widerspruch stehn. Die Londoner Morning-Post hat in einem sehr verständigen Artikel ausgeführt, daß von einer tatsächlichen Unterstützung des französischen Anspruchs durch England, falls dieser irgendwo auf Widerspruch stoße, nicht die Rede sein könne. Großbritannien werde um so weniger an einen Kreuzzug für Frankreichs Stellung in Marokko denken, als Frankreich selbst offenbar dazu gar keine Neigung habe. Deutschland möge darum ruhig auf seinen Rechten in Marokko bestehn, bis es von Frankreich deren volle Anerkennung oder einen annehmbaren Gegenwert, etwa ein Besatzungsrecht an einem Küstenpunkte, erhalten habe. Hierin allerdings irrt die Morning-Post vollständig. Deutschland will in Marokko keinen Fuß breit Land, sucht auch keineswegs dort ein zweites Kiautschou zu etablieren, das ebenso wie der chinesische Platz an der Sonne jeder feindlichen Flotte preisgegeben sein oder die Abwesenheit der deutschen Schlachtflotte von den heimischen Küsten erheischen würde. Wir wollen in Marokko nichts weiter als die offne Tür, für uns wie für alle andern Nationen, und befinden uns mit diesem Verlangen in der besten Gesellschaft. Außerdem ist Frankreich weder de jure noch de facto der Souverän von Marokko, kann also dort weder Gebiet noch Besatzungsrechte abtreten, in einem Lande, dessen Herr zu sein es noch recht weit entfernt ist.

Aber auch vom Sultan selbst würden wir solche Zugeständnisse weder verlangen noch annehmen, da mit solchen doch früher oder später Konflikte mit der muselmännischen Bevölkerung verbunden sein könnten, und es zum Beispiel für einen Politiker wie Delcassé eine besonders erwünschte Aufgabe sein dürfte, den Zorn der Marokkaner über das Eindringen der Fremden — auf die Deutschen abzulenken. In diese Verlegenheit wollen wir die französische Politik nicht bringen. Aber auch wenn Marokko vollständig in französischen Händen wäre, könnte Frankreich unsern Vertrag mit dem Sultan nicht ignorieren, sondern müßte ihn fortsetzen oder die Zustimmung Deutschlands zu einer Abänderung zu erlangen suchen. Hierzu kommt, daß Frankreich sich durch Artikel 11 des Frankfurter Friedens Deutschland gegenüber verpflichtet hat, die beiderseitigen Handelsbeziehungen auf dem Fuße der meistbegünstigten Nation einzurichten, wozu ausdrücklich „die Zulassung und die Behandlung der Untertanen beider Nationen und ihrer Vertreter“ gehört. Weiter ist im Artikel 11 insbesondre die Gleichberechtigung, u. a. die mit England und Rußland, stipuliert. Herr Delcassé hätte also der deutschen Regierung entweder amtlich mitteilen müssen, daß Frankreich, das auf Grund eines Abkommens mit England eine bevorrechtete Stellung in Marokko anstrebe, den deutsch-marokkanischen Vertrag in allen Teilen respektieren werde, oder daß von einem zu verabredenden Zeitpunkt ab, zum Beispiel den dreißig Jahren des französisch-englischen Vertrags, der Artikel 11 des Frankfurter Friedens auch auf Marokko ausgedehnt werden solle. Das wäre loyal gewesen. Ob Deutschland einen Wechsel auf so lange Sicht, wie dreißig Jahre, in Zahlung nehmen würde, ist freilich wenig wahrscheinlich, und zudem, wer bürgt dafür, daß nach dreißig Jahren noch ein Franzose in Marokko ist! Halten wir uns also einstweilen an den souveränen Sultan und an unsern Vertrag mit diesem! Kommt der Sultan oder sein Nachfolger wirklich eines Tags in die Lage, uns den Vertrag nicht mehr erfüllen zu können, d. h. tritt Frankreich tatsächlich an seine Stelle — dann damit auch der Artikel 11 des Frankfurter Friedens, der uns zum mindesten die Gleichberechtigung mit England sichert. Einstweilen aber hoffen wir, daß Delcassé über das Fell des marokkanischen Löwen nicht eher verfügt, als bis er ihn wirklich erlegt hat. Die vom Kaiser an den

Digitized by Google

Vertreter des Sultans sowie an die deutsche Kolonie in Tanger gerichteten Worte werden ein langhin hallendes Echo in der europäischen Politik haben, und zwar unter dem Beifall aller Nationen, die wie Deutschland für freie Konkurrenz und gegen ein französisches Monopol in Marokko eintreten. *§*

Das Neuste zu den elsaß-lothringischen Verfassungsfragen. Inzwischen haben dreizehn (von fünfzehn) elsaß-lothringische Reichstagsabgeordnete einen Antrag unterzeichnet, der darauf hinausgeht, den Kaiser zum wirklichen Landesherrn von Elsaß-Lothringen zu machen, Bundesrat und Reichstag bei der Landesgesetzgebung auszuschließen, die Vertretung des Landes im Bundesrat sowie die Bildung der Landesvertretung auf der Basis des allgemeinen Stimmrechts zu fordern. Diese vier Punkte dürften bei keiner größern deutschen Regierung Aussicht auf Annahme haben. Von der Einführung des allgemeinen Stimmrechts könnte nach dem Bilde, das der Reichstag bietet, schon gar keine Rede sein. Aber kein einziger größerer Bundesstaat, Preußen eingeschlossen, ist geneigt, zu einer Verschiebung des Gleichgewichts innerhalb des Reiches oder überhaupt zu einer Abänderung der Reichsverfassung, die diesem Gleichgewicht so bewährte Grundlagen sichert, die Hand zu bieten. Überhaupt wird man nirgends geneigt sein, die Hand an die Reichsverfassung zu legen. Und das ist gut so. Im übrigen scheinen sich die Antragsteller nicht recht klar gemacht zu haben, daß auch diese „Freiheiten“ teuer sein dürften: Anteil an der Zivilliste, Kosten der Vertretung im Bundesrat, wahrscheinlich auch Wegfall des Reichszuschusses von 400000 Mark für die Universität Straßburg, usw. Irgendein zwingender Grund zu einer Änderung des Verhältnisses liegt aber überhaupt nicht vor, das Reichsland bleibt am besten nach innen wie nach außen ein noli me tangere! Daran dürfte auch die Empfehlung der „Selbständigkeit des Staatswesens“ durch die Süddeutsche Reichskorrespondenz nichts ändern.

Zur Wertschätzung der altgermanischen Götterlehre. Daß zum vollen Verständnis nicht bloß der griechischen und der römischen, sondern auch der deutschen Literatur eine genaue Kenntnis der griechischen Mythologie nötig ist, wird niemand bestreiten; denn ebenso wie die Werke Homers, Hesiods und der griechischen Tragiker, die Oden des Horaz, die Metamorphosen Ovids und andre Erzeugnisse der antiken Literatur würden uns auch sehr viele der eignen deutschen durchaus unverständlich und deshalb wertlos für uns sein, man denke nur an Schillers kulturgeschichtliche Gedichte, an Iphigenie, an den zweiten Teil von Faust und viele andre. Es bedarf also keiner besondern Begründung dafür, daß auf den höhern Schulen eine eingehende Belehrung über die antike Mythologie gegeben und diese Kenntnis von den Schülern der obern Klassen unbedingt verlangt wird. Aber wie das Betreiben dieser Wissenschaft auf den höhern Schulen erfreulich ist, so bedauerlich ist es entschieden, daß die altgermanische Götterlehre, die früher gar nicht beachtet oder im Unterricht nur hier und da einmal flüchtig gestreift wurde, auch heute immer noch ganz oberflächlich behandelt wird, daß es da, wo es zum Verständnis einer Dichtung durchaus notwendig ist, darauf einzugehn, meist mit der Nennung der Namen der Götter und Göttinnen und mit einem ganz kurzen Hinweis auf ihr Wirken abgetan ist, daß man auf den Schulen fast nie tiefer eindringt, sich nie liebe- und pietätvoll in diese Götterlehre versenkt. Bedauerlich ist diese Tatsache aus mehreren Gründen.

Zunächst ist es doch gewiß nötig, daß ein gebildeter Mensch, der von Isis und Osiris, von Ra und Ptah und andern ägyptischen, von Marduk und Istar, von Moloch und Astarte, von Mithras, Buddha, Brahma und andern orientalischen Gottheiten hört und lernt, noch mehr von dem Religionswesen seiner eignen Vorfahren wisse und nicht bloß einmal vorübergehend bei der Besprechung Klopstockischer

Digitized by Google

Oden oder im Gespräch über R. Wagners Opern etwas von Odin, Walhalla usw. erfahre.

Zweitens ist die Kenntnis der altgermanischen Götterlehre deshalb so überaus notwendig und wichtig, weil nur durch sie eine große Menge im Volksleben noch heute bestehender Gebräuche und noch heute vielfach angewandter Wörter und Wendungen erklärt werden können. Der Christbaum, der mit dem Christentum in keiner ursächlichen Verbindung steht, der Sommersonntag, die Johannisfeuer und andre Festgebräuche, das Entstehn des Kegelschiebens und der Polterabendfeier, die Herkunft des Martinihorns, des Brezel benannten Gebäcks und andres kann man ebenso wie viele Redensarten, zum Beispiel den Daumen drücken, jemand etwas am Zeuge flicken, Stein und Bein schwören, Donner Wettstock (verdreht in Dunder Wachsstock), ins Bockshorn jagen, und einzelne Wörter, zum Beispiel Ungeziefer, Weichselzopf, Wechselbalg, Ölgötze, Pfingstochse, hanebüchen und vieles andre wieder nur aus dem Götterglauben und den religiösen Gebräuchen der Männer erklären, die die Römerlegionen bei Noreja und im Teutoburger Walde geschlagen und in kühnen Wikingerfahrten die Meere durchfurcht haben.

Drittens aber ist ganz besonders zu erwähnen, daß die Götterlehre unsrer germanischen Vorfahren Gedanken enthält, so schön und tief, so erhaben und von so veredelnder Wirkung wie wohl kaum eine andre. Die griechische Mythologie, die die Gestalten von Zeus und von Apollo, von Athene und von Aphrodite geschaffen, die durch Dryaden, Oreaden, Horen und andre Gottheiten die ganze Schöpfung belebt hat und durch die Verehrung der Grazien und der Parzen, des Bacchus und des Hades den heitern und den ernsten Seiten des Lebens gerecht geworden ist, bietet uns neben vielem Schönen und zur Verherrlichung durch die Kunst Geeigneten des Eingreifenden und des Erhabnen doch nur wenig, sie wendet sich an die Phantasie, weniger schon an den Verstand, noch weniger, ja fast gar nicht an Herz und Gemüt des Menschen. Etwas übertrieben und hart, aber in dem, was es sagen will, doch wahr ist das Wort eines Gelehrten, der in der Einleitung seiner Ausgabe des Aristophanes sagt, daß der Hauptinhalt dessen, was uns über die griechischen Götter erzählt werde, fast nur in ihren „verliebten Ferienreisen zu den Menschen“ bestehe. Wie reich ist im Gegensatz hierzu die altgermanische Götterlehre an tiefen, das Nachdenken anregenden, erhabnen und sittlich hohen Gedanken! Von diesen mögen einige hier erwähnt werden.

Oft schwer zu deuten, aber, wenn dies gelungen ist, höchst eindrucksvoll sind die Sagen, die den Kampf der Elemente in der Natur, besonders den zwischen dem grausig dargestellten Winter und dem wonnigen Frühling zum Inhalt haben, zum Beispiel die von Swadilfari (Eisführer). Dieser erbot sich, den Göttern eine feste Burg zu erbauen unter der Bedingung, daß ihm dafür Sonne, Mond und die Göttin Freia geschenkt würden, d. h. die ganze Schöpfung in ihrer Größe und Lieblichkeit dem starren Winter für immer anheimfiele. Loki vereitelte die Vollendung des Baues und damit die Auslieferung der Preise, Thor erschlug den Riesen mit seinem Hammer, d. h. des erste Gewitter zersprengt die Eisdecke, Sonne, Mond und die liebliche Frühlingszeit werden von dem Banne des Frühlings befreit. Noch tiefer ist der Mythus, der die Fortsetzung von Baldurs Tod ist und folgende Deutung hat. Der Lichtgott Baldur erstirbt in der Sommersonnenwende, von dem blinden Hödur, d. h. dem lichtlosen Wintergott, tödlich mit der Mistel getroffen, der Pflanze, die im Winter wächst und reift, des Sonnenlichtes also nicht bedarf. Mit dieser Erwähnung der Mistel verbinden sich aber noch andre, tiefe Gedanken. Ihr als dem einzigen Wesen war, weil sie unbedeutend erschien, kein Eid abgenommen worden, den Baldur zu schonen. Wenn er nun durch sie stirbt, so heißt das: auch das scheinbar Unbedeutendste kann im Dienste der Bösen furchtbar werden, und ferner: dem von allen Wesen geliebten Baldur kann nur etwas ganz Ungewöhnliches schaden, das ist die Mistel, die nicht aus Samen gezeugt ist und nicht in der Erde wurzelt. Wenn seine Gattin Nanna

Digitized by Google

und der Zwerg Lit mit Baldur zugleich dahinsinken, so bedeutet dies, daß das duftende Blumenleben und der schöne Blütenschmelz mit dem schwindenden Lichte ebenfalls vergehn. Sehr wichtig ist die Erwähnung, daß der reine, edle Baldur erst nach der Götterdämmerung von der Hel zu den Göttern zurückkehren wird, weil — und damit betreten wir einen ganz neuen Gedankenkreis — auch die Götterwelt schon vom Bösen ergriffen, schon teilweise verderbt ist.

Woher die Welt? Woher das Böse? Diese beiden Fragen sind es, die seit den ältesten Zeiten die Menschen aller Zonen und Religionen bewegt und zu den verschiedensten Antworten geführt haben. Da man glaubte, den Ursprung des Bösen nicht von dem allmächtigen, guten Schöpfer der Welt und Vater der Menschheit herleiten zu dürfen, so kamen viele Völker auf den Dualismus, d. h. den Glauben an einen guten und einen bösen Gott, und dem bösen schrieb man nun das Eindringen des Bösen in die von dem guten Gott vollkommen geschaffne Welt und das Walten des Bösen unter den Menschen zu. Dieser Dualismus ist durchaus unlogisch, weil die Annahme von zwei nebeneinander bestehenden, sich bestehenden allmächtigen Wesen undenkbar ist, das feindliche Nebeneinanderbestehn schließt die Allmacht aus, die doch beiden zugeschrieben wird. Der Dualismus ist aber auch deshalb entschieden verwerflich, weil er in seinen Konsequenzen (Teufeln, Hexen u. a.) zu den schrecklichsten Greueln geführt hat und noch heute verderblich wirkt.

Griechen und Römer haben sich, wie es scheint, mit der hier behandelten Frage wenig oder gar nicht beschäftigt und sich den Genuß des ewig lächelnden Zeus nicht durch die düstern Fragen nach dem Ursprung der Sünde und der Notwendigkeit von Buße, Sühne, Vergebung, Erlösung verkümmert. Dem sinnenden Volke Israel aber und den ernsten und frommen alten Germanen ist der große und allein richtige Gedanke aufgegangen, daß das Eindringen des Bösen in die Welt etwas von der Gottheit selbst Zugelassenes, Selbstgewolltes ist, verbunden mit den besten Absichten für die Menschen und — bei den Germanen — mit einer auch die Götterwelt einschließenden Läuterung und Wiederherstellung des ursprünglichen, sündlosen Glückszustandes.

Nicht ohne Wissen, auch nicht gegen den Willen der übrigen Asen, auch des Odin selbst nicht, ist in Loki das Prinzip des Bösen vertreten, dessen Überhandnahme jene allerdings einzuschränken, dessen Gefahren für das Bestehn der Götter- und Menschenwelt sie abzuwenden trachten. Ob Loki direkt mit den Zwergen, durch die das Böse in die Welt gebracht wird, ob er mit den Nornen, von denen diese angestachelt werden, in Verbindung getreten ist, ergibt sich aus den Sagen der Edda nicht; sicher ist, daß am Anfang ein seliges Zeitalter, ein Zustand des reinsten Glückes herrschte, bis die Nornen den Zwergen das Gold gaben, um durch seinen Glanz die Menschen zu betören und zu verderben. Mit diesem Eintritt der Nornen Urd, Verdandi und Skuld, den Vertreterinnen von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, beginnt erst die Zeit, die es vorher nicht gab; mit dem Eintreten der Zeit beginnt das Böse, das Unglück zu walten, das vorher noch nicht vorhanden war — dem Glücklichen schlägt keine Stunde. Das Böse erzeugt Qualen des Gewissens und Furcht vor der Strafe der Götter; deshalb verbirgt sich Loki in einer Hütte nahe an einem See, verwandelt sich in einen Lachs (Loki — Lachs) und flicht sich ein Netz zum Einfangen von Fischen als Nahrung für sich. In diesem Netze aber wird er von den Göttern gefangen und mit den Gedärmen seines von jenen getöteten Sohnes gefesselt, d. h. das Böse flicht sich selbst sein Netz zum Verderben, und es erzeugt selbst sein Unglück und seine Bestrafung.

Auch andre tiefe Gedanken schöpfen wir aus der Götterlehre der alten Germanen. Heilig gehalten wurden von ihnen besonders die Bande der Familie und der „Sippe," besonders — im Gegensatz zu fast allen heidnischen Religionen — die Stellung der Mutter. Wenn andre Familienmitglieder sterben, so

Digitized by Google

verlassen ihre Geister — denn auch an ein Fortleben nach dem Tode glaubte man — das Haus, nur die Seele der Mutter kann sich von der Stätte ihres segensreichen Wirkens nicht trennen, sie schwebt als Schutzgeist über der Schwelle des Hauses. Wenn also jemand noch so allein und vereinsamt, verlassen von allen ihm im Tode vorangegangnen Lieben, daheim weilt, ganz allein ist er nicht, die Seele der Mutter umschwebt ihn unsichtbar, er ist mutterseelenallein, ein so schöner Ausdruck, den wir aus jenen Tagen bis heute bewahrt haben.

Daß wie den Eltern, ebenso den Geschwistern gegenüber die Liebe und besonders die Treue, diese herrlichste aller Germanentugenden, als heilig galt, klingt noch am Schlusse des Nibelungenliedes nach; denn wenn Krimhild schon durch die Ermordung Hagens, eines Recken, der so mutig und treu für seine Herren gekämpft hat und nun wehrlos durch die Hand eines Weibes fällt, eine große Schuld auf sich geladen hat, so vergrößert sich diese noch dadurch, daß sie ihrem Bruder hat das Haupt abschlagen lassen. Das ist es hauptsächlich, was dem alten Hildebrand das Schwert in die Hand drängt und ihn zu Krimhilds Ermordung treibt.

Wehe darum der Menschheit, wenn einst Pietätlosigkeit gegen die Familie und die Sippe eingebrochen und allgemein geworden ist; dann kann und darf sie nicht mehr bestehn, sie ist dem Untergange geweiht, und wenn von diesem Frevel auch die Götterwelt mitergriffen ist, dann droht auch ihr der Untergang, die Götterdämmerung bricht an. Die altgermanische Mythologie drückt diesen hohen Gedanken in der ihr eigentümlichen Großartigkeit aus: Von dem Blute der infolge der menschlichen Frevel gegen Familie und Sippe Erschlagnen haben sich Lokis Kinder, der Fenrirwolf und die Midgardschlange, so gemästet, daß ihre Fesseln zerspringen, und die Unholde selbst ihrer Bande ledig werden („der Teufel ist los"). Nun beginnt der Fimbulwinter, der Kampf der Dämonen und Ungeheuer gegen die Götter; jene verschlingen die Sonne und den Mond, und zuletzt bricht der alles zerstörende Weltenbrand aus. Aber auch hier sind mit den schrecklichen Phantasien auch schöne und erhabne Gedanken verknüpft, so vom Schiff Naglfar und von Widars Lederschuh. Jenes nämlich führt alle die unheimlichen Gestalten herbei, die den Kampf gegen die Götter führen und ihren Untergang beabsichtigen; daß nun seine Größe möglichst beeinträchtigt und seine Ankunft möglichst verzögert werde, dazu können und sollen die Menschen, soviel an ihnen ist, beitragen, sie werden also für würdig erklärt, Mitkämpfer und Genossen der Götter zu sein, um das Nahen des unheilvollen Schiffes hinzuhalten. Da nun das Material aus den nicht abgeschnittnen Nägeln der Verstorbnen besteht, so sollen die Menschen den Ihrigen, die der Tod dahingerafft hat, vor dem Begraben oder Verbrennen die Nägel beschneiden, d. h. sie sollen den Toten die ihnen gebührende Pietät erweisen. Wird diese vernachlässigt, so tragen sie zum schnellern Fertigwerden des Naglfar bei und beschleunigen selbst ihren und der Welt Untergang. So findet sich der schöne Gedanke des vierten Gebotes, daß die Dauer des eignen Lebens von der Achtung gegen die Eltern abhängt (auf daß dirs wohl gehe und du lange lebest auf Erden), auch in der altgermanischen Mythologie darin ausgedrückt, daß das Bestehn der Welt als abhängig gedacht wird von der Pietät gegen die Toten.

Voll Wut und Gier sperrt der Fenrirwolf seinen Rachen weit auf, um Sonne, Mond und die Götterwohnung Asgard zu verschlingen; ihm tritt im Kampfe Widar, der Gott der Erneuerung, entgegen und steckt ihm seinen Lederschuh in den Rachen. Da dieser Schuh aus den von den Menschen weggeworfnen, von den Armen zu ihrem Gebrauch aufgehobnen Lederstücken gefertigt ist, so sollen die Menschen die für sie selbst überflüssig gewordnen Lederstreifen nicht geizig aufbewahren, sondern sie den Armen überlassen, bis sie dann, auch von diesen nicht mehr benützt, zur Bildung dieses Schuhes verwandt werden, d. h. durch edles Wohltun halten die Menschen den Untergang der Welt hin; wenn aber auch diese Tugend aus ihren Gedanken und Taten geschwunden ist, dann naht unaufhaltsam das Unheil heran, der Weltenuntergang beginnt.

Digitized by Google

Dieser droht auch den Göttern; denn auch sie haben eine Sühne zu leisten, und zwar dafür, daß in ihnen der Ursprung des Bösen ruht und dieses eine so unheilvolle Macht erlangt hat. Durch den Weltenbrand (Muspilli) wird die ganze Welt zerstört, aber dadurch auch geläutert, eine Kraft des Feuers, die in der Bibel und in der Lehre der katholischen Kirche besonders betont wird. Die neu entstandne Welt wird von Einem, neuen, heiligen Gott regiert, den man aber nicht näher bezeichnen, höchstens mit dem Namen Alfadur benennen kann (vergl. den „unbekannten Gott" der Griechen, Apostelgeschichte 17). Dieser Eine Gott hat zwar auch Untergötter, aber sie sind nicht wie Thor, Ziu, Freyr und die andern Götter und Göttinnen aus eigner Machtvollkommenheit handelnde höhere Wesen, sondern nur Diener des Einen, des Allesbeherrschenden, und dieser erhabne Gedanke ist eine Vorahnung des Monotheismus, also eine Vorbereitung auf das Christentum, das die Germanen später mit heftigem Widerstreben, aber dann auch um so tiefer und inniger aufgenommen haben.

Wir sehen also: die Götterlehre der altgermanischen Heiden ist nicht eine Zusammenstellung wüster Phantasiegebilde und unklarer, nur von Furcht und Schrecken eingegebner Vorstellungen, nicht ein oberflächliches anthropomorphisches Gebilde, ähnlich der griechischen Mythologie; die Welt ist ihnen nicht das Spiel eines blinden Zufalls oder das Werk willkürlich waltender Götter und Dämonen, sondern eine wirkliche Weltordnung, und diese beruht auf sittlichen Grundlagen, die als unverletzlich und heilig gelten. C. S.

Der echte Zarathustra. Der älteste Bestandteil des Awesta, also das älteste von allen iranischen Schriftdenkmälern sind siebzehn Gathas, das heißt Lieder, Zarathustras. Christian Bartholomae hat sie schon früher übersetzt und die einzelnen Strophen an den passenden Stellen seinem Altiranischen Wörterbuch eingefügt, jetzt aber hat er eine Sonderausgabe davon herausgegeben, deren Erläuterungen den Inhalt jedermann verständlich machen: „Die Gathas des Awesta. Zarathustras Verspredigten" (Straßburg, Karl J. Trübner, 1905). Bartholomae nimmt an, „daß die Verspredigt entweder durch Prosavorträge unterbrochen war, in denen die dort nur angedeuteten Dinge ausführlicher behandelt wurden, oder aber daß sie den Schluß einer Predigt bildete, worin der zuvor in Prosa vorgetragne Stoff in gebundner und darum leichter behältlicher Form zusammengefaßt war." Schade, daß das Büchlein nicht schon vor zwanzig Jahren erschienen ist! Man würde daraus sofort erkannt haben, daß Nietzsche gar keinen unpassendern Namen wählen konnte für das Gespenst, in das er sich verkleidet, um in gekünstelter und orakelhaft dunkler Rede der Welt zu verkünden, daß es keinen Gott und kein Jenseits, keinen Unterschied von Gut und Böse gebe, daß alle seine Zeitgenossen Trottel und Hanswürste seien, und daß Welt und Menschheit erst etwas wert wären, wenn Zarathustra den Übermenschen zustande gebracht haben würde. Man kann sich gar keinen schärfern Gegensatz vorstellen als den zwischen dem überspannten hysterischen Propheten „der Moderne" mit seinen eingebildeten Schmerzen und dem hausbackнen altiranischen Bauernpropheten mit seinem robusten Götter- und Jenseitsglauben, seiner schroffen Unterscheidung von Gut und Böse und seinem engbegrenzten, klaren und praktischen Reformplan. Zarathustra, aus angesehenem priesterlichem Geschlecht, aber, wie er klagt, nicht reich und mächtig genug, seinen Worten Nachdruck zu verleihen, fühlt sich zur Verbreitung der wahren Religion berufen und wird durch Visionen in seiner Überzeugung bestärkt. Die wahre Religion besteht in der Verehrung der Ahuras, der Lichtgötter, deren vornehmster der Weltschöpfer Mazdah ist, durch gute Gesinnung, Übung der Wahrheit, Ackerbau und vor allem Pflege des Rindes, das eine hochwichtige Person — wirklich eine Person — ist und sein Idealbild als Vertreter bei den Göttern im Himmel hat. Alle frommen Bauern sind Mazdahverehrer, Pfleger des Asa, das ist des Rechts und der Wahrheit. Ihnen stehn gegenüber die Druggenossen — Drug ist

Digitized by Google

Lüge, Trug und alles dem Recht und der Wahrheit Entgegengesetzte —, die es mit den bösen Geistern, den Daevas, halten und mit diesen zusammen das Reich der Finsternis bilden. Druggenossen sind vor allem die Nomaden Ostirans, die die Bauern Westirans bedrängen und in der Landwirtschaft stören, die das Rind grausam behandeln, es beim Kult ihrer Götter schlachten und dabei, sich mit dem Haomatrank berauschend, der Raserei verfallen.

Zarathustra sieht nun gerade seine Aufgabe darin, die Druggenossen entweder zur reinen Religion Mazdahs und damit zum seßhaften Leben zu bekehren oder sie auszurotten. Unablässig mahnt er die Fürsten, den Adel und das Volk, ihn in seinem Werk zu unterstützen, verspricht denen, die seinem Wort gehorchen, die ewige Seligkeit und irdisches Wohlergehn: Stiere, trächtige Kühe, Pferde und Kamele, den Widersachern aber droht er mit der Hölle und zeitlichem Verderben. Wie in der katholischen Ablaßlehre wird auch hier eine genaue himmlische Buchführung beschrieben; die bösen Gedanken, Worte und Werke werden gewissenhaft aufgeschrieben, die guten, verdienstlichen im Schatzhause verwahrt. Am Ende der Zeiten erfolgt die Abrechnung, und je nachdem die Bilanz positiv oder negativ ausfällt, werden an der „Brücke des Scheiders" die Seelen entweder ins Paradies oder in die Hölle gewiesen. Auf den Paradieseswiesen weiden die Guten ihre himmlischen Stiere und Kühe und laben sich an Frühlingsbutter, die Bösen aber müssen im Finstern sitzen und kriegen schlechte Speise. Die zwischen Gut und Böse geschwankt haben, kommen in ein Zwischenreich. Andre als die genannten Pflichten werden in diesen Liedern, die wohl nicht die ganze Lehre Zarathustras enthalten, nicht eingeschärft. Nur daß es Mazdah ist, der den Sohn ehrerbietig gegen den Vater macht, wird einmal erwähnt. Bei einer großen Hochzeitfeier mahnt Zarathustra die Bräute, deren eine seine jüngste Tochter ist, Frömmigkeit zu üben, und die jungen Männer, ihren Gattinnen die wahre Religion einzuschärfen. Als selbstverständlich dürfen wir voraussetzen die Verpflichtung zu allen den Tugenden, auf denen die monogame Ehe und ein ordentlicher bäuerlicher Haushalt beruhn, sowie auch die Verpflichtung zum Gebet, das die einzige Kulthandlung zu sein scheint. Zarathustras ganzes Leben ist Gebet, und er schreibt dem Gebet große Kraft zu.

Wann Zarathustra gelebt hat, kann man nicht ermitteln. Als Förderer der wahren Religion wird in den Verspredigten der Fürst Vistaspa gelobt; daß dieser der Vater des Darius gewesen sei, hält Bartholomae für eine ganz verfehlte Vermutung; man werde sogar noch bedeutend höher hinaufgehn müssen als die heimische Chronologie, die Zarathustras Geburt im Jahre 660 v. Chr. annimmt. Damit hat Bartholomae ohne Zweifel Recht; die ganz kindliche Religion und die rein bäuerliche Kulturstufe, die in diesen Liedern erscheinen, weisen in eine Zeit hinauf, wo die Perser mit der städtischen Kultur der Euphratländer noch gar nicht in Berührung gekommen waren.

Berichtigung. Im ersten der beiden Aufsätze über Jesuitenfrage und konfessionelle Polemik ist der Satz auf S. 590 mißverstanden worden: „Wer hat das mächtige Zentrum geschaffen? Niemand anders als die Kulturkämpfer." Ich weiß natürlich, daß die Organisation der Zentrumspartei dem Kulturkampfe vorangegangen ist. Aber ohne diesen würde das Zentrum nur die bescheidne Rolle gespielt haben, die im alten preußischen Landtage die katholische Fraktion gespielt hatte. Die Maigesetze brachten das Zentrum von 58 Mann im Jahre 1871 auf 91 im Jahre 1874 und verliehen ihm die Festigkeit und den Schwung, die zugleich Kraft zu weiterm Wachstum bedeuten.

C. J.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

64. Jahrgang
Nr. 15
Ausgegeben am 13. April 1905

Inhalt:

	Seite
„Eine englisch-deutsche Verständigung"	61
Deutschland und die äußere Politik Frankreichs. Von Franz Wagk. (Schluß)	71
Überseeische Telegraphenverbindungen. Von Th. Lenschau	77
Nietzsche noch einmal	85
Ein Besuch auf der Verbrecherinsel Sachalin	92
Herrenmenschen. Roman von Fritz Andern. (Fortsetzung)	100
Maßgeblichen u. Unmaßgeblichen: Reichsspiegel — Pädagogisches — Eine einzelhafte Schrift	109

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Digitized by Google

H.W. Schöttler,

Cigarrenfabrik.

Lager: **Leipzig,** Weststr. 31/33. Lager: **Hamburg,** Vorsetzen 49.

Nach solchen Plätzen, wo keine Niederlage meiner Fabrikate besteht, erfolgt der Versand direkt ab Fabrik. Hauptpreisliste gratis und franko.

La Carma, verpackt in Kisten von 50 Stück Preis per Mille 100 Mk.
Sehr beliebte, elegante Cigarre, schöne saftige aber durchaus leichte Qualität.
Von 20 Mark an portofreie Zusendung.

„Wendt's Patent-Cigarren sind für empfindliche Raucher die gesundheitsdienlichsten Tabakfabrikate der Gegenwart".

Dr. G. v. Lagerheim,
Professor an der Universität Stockholm.

Wendt's Patent-Cigarren No. 5 A, Perfectos. 100 Stück 6 Mark.
Eine in dieser Preislage besonders beliebte Sorte.
Unter Garantie der Zurücknahme auf Kosten der Fabrik, wenn Cigarren nicht durchaus befriedigen.

Absorption des Nicotins und der giftigen Verbrennungsgase.

Nach dem Geheimen Hofrat Universitäts-Professor Dr. med. Hugo Gerold.

Wendt's Patent-Cigarren

D.R.P. 140727

D. R. P. 69848.

nach Universitäts-Professor Dr. H. Thoms-Berlin.

Fabrikate direct zu beziehen in Preislagen von 34 bis 300 Mark, in allen Geschmacksrichtungen, Größen, Qualitäten u. Quantitäten (nach Probe). Preisliste und Broschüre gratis.

Wendt's Cigarrenfabr. Aktienges., Bremen, Postfach 501.

Wiesbaden Hotel Nassau (Nassauerhof)

Digitized by Google

„Eine englisch-deutsche Verständigung"

Kaiser Wilhelms diesjährige Reise in das Mittelländische Meer hat unsre britischen Vettern allem Anschein nach etwas mehr aufgeregt, als es bei frühern solchen Anlässen der Fall gewesen ist. Ein Grund dafür ist nicht recht erkennbar. Der Besuch des Kaisers in Lissabon war ein einfacher, seit Jahren hinausgeschobner Höflichkeitsakt. Der Vater des jetzigen Königs von Portugal, der am 19. Oktober 1889 gestorbne König Ludwig, war der erste außerdeutsche Monarch gewesen, der den Kaiser bald nach seiner Thronbesteigung im Sommer 1888 in Berlin und Potsdam besucht hatte. Später hat auch der jetzige König einen Besuch in Deutschland abgestattet, und sowohl am Hofe in Lissabon wie auch in der portugiesischen Bevölkerung hat man seit Jahren der Erwiderung dieses Besuchs entgegengesehen, ganz besonders aber in den Kreisen, die eine weitere Ausgestaltung der deutsch-portugiesischen Handelsbeziehungen wünschen. Deutschland ist zudem wie in Ostafrika so in Südwestafrika der Nachbar Portugals auf ziemlich ausgedehnten Grenzlinien geworden, für eine fernere Zukunft wird das noch mehr Bedeutung haben als für die Gegenwart. Vor einigen Jahren hatte es den Anschein, als werde sich Portugal aus finanzieller Bedrängnis eines Teils seiner Kolonien entäußern müssen, für diesen Fall war zwischen Deutschland und England ein Abkommen getroffen worden. Zurzeit sind diese Verabredungen wohl ziemlich gegenstandslos, da England die Sanierung der portugiesischen Finanzen in die Hand genommen und zugleich bei dem vorjährigen Besuch König Eduards in Lissabon ein neues Bündnis mit Portugal geschlossen hat. Beim Festmahl am 5. April vorigen Jahres nannte König Carlos den König von England seinen teuern Alliierten, und König Eduard erwiderte, daß die altbewährte Allianz zwischen Großbritannien und Portugal unvergänglich sein werde. Damit hat England seine schützende Hand über die Zukunft Portugals gelegt, und wir werden auch in unsrer afrikanischen Nachbarschaft Portugals wohl auf lange Zeit hinaus mit dem Überwiegen des englischen Einflusses zu rechnen haben. Der glänzende Empfang, der jetzt dem Kaiser in Lissabon zuteil geworden ist, beruht auf der hohen Achtung, die seiner Persönlichkeit gezollt wird, auch sind Besuche fremder Souveräne in

Digitized by Google

Lissabon recht selten. Unmittelbare politische Ergebnisse waren damit weder beabsichtigt, noch dürfen wir uns solche versprechen.

Liegt somit in dem Besuche in Lissabon nichts, was unsre englischen Vettern aufregen könnte, so ist das mit dem dreistündigen Besuch in Tanger noch weniger der Fall. Erstens ist es begreiflich, daß der Kaiser bei jeder neuen Mittelmeerfahrt wenn möglich neue Punkte kennen lernen will, wie jeder andre Tourist das auch tun würde. Sodann hat die Rücksichtslosigkeit, die Herr Delcassé Deutschland gegenüber in der marokkanischen Angelegenheit beobachtet hat, und die tatsächlich zu einer Anfrage der Scherifischen Regierung führte, ob der von dem Vertreter Frankreichs erhobne Anspruch, Mandatar der Mächte zu sein, die Zustimmung der deutschen Regierung habe, Anlaß zu dem Besuch des Kaisers in Tanger gegeben. Der Kaiser hat damit bei dem Sultan von Marokko seine Visitenkarte abgeben und keinen Zweifel darüber lassen wollen, daß er den Sultan nach wie vor als souveränen Herrn seines Landes anerkenne, auch demgemäß die Beziehungen zwischen Deutschland und Marokko ausschließlich mit der marokkanischen Regierung zu regeln wünsche; durch Abmachungen zwischen England und Frankreich könne über die Rechte Deutschlands in Marokko, wie sie durch den Vertrag von 1891 festgelegt sind, nicht verfügt werden. Dies ist in kurzen Worten der Inhalt des kaiserlichen Besuchs, wie er auch in den Äußerungen und Ansprachen des Monarchen in Tanger sehr bestimmt ausgedrückt worden ist.

Da ein Teil der englischen Presse, zumal die Times, seit langer Zeit auf Deutschland und insbesondre auf den Kaiser schlecht zu sprechen ist, kann es nicht weiter auffallen, daß auch diese Fahrt nach Tanger und der Verlauf des dortigen Besuchs mit allen Ausdrücken des Mißbehagens kritisiert wird. Dieses Mißbehagen hat sich sogar zu Anfragen im Unterhause über den Besuch des Kaisers in Gibraltar verdichtet. Bei der vorjährigen Anwesenheit Kaiser Wilhelms in der englischen Mittelmeerfeste hatte der dortige Kommandierende auf ausdrückliche Weisung des Königs Eduard den Kaiser so empfangen, wie der König selbst zu empfangen gewesen wäre. Der Kaiser kennt ziemlich alles, was für ihn in und an Gibraltar von militärischem Interesse ist. Außerdem wäre Deutschland wahrscheinlich doch die letzte Macht, die sich mit der Idee einer Beschießung von Gibraltar trüge, und es konnte also in Deutschland nur komisch berühren, daß der englische Kriegsminister in einer Sitzung des Unterhauses zweimal auf den Kaiserbesuch angeredet wurde. Vom Kriegsminister ist die sehr verständige Antwort gegeben worden, daß die Verantwortlichkeit bei dem kommandierenden Offizier ruhe nach Maßgabe der bestehenden Vorschriften; es sei nicht Absicht der Regierung, in diese irgendwie einzugreifen. Der Fragesteller Bartley hat hierauf erwidert: „Habe ich das so zu verstehn, daß einem Kaiser, der damit beschäftigt ist, eine Flotte zu erbauen, die gegen uns gebraucht werden kann(!), mehr Freiheiten gewährt werden sollen als treuen britischen Untertanen?" worauf der Kriegsminister die sehr verständige Äußerung tat, daß er seiner Antwort nichts hinzuzufügen habe.

Mr. Bartley gehört zu den Engländern, die sich darüber ereifern, daß die deutsche Flotte gegen England gebraucht werden „könne," d. h. wenn sie einmal

Digitized by Google

fertig sein wird, was ungefähr vor 1917 bis 1920 leider nicht der Fall ist, während England im Besitz einer Riesenflotte ist, die zum größten Teil in kriegsbereitem Zustande ist und binnen vierundzwanzig Stunden gegen Deutschland losgelassen werden kann. Daß man sich in England hier und da mit solchen Ideen trägt, ist durch Äußerungen von Mitgliedern der Admiralität selbst bekannt geworden, und wenn in dem Verhältnis zwischen England und Deutschland überhaupt von Befürchtungen die Rede sein soll, so wäre die Berechtigung dazu auf deutscher Seite zehnmal größer als auf der englischen. Es ist doch ohne Zweifel anzunehmen, daß in den zwölf bis fünfzehn Jahren, die bis zur Vollendung einer in der Schiffszahl auch dann noch sehr mäßigen deutschen Flotte verstreichen müssen, das Übergewicht der englischen Marine unzweifelhaft und in einem solchen Maße festgelegt sein wird, daß auch der kriegslustigste deutsche Kaiser damit zu rechnen haben würde. Es hat also tatsächlich keinen Sinn, wenn sich englische Politiker jetzt schon, zwölf bis fünfzehn Jahre vorher, über die Aufgaben der deutschen Zukunftsflotte den Kopf zerbrechen. Man darf ja zugeben, daß das Auftauchen einer neuen Marine an einer Stelle, wo vorher keine oder doch nur eine geringfügige war, auf die Engländer ungefähr denselben Eindruck macht, wie er bei uns hervorgerufen werden würde, wenn England jetzt plötzlich zur Schaffung einer großen Landmacht übergehn wollte, deren mögliche Verwendung gegen uns dann sicherlich ebenfalls in unsre militärische und politische Berechnung eingestellt werden müßte. Aber immerhin bestehn zwischen der Schöpfung einer Flotte und einer Landmacht so große Unterschiede, auch im Zeitraum und in den Kosten, daß die englischen Besorgnisse tatsächlich nach jeder Richtung hin als grundlos bezeichnet werden dürfen. Es bleibt nur zu wünschen, daß gelegentlich ein Mitglied der englischen Regierung seine Landsleute einmal darüber aufklärte. König Eduard und seine militärische Umgebung sowie eine nicht geringe Anzahl britischer Seeoffiziere haben im Juni vorigen Jahres die deutsche Flotte teils fertig, teils auf Stapel in Kiel gesehen, ziemlich alles, was überhaupt vorhanden ist, und sie sind sämtlich in der Lage, ihre Nation über die Offensivkraft dieser neuen Schöpfung zu beruhigen. Die Beobachtung, daß die Engländer unsre Flotte ganz bedeutend überschätzen, vielleicht seit ihrem schnellen und starken Auftreten in Ostasien während der chinesischen Wirren, ist unsern hohen Seeoffizieren nicht entgangen und in den letzten Jahren wiederholt zum Gegenstande von Erwägungen gemacht worden. Die Weltlage würde ohne das Alpdrücken, das die Engländer wegen dieser deutschen Zukunftsflotte empfinden, doch ein wesentlich ruhigeres Bild bieten, zumal da die englischen Maßregeln, wie sie seit Anfang des Jahres mit der Neudislokation der englischen Flotte getroffen worden sind, für Deutschland unzweifelhaft einen viel ernstern Charakter haben als das Vorhandensein unsrer Kriegsschiffe für England.

Um so erfreulicher ist es, daß sich auch in Großbritannien selbst immer wieder Stimmen hören lassen, die auf eine Verständigung mit Deutschland in offner und vernünftiger Weise hinarbeiten. Eduard Dicey, der im Märzheft der Empire Review die Möglichkeit einer „englisch-deutschen Verständigung“ zum Gegenstand einer eingehenden Betrachtung gemacht hat, bezeichnet die Besorgnis

Digitized by Google

der öffentlichen Meinung in Deutschland, daß England eines Tags sein maritimes Übergewicht gegen uns gebrauchen könne, als viel Lärm um nichts und sagt: „Für uns ist die Idee, daß irgendeine britische Regierung einen Angriffskrieg gegen Deutschland, einen Krieg, in dem wir viel zu verlieren und wenig oder nichts zu gewinnen hätten, in Betracht gezogen haben könnte, wirklich zu absurd, als daß sie irgendeine Widerlegung verdiente." Er verwahrt sich sodann gegen den Lärm, den die Rede Mr. Lees in Eastleigh bei den Deutschen hervorgerufen habe, und fügt ausdrücklich hinzu, um damit den Grad der Bedeutung des Redners zu charakterisieren: er (Dicey) habe bis vor wenig Tagen nicht gewußt, daß das Unterhausmitglied für Fareham ein Minister der Krone sei; er habe erst aus Whitakers Almanach ersehen, daß der Minister Zivillord der Admiralität, und daß seine Befähigung mit einem Gehalt von 1000 Pfund Sterling jährlich eingeschätzt sei; er habe den Eindruck, daß Lee eine Art fünftes Rad an der Admiralitätskutsche sei, und daß, worin auch immerhin seine Funktionen bestehn möchten, sie jedenfalls mehr in Übereinstimmung sein würden mit klugem Stillschweigen als mit unklugen Ausfällen. Dicey erläutert darauf zunächst die Stellung der parlamentarischen Minister in England, die mit zu den englischen Institutionen gehören, die der Fremde nicht leicht verstehe. Jedes Parlamentsmitglied, das ein Amt in der Regierung bekleide, sei Minister der Krone, aber nicht in dem Sinne wie Minister des Kabinetts, und ein Minister von der Stellung des Zivillords habe mit der Bestimmung der Politik des Ministeriums nicht mehr zu tun als mit der Bewegung der Himmelskörper. Tausende von englischen Zeitungslesern würden wahrscheinlich gar nichts davon gewußt haben, daß der Zivillord der Admiralität eine Rede an seine Wähler gehalten hätte, wenn nicht eines Tags die Nachricht nach England gekommen wäre, daß die Rede in Deutschland großes Aufsehen verursacht habe. Es sei Mr. Lee wie dem Lord Byron ergangen, der eines Morgens aufwachte und fand, daß er berühmt geworden sei. So sei Mr. Lee eines Morgens als Persönlichkeit von europäischer Bedeutung aufgewacht. Dicey bespricht des weitern die deutsch-englischen Beziehungen mit großem Freimut und wendet sich dem Satz in Lees Rede zu, der in Deutschland am empfindlichsten berührt habe: „Die britische Flotte ist nun strategisch vorbereitet für jedes mögliche Ereignis, denn wir müssen annehmen, daß alle fremden Flotten mögliche Feinde sind. Bei dem Entstehen neuer Seemächte haben wir unglücklicherweise mehr mögliche Feinde als früher, und wir müssen ein sorgsames (anxious) Auge nicht allein auf das Mittelmeer und den Atlantischen Ozean, sondern ebenso auf die Nordsee halten." Dicey findet, daß dieser Satz doch nur ein Gemeinplatz sei. Jede britische Marineautorität habe die Pflicht, so zu denken, solange sie eine amtliche Stellung in der englischen Marineverwaltung bekleide. Mr. Lee könne dafür getadelt werden, daß er ausgesprochen habe, was jeder seiner Vorgänger in der Vergangenheit unzweifelhaft ebenso gesagt und auch jeder seiner Nachfolger in Zukunft unverändert aussprechen werde. Der letzte Teil des Satzes scheine aber doch einen Irrtum im Urteil ebenso wie eine Beleidigung des guten Geschmacks zu enthalten. Die einzige Seemacht, die in den letzten Jahren aufgetreten sei, sei Deutschland, und wenn England aufgefordert werde, ein sorg-

Digitized by Google

James Auge auf die Nordsee zu haben, so müsse Deutschland — und Deutschland allein — der mögliche Feind sein, gegen dessen Feindseligkeit sich bereit zu machen England gelungen sei. Wenn Worte in ihrem gewöhnlichen Sinne zu interpretieren seien, so wollte Mr. Lee das sagen. Wenn er jetzt versichert, er habe einfach beabsichtigt, als allgemeinen Grundsatz festzustellen, daß ein Krieg mit irgendeiner der Seemächte immer eine Möglichkeit sei, mit der man rechnen müsse, so sei er so unglücklich in seinem Ausdruck gewesen, daß man ihn nur dringend ersuchen könne, in Zukunft ein diskretes Stillschweigen zu bewahren. Es sei kaum noch nötig auszusprechen, daß der Fall, auf den Mr. Lee anspiele, niemals in die ernste Erwägung bei einer britischen Regierung, einer britischen Partei oder irgendeinem führenden britischen Staatsmanne treten könne. (? d. V.) Wenngleich das in Deutschland erzeugte Aufsehen gänzlich jeder Begründung entbehre, so sei doch die Tatsache, daß ein solches Aufsehen entstanden sei, nicht so unvernünftig, wie das britische Publikum zu glauben scheine. Mr. Lee sei nicht nur Minister der Krone, er sei Zivillord der Admiralität, sei parlamentarischer Privatsekretär Arnold Forsters gewesen, als dieser, bevor er Staatssekretär des Krieges wurde, Finanzsekretär bei der Admiralität war. Mr. Lee erscheine deshalb gewissermaßen beglaubigt, in dem Vertrauen der Spitzen des Heeres und der Flotte zu stehn, und es sei mithin für das deutsche Publikum nicht unnatürlich, ihn für ein Mundstück der britischen Heeres- und Marineverwaltungen zu halten. Wichtiger freilich sei es, daß der Ton der öffentlichen Meinung in England, wie er in dem den deutschen Lesern geläufigern Teile der englischen Presse zum Ausdruck komme, seit langer Zeit unfreundlich, wenn nicht feindlich gegen Deutschland klinge. Beim Ausbruch des russisch-japanischen Krieges haben mehrere führende hauptstädtische Zeitungen Englands und ihre Satelliten in der Provinz keine Gelegenheit vorübergehn lassen, ohne Deutschland des Neutralitätsbruchs und einer Illoyalität in seinen Beziehungen zu Japan zu beschuldigen und zu behaupten, daß Ende und Zweck seiner Politik darin beschlossen sei, England zu beleidigen und zu diskreditieren.

Dicey führt weiter aus, aus verschiednen Gründen sei es Fundamentalsatz der deutschen Politik, auf freundschaftliche Beziehungen zu Rußland zu halten. Solange der Zweibund in Kraft bleibe, könne Deutschland nicht daran denken, Rußland zu erzürnen. Die deutsche Neutralität während des Kriegs sei eine wohlwollende gegen Rußland gewesen, ebenso wie die britische eine wohlwollende gegen Japan sei. Man könne nicht zweifeln, daß die erblichen Bande zwischen der Hohenzollern- und der Romanow-Dynastie und die militärischen Traditionen der beiden nordischen Reiche die deutschen Sympathien Rußland zugewandt hätten, aber wenn man nicht behaupten wolle, Deutschland müsse in allen auswärtigen Fragen darauf sehen, daß es England zufriedenstelle, so sei nicht verständlich, wie man die russenfreundlichen Neigungen Deutschlands als beleidigend für England ansehen könne. „Ich habe Grund zu der Annahme, fährt Dicey fort, daß die wiederholten Vorwürfe mangelnder Loyalität und versteckter Feindschaft Deutschlands gegen England, die Tag für Tag in der Auslandkorrespondenz der Times erscheinen und des langen und breiten in unsern Provinzialblättern durch ganz England nachgedruckt werden, sehr dazu beigetragen haben, ein

Digitized by Google

Übelwollen gegen England nicht so sehr bei der deutschen Regierung als bei dem deutschen Volke hervorzurufen. Dieses System der gegenseitigen Nadelstiche ist verhängnisvoll für das gute Einvernehmen zwischen zwei Nationen, die mehr miteinander gemeinsam haben als eine von ihnen mit irgendeinem andern europäischen Lande." Dicey geht nun weiter auf diesen von ihm beklagten Gegensatz ein und sagt, daß wenn auch beide Teile deshalb zu tadeln seien, so habe doch Deutschland gerechtere Ursache als England, sich über die feindlichen Kritiken zu beklagen, die zwischen beiden Ländern ausgetauscht worden seien. Der Aufschrei gegen den Burenkrieg, der in Deutschland so allgemein und seines Erachtens so unvernünftig emporstieg, wäre zum großen Teil gerechtfertigt gewesen durch die Anklagen, die die englischen Liberalen über die barbarische Methode der Kriegführung der englischen Generale erhoben hätten. Die deutschen Prophezeiungen, daß England zu schwach sei, die Burenheere zu überwinden, seien nur Wiederholungen der Behauptungen in den Organen der burenfreundlichen Liberalen Englands gewesen, und man könne kaum einen Vorwurf daraus herleiten, wenn die deutsche Presse der Führung der britischen Opposition folge. „Überdem darf die Tatsache nicht übersehen werden, daß unser hoher Wohlstand, unsre maritime Überlegenheit, unsre freien Institutionen, unsre Unangreifbarkeit infolge unsrer insularen Lage, unsre fortgesetzte Verneinung der Notwendigkeit einer stärkern Konskription oder der Aufstellung ungeheurer stehender Heere die nicht unnatürliche Eifersucht der kontinentalen Nationen erregt. Ich meine darum, daß von den Äußerungen des Unwillens gegen England, die zahlreiche Unterstützung in Deutschland und besonders in Süddeutschland gefunden haben, ein beträchtlicher Abzug gemacht werden muß." Dicey führt weiter aus: es sei ein großer Irrtum, anzunehmen, daß weil die Krone in Deutschland eine persönliche Autorität habe, die nicht mit den britischen Ideen einer parlamentarischen Regierung übereinstimme, die durch das Parlament zum Ausdruck gelangende öffentliche Meinung ohne Einfluß auf die Entschließungen der deutschen Politik sei. Jeder deutsche Kanzler seit Bismarcks Tagen werde ebenso die Ansichten des Reichstags wie die Wünsche des Hofes zu studieren haben, und die deutsche Regierung könne nicht der öffentlichen Meinung in Deutschland zuwiderhandeln. Eine gleiche Entschuldigung gäbe es nicht für die Art von Kreuzzug gegen Deutschland, der von einem Teile der britischen Presse geführt werde, der nicht immer ohne Berechtigung behaupte, die Intelligenz, die Kultur und den Wohlstand Großbritanniens zu repräsentieren. Abgesehen von dem wenig intelligenten Mißvergnügen, das ein Teil der britischen Arbeiter darüber empfinde, daß gewisse Handels- und Fabrikzweige in diesem Lande durch deutsche Einwandrer monopolisiert werden, daß manche von unsern eignen Waren auf unsern eignen Märkten durch Güter made in Germany verdrängt werden, gebe es kein Gefühl allgemeiner Feindseligkeit im britischen Publikum gegen die deutschen Vettern. „Ich persönlich habe nur geringen Glauben an sentimentale Ergießungen internationaler Gutwilligkeit, aber ich versichere, daß in den normalen Beziehungen zwischen England und Deutschland nichts besteht, was ein herzliches Zusammenwirken für gemeinsame Interessen ausschließen könnte, und gerade weil ich glaube, daß ein

Digitized by Google

solches Zusammenwirken für greifbare Möglichkeiten von vitaler Wichtigkeit werden müßte, lehne ich so entschieden den antideutschen Geist ab, der einen kleinen Teil der englischen Presse charakterisiert."

Dicey erschöpft sich nun des weitern in Konjekturen über den Friedenskongreß, der nach seiner Ansicht dem russisch-japanischen Krieg ein Ziel zu setzen berufen sein werde, und ergeht sich in Darlegungen über das Verhältnis Englands zu Japan und zu Rußland. Über Rußland ist er der Ansicht, daß es zwischen England und Rußland früher oder später zu einer Kollision kommen müsse; die wirkliche Gefahr, die das britische Reich zu fürchten habe, sei nicht die gelbe, sondern die slawische, und Japan habe durch seinen Krieg mit Rußland nicht allein seine eignen Schlachten, sondern die Schlachten Englands geschlagen. (!) Diese Tatsachen müßten die auswärtige Politik Englands bestimmen. Auch wenn England sein formelles Bündnis mit Japan nicht verlängere, werde auch ohne formellen Vertrag die Teilhaberschaft, die gegenwärtig zwischen England und Japan existiere, in ihrer Integrität aufrecht erhalten werden müssen; die Interessen beider Länder im Osten seien identisch, beide seien Anhänger der offnen Tür, beide Gegner einer Vergrößerung Rußlands auf Kosten Chinas. Es sei deshalb für England ebenso Interesse als Pflicht, Japan nach dem Kriege jeden Vorteil zu sichern, den dieses durch seinen erfolgreichen Feldzug erreicht habe. Für einen bevorstehenden Kongreß sei anzunehmen, daß sich die meisten der Großmächte ihres Einflusses dahin bedienen würden, die Friedensbedingungen für Rußland so wenig unangenehm wie möglich zu machen. Frankreich habe allen Grund, Rußland nach Möglichkeit zu unterstützen, Österreich wegen der Balkaninteressen ebenfalls allen Grund, einen Bruch des russisch-österreichischen Einverständnisses zu vermeiden, das bisher die orientalischen Angelegenheiten gewissermaßen in suspenso gehalten habe, und Italien, das ebenfalls wenig Interessen im fernen Osten habe, werde sich von seinen beiden Genossen im Dreibunde nicht entfernen. Wenn die Beziehungen Deutschlands zu seinem Nachbar bei Zusammentritt der Konferenz noch ebenso sein sollten wie im gegenwärtigen Augenblick, so sei auch für Deutschland mit Sicherheit anzunehmen, daß es bemüht sein werde, die Friedensbedingungen für Rußland so erträglich zu gestalten, als mit dem Anerkenntnis der Niederlage irgend vereinbar wäre. England werde also, vielleicht mit der zweifelhaften Unterstützung Amerikas, die einzige für Japan eintretende Macht sein und sich die Feindschaft Rußlands als die Ursache nicht allein seiner Niederlagen, sondern auch seiner Erniedrigung zuziehn. Die Feststellung der Friedensbedingungen, die den Krieg zwischen Rußland und Japan beendigen müssen, sei eine der manchen internationalen Fragen, bei denen die Autorität Großbritanniens notwendigerweise durch seine Politik der Isolierung aufgewogen werde. Eine Seemacht habe sicherlich alle Vorteile, die Kapitän Mahan und seine Schüler ihr zuschreiben, aber etwas könne Seemacht niemals erreichen: die Verfügung über große Heere, wie sie bei Landoperationen nötig würden. Solange England die Idee der allgemeinen Wehrpflicht ablehne, könne es in einiger Entfernung von der Küste niemals einem der großen Kontinentalstaaten entgegentreten, wo jeder männliche Einwohner zum Soldaten erzogen werde.

Digitized by Google

Das einzige Mittel, die Lücke in der englischen Rüstung zu schließen, könne also nur in der Allianz mit einer Macht gefunden werden, deren militärische Stärke die verhältnismäßige Schwäche Englands ergänze. Dicey bedauert, daß England seinerzeit nicht dem Dreibunde beigetreten sei. Der Gedanke würde sicherlich einer freundlichen Aufnahme begegnen, wenn er jetzt von der britischen Seite des Deutschen Meeres (German Ocean) ausginge. Deutschland sei die einzige Macht, die England einen wirksamen Verbündeten zu Lande stellen könne, während England die einzige Macht sei, die Deutschland ein wirksames Bündnis auf den Meeren zu bieten imstande sei.

Dicey begreift sehr wohl, daß die Idee eines deutsch-englischen Bündnisses solchen Leuten als Schimäre erscheinen müsse, die ihre Ansichten aus der antideutschen Presse in England und der antibritischen Presse in Deutschland beziehn, und die glauben, daß die beiden großen angelsächsischen Nationen in Verschwörungen verflochten seien, einander zu zerstören. Leute dagegen, die ihre Meinungen auf Tatsachen und nicht auf Theorien begründen, könnten nicht umhin, zu sehen, daß die gemeinsamen Interessen Englands und Deutschlands viel stärker seien als ihre getrennten Interessen. Irgendeine Annäherung zu einem Offensiv- oder Defensivbündnis zwischen Frankreich und England stehe außer Frage, aber ebenso müsse zugegeben werden, daß solange der Zweibund in Kraft bleibe, Deutschland nicht umhin könne, sich Rußland zuzuwenden. Kein vernünftiger Mann könne Deutschland einen Vorwurf daraus machen, wenn es seinem großen nordischen Nachbar gefällig sei. Aber Deutschlands Gefälligkeit gegen Rußland unterscheide sich doch sehr von der Gefälligkeit, die Frankreich gegen Rußland betätige. Die Motive Deutschlands beruhten darin, die Gefahr eines vereinigten Angriffs Frankreichs und Rußlands abzuwenden, der Zweck Frankreichs sei, Rußland zum Beistande für die Wiedereroberung des Elsasses und Lothringens zu bestimmen.

Der Schluß der Betrachtungen geht darauf hinaus, daß sich Deutschland und England beizeiten über ein Zusammenwirken zur Verteidigung der gerechten Ansprüche Japans verständigen möchten, zunächst für die nach Diceys Ansicht bevorstehende Friedenskonferenz. Eine solche Verständigung werde dann den Weg zu einem neuen Bündnis pflastern, dessen Autorität im Rate Europas bei weitem das Bündnis überbieten werde, das zwischen Frankreich und Rußland bestehe.

Einstweilen erscheinen die Aussichten auf eine solche Friedenskonferenz noch ziemlich fern. Rußland würde vielleicht eine solche anrufen, wenn Japan zu weit gehende Forderungen stellte, was Japan aus eben diesen Gründen unterlassen wird, wenn es sonst gut beraten ist. Es muß sich darüber klar sein, daß die Mehrzahl der Mächte, auch Amerika, durch ihre Interessen bestimmt sein würden, die Friedensbedingungen für Rußland so erträglich wie möglich zu gestalten. Japan würde also viel richtiger handeln, wenn es eine Verständigung mit Rußland direkt suchte, als wenn es sich durch einen Kongreß, der sich über drei Weltteile erstrecken würde, die Rechnung zusammenstreichen ließe. In der russischen Diplomatie ist allerdings eine gewisse Vorliebe für Kongresse traditionell. Auch Napoleon der Dritte hatte sie, und der Pariser Kongreß von 1856 ist wesentlich aus dem Gedanken der russischen Politik hervorgegangen,

Digitized by Google

die Befriedigung des Prestigebedürfnisses des französischen Kaisers durch einen Kongreß in Paris zu unterstützen. Es wurden dadurch einerseits für Rußland Anknüpfungen für die Zukunft gewonnen, die freilich nicht von Dauer waren; andrerseits war die Wahrscheinlichkeit gegeben, daß eine Gefälligkeit mit der andern vergolten werden würde, und daß ein unter dem Glanz eines Pariser Kongresses verhandelter Frieden weniger nachteilig für Rußland ausfallen würde, als ein Frieden bei direkter Verhandlung ausschließlich zwischen den Kriegführenden. In dieser Erwartung hat sich Rußland denn auch nicht getäuscht. Der Friedensschluß von 1856 beruhte wesentlich auf der Kriegsmüdigkeit aller Parteien. Frankreich und England hatten eingesehen, daß sie zwar vereinzelte opferreiche militärische Erfolge einheimsen, aber Rußland niemals besiegen könnten, während Rußland zu der Ansicht gekommen war, daß seine militärischen Vorbereitungen nicht auf der Höhe seien, die ihnen einen dauernden kriegerischen Erfolg verbürgten. Daneben drängte sich dann auch wohl beiden Teilen die Überzeugung auf, daß mit einer längern Fortsetzung des Krieges die Stärke und die Bedeutung der neutralen Mächte, Preußens und Österreichs, wesentlich wachsen müsse.

Der Berliner Kongreß von 1878 sodann ist bekanntlich auf direkten Wunsch des russischen Kaisers von Bismarck mit großem innern Widerstreben ins Leben gerufen worden. Rußland folgte auch hierin der Erwägung, daß es auf einem Kongreß, zumal unter Deutschlands Vorsitz, ein sehr viel besseres Geschäft machen werde, als wenn es bei direkten Verhandlungen mit der Türkei den Einspruch Englands und Österreichs zu überwinden haben werde. Bei der jetzigen Sachlage in Ostasien könnte die Anregung zu einem Friedenskongreß wohl ebenfalls nur von russischer Seite und im russischen Interesse erfolgen, und es wäre nicht unmöglich, daß die französische Politik zur Erhöhung ihres Prestige sich und damit zugleich dem äußerlich noch verbündeten Rußland diesen Dienst leistete. Nützlicher für Rußland würde vielleicht die Verlegung eines solchen Kongresses nach Washington sein. Ein zweiter Berliner Kongreß läge schwerlich in Deutschlands Interesse, zumal im Hinblick auf die wenig erfreulichen Erfahrungen, die wir mit den Wirkungen des Berliner Vertrages von 1878 gemacht haben, der freilich, so sehr er von der öffentlichen Meinung in Rußland angefochten worden ist, dennoch immerhin beinahe dreißig Jahre lang der Situation im europäischen Orient ihre Grundlinien vorgezeichnet hat. Wenn große Völkerinteressen durch den Krieg nicht zu ihren Zielen gelangen, wird der Friede immer nur die Bedeutung eines Waffenstillstandes von größerer oder geringerer Dauer haben und das Gepräge des Kompromisses zwischen den Interessen aller Kongreßmächte tragen. Führt der Krieg dagegen zum Ziele, wie die deutschen Kriege von 1866 und 1870, so sind die Friedensschlüsse klar, bindend und dauernd, weil der Sieger allein mit dem Besiegten zu tun hat und sich das Dreinreden der Fremden, des europäischen Seniorenkonvents, wie Bismarck es nannte, vom Leibe halten kann. Japan ist jedoch nicht in der Lage wie Deutschland zu Anfang des Jahres 1871, daß es einen andern Bismarckischen Ausspruch auf sich anwenden könnte: „Wir haben das Geschäft allein gemacht, und wir werden auch die Rechnung allein schreiben." Japans Politik war zum nicht

Digitized by Google

geringen Teil durch das Interesse Englands bestimmt, und so wird Japan auch beim Frieden vielleicht mehr dieses Interesse als das seinige, soweit beide nicht identisch sind, zu Rate ziehn müssen.

Was nun die Ratschläge anlangt, die Dicey der deutschen Politik für einen Friedenskongreß gibt, falls ein solcher überhaupt zustande kommen sollte, so glauben wir kaum, daß Deutschland in der Lage wäre, ihnen Folge zu leisten. Vor allem hat Deutschland keinen Anlaß, einen Kongreß anzuregen. Eine Vertretung der Ansprüche Japans von deutscher Seite würde sofort dem Zweibunde die Festigkeit zurückgeben, die er unter dem Einflusse des russisch-japanischen Krieges verloren hat, und es wäre für Deutschland doch vielleicht ein recht gewagter Versuch, sich von dem Maße von Wohlwollen abhängig zu machen, das jeweilig in der öffentlichen Meinung Großbritanniens für uns vorhanden sein würde. Zu einer Politik, die darauf hinausliefe, zu künftigen russischen Kriegen Englands die Landmacht zu stellen, wird sich kein deutscher Staatsmann hergeben. Der Gedanke klingt sehr einfach, sehr naheliegend und sehr verführerisch, aber wir haben Rußland kein Gebiet abzunehmen, um das wir es beneiden könnten. Wir haben eher zu viel Polen als zu wenig, und die Seemacht Großbritanniens ist für uns kein ausreichender Helfer in der Lage, in die wir uns durch einen unnötigen Konflikt mit Rußland begeben würden. Eine Verständigung mit England mit der Perspektive eines Koalitionskrieges gegen Rußland im Hintergrunde würde in Deutschland nur bei einigen Parteifanatikern und bei den Sozialdemokraten auf Beifall rechnen können. Unsre Verständigung mit England muß auf dem Grundgedanken der offnen Tür, der Handelsfreiheit in allen dem Handel noch erschließbaren Gebieten liegen. Diese Verständigung wird wesentlich davon abhängen, ob England zum Beispiel vorzieht, mit uns hierin in China, in Marokko Hand in Hand zu gehn, oder eine Superiorität zu beanspruchen, die unbestritten aufrecht zu erhalten der englische Handel auf die Dauer doch nicht mehr imstande sein wird. Auch auf diesem Gebiete wachsen die Bäume nicht in den Himmel. Die Konkurrenzfähigkeit Deutschlands ist nicht unbegrenzt, schon deshalb nicht, weil der englische Handel durch den größern Wohlstand und die entwickeltere Schiffahrt seiner Nation getragen wird. England wird also schwerlich sobald in die Lage kommen, hier oder dort zugunsten Deutschlands abdanken zu müssen, auch wenn die deutsche Konkurrenz noch so groß und in manchen Fällen siegreich sein sollte. Die deutsch-englische Verständigung kann somit für absehbare Zeit nur auf den Ideen unbehinderter Kulturentwicklung, nicht auf denen von Koalitionskriegen und bewaffneter Entscheidungen beruhen, die völlig außerhalb unsrer Interessen liegen. Deutschland muß sich bereit halten, solchen Notwendigkeiten mit festem und entschlossenem Willen gewachsen zu sein, falls sie ihm aufgezwungen werden, aber wir haben keinen Grund, Bündnisse aufzusuchen, um Entscheidungen herbeizuführen, bei denen der etwaige Gewinn doch niemals den Einsatz aufwiegen könnte.

H. J.

Digitized by Google

Deutschland und die äußere Politik Frankreichs

(Schluß)

Ganz anders liegen die Dinge zwischen England und Frankreich. Die Entente ist dem französischen Volke nie Herzenssache gewesen und kann sie auch nie werden. Der Engländer bildet als Mensch die Inkarnation alles dessen, was dem Franzosen unsympathisch ist. Dem widerspricht nicht die Nachäfferei englischer Krawatten und sonstiger englischer Moden, die krankhafte Überschätzung des Sports in seinen angelsächsischen Formen, die massenhafte Einwanderung englischer Worte in die französische Umgangssprache. Die Entente ist, soweit Frankreich in Frage kommt, ein Werk zweier Gruppen. Einmal der Politiker aus der altliberalen Schule, denen schon von Louis Philipp und dann vom zweiten Kaiserreich her der Traum von der Allianz der Westmächte vorschwebt. Bevor die Entwicklung der ägyptischen Frage die beiden Nachbarn fast vor den diplomatischen Bruch drängte, war auch Gambetta ein eifriger Mitarbeiter am Werk einer englisch-französischen Annäherung. Im Jahre 1878 sagte er: „Die Interessen Frankreichs und Englands, der beiden liberalsten, industrie- und ertragreichsten und wohlhabendsten Länder Europas, sind so eng miteinander verknüpft, daß die Abkehr Großbritanniens von seiner abgeschlossenen Politik zugleich beide Staaten aus der Isolierung heraustreten läßt, in der sie sich vorübergehend befanden." Was es mit der Interessengemeinschaft Frankreichs und Englands in Wahrheit auf sich hat, zeigt ein flüchtiger Blick auf die Geschichte seit den Tagen Philipp Augusts bis Faschoda und Mascat. Ein genaueres Studium belehrt uns sogar darüber, daß man im Gegensatz zu den Gambettaschen Redensarten eine immanente Feindseligkeit des englischen und des französischen Volks gegeneinander seit Jahrhunderten feststellen kann; ja man kann sagen, daß so sehr der habsburgisch-bourbonische Antagonismus die Politik der Diplomaten in Paris in den letzten Jahrhunderten beherrschte, die Abneigung gegen die Insulaner sogar die Seele der Volkspolitik Frankreichs war und heute noch ist. Es ist sehr bezeichnend, daß diese Abneigung am stärksten im Norden ist, in der Bretagne, Normandie und Picardie, wo man die Briten am genausten kennt. Dieser im französischen Volke schlummernde Haß gegen England hat zweifellos zu dem so begeistert gepflegten Jeanne d'Arc-Kultus viel beigetragen, und der erste Napoleon ist in seiner unversöhnlichen Feindseligkeit gegen die Briten der wahre Träger der Ideen des Volks geworden. Cassagnac, der Bonapartist, sprach es noch vor einigen Jahren offen aus, daß Frankreich nur einen Erbfeind kenne, England. Der Streit mit Deutschland sei demgegenüber nur eine ephemere Erscheinung und nicht in der Natur der beiden Völker begründet. Natürlich würde sich aber auch für diese Anglophoben das Bild verschieben,

Digitized by Google

wenn der Englisch bereit wäre, gegen Deutschland zu Felde zu ziehn. Die sich gefährlich steigernde Gereiztheit zwischen London und Berlin machte es Delcassé, Deschanel, Ribot und andern Freunden Englands leicht, die Volksmassen für die Entente zu gewinnen, die vielleicht die Sehnsucht nach Vergeltung befriedigen könnte. Man pfiff also Eduard den Siebenten bei seinem Pariser Besuch nicht aus, wie man es zuerst geplant hatte, und sogar der „große" Verbannte von San Sebastian, Déroulède, gab die Parole aus, die Nationalisten dürften sich die Entente wohl gefallen lassen, da sie ja ihre Spitze gegen Deutschland richte. Nun vergeht keine Woche, wo nicht die eifrigen Apostel der Entente hier von sich reden machen; jede Gelegenheit ist ihnen recht: sei es daß ein neuer englischer Botschafter ins britische Gesandtschaftshotel einzieht, sei es daß die englische Handelskammer in Paris ihr Jahresfest begeht, sei es daß englische Ärzte oder andre Gelehrte an die Seine kommen.

Das ist bei der Mehrzahl der hiesigen Anglomanen keine Sentimentpolitik; im Gegenteil, sie hat einen sehr realen Boden. Ein Blick auf die französische Handelsbilanz zeigt uns mit aller Klarheit die Motive, die neben der Feindseligkeit gegen das Deutsche Reich auf eine Annäherung an das reiche Inselland drängen. Der englisch-französische Warenaustausch beläuft sich im Jahre auf 1800 Millionen, und von dieser Riesensumme fallen 1200 Millionen auf den französischen Export nach Britannien. Die Verstimmung während des Transvaalkriegs erweckte schon die schwersten Befürchtungen in den französischen Handelskreisen, und die protektionistischen Pläne Chamberlains ließen es auf alle Fälle geraten erscheinen, sich mit den Londoner Machthabern gut zu stellen, um bei den kommenden Zolltarifen des Imperiums möglichst mit einem blauen Auge davonzukommen. Geht doch jetzt schon der Export landwirtschaftlicher Produkte aus den nördlichen Provinzen Frankreichs über den Kanal — früher fast ein Monopol des Landes — von Jahr zu Jahr zugunsten der englischen Kolonien relativ zurück. Als König Eduard vor zwei Jahren nach der Lichtstadt kommen wollte, regten die englisch-amerikanischen Versicherungsgesellschaften, Bankfilialen und Hotelbesitzer im Opernviertel eine allgemeine Ausschmückung an, fanden aber bei der Bevölkerung keine Gegenliebe, auch dann nicht, als man die Hausverwalter bat, wenigstens auf Kosten der englischen Propagandakasse die Ausschmückung zu erlauben. Nur die Damenkonfektionäre der Avenue de l'Opera und der Rue de la Paix schlossen sich dem „allgemeinen Festjubel" an, von dem englische Reporter zu phantasieren wußten. Die Paquin, Worth und sonstige Firmen wissen ganz genau, was sie tun: gehn doch jährlich für etwa 150 Millionen Seidenwaren und für mehr als 100 Millionen Damenkonfektionsartikel allein nach England, von den sonstigen Pariser Spezialitätbranchen zu schweigen. Der französische Großkaufmann ist also neben dem liberalen Politiker die zweite Hauptstütze der Entente.

In den Kreisen der französischen hohen Politik wußte man, daß die ganze Entente ein gebrechliches Ding sei, so lange die Spannung zwischen London und Petersburg nicht gehoben war. Der Traum, Deutschland rings einzuengen und schließlich zu ersticken, konnte nie in Erfüllung gehn, so lange man in Berlin noch die Karte in der Hand hat, die alle Trümpfe im Spiel des

Digitized by Google

Herrn Delcassé und seiner Gesinnungsgenossen in der Diplomatie Londons, Wiens und Roms glatt stechen konnte: den englisch-russischen Gegensatz. Den Machinationen der Fanatiker für den russisch-englisch-französischen Dreibund wurde durch den Ausbruch des Kriegs in Ostasien ein dicker Strich durch die Rechnung gemacht. Herr Delcassé und seine Agenten haben seit einem Jahre sogar genug zu tun, einen Zusammenstoß zwischen Rußland und England zu verhüten. Im Februar 1904 wußte man sich so frei von bundesbrüderlichen Gefühlen für den Zaren, daß alle Welt hier nur vor dem einen Gedanken zitterte, die Republik könne in diesen Kriegsstrudel gezogen werden, der sie doch eigentlich gar nichts anging. Was waren den Franzosen die russischen Lebensfragen? Man hatte die Moskowiter doch nur als Helfershelfer für die französischen Wünsche gewinnen wollen. Die damaligen Beängstigungen sind vorüber; nun aber heißt es, zwischen Rußland, dem Bundesgenossen, England, dem Freunde, und Japan, dem Feinde des Bundesgenossen und Waffenbruder des Freundes, lavieren: wahrhaftig keine leichte Aufgabe, besonders da man auch noch die sich natürlich anbahnende Annäherung Deutschlands und Rußlands möglichst hintertreiben und Deutschlands Neutralität in London und Tokio verdächtigen mußte. Herrn Delcassé kam ein sehr glücklicher Umstand zur Hilfe: sowohl in Petersburg wie in London und in Tokio bequemte man sich der etwas dehnbaren Auffassung der Neutralität an, die man in Paris zu vertreten für gut fand. Die russischen Schiffe benutzen in aller Seelenruhe die französischen Häfen, und das nachgerade berühmt gewordne Geschwader Roschdjestwenskys sammelt sich bei Madagaskar und macht damit die französische Insel zum Rückhalt der ganzen russischen Kriegführung zur See. Wir gönnen den Russen diese Hilfe von Herzen und gönnen den Franzosen diese angenehme Gelegenheit, den Russen ohne Unkosten zu beweisen, daß die französische Freundschaft denn schließlich doch noch etwas mehr wert ist als Druckerschwärze auf Papier. Nur eine Frage: Was für ein Toben hätte sich, in London und von englischen und amerikanischen Preßagenten aufgehetzt, in Tokio, ja in Paris selbst erhoben, wenn Deutschland dem russischen Geschwader ein Verweilen von so und soviel Wochen in den Gewässern von Dar es Salaam erlaubt hätte? Man mißt eben überall mit zweierlei Maß: Frankreich darf sich nach Ansicht der Herren Engländer, Amerikaner, Japaner, Russen usw. alles erlauben, bei Deutschland erscheint alles, was es tut, in der schwefelgelben Beleuchtung teuflischer Niedertracht. Woran liegt das? Manche französische Patrioten werden bei dieser Frage sehr nachdenklich. England ist immer der Feind der stärksten Macht auf dem Kontinent. So sagen sich die Chauvinisten: also England betrachtet uns als so ungefährlich, daß wir nur noch ein Stein in seinem Brettspiel gegen Deutschland sind? Ein ausländisches Blatt, die Brüßler Indépendance belge, hat diesen Gedanken den Nationalisten in unbequemer Deutlichkeit auseinandergesetzt: „Frankreich, ein Land von Soldaten und Künstlern, steht bald außer der Berechnung als wirtschaftliche Macht im Welthandel. Die kaufmännischen Interessen Englands können von dieser Seite nicht mehr gefährdet werden. Da er nun nichts mehr in seiner geschäftlichen Domäne von Frankreich zu fürchten hat, fand der Engländer es vorteilhaft, sich mit

Digitized by Google

einem Lande zu vertragen, das rein politisch immerhin nicht zu mißachten ist." Daher die Entente.

Nun erinnert man sich auch, daß bei dem Aufsprühen des Volkshasses gegen England im Winter 1899/1900 englische Blätter, dieselben, die jetzt in Liebe zu Frankreich vergehn, hochmütig erklärten, was Frankreich tue oder denke, gehe das Kabinett von St. James fürder nichts mehr an; es gäbe nur noch vier Großmächte: England, Amerika, Deutschland und Rußland. Das französische Volk hat ein besseres Gedächtnis als die heutigen Machthaber in der Regierung. Die Entente mag in London „herzlich" gemeint sein — der Enthusiasmus beim Besuch des Präsidenten Loubet an der Themse spricht dafür —, hier in Frankreich ist sie nicht ehrlich aufgefaßt, was die breiten Schichten des Volks anlangt, die sich weder von den offiziösen Flötentönen noch von dem Kehrreim der allgemeinen Weltverbrüderer benebeln lassen. Die Ententeblätter an der Seine und der Themse möchten die neue Flottenvorlage Frankreichs als gegen Deutschland gerichtet ausgeben. Wen will man damit täuschen? Man weiß in Paris ebenso gut wie in Berlin, daß ein neuer Krieg zwischen Deutschland und Frankreich an den Vogesen seine Entscheidung findet und nicht in der Nordsee. Wenn da die Times und verwandte Londoner Blätter die französische Regierung zu ihren Bestrebungen für die Rüstung zur See beglückwünschen mit einem Augenwinken nach Deutschland hinüber, so ist das die übliche, im englischen Nebel so vortrefflich gedeihende Heuchelei. In Wahrheit ist der City das Erwachen der französischen Marineverwaltung aus dem Winterschlaf der Ära Combes-Pelletan weit unangenehmer als uns: die neue Flottenvorlage der Republik ist ein Zeichen dafür, daß man sich in Paris auf alle Fälle auch mit dem Gedanken vertraut macht, den fetten Jahren der Entente wieder die magern Jahre der famosen Politik der Nadelstiche folgen zu sehen.

Das greifbarste Ergebnis der ganzen englisch-französischen Annäherung ist bisher das Kolonialabkommen vom April 1904. Man hat Ägypten aufgegeben, um Marokko zu erhalten. Die Sache hat nur einen Haken. Ägypten aufzugeben, das man gar nicht mehr in der Hand hatte, war nicht so sehr schwer, zumal da man zwischen dem Nil und dem Vogesenlande wählen mußte und sich in diesem Dilemma für Elsaß-Lothringen und gegen die Pyramiden entschied. Der Gedanke, für das verlorne Nordostafrika in Nordwestafrika Ersatz zu suchen, ist sehr schön; nur wollen die Herren Mauren bisher gar nichts davon wissen, so einfach „genommen" zu werden. Der erste Widerstand des Sultans Abd el Aziz gegen den von Delcassé ausgedachten Plan der „friedlichen Eroberung" des Scherifats ist zwar geschwunden, aber damit sind die Herren Bandenhäuptlinge am Rif und am Atlas noch keineswegs gewonnen. Hier drohen noch mannigfache Schwierigkeiten, zumal da man es zu einem Waffengang, der ganz Nordafrika, vor allem auch Algerien und Tunis, in Aufruhr bringen und die „grüne Fahne des Propheten" entfalten würde, nicht kommen lassen darf. Ein solcher Feldzug würde Milliarden an Geld und Tausende und Abertausende von Pioupious kosten, die man wo anders weit nötiger brauchen könnte. So ist man einstweilen, nach dem herben Worte Deschanels, nicht der Herr in Fez, sondern nur der Gendarm Europas in Marokko, der sich für allen Unfug, der

Digitized by Google

dort angestellt wird, verantwortlich macht. Diese Sorgen machen auch die Nervosität angesichts der Reise Kaiser Wilhelms erklärlich. Auch nach Indochina schaut man bekümmert, wo der Feldzug in der Mandschurei leicht die gelben Völker in Aufregung bringen kann, ganz abgesehen davon, daß Japan, ob besiegt oder als Sieger, möglicherweise durch seinen Tatendrang nach Südwesten gelenkt wird. Ganz kluge Leute haben deshalb schon den Vorschlag gemacht, Asien den Asiaten oder den Engländern, Russen und Deutschen zu überlassen und sich nur noch an Afrika zu halten.

Im Gegensatz zu der Entente mit England, die nur ein Werk der rechnenden Staatsmänner und Kaufleute ist, wird die neue Freundschaft mit Italien auch als Sache des Volks angesehen. Die Franzosen haben seit einigen Jahren wieder ihre angebliche romanische Abstammung entdeckt. Man will nicht nur in Sprache und Kultur, sondern auch nach Blutmischung ein Abkömmling der Römer sein. Diese lateinische Bewegung läßt sich von der sich zugleich geltend machenden keltischen, die in Vercingetorix den wahren Nationalhelden sieht, keineswegs irre machen. Die Zärtlichkeiten mit der lateinischen Schwester im Südwesten werden an die Reihe kommen, wenn Alfons der Dreizehnte von Spanien seinen Besuch gemacht haben wird. Daß man noch vor wenig Jahren alle Italiener aushungern wollte in einem brutal geführten Zollkriege, daß man nach dem Blut aller Italiener dürstete, die in Frankreich Arbeit suchten, das hat man vergessen, seit man Anzeichen zu entdecken glaubt, daß die Italiener Viktor Emanuels des Dritten nicht mehr soviel vom Dreibund halten wie die Italiener Humberts. Die Nationalisten sprechen es ganz unverschämt aus, daß sie einen Krieg erwarten, worin Spahis und Bersaglieri zugleich Trient und Triest wie Straßburg und Metz vom germanischen Barbarenjoch befreien werden. Die Italiener lassen sich diese Schwärmereien gefallen, aber kaum ein ernst zu nehmender Politiker auf der Halbinsel teilt sie. Der Italiener ist trotz äußerlicher Leidenschaftlichkeit viel mehr Verstandesmensch, viel berechnender als der Franzose. Man weiß in Rom, daß die Stimmung in Paris sehr leicht wieder umschlagen kann; man hat die Vorteile der Crispischen Politik nicht vergessen, die Italiens wirtschaftlichen Aufschwung ermöglichte, und trotz seiner Liebhaberei für Frankreich weiß Viktor Emanuel, daß er in dem monarchischen Deutschland den Rückhalt seiner Dynastie findet gegen die gallomanen Elemente seines Landes, die eine Republik wollen, und daß der Protestantismus des nordischen Alliierten ein besserer Schutz ist gegen die kirchenstaatlichen Aspirationen des Vatikans, die noch keineswegs erloschen sind, als die moderne französische Kulturkämpferei. Der Gedanke eines Bundes der Westmächte mit Hinzunahme Italiens, den man in Paris so pflegt, schmeichelt auch den Italienern, aber sie sind realpolitischer als die Pariser; sie bleiben im Dreibund und machen neue Handelsverträge; das rentiert sich besser als Kombinationspolitik und Allianzphantasien.

Übrigens sind die Italiener den Franzosen in einem Punkte sehr unbequem, fast so unbequem wie die Deutschen, und das ist in der Levantepolitik, diesem Schmerzenskind der französischen Diplomaten, einst ihrem Stolz. Die Franzosen waren die ersten, die sich mit der Hohen Pforte in Verträge einließen; für eine

Digitized by Google

Zeit, wo die Türken die gemeinsame Gefahr für die christlich-abendländische Kultur waren, gerade kein Ruhmestitel, jedenfalls aber ein Zeichen großer Vorurteilslosigkeit. Der Sultan bestimmte in seinen Abmachungen mit Franz dem Ersten im Jahre 1535, daß alle, die in der Levante Handel treiben wollten, unter dem Banner des Königs von Frankreich segeln müßten. Der ehrgeizige Valois war damit in Wahrheit ein Pionier europäischen Einflusses im Orient geworden. Aber wie immer fast, wußten die Franzosen wohl zu erwerben, aber nicht festzuhalten. Ein nationalistisches Blatt wies noch jüngst darauf hin, wie Deutschland eigentlich auf den von Frankreich gebahnten Pfaden in die Türkei gekommen sei. Im Jahre 1833 dachte man an eine Reorganisierung der osmanischen Armee und wünschte dazu französische Offiziere heranzuziehn. Allerlei Zwischenfälle verzögerten aber die Ausführung des Planes; da fiel eines Tags dem Sultan Mahmud ein Buch in die Hand: Essai sur l'organisation de la Prusse, geschrieben von dem französischen General Marquis de Caraman. Nachdem Mahmud dieses Buch gelesen hatte, war die Frage für ihn entschieden, wer die großherrlichen Truppen ausbilden sollte. Unter den deutschen Offizieren, die nach Konstantinopel kamen, war auch ein Hauptmann, der vier Jahre im Orient blieb und die ganze Levante durch Augenschein kennen lernte; er hieß Hellmut von Moltke. Im Jahre 1882 wurden abermals deutsche Instrukteure an den Bosporus berufen, und seit dieser Zeit ist in militärischen Dingen Frankreich, wie es scheint, endgiltig verdrängt. Nun begann die deutsche Invasion durch Kaufleute, Ingenieure, Industrielle, Landwirte, Geschäftsleute und Gelehrte; deutsche Eisenbahnen legten den Weg zur teutonischen Kolonisation frei. Schließlich kam Kaiser Wilhelm der Zweite selbst nach Konstantinopel und Palästina, und seinen Weg bezeichneten Aufträge für die deutsche Industrie, Konzessionen für deutsche Unternehmer, deutsche Finanzoperationen. Frankreich sollte sich, wie man ihm anbot, an der Bagdadbahn beteiligen; es wollte nicht. Kürzlich weilte der Botschafter Constans hier in Paris, um Herrn Delcassé von seinen trüben Erfahrungen in der letzten Zeit zu berichten, in Angelegenheiten der neuen Anleihe, Kanonenlieferungen, Bahnkonzessionen usw. Die Kündigung des Konkordats droht dem französischen Prestige im Orient neuen Abbruch, wenn sich auch in Wahrheit schon seit langer Zeit weder Deutschland noch Italien sonderlich um die alten französischen Protektoratsansprüche über die katholischen Missionen im Orient gekümmert haben. Allerlei Anzeichen lassen aber darauf schließen, daß man auch im Vatikan das Ende der französischen Schutzherrschaft für gekommen erachtet. So weiß man nicht, ob der neue apostolische Delegat für Konstantinopel Monsignore Tacci-Porcelli vom Kardinal Gotti, dem Chef der Propaganda, oder vom Staatssekretär Merry del Val seine Bestallung erhält. Erteilt der Staatssekretär die Vollmachten, so ist Konstantinopel als aus dem Gebiet der Mission ausgeschieden und als ordentliche Kirchenprovinz betrachtet, womit von selbst das französische Protektorat, das nur in Missionsgebieten möglich ist, wegfallen würde. Man nimmt nun an, daß bei der feindseligen Haltung der republikanischen Regierung in der Tat das Kabinett von St. Peter so verfahren wird. Die wichtigsten kirchlichen Stellen im Orient sind Frankreich genommen. Die ägyptische Delegation hat

Digitized by Google

ein italienischer Franziskaner erhalten, ebenso ist der Nachfolger des Franzosen Duval in Beirut ein Italiener.

Wenn wir uns die Bilanz der französischen auswärtigen Politik betrachten, werden wir immerhin zu dem Schlußergebnis kommen, daß die Republik zufrieden sein kann mit dem Erreichten. Man ist in Paris nüchterner geworden, als man es noch vor vierzig Jahren war, und Tollheiten, wie die mexikanische Expedition, sind bei Herrn Delcassé nicht zu befürchten. Die Aussichten auf eine Weltherrschaft nach Art der Ludwigs des Vierzehnten und Napoleons sind auf immer zerstört, aber auch andre Nationen dürfen sich nicht mehr den Luxus einer imperialistischen Politik im römischen Sinne erlauben. Es wird den Franzosen schwer, sich in der Familie der Völker nur als gleichberechtigt und nicht als bevorzugt anzusehen. Aber sie werden es lernen müssen; sie haben viel gelernt im Laufe der letzten Jahrzehnte. Vielleicht lernen sie auch noch, daß sich ein Volk, das vorwärts kommen will, nicht von der fixen Idee einer Rachsucht beherrschen lassen darf, zu der weder eine moralische Veranlassung vorliegt noch ein praktisches Lebensbedürfnis der Nation. In Wahrheit hat man Elsaß-Lothringen jetzt schon verschmerzt — man darf das freilich nicht gestehn —, und nur der gekränkte Stolz, vielleicht sogar nur Eitelkeit und Hochmut können über die Erinnerung an das Jahr 1870/71 und an das selbstverschuldete Unglück nicht hinweg. Wir wollen dem berechtigten Patriotismus der Franzosen nicht zu nahe treten, aber eine Gesundung ist für diese Rasse nur möglich, wenn sie sich bescheiden lernt; keine Allianz mit Rußland, England, Italien oder sonst wem wird Frankreich so fördern, wie ein Ausgleich mit Deutschland es könnte. Leider fürchten wir, daß es noch herber Erfahrungen bedürfen wird, ehe man diese Wahrheit in Paris einsieht. Für uns wäre es ein Fehler, uns in diesen Erziehungsprozeß einzumischen: wir können warten.

Paris Franz Wugk

Überseeische Telegraphenverbindungen

Das Jahr 1866 bezeichnet einen wichtigen Abschnitt in der Geschichte des internationalen Telegraphenverkehrs: mit der glücklichen Legung des ersten Kabels zwischen Irland und Neufundland war die praktische Möglichkeit langer unterseeischer Verbindungen erwiesen worden, und in rascher Aufeinanderfolge begann nun der Ausbau der wichtigsten Routen nach Indien, Ostasien und Australien, nach Mittel- und Südamerika, bis endlich mit der Einkreisung Afrikas (1879 bis 1889) diese erste große Bauperiode ihren vorläufigen Abschluß fand. Der Natur der Sache nach war es vorwiegend englisches Kapital, das die Herstellung dieser Linien übernahm, und nur vereinzelt waren fremdländische Gesellschaften daran beteiligt: so wurde ein Teil der transatlantischen Kabel mit amerikanischem und mit französischem Gelde gebaut, während im fernen Osten

Digitized by Google

die in Kopenhagen ansässige Große Nordische Telegraphengesellschaft im Anschluß an die russisch-sibirischen Landlinien ihre Kabel von Wladiwostok aus allmählich bis Schanghai, Nagasaki und Hongkong vorschob. Ursprünglich gab es eine große Menge kleinerer Unternehmungen, die Gemeinsamkeit der Interessen und die Rücksicht auf Betriebsersparnisse führten jedoch bald zu großen Zusammenschlüssen, und so ist es gekommen, daß etwa seit der Mitte der siebziger Jahre bis vor kurzem der gesamte Kabelverkehr eigentlich in den Händen zweier großer Gruppen von Gesellschaften lag. Die eine wurde von der englischen Eastern Telegraph Co. geleitet, die im Bunde mit der Western und der Eastern Extension Tel. Co. durch eine Reihe von Tochtergesellschaften den gesamten Verkehr nach Südamerika, Afrika, Indien und Australien beherrschte, während sie sich an dem Verkehr nach Ostasien ebenfalls ihren Anteil durch ein Abkommen mit der Indo-European Telegraph Co. und der Großen Nordischen gesichert hatte, die beide auch heute noch finanziell aufs engste mit der Eastern verbunden sind. Die zweite Gruppe umfaßte beinahe alle Gesellschaften, die den Verkehr nach Nordamerika besorgten, zwei englische, darunter die führende Anglo-American nebst einer amerikanischen und einer französischen, die allerdings später austrat: diese alle bildeten und bilden noch heute einen sogenannten Pool mit gemeinsamer Verrechnung der Einnahmen, wobei Verkehrsleistung und Gewinn nach einem bestimmten Prozentsatz geteilt werden. Außerhalb des Pools stand nur die amerikanische Commercial Cable Co., die im Besitz dreier atlantischer Verbindungen erst nach schwerem Tarifkampf ihre Selbständigkeit behauptet hatte. Im übrigen aber lag die gesamte Kabeltelegraphie tatsächlich in den Händen des Pools und der Easterngruppe, die ihr Monopol dadurch vor allem zu stärken suchte, daß sie und die ihr verbündeten Gesellschaften in den meisten Staaten das ausschließliche Landungsrecht für ihre Kabel erwarben.

Unter diesen Umständen war die Reichspostverwaltung, als sie sich, durch die gewaltige kommerzielle Entwicklung Deutschlands bewogen, zum Bau eigner Linien entschloß, den mächtigen englischen Gesellschaften gegenüber in einer äußerst schwierigen Lage und war von vornherein auf deren Wohlwollen angewiesen. Durch nichts wird das Verhältnis besser gekennzeichnet als dadurch, daß die beiden längsten überseeischen Linien in deutschem Besitz, Emden-Valentia und Emden-Vigo, nur Zubringer waren, die den deutschen Depeschenverkehr auf die Linien des Pools und der Eastern zu leiten bestimmt waren. Im Laufe der neunziger Jahre nun begannen die Pläne der Reichspostverwaltung bestimmtere Gestalt anzunehmen, und da der ungeheure Depeschenverkehr zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten eine glänzende Rentabilität zu sichern schien, so richtete sie vor allem ihr Augenmerk auf die Herstellung einer direkten Verbindung zwischen Deutschland und Nordamerika. Der gewiesne Weg waren natürlich Verhandlungen mit dem Pool und vor allem mit der Anglo-American Tel. Co., die bis dahin kraft eines noch bis Ende 1899 laufenden Abkommens den deutschen Verkehr nach den Vereinigten Staaten über Emden-Valentia besorgt hatte. Aber nach einem anfänglich günstigen Verlaufe scheiterten die Verhandlungen daran, daß der

Digitized by Google

Pool und die von ihm beeinflußte englische Regierung keinen Landungspunkt auf englischem Gebiete zugestehn wollten, und nun blieb der Reichspostverwaltung nichts übrig, als sich mit der außerhalb des Pools stehenden Commercial Cable Co. in Verbindung zu setzen; durch das Abkommen mit ihr gelang es nicht bloß, den deutschen Telegrammen die prompte Weiterbeförderung durch das gesamte Gebiet der Union bis nach Kanada und nach Mexiko zu sichern, sondern auch einen Teil des von Amerika nach Europa gerichteten Verkehrs der neuen Linie zuzuwenden. Der notwendige Landungspunkt wurde durch Vermittlung der Eastern gewonnen, die damals mit der Reichspostverwaltung wegen der Erneuerung der Konzession für die auf deutschem Gebiet liegende Strecke der indischen Landlinien unterhandelte: es war die Azoreninsel Fayal, auf der freilich die Telegraph Construction and Maintenance Co. das alleinige Landungsrecht hatte. Doch ließ sich diese gegen die Zusicherung, daß das Kabel bei ihr bestellt werden solle, zum Verzicht bewegen, und nunmehr wurde in Köln die Deutsch-Atlantische Telegraphengesellschaft mit einem Kapital von zwanzig Millionen Mark begründet, das zum größten Teil (18,7 Millionen) für die Herstellung der Kabelstrecke aufgewandt wurde. Anfang Mai 1900 begann die Legung, die am 31. August desselben Jahres beendet wurde, und von diesem Zeitpunkt ab gehn alle von der deutschen Reichspostverwaltung nach den Vereinigten Staaten aufgenommnen Telegramme, sofern nicht ein andrer Weg geradezu vorgeschrieben ist, über das deutsche Kabel Emden-Azoren-Newyork an den Ort ihrer Bestimmung. Gleich von Anfang an entwickelte sich der Verkehr sehr günstig, sodaß sich bald der Bau einer zweiten Linie als nötig erwies, die dann schon in den Norddeutschen Seekabelwerken zu Nordenham hergestellt und bis zum 1. Juni 1904 vollständig gelegt worden ist. Der erhöhten Leistungsfähigkeit der Route entsprechend ist denn auch die Staatssubvention erhöht worden: sie ist für 1905 auf 1,62 Millionen Mark, für 1906 auf 1,65 und für 1907 auf 1,68 Millionen Mark bei einem auf 44 Millionen Mark erhöhten Aktienkapital festgesetzt worden. Übrigens ist der Gesellschaft erst ganz kürzlich ein weiterer bedeutender Fortschritt gelungen, indem jetzt durch die Einschaltung einer Batterie das lästige Umtelegraphieren der Depeschen von der Strecke Emden-Fayal auf das Kabel Fayal-Newyork wegfällt, sodaß gegenwärtig direkt von Emden nach Newyork telegraphiert werden kann. Dadurch wird eine so große Betriebsersparnis erreicht, daß ein Teil des bisher in Horta auf Fayal stationierten Personals anderweitig Verwendung finden wird.

Bald nach der Fertigstellung des Kabels Emden-Newyork bot sich der Reichspostverwaltung die Gelegenheit, auch in Ostasien dem deutschen Nachrichtendienst eine größere Unabhängigkeit zu sichern. Zunächst stehn dem Verkehr dorthin zwei verschiedne voneinander unabhängige Wege zu Gebote. Der eine geht über die russisch-sibirischen Landlinien bis Wladiwostok, wo sich dann das Kabelnetz der Großen Nordischen Telegraphengesellschaft bis Tientsin, Schanghai, Nagasaki, Amoy und Hongkong anschließt; gegenwärtig reicht er übrigens nur bis Wladiwostok, da die großen Stammkabel Wladiwostok-Nagasaki wegen des Kriegs außer Betrieb gesetzt sind. Jedoch hat zum Ersatz dafür die Große

Digitized by Google

Nordische eine Landtelegraphenlinie eröffnet, die bei Werkne Udinsk sich von der sibirischen abzweigend über Kjachta und Kalgan durch die Mongolei hindurch Peking und Tientsin erreicht, womit der Anschluß an das Kabelnetz wieder gewonnen ist. Der zweite Weg geht von London aus über Gibraltar-Suez-Aden-Bombay-Madras-Singapur bis Schanghai, und zwar mit Ausnahme der Strecke Bombay-Madras des indischen Landtelegraphennetzes durchaus über die Kabel der großen Eastern und der Eastern Extension Co. Diese Sachlage erklärt übrigens, um das beiläufig zu bemerken, hinreichend den oft diametral entgegengesetzten Charakter der Nachrichten vom Kriegsschauplatz, indem auf der Nordlinie die russische und auf der südlichen nicht weniger kräftig die den Japanern freundliche englische Zensur gehandhabt wird. Ergibt sich nun schon hieraus die Notwendigkeit einer unabhängigen Verbindung, so machte sich bei den Amerikanern schon früher, gleich nachdem ihnen im Frieden von Paris 1899 die Philippinen in den Schoß gefallen waren, das Bedürfnis nach einer eignen Linie San Francisco-Manila durch den Stillen Ozean geltend. Mannigfache Streitigkeiten, insbesondre darüber, ob Staats- oder Privatbetrieb anzuwenden sei, sowie technische Schwierigkeiten — so zum Beispiel handelte es sich um die Umgehung der größten bisher gemessenen Meerestiefe (9736 Meter östlich von Guam) — verzögerten den Bau, sodaß das von englischer Seite durch den Stillen Ozean geplante allbritische Kabel Vancouver-Australien noch eher fertig wurde. Dann aber entschied man sich in Washington für den Privatbetrieb, und nun wurde der Commercial Pacific Cable Co., einer Gründung der mit Deutschland im Atlantischen Ozean verbündeten Commercial Cable Co., Bau und Betrieb des amerikanischen Pacifickabels übertragen. Mit der Linie San Francisco-Honolulu-Midway Island-Guam-Manila, die am 1. Juli 1904 dem Verkehr übergeben wurde, war die neue unabhängige Verbindung hergestellt, allerdings zunächst nur bis zu den Philippinen und nicht mit Ostasien. Denn den weitern Verkehr von Manila nach Hongkong besorgt noch immer das Kabel der Eastern Extension Co., die seinerzeit von Spanien das alleinige Landungsrecht auf den Philippinen erworben hat und nun natürlich von der amerikanischen Regierung als der Rechtsnachfolgerin der spanischen verlangt, daß sie den von dieser geschlossenen Vertrag respektiert. Ob sich die Amerikaner dadurch für alle Zeit gebunden erachten, steht freilich dahin; mittlerweile aber hat sich ein andrer Weg aufgetan, der dem Ziel einer von England und von Rußland unabhängigen Verbindung mit Ostasien entgegenführt. Schon lange hatte es die niederländische Regierung unangenehm empfunden, daß sich der Verkehr des Gouverneurs in Batavia mit der Heimat immer nur über die englischen Kabel vollziehn konnte, an die das niederländisch-indische Kabel- und Telegraphennetz in Singapur Anschluß fand; jetzt, wo die günstige Gelegenheit gegeben war, begann sie sich dem amerikanischen Pacifickabel zu nähern, und hier trafen ihre Bemühungen mit denen der Reichspostverwaltung zusammen, die sich das freundschaftliche Verhältnis zu der Commercial Cable Co. auch an dieser Stelle zunutze zu machen suchte. Das endliche Ergebnis aller dieser Verhandlungen war das deutsch-niederländische Kabelabkommen von 1902, das zunächst eine Verlängerung des

Digitized by Google

niederländischen Kabelnetzes von Balikpapan auf Borneo nach Menado auf Celebes ins Auge faßte; von Menado aus sollte alsdann ein Kabel über die Palauinsel Jap nach Guam gelegt werden, und zwar mit einer Abzweigung von Jap nach Schanghai.

Zum Bau und zum Betriebe dieses Kabels ist nun kürzlich die Deutsch-Holländische Kabelgesellschaft begründet worden, charakteristischerweise unter Beteiligung der drei deutschen Großbanken (Diskontogesellschaft, Deutsche Bank, Dresdner Bank-Schaafthausenscher Bankverein), während von holländischer Seite ebenfalls zwei große Bankinstitute und drittens außerdem noch die Deutsch-Atlantische Telegraphengesellschaft interessiert sind. Vorläufig beträgt das Grundkapital $7^1/_2$ Millionen Mark, wofür zunächst die Strecke Menado-Jap-Guam hergestellt wird; alsdann wird das Kapital erhöht, um den Bau der zweiten Strecke Jap-Schanghai zu ermöglichen. Auch hier ist eine Staatssubvention von 1,9 Millionen Mark vorgesehen, die zum größten Teil von der deutschen, zum kleinern von der niederländischen Regierung getragen wird. Demgemäß haben sich beide Staaten auch den maßgebenden Einfluß auf die Verwaltung gesichert, indem von den Mitgliedern des Direktoriums ein Viertel aus Deutschen und ein weiteres Viertel aus Niederländern bestehn muß; ebenso soll von den beiden leitenden Direktoren der eine ein Deutscher, der andre ein Niederländer sein; endlich verpflichten sich die Vertragsstaaten, die außerdem noch jeder durch einen Kommissar bei der Verwaltung vertreten sind, bei etwaigen Meinungsverschiedenheiten das Haager Schiedsgericht anzurufen. So weit die Bestimmungen; inzwischen ist das Kabel, dessen Herstellung den Norddeutschen Seekabelwerken in Nordenham obliegt, im Bau begriffen, und vor kurzem ist der Kabeldampfer Stephan schon mit einer Teilstrecke der Linie nach ihrem Bestimmungsort in See gegangen. Die Vorteile der neuen Verbindung, deren Vollendung in absehbarer Zeit zu erwarten ist, liegen auf der Hand: da sich in Schanghai am Endpunkt der Linie noch die deutsche Strecke Schanghai-Kiautschou-Tschifu anschließt, so erhalten wir mit Ostasien und unsern dortigen Besitzungen eine von England unabhängige direkte Route über Schanghai-Jap-Guam-Honolulu-San Francisco-Newyork-Azoren-Emden, von der mindestens ein Drittel in deutschen Händen ist. Auch Holland fährt günstig dabei, indem es für sein koloniales Kabelnetz jetzt den englischen Weg über Singapur oder den deutsch-amerikanischen über Jap und Guam zur Verfügung hat, und von demselben Gedanken geleitet hat sich kürzlich auch Frankreich in dem französisch-niederländischen Abkommen einen unabhängigen Weg nach Europa gesichert, indem es von Saigon nach Pontianak auf Borneo ein Kabel legt, das hier von der neuerbauten holländischen Regierungslinie bis Batavia fortgesetzt wird.

Es ist klar, daß diese neue Verbindung den englischen Kabelgesellschaften eine starke Konkurrenz bereiten wird; noch viel mehr aber gilt das von einer dritten deutschen Unternehmung, die kürzlich ebenfalls zu einem glücklichen Ende geführt worden ist. Für den Teil des sehr bedeutenden englischen Verkehrs nach Indien, der die Landlinien der Indo-European Telegraph Co. benutzt, war das Deutsche Reich immer nur in sehr beschränktem Maße ein

Digitized by Google

Durchgangsland, sofern die große Linie der genannten Gesellschaft über Odessa-Kertsch-Tiflis-Teheran nur auf der verhältnismäßig kurzen Strecke Emden-Berlin-Thorn deutsches Gebiet durchläuft, dennoch aber hier einen ziemlich bedeutenden Verkehr entgegennimmt. Nun aber hat die deutsche Postverwaltung schon seit langem eine eigne Verbindung von Berlin über Breslau nach Bukarest, und es war ein alter Wunsch von ihr, diese Linie durch ein Kabel Konstanza-Konstantinopel bis zur türkischen Hauptstadt auszudehnen. Während die rumänische Regierung dem Plan freundlich gegenüberstand, erhob man in Konstantinopel Schwierigkeiten, hauptsächlich auf Betreiben der Eastern Co., die sich bis 1934 das Landungsrecht auf türkischem Boden oder vielmehr das Vorzugsrecht für den Fall gesichert hat, daß zwischen zwei Punkten auf türkischem Boden eine Kabelverbindung hergestellt werden soll. Nach jahrelangen Bemühungen ist es endlich den deutschen Unterhändlern geglückt, diesen Widerstand zu brechen, und ganz vor kurzem hat die Regierung der 1899 in Berlin gegründeten Osteuropäischen Telegraphengesellschaft die Landung des deutschen Kabels in Konstantinopel erlaubt. Was das bedeutet, wird sich sofort zeigen: die neue Linie soll der Route der Bagdadbahn folgend bis nach Bassora am Persischen Meerbusen fortgesetzt werden, und hier würde sie in Fao auf die Kabel des Indo-European Telegr. Department der indischen Regierung treffen, die die Telegramme weiter nach Indien befördern wird. Damit ist eine nahezu völlig in deutschen Händen liegende, sehr leistungsfähige Linie nach Indien geschaffen worden, und so unangenehm der Eastern und der Indo-European Tel. Co., die bis dahin den indischen Verkehr bis auf einen ganz verschwindenden Bruchteil völlig unter sich teilten, auch die deutsche Konkurrenz sein mag, sie werden sich doch unzweifelhaft rechtzeitig zu einem Abkommen verstehn, das jedem der Interessenten den gebührenden Anteil am indischen Verkehr sichert.

Zieht man das Gesamtergebnis der letzten fünf Jahre in Betracht, so hat die Reichspostverwaltung allen Grund, sich zu ihren Erfolgen zu beglückwünschen. Trotz der ungemein schwierigen Stellung, die sie von vornherein dem Monopol der großen englischen Gesellschaften gegenüber hatte, ist es ihr durch Ausdauer und kluge Benutzung der Umstände gelungen, dem deutschen Handel drei neue, große Welttelegraphenlinien zu verschaffen. Zu der ganz deutschen Doppelverbindung nach den Vereinigten Staaten wird sich bald die neue Route nach Ostasien gesellen, die allerdings mit amerikanischer Hilfe den deutschen Telegrammen einen von den Engländern unabhängigen Weg verschafft, und endlich wird, da der Telegraphenbau natürlich dem Bahnbau vorauseilt, in absehbarer Zeit auch eine rein deutsche Verbindung bis zum Persischen Meerbusen hergestellt sein. Zugleich sind Fayal im Atlantischen, Yap im westlichen Stillen Ozean und die Nordwestecke des Persischen Golfs ganz vortreffliche Stützpunkte, von denen sich jetzt schon zur Not eigne Verbindungen nach unsern Kolonien legen ließen, wenn der Verkehr dorthin nicht viel zu schwach wäre, als daß er so gewaltige Ausgaben lohnte. Wie sich dereinst die weitere Ausbreitung des deutschen Kabelnetzes von diesen Stützpunkten aus vollziehn wird, darüber ist es am besten, Vermutungen zu unterdrücken,

Digitized by Google

wenn man zu den vorhandnen Schwierigkeiten nicht noch neue schaffen will; die bisher erlangten Erfolge erlauben uns, von der Zukunft ebenfalls Günstiges zu erhoffen.

Th. Lenschau

Nietzsche noch einmal

Voriges Jahr hat Frau Elisabeth Foerster-Nietzsche (bei C. G. Naumann in Leipzig) den zweiten (fortlaufend paginierten) Teil der Lebensbeschreibung ihres Bruders herausgegeben, deren erster Band schon 1896 erschienen ist. Der vorliegende bedeutend stärkere Band (S. 347 bis 944) enthält in Briefen, Bruchstücken von Entwürfen und Erläuterungen der Verfasserin wertvolle Ergänzungen des bisher Bekannten, die zwar das Bild von Nietzsche, das ich in dem zweiten und dem dritten Bande des Jahrgangs 1898 der Grenzboten entworfen habe, in keinem wesentlichen Zuge ändern, aber doch manche Züge deutlicher zu zeichnen in den Stand setzen. Frau Förster schildert ihren Bruder als einen Märtyrer, einen Helden, einen Heiligen, als den geistigsten aller Menschen, als einen Menschen von zartestem Wohlwollen, bezauberndster Liebenswürdigkeit und solcher Lauterkeit, daß er an den Personen, die ihm nahten, nicht allein den körperlichen, sondern auch den seelischen Schmutz mit seiner Nase wahrnahm. (Auch von katholischen Heiligen erzählen die Legenden, daß sie die Sündhaftigkeit der Menschen ihrer Umgebung gerochen hätten.) Das alles glaube ich der liebenden und begeisterten Prophetin Nietzsches aufs Wort, dagegen bleibe ich dabei, daß er der epochemachende große Mann nicht ist, als den sie ihn verehrt. Vielleicht war er die größte, umfangreichste, raffeste, produktivste und feinste Intelligenz, die das deutsche Volk seit Goethe gehabt hat. Am wenigsten wird man ihm die reizbarste und feinste Empfindung absprechen, und wenn man die Masse dessen betrachtet, was er in sechzehn Jahren bei häufigen und langandauernden körperlichen Leiden geschaffen hat, wird man auch an seinem starken Willen nicht zweifeln. Aber zum epochemachenden großen Manne gehört, daß das, was er schafft, auch wirkt, nicht bloß Geräusch macht. Die Jammerlappen, die ihm zugejubelt haben, weil sie in einigen seiner Phrasen die Aufforderung sahen, „sich auszuleben," hat er selbst auf das tiefste verachtet; die Wirksamkeit an dem mit der Universität Basel verbundnen Gymnasium wurde ihm durch seinen Gesundheitszustand unmöglich gemacht (was sehr schade war, da ihm sein pädagogisches Genie zusammen mit seiner gewinnenden und imponierenden Persönlichkeit glänzende Erfolge sicherte); am öffentlichen Leben nahm er nicht teil; durch poetische Schöpfungen hat er, der sich für einen Dichter hielt, nicht aufs Volk, auch nicht auf einen engen Kreis von Gebildeten gewirkt, und seine „Philosophie" ist unlehrbar. Frau Förster meint, diese Philosophie habe bei Lebzeiten ihres Bruders deswegen noch nicht gelehrt werden können, weil das damalige Geschlecht für seine erhabnen Ideen noch nicht reif gewesen sei. Aber in diesen Ideen ist nichts, was die Fassungskraft eines

Digitized by Google

durchschnittlichen Gebildeten des heutigen oder irgendeines frühern Geschlechts kultivierter Menschen überstiege; Kants und Hegels Bücher sind viel schwieriger zu verstehn. Bei Nietzsche versteht man (ausgenommen im Zarathustra, der viel sinnlosen Klingklang enthält) jeden einzelnen Satz, aber die Gesamtheit dieser Sätze kann nicht als Lehre vorgetragen werden, weil manche von ihnen offenbar unwahr sind, andre einander widersprechen. Zu den offenbar unwahren gehört: „Der Mensch findet zuletzt in den Dingen nichts wieder, als was er selbst in sie hineingesteckt hat — das Wiederfinden heißt sich Wissenschaft, das Hineinstecken — Kunst, Religion, Liebe, Stolz.“ Die Naturwissenschaften bauen sich aus Erfahrungen auf, die der Erfahrende keineswegs vorher in die Dinge hineingesteckt hat, sondern die als etwas ganz neues, zum Beispiel als Känguruh, als Erdteil Amerika, als Element Radium in ihn hineinkommen. Von den vielen Widersprüchen mag nur einer angeführt werden. „Daraus, daß etwas regelmäßig erfolgt und berechenbar erfolgt, ergibt sich nicht, daß es notwendig erfolgt. Daß ein Quantum Kraft sich in jedem bestimmten Falle auf eine einzige Art und Weise bestimmt und benimmt, macht es nicht zum unfreien Willen. Die mechanische Notwendigkeit ist kein Tatbestand; wir erst haben sie in das Geschehen hinein interpretiert.“ Und das schreibt er in derselben Periode seiner Entwicklung nieder, wo er dem Glauben an die ewige Wiederkunft huldigte! Dieser sagt doch, daß nach einer bestimmten Zahl von Umgruppierungen dieselbe Gruppierung der Weltelemente wiederkehren müsse, und das ist nur möglich, wenn alle diese Elemente, die geistigen eingeschlossen, in allen ihren Bewegungen die durch ein unverbrüchliches Gesetz vorgeschriebne Richtung und Geschwindigkeit innehalten, das heißt also einer unausweichbaren Notwendigkeit unterliegen. Die Philosophie ist ein Labyrinth von Widersprüchen; das darf, das muß ihr Lehrer den Schülern sagen, aber er muß ihnen einen Faden in die Hand geben, an dem sie sich aus dem Wirrsal herausfinden und zu einem befriedigenden Ziele gelangen. Der einzelne Philosoph darf sich auch selbst widersprechen, aber nur in Nebensachen und ohne es selbst zu merken; wenn er in Beziehung auf einen Grundsatz seines Lehrgebäudes ja und nein sagt, ist er nicht mehr ernst zu nehmen. Der Philosoph darf sich selbst auch in einem Hauptsatze widersprechen, aber nur in verschiednen Perioden seiner Entwicklung und so, daß er das, was er heute nicht mehr für wahr hält, ausdrücklich als einen Irrtum bezeichnet, dem er früher verfallen gewesen sei. Wäre es zur Einrichtung eines förmlichen Unterrichts in der Nietzschischen Philosophie gekommen, die Frau Förster wünschte, so würde sich die Unmöglichkeit des Unternehmens sehr bald herausgestellt haben; es wäre höchstens zu retten gewesen, wenn man aus dem Unterricht in Nietzsches Philosophie eine Geschichte der philosophischen Entwicklung Nietzsches gemacht hätte, ähnlich wie die liberale Theologie unsrer Zeit an die Stelle der Dogmatik die Dogmengeschichte gesetzt hat.

Übrigens geht aus vielen Äußerungen Nietzsches hervor, daß er gar keine Philosophie hatte und auch keine haben wollte. Das Philosophieren war für ihn nur Suchen nach der ihm zusagenden Lebensweise. Er hat alle Philosophien kritisch zersetzt und sich das Verdienst erworben, klar zu machen, daß

Digitized by Google

es für den Atheisten überhaupt keine Wahrheit gibt, auch keine wissenschaftliche; die „Zufallswelt" kennt keine Gesetzlichkeit (und ist darum freilich auch unvereinbar mit der ewigen Wiederkunft). Eine seinem individuellen Bedürfnis entsprechende Anschauung von Welt und Leben suchte er, sonst nichts, und er fand schließlich für diese Anschauung die beiden Formeln: ewige Wiederkunft und Wille zur Macht.

Größte Erhöhung des Kraftbewußtseins des Menschen, als dessen, der den Übermenschen schafft. Und wißt ihr auch, was mir „die Welt" ist? Soll ich sie euch in meinem Spiegel zeigen? Diese Welt: ein Ungeheuer von Kraft, ohne Anfang, ohne Ende, eine feste eherne Größe von Kraft, welche nicht größer, nicht kleiner wird, die sich nicht verbraucht, sondern nur verwandelt, als Ganzes unveränderlich groß, ein Haushalt ohne Ausgaben und Einbußen, aber ebenso ohne Zuwachs, ohne Einnahmen, vom Nichts umschlossen als von seiner Grenze, nichts Verschwimmendes, Verschwendetes, nichts Unendlich-Ausgedehntes, sondern als bestimmte Kraft einem bestimmten Raum eingelegt, und nicht einem Raum, der irgendwo leer wäre, vielmehr als Kraft überall, als Spiel von Kräften und Kraftwellen zugleich Eins und Vieles, hier sich häufend und dort sich mindernd, ein Meer in sich selber stürmender und flutender Kräfte, ewig sich wandelnd, ewig zurücklaufend, mit ungeheuern Jahren der Wiederkehr, mit einer Ebbe und Flut seiner Gestaltungen, aus den einfachsten in die vielfältigsten hinaustreibend, aus dem Stillsten, Starrsten, Kältesten hinaus in das Glühendste, Wildeste, Sich-selber-Widersprechendste, und dann wieder aus der Fülle heimkehrend zum Einfachen, aus dem Spiel der Widersprüche zurück bis zur Lust des Einklangs, sich selber bejahend noch in dieser Gleichheit seiner Bahnen und Jahre, sich selber segnend als das, was ewig wiederkommen muß, als ein Werden, das kein Sattwerden, keinen Überdruß, keine Müdigkeit kennt —: diese meine dionysische Welt des Ewig-sich-selber-Schaffens, des Ewig-sich-selber-Zerstörens, diese Geheimniswelt der doppelten Wollüste, dies mein „Jenseits von Gut und Böse," ohne Ziel, wenn nicht im Glück des Kreises ein Ziel liegt, ohne Willen, wenn nicht ein Ring zu sich selber guten Willen hat — wollt ihr einen Namen für diese Welt? Eine Lösung für alle ihre Rätsel? Ein Licht auch für euch, ihr Verborgensten, Stärksten, Unerschrockensten, Mitternächtlichsten? Diese Welt ist der Wille zur Macht — und nichts außerdem! Und auch ihr selber seid dieser Wille zur Macht und nichts außerdem!

Sehr schön, aber doch, bis auf die falsche Formel am Schluß, nichts neues, sondern nur der alte Pantheismus. Goethe hat dasselbe, allerdings ohne das Gesetz von der Konstanz der Energie anzuwenden und mit einem theistischen Einschlag, kürzer und schöner ausgedrückt: „In Lebensfluten, im Tatensturm usw." Daß sich der Erdgeist, wenn es einen gäbe, in solchem Auf- und Abwallen wohl fühlen könnte, vermögen wir uns gut vorzustellen; aber bei Nietzsche handelt es sich nicht um einen mythisch-allegorischen Geist, sondern um die bewußten Einzelwesen, in die sich der angenommene Weltwille gespalten hat, und insbesondre um das Einzelwesen Nietzsche, und von diesem erfahren wir auch aus dem vorliegenden Bande wiederum, wie unaussprechlich unglücklich er sich gefühlt hat. Nun protestiert er zwar ausdrücklich gegen die Zumutung, daß er nach Glück streben solle (manchmal erklärt er sich zur Abwechslung für glücklich); der Drang des Weltwesens ziele nicht auf Glück, sondern auf Macht ab. Aber das ist doch bloß Wortklauberei. Wer seinen Willen durchsetzt, der fühlt sich glücklich. Für solche, die nach Macht streben, ist also das Streben nach Macht zugleich ein Streben nach Glück, und in der ungeheuern Masse der Wesen, die gar nicht

Digitized by Google

daran denken können, nach Macht zu streben, der vierbeinigen wie der zweibeinigen „Herdentiere," ist zu ihrem Glück dieses Streben auch gar nicht vorhanden; sie suchen und finden ihr Glück in anderm, fallen demnach sozusagen aus Nietzsches Welt ganz heraus. Sein Unglück nun bestand eben darin, daß er vom Willen zur Macht zwar beseelt war, ihn aber nicht im mindesten verwirklichen konnte, weil das einzige Mittel versagte, das ihm hierfür zur Verfügung stand: das überzeugende Wort. Alle seine Freunde und Verehrer fühlten sich von seinen spätern Schriften abgestoßen und ließen ihn einsam, und diese Einsamkeit, dieser Mangel an Anerkennung und Sympathie fraß ihm das Herz. Noch dazu gehörte es zu den Widersprüchen seiner an Widersprüchen so reichen Natur, daß er die Einsamkeit, die ihn unglücklich machte, suchen mußte, weil ihm der Verkehr mit Menschen noch größeres Leid bereitete. Dieses darum, weil er alle Menschen außer sich selbst verachtete und unausstehlich fand. Von seiner eignen Würde, seinem eignen Wert, seiner eignen Vornehmheit war er in dem Maße erfüllt, daß ihm alle andern Menschen gemein schienen, und wenn er trotzdem bald diesem bald jenem seine Verehrung anträgt, so geschieht das offenbar nur deswegen, weil er Anerkennung nicht entbehren und sie doch auf keine andre Weise zu erringen hoffen kann, als indem er selbst Andern Anerkennung zollt. Viel zerbricht er sich den Kopf darüber, was alles zur Vornehmheit gehöre (unter all dem, was er aufzählt, findet sich Gutes und auch weniger Gutes), und es macht seine Herzensgüte einigermaßen verdächtig, daß er ihre „herablassende" Erweisung für eine Pflicht hält, die der Vornehme dem Geringern gegenüber zu erfüllen habe. Er kann nur „im größten Stile leben; ohne eine Ziel, das er nicht für unaussprechlich wichtig hielte," vermöchte er nicht oben im Lichte zu bleiben. Er ist von seiner säkularen Bedeutung überzeugt; hat sich für Bismarck begeistern wollen, das ist ihm aber nicht gelungen, weil er eifersüchtig auf ihn ist. Auf den Wunsch seiner Schwester, er möchte zum ständigen Heim München oder Leipzig wählen, kann er nicht eingehn, denn, schreibt er ihr, „ich muß zu viel von meinem Stolze zusetzen, um in solchen Kreisen leben zu können; und zuletzt, wenn ich mich noch so sehr erniedrige, so erreiche ich damit nicht den heitern getrosten Mut und das Selbstvertrauen, welches mir zur Fortsetzung meines Lebenswegs nötig ist und immer noch eher in Sils und in Nizza wächst als in den genannten Orten." In seinen letzten gesunden Jahren empfindet er jeden Brief, der ihn erreicht, als einen Cynismus. „Es liegt mehr Cynismus im Wohlwollen gegen mich, als in irgendwelchem Haß. Ich sage es jedem meiner Freunde ins Gesicht, daß er es nie der Mühe für wert genug hielt, irgendeine meiner Schriften zu *studieren*."

Man versteht nun, wie es kommt, daß in der einzigen nichtlyrischen seiner Dichtungen nur der eine Zarathustra, worin er sich selber darstellt, zwar keine verständliche oder sympathische, aber wenigstens eine würdige Gestalt ist, während alle übrigen Figuren, Typen verschiedner Volksschichten und Bildungsstufen, widerliche Fratzen sind. Kann man bei einem Dichter, der das fertig bringt, echtes Wohlwollen, Menschenliebe voraussetzen? Man denke an unsre guten Novellisten, man denke an Goethe! Besonders an seine Prosawerke, in denen weit weniger an absichtliche Idealisierung der lebenden Modelle zu denken ist

Digitized by Google

als in den Dramen. Von Hauptmanns Fuhrmann Henschel haben die Grenzboten sehr gut gesagt, es komme darin keine einzige Person vor, mit der man im Leben länger zu tun haben möchte, als Geschäfte oder Pflichten es erheischten. In den Wahlverwandtschaften, in Wilhelm Meister, in Wahrheit und Dichtung, in der Italienischen Reise begegnen wir — mit Ausnahme der kupplerischen Barbara vielleicht — keiner einzigen Person, der wir nicht auch im Leben gern begegnen möchten, wenn wir auch nicht alle zu längerm vertrautem Umgang wählen würden. Im Gespräch wie auch in seinen Sprüchen hat Goethe oft genug darüber geklagt, daß ihm Unverstand und Bosheit der Menschen mancherlei Verdruß und Leid bereitet hätten, und viele seiner Aussprüche lauten geradezu pessimistisch. Aber wo er Menschen darzustellen hat, da läßt er pessimistische Stimmung nicht mitsprechen; er schildert sie liebenswürdig, um nicht Haß und Verachtung, sondern Liebe zum Menschenwesen und Ehrfurcht vor ihm in die Herzen zu pflanzen. Und er braucht sich dabei keinen Zwang anzutun; man sieht deutlich: wie er sie malt, so sind sie ihm erschienen, sie haben ihm Freude gemacht.

Nietzsche schilt die Christen, daß sie das Leben verleumdeten. Aber die Christen preisen Gott in der Herrlichkeit seiner Schöpfung und in der Schönheit und Würde des erlösten Menschen und freuen sich mit dem Psalmisten auch über das Treiben der Tierlein; was läßt dagegen Nietzsche vom Leben Wertvolles und Erquickendes übrig? Daß er ein Auge für Naturschönheit und für die Schönheit der Werke der bildenden Künste gehabt habe, ist nirgends zu bemerken, nur die Musik bereitete ihm Genuß (und zwar die mozartische und die italienische; die wagnerische hat er niemals leiden können, sodaß seine anfängliche Schwärmerei für den Meister von Bayreuth noch viel sonderbarer erscheint als seine spätere Wut gegen ihn). Die „Vielzuvielen," d. h. so ziemlich alle seine Zeitgenossen, waren ihm ein Greuel, und auch seine Freunde und Jünger stieß er teils von sich ab, teils fand er sie unerträglich. Zu den wenigen, deren Umgang ihm in den letzten Jahren hie und da noch Freude machte, gehörte der junge Doktor Heinrich von Stein, der noch vor Nietzsches Gehirnlähmung gestorben ist. Von ihm sagte er einmal zu seiner Schwester: „Weißt du, eigentlich kann ich nur mit solchen moralische Probleme besprechen; bei den andern lese ich so leicht in den Mienen, daß sie mich vollständig mißverstehn und nur das Tier in ihnen sich freut, eine Fessel abwerfen zu dürfen." (Das Tier in ihnen entspricht gar nicht seiner „Philosophie," wonach der Mensch ein Tier ist und nichts weiter. „Es gibt weder Geist, noch Vernunft, noch Denken, noch Bewußtsein, noch Seele, noch Willen, noch Wahrheit: alles Fiktionen, die unbrauchbar sind. Es handelt sich nicht um Subjekt und Objekt, sondern um eine bestimmte Tierart.") Aber kurze Zeit darauf schrieb er an Stein: „Mein werter Freund, Sie wissen nicht, wer ich bin, noch was ich will." Seine leidenschaftliche Lebensbejahung stand also im Widerspruch zu dem, was ihm das Leben bot, und man versteht ganz gut, daß er die Formel „Wille zum Leben" ablehnen mußte. Die Formel „Wille zur Macht" war ein verzweifelter Versuch, der Lebensverneinung zu entgehn, zu der ihn seine Ansicht vom Leben zu zwingen schien. War das Leben an sich nichts wert, so konnte doch die Herr-

Digitized by Google

schaft über Lebende noch Reiz haben. Nietzsche war ein Mensch, der unendlich viel wußte, nur das eine nicht, was für jeden das nötigste ist: er wußte nicht, was er wollte. Er war ein Mensch, der noch weit mehr dachte, als er wußte, nur eben den einen Gedanken hartnäckig zurückwies, der allein das Gedankenchaos zu einem Kosmos zu verknüpfen und den chaotischen Bestrebungen ein Ziel zu setzen vermag: den Gedanken „Gott." Niemand bedarf dieses Gedankens mehr als ein fein organisierter, allem Sinnengenuß abholder Mensch, der die Unvernunft und das Häßliche in der Welt lebhafter empfinden muß als die stumpfsinnige Masse. Das Häßliche wird erträglich, wenn wir das daneben vorkommende vergängliche Schöne als ein Gleichnis der jenseitigen unvergänglichen Schöne auffassen und als eine Verheißung seiner dereinstigen Verwirklichung für uns. Und die vielfach herrschende Unvernunft verwirrt uns nicht, wenn wir die Spuren einer Vernunft entdecken, die unvernünftige Menschen zur Erreichung vernünftiger Zwecke benutzt. Der erfolgreiche Staatsmann oder Großunternehmer, der junge, reiche und gesunde Don Juan mag sich in Lebensfluten, im Tatensturm als der bewußt gewordne Erd- oder Weltgeist fühlen und sich als sein eigner Gott genügen, der empfindliche, vor jeder rauhen Berührung mit der groben Wirklichkeit zurückbebende Denker und Grübler, der sich einbildet, Wille zur Macht zu sein, und dem das einzige Mittel, Macht auszuüben, die Überredung, versagt, muß seine Selbstherrlichkeit und Gottheit als grausame Selbstverspottung empfinden. Das ganze Philosophieren Nietzsches, das heißt bei ihm sein ganzes Leben, war ein vergebliches Ringen nach der Überzeugung, daß ihm das Diesseits genüge, und daß er keines Jenseits bedürfe. So hat er der Religion den zweiten Dienst erwiesen, den Atheismus auch praktisch ad absurdum geführt zu haben. Er ist übrigens bei aller Unvernunft noch weit vernünftiger als die Mehrzahl der Atheisten. Er denkt nicht daran, für seine Lehre Propaganda zu machen (womit wieder sein Streben nach allgemeiner Anerkennung im Widerspruch steht). Er schreibt nur für die wenigen „höhern" Menschen, die der „Hypothese: Gott" nicht mehr bedürfen; der Masse, die dieser Hypothese bedarf, will er sie lassen, und er erkennt den Segen an, den die Religion und die Moral der Masse und dem ganzen Menschengeschlecht gebracht haben und noch bringen.

Über den Wahnsinn Nietzsches ist zwischen Frau Förster und Möbius ein Streit entbrannt. Der Nervenarzt wendet seine Theorie auch auf Nietzsche an und sucht in seinem Buche (Ausgewählte Werke von P. J. Möbius. Band V. Nietzsche. Mit einem Titelbilde. Leipzig, Johann Ambrosius Barth; zweite Auflage, 1904) erbliche Belastung, eine Infektion und die Spuren des Wahnsinns in seinen Werken nachzuweisen; das Krankhafte darin charakterisiert Möbius sehr gut. Frau Förster dagegen behauptet, ihr Bruder sei wie seine Eltern und Großeltern, die Zeiten der durch äußere Verletzungen verursachten Krankheiten abgerechnet, geistig und körperlich kerngesund gewesen; seinen Zusammenbruch Ende 1888 habe der übermäßige Gebrauch von Schlafmitteln verschuldet. Ich kann mich in den Streit nicht einmischen, denn einmal bin ich kein von allen Einzelheiten unterrichteter Nietzschegelehrter, und dann würden mir die Nervenärzte sagen: Du verstehst nichts von der Sache. Doch erlaube ich mir zu bekennen,

Digitized by Google

daß ich an meiner altmodischen Ansicht über Geisteskrankheiten festhalte. Selbstverständlich leugne ich nicht, daß jede Verletzung oder Erkrankung des Gehirns Störungen der Geistestätigkeit zur Folge haben müsse, aber ich glaube außerdem, daß der Geist auch durch geistige Ursachen, durch das Übermaß oder die Art seiner Tätigkeit, krank gemacht werden könne, natürlich nicht, ohne daß das Gehirn in Mitleidenschaft gezogen wird. Eine Selbstüberschätzung wie die Nietzsches erscheint mir schon als Wahnsinn, und wenn sich einer an der unlösbaren Aufgabe abarbeitet, ein Leben, von dem er alle Einzelheiten verabscheut, in seiner Totalität lebens- und begehrenswert zu finden, so muß ihn das wahnsinnig machen. Die Unfähigkeit, der ihn zerreißenden Widersprüche Herr zu werden, hat ihn auch zum Aphorismus genötigt. Er sucht diese Schreibweise vor sich selbst zu rechtfertigen: „Abhandlungen schreibe ich nicht, die sind für Esel und Zeitschriftenleser." Da nun aber das Publikum aus solchen Eseln und Zeitschriftenlesern besteht, hätte er zusammenhängend schreiben müssen, wenn er es überzeugen und dadurch seinen Willen zur Macht betätigen wollte. In Wirklichkeit hat ihn seine Zerfahrenheit schon sehr früh zu Veröffentlichungen in Bruchstücken verlockt. Als Fünfundzwanzigjähriger schrieb er einmal an seinen verehrten Lehrer Ritschl: „Um ein größeres Buch mit fortlaufender Entwicklung eines Grundgedankens fertig zu machen, fehlt es mir augenblicklich an allem. . . . Dagegen könnte ich, nicht ohne Wollust, einen hübschen Band vermischtester Dinge, ein rechtes »Leipziger Allerlei« zusammenstellen, teils literarhistorische Erkenntnisse, teils neue Ansichten und Aussichten, drittens ein tüchtiges Bündel von Konjekturen zu Äschylus, Sophokles, Lyrikern, Laertius usw." Darauf antwortete ihm Ritschl: „Zu Ihrem Gedanken an ein buntes Allerlei, mag es noch so anregende und meinetwegen geistreiche Bestandteile haben, sage ich, wenn es sich um eine erste Buchpublikation handelt, ein entschiednes Nein. Später haben Sie Freiheit, in diesem lockern kaleidoskopischen Genre zu machen, was und soviel Sie wollen. Aber das Recht dazu müssen Sie sich meo voto erst erkaufen durch etwas Zusammenhängendes, Einheitliches." (Friedrich Nietzsches gesammelte Briefe. Dritter Band, erste Hälfte. Berlin und Leipzig, Schuster und Loeffler, 1904. S. 76 und 81. Diesem Bändchen ist auch das oben über H. von Stein Mitgeteilte entnommen.) So ists! Aphorismen als ergänzenden Nachtrag herauszugeben hat nur der das Recht, der vorher in zusammenhängender Darstellung seine Meinung unmißverständlich klar gemacht hat, sodaß die Leser imstande sind, die Bruchstücke dort, wo sie hingehören, in den Gedankenbau des Autors einzufügen und dadurch etwaige scheinbare Widersprüche zu beseitigen. Nun hat sich ja Nietzsche nicht lange nach dieser Korrespondenz herbeigelassen, einige zusammenhängende Abhandlungen zu schreiben: die Geburt der Tragödie und die unzeitgemäßen Betrachtungen, und die sind denn auch das beste von allem, was er veröffentlicht hat, aber seinen kolossal umfangreichen Aphorismen über alle Gebiete der Philosophie hat er kein orientierendes Werk vorausgeschickt, weil er das bei der beschriebnen Geistesverfassung nicht konnte.

Es wird Aufgabe eines Andern sein, dieses Werk den Aphorismen Nietzsches nachzuschicken. Dieser andre wird das Unhaltbare auszuscheiden, die Widersprüche auszugleichen und durch den theistischen Grundgedanken die disjecta membra

Digitized by Google

zu einem lebensfähigen Organismus zu verbinden haben. Der vorliegende Band enthält wertvolles Material für ein solches Unternehmen. Er gibt z. B. befriedigende Auskunft über die blonde Bestie und über die heftige Polemik Nietzsches gegen die Mitleidsmoral. „Die Grobgearteten, die Vielzuvielen haben aus dem Bilde des Übermenschen eines Teufels Fratze gemacht. Man verwechselte die Schilderung des Autors von dem prähistorischen und prämoralischen Menschen, den er die blonde Bestie taufte, mit dem Idealbild des Übermenschen. Die blonde Bestie hat aber damit nicht das geringste zu tun, sondern Nietzsche gibt in ihr nur ein Beispiel ungebrochner Naturkraft aus längstvergangner Zeit, das, wie alles, was stark und kraftvoll ist, einen labenden Anblick gewährt, das aber niemals als ein zu erreichendes Ideal hingestellt worden ist. Die blonde Bestie ist das Bild des starken Menschen vor der Kultur und vor der Herrschaft unsrer gegenwärtigen Moral, der Übermensch dagegen ist die Spitze der höchsten Kultur." Gegen das Mitleid aber mußte er sich, besonders nach seinen Erlebnissen in den Feldlazaretten 1870, um seiner Selbsterhaltung willen wappnen, weil es ihn zu zermalmen drohte. Dann werden hier auch die Gedanken Nietzsches, von denen ich in der erwähnten längern Artikelreihe sagte, daß sie bleibenden Wert haben, und daß sie in der Hauptsache mit meinen eignen zusammentreffen, vielfach erläutert. Sehr schön wird S. 715 ff. der Widerspruch zwischen dem Christentum des Neuen Testaments und dem Kirchentum oder vielmehr den verschiednen Kirchentümern geschildert.

Sehr schön wird auch die Askese gepriesen, und es wird bedauert, daß der damit getriebne kirchliche Mißbrauch sie in Verruf gebracht habe (801). Die Beschreibung der Jünger, die er sich wünscht (799), könnte Bernhard von Clairvaux oder Franz von Assisi zum Verfasser haben. Die Unmöglichkeit einer für alle gleichmäßig geltenden Moral wird an vielen zerstreuten Stellen nachgewiesen und der Vorzug der angebornen und anerzognen, zum Instinkt gewordnen edeln Gesinnung vor der räsonierenden Tugend, dem Handeln aus bewußten Vernunftgründen hervorgehoben. Daß dabei immer von „Züchter" und „Züchtung" die Rede ist, billige ich allerdings nicht. Es ist wahr, was Frau Förster von ihrem Bruder rühmt, daß unsre Rassentheoretiker auf dessen Spuren wandeln, aber da der Nationalitätenrappel heute überall in der Luft liegt, konnten die Biologen in gar kein andres Gleis geraten, und durch ihre Übereinstimmung mit Nietzsche wird die Sache nicht schöner. Menschenzüchtung ist ein widerlicher Begriff, und wo immer man damit experimentiert hat, ist sie an Gottes Ordnung zuschanden geworden. Daß Vorsicht bei der Schließung des Ehebundes und gute Erziehung der Kinder heilige Pflichten sind, hat man ohne alle biologische Kenntnisse immer gewußt, und auch den Wert eines reinen Blutes und edler Abstammung nach Gebühr geschätzt. Den Übermenschen, den Nietzsche meint, züchten zu wollen, ist nicht nur ein widerwärtiger, sondern auch ein lächerlicher Gedanke. Wo ein Held, ein Heiliger, ein Weiser der Welt not tat, da hat ihn Gott gesandt, und so wird er den rechten Mann am rechten Orte und zur rechten Zeit auch in Zukunft senden. Was den Regierungen in bezug auf „Züchtung" obliegt, das ist: Zuständen vorbeugen, die Entartung zur Folge haben, und wo solche schon eingetreten ist, die Ursachen beseitigen; Zu-

Digitized by Google

stände z. B., wie die in den vortrefflichen und sehr nützlichen „Erinnerungen einer Lehrerin" in den Grenzboten geschilderten. Gegen die Bezeichnung Volksschule für Schulen gleich der, an der sie gewirkt hat, muß man allerdings protestieren. In den Volksschulen von Dörfern, kleinen und Mittelstädten, die ich kennen gelernt habe, gab es gar keine solchen Kinder, wie sie dort die Masse der Schüler und Schülerinnen ausmachen. Dieses Fabrikproletariat, Erzeugnis der modernen industriellen Entwicklung, verdient nicht den Namen Volk, und wenn sich unser ganzer jährlicher Bevölkerungszuwachs in diesen Sumpf ergießt, dann gibt es nach fünfzig Jahren kein deutsches Volk mehr, sondern bloß noch einen deutschen Pöbel mit einer dünnen Bildungsschicht darüber. Der gelegentliche Anblick von Vertretern dieses Pöbels mag in Nietzsche, dessen Grundstimmung Brandes aristokratischen Radikalismus genannt hat, den leidenschaftlichen Haß gegen jede Art von Demokratie erzeugt haben.

Aus der Betrachtung der Übelstände des heutigen Demokratismus und der Gefahren der sozialistischen Strömung ist ihm die Überzeugung von der Unhaltbarkeit des ganzen modernen Verfassungswesens erwachsen, die ich teile, und der ich in der Form Ausdruck verliehen habe: Man hat nur die Wahl, ob man zum Kommunismus fortschreiten oder zum Ständestaat zurückkehren will, natürlich zu einem den heutigen Verhältnissen entsprechend zu gestaltenden Ständestaat. Diese Wahrheit ist die wichtigste der von Nietzsche verkündigten Wahrheiten und zugleich die, um deren Verbreitung sich bisher noch kein Mensch bemüht hat. Und obwohl sich Nietzsche um volkswirtschaftliche Fragen gar nicht kümmerte, auch sicherlich von Nationalökonomie nicht das mindeste verstanden hat, ist doch seinem Scharfblick das Problem nicht verborgen geblieben, das der Sozialismus als lösbar und in der Theorie schon gelöst ansieht, und das uns tatsächlich auf den Leib rückt, seitdem die Erde so klein geworden ist, wie wir sie jetzt sehen, und alle Entfernungen aufgehoben worden sind, alle Scheidewände zu fallen drohen. „Es naht sich, unabweislich, zögernd, furchtbar wie das Schicksal, die große Aufgabe und Frage: wie soll die Erde als Ganzes verwaltet werden?" Außerdem ist die Einführung der Begriffe des Dionysischen und des Apollinischen in die Betrachtung von Kunst und Leben als eine dauernde Bereicherung unsers Kulturschatzes anzusehen. Zu den schönsten und treffendsten von Nietzsches Aphorismen gehört sein anerkennendes Urteil über den heutigen deutschen Volkscharakter in der „Götzendämmerung," das Frau Förster S. 887 zitiert.

Ein Messias, Bringer einer neuen, erlösenden Weisheit ist Nietzsche nicht; aber einige unabweisbare Aufgaben unsrer Zeit hat er klar erkannt und die Wege zu ihrer Lösung angedeutet, und wenn sich der Mann findet, der das oben als wünschenswert bezeichnete Buch schreibt, so wird das Wertvolle, das sich ungeordnet und zerstreut in dem Wust seiner Werke findet, dem zukünftigen Geschlechte gute Dienste leisten.

C. J.

Digitized by Google

Ein Besuch auf der Verbrecherinsel Sachalin

Im Norden von Japan, nur durch die schmale Straße La Pérouse von der nördlichsten der vier Hauptinseln dieses Reichs getrennt, liegt die Insel Sachalin, die bis zum Jahre 1875 zum Teil japanisch war, dann aber den Russen gegen Abtretung der Kurilen überlassen wurde. Dieses merkwürdige Eiland ist jedem wohl aus der Geographiestunde bekannt, die meisten Gebildeten wissen auch, daß die Russen schwere Verbrecher dorthin verbannen, aber im übrigen ist dieses Land wohl eine terra incognita für die meisten Menschen, die sich nicht gerade wissenschaftlich mit Ostasien beschäftigen müssen.

Neuerdings ist nun durch den russisch-japanischen Krieg die Aufmerksamkeit etwas mehr auf die weltentlegne Insel gerichtet worden. Erstens hat sich ja vor einiger Zeit bei dem Hafenplatz Korsakoffsk ein Seegefecht zwischen dem russischen Kreuzer „Novik“ und einigen japanischen Schiffen abgespielt, wobei der Russe auf den Strand gesetzt werden mußte, und ferner scheinen die Japaner, falls sie in dem blutigen Ringen schließlich als Sieger hervorgehn sollten, die Abtretung dieses Landes, das einst ihnen gehörte, zu einer der Friedensbedingungen machen zu wollen. Der Besitz der Insel würde sicher von großem Wert für sie sein, denn ihr Boden birgt gewiß noch viele Schätze an Kohlen und Erzen, und es sind im Norden sehr ausgedehnte Petroleumquellen, die die meisten Petroleumquellen der Erde an Güte des Öls übertreffen sollen. Den Russen fehlt der Unternehmungsgeist, diese Schätze trotz den Schwierigkeiten, die das kalte Klima bietet, zu heben und auszubeuten, und Fremden ist bisher die Konzession versagt worden. Die emsigen, strebsamen Japaner werden aber jedenfalls Mittel finden, die Hindernisse zu überwinden.

Ferner sind die Wälder reich an Pelztieren jeder Art, vom Bären bis zum Zobel, und der Fischfang an den Küsten und den Flüssen, woran sich schon bisher jährlich Tausende von Japanern beteiligten, macht allein den Besitz der Insel für das Reich des Mikado erstrebenswert.

Es gibt heutzutage nicht sehr viele Länder, die nicht infolge der bequemen und schnellen Reiseverbindungen schon in den Bereich der „Globetrotter“ einbezogen und in mehr oder minder wertvollen und wahrheitsgetreuen Reiseschilderungen beschrieben worden wären. Um so reizvoller ist es, wenn einem zufällig Gelegenheit geboten wird, ein Land kennen zu lernen, das noch so wenig bereist und beschrieben worden ist wie Sachalin, wohin sich ein Reisender nur zum Zwecke des Vergnügens nicht so leicht verirrt.

Mir wurde nach mehrjährigem Aufenthalt in Ostasien durch die freundliche Vermittlung eines in Hakodate, dem am Südende der Insel Jezzo oder Hokkaido liegenden japanischen Hafenplatze, ansässigen Herrn im April 1903

Digitized by Google

dieses seltne Vergnügen zuteil. Der Herr, der Besitzer vieler an den Küsten Sachalins angelegter Fischstationen ist und sich alljährlich, wenn im Frühjahr die Zeit des Heringsfangs herannaht, dorthin begibt, hatte mich und zwei meiner Freunde aufgefordert, ihn zu begleiten, damit wir dieses interessante Schauspiel einmal mit ansehen und zugleich einen Einblick in die Verhältnisse der Verbrecherkolonie bekommen könnten.

Am Nachmittag des 17. Aprils 1903 lichtete der japanische Dampfer „Gaisen Maru," die ehemalige „Lübeck" des Norddeutschen Lloyd, in Otaru, dem Hafenplatz an der Westküste von Jezzo, die Anker und führte uns dem interessanten Lande zu. Es war die erste der nur etwa aller drei Monate stattfindenden Postdampferverbindungen in dem Jahre. Im Winter wird die Post nach der Insel überhaupt nur einmal oder höchstens zweimal auf Hundeschlitten vom Festlande, dort wo die Meerenge am schmalsten ist, hinübergeschafft und dann auf dieselbe Weise weiter über Land befördert, denn ringsum ist Sachalin dann von einem Eispanzer umschlossen.

Bekannt und von den Seeleuten sehr gefürchtet sind die dicken Nebelbänke, die fast immer und zu jeder Jahreszeit bei der Insel lagern. Ein gütiges Schicksal ließ uns aber nicht die Bekanntschaft dieses Feindes der Schiffahrt machen, und als wir gegen Mittag des folgenden Tages in der Aniwabai vor der Stadt Korsakoffsk vor Anker gingen, herrschte ein herrliches klares Sonnenwetter, das sich auch während der ganzen Zeit unsrer Reise ebenso hielt und eigentlich gar nicht den richtigen Rahmen für all das Traurige und Schreckliche abgab, das sich unsern Augen bald bieten sollte.

Irgendwelche Hafenbauten haben die Russen bei Korsakoffsk nicht angelegt. Nur ein hölzerner Landungssteg führt etwa hundert Meter weit in das Meer hinaus, dient jedoch nur kleinen Booten als Anlegeplatz, da die Bucht noch weit hinaus sehr flach ist. Diese ist bei Südwinden völlig ungeschützt, sodaß es bei etwas starker Brise unmöglich ist, von dem weit draußen liegenden Dampfer oder an dessen Bord zu gelangen.

Schon mehrere Stunden hatten wir auf der Reede gelegen, als wir endlich eine kleine Dampfbarkasse vom Lande abfahren und auf uns zusteuern sahen. Sie brachte Polizeibeamte zur Prüfung der Pässe und den Quarantänearzt. Diese Herren sahen alle in ihren Uniformen für zivilisierte Begriffe etwas „verwildert" aus, doch ist das vielleicht kein Wunder, denn an diesem weltentlegnen Platz ist an einen Ersatz der Garderobe wohl nicht zu denken. In der Bemannung dieser Barkasse, die uns später auch mit an Land nahm, lernten wir die ersten Vertreter der Verbannten kennen, lauter große, stämmige, echt russische Gestalten.

Das erste, was jedem nach Sachalin Reisenden an das Herz gelegt wird, ist, am Tage möglichst nicht allein und nicht ohne Schußwaffe und des Nachts überhaupt nicht auszugehn. Daß die Warnung wohl ihre Berechtigung hat, wird jedem schon beim Betreten des Landungsstegs in Korsakoffsk klar, denn die Gestalten, die den Ankömmling dort neugierig und forschend mustern, sehen alles andre mehr als vertrauenerweckend aus. Alles, was es an Haß, Groll, Gleichgiltigkeit, Verzweiflung und Stumpfsinn in der menschlichen Seele geben

Digitized by Google

kann, sieht man auf den Gesichtern dieser mit Gott und der Welt zerfallnen Menschen ausgedrückt. Meist sind es große kräftige Gestalten, in schmutzige Schafspelze oder dicke Joppen gehüllt, mit hohen Stiefeln und auf dem Kopfe die typische russische Schirmmütze oder eine Pelzmütze.

Unser Freund aus Hakodate, der schon einige Tage früher auf einem seiner für die Fischerei gecharterten Dampfer eingetroffen war, wohnte im Hause seines Agenten, des einzigen dort lebenden europäischen Kaufmanns. Dieser, ein Russe, lebt schon seit vielen Jahren in Korsakoffsk, und seine tapfere Gattin hilft ihm dieses wenig beneidenswerte Leben dort zu ertragen. Mut gehört wahrlich dazu, denn mit Ausnahme der uniformierten Beamten, Offiziere, Soldaten und einiger japanischer Kaufleute und Fischer ist jeder Mensch in Korsakoffsk ein Verbrecher schlimmster Art oder doch wenigstens ehemals ein solcher gewesen. Die Dienstboten rekrutieren sich aus Verbrechern, die aus dem Gefängnis entlassen worden sind, ja sogar die Kinder der Familie, deren Gastfreundschaft wir genossen, werden in Ermanglung von Wärterinnen von so einem Verbannten gewartet! Und dieser Mann schien wirklich mit Liebe an den Kindern zu hängen, wie diese ihm wiederum ihr ganzes kindliches Vertrauen entgegenbrachten.

Politische Verbrecher werden übrigens nicht nach Sachalin verbannt. Diese bleiben in den Bergwerken des festländischen Sibiriens. Was hierher nach Sachalin geschickt wird, das ist der Abschaum der Menschheit, Individuen, die in andern Staaten zum Tode oder zu lebenslänglichem Zuchthause verurteilt würden. Die Todesstrafe wird in Rußland nur in ganz besondern Fällen, bei politischen Morden, angewandt. Seit einigen Jahren sollen offiziell keine Verbrechertransporte mehr nach Sachalin kommen, doch versicherte man mir, daß trotzdem auch jetzt noch jährlich ein- oder zweimal Schiffe solche Unglücklichen dorthin bringen.

Im allgemeinen haben es diese Leute hier besser als Verbrecher derselben Kategorie in andern Ländern. Zunächst allerdings kommen sie in das Gefängnis, sitzen dort in schweren Ketten und müssen hart arbeiten. Auch werden ihnen diese Ketten nicht abgenommen, wenn sie im Freien beim Straßenbau usw. verwandt werden. Unheimlich ist dann das Gerassel, das die Ketten bei jeder Bewegung verursachen. Haben die Sträflinge aber eine vorgeschriebne Zeit abgesessen und sich gut geführt, so werden sie entlassen, dürfen jedoch die Insel oder vielmehr einen bestimmten Bezirk nicht verlassen. Sie können sich dann einen Erwerb suchen oder können auch ein Stück Land zur Ansiedlung überwiesen bekommen, erhalten hierfür sogar von der Regierung ein kleines Darlehen, das nach einer gewissen Zeit zurückbezahlt werden muß. Vielen jedoch ist hiermit wenig gedient, denn nun heißt es, sich selbst ernähren und arbeiten, während bisher der Staat für die Beköstigung sorgte. Das ist für viele der Anlaß zu neuen Raub- und Mordtaten, die sie dann nur begehn, um wieder ein Unterkommen zu finden. Zur Flucht bietet sich bei dem geringen Schiffsverkehr nach und von der Insel wohl selten eine Gelegenheit. Und doch sind auch solche Versuche schon wiederholt geglückt. So erzählte unser Freund, daß er vor einigen Jahren, als er über Amerika nach Europa gereist sei, auf dem

Digitized by Google

Jahrmarkt in einer kleinen Stadt der Vereinigten Staaten in einer Schaubude drei Convicts from Sachalin gefunden habe. Er kannte diese zufällig aus Korsakoffsk, und auch sie erkannten ihn und erzählten ihm nun, wie sie auf einem kleinen Boot aufs Geratewohl in den Großen Ozean hinausgefahren wären und dann nach vielen Tagen und Nächten, als sie schon dem Verhungern und Verdursten nahe waren, von einem Dampfer aufgenommen und nach San Francisco gebracht worden seien. Nun ließen sie sich unter Veröffentlichung ihrer ganzen Lebensgeschichte in Amerika für Geld sehen! Das Schicksal hat sie allerdings später doch ereilt, denn sie haben ihre alte Leidenschaft zum Rauben und zum Morden nicht aufgeben können und sollen alle drei später in Amerika zur Todesstrafe verurteilt worden sein.

Die Sträflinge, die sich angesiedelt und es nach jahrelanger, mühseliger Arbeit verstanden haben, sich einigen Wohlstand zu schaffen, erwartet leider oft das traurige Schicksal, von ihren Leidensbrüdern, die es vorzogen, durch Raub und Mord ihren Unterhalt zu erwerben, umgebracht zu werden. Und auch damit hat es oft nicht sein Bewenden, denn wiederholt ist es — unglaublich aber wahr — vorgekommen, daß diese Unmenschen ihre Opfer nicht nur getötet, sondern sie auch — gefressen haben! Nach tagelangem Umherirren ohne Nahrung in den unergründlichen Wäldern hat sie der Hunger dann schließlich zu so entsetzlichen Taten verleitet. Man zeigte mir mehrere Photographien solcher Bestien in Menschengestalt, und einer davon wurde uns auch in Person vorgeführt. Er hatte die dafür erhaltne neue Kerkerstrafe verbüßt und bewegte sich nun wieder frei unter der übrigen Bevölkerung! Merkwürdigerweise ist den Sträflingen nicht einmal das Tragen von Waffen verboten. Häufig genug sieht man sie mit Jagdgewehren umherstreifen, womit sie sich ihre Nahrung im Walde selbst erbeuten.

Auch Frauen werden nach Sachalin verbannt. Sie sollen aber nicht in die Gefängnisse kommen und werden einfach an die Ansiedler „verteilt." Man hofft auf diese Weise allmählich einen Stamm für eine ansässige Bevölkerung zu schaffen.

Doch zurück nach Korsakoffsk! Die Straßen des Städtchens führen berg-auf und bergab, die Bürgersteige, soweit solche vorhanden sind, bestehn wie in allen sibirischen Städten aus aneinander genagelten Holzplanken. Die Häuser sind bis auf wenige Regierungsgebäude hölzerne Blockhäuser, aus den von der Rinde entblößten Fichtenstämmen der nahen Wälder erbaut. Auf einem kleinen Hügel mitten im Ort liegt die Kirche mit dem typischen grünen Dach, den zwiebelförmigen kleinen Kuppeln und den doppelten goldnen Kreuzen. Ein Hotel oder so etwas gibt es natürlich nicht, und dieser Umstand hätte uns bald in eine unangenehme Verlegenheit gebracht, da im Hause unsers russischen Freundes kein Platz mehr für uns war. Gegen Abend des ersten Tages blies der Südwind so stark in die Bucht, daß es bei dem dadurch verursachten hohen Seegang ganz unmöglich war, an Bord unsers Schiffes zu gelangen. Nach langem Suchen wurde an der Landungsbrücke ein kleines Häuschen gefunden, dessen Besitzer verreist war. Sein treuer Diener ließ sich durch einen inhaltreichen Händedruck erweichen, uns für die Nacht Obdach in

Digitized by Google

dem verlassenen Hause zu gewähren. Wir hatten es dann auch nicht zu bereuen, an Land geblieben zu sein, denn in dieser Nacht bot sich uns ein ganz sonderbares Schauspiel dar. Es war die Nacht vor dem russischen Ostersonntag, wo jeder gute Russe zur Kirche geht. So wanderten auch wir um Mitternacht nach dem kleinen Kirchlein hinauf oder fuhren vielmehr in der Troika unsers russischen Freundes durch die stockdunkle Nacht — Straßenbeleuchtung gibt es nicht — dorthin. Welcher sonderbare Anblick bot sich hier unsern Augen! Alle diese Verbrecher, die Ausgestoßnen der menschlichen Gesellschaft, hier sammelten sie sich in der Osternacht im Gotteshause, sangen mit andächtigen Mienen ihre Kirchenlieder und bekreuzten sich! Wir standen mitten unter ihnen und wurden nicht im geringsten von ihnen belästigt. Nur unsre Geruchsnerven wurden in dem engen Kirchlein auf eine harte Probe gestellt, sodaß wir vorzogen, bald wieder in die schöne, sternenklare Winternacht hinauszutreten. Diese Leute, die nicht vor Raub und Mord zurückschreckten, standen doch so unter dem Banne der ihnen von Kind auf eingeflößten Ehrfurcht vor der in ihren Augen alleinseligmachenden Kirche und der Macht der Popen, daß es sie drängte, in der Osternacht dem Allerhöchsten ihren Tribut zu zollen. Kopf an Kopf gedrängt standen sie in dem Gotteshause und noch weit davor auf dem freien Platze. Dann bekamen sie brennende Kerzen in die Hände, und in feierlichem Zuge bewegten sich diese seltsamen Gestalten um die Kirche. Dabei wurde ein kleines, an einem Gerüst hängendes Glöckchen die ganze Nacht hindurch von Andächtigen geläutet, und dieses Läuten wurde auch den ganzen Sonntag über fortgesetzt.

In dieser Nacht hatte es später geschneit, und als am Ostermorgen die helle Sonne ihre Strahlen über die glänzende Schneelandschaft ergoß, über der sich ein tiefblauer Himmel wölbte, da wollte es einem gar nicht in den Sinn, daß dieser Ort, der da vor uns lag, so viel Unglück und Elend bergen konnte. Und doch wie bald wurde uns dieses in der krassesten Weise vor Augen geführt! Kaum waren wir in das Freie getreten, so bot sich uns ein ekelerregender Anblick dar. Viele dieser Banditen, die so wie so schon wenig vertrauenerweckend aussahen, waren zur Feier des Tags sinnlos betrunken. Der Verkauf von Alkohol ist zwar offiziell verboten, aber an solchem Festtage wird doch wohl eine eigens für diesen Zweck versteckt gehaltne Wodkaquelle erschlossen, und die Wirkung ist dann fürchterlich. In Trupps zogen die Leute singend und johlend einher, oft von den jämmerlichen Tönen einer Ziehharmonika begleitet. Auch an tragikomischen Szenen fehlte es nicht. Bekanntlich ist es unter Russen Sitte, sich am Ostersonntage unter der Begrüßung „Christ ist erstanden“ zu umarmen und zu küssen. So sahen wir mehrmals, wie zwei Leute dieser für uns Deutsche wenig reizvollen Sitte nachkommen wollten, dabei aber, da sie beide nicht mehr recht das Gleichgewicht halten konnten, in friedlicher Umarmung in den durch den inzwischen geschmolznen Schnee schier unergründlichen Straßenschmutz rollten und hier gemütlich liegen blieben.

Am Nachmittage dieses Tages ging unser Dampfer wieder in See, und wir bedauerten nicht, auf diese Weise den übeln Szenen am Lande entflichn

Digitized by Google

zu können. Das Schiff sollte nun an der östlichen der beiden Halbinseln, in die Sachalin nach Süden zu ausläuft, entlang fahren, um hier an den verschiednen Fangstationen japanische Fischer und allerhand Geräte zum Heringsfang und zur Bearbeitung der Fische abzugeben.

Die bevorstehende Ankunft des Heringszugs war in Korsakoffsk das Hauptgesprächsthema. Wann würden die Fische in diesem Jahre erscheinen, und würde die Ernte wohl groß werden? Das waren die Fragen, die unsre dortigen Freunde hauptsächlich interessierten, denn davon hing der Erfolg ihres Geschäfts ab. Die Heringe erscheinen in jedem Jahre ziemlich zu derselben Zeit, und zwar kommt das ganze Heer dann plötzlich eines schönen Tags von Süden herangeschwommen. Wir werden später noch mehr davon hören.

Einstweilen also fuhren wir zwei Tage und zwei Nächte an der Küste entlang und gingen bei fünf Stationen vor Anker, wobei die Geräte und die Mannschaften gelandet wurden. Die Zeit, während der die Ausschiffung und das Löschen bewerkstelligt wurden, benutzten wir, ans Land zu rudern, die Fischstationen und ihre Einrichtungen anzusehen und auf die in unzähligen Massen an der Küste nistenden Wasservögel Jagd zu machen. Hunderte und Tausende von wilden Gänsen, Enten, Schwänen, Kormoranen usw. hielten sich hier auf und bevölkerten das Meer, die Küsten und die Luft. Meist hielten sie sich aber in respektvoller Entfernung. Sie schienen ihren ärgsten Feind, den Menschen, schon zu kennen. Vom Bord des Schiffs aus hatten wir oft Gelegenheit, dem lustigen Spiel der Seehunde und der Seelöwen zuzusehen, die sich manchmal in großen Scharen im Meere tummelten.

An der Küste entlang ziehn sich mäßig hohe, zum Teil steile Berge, die alle mit dichtem Urwald bewachsen sind. Das tiefdunkle Grün der Nadelhölzer ist hier vorherrschend. So manchen Baumriesen hat der Sturm oder der Zahn der Zeit gefällt, sodaß an vielen Stellen der Wald wegen der übereinander gefallnen, hoch aufgetürmten Baumstämme undurchdringlich ist. Der Boden und die Stämme sind überall vom dichtesten, üppigsten Moos überzogen, wie ich es weicher und voller noch nirgends je zuvor gesehen hatte.

An dem steinigen Strande fanden wir viele angeschwemmte riesige Walfischknochen und allerhand interessante Muscheln sowie auch einige schöne Petrefakten, für die die Küsten Sachalins berühmt sind.

Die Fischstationen sind fast alle in derselben Weise angelegt und bestehn aus mehreren hölzernen Hütten und Schuppen, die als Wohnungen für die Fischer und zum Präparieren der Heringe dienen. Jede Station steht unter einem Aufseher, meist einem Russen, der natürlich auch immer ein entlassener Sträfling ist. Die Fischer waren an den von uns besuchten Stationen ausnahmlos Japaner. Unser Freund schickt alljährlich gegen fünftausend japanische Fischer auf seine verschiednen Fangstationen. Im heurigen und im verflossenen Jahre wird das nun jedenfalls nicht möglich gewesen sein, denn die Japaner dürfen natürlich jetzt nicht nach Sachalin.

Als wir am Morgen des 21. Aprils wieder in Korsakoffsk ankamen, herrschte hier große Aufregung. Die Heringe waren angekommen. Das war ein großes Ereignis für die ganze Bevölkerung. In der Tat bot das Meer

Digitized by Google

einen höchst eigentümlichen Anblick. Bis weit hinaus war das Wasser weißlich gefärbt von den Absonderungen der Fische, die hierher kommen, um zu laichen. Zu Millionen drängten sie dem Ufer zu, die hintern immer die vordern weiterschiebend, sodaß bald der ganze Strand mit lebenden und toten Heringen bedeckt war. Die ganze Bevölkerung, Soldaten und Sträflinge, zog an den Strand, sammelte dort einfach mit den Händen die zappelnden Fische und warf sie in bereitgehaltne Karren und Wagen. Nach Herzenslust konnte sich nun jeder Vorräte für eine lange Zeit sammeln.

Die japanischen Fischer aber arbeiteten weit draußen mit ihren Netzen und beförderten ungeheure Massen von Heringen an die Oberfläche.

Wir fuhren mit unserm Freunde in einer Troika trotz dem entsetzlich holprigen Wege in sausendem Galopp am Strande entlang zu der nächsten Fangstation. Hier wurden wir zunächst mit der wenig erfreulichen Nachricht empfangen, daß kurz vorher, als es noch dunkel war, der russische Aufseher ermordet worden wäre. Man zeigte uns noch die frischen Blutspuren an der Stelle, wo ihn die Banditen meuchlings überfallen und totgeschlagen hatten. So erhielten wir selbst bei unserm kurzen Aufenthalt auf der Verbrecherinsel einen Beweis dafür, daß die Erzählungen von den häufigen Morden — vier bis fünf im Monat soll der Durchschnitt sein — und Raubanfällen keine Fabeln waren.

In einem gebrechlichen alten Kahn fuhren wir dann hinaus zu den Fischern, die das Hochziehn der Netze mit lautem, eintönigem Gesang begleiteten, wobei ein „Solosänger" immer eine Strophe vorsang, die dann vom Chor wiederholt wurde.

Es wird den Leser vielleicht interessieren, über die Art dieses Fischfangs etwas näheres zu erfahren. Ich will deshalb versuchen, einige Aufklärung darüber zu geben. In einem Abstande etwa von fünfzig bis sechzig Metern sind zwei große Leichter verankert, die an dem dem Meere zugewandten Ende durch ein Netz verbunden sind. Auch zwischen den andern Enden ist ein Netz befestigt, doch ist dieses an einer Stelle durch eine Art Tür unterbrochen, die durch Ziehen an einem Stricke von einem Boote aus geschlossen werden kann. Senkrecht auf diese Tür stoßend ist ein Netz verankert, dessen andres Ende bis in die Nähe der Küste geführt ist. Die Fische drängen nun vom Meere aus dem Ufer zu, versuchen dann, wenn es nicht weiter vorwärts geht, sich gegenseitig treibend und stoßend rückwärts wieder in tieferes Wasser zu gelangen und drängen sich dabei durch die noch offne Pforte. Sobald die Fischer sehen, daß genügend Heringe in dem durch die Netze eingezäunten Raum sind, wird die Tür geschlossen, und nun wird das eine Boot durch seine Mannschaft allmählich an das andre herangezogen, indem die schweren Netze nach und nach aus dem Wasser gehoben werden. Diese Arbeit begleiten die Japaner mit dem erwähnten Gesang. Unter dem noch verankerten Leichter liegt nun ein tiefes Netz, und in dieses wird die ganze Beute hineingeschüttet. Ist auch dieses Netz, nachdem sich solche Fischzüge mehrmals wiederholt haben, gefüllt, dann wird es aufgewunden und an den Landungssteg gebracht. Dort werden die Heringe mit Schippen aufs Trockne geworfen, in kleine, auf

Digitized by Google

Schienen laufende Wagen verladen und in die Schuppen gerollt. Hierauf werden sie verschiednen Manipulationen unterzogen. Ein geringer Teil wird gesalzen und kommt so in Fässer verpackt in den Handel. Der weitaus größte Teil aber findet Verwendung als Düngemittel in Japan. Hierzu werden die Heringe in riesigen Kesseln gekocht, in großen Pressen einem starken Druck unterworfen und später an der Luft getrocknet. Das beim Pressen herauslaufende Öl wird gesammelt und filtriert, dann nach Europa verschifft und zum Fabrizieren billiger Seifen, Schmieröle usw. verwandt. Bis vor wenig Jahren ließ man in Sachalin das Öl noch ins Meer laufen. Erst seit kurzem folgt man dem Beispiel der Fischer andrer Länder und nutzt auch diesen Teil des Herings aus.

Nach dieser kleinen Studienreise in das Gebiet der Fischerei kehren wir wieder nach Korsakoffsk zurück. Hier benutzten wir den uns noch bleibenden Tag, uns noch etwas in dem Orte selbst umzusehen. Gern hätten wir dem Gefängnis einen Besuch abgestattet, doch sagte uns der Gouverneur, dessen persönliche Bekanntschaft wir machten, daß erst vor kurzem strikter Befehl aus Petersburg gekommen sei, keinen Fremden mehr zur Besichtigung der Gefängnisse zuzulassen, da in der letzten Zeit zu viel darüber veröffentlicht worden sei, und man die Wahrheit nicht gern höre! Wer sich für die Zustände in den Gefängnissen und die Verhältnisse in dieser Verbrecherkolonie überhaupt interessiert, dem empfehle ich das Studium des Buches „Die Verbrecherinsel Sachalin“ von W. Doroschewitsch; Berlin, Verlag von Hugo Steinitz, das an packenden Schilderungen ein klares Bild der entsetzlichen Zustände gibt.

Als wir am Hospital vorüber kamen, wollten wir versuchen, hier einen kleinen Einblick zu bekommen, und während wir uns noch bemühten, uns einigen dort herumstehenden Leuten verständlich zu machen, wurde uns ein Zettel überreicht, durch den uns ein Mann in schlechtem Deutsch bat, ihn zu besuchen. Er schrieb, er sei Deutscher, hätte gehört, daß Landsleute da seien, und er könne das Bett nicht verlassen. Der Unglückliche, der mit sieben andern Kranken in einem hellen Zimmer lag, stammte aus Riga und lebte seit dreißig Jahren in der Verbannung auf Sachalin. Seit sechs Jahren aber lag er schon, da er fast gänzlich gelähmt war, im Hospital fest zu Bett. Die magern Hände gefaltet, bat uns der arme Mensch mit zitternder Stimme um eine kleine Unterstützung. Vor allem wünschte er sich warme Decken und Kleider sowie Tabak und Zigaretten. So weit wir konnten, halfen wir dem armen Teufel. Was mochte wohl vor dreißig Jahren der Grund gewesen sein, daß er in dieses gottvergessene Land geschickt worden war? Gern hätte ich etwas über sein Schicksal erfahren, doch wagte ich es nicht, bei dem Kranken, der wohl nicht mehr viel Lebenstage vor sich hatte, mit meinen Fragen traurige Erinnerungen zu erwecken.

Als wir diese Stätte gerade wieder verlassen wollten, trat ein Soldat zu uns heran und meldete, der Herr Doktor ließe uns bitten, näher zu treten. Neugierig, was der Herr von uns wollte, folgten wir und wurden zu einem gegenüberliegenden, sonderbar aussehenden Hause geführt. Es war die Leichenhalle! Als wir näher traten, fanden wir den Arzt gerade damit

Digitized by Google

beſchäftigt, den am Tage vorher ermordeten Aufſeher der von uns beſuchten Fiſchſtation zu ſezieren. In fließendem Deutſch fragte er uns, ob es uns vielleicht intereſſiere, hierbei zuzuſehen! Eine etwas ſonderbare Zumutung, die wir beſtens dankend ablehnten. Wir erkundigten uns aber noch nach allerhand und erhielten auf die Frage, ob die Täter ſchon gefaßt ſeien, die Antwort, daß das nicht der Fall ſei, daß man ſich auch gar nicht die Mühe gebe, ſie zu fangen; man müſſe ſie ja dann nur wieder füttern! Sie hatten ja nur einen „Berufsgenoſſen“ umgebracht, und bald wird ihnen vielleicht von andrer Seite dasſelbe Schickſal zuteil!

Am nächſten Morgen lichtete unſer Dampfer die Anker, um uns nach Japan zurückzubringen. Meine Gedanken aber flogen zurück nach dieſem Orte des Elends und des Schreckens. Hier draußen lachender Sonnenſchein, ein herrliches leichtes Froſtwetter, und dort hinter jenen vergitterten Fenſtern war in den Seelen der Menſchen ſoviel Elend, Verzweiflung und Verkommenheit! Staunend fragt man ſich: Wie iſt es möglich, daß die ruſſiſche Regierung ſolche unmenſchlichen Zuſtände duldet und in dieſem Lande, wo ſo viel Gutes und Nützliches geſchaffen werden könnte, eine ſolche Anarchie herrſchen läßt?

Viel hatte ich ſchon geleſen und gehört über dieſe Verbrecherkolonie, über ihre Nutzloſigkeit, ihre unmenſchlichen Härten und Grauſamkeiten, die den Menſchen zum Tier machen und verſtockte Sünder nur noch verſtockter machen. Oft hatte ich geglaubt, daß dieſe Berichte auf Übertreibung und Lügen beruhten, aber nun glaube ich den ſchrecklichſten Berichten, denn hier iſt alles möglich!

Es iſt hier nicht meine Aufgabe, über die Zweckmäßigkeit von Strafkolonien überhaupt zu ſprechen. Soviel ſteht aber jedenfalls feſt, daß die Verbrecherkolonie Sachalin eine Schande für das große und mächtige ruſſiſche Reich iſt!

Herrenmenſchen

Roman von Fritz Anders (Max Allihn)

(Fortſetzung)

Auf dem Hofe des preußiſchen Schlößchens ſah es böſe aus. Die Knechte waren betrunken und hatten einen Erntewagen umgeworfen, und zwar ſo geſchickt, daß die Garben in die Waſſerlache in der Mitte des Hofes gefallen waren. Die Mägde ſtanden dabei, ſchalten und lachten. Frau Mary war nicht zu ſehen, die Tante rang die Hände, und im Hintergrunde ſtand der Inſpektor, gleichfalls betrunken, breitbeinig, die Hände in den Taſchen und die Pfeife im Maul und kommandierte. Aber niemand hörte auf ihn, und es ſchien ihm auch nicht viel daran gelegen zu ſein.

Dieſesmal holte der Doktor wirklich die Reitpeitſche. Aber er hatte es nicht nötig, ſie zu brauchen, denn ihr bloßer Anblick übte eine erfreulich ernüchternde

Digitized by Google

Wirkung aus. Die Knechte rieben sich die Augen und kratzten sich den Kopf. Sie richteten nach einigem Zureden den Wagen auf, fischten die Garben aus der Pfütze und stellten sie in die Sonne zum Trocknen auf. Die Mägde knickften, küßten die Hand und baten, der Herr möchte doch derb zuschlagen und den betrunknen Kerls die Schnapsflaschen wegnehmen. Der Knecht müsse die Reitpeitsche haben, wenn er betrunken sei, sonst sei er nicht zu brauchen.

Uber diese plötzliche Wendung der Dinge höchst erstaunt, zog der Inspektor die Hände aus den Taschen. Dann kam er unsichern Schritts heran, stellte sich, die Pfeife im Munde, dicht vor den Doktor hin und sagte: Herr — —!

Der Doktor sah ihn mit verächtlichem Blick an und drehte ihm den Rücken.

Her—r—r! wiederholte der Inspektor. Wer sind Sie? und wie können Sie sich unterstehn, in meinen Machtbereich einzugreifen?

Wer sind Sie denn? erwiderte der Doktor. Einer, der hier etwas zu sagen hat, sind Sie doch wohl nicht.

Ich bin der angestellte und verpflichtete Inspektoor vom Hofe, verstehn Sie mich? Und hier hat kein Mensch etwas anzuordnen und zu befehlen außer mir. Verstehn Sie mich?

Darauf zog er einen schmierigen Wisch, seinen Kontrakt, aus der Tasche, faltete ihn auf und zeigte auf eine Stelle, wobei er las: Niemand soll dem Inspektor hineinreden. Er allein soll alle Dispositionen zu treffen haben. Verstehn Sie mich?

Ich verstehe, sagte der Doktor, daß Sie sich einbilden, hier Inspektor sein zu können, ohne Ihre Pflicht und Schuldigkeit zu tun. Sich betrinken, Wagen umwerfen lassen, allem Unfug Vorschub leisten, wie verträgt sich das mit Ihrer Pflicht als verpflichteter Inspektor?

Der Inspektor lachte höhnisch und sagte: Mumpitz. Ich tue, was mir paßt, und ich will doch mal sehen, wer mir mein Recht streitig macht.

Das werden Sie sogleich sehen, sagte der Doktor.

Der Inspektor war ein großer, starknochiger Mann, an Kräften dem Doktor weit überlegen. Aber er war betrunken und schlaff, und der Doktor war entrüstet über die Unverschämtheit des Menschen und gebot über seine gesamte Spannkraft. Er faßte also den Inspektor beim Kragen, führte ihn vom Hofe auf die Landstraße, gab ihm einen Stoß, daß er sich einmal mehr, als nötig gewesen wäre, um sich selber drehte, und sagte: Wenn Sie sich wieder auf dem Hofe sehen lassen, wird man Sie mit der Hundepeitsche auf den Weg bringen. Verstehn Sie mich?

Der Inspektor war zu verdutzt, als daß er eine Antwort gefunden hätte. Er erhob die Faust, schüttelte sie gegen den Hof und stieselte dem Dorfe zu.

Gott sei Dank, rief Tantchen, als Ramborn auf den Hof zurückgekehrt war, daß wir den Menschen los sind. Er wäre mein Tod geworden!

Was aber nun? Diese Frage drängte sich sogleich auf. Ein neuer Inspektor war nicht zu haben. Irgendeine Hilfe aus dem Dorfe zu beschaffen, war ebenfalls unmöglich. Und wenn auch jemand da gewesen wäre, es würde niemand gewagt haben, an des Inspektors Stelle zu treten — so versicherte Tantchen.

Aber warum denn nicht? fragte Ramborn.

Man fürchtet sich vor Hoheit.

Aber mein Gott, was geht denn Hoheit dieser Hof an?

Tantchen antwortete mit einem beredten Stillschweigen.

Also was nun? Tantchen wollte alles übernehmen, aufs Feld gehn, das Abladen auf dem Hofe überwachen, die Küche besorgen, Frau Mary beruhigen, Wolf bei den Schularbeiten beaufsichtigen und die alte Hanne pflegen, aber es war klar, daß dies über ihre Kräfte ging. Eine männliche Hilfe war unentbehrlich.

Dann bleibt nichts übrig, als daß ich in des Inspektors Kontrakt eintrete, sagte Ramborn. Ich bin zwar kein Ökonom, aber es ist ja auch jetzt nichts weiter nötig, als daß die Arbeit im Gange erhalten bleibt, ein Kommando und schlimmstenfalls die Reitpeitsche — ich meine natürlich eine moralische Reitpeitsche.

Digitized by Google

Tantchen war sehr einverstanden und voller Freude.

Man suchte Frau Mary auf und teilte ihr mit, was beschlossen war. Sie reichte dem Doktor beide Hände und sagte: Sie sind ein treuer Freund, Heinz, Gott lohne es Ihnen.

Aber sie war voll Unruhe. Von einem berüchtigten Advokaten in N. war ein Schreiben eingelaufen, worin mit der Anstrengung einer Klage von seiten des Inspektors wegen Verleumdung gedroht wurde, falls Frau Van Teren dem Inspektor nicht eine öffentliche Ehrenerklärung gebe. Frau Mary hatte, vertrauend auf die protokollarischen Aussagen ihrer Zeugen, in dem letzten Termin ein unzweideutiges Urteil über den Inspektor abgegeben. Nun hatten die Zeugen alles abgeschworen, und sie war außerstande, den Beweis der Wahrheit anzutreten, wenn sie für ihr Urteil zur Rechenschaft gezogen wurde. Dem Menschen aber, der ein gemeiner Dieb und Betrüger war, eine Ehrenerklärung zu geben, war ganz unmöglich. Ihn auf dem Hofe behalten, war aber auch unmöglich. Es war gut gewesen, daß ihn Heinz auf die Straße gesetzt hatte.

Mama, sagte Wolf, der in einer Ecke gesessen und schweigend zugehört hatte, den Inspektor sind wir noch lange nicht los. Onkel Heinz, nimm dem Heinemann sein Gewehr weg.

Vielleicht, sagte Onkel Heinz, ist es doch das beste, um von dem Menschen loszukommen, daß man ein Opfer bringt und ihm eine Entschädigung zahlt.

Aber Frau Mary wollte davon nichts hören: So nachgiebig sie sonst war, hier offenbarte sie einen unbeugsamen Willen. Sie wurde erregt und erklärte, sich lieber verurteilen zu lassen, lieber ins Gefängnis zu gehn, lieber sterben zu wollen, als sich selbst preiszugeben und das eigne gute Recht zu verraten. Auf diesem Platze stehe sie, und sie werde nicht eher weichen, als bis sie zusammenbreche.

Man beruhigte sie und sagte, mit dem Sterben und auch mit dem Gefängnis habe es gute Weile. Und mit seiner Verleumdungsklage werde der Mensch sicher nicht durchdringen.

Und dann, Onkel, sagte Wolf, wenn Mama nicht mehr kann, dann streifen wir uns die Ärmel auf, und dann feste! Nicht wahr, Onkel Heinz?

Jawohl, Wolf, sagte Onkel Heinz, wir beide lassen uns nicht unterkriegen.

Man überlegte nochmals die Lage und studierte nochmals den verhängnisvollen Kontrakt.

Liebste Mary, sagte der Doktor, wenn Sie nur die zehntausend Mark nicht zugesagt hätten.

Das habe ich nicht getan, rief Mary leidenschaftlich, das stand nicht in dem Kontrakte, den ich unterschrieben habe.

Man untersuchte die Unterschrift, aber Mary konnte nicht behaupten, daß die Unterschrift gefälscht sei. Man kam nicht weiter, und draußen drängte die Arbeit.

Onkel Doktor machte nicht lange Umstände, sondern fuhr mit dem Wagen hinaus aufs Feld und griff selber zu, was ein andrer wohl nicht für nötig gehalten hätte. Keiner der Herren Landwirte der dortigen Gegend würde es getan haben. Aber Ramborn erinnerte sich aus seiner Militärzeit, was das Beispiel vermag, und daß man, um die Leute bis zu der höchsten Leistung zu bringen, gut tat, selbst zuzufassen. Und so nahm er die Gabel in die Hand und reichte, wo es not war, die Garben auf den Wagen, ohne sich merken zu lassen, wie sauer die Arbeit für einen war, der sie nicht gewöhnt war, und der den eigentümlichen Schwung nicht heraus hatte, mit dem so eine Garbe auf die Gabel genommen wird. Die Knechte machten dumme Gesichter, und die Mägde kicherten hinter dem gekrümmten Zeigefinger, kokettierten in ihrer Weise und küßten dem trautesten Herrn die Hand. Und darüber ärgerten sich die Knechte und gingen ins Geschirr wie noch nie, um den Herrn möglichst bald vom Felde loszuwerden. Und als der Abend kam, war so viel geschafft und glatt hereingebracht wie sonst nicht in drei Tagen.

Digitized by Google

Der Doktor stand, Wolf an der Hand haltend, auf einer leichten Anhöhe im Felde und überschaute sein Arbeitsgebiet. Es war eine Welt für sich, rings umschlossen von den dunkeln Linien von Busch und Wald, die hier näher herantraten, dort weit zurückwichen. Und wo in der grünen Wand eine Öffnung gleich einem Fenster war, da schaute die See blank und neugierig herein. Was aber innerhalb jener Grenze lag, das war dort brauner Bruch mit Birkenbäumchen, und hier goldgelbes Feld, und da grüne Wiese. Und dort fuhren die letzten Erntewagen mit schwankender Last, und dort lag das preußische Schlößchen, dessen rote Steine leuchteten, und dessen goldner Adler in der Abendsonne glänzte, und dort weideten auf der Wiese Kühe und Pferde. Alles wurde von der untergehenden Sonne goldig beleuchtet, und alle die Farben in der Natur, die sich tagsüber müde gesehen hatten, wachten noch einmal auf und taten ihr bestes. Dem Doktor war es zumute, als hätte er noch nie einen so schönen Abend erlebt, als wenn ihn die Welt, die sonst fremd und gleichgiltig an ihm vorbeigesehen hatte, voll anschaute und freundlich grüßte: Guten Abend, Heinz; hübsch von dir, daß du auch einmal mit den Beinen auf die Erde gekommen bist.

Woran lag das? Er hatte gearbeitet, mit seinen Händen gearbeitet. Es war Knechtswerk gewesen, was er getan hatte, aber er fühlte sich dadurch in seiner Herrenseele nicht entwürdigt. Es war endlich einmal nicht papiernes Werk gewesen — Spaß, wie Wolf sagte, sondern reelle Arbeit, Arbeit im Schweiße des Angesichts. Aber das war es nicht allein. Er hatte in seiner Hand die Hand eines Kindes, das ihm noch vor wenig Tagen ganz fremd gewesen war. Jetzt fühlte er das Aufwallen einer warmen väterlichen Zuneigung. Das Land, das hier lag, war des Kindes Erbe. Wenn er, der Doktor, Hand angelegt hatte, so war es geschehen, dem Kinde sein Erbe zu erhalten. — Nicht das, was der Mensch vom Menschen erhält, knüpft die Herzen aneinander, was einer für den andern tut, das ist es, was Menschen verbindet. Aber der Doktor war noch weit davon entfernt, dies mit Bewußtsein zu erkennen. Er spürte nur das Auftreten einer Wirklichkeit, der er bisher in seinen Büchern und auf dem Trottoir der großen Stadt noch nicht begegnet war.

5. Ein Schlag

Wolf hatte Recht gehabt. Heinemann ging noch lange nicht. Er kehrte am Abend schwer betrunken in sein Haus zurück, das seitlich von dem unverschlossenen Gutshofe neben den Insthäusern lag, steckte am andern Tage seinen wüsten Kopf mit der Tabakspfeife im Maul zum Fenster hinaus, zog dann wie ein Raubtier um sein Haus herum und erklärte jedem, den er traf, er werde jedermann über den Haufen schießen, der sich in seine Burg wage. Dies sei sein Haus, und niemand habe darin etwas zu suchen, und ehe er nicht seine sauer verdienten 10000 Mark habe, weiche er nicht von der Stelle. So stehe es in seinem Kontrakte, und Kontrakte seien Dokumente, und Dokumente müßten gelten, und wenn noch so viel windige Doktoren das Recht verdrehn wollten. Und er werde schon dafür sorgen, daß er zu seinem Rechte komme. — Aber das Herrenhaus zu betreten getraute er sich doch nicht, und sein Essen schickte man ihm nicht hinaus. Das war freilich unangenehm.

Die Arbeit ging inzwischen ihren ruhigen Gang weiter. Es macht ja auch dem Arbeiter kein Vergnügen, wenn er seinen Tag verlumpt, und er empfindet es fast als eine Wohltat, wenn ihm jemand über die eigne natürliche Faulheit hinweghilft. Und das besorgte Ramborn, indem er selbst pünktlich zur Stelle war, bestimmte Aufträge gab und dafür sorgte, daß sie prompt ausgeführt wurden, wie er das vom Militär her gewöhnt war. Trotzdem war die Lage, wie sie sich jetzt gestaltet hatte, auf die Dauer unhaltbar. Die Knechte und die Mägde gehorchten zwar, aber sie schielten dabei auf den Inspektor, der im Hintergrunde herumzusteigen, Grimassen zu schneiden und seinen Kontrakt zu zeigen pflegte; sie

Digitized by Google

waren ungewiß, wer denn nun der eigentliche Herr sei, und in der Furcht, daß es ihnen der Inspektor entgelten lassen könnte, daß sie dem Doktor gedient hatten, wenn er, der Inspektor, wieder ans Ruder kommen sollte. Und außerdem war es doch auch gar zu verführerisch, wenn der Inspektor die Schnapsflasche zeigte und mimisch zu allerlei Unfug aufforderte. Als das Ramborn einmal sah, forderte er Heinemann auf, sich vom Hofe zu scheren.

Ob das seine Kündigung sein sollte, fragte der Inspektor.

Um Gottes willen, rief Tantchen, sprechen Sie die Kündigung nicht aus, sonst haben wir die Klage sogleich auf dem Halse.

Betrachten Sie sich als suspendiert! rief der Doktor.

Was das heißen solle, suspendiert? fragte Heinemann.

Aufgehängt! schrie der Doktor und kehrte dem Menschen den Rücken.

Aber die Klage kam doch. Der bewußte Rechtsanwalt in N., der Schutzpatron aller Lumpe des Landes, deduzierte, da der Inspektor tatsächlich an der Ausübung seines Amtes gehindert werde, und da es das Ehrgefühl seines Klienten nicht dulde, für ein Amt Bezahlung zu nehmen, dessen Ausübung ihm verwehrt werde, so müsse vermutet werden, daß die Kündigung ausgesprochen und angenommen sei. Es trete somit die Stipulation aus Paragraph 5 des Vertrages in Kraft, und es seien 10000 Mark Entschädigung zu zahlen. Wenn das nicht binnen acht Tagen geschehen sei, so werde Klage angestrengt werden.

Nun wurde die Lage bedenklich. Mary war nicht zu bestimmen, sich mit dem Inspektor auf irgendeine Verhandlung einzulassen. Neue Zeugen gegen den Inspektor waren nicht aufzutreiben, obwohl man neue Nachrichten von Betrügereien erhalten hatte. Der und der hatten die Sache gesehen und konnten sie bezeugen, aber sobald man auf den Grund ging, bemächtigte sich der Leute eine große Gedankenschwäche, und die bestimmte Aussage löste sich in allgemeine Meinungen auf.

Groppoff hatte dem Doktor ein ungewöhnliches Maß von Wohlwollen zugewandt. Er erlaubte ihm, wo er wollte, Rehböcke zu schießen, was die höchste Gunst war, die er erwies, aber leider war der Doktor kein Jäger und nicht einmal imstande, einen Hasen zur Strecke zu bringen. Groppoff verkehrte mit dem Doktor gern am Herrentische, er brachte bisweilen seine Eva mit und hatte es nicht ungern, wenn der Doktor das Wort an Eva richtete. Er sandte ihm alle Tage durch Päsch seine Berliner Zeitung, die einzige, die in Tapnicken gehalten wurde, nahm gnädig die Bücher in Empfang, die ihm der Doktor lieh, und hatte eine ansehnliche Hochachtung für einen Mann, der „Zarathustra“ und die „Umwertung der Werte“ besaß und verstand.

Groppoff studierte diese Bücher mit regem Eifer. Sie fesselten ihn, ja sie erschienen ihm als ein Evangelium für Leute seiner Art. Freilich verstand er nicht alles. Er hatte den Eindruck, einen Redner zu hören, der zu weit entfernt war, als daß man jedes Wort hätte vernehmen können. Aber auch so erschien die Rede nachdrücklich und bedeutsam. Und das verstand er, daß es möglich sei, im Namen der Wissenschaft Religion und Sittengebot über den Haufen zu werfen, und daß man zu allem, was man vielleicht mit bösem Gewissen getan hatte, was man aber doch getan hatte, weil man es wollte, oder weil es das heiße Blut gebot, sein gutes und volles Recht hatte. Nun war er ein König, der nicht allein die Macht hatte zu herrschen, sondern dem sein Königsrecht auch mit Brief und Siegel verbürgt war. Er las: Wer sein Gewissen dressiert, den beißt es. Groppoff lachte über das dreiste Wort und fand, daß es sehr gut gesagt sei. Er wollte sich schon hüten, sich beißen zu lassen.

Der Herr Amtshauptmann gab sich die Ehre, den Herrn Doktor zum Abendessen einzuladen, und zwar ihn allein. Der Salon, den seine verstorbne Frau noch eingerichtet hatte, wurde aufgetan, und es gab etwas auserlesen Feines, was die Jagd und der Fischfang dargeboten hatten. Groppoff spielte die Rolle eines Grandseigneurs und hohen Hofbeamten mit einer Vollendung, als wenn er es von

Digitized by Google

Friedrich Haase gelernt hätte, und Eva zeigte sich, ohne etwas vorstellen zu wollen, als feine Dame von natürlicher Anmut und Würde. Wer hätte das von dem wilden Mädchen gedacht, das erst neulich im Badekleidchen zu Pferde ins Meer galoppiert war! Der Doktor fühlte sich auf das angenehmste berührt und ließ seine Gaben und seinen Geist leuchten.

Vom preußischen Schlößchen und von seinen Bewohnern und von dem, was der Doktor in Tapnicken zu tun beabsichtigte, war nicht die Rede, vielmehr lenkte bald die Unterhaltung zu dem Thema hin, das durch Strunks Prometheus aufgestellt worden war.

Herr Doktor, sagte Eva, denken Sie sich, Vater will nicht glauben, daß Sie der Frau dasselbe Recht zumessen wie dem Manne. Er sagt, die Frau habe sowieso schon ihren Pantoffel und bedürfe keines Extrarechts mehr. Und Frauen seien Wesen untergeordneten Ranges. Denken Sie!

Ich meine, erwiderte der Doktor, Ihr Herr Vater hat nicht Unrecht, aber er hat zu schnell verallgemeinert. Es gibt Frauen, die sind Wesen untergeordneten Ranges geworden, es gibt aber auch Frauen, die sind zum Herrschen geboren. Denken Sie an die französische Frau. Sie ist dem französischen Manne, wenn auch nicht an Körperkräften, so doch an Willenskraft überlegen. Darum führt sie mit Recht das Regiment — seit den Tagen der alten Troubadoure. Eine Walküre gehört nicht an den Spinnrocken, sondern auf ihr Roß, in den Tumult des Kampfes. Eine Brunhilde ist nicht dazu geboren, einem Gunther zu dienen. Erst nachdem sie durch Arglist und Betrug überwunden worden ist, wird sie des Burgundenkönigs Magd. Wer aber Knecht geworden ist, trage des Knechtes Kette. Jeder ist die Kette wert, die er sich auflegen läßt. Das Recht der Herrschaft ist die Macht des Stärkern.

Eva betrachtete aufmerksam ihre Fingerspitzen und sagte mit einem Anflug von Schalkheit: Ist das nun Ihre eigne Meinung, oder haben Sie sich das irgendwo angelernt?

Der Doktor hat Recht, entschied Groppoff. Man kann, man soll seine Macht brauchen. Dem Großen muß erlaubt sein, was dem Kleinen vielleicht nicht freisteht. Er muß freie Wahl für seinen Herrenwillen haben.

Wenn es die hohe Polizei erlaubt, sagte Eva, indem sie an den Einwand dachte, den neulich Schwechting derselben These gegenüber gemacht hatte.

Der Doktor nahm, als er nach Hause ging, seine Zeitung mit und las sie noch, ehe er sich niederlegte. Er fand im Vermischten die Nachricht, daß bei einem Fälscherprozesse wieder einmal der chemische Sachverständige, Doktor Soundso, durch seinen Scharfsinn und mit Hilfe der Photographie den Verbrecher entlarvt habe. Wie das geschehen sei, war nicht mitgeteilt, was auch für Ramborn gar nicht nötig war. Denn als „Liebhaber vom Fach" war er mit dem Verfahren vertraut, und er erinnerte sich sogleich eines Referats in seinem Berliner photographischen Klub, wo die Sache mit allen Einzelheiten vorgemacht worden war. Sie lief darauf hinaus, daß das Dokument photographiert, und daß von der Photographie eine Vergrößerung angefertigt worden war, genau so, wie er es mit den Elchbildern gemacht hatte. Diese Vergrößerung war geeignet, die Fälschung unmittelbar erkennen zu lassen. Das Verfahren konnte bei dem verdächtigen Kontrakte mit Heinemann vielleicht Licht geben.

Am nächsten Morgen holte der Doktor den Kontrakt, nahm seinen Apparat auf die Schulter und wanderte zur Kolonie Mopswende. Er konnte darauf rechnen, Schwechting im Atelier anzutreffen, denn dieser hatte eine Leinwand von zwei Metern Höhe aufgestellt und malte mit großem Eifer an seinem Elch. Die andern beiden saßen irgendwo im Bruch oder auf der Heide.

Als Ramborn eintrat, blieb er überrascht in der Tür stehn, denn er stand einem schauderhaften Untier von ansehnlicher Größe gegenüber. Schwechting hatte einen Bock aus einem Balken und vier Latten gezimmert, den Balken mit Heu

Digitized by Google

umkleidet und mit einem Elchfell, das Burpel irgendwo aufgetrieben hatte, überzogen. An der Vorderseite war ein angemessen gekrümmter Knüppel als Hals und Kopf angesetzt. Auf dem Kopfe saß ein Elchgeweih, das Prinzeßchen hatte hergeben müssen. Das Fell war allerdings abgeschunden, wollte sich den Körperformen nicht anschmiegen und schlug Falten, wo sie nicht hingehörten, aber Schwechting war auf sein Modell stolz, wirtschaftete hinter seiner großen Leinwand herum und strichelte Haare. Als er hörte, daß die Tür aufging, schaute er hinter seinem Bilde vor, wies mit dem Pinsel auf das Untier und sagte: Nicht wahr, Doktor, fein?

Der Doktor versicherte, daß das Modell mindestens originell genug sei, und trat hinter die Leinwand, um das Bild zu besehen. Es war in der kurzen Zeit, die vergangen war, schon ansehnlich vorgeschritten; es war solide komponiert, gewissenhaft gezeichnet und sorgfältig in Farbe gesetzt. Aber was Pogge im Auge gehabt hatte, das geistig belebte Porträt einer starken und boshaften Persönlichkeit, die Majestät der Häßlichkeit, ein Philipp der Zweite aus dem Tierreich, das wurde es nicht. Soviel war schon jetzt zu sehen. Schwechting richtete fragende Blicke auf Ramborn, und dieser half sich mit einigen Gemeinplätzen und bemerkte, daß die Beine noch ziemlich nebelhaft seien, und daß es wohl nötig sein werde, die Natur zu Hilfe zu nehmen oder wenigstens ein anatomisches Präparat der Gelenke zu benutzen.

Ja die Beine, die Beine, sagte Schwechting betrübt. Diese Beine sind mein Unglück. Sie werden es erleben, daß ich in den Wald gehe und eins dieser geheiligten Biester schieße und ins Loch komme. Und was dann?

Allerdings, ein paar Elchbeine müssen Sie haben, sagte der Doktor, die Photographie reicht für diese Größe nicht aus.

Nun teilte der Doktor seine Absicht mit, das verdächtige Dokument zu photographieren. Sogleich war Schwechting, der immer für alle Allotria zu haben war, dienstfertig bereit, die Vorbereitungen treffen zu helfen, und bald darauf war die erste Aufnahme der Unterschrift des Dokuments gemacht. Die Unterschrift war unanfechtbar. Darauf folgte eine Aufnahme der Zahl 10000 Mark. Es schien, als wenn die beiden letzten Nullen der Zahl dunkler seien als die beiden ersten. Aber man konnte sich auch täuschen. Nun kam es darauf an, von dem Negativ eine Vergrößerung auf Bromsilberpapier zu machen, was am nächsten Abend geschah. Als dies vollendet war, und man die mehr als zollgroßen Buchstaben vor Augen hatte, änderte sich das Bild, der Schleier des Geheimnisses fiel, und man erkannte mit handgreiflicher Deutlichkeit die Fälschung. Die beiden Nullen waren, nachdem sie mit Bleistift vorgeschrieben worden waren, von fremder Hand nachgezeichnet worden. Man sah ferner, daß die beiden Nullen, die gerade durch den Kniff des Papiers durchschnitten waren, da, wo dieser Kniff die Papieroberfläche zerbrochen hatte, ein wenig rechts und links in die Papiermasse eingedrungen waren; woraus geschlossen werden mußte, daß diese zwei Nullen erst nachträglich, nachdem die Verhandlung geschlossen und das Papier zusammengefaltet war, eingezeichnet worden waren. Damit war die Sache sonnenklar. Der Kontrakt war gefälscht, die Fälschung war objektiv nachweisbar, der Inspektor war mit allen seinen Forderungen abzuweisen. Das gewährte dem Doktor eine doppelte Genugtuung, erstens Frau Marys wegen, die nun aus der Verlegenheit heraus war, und zweitens seiner selbst wegen, der den Schwindel so scharfsinnig entdeckt hatte. Das Ende war eine lange feuchtfröhliche Sitzung zu Mopswende, bei der abermals das „nasse Verfahren“ angewandt wurde und Pogge in Berlinismen schwelgte.

Auf dem preußischen Schlößchen herrschte große Freude. Wolf kletterte seinem Onkel auf den Schoß und deklamierte: So habe ich mir das gedacht, Onkel Heinz. Ganz genau so! Was die andern nicht können, das kannst du allemal. Und nun sollst du einmal sehen, wie sie Beine kriegen und ausreißen.

Man machte also dem Rechtsanwalt Mitteilung von der Lage der Sache und wies ihn an, die Zahlung der 10000 Mark zu verweigern, da der Kontrakt gefälscht sei. Man behalte sich vor, dem Staatsanwalt Mitteilung zu machen.

Digitized by Google

Nun aber, sagte Tante Dora, bitte ich euch dringend, zu keinem Menschen ein Wort zu sagen und den Kontrakt gut aufzuheben.

Am Tage, nachdem der Brief an den Rechtsanwalt abgegangen war, war der Kontrakt verschwunden. Mary erinnerte sich genau, ihn in das obere Fach ihres Schreibtisches, das allerdings unverschlossen gewesen war, gelegt zu haben, und es war unbegreiflich, wie er von dort hatte verschwinden können. Man kehrte das ganze Haus um, er war und blieb verschwunden.

Mitten in diese Aufregung hinein trat Päsch, die Dienstmütze auf dem Kopf und den Hirschfänger an der Seite, Päsch, der als Strandvogt zugleich die Dienste des Amtsboten zu verrichten hatte. Er machte ein ganz streng dienstliches Gesicht und sagte, err habe hierrr eine Vorrrladung an die gnädige Frrrau abzugeben. Tantchen brachte ihn erst einmal in die Küche, setzte ihm etwas Spirituöses zum Trinken vor und überbrachte dann das Schreiben an Frau Mary. Es war eine Vorladung des Amtsvorstehers „zwecks" Vernehmung in Sachen der Verleumdungsklage Heinemann contra Van Teeren. In dem Formulare war im Falle des Nichterscheinens zwangsweise Vorführung angedroht. Mary war außer sich und erklärte, eher auf das Schafott steigen als zum Amte gehn zu wollen. Er hat kein Recht dazu, rief sie, er sucht nur einen Vorwand, mich zu demütigen. Und ich gehe nicht.

Tante Dora erwiderte, daß Groppoff vielleicht kein Recht, aber sicher die Macht habe, zu tun, was er wolle. Bedenke, fuhr sie fort, wenn er dich von Päsch durchs Dorf führen ließe! Willst du ihm diesen Triumph gönnen? Also sei verständig, Mary. Ich begleite dich.

Aber Mary fing an zu zittern und erklärte, sie könne nicht.

Man sagte Päsch, daß die gnädige Frau krank sei, ja man ließ ihn durch die Türspalte sehen und dienstlich feststellen, daß die gnädige Frau in der Tat nicht imstande sei, der Vorladung zu folgen. Darauf trank er noch einen und sagte: Errr werrrde pflichtmäßig berichten, und wer krrrank sei, sei allemal vor dem Strrrafgesetzbuch entschuldigt.

Eine Stunde später war Groppoff selbst da. Er war sorgfältig gekleidet und sah sehr vornehm aus. Er hatte den Hof seit Jahren nicht betreten, und es erregte ein nicht geringes Erstaunen, ihn gemessenen Schrittes eintreten zu sehen. Tantchen wollte das Herz stillstehn, als sie ihn mit seinem Adlergesicht und mit seiner steifen Höflichkeit vor sich stehn sah und ihm die Tür zu Marys Zimmer öffnen mußte.

Groppoff verbeugte sich tief. Er bedauerte sehr zu hören, daß die gnädige Frau leidend sei, aber er wolle möglichst wenig lästig fallen.

Er nahm Platz, ohne daß ihn Mary dazu aufgefordert hatte; Mary blieb, sich mit der Hand auf den Schreibtisch stützend, vor ihrem Stuhl stehn.

Ich habe den Befehl, gnädige Frau, sagte er, mich mit Ihnen über die Angelegenheit Heinemanns zu unterhalten. Sie haben den Mann vor Gericht einen Betrüger, Lump und Dieb genannt. Sie werden leicht einsehen, daß man das auch vor Gericht nicht darf, wenn man für seine Behauptungen keine Beweise hat. Und wie wenig man auf die Aussagen der Zeugen bauen kann, wissen Sie.

Ich weiß es, sagte Frau Mary bitter.

Ich will nun diesen Heinemann nicht verteidigen. Ich halte ihn selber für einen Halunken. Aber wenn diese Beschuldigungen nicht bewiesen werden können, und Heinemann führt Klage, so muß der Staat für die Ehre seiner Untertanen eintreten.

Ehre! rief Frau Mary, dieser Mensch und Ehre?

Es kann ja sein, ich halte es sogar für wahrscheinlich, daß Ihre Zeugen Meineide geleistet haben. Man nimmt es damit hier nicht sehr genau. Aber was ist da zu machen? Der Falscheid wiegt vor Gericht gerade so schwer wie der richtige Eid. Sie werden in eine schwierige Lage kommen, gnädige Frau. Ich bin gekommen, Ihnen meine Dienste anzubieten.

Digitized by Google

Mary schwieg.

Sie werden dem Heinemann, der behauptet, von Ihnen entlassen zu sein, kontraktmäßig zehntausend Mark zahlen müssen.

Ich kann beweisen, sagte Frau Mary, daß der Kontrakt gefälscht ist.

Ah! rief Groppoff scheinbar erfreut, das ist etwas andres. Kann ich den Kontrakt nicht einmal sehen?

Mary fiel es ein, daß der Kontrakt verschwunden war. Sie zuckte zusammen, faßte sich aber und sagte schroff: Nein.

Groppoff hatte ihren Schreck wohl bemerkt. Sehen Sie nicht ein, Mary —

Frau Mary sah ihn mit großen Augen an. Ich heiße nicht Mary, sagte sie hart.

Doch, erwiderte Groppoff, sich erhebend, für mich heißen Sie trotz alledem Mary. Sehen Sie nicht ein, daß Sie jetzt am Ende sind? Sie werden die zehntausend Mark nicht zahlen können. Sie werden es nicht hindern können, wegen der Beleidigung Heinemanns zu einer Freiheitsstrafe verurteilt zu werden. Sie werden Ihr Gut aufgeben und beschimpft und als Bettlerin davongehn müssen. So weit hat Sie Ihr rasender Stolz gebracht. Und ich habe es kommen sehen und lange, lange gewartet. Sie wissen, was Sie mir getan haben. Aber ich will alles vergessen. Geben Sie den Widerstand auf.

Nein, nie! Bei meiner Seelen Seligkeit, nie!

Ich habe hier, fuhr Groppoff fort, seine innere Erregung dämpfend, einen Brief von einem Herrn Justizrat Stackelberg. Sie werden ihn vielleicht kennen. Der Herr fragt an wegen einer gewissen Hypothek, die auf Ihrem Gute ruht. Er spricht die Vermutung aus, daß diese Hypothek gefährdet sei, und ersucht mich um ein Gutachten über die wirtschaftliche Lage des Gutes und die pekuniären Verhältnisse seiner Besitzerin. Das sind Sie, Mary. Was soll ich als ehrlicher Mann schreiben?

Die Nachricht traf Mary wie ein Schlag. Aber sie hielt, obwohl erbleichend und zitternd, stand. Tun Sie, was Sie als „ehrlicher Mann" tun müssen, sagte sie.

Sie täuschen mich nicht, sagte Groppoff mit verhaltner Leidenschaft, Ihre Kraft ist zu Ende. Geben Sie den Widerstand auf.

Mary machte eine Bewegung des Abscheus.

Groppoff trat einen Schritt näher, Mary wollte zurückweichen, aber der Lehnstuhl hinter ihr gab nicht Raum. Sie wollte nach einem Dolchmesser greifen, das auf dem Schreibtisch neben ihr lag, aber Groppoff verhinderte es, indem er ihr Handgelenk umfaßte. Mary schüttelte die Hand ab und rief: Wollen Sie mich auch töten, wie Sie meinen Mann getötet haben?

Mary, sagte Groppoff, hängt Ihr Herz noch immer an diesem Elenden, der Ihrer nicht wert war? Ja, ich habe es getan, ich habe ihn zerbrochen, wie er es verdiente. Ich habe getan, was Ihr Unrecht nennt, aber ich habe es getan für Sie, Mary, ohne die ich nicht leben kann. Mary, lassen Sie alles vergessen sein, werden Sie die meine, hier biete ich Ihnen meine Hand.

Sie sind ein Teufel! rief Frau Mary außer sich.

Aber Sie müssen auch wissen, fuhr Groppoff in drohendem Tone fort, daß ich nehme, was man mir verweigert, und daß ich zu erzwingen weiß, was ich nicht freiwillig erhalten kann. Überlegen Sie, entweder in die Hand oder unter die Füße.

Groppoff streckte die Hand aus, und Mary versuchte mit einem Angstruf zurückzuweichen.

Da kam Wolf, der unbemerkt in seinem Winkel gesessen hatte, hervor, seine Ziegenbockspeitsche in der Hand haltend, schritt auf den Zehen um Groppoff herum und gab seiner Mutter die Peitsche in die Hand. Dann wies er auf die linke Backe Groppoffs und sagte: Die Seite wars, Mama, schlag zu!

Groppoff wurde kreidebleich. Er riß dem Knaben die Peitsche aus der Hand,

Digitized by Google

zerbrach sie, warf die Stücke von sich und entwich, einen Fluch ausstoßend, aus dem Zimmer.

Als sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte, ließ Frau Mary einen Schrei hören gleich dem Klagen eines Wildes, das sich verloren sieht und die Flucht aufgibt. Ich kann nicht mehr! rief sie und sank neben ihrem Stuhl zu Boden.

Kaum war Groppoff verschwunden, so kam Tantchen herein, wie eine Henne, der ein Raubvogel über die Kleinen geraten ist. Mein Gott, Kindchen, rief sie, als sie Mary gebrochen am Boden liegen sah, was ist denn geschehen?

Wolf stand, die Stücke seiner Peitsche in den Händen haltend, vor seiner Mutter und sagte hart: Der Kerl hat meine Mama geschlagen.

Aber Wolf! rief Tantchen.

Nein, sagte Wolf, Mama hat den Kerl geschlagen.

Aber Wolf, erwiderte strafend die Tante, siehst du, da faselst du wieder.

Ich fasle nicht, antwortete Wolf, ich kann nur nicht sagen, wie das eigentlich gewesen ist, und damit betrachtete er nachdenklich seine Peitsche.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. Über die spanische Thronfrage, die uns tatsächlich gar nichts anging, sind wir im Sommer 1870 innerhalb vierzehn Tagen in einen Krieg mit Frankreich geraten, der diesem unendlich viel teurer zu stehn gekommen ist, als bei der Thronbesteigung eines hohenzollernschen Prinzen irgend möglich gewesen wäre. Die spanischen Zustände, sowohl des Heeres als des gesamten Landes, waren nicht so, daß in der Thronbesteigung eines deutschen Prinzen eine Bedrohung für Frankreich hätte liegen können. Der italienische Prinz Amadeus, der dann zum König gewählt wurde, hat es bekanntlich keine drei Jahre dort ausgehalten, obwohl er doch den Spaniern viel näher stand als ein deutscher Prinz. Die Erinnerung an jene Vorgänge wird durch den Gedankenaustausch wachgerufen, der sich zwischen dem Pariser Temps und der Berliner Norddeutschen Allgemeinen Zeitung, den Organen der beiden Auswärtigen Ämter, nulla dies sine linea vollzieht. Die Pariser Kundgebungen zeichnen sich dabei durch eine konfuse Verlegenheit aus, zu der sich eine gewisse Verlogenheit gesellt, die Berliner durch eine erfreuliche Klarheit, um nicht zu sagen Derbheit der Sprache. Die Mätzchen, die die französische offiziöse Publizistik bei dieser Gelegenheit aufführt, nehmen sich ebenso dürftig wie ungeschickt aus. Als der englisch-französische Vertragsabschluß im vorigen Jahre bekannt wurde, ging durch einen nicht geringen Teil der deutschen Presse ein starkes Rauschen. Beachtenswerte Stimmen verlangten, daß Deutschland dem Verfügen der beiden Mächte über Marokko nicht stillschweigend zusehe, sondern seinen Anteil, zum mindesten einen Hafen an der atlantischen Küste, verlange. In einzelnen Blättern wurde das des nähern mit der Notwendigkeit motiviert, dort deutsche Baumwollpflanzungen in großem Stil anzulegen. An leitender Stelle vermochte man ein unmittelbares Bedürfnis, Deutschlands vertragsmäßige Stellung in und zu Marokko zu ändern, nicht zu erkennen. Dennoch erhielt die Marineverwaltung den Auftrag, die Beschaffenheit der atlantischen Häfen Marokkos festzustellen. Das Ergebnis der vorgenommnen Rekognoszierungen lautete dahin, daß auf der ganzen atlantischen Küste kein Hafen vorhanden sei, wo auch nur ein kleiner Kreuzer vor Anker gehn könne. Jeder Hafen würde zur Herrichtung für deutsche Bedürfnisse kostspielige und langwierige Bauten fordern, dennoch würde man damit nicht nur jeder fremden großen Marine preisgegeben sein, sondern die deutsche Besetzung

Digitized by Google

würde auch nur durch schwere Kämpfe mit dem muselmännischen Fanatismus erstritten und behauptet werden können. Sei ein solcher Kostenaufwand möglich, so werde er eine viel nützlichere Verwendung in Wilhelmshaven und im deutschen Nordseegebiet finden; es könne nicht in den Zwecken der deutschen Politik liegen, sich für eine Periode langwieriger und hartnäckiger Kolonialkämpfe auch noch in Marokko festzulegen.

Hierzu trat die weitere Erwägung, ob es überhaupt möglich sein werde, für umfangreichere deutsche Baumwollplantagen die nötigen Arbeitskräfte aus den Landeseingebornen zu erlangen und den Unternehmern einen ausreichenden Schutz zu gewähren. Schließlich mußte man sich sagen, daß bei der vertragsmäßigen Stellung Deutschlands zu Marokko zunächst die weitere Entwicklung der Absichten Frankreichs abzuwarten sei, über die Deutschland ja doch auf eine Mitteilung zu rechnen habe, und daß es zum mindesten voreilig sein würde, die zu erwartende Explosion des muselmännischen Fanatismus durch ein übereiltes Verfahren von Frankreich auf Deutschland abzulenken. Gewiß seien die deutschen Interessen in Marokko entwicklungsfähig, aber doch nicht dadurch, daß man, während man Frankreich, England und Spanien zugleich mißtrauisch gegen die deutschen Absichten mache, die eingeborne Bevölkerung durch gewaltsames Vorgehn gegen Deutschland einnehme. Deutschland, das in seinen vertragsmäßigen Rechten eine vollkommen ausreichende Operationsbasis hat, durfte in Ruhe abwarten, was Frankreich tun würde, und inzwischen Spanien über die Ziele der deutschen Politik beruhigen. Dies ist schon bei der vorjährigen Mittelmeerreise des Kaisers der Fall gewesen.

Wie es scheint, hat Herr Delcassé die zuwartende Haltung der deutschen Politik mißverstanden und die Abneigung des Reichskanzlers, sich auf eine aktive Kolonialpolitik in Marokko einzulassen, mit einem völligen Desinteressement Deutschlands verwechselt. Aber die Deutschen in Marokko, die dortige diplomatische Vertretung waren auf ihren Posten, und wache Augen folgten jedem Schritt der Franzosen. Nachdem Delcassé es unterlassen hatte, an Deutschland wie überhaupt an irgendeine der Signatarmächte der Madrider Konferenz eine Mitteilung zu richten, während gar kein Zweifel an der Absicht der Franzosen, sich in Marokko häuslich einzurichten, bestehn konnte, wartete Deutschland seine Zeit ab. Diese war gegeben mit der Erklärung des französischen Geschäftsträgers, der für Frankreich ein Mandat Europas in Anspruch nahm und mit der darauf begründeten Anfrage der scherifischen Regierung. Da war die Stunde für Deutschland gekommen, zu erklären, daß Frankreich kein Mandat von Deutschland habe, das vielmehr auf der unverkürzten Aufrechterhaltung seines Vertrags bestehe. Als Delcassé das auch noch nicht verstand, sondern mit einer ungeschickten Preßplänkelei begann, benutzte der Kaiser die Gelegenheit, die ihm seine Fahrt durch das Mittelmeer bot, in allerpersönlichster Weise das Siegel unter die deutsche Politik zu setzen. Ehrliche patriotische Männer haben gefragt, ob es richtig für Deutschland gewesen sei, in der Person des Reichsoberhauptes den höchsten Trumpf auszuspielen und sich damit gewissermaßen den Rückweg abzuschneiden. Diese Frage ist bedingungslos zu bejahen. Wo die Mittelmeerfahrt einmal bevorstand, und der Kaiser doch gewissermaßen an Tanger vorüberfuhr, lag es nahe, daß er persönlich dort seine Flagge zeigte und mit der höchsten Autorität, deren das Deutsche Reich fähig ist, den deutschen Interessenstandpunkt vertrat. Der Kaiser ist ja nicht expreß nach Tanger gefahren, hat auch nicht die Seefahrt allein um des marokkanischen Besuchs willen unternommen. Aber da die seit Monaten beschlossene Reise ihn dicht an Tanger vorüberführte, und die Gelegenheit, die deutsche Flagge dort mit einigem Nachdruck zu zeigen, gekommen war, ist seine Landung nicht als coup de théâtre anzusehen, wie die Zukunft sich angeblich übereinstimmend aus London, Paris(!) und Petersburg bescheinigen läßt, sondern es war ein sehr ernst und wohl erwognr Akt nicht etwa persönlicher Impetuosität, kein kaiserliches Impromptu, sondern amtlicher deutscher Politik, in vollster Übereinstimmung mit den Wünschen des Reichskanzlers und mit den Er-

Digitized by Google

fordernissen der Lage. Die Lage gebot die Entfaltung der deutschen Flagge vor Tanger. Die Entsendung eines Geschwaders hätte einen drohenden Charakter gehabt, ein Schiff wäre zu wenig gewesen. Das persönliche Erscheinen des Kaisers, im Geleit auch nur eines Panzerkreuzers, umgab die Entfaltung der deutschen Flagge, in diesem Falle der deutschen Kaiserstandarte, mit dem höchsten Ansehen, ohne einen irgendwie bedrohlichen oder kriegerischen Charakter zu haben. Ein deutsches Geschwader hätte wahrscheinlich ein französisches und damit eine gespannte Situation vorgefunden, dem deutschen Kaiser konnten und mußten auch die Franzosen mit voller Höflichkeit entgegentreten. Der Kaiser hat sich damit bewußt in den Dienst des Reichs und seiner Interessen gestellt, er hat damit nicht eine nörgelnde Kritik, sondern — zumal in Anbetracht des keineswegs gefahrlosen Schrittes — ehrlichen Dank verdient. Die Deutschen sind freilich, infolge ihrer Parteibrillen und ihrer Ungeschultheit in großen internationalen Dingen, hierin viel kurzsichtiger als das Ausland. Durch die Erklärung, daß Deutschland nichts weiter begehrt, als die offne Tür für alle Nationen, hat der Kaiser den Verdacht, als beabsichtige er besondre Vorteile für sich herauszuschlagen, im voraus entkräftigt. Deutschland ist mit dieser Forderung tatsächlich, im Gegensatz zu den Delcasséschen Bestrebungen, als der Mandatar aller Nationen aufgetreten, die in Marokko Interessen haben. Auf diesem Standpunkte wird es auch verbleiben und wird im Notfalle über noch andre Mittel verfügen, ihm Nachdruck zu geben.

Vielleicht entschließt sich Delcassé, noch ehe diese Zeilen im Druck erscheinen, in den sauern Apfel zu beißen und seinen gewundnen Reden eine vernünftige Tat folgen zu lassen. Es läge das nur im Interesse Frankreichs. Was die Idee einer neuen marokkanischen Konferenz anlangt, so hat Deutschland keinen Grund, eine solche anzuregen, kommt aber die Anregung mit einiger Aussicht auf Erfolg von andrer Seite, so hat es auch keinen Grund, sich einer Konferenz zu entziehn, die auf der Basis der „offnen Tür“ zusammentritt. Wir wollen nichts weiter als die offne Tür, diese aber ganz und mit absolutester Vollständigkeit. Eine Gänsehaut wegen des Tangerbesuchs zu bekommen, sollten die Deutschen und namentlich die deutschen Publizisten doch besser den Franzosen überlassen, und sie sollten nicht die Geschäfte des Auslandes besorgen, indem sie wohlerwogne und durchaus gelungne Schritte der deutschen Politik durch eine ebenso schwächliche wie kurzsichtige Kritik abschwächen und vor dem Auslande diskreditieren. Auch für unsre Stellung in Marokko muß das Wort gelten: „Dies ist unser, so laßt uns sagen, und so es behaupten.“ Dieser Gedanke und nichts andres hat das persönliche Eingreifen des Kaisers bestimmt und geleitet. An König Eduard wird so oft gelobt, daß er durch geschickte persönliche Tätigkeit die Geschäfte und die Interessen seines Landes fördere; weshalb dem Kaiser diese Anerkennung, die das Ausland ihm bereitwillig zollt, in Deutschland versagen?

Der Verfassungsantrag der Elsaß-Lothringer erfreut sich bis jetzt nur des Segens der Zentrumsorgane, die dabei vielleicht von dem Hintergedanken erfüllt sind, auf dem Wege über Straßburg dem Zentrumseinfluß die Pforten des Bundesrats zu erschließen und in der umzugestaltenden Landesvertretung einen breitern Raum zu gewinnen. Die vier Paragraphen des Antrages, der übrigens bei Abfassung dieser Zeilen unter den Drucksachen des Reichstags noch nicht erschienen, sondern zunächst nur in der Presse mitgeteilt worden ist, können auch für den Anhänger ihres Inhalts keinen Gesetzentwurf, sondern höchstens Materialien zu einem solchen darstellen. Will Elsaß-Lothringen auf seinen idealen Charakter als Reichsland verzichten und deutscher Kleinstaat werden, so genügt nicht der Wunsch, „Staat“ werden zu wollen, sondern es ist nötig, zu sagen, was für ein Staat. Die souveränen deutschen Staaten gliedern sich in Königreiche, Großherzogtümer, Herzogtümer, Fürstentümer und freie Städte. Von diesen fünf Kategorien können die erste und die beiden letzten nicht in Betracht kommen, es bliebe also wohl die Wahl zwischen Großherzogtum und Herzogtum. Wäre es für Elsaß-Lothringen

Digitized by Google

nun wirklich ein Fortschritt, und was wäre damit gewonnen, wenn es aus dem „Reichsland" jetzt Großherzogtum oder Herzogtum oder Markgrafschaft würde?

Einen neuen Kleinstaat, an der Vogesengrenze zumal, zu errichten, dafür wird in ganz Deutschland kein Bundesfürst und keine Bundesregierung die Hand bieten. Paragraph 2 des Antrages sagt: „Landesherr in Elsaß-Lothringen ist der deutsche Kaiser." Wer ist der deutsche Kaiser? Artikel 11 der Reichsverfassung gibt darauf die Antwort: „Das Präsidium des Bundes steht dem Könige von Preußen zu, welcher den Namen deutscher Kaiser führt." Landesherr in Elsaß-Lothringen wäre also in Zukunft der König von Preußen, das Oberhaupt des Staates, mit dem in eine Lotteriegemeinschaft zu treten die Straßburger Landesvertretung — oder doch ihre Kommission — eben als eine Art beleidigender Zumutung abgelehnt hat. Nach Paragraph 3 soll die Festsetzung der Zahl der von Elsaß-Lothringen in den Bundesrat zu entsendenden Stimmen „einem besondern Gesetz" vorbehalten bleiben. Weshalb? Es handelt sich doch bei der ganzen Sache um eine Abänderung der Reichsverfassung, die Zahl der Bundesratsstimmen würde dabei gerade eine sehr große Rolle spielen. Es sprechen somit keine Gründe dagegen, sondern alle Gründe dafür, auch gleich „die Zahl" bei dieser Gelegenheit zu erledigen. Paragraph 4 bestimmt, daß Bundesrat und Reichstag als Organe der Landesgesetzgebung in Elsaß-Lothringen ausscheiden, und daß diese fortan von dem „Landesherrn" gemeinsam mit einem elsaß-lothringischen Landtage (bisher Landesausschuß) ausgeübt werden soll. Dieser „Landtag" müßte doch erst durch Reichsgesetz geschaffen werden. Die jetzige Landesvertretung beruht auf einem solchen, sie kann also nur durch Reichsgesetz beseitigt und ersetzt werden. Einstweilen dürften aber weder Bundesrat noch Reichstag geneigt sein, als Elemente der Gesetzgebung zugunsten eines völlig unbekannten elsaß-lothringischen Landtags abzudanken, den die Antragsteller in Straßburg, offenbar unter Ausschluß von Bundesrat und Reichstag, auf Grund einer autonomen Landesgesetzgebung ins Leben rufen wollen. Ob auf Grund des allgemeinen Stimmrechts, ob mit Einkammer- oder mit Zweikammerverfahren — das wird wohlweislich verschwiegen und geht Bundesrat und Reichstag nichts mehr an. Jedenfalls die weitestgehende Zumutung in dem ganzen Antrage!

Nun aber noch ein Wort über die Bundesratsbevollmächtigten. Der Bundesrat wird zunächst von den Gesandten der deutschen Staaten gebildet, die beim Könige von Preußen beglaubigt sind, nur in besondern Fällen kommen die leitenden Minister der Bundesstaaten oder Ressortminister zum Bundesrat nach Berlin. Soll nun Elsaß-Lothringen bei seinem Landesherrn gleichfalls „einen Gesandten" beglaubigen, dem der Kaiser laut Artikel 10 der Reichsverfassung „den üblichen diplomatischen Schutz zu gewähren hat"? Man sieht, die ganze elsaß-lothringische Staatsidee steckt so voller Anomalien, daß demgegenüber die jetzige Organisation ein Muster von Einfachheit und Klarheit ist. Deshalb verbieten auch alle Gründe der Staatsklugheit, daran zu ändern und eine kostspielige Fassade unter schwerer Schädigung der Fundamente zu errichten. Noli me tangere! *s*

Pädagogisches. Vor einem Jahre haben wir Wilhelm Münchs „Geist des Lehramts" als eine gute Hodegetik für Gymnasiallehrer empfohlen. 1900 hatte der Verfasser „in einem Sammelband Aufsätze pädagogischen Inhalts mit solchen über allgemeinere Erscheinungen des Seelenlebens" vereinigt (Über Menschenart und Jugendbildung). Einen ebensolchen Band gibt er jetzt heraus unter dem Titel Aus Welt und Schule (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1904). Auch diese Aufsätze dringen tief ein in das Wesen der behandelten Gegenstände, sind verständig, von edler Gesinnung beseelt und nützlich zu lesen. Die der Schule gewidmeten handeln von der Erziehung zum Urteil, von der Pflege der Beredsamkeit, vom Sprechen fremder Sprachen, von der Goethe- und der Shakespearelektüre. Einer versucht die Frage zu beantworten: Was ist deutsche Erziehung? In dem Auf-

Digitized by Google

satze über Goethe fehlt selbstverständlich die Mahnung nicht, man möge den Dichter nicht durch ein Übermaß von Erklärerei den Schülern verekeln; gerade bei „Hermann und Dorothea," dem an sich der Jugend nützlichsten seiner Gedichte, sei das oft der Fall. Das veranlaßt den Rezensenten, noch einmal an einen seiner Lehrer im Deutschen zu erinnern, der das Gegenteil von verekeln aus dem Grunde verstand. Er hat uns die schönsten Dichterwerke wunderschön vorgelesen — ohne ein erklärendes Wort, und zwar in einem Zuge: drei bis vier Stunden hintereinander, darunter auch „Hermann und Dorothea." Die Wirkung war selbstverständlich der Durst nach mehr solcher Labung. Bei unsern heutigen Schulbureaukraten würde ein Lehrer, der so verfahren wollte, schön ankommen. Wie die Schüler zur Würdigung von Goethes Charakter anzuleiten seien, wird sehr gut gezeigt. Eine vortreffliche Bemerkung müssen wir abschreiben. „Dann seine Schätzung des Volkes, sein treuherziger Verkehr mit den einzelnen daraus, die »doch die besten Menschen, vor Gott gewiß die höchste Klasse« sind, mit denen der Umgang nicht, wie der mit Hofleuten, »innerlich abzehrt«. Und wenn man ihm oft die übermäßige Ehrerbietung gegenüber fürstlichen Personen vorgeworfen hat: so durfte der doch wohl die höfliche Form nach oben üben, bei dem die Wertschätzung der Niedern so unzweifelhaft war." Die übrigen Aufsätze sind überschrieben: Die Rolle der Anschauung im Kulturleben der Gegenwart, Psychologie der Großstadt, Die Gebildeten und das Volk, Sprache und Religion, Nationen und Personen, Seelische Reaktionen, Von menschlicher Schönheit. Münch erörtert u. a. den Anschauungsunterricht, den man beim Reisen empfängt, das ein sehr gutes Mittel sei, den Menschen mit einer dünnen Bildungshaut zu überziehn. „Aus einem Marco Polo von ehedem sind tausend Exemplare des Rentners Lehmann geworden." Daß in der evangelischen Kirche seit einigen Jahrzehnten wieder dem Bedürfnisse der Anschauung Rechnung getragen wird — durch eifrige Pflege der Kirchenmusik und Benutzung der bildenden Künste für den Kultus, wird mit Recht als eine bedeutsame Wandlung hervorgehoben. Sehr beherzigenswert ist, was er in dem Aufsatze „Die Gebildeten und das Volk" über das ängstliche Bemühen der leitenden Schichten sagt, den gemeinen Mann vor jeder Erschütterung seines Glaubens zu bewahren. „Die Erfahrung hat ergeben, wie sehr dabei schließlich das Ganze in Gefahr kommt, eines Tags abgeworfen zu werden. Gleichwohl getraut man sich nicht, auch die breitere Gemeinde an gewissen, durchaus nicht willkürlichen Umbildungen der religiösen Vorstellungs- und Gefühlsweise einen allmählichen und stillen Anteil nehmen zu lassen, was doch durchaus möglich ist, nicht sowohl durch ausgesprochne Kritik, aber durch ein gewisses Verlegen der Gewichte, durch ein Zurücktretenlassen des einen und volleres Hervorziehn des andern. Ja es ist eigentlich dazu gekommen, daß die zur Leitung des religiösen Lebens Berufnen sich selbst in banger Abhängigkeit fühlen von dem Vorstellungsinhalt der unmündigern Gemeinde." Die Psyche des Großstädters wird jetzt vielfach studiert und gemalt. Münch besorgt auch das sehr gut. Wir erwähnen eine Stelle, um damit zur Empfehlung einer andern Schrift zu gelangen: „Das Bild des Straßenlebens in einer vielbewegten Großstadt ist bei allem Reichtum im einzelnen statarischer als das in den Gassen einer kleinen Stadt oder eines Dorfes, zum Teil deshalb, weil dort das Leben viel strenger geregelt sein muß. Jeder Augenblick bringt gewissermaßen alles und damit keiner etwas Auffallendes." Nehmen wir dazu den Satz aus den „Seelischen Reaktionen": „Wird es noch einen Sieg der Einfachheit geben gegen den öden Prunk und Luxus, der das gesellige Leben der begünstigtern Stände belastet?", so haben wir zwei der Themata angedeutet, die Dr. Wilhelm Bode in seinem vortrefflichen volkspädagogischen Büchlein: Über den Luxus (Leipzig, K. G. Th. Scheffer, 1904) bearbeitet. Nicht alle Grenzbotenleser werden mit allem einverstanden sein, was dieser Todfeind des Alkohols, des Industrialismus und des Luxus sagt, aber die Lektüre wird niemand schaden und jedem heilsam sein. Aus dem Kapitel, das „Der Krieg gegen das Schöne" überschrieben ist, wollen wir ein paar Sätze anführen. In Thüringen

Digitized by Google

sei das Land „heute noch liebenswert, aber wie kann man Heimatliebe von dem erwarten, dessen stilles Waldtal durch qualmende Fabrikschornsteine entstellt wird, oder der die bunten Auen seiner Kindheit in ein paar Riesenfelder abgeteilt sieht, die unter Dampfpflugkultur stehn. Welches Eingeständnis liegt doch darin, daß man jetzt Heimatliebe und Vaterlandsliebe als Tugend und Pflicht hinstellt und sie in der Schule den Kindern anzuerziehen sucht! Das müßten doch natürliche Empfindungen sein und sich wie die Mutterliebe oder die Freundschaft ganz von selber einstellen. Man kann eben nur eine liebenswerte Heimat lieben, und auch die Treue gegen das Vaterland hat natürliche Voraussetzungen. Einem großen Teile der Deutschen fehlt sie mitten in dem seit einem Menschenalter lärmenden Fest- und Kneipenpatriotismus. Die Verunstaltung der Heimat, die Ausbreitung des Charakterlosen, Fremden, Internationalen sind nicht für sich allein, aber sie sind mitschuldig daran, daß wir heutigen Menschen so wenig seßhaft sind, so wenig Heimat haben und auch an Deutschtum hinter unsern Vorfahren weit zurückstehn." Der Grundsatz, von dem aus Bode alle Volkswirtschaft und alle sozialen Verhältnisse beurteilt, und auf den er seine Verurteilung des Luxus gründet, lautet: Kein Mensch hat das Recht, von seinen Mitmenschen mehr an Leistungen zu fordern, als er selbst ihnen leistet. Zu seinen pädagogischen Bestrebungen gehört auch, daß er sich um die Verbreitung der Weisheit Goethes bemüht. Nachdem er einige Monographien (Goethes Ästhetik, Goethes Lebenskunst, Goethes bester Rat, über seine Religion und seinen politischen Glauben) veröffentlicht hat, gibt er jetzt (bei Ernst Siegfried Mittler und Sohn in Berlin) die Monatschrift Stunden mit Goethe heraus.

Eine rätselhafte Schrift. Der helle Glanz des gleißenden Goldes, das durch Schliemanns rastlosen Spürsinn in dem „golddurchblinkten Mykenä," dem Herrschersitz des Völkerfürsten Agamemnon, aus der Tiefe der Schachtgräber an das Sonnenlicht gefördert worden ist, hat eine Zeit lang fast ausschließlich aller Augen auf sich gezogen. Da entdeckte der Engländer Arthur J. Evans auf unscheinbaren Vasenscherben und auf „geschnittnen Steinen" allerlei seltsame Zeichen, von denen einige Formen regelmäßig wiederkehrten. Deshalb stellte dieser Gelehrte schon in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Behauptung auf, diese scheinbaren Ornamente seien keine bedeutungslosen Schnörkel, sondern gehörten einer vorgeschichtlichen Schrift an. Jedoch er erntete bei seinen Fachgenossen mehr Spott als Glauben. Um neues Material zu sammeln, reiste er nach der Insel Kreta: auf einer Trümmerstätte nicht weit von der antiken Stadt Knosos, eine Stunde landeinwärts von dem Hafenorte Kandia, fand er an sorgfältig behauenen Blöcken dieselben Signaturen wieder. Diese geheimnisvollen Zeichen hatten es ihm angetan. Doch erst als nach den kretischen Wirren im Jahre 1897 die neue, von griechischem Geiste beseelte Regierung dem Forscher tatkräftig ihren Schutz lieh, konnte der Spaten ohne Gefährdung des Lebens angesetzt werden.

Es war Evans vergönnt, bei Knosos an der Stätte, die von der uralten Fürstenherrlichkeit des mächtigen Königs Minos umstrahlt wird, einen stolzen Palast zu entdecken und von tausendjährigem Schutte zu befreien. Mit beispielloser Freigebigkeit hat das Glück auch an andern Orten Kretas den Meistern des Spatens ungeahnte Schätze beschert, meist aus der Kulturperiode, die man seit den Goldfunden in Mykenä die „mykenische" zu nennen sich gewöhnt hat. Durch diese Grabungen ist die vor einem Jahrzehnt von Evans aufgestellte Behauptung glänzend bestätigt worden. Auf zahllosen Bruchstücken von Tongefäßen, die sich bisweilen zu kleinen Scherbelbergen auftürmen, am Mauerwerk und wo sonst Raum für Arabesken war, haben sich dieselben Zeichen nachweisen lassen. Mit Siegelzylindern sind solche Typen auch in die Tonklümpchen eingedrückt worden, die wie moderne Bleiplomben einen die Öffnung eines Behälters verschließenden Faden umhüllt haben, um das Gefäß gegen unbefugte Eingriffe zu sichern.

Digitized by Google

Selten hat sich das Glück, das gerade den Ausgräber gern narrt, so hold erwiesen wie hier. Evans hatte die Genugtuung, in das Museum zu Kandia ganze Depots von Tontäfelchen, meist von der Form eines Wetzsteins, schaffen zu können, auf denen zwischen vorgezeichneten Linien ganze Zeilen dieser neuentdeckten Schrift eingeritzt sind. Das Feuer hat sich bei dem furchtbaren Brande, der der stolzen Herrlichkeit des Schlosses ein jähes Ende bereitet hat, als eine wohltätige Macht erwiesen: die an der Luft getrockneten Lehmtafeln sind durch die ungeheure Glut zu harten, unvergänglichen Ziegeln verglast worden, auf denen die eingeritzten Inschriften deutlich erkennbar sind. Der auf dem verwunschnen Schlosse lastende Fluch hat sich jahrtausendelang so wirksam erwiesen, daß diese „Tablettennester" unberührt geblieben sind, bis sie der Spaten des Altertumsforschers in jüngster Zeit aufgedeckt hat. Nachdem Evans so eine ungeahnte Fülle neuen Materials gewonnen hat, ist jeder Zweifel daran verstummt, daß diese Zeichen wirklich einer bisher unbekannten Schrift angehören.

Obwohl die Deutung im einzelnen noch große Schwierigkeiten macht, ist der unermüdliche Gelehrte vor kurzem mit einem neuen Versuche hervorgetreten, die rätselhafte Schrift zu entziffern. Vor allem sind zwei „Schriftsysteme" voneinander zu scheiden: ein älteres, das sich aus Bildern zusammensetzt, den Hieroglyphen Ägyptens vergleichbar, und ein jüngeres, lineares, dessen Zeichen durch gerade und krumme Linien, ähnlich wie zum Beispiel bei der Antiquaschrift, gebildet werden. Einzelne Zeichen der linearen Schrift nähern sich der Bilderschrift, ohne daß man darum mit Sicherheit behaupten könnte, daß sich die eine aus der andern entwickelt haben müsse. Die Bilderschrift gehört den Resten eines ältern Palastes an, als dessen Zeit durch ähnliche in Ägypten gemachte Funde das dritte Jahrtausend v. Chr. bestimmt wird. Diese Anlage, die von einer verhältnismäßig hohen Zivilisation Kunde gibt, scheint infolge einer Dynastieumwälzung gewaltsam zerstört worden zu sein. Über dieser Schicht liegen die Palastbauten der „minoischen" Zeit, die im zweiten vorchristlichen Jahrtausend errichtet worden sind. Hier haben sich die Inschriften der linearen Zeichen gefunden, für die insbesondre jene Bibliothek von Tontäfelchen Tausende von Beispielen bietet. Nach Art von Rechnungen sind auf wagerechten Linien verschiedne Posten links untereinander gesetzt und rechts mit bestimmten Vermerken oder Zahlen versehen, in denen sich an verschiednen Stellen dieselben Zeichen wiederholen, in der Art, wie beim Dezimalsystem die Ziffern an verschiednen Stellen verschiednen Wert haben. Die Zählung scheint mindestens bis 10000 gereicht zu haben. Auf einigen dieser Tabellen deutet Evans gewisse Zeichen als Symbole für die Begriffe „Männer" und „Frauen": demnach geben diese Verzeichnisse die Stärke der Streitmacht an oder zählen die Sklaven und Sklavinnen des Hofstaats auf.

So genaue Buchführung ist den vorderasiatischen Völkern durchaus nicht fremd gewesen; assyrische Inschriften geben zum Beispiel immer bestimmte Zahlen der in der Schlacht Gefallnen und der Gefangnen. Auf Bildnissen sind königliche Schreiber dargestellt, die sich während der Schlacht die nötigen Notizen auf Lederstreifen machen, um Unterlagen für die amtlichen Berichte zu beschaffen, in denen der Ruhm ihres Königs verkündet wird. In ähnlicher Weise werden auf den kretischen Inschriften vermutlich die Untertanen in Heer und Harem hergezählt. Das Geschlecht der Personennamen wird anscheinend durch männliche und weibliche Endungen unterschieden, und die wechselnden Suffixe (Anhängesilben) deuten darauf hin, daß die Namen, wie bei den indogermanischen Sprachen, aus zwei Stämmen zusammengesetzt sind.

Semitisch ist die Sprache der kretischen Inschriften wahrscheinlich nicht gewesen. Dazu stimmt vortrefflich, daß die Profillinie dieser Kulturmenschen nichts gemein hat mit dem semitischen Typus, der auf andern orientalischen Denkmälern unverkennbar ausgeprägt ist. Mit diesen allgemeinen Andeutungen über den Inhalt der kretischen Schrifttafeln muß man sich zurzeit zufrieden geben, denn diese Schrift

Digitized by Google

hat bisher allen Versuchen der Gelehrten gespottet, die einzelnen Zeichen als Symbole für bestimmte Wörter oder Buchstaben zu einem zusammenhängenden Texte zu vereinigen oder den tatsächlichen Wert einer aus mehreren Ziffern bestehenden Zahl zu bestimmen. Darum wissen wir von der Sprache und dem Geistesleben dieses hochbegabten Kulturvolks, das um das Jahr 1500 v. Chr. von Kreta aus die kostbaren Erzeugnisse seiner hochentwickelten Kultur und Industrie nach den Inseln und Küsten des östlichen Mittelmeerbeckens ausgeführt hat, so gut wie nichts. Weder Name noch Herkunft der Schöpfer dieser kretischen Schriftzeichen haben sich bisher mit Sicherheit ermitteln lassen. Und doch wäre die Kenntnis dieser Sprache vom größten Werte; denn der Sagenstoff der meisten homerischen Heldenlieder führt in die „mykenische" Zeit hinauf. Aber der große Fortschritt, den durch die überraschend reichen Ergebnisse der neuen Ausgrabungen seit einem Jahrzehnt die Altertumswissenschaft in der Erkenntnis jener Kultur gemacht hat, läßt doch der Hoffnung Raum, daß es einmal gelingen werde, die kretischen Schriftzeichen zu enträtseln und dieses reiche Material für Sprachwissenschaft und Geschichte zu verwerten.

Leipzig Karl Tittel

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

64. Jahrgang

Nr. 16

Ausgegeben am 20. April 1905

Inhalt:

	Seite
Marokko und das Gleichgewicht im Mittelmeer	117
Deutsche Bollwerke im Osten	126
Zur Reform des Strafprozesses. Von Val. Ilsemann in Kolmar	133
Ein neuer Shakespearefund	142
Cosme. Von Wilhelm Lacmann	145
Herrenmenschen. Roman von Fritz Anders. (Fortsetzung)	157
Maßgebliches u. Unmaßgebliches: Reichsspiegel — Russische Hoffnungen — Der Heilige als Schurke	166

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Modell 1905

"Morrow"

Freilaufnabe mit Rücktrittbremse

hat den Gipfel der Vollkommenheit erreicht.

Morrow

ist die **einzige** Nabe der Welt, bei der beim Vorwärtstreten der ganze Bremsemechanismus auf Kugeln mitrollt, daher kommt der Lauf einer gewöhnlichen Fahrradnabe gleich.

Wichtig! Vermutlich werden während der Saison 1906 mehrere Naben auf den Markt kommen, die der eleg. Form der Original-Morrow ähnlich sind. Man achte daher stets auf den Stempel „Morrow".

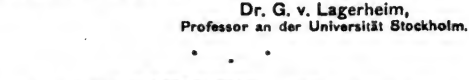
1 Jahr Garantie

Generalvertreter für Mittel-Europa:

Fred. O. Warrick, Nürnberg.

„Wendt's Patent-Cigarren sind für empfindliche Raucher die gesundheitsdienlichsten Tabakfabrikate der Gegenwart".

Dr. G. v. Lagerheim,
Professor an der Universität Stockholm.



Wendt's Patent-Cigarren No. 5 A, Perfectos, 100 Stück **6 Mark.**
Eine in dieser Preislage besonders beliebte Sorte.
Unter Garantie der Zurücknahme auf Kosten der Fabrik, wenn Cigarren nicht durchaus befriedigen.

Absorption des Nicotins und der giftigen Verbrennungsgase.

Nach dem Geheimen Hofrat Universitäts-Professor Dr. med. Hugo Gerold.

Wendt's Patent-Cigarren

D.R.P. 145727

D. R. P. 68648.

nach Universitäts-Professor Dr. H. Thoms-Berlin.

Fabrikate direct zu haben in Preislagen von 34 bis 300 Mark, in allen Geschmacksrichtungen, Grössen, Qualitäten u. Quantitäten (auch Proben). Preisliste und Broschüre gratis.

Wendt's Cigarrenfabr. Aktienges., Bremen, Postfach 501.

Rotkäppchen-Sekt Kloss & Foerster

Marokko und das Gleichgewicht im Mittelmeer

Das Gleichgewicht im Mittelmeer ist noch kein alter historisch-politischer Begriff. Vom Anfang des achtzehnten Jahrhunderts bis gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts gab es vielmehr ein ausgesprochnes Übergewicht Englands. Was jenseits liegt, die Kämpfe Venedigs, Genuas, Pisas unter sich und mit den Byzantinern und Türken, das Erscheinen Spaniens und dann Frankreichs mit einer Flotte auf den Fluten des Mittelmeers soll uns heute nicht kümmern. Mit der Besetzung Gibraltars am 3. August 1704 im Namen Englands durch den Prinzen von Hessen beginnt die neue Zeit. Seitdem ist der Eingang zu dem wichtigsten aller Nebengewässer der Ozeane in Englands Hand geblieben. Die französische Seemacht erlag im Spanischen Erbfolgekrieg und wurde in Verbindung mit dem siebenjährigen preußisch-österreichischen Kriege vollends niedergeschlagen. Ebenso vermorschte das einst so gewaltige Spanien. Der Seeweg nach Ostindien entzog den Venezianern und den Genuesen den Boden, worin ihr Wohlstand und damit ihre Kraft wurzelte, den Handel mit den Ländern des Indischen Ozeans. Ihre Galeeren wagten keinen Kampf mehr mit den schwer bewaffneten Koggen und Linienschiffen, die vom Atlantischen Ozean hereinkamen, trotzdem daß sie in ihrer Beweglichkeit bei Windstille einen großen Trumpf gegenüber den Segelschiffen in der Hand hatten. Beide Staaten gingen überdies in den Revolutionskriegen unter. Die türkische Macht war schon im achtzehnten Jahrhundert in Verfall; wäre sie noch lebenskräftig gewesen wie um 1550, so hätte England es wohl mit einem ernstlichen Gegner zu tun gehabt, tatsächlich aber hatte die englische Seemacht im Verlaufe des achtzehnten Jahrhunderts keinen Nebenbuhler mehr im Mittelmeer.

Erst gegen den Schluß des Jahrhunderts bereiteten sich wichtige Dinge vor. Das Schwarze Meer war seit dem Untergange des byzantinischen Reichs ein mare clausum der Türken gewesen; der großartigste natürliche Kriegshafen, den unser Erdball hat. Unter Katharina der Zweiten setzten sich die Russen 1768—74 zuerst an den Ufern des Asowschen und des Schwarzen Meeres fest. Im Frieden erzwangen sie freie Schiffahrt auf dem Schwarzen Meer und auf allen türkischen Gewässern. Weitere Siege brachten alsdann das ganze

Digitized by Google

Nordgestade in Rußlands Hand. Odessa wurde gegründet, und russische Kriegsschiffe fuhren bald durch den Bosporus ins Mittelmeer. Mit dem Wechsel des Jahrhunderts schien sich eine große Umgestaltung anbahnen zu wollen. Bonaparte verließ den Boden Frankreichs 1798, um durch Eroberung Ägyptens und weitergehende Pläne die Seeherrschaft Englands in ihrem innersten Herzen zu treffen. Durch einen Handstreich nahm er Malta, das damals noch dem machtlosen Malteserorden gehörte. Er verscherzte damit die Gunst Kaiser Pauls von Rußland, der bis dahin der Neugestaltung der Dinge in Frankreich wohlgeneigt gegenübergestanden hatte, nun aber, da er kurz zuvor zum Großmeister des Malteserordens ernannt worden war, in seinem Stolze gekränkt wurde und zum erstenmal eine russische Flotte in das westliche Mittelmeer schickte. Dennoch bedeuteten seine Schiffe zunächst noch nichts gegen England. Dieses gelangte vielmehr 1800 durch Verrat in den Besitz Maltas, das seitdem mit Gibraltar die beiden wichtigen Stützpunkte gegeben hat, auf denen die britische Mittelmeermacht ruht.

Mit den Siegen von Abukir und Trafalgar und dem dann folgenden Zusammenbruch der napoleonischen Macht trat vielmehr das unbestrittene Übergewicht Englands immer klarer hervor. Venedig und Genua, die für das französische Mittelmeerreich eine entscheidende Stütze hätten sein können, fielen andern Mächten zu: Genua an das Königreich Sardinien, Venedig samt Istrien und Dalmatien an Österreich. Seit 1382 hat Österreich einen wichtigen Mittelmeerhafen: Triest. Seit 1814, wo Triest nach kurzer Unterbrechung wieder in seine Hände kam, und wo es die ganze adriatische Küste vom Po bis nach Cattaro gewann, hätte es die Unterlagen zu einer Mittelmeerpolitik und einer Mittelmeermacht gehabt. Aber niemals hat es sie ernstlich ausgebildet. Die Reeder, Kapitäne und Matrosen der Handelsflotte waren eben Italiener, nicht Deutsche, nicht Kroaten. Die Besatzung der Kriegsflotte bestand zum großen Teil aus Italienern, sodaß die österreichische Flotte 1848 eine Stütze der Revolution war. Von einem Gegengewicht gegen die wirklichen Seemächte des Mittelmeers konnte nur in einem einzigen Falle die Rede sein: 1866 gegen die Italiener. Dieser blieb ohne politische Folgen.

Immer mehr sank die Bedeutung des Halbmondes in den Machtverhältnissen des Mittelmeers. Der Unabhängigkeitskampf der Griechen führte zur Vernichtuug der türkischen Flotte in Navarino. Ein Übermut des türkischen Admirals veranlaßte die dort liegenden Flotten Englands, Frankreichs und Rußlands, die türkische Macht zusammenzuschießen. Das war für England das berühmte untoward event, das ungelegne Ereignis, denn es gehörte gar nicht zu den Gegnern des Sultans. Vielmehr hatte es schon begonnen, in der Türkei die Macht zu begrüßen und zu unterstützen, die die Russen vom Mittelmeer fern halten sollte. Es fürchtete die im neunzehnten Jahrhundert immer anspruchsvoller auftretende und anscheinend immer mächtiger werdende Ostmacht und gelangte allmählich in die Stellung einer Schutzmacht über die türkische Herrschaft, mit der es den Bosporus gegen die Moskowiter zu verteidigen dachte. Daniel Urquhart, ein englischer Botschaftsrat in Konstantinopel, wurde der ausgesprochenste Gegner Rußlands und wollte die ganze englische Politik nach dem

Digitized by Google

Kompaß der Abwehr Rußlands vom Mittelmeer und damit von Indien gerichtet wissen. Die Urquhartiten gelangten zu großem Einfluß.

Aber noch war die Zeit nicht gekommen, wo England für die Türkei zu den Waffen gegriffen hätte. Rußland hatte den Krieg von 1828/29 gegen die Türkei gar nicht einmal glänzend geführt und gewann doch die Ostküste des Schwarzen Meeres und das vertragsmäßige Recht der freien Durchfahrt durch den Bosporus in die Dardanellen, die ohne solchen Vertrag die Türkei jeden Augenblick hätte sperren können, weil die Meerengen die der Uferherrschaft gehörende Dreimeilenzone an Breite nirgends erreichen. Rußland ging noch weiter und schloß 1833 mit der Pforte den vielberufnen geheimen Vertrag von Unkiar-Skelessi, der ein Bündnis auf acht Jahre und die Verpflichtung der Türkei enthielt, keinem fremden Kriegsschiff die Durchfahrt durch die Meerengen zu erlauben. Rußland war also gegen Angriffe gedeckt und hatte doch das Recht der Ausfahrt. Dieser Vertrag währte aber nur bis 1841. Als er ruchbar geworden war, setzten es die Westmächte und Österreich durch, daß er aufgehoben wurde, und daß sich statt dessen die Pforte verpflichtete, keinem fremden Kriegsschiff die Einfahrt oder die Ausfahrt zu erlauben. Dieser Meerengenvertrag, 1856 erneuert, ist noch heute in Kraft, nicht nur nominell, sondern tatsächlich. Er macht noch heute den Russen unmöglich, ihre Schwarzemeerflotte für Ostasien zu verwenden.

Die erste ernstliche Wendung gegen das englische Übergewicht im Mittelmeer trat 1830 mit der Eroberung Algiers ein. Frankreich gewann dadurch am gegenüberliegenden afrikanischen Ufer festen Fuß und die Möglichkeit, den Verkehr der englischen Schiffe nach Malta und der Levante zu belästigen. Auch für die Ausdehnung der französischen Herrschaft über Nordafrika sollte die Erwerbung Algiers bedeutsam werden. Doch für die nächste Zeit war Algier noch kein Zuwachs der Macht Frankreichs. Ebensowenig waren die Jonischen Inseln, über die nach dem griechischen Unabhängigkeitskampfe England das Protektorat übernahm, ein Element der Stärke. England hatte immer erklärt, die Inseln an Griechenland zurückgeben zu wollen, und hat sein Versprechen gehalten.

Es kam noch zu einem Zusammenwirken der englischen und der französischen Waffen mit den türkischen. Kaiser Nikolaus der Erste von Rußland nahm eine so übermächtige und übermütige Stellung ein, daß er sich zutraute, das Erbe des „kranken Mannes“ noch bei dessen Lebzeiten antreten zu können. Doch der Krimkrieg bekam ihm schlecht. Er verlor nicht nur das südliche Bessarabien, sondern es wurde auch die Sperrung der Meerengen vollzogen, und Rußland mußte auch die demütigende Verpflichtung eingehn, das zerstörte Sebastopol als Kriegshafen nicht wieder aufzubauen und außer einer Polizeiflotte keine bewaffnete Macht im Schwarzen Meer zu unterhalten. Die baufällige Herrschaft der Türkei war noch einmal gestützt, England triumphierte. Keine Macht im Mittelmeer war der seinigen gewachsen. Die französische Flotte war doch immerdar ganz bedeutend im Hintertreffen. Man konkurrierte wohl in Ägypten, man hatte kleine Eifersüchteleien in Syrien, wo die Franzosen eilfertig Truppen gelandet hatten, um die Maroniten des Libanons gegen die Drusen zu schützen, sodaß England ein Geschwader nach Beirut sandte. Aber zu ernstlichem Gegensatz kam es nicht.

Digitized by Google

Vielmehr gewann England zu der Türkei noch einen zweiten Klientelstaat hinzu: Italien. Kraft seiner zentralen Lage und seinen vielen prächtigen Häfen ist Italien scheinbar die Mittelmeermacht par excellence. Es ist genötigt, zum Schutze seiner Küsten eine starke Flotte zu unterhalten, und verfügt zu diesem Zwecke doch nicht über die nötigen Mittel. Da es von England kaum einen Angriff erwarten kann, da es jedoch stark mit Frankreich konkurriert, so ist es von Natur darauf angewiesen, in maritimen Angelegenheiten einen Schutz an England zu suchen. In Anspruch genommen hat es ihn freilich niemals. Es erlitt 1866 zur See wie zu Lande eine Niederlage, gewann aber durch Preußens Waffen Venezien und ist seitdem eine Großmacht.

Der Krieg von 1870/71 berührte das Mittelmeer nicht, hatte aber für England die wohltätige Folge, daß Frankreich von dem Blick über die Vogesen hypnotisiert wurde und seine Seemacht stark vernachlässigte. Freilich war mit demselben Kriege auch ein Nachteil für England verbunden, denn Rußland sagte sich von der 1856 übernommnen Verpflichtung los, im Schwarzen Meere keine Kriegsschiffe zu unterhalten und dort keinen Kriegshafen zu erbauen. Das hatte zur Folge, daß mit einemmal die russische Gefahr im Ostbecken des Mittelmeers wieder auflebte, um so mehr als der Verfall der Türkei weitere Fortschritte gemacht hatte. Auch hatte Rußland schon eine Kriegsflotte im Schwarzen Meere: die sogenannte freiwillige Flotte, d. h. Schiffe, die ganz als Kriegsschiffe gebaut waren, nur unbewaffnet blieben und um die Fiktion, sie seien Handelsschiffe, aufrecht zu erhalten, gelegentlich Frachtfahrten machten.

Doch ein unvergleichlich wichtigeres Ereignis hatte sich unterdessen auf dem Gebiete des friedlichen Verkehrs vollzogen. Die Erbauung des Suezkanals war gelungen. Mit einemmal nahm der Verkehr nach dem fernen Osten den uralten Weg wieder auf, den er jahrtausendelang bis zur Entdeckung des Seewegs um Südafrika benutzt hatte. Das Mittelmeer war keine Sackgasse mehr, es wurde zu einer der befahrensten Seestraßen der Welt. Der neue Kanal wurde am fleißigsten benutzt nicht von den Schiffen der Nation, die ihn erbaut hatte, sondern von der englischen, die ihm viel Widerstand bereitet hatte, da sie ihn nicht in den Händen einer fremden Macht zu sehen wünschte. Und doch war er ihr am wichtigsten, weil jenseits von Suez die wertvollsten Kolonien Englands liegen: Ostindien und Australien, und weil der Handel mit Persien, Ostafrika, Holländisch-Indien und China auf den Suezkanal angewiesen ist. Da die Politik der Schwierigkeiten gegen den Kanal fehlgeschlagen war, so änderte England den Kurs und suchte sich in den Besitz des Kanals zu setzen. Das gelang ihm durch einen großen Coup: die englische Regierung unter Lord Salisbury kaufte dem Khedive seine sämtlichen Aktien zu einem guten Preise ab. Damit erlangten die englischen Stimmen in der Generalversammlung der Kanalgesellschaft das Übergewicht, wenngleich man es für ratsam hielt, den Sitz der Gesellschaft vorerst in Paris zu lassen. Der Aufstand Arabi Paschas veranlaßte England, Alexandrien zu bombardieren und Truppen auszuschiffen, die anfänglich nur vorübergehend im Lande bleiben sollten. Jedoch der Aufstand der Derwische und die langwierige Herrschaft, die der Mahdi und sein Nachfolger im Sudan führten, brachte es zu dauernder Besetzung und zur Wieder-

Digitized by Google

eroberung des Sudan durch englische Truppen, woraus allmählich die vollständige englische Herrschaft über Ägypten hervorgegangen ist.

Der Suezkanal wurde durch internationalen Vertrag neutralisiert. Er kann im Kriege auch für Kriegsschiffe nicht gesperrt werden, doch dürfen diese nicht liegen bleiben, auch sich außer mit dem Nötigsten nicht verproviantieren; endlich muß ein feindliches Kriegsschiff dem Gegner für die Durchfahrt einen Vorsprung von vierundzwanzig Stunden lassen. Trotz diesem Vertrage liegt die wahre Herrschaft über den Kanal in Englands Händen. Es ist so stark, daß sich in Kriegszeiten kein feindliches Kriegsschiff dem Kanal nähern kann, während englische Schiffe ohne alle Behinderung durchfahren können. — So hat denn nun das Mittelmeer zwei Ausgänge. An dem westlichen harren die englischen Kanonen jedes Gegners, und über den östlichen liegt die Territorialherrschaft in Englands Händen. Überdies weht auf dem uneinnehmbaren Malta die britische Flagge.

Während sich diese Dinge vollzogen, kam es im Osten wie im Westen zu neuen wichtigen Ereignissen. Im Jahre 1876 brach der Balkankrieg aus, der — freilich erst nach langen vergeblichen Anstrengungen — ein russisches Heer fast bis vor die Tore von Konstantinopel führte. General Ignatieff erzwang den Frieden von San Stefano, der das heutige Bulgarien (einschließlich Ostrumeliens) den Russen für die Errichtung eines neuen selbständigen Balkankleinstaats in die Hände liefern sollte. Die türkische Macht brach zusammen. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß sie bis dahin noch das Schwarze Meer beherrscht hatte. Rußland hatte zwar seit 1870 an der Erbauung der Flotte gearbeitet, aber sie blieb in den Häfen, weil sie es mit der von dem Engländer Hobart Pascha befehligten türkischen Flotte nicht aufnehmen konnte. Der Frieden, wie Ignatieff ihn vereinbart hatte, hätte die Türkei den Russen ausgeliefert. Zum letztenmal griff England ein, um seinem Schützling zu helfen. Es ließ seine Flotte ins Marmarameer einfahren und vor der Hauptstadt ankern. Rußland fühlte sich nicht stark genug, es mit dem neuen Gegner aufzunehmen; es willigte in den Berliner Kongreß und auf diesem in eine Einschränkung seiner Errungenschaften. Die Schließung des Bosporus und der Dardanellen für Kriegsschiffe aller Nationen blieb aufrecht erhalten und gilt, wie schon bemerkt worden ist, noch heute. Die Welt legte aber nur noch wenig Gewicht darauf, denn durch seinen schließlichen Sieg schien Rußlands Macht so groß, daß die Türkei auf sein Verlangen, das im Notfall mit einer Landarmee unterstützt werden konnte, die Meerengen öffnen mußte. In den nächsten Jahren nach dem Frieden legte Rußland offenbar auf die Befestigung seiner Herrschaft im vordern Orient den größten Wert. Seine Parteigänger in Bulgarien beseitigten den Battenberger, der Selbständigkeitsgelüste gegen den russischen Vertreter Kaulbars gezeigt hatte. Allerdings war der nächste Erfolg entgegengesetzt, denn durch Stambuloff kam Bulgarien erst recht in die Tendenz der Unabhängigkeit vom russischen Einfluß. Dann aber unterwarf sich der Koburger der moskowitischen Politik und ließ sogar, seinem Eheversprechen zuwider, seine Kinder von der römisch-katholischen Kirche zur russischen übertreten. Rußlands Obergewalt im Orient war in den achtziger Jahren vollständig, und mit Sorge

Digitized by Google

betrachteten englische Politiker die Möglichkeit, daß einst russische Kriegsschiffe aus dem uneinnehmbaren Kriegshafen des Schwarzen Meeres vorbrechen, die englische Schiffahrt durch den Suezkanal beunruhigen, ja daß der Zar durch Truppensendungen zu Lande den Suezkanal wegnehmen und zerstören lassen könnte.

Mit dieser unerfreulichen Wendung traf zusammen, daß auch im Westen ein präsumtiver Gegner Englands bedeutend an Terrain gewann. Frankreich benutzte im Jahre 1881 eine Differenz mit dem Bei von Tunis, dessen Land vollständig zu annektieren. Es kam damit in den Besitz der Bucht von Bizerta an der Nordküste des Landes, also hart an der Schiffahrtstraße nach dem fernen Osten. Diese Bucht ist ein tief ins Land einschneidender natürlicher Kriegshafen, der für die größten Schiffe ausreichend ist; sein ohnehin schon schwieriger Eingang war durch Landbefestigungen leicht unzugänglich zu machen. England war entrüstet, ließ sich aber mit der Zusicherung, daß Bizerta nicht befestigt werden solle, abspeisen, und bald kehrte sich Frankreich auch nicht mehr an seine Zusicherung. Der Hafen ist ein wahres Malepartus geworden, und man arbeitet immerfort an seinem Ausbau. Frankreich hatte damit in dem westlichen Becken des Mittelmeers Toulon, Ajaccio und Bizerta, drei starke Kriegshäfen, ferner das viel kleinere Bastia, und entschloß sich sogar, noch einen dritten korsikanischen Hafen zu befestigen: das an der Südostküste, dem italienischen Kriegshafen Maddalena gegenüber liegende Porto vecchio.

Durch die Annexion von Tunis stieß Frankreich Italien heftig vor den Kopf, denn dieses hatte sich selber Hoffnung darauf gemacht. Die Folge war, daß Italien unter Crispis Leitung dem Dreibunde beitrat. England sah in dessen Entstehung einen großen Gewinn, wie Salisbury im Oberhause mit den Worten bekannt gab, daß a message of great joy (ein Evangelium) eingetroffen sei. Diese Worte geben einen guten Maßstab für gewisse seitdem eingetretne Veränderungen. Italien, das zu Lande durch Deutschland und Österreich-Ungarn gedeckt war, suchte und fand zur See eine mächtige Stütze an England. Und England erachtete es ebenfalls für notwendig, an Italien einen Halt zu suchen, denn es fühlte sich durch die wachsende Freundschaft Rußlands und Frankreichs beunruhigt. Diese führte dann schließlich zum Abschluß des Zweibundes.

Hätte England ein förmliches festes Bündnis mit Italien gehabt, so hätte man sagen können, die beiden Bündnisse hielten einander die Wage. Aber es wurde keins geschlossen, die franzosenfreundliche englische Opposition unter Labouchères Führung war lebhaft dagegen, die Regierung zog auch die Politik der freien Hand vor. Die Erbitterung zwischen Italien und Frankreich sicherte ihm auf alle Fälle die Sympathien Italiens. Das dauerte bis zur Faschodafrage, wobei schließlich England, um die gereizte Republik zu beschwichtigen, mit ihr das Abkommen traf, daß Frankreich Wadai und das Land von dort bis zum Tschadsee, England dagegen die ostwärts liegenden Reiche Darfur und Kordofan haben sollte. Alle diese Besitzungen sind noch heute unabhängig, sie sollen also erst erobert werden. Tripolis hatte damit allerdings seine Zukunft verloren, denn dieses Land ist nur wenig kulturfähig, die Stadt lebt haupt-

Digitized by Google

sächlich von dem Karawanenhandel nach dem Zentralsudan. Auf Tripolitanien als seinen Anteil an der Erbschaft des kranken Mannes hatte sich Italien Hoffnung gemacht, und nun gab England dessen Hinterland an Frankreich preis. Italien war im höchsten Grade erbittert und entschloß sich, der Gegnerschaft gegen Frankreich ein Ende zu machen. Damit lockerte sich dessen Zugehörigkeit zum Dreibunde, und England mußte sich als isoliert ansehen. Insbesondre verpflichtete sich noch Frankreich, eine Erwerbung Tripolitaniens durch Italien nicht zu stören, wogegen Italien sein Desinteressement in Marokko erklärte.

Eine Verschiebung all dieser Verhältnisse ging nun von Ostasien aus. Rußland machte dort große Fortschritte. Es verlangte für seine den Chinesen gegen die Japaner geleistete diplomatische Hilfe die Legung der sibirischen Eisenbahn durch die Mandschurei und sodann die „Pachtung" der Südspitze der Halbinsel Liaotong mit Port Arthur und Dalny. Ja im weitern Verlaufe glaubte man allgemein, daß es die ganze Mandschurei behalten werde. Darin sah England eine enorme Gefahr. Es braucht hier nur angezogen zu werden, daß England nun seine Stellung zu den Angelegenheiten im vordern Orient änderte. Es hatte schon seit längerer Zeit die Türkei als nicht reformfähig aufgegeben und sich begnügt, seine Mittelmeerposition durch Deckung Ägyptens zu schützen. Aus Cypern, das es sich im Jahre 1878 als Entgelt für seine der Türkei gegebne (wohl immer als locker betrachtete) Gebietsgarantie hatte übergeben lassen, hatte es keine Kriegsstellung zu machen für nötig erachtet. Es wollte die Türkei ihrem Schicksal überlassen, ja es ging weiter und begünstigte ein russisches Eingreifen, womit es die moskowitische Macht vom fernen Orient abzuziehn gedachte. Man beschuldigte es sogar (offenbar mit Unrecht), daß es die armenischen Unruhen angezettelt habe, um Rußland zu engagieren. Das gelang ihm aber nicht. In Petersburg hatte man sich entschlossen, die weitere Auflösung der Türkei nicht zu befördern, da man keine lebensfähigen Nationalstaaten wollte. So begünstigte man denn auch Griechenlands Aktion infolge des kretischen Aufstandes durchaus nicht.

Nun hat sich abermals die Szene von Grund aus verändert. Rußland ist von Japan empfindlich geschlagen worden und gar nicht imstande, in der nächsten Zeit eine große Rolle in der Orientpolitik zu spielen. England hat jetzt kein Interesse mehr daran, ihm die Türkei auszuliefern, es hat sogar seinem Verbündeten Japan zuliebe von der Hohen Pforte nachdrücklich verlangt und auch erreicht, daß die Meerengen für die russische Kriegsflotte gesperrt blieben. Ein paar Kreuzer, „Smolensk" und „Petersburg" von der „freiwilligen Flotte," hatten sich nicht daran gekehrt und im Roten Meer auf Kriegskonterbande, englische und deutsche, Jagd gemacht. Nun wurde die Schließung der Meerengen wieder vollständig. Die zweite wichtige Folge war, daß Rußland an Wert als Bundesgenosse für Frankreich so sehr einbüßte, daß der Zweibund als aufgetrocknet angesehen werden kann. Schon lange war Frankreichs Hoffnung auf russische Hilfe zur Wiedererlangung Elsaß-Lothringens schwächer und schwächer geworden. Nun kamen im Frühjahr 1904 freundliche Anerbietungen von England. Man wollte eine ganze Reihe alter Differenzpunkte durch gütliche Verständigung begraben. Minder bedeutsam waren die über die

Digitized by Google

Neufundlandfischerei, über Madagaskar und Siam. Wichtiger war, daß Frankreich, das die Annexion Ägyptens an das englische Kolonialreich noch nicht anerkannt hatte, das in diesem Abkommen tat, worauf alle andern Signatarmächte der ägyptischen Verträge ebenfalls ihr Einverständnis erklärten. Damit ist der Übergang Ägyptens in Englands Hände vollständig geworden.

Der bei weitem wichtigste Punkt ist Marokko. Seitdem Frankreich 1830 Nachbar des scherifischen Reiches geworden war, hat England es als seine Aufgabe angesehen, Marokko vor dem Schicksal Algiers zu bewahren. Das Land sollte sowohl aus wirtschaftlichen wie aus strategischen Gründen offen bleiben. Nicht ganz so stand Spanien dazu. Es behauptete als nächster Nachbar die größten und die ältesten Ansprüche zu haben, dort eine Kolonie zu errichten, auch sei das Europäertum hauptsächlich durch spanische Nationalität vertreten. Wenn allerdings eine Erwerbung marokkanischen Gebiets durch Spanien ausgeschlossen sei, dann sei es wenigstens dafür, daß die Unabhängigkeit erhalten bleibe. So standen im wesentlichen England und Spanien zusammen gegen das leise Drängen Frankreichs, das jeden kleinen Grenzkonflikt benutzte, Vorteile auf Kosten Marokkos zu erlangen. In den letzten Jahren besetzte Frankreich die Tuatoasen fern in der Wüste, südöstlich vom Atlas, worauf Marokko einen Anspruch zu haben behauptete, der jedoch unberücksichtigt blieb. Der größte Teil des marokkanischen Handels ist in englischen Händen, dann folgen Frankreich und Deutschland. Frankreich betreibt in all seinen Kolonien eine fremdenfeindliche Zollpolitik, die schon die Vertreibung des fremden Handels aus Tunis zur Folge gehabt hat. Ohne Zweifel würde es auch in Marokko so gehn, wenn Frankreich dort freie Hand hätte. Der englische Widerstand dagegen war also selbstverständlich.

Von nicht geringerer Bedeutung war eine strategische Rücksicht. Auch wenn Gibraltar noch das unbezwingliche Felsennest von ehedem wäre, so müßte es den Engländern unlieb sein, wenn sich am gegenüberliegenden afrikanischen Ufer eine zweite Zwingburg erhöbe. Gibraltar ist aber längst nicht mehr unerreichbar für fremde Geschütze. Das gegenüberliegende Ufer der kleinen spanischen Bucht von Algeciras ist nur sechs bis acht Kilometer entfernt, sodaß schweres Geschütz, das hinter den jenseitigen Bergen in Position gebracht würde, die Stadt Gibraltar samt Trockendocks, Arsenalen, Depots, Kasernen in kurzer Zeit vernichten könnte. Das ist den Engländern schon als eine so ernste Sache erschienen, daß sie sich mit dem Gedanken getragen haben, den Hafen nach der andern, östlichen Seite des Tarekfelsens zu verlegen, was sich jedoch aus technischen Gründen als unmöglich erwiesen hat. Sie haben aufs neue hohe Summen auf die Verbesserung der Verteidigung Gibraltars verwandt. Tanger leidet nicht unter einem solchen Nachteil. Es kann nicht vom Lande aus beschossen werden. Allerdings hat die Natur den Punkt nur wenig zu einem Hafen gemacht. Es ist nur eine flache Bucht vorhanden. Molen können jedoch einen gut geschützten Hafen schaffen, und Landbefestigungen können ihn in einen gewaltigen Kriegshafen verwandeln. Deshalb hat England bisher immer darauf gehalten, daß Tanger, daß ganz Marokko nicht in die Hände einer starken Macht falle.

Digitized by Google

Nun mit einemmal hat sich England anders entschlossen. Es hat alle seine Interessen in Marokko zum Opfer gebracht und den Franzosen die Bahn fast vollständig frei gemacht. Der Umschlag ist ganz plötzlich gekommen. Gleich nach der Anwesenheit des Königs in Frankreich entschloß sich England zu der Schwenkung. Maßgebend waren namentlich zwei Gründe; der eine war die Verbitterung gegen Deutschland, deren Ursachen wir hier nicht erörtern wollen, der andre der Wunsch, Frankreich von dem Widersacher Rußlands in Asien abzuziehn. Auf die Dauer kann Frankreich nicht der Verbündete Rußlands und der intime Freund Englands sein, das der Verbündete Japans ist. England gab also für den Gewinn Ägyptens, das es materiell schon in der Tasche hatte, jeglichen Widerstand gegen Frankreichs Vordringen in Marokko auf. Nur drei ernstliche Bedingungen waren daran geknüpft: 1. die Erhaltung der Unabhängigkeit des Landes (die aber am Ende bloß eine scheinbare hätte zu sein brauchen), 2. die Verpflichtung, Tanger nicht zu befestigen, 3. die Verpflichtung, für dreißig Jahre Freihandel in Marokko zu erhalten.

Der Vertrag hatte eine außerordentliche Tragweite. Die beiden Länder teilten ihn nur einigen andern Mächten mit, so Spanien und Italien, nicht Deutschland. Sie wollten also sagen, daß er Deutschland, Österreich, die Vereinigten Staaten usw. nichts angehe. Ein Stillschweigen dazu hätte ihnen das Recht eingeräumt, nach Gutdünken über Marokko zu verfügen. Also über ein drittes, völlig unabhängiges, noch gänzlich unerobertes Land! Marokkos Unabhängigkeit ist aber von einem internationalen Areopag ausdrücklich anerkannt worden. Im Sommer 1880 hat in Madrid eine Konferenz getagt, die unter Teilnahme eines Vertreters des Sultans über Konsulatswesen, Bevollmächtigte der fremden Mächte, Schutz und Rechte der Fremden usw. beschlossen hat. Fast alle europäischen Mächte nahmen daran teil, außerdem die Vereinigten Staaten. Marokko war damit ausgesprochen als ein Land behandelt worden, für das internationale Beschlüsse zuständig sind. Wenn sich Frankreich und England nun allein verständigten, so verließen sie den bisherigen Rechtsboden. Dagegen war ein Protest sehr am Platze. Deutschland hat es übernommen, ihn auszuführen. Der Besuch des Kaisers in Tanger hat ihn mit hinreichender Deutlichkeit vollzogen. Durch den englisch-französischen Vertrag wäre die Souveränität des Sultans, obgleich sie rechtlich fortbestand, illusorisch geworden. Durch seinen Gesandten St. René-Taillandier verlangte Frankreich, daß Marokko sein Heer unter Offiziere stelle, die von Frankreich zu ernennen wären, daß französische Beamte die ganze finanzielle und allgemeine Verwaltung kontrollieren sollten, endlich daß Frankreich die marokkanischen Zölle regeln solle. Das Erscheinen des Kaisers hat einen Strich durch diese Rechnung gemacht. Nicht nur der Sultan hat darin die Veranlassung gefunden, seine Souveränität kräftiger zu verteidigen, auch sein Volk begrüßt die Aussicht auf deren Erhaltung. Die fremden Mächte sind keineswegs, wie es die englischen Blätter darstellen, sämtlich gegen Deutschland, vielmehr ist von Spanien, Österreich-Ungarn, den Vereinigten Staaten die Unterstützung Deutschlands sicher zu erwarten.

Würde Marokko französisch, so hätte die Republik das große nordwestafrikanische Reich von der Kleinen Syrte bis zu den Kanarischen Inseln, das

Digitized by Google

in altrömischer Zeit einer der besten Teile des Kaiserreichs war, wieder geschaffen. Dem fremden Handel würde dort wenig Gelegenheit mehr bleiben, die dreißig Jahre Freihandel sind ja nur England verbürgt, nicht andern Ländern. Und wie bald vergehn dreißig Jahre. Auch die Verpflichtung, Tanger nicht zu befestigen, gilt nur England gegenüber, das eines Tags vielleicht darauf verzichten wird, weil es Gegenzugeständnisse erhält, oder weil es sich auf seine Flotte verläßt. Wenn Tanger ein französischer Kriegshafen wird, so haben alle andern Länder mit zwei Sperrforts an der Straße von Gibraltar statt mit einem zu rechnen. Bisher war das Mittelmeer für alle Staaten offen, die mit England im Frieden lebten. In Zukunft würde auch die Erlaubnis Frankreichs zum Passieren der Meerenge nötig sein. Die Verschlechterung der Dinge für die andern Mächte wäre also mit Händen zu greifen gewesen. Nunmehr darf man es wohl als sehr wahrscheinlich ansehen, daß über Tanger nicht die Flagge der Republik wehn, daß vielmehr Marokko seine Unabhängigkeit retten wird, wenn es nur halbwegs Ordnung im Innern zu halten versteht. Ohne solche kann allerdings nur zu leicht ein Konflikt mit Frankreich ausbrechen, dessen Verlauf gar nicht abzusehen wäre.

Fragen wir uns nun, welchen Einfluß der Gang der Dinge auf das Gleichgewicht im Mittelmeer haben muß, so kann die Antwort nur lauten: Wenn England und Frankreich Verbündete sind, so kann von einem Gleichgewicht überhaupt gar keine Rede mehr sein. Italien und Österreich-Ungarn sind viel zu schwach, wider den Stachel löcken zu können. Rußlands Flotte, für sich allein ohnehin ganz unzureichend, bleibt ins Schwarze Meer gebannt. Eine Koalition zwischen Rußland, Österreich und Italien gehört nicht ins Bereich der praktischen Politik. Sind England und Frankreich in verschiednen Schalen der Wage, so verbessert die Erhaltung der Unabhängigkeit Marokkos sehr die Chancen Englands, mit oder ohne den Beistand Italiens der überlegne Teil zu bleiben. Bleibt England neutral, so sind Italien und Österreich den Franzosen unter besonders glücklichen Kombinationen vielleicht gewachsen, vorausgesetzt daß die Russen an dem Seekrieg im Mittelmer nicht teilnehmen können. Die Kombinationen sind zu mannigfaltig, als daß sie alle erörtert werden könnten. Mit einem Worte: In einem Kriege ist es vorteilhaft für jeden Gegner Frankreichs, wenn dieses sich nicht zu allen sonstigen Mittelmeervorteilen auch noch der Herrschaft über Marokko bedienen kann.

Deutsche Bollwerke im Osten

Bei der Beratung des Kultusetats im preußischen Abgeordnetenhause hat der Kultusminister eingehende Mitteilungen über den Stand der neuen wissenschaftlichen Schöpfungen gegeben, die zur Durchführung einer kräftigen Ostmarkenpolitik von der preußischen Regierung ins Leben gerufen worden sind: die Königliche Akademie zu Posen und die dortige Kaiser-Wilhelm-Bibliothek. Bekanntlich ist der Staatszuschuß für die Bibliothek im neuen Etat von 30000 auf 40000 Mark

Digitized by Google

erhöht worden. Die Unterhaltungskosten waren bei der Eröffnung auf höchstens 40000 Mark angeschlagen worden, von denen der Staat einen Zuschuß von drei Vierteln der Kosten bis zum Höchstbetrage von 30000 Mark jährlich zu leisten hatte. Im Jahre 1904 waren sie aber schon auf 66000 Mark angewachsen, und eine Erhöhung des Staatszuschusses war deshalb um so mehr geboten, als seit der Eröffnung der Königlichen Akademie im November 1903, die vorläufig keine eigne Bibliothek hat, auch von dieser Seite her an die Kaiser-Wilhelm-Bibliothek erhöhte Ansprüche gestellt worden sind. Es hatte sich somit die Notwendigkeit ergeben, sowohl den Bücheranschaffungsfonds zu verstärken als auch die Beamten zu vermehren.

Tatsächlich hat die Bibliothek in ihrer bisherigen Entwicklung vom ersten Tage an die Hoffnungen, die auf sie gesetzt waren, weit übertroffen. Ihre Aufgabe, wie sie ihr von vornherein gestellt war, ist eine doppelte, sie soll zugleich der Wissenschaft wie auch den politischen Staatszwecken dienen, dies am meisten dadurch, daß ihr von Anfang an ein volkstümlicher Charakter gegeben wurde. Es hat das erfreulicherweise zur Folge gehabt, daß sich die Bevölkerung sowohl der Stadt wie der Provinz Posen die mannigfachen Vorteile, die die so lange entbehrte Anstalt ihnen bietet, bisher in reichlichem Maße zu Nutzen gemacht hat. Die Verwaltung ist dabei dem Publikum in jeder Weise entgegengekommen. Jeder Erwachsne kann ohne weiteres, ohne Bürgschein und ohne Legitimation, die Bibliothek in Anspruch nehmen. Die Bücherausgabe ist bis neun Uhr Abends, der Lesesaal mit dem Zeitschriftenzimmer bis zehn Uhr Abends täglich geöffnet. Einige Zahlen beweisen, wie sehr sich die Benutzung der Bibliothek im Jahre 1904 gesteigert hat. Im Etatsjahr 1903 wurden über 63000 Bände ausgeliehen, davon 10000 in die Provinz; der Lesesaal und das Zeitschriftenzimmer wurden täglich im Durchschnitt von 153 Personen besucht. Diese Zahlen haben sich durch die stärkere Beteiligung des Publikums im Jahre 1904 wesentlich erhöht, sodaß die Benutzung der Kaiser-Wilhelm-Bibliothek die der frequentiertesten Universitätsbibliotheken übertrifft. Besondre Erwähnung verdient die Einrichtung einer Provinzialwanderbibliothek, die eine eigne Abteilung ausmacht und dazu bestimmt ist, die Volksbibliotheken der Provinz mit wechselndem, der Belehrung und der Unterhaltung dienendem Lesestoff zu versehen. Zu diesem Zweck werden in allen Kreisen der Provinz Posen Kreiswanderbibliotheken begründet, deren eigne Bücherbestände alljährlich durch Hunderte von Bänden aus der Provinzialwanderbibliothek verstärkt werden. Von diesen Zentralstellen aus werden die Bücher auf die Dörfer und in die kleinen Städte verteilt. Zu Anfang des Jahres bestanden schon 35 Kreiswanderbibliotheken mit etwa 350 Ausgabestellen. Die gesamte Organisation dieser Volksbibliotheken, mit denen in größern Städten voraussichtlich bald Lesehallen verbunden sein werden, ist einheitlich, die Oberleitung liegt in der Hand des Direktors der Kaiser-Wilhelm-Bibliothek, der dafür zu sorgen hat, daß nur guter und gediegner Lesestoff beschafft wird. Im Jahre 1904 sind den Volksbibliotheken auf diese Weise mehr als 6000 Bände aus der Provinzialwanderbibliothek zugeflossen, und bald wird sich diese Zahl verdoppeln und verdreifachen.

Als eine ebenso beachtenswerte wie erfreuliche Erscheinung ist hervor-

Digitized by Google

zuheben, daß auch die polnisch sprechende Bevölkerung der Provinz in großer Zahl Bücher entleiht und die Lesehalle aufsucht, gewiß ein Beweis für die Anziehungskraft der Bibliothek, die selbstverständlich in patriotischer Richtung, aber objektiv und wissenschaftlich geleitet wird. Es geht daraus hervor, daß die ablehnende Haltung unsrer polnisch sprechenden Landsleute gegenüber der deutschen Kultur — denn um solche handelt es sich hierbei doch vor allem — nicht so stark ist, wie von manchen Stellen aus gewünscht und behauptet wird.

Aus dem allen ergibt sich, daß die Kaiser-Wilhelm-Bibliothek eine kerngesunde Institution ist, die alle an sie geknüpften Hoffnungen bis jetzt über Erwarten erfüllt und der deutschen Kulturtätigkeit in den Ostmarken zur Ehre gereicht. Hervorgehoben darf noch werden, daß zwischen der Kaiser-Wilhelm-Bibliothek und der Bibliothek in Berlin ein regelmäßiger Leihverkehr eingerichtet ist, wie er sich zwischen der Berliner Bibliothek und den Universitätsbibliotheken des Landes vollzieht. Auch durch Schenkungen erfährt die Kaiser-Wilhelm-Bibliothek fortwährend in erfreulicher Weise Bereicherung ihres Bücherbestandes.

In der für das Etatsjahr 1903/04 aufgestellten Benutzungsstatistik ist nicht ohne Interesse, in welcher Weise sich die Beteiligung der einzelnen Bevölkerungsklassen an der Benutzung gliedert. Der größte Anteil entfällt auf die Frauen Posens mit 2112 und 35,51 Prozent der Gesamtbenutzung, also über ein Drittel der Gesamtzahl von 5948. Dazu treten dann noch 169 Lehrerinnen. Dem hohen Prozentsatz der Frauen ohne Beruf steht an Männern ohne Beruf nur ein solcher von 4,27 (254) gegenüber, was allerdings nicht viel sagen will, da der gesamte übrige Prozentsatz auf den männlichen Teil der Bevölkerung entfällt, davon 13,75 Prozent auf Subalternbeamte, über 14 Prozent (847) auf Fabrikanten und Kaufleute und ihre Gehilfen und Lehrlinge, über 7 Prozent (443) auf Handwerker und ihre Gesellen und Lehrlinge (von diesen 230), Offiziere und in demselben Range stehende Militärbeamte 137, sonstige Militärpersonen 188, Hochschullehrer 19, Studenten 150, Geistliche 21, Juristen und höhere Verwaltungsbeamte 210, Ärzte 48, Beamte wissenschaftlicher Institute 20, Lehrer an höhern Schulen 47, Lehrer an niedern Schulen 167 (dazu dann noch 231 in der Provinz), Techniker 219, Landwirte und Gärtner in der Stadt 31, in der Provinz 73. Die Gesamtbeteiligung der Provinz ist mit 895 angegeben, sodaß die Summe der Entleiher auf 6843 steigt. Von den 63313 Bänden, die in dem Jahre entliehen worden sind, entfallen 29654 auf die schöne Literatur, 6337 auf allgemeine Schriften, 6186 auf Jugendschriften, 4913 auf fremde Literaturen, 3166 auf Geschichte, 1370 auf Lebensbeschreibungen, 1320 auf Technologie usw. Alle diese Zahlen haben im Laufe des folgenden Jahres eine entsprechende Vermehrung erfahren. Besondre Angaben über die Beteiligung der polnisch sprechenden Bevölkerung liegen bis jetzt noch nicht vor. Es wäre wünschenswert, diese Zahlen für die Zukunft festzulegen, soweit es durchführbar ist.

Ähnlich wie die Kaiser-Wilhelm-Bibliothek hat auch die Königliche Akademie in Posen bisher unter dem Zeichen einer erfreulichen Entwicklung gestanden. Es ist ziemlich allgemein angenommen worden, daß die hohe Besuchszahl des

Digitized by Google

ersten Semesters in den darauf folgenden nicht wieder erreicht werden würde, weil eine nicht geringe Anzahl der zum erstenmal eingeschriebnen Hörer nach Befriedigung ihrer Neugier der Akademie den Rücken kehren werde. Die Zahl der Besucher, die im ersten Semester 1160 betrug, ist im Wintersemester 1904/05, nach einem starken Rückgang im Sommer 1904 auf 825, wieder auf 1139 gestiegen. Von den 616 männlichen Hörern, 235 Frauen und 288 Mädchen sind nach der Konfession gegliedert Evangelische: Männer 350, Frauen 105, Mädchen 189, Katholiken: Männer 163, Frauen 15, Mädchen 18, Mosaische: Männer 103, Frauen 115, Mädchen 81. Die mosaische Gruppe stellt demnach von den Frauen das stärkste Kontingent. Im ganzen also: 644 evangelische, 196 katholische und 299 mosaische Hörer und Hörerinnen. Unter den katholischen Männern befinden sich 34 Kleriker des erzbischöflichen Seminars gegen 44 im ersten Semester. Zu den Umständen, die die Gesamtzahl der Hörer nicht unwesentlich beeinflußt haben, gehört vor allem, daß die französischen und die englischen Übungen im ersten Semester, als sie noch unentgeltlich waren, von 334 Hörern besucht wurden, dagegen jetzt nur 121 Hörer aufweisen; daß ferner von den 1160 Hörern des ersten Semesters nur noch 693 im laufenden Semester vorhanden sind. Daraus ergibt sich allerdings, daß sich tatsächlich eine große Anzahl Neugieriger zurückgezogen hat, aber auch Versetzungen, Wegzug aus der Provinz usw. sind auf diese Zahl wohl nicht ohne Einfluß geblieben. Die Neubegründung einer staatswissenschaftlichen Abteilung, die hauptsächlich von höhern Verwaltungsbeamten gut besucht wird, hat inzwischen wieder zur Erhöhung der Gesamtzahl der Hörer beigetragen und bietet zugleich einen guten Ausgangspunkt für den weitern Ausbau.

Im allgemeinen ist das Publikum, aus dem die Hörer der Akademie hervorgehn, in Posen viel fluktuierender, als anfänglich angenommen wurde, sodaß die Befürchtung, die Akademie werde jahrelang dieselben Personen als Hörer haben, und diese würden nach einiger Zeit übersättigt sein, die Dozenten würden sich vor dem ständig gleichen Publikum bald ausgegeben haben, bis jetzt nicht zutrifft; im Gegenteil ist zum Beispiel die Zahl der Männer von 66 Prozent im ersten Semester auf 54 Prozent im dritten hinuntergegangen, woran die Offiziere (79 statt 99), Techniker (47 statt 85), Gewerbtreibende (140 statt 196) stark beteiligt sind. Gerade diese drei Berufsklassen aber sind wohl einem ziemlichen Wechsel des Aufenthalts unterworfen; es kann jedoch nicht außer acht gelassen werden, daß auch das Fehlen von Berechtigungen, zumal der Diplomerteilung, gerade für Techniker ins Gewicht fallen dürfte, auch eine Vervollständigung des Lehrplans sowohl für die Techniker als auch für die Gewerbtreibenden ist dringendes Bedürfnis. Die Offiziere werden, soweit es sich nicht für den einzelnen um Vorbereitung für einen bürgerlichen Beruf handelt, mehr oder minder wohl nur eine Ergänzung ihrer allgemeinen wissenschaftlichen Bildung sowie eine Befriedigung ihrer geistigen Bedürfnisse suchen und finden. Ihre Zahl wird durch Versetzung, Abkommandierung, Ausscheiden aus dem Dienst stark beeinflußt. Von den 44 Klerikern des ersten Semesters waren im dritten nur noch 4 vorhanden, doch waren im Sommersemester 30 neu hinzugekommen, die nun auch im dritten Semester

Digitized by Google

belegt haben. Kunstgeschichte, paläographische Übungen, Mathematik, Geographie, der Bau des menschlichen Körpers sind die von ihnen am meisten besuchten Vorlesungen.

Die Tätigkeit der Dozenten der Akademie beschränkt sich aber keineswegs auf die Vorlesungen an dieser, sondern sie haben die Aufgabe, die ihnen durch die Berufung in die Provinz gestellt worden ist, in einem wesentlich erweiterten Sinne erfaßt und namentlich in der „Deutschen Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft" eine außerordentlich rege Tätigkeit entfaltet. Von den etwa hundert Vorträgen, die die Gesellschaft im Wintersemester 1904/05 in der Provinz halten ließ, fallen fünfundsiebzig auf die Lehrer der Akademie. Diese Vorträge sind überall mit lebhafter Freude, zum Teil mit großer Begeisterung aufgenommen worden, ein Umstand, der wohl beweist, daß die Dozenten es verstanden haben, in der Wahl der Themata und der Art der Vorträge das Richtige zu treffen. Ebenso wie die Gründung einer staatswissenschaftlichen Abteilung für die höhern Verwaltungsbeamten an das Bestehn der Akademie anknüpft, so planen auch Lehrer der neuern Sprachen aus der Stadt die Gründung einer ähnlichen Vereinigung, um sich, da sie die Vorlesungen der Akademie nicht regelmäßig besuchen können, Gelegenheit zu verschaffen, unter Führung und Leitung der Akademieprofessoren wissenschaftlich zu arbeiten. Die Professoren sind mit der angebahnten Art des Zusammenwirkens von Akademie und „Deutscher Gesellschaft" sehr zufrieden, und es läßt sich wohl annehmen, daß der Zusammenschluß der erwähnten neuen Bildungen mit der Akademie im Laufe der Zeit immer enger werden wird. Die allgemeine zuversichtliche Stimmung, mit der die Akademie in der Stadt und in der Provinz Posen bei ihrer Eröffnung begrüßt worden ist, hat nirgends nachgelassen. Sie hat im Gegenteil Kreise, die sich anfänglich vorsichtig und abwartend verhielten, erfaßt, und es darf wohl auch hierin eine gute Gewähr für die Lebensfähigkeit der neuen Schöpfung und die Erfüllung der ihr gestellten Aufgaben gesehen werden.

Es bleibt übrig, auf die Statistik der Hörerverhältnisse etwas näher einzugehn. Es ist schon hervorgehoben worden, daß bei der Verschiebung der Gesamtzahl der Umstand nicht ohne Einfluß gewesen ist, daß im ersten Semester kein Honorar für Übungen in den neuern Sprachen erhoben worden ist. Nach Einführung des Honorars ist die Zahl der Teilnehmer an den Übungen zurückgegangen, zum Beispiel im Englischen von 162 (Wintersemester 1903/04) auf 68 (Sommersemester 1904) und 65 (Wintersemester 1904/05); im Französischen von 172 (Wintersemester 1903/04) auf 41 (Sommersemester 1904) und 56 (Wintersemester 1904/05). Hier ist also schon wieder eine Steigerung zu verzeichnen. Die Verschiebung der Hörerzahl nach der weiblichen Seite hin ist zurzeit unverkennbar. Es muß jedoch abgewartet werden, wieweit das von Dauer sein wird; sogar die Möglichkeit einer Verstärkung ist nicht ausgeschlossen, da bis jetzt die Beteiligung der katholischen Mädchen und Frauen noch sehr gering ist. Eine Verstärkung der männlichen Hörerschaft wird wesentlich davon abhängen, ob und in welchem Umfang die Akademie in die Lage gesetzt wird, den männlichen Hörern eine äußere Förderung zu

Digitized by Google

bieten. Zurzeit gewährt sie ihnen keinerlei Berechtigungen, und damit geht für die ohnehin durch das Berufsleben stark beanspruchten Männer eine wesentliche Anziehung verloren, was um so mehr bedauert werden muß, als Posen die einzige Provinz Preußens ist, die nichts dergleichen zu bieten vermag. In konfessioneller Beziehung ist das Verhältnis im Vergleich zum ersten Semester fast ganz konstant geblieben: das evangelische Element macht weit mehr als die Hälfte aus, das katholische mehr als ein Sechstel, und das jüdische mehr als ein Fünftel. Die erfreulichsten Ergebnisse zeigt die Berufsstatistik. Die Beteiligung des Lehrerstandes zeigt einen starken Zuwachs von 16 Prozent, dagegen sind die Offiziere um etwa 20 Prozent zurückgegangen, die höhern Beamten um 7, die mittlern um 5 Prozent; leider beträgt der Rückgang bei den gelehrt-technischen Berufen mehr als 40 Prozent, bei den Gewerbetreibenden etwa 29 Prozent. Aus diesen Tatsachen ergibt sich, daß das Sommersemester für eine freie Hochschule, wie die Akademie, voraussichtlich immer eine kritische Zeit sein wird. Gegen die zum Teil auffälligen Rückgänge des Sommersemesters ist jedoch durchweg ein befriedigender Ausgleich eingetreten. Ähnliche Veranstaltungen, wie zum Beispiel die Oberschulbehörde in Hamburg und die Gehestiftung in Dresden, veranstalten aus diesem Grunde im Sommer überhaupt keine Vorlesungen. Außerdem zeigen die Zahlen, daß die Entwicklung der Akademie nicht nach der Handelshochschule, sondern in allgemeiner Richtung geht, ihrem ursprünglichen Charakter gemäß. Ihre Wirkung ist daher am stärksten und nimmt am meisten zu in den Kreisen, die in nationalem Sinne als die Träger der Volksbildung und des Volkstums am wichtigsten sind. Soll die Akademie, wie es allerdings wünschenswert ist, für das gewerblich-technische Leben Bedeutung gewinnen, so wird es unbedingt notwendig sein, ihre Wirksamkeit in dieser Richtung durch Ausgestaltung des Lehrplans zu verstärken und ihr Berechtigungen zu geben, wozu die Verleihung einer Diplomprüfungsordnung der erste Schritt sein würde. Geht man zum Beispiel die gelehrten technischen Berufe durch, so finden wir 20 Ärzte, 1 Zahnarzt, keinen Tierarzt, 2 Chemiker, 7 Apotheker, 2 Architekten, 15 Ingenieure, im ganzen 47 Personen, von denen 28 der Akademie seit dem ersten Semester angehören; von den Gewerbetreibenden: Kaufleute 89, Syndikus der Handelskammer 1, Lehrlinge 8, Bankbeamte 19, Bankeleven 7, Fabrikanten 0, Landwirte und Gärtner 9, Musiker und Musiklehrerinnen 0, Damen andrer Berufe 7, darunter 4 als Gesellschafterinnen oder Erzieherinnen. In diesen Zahlen sind zweifellos die Nachweise gegeben, nach welcher Richtung hin eine Erweiterung der Akademie und ihrer Wirksamkeit zu wünschen bleibt. Die höhern Beamten und die Rechtsanwälte verteilen sich auf 40 höhere Verwaltungsbeamte, 17 Richter, 6 Rechtsanwälte, 9 Assessoren, 19 Referendare, diese im Verhältnis zu den Richtern jedenfalls eine außerordentlich geringe Zahl. Pfarrer sind 4 evangelische, 3 katholische und dazu 34 katholische Kleriker vorhanden. Im Sommersemester betrug die Zahl der evangelischen Pfarrer 3, der katholischen 6 und der Kleriker 44. Die jetzt noch vorhandnen 3 katholischen Pfarrer sind noch aus dem Eröffnungssemester übrig. Was den Lehrerstand anlangt, so finden wir 13 höhere Lehrer, 2 Direktoren, 101 Volks- und Mittelschullehrer, 10 Rek-

Digitized by Google

toren, 122 Lehrerinnen, 7 Schulvorsteherinnen, 3 Beamte, zusammen 258 Personen. Das starke Überwiegen des evangelischen Elements kann nicht weiter auffallen, da die katholische Bevölkerung diesen neuen Staatsinstitutionen wohl noch längere Zeit mißtrauisch, wenn nicht gar feindselig gegenüberstehn wird. Hoffentlich wirkt nach dieser Richtung hin der Besuch der Kleriker des erzbischöflichen Seminars aufklärend und beruhigend. Die katholische Bevölkerung der Provinz ist mehr als doppelt so stark als die evangelische, deren Beteiligung an der Akademie ist dagegen eine dreimal so starke. Das erklärt sich aber genügend aus dem Umstande, daß sie erstens überwiegend die intelligentern Kreise umfaßt, und sodann, daß sie den neuen Institutionen sympathisch gegenübersteht. Die Beteiligung der jüdischen Bevölkerung erreichte im ersten Semester 300, fiel im zweiten auf 223 und hat jetzt mit 299 die Zahl des ersten Semesters wieder erreicht. Zieht man in Betracht, daß nach der Volkszählung von 1900 die Provinz Posen 569564 Evangelische, 1280077 Katholiken und 35327 Israeliten zählt, so ist der Prozentsatz der Beteiligung der Israeliten an der Akademie außerordentlich hoch.

In der polnischen Bevölkerung der Stadt Posen hat sich im Laufe des letzten Winters ein gewisses Bestreben gezeigt, die Vorteile, die die Akademie bietet, nicht unbenutzt zu lassen. Im Goniec Wielkopolski vom 13. November wurde von einem Besucher der Akademie ausdrücklich bestätigt, daß er die Vorlesungen von Anfang an besucht habe und nicht ein einzigesmal Unannehmlichkeiten wegen seiner Nationalität ausgesetzt gewesen sei, was sämtliche Polen, die die Vorlesungen besuchen, bestätigen müßten. Der Verfasser fügte hinzu, daß die Zahl der Polen leider nur klein sei, meinte jedoch: „Wir haben keine Veranlassung, die Akademie zu meiden. Gerade recht zahlreich müßten wir die Vorlesungen besuchen. Der Zutritt ist nicht schwer. . . . Unter so einfachen Bedingungen ist es unsre Pflicht, uns als Hörer eintragen zu lassen. Wenn wir uns eine solche Gelegenheit entgehn lassen, dann allerdings muß die Akademie in den Händen der Deutschen eine gefährliche Waffe werden. Die an den Vorlesungen sich beteiligenden Deutschen werden uns in kurzer Zeit überlegen sein, und dem müssen wir vorbeugen. In der heutigen Zeit können wir nur vorteilhaft kämpfen, wenn unsre Kenntnisse größer sind, da die Seite, die eine größere wissenschaftliche Bildung hat, siegen wird. Es ist mithin gewissermaßen Pflicht eines jeden Polen, dem die Vorbildung es erlaubt, sich als Hörer der Akademie eintragen zu lassen und von den Rechten im weitestgehenden Maße Gebrauch zu machen." Vom deutschen Standpunkt aus wäre nur hinzuzufügen, daß uns nichts willkommner sein kann als ein äußerst zahlreicher Besuch der polnischen Landsleute an der Posener Akademie. Je zahlreicher sich die polnisch sprechenden Preußen Posens an dem Besuch der Akademie beteiligen, um so mehr werden sie und die ihnen nahe stehenden Kreise inne werden, daß zwischen den Deutschen und ihnen kein Gegensatz besteht, sofern sie die Fundamente des Staats unangetastet lassen. Können sich die Akademie und die Kaiser-Wilhelm-Bibliothek auf diesem Gebiete der moralischen Eroberung betätigen, so werden sie damit die schönste und wertvollste der ihnen gestellten Aufgaben erfüllen. Jeder Pole wird an der

Digitized by Google

Akademie zu Posen willkommen sein, und es wäre nichts erwünschter, als wenn sich der Streit zwischen beiden Nationalitäten schließlich nur noch auf das angestrebte Übergewicht an wissenschaftlicher Bildung beschränkte.

H. J.

Zur Reform des Strafprozesses

Von Dal. Jsemann in Kolmar

1. Reformbedürftigkeit. Klassenjustiz

Welches Menschenwerk wäre nicht verbesserungsfähig und verbesserungsbedürftig? Zudem sind sechsundzwanzig Dienstjahre schon ein hübsches Alter für ein Fabrikat deutscher Gesetzgebung, wenn man bedenkt, daß zum Beispiel einzelne Teile der Gewerbeordnung geradezu Saisonartikel geworden sind! Die Frage ist also die: In welchem Sinne soll reformiert werden? soll das gesellschaftliche Interesse mehr betont, d. h. sollen dem Staate mehr oder stärkere Mittel zur Aufsuchung und Unterdrückung strafbarer Handlungen geboten, oder soll nicht vielmehr die Persönlichkeit gegen die Gefahren mehr in Schutz genommen werden, die dem Einzelnen von der Staatsgewalt mit ihren erdrückenden Machtmitteln deshalb drohen, weil er ihr zufällig auf ihrem Rachezug gegen den Verbrecher in die Quere gekommen ist? Kein Zweifel, daß die reformatorische Bewegung auch in Zukunft, wie bisher, diesen letzten Weg weiter verfolgt, sogar auf die Gefahr hin, daß die Entdeckung und die Bestrafung einer einzelnen Straftat dadurch erschwert oder vielleicht gar unmöglich gemacht werden.

Man beginnt allmählich einzusehen, daß der Wert der Strafe in ihrer ethischen und sozialen Bedeutung bisher viel zu hoch eingeschätzt worden ist. Der moralische Stand eines Volkes wird nicht durch Strafrecht und Strafprozeß geregelt, jedenfalls nicht vorzugsweise, sondern durch eine von innen heraustretende erziehende Entwicklung seiner Anlagen, die mit dem paragraphierten Rechte nichts zu tun hat. Und dann: heute, wo die Gesellschaft eine immer stärker hervortretende Neigung zeigt, die Betätigung der Persönlichkeit, zunächst allerdings nur auf wirtschaftlichem Gebiet, unter Kontrolle zu stellen, verlangt der Rest, der ihr an Bewegungsfreiheit bleibt, um so eifersüchtiger nach Schutz. Gerechtigkeit ist eine schöne Sache, aber der Kampf um sie ist nicht nach jedermanns Geschmack. Wie früher so ist zwar heute noch die Farblosigkeit das wirksamste mimicry der Individualität, aber was sich aus der Eintönigkeit heraushebt, hat um so größern Anspruch auf ungestörtes Dasein.

Von diesem Gedanken sind übrigens alle modernen Strafprozeßordnungen geleitet; die unsrige besteht mindestens zu zwei Dritteln aus Schutzmaßregeln gegen Eingriffe in die private Bewegungsfreiheit, während man in frühern Zeiten darin nur Anleitungen zu einer möglichst schonungslosen Wahrheitserforschung zu suchen gewohnt war. Eine Weiterentwicklung kann also nur im Sinn einer Verstärkung ihrer Garantien gedacht werden, eine Entwicklung, die auf ihrem

Digitized by Google

Wege alles das zu beseitigen haben wird, was mit den Forderungen einer höhern Sittlichkeit in Widerspruch steht, wie zum Beispiel den Zeugniszwang in den Fällen, wo das Schweigen eine Ehrenpflicht ist, die aber auch alles wegfegen muß, was an die Folterkammer der guten alten Zeit erinnert. Oder ist es keine Gewissensfolter, wenn jemand, der nicht einmal angeklagt ist und nur so zufällig in die Nähe des Räderwerks des Justizgetriebes geraten ist, sich vor die Wahl gestellt sieht, entweder einen Meineid zu leisten oder durch Zeugnisverweigerung zuzugestehn, daß er sich einer unehrenhaften oder strafbaren Handlung schuldig gemacht hat? Nur das Instrument hat gewechselt, die Sache ist dieselbe geblieben.

Aber eins ist zu beachten: Mögen zukünftige Gesetze der Persönlichkeit noch so viele Garantien bieten, der gewollte Schutz wird nicht erreicht, wenn die Handhabung nicht gleichen Schritt hält mit dem humanern Gesetzeswillen. Es kommt weniger auf das Gesetz als auf die Art seiner Anwendung an. Auch das rücksichtsloseste verliert seine Schroffheiten in der Hand des Mannes, der sich bewußt bleibt, daß das Allgemeinwohl am besten gewahrt wird durch den Schutz des Einzelnen, während sich das beste Gesetz als unerträglich erweist, wenn bei seiner Anwendung Mißwollen und Engherzigkeit den Vorsitz führen.

Sehr interessant ist ein Vergleich mit französischen Verhältnissen. In der Politik leicht beweglich und wandelbar ist Frankreich in der Gesetzgebung das konservativste Volk des Festlandes. Seine Hauptgesetze haben ein Jahrhundert überdauert, und wenn auch dem Code civil der innere Wert und seine künstlerische Form hierbei zustatten kommt, so kann man vom Code d'inst. crim. wohl genau das Gegenteil sagen. Und doch gleitet die Handhabung über alle die scharfen Kanten hinweg, an denen sich bei uns Angeklagte und Zeugen — ohne jeden erkennbaren Nutzen — wund reißen. Höchstens hilft man sich dort, wo die Politik in Frage kommt, mit einer kleinen épuration des Richterstandes! Und bei uns? Wenn sich an dem Gebäude der Gesetzgebung ein kleiner Spalt, vielleicht sogar nur ein Schönheitsfehler zeigt, dann ist keine Hand da, die Unebenheiten auszugleichen; an den rissigen Stellen wird so lange herumgebohrt, bis aus dem Riß eine große klaffende Lücke geworden ist, die nur durch eine Novelle wieder ausgefüllt werden kann. Die Aufgabe der Rechtsprechung, mitzuhelfen an dem Ausbau und der Fortentwicklung eines Gesetzes, hat bis jetzt nur mäßiges Verständnis gefunden.*)

Wir leben nicht mehr in der Zeit des Buchstabens. Kein Gesetz ist so starr und so spröde, daß es nicht eine auch für erweiterte Bedürfnisse befriedigende An-

*) Und trotzdem — oder vielleicht deshalb — leidet schon heute die Einheit der Rechtsprechung im Zivilrechte an der Überzahl der Prozesse. Daß aber das Reichsgericht zum guten Teile selbst an seiner Arbeitslast die Schuld trägt, das muß einmal deutlich ausgesprochen werden. Es wäre nicht schwer, den starken Prozentsatz der Entscheidungen zu bestimmen, die rein in tatsächlichen Erwägungen ihr Leitmotiv finden. So wie die Dinge heute liegen, kann ein vorsichtiger Anwalt nur in den seltensten Fällen von der Revision abraten. Und was ist die Folge? Bei etwa 50 Prozent der zurückverwiesnen Sachen fällt die Katze wieder auf die alten Füße, und der Sieger in der Revisionsinstanz hat noch deren Kosten zu tragen. Ein Beweis, daß die behandelte Rechtsfrage nicht ausschlaggebend war. So lange sich das Reichsgericht diesen Luxus leistet, darf von einer Überlastung höchstens im Sinne einer Selbstüberbürdung gesprochen werden.

Digitized by Google

wendung erfahren könnte. Wenn die Nase der Justiz nicht aus Wachs ist, ist sie noch weniger aus Granit.

Laband hat neulich in einem öffentlichen Vortrage die wachsende Unzufriedenheit mit der Strafrechtsprechung durch das Zuviel polizeilicher Bestimmungen zu erklären gesucht, und gewiß ist diese Einschnürung freier Lebensäußerung nicht ohne Einfluß auf die unbehagliche Stimmung, die sich auf immer weitere Kreise ausdehnt. Aber gerade die Beispiele, die er anführt, deuten darauf hin, daß es nur die über das Ziel hinausschießende Anwendung ist, die zu Klagen Veranlassung gibt. Es ist wahr, mancher harmlos Vorübergehende bleibt mit dem Ärmel am Stacheldraht der Polizeigesetze hängen; aber tiefer geht das nicht. Was schmerzt, sind die Quetschungen, die das Räderwerk des eigentlichen Strafrechts so nebenbei zufügt, und den Betroffnen das häßliche Wort: „Klassenjustiz“ auf die Zunge zwingt.

Eins der schwersten Ämter ist das des Strafrichters, der sich fortwährend mit psychologischen Rätseln, mit Zweifeln über den Nachweis tatsächlicher Vorkommnisse, mit der menschlichen Zugänglichkeit für suggestive Einwirkungen, mit dem Widerstreit seines Gefühls und der Gesellschaftsinteressen und mit den unzweckmäßigen Folgerungen falscher oder wenigstens ungeklärter strafrechtlicher Grundsätze abzufinden hat. Wer mit jenem Worte behaupten wollte, der deutsche Richterstand verkenne den Ernst und die Wichtigkeit seines Berufs, oder er habe nicht das Bestreben, seiner undankbaren Aufgabe gerecht zu werden, der würde ihm meines Erachtens bitteres Unrecht tun. Und doch der Vorwurf der Klassenjustiz?

Man vergesse eben nicht, daß der Richter in dem Augenblick, wo er die Robe anlegt, nicht die Zeit hat, auch seine ganze Vergangenheit von ererbten, anerzognen oder erworbnen Lebensauffassungen vorher schnell abzustreifen. Das war immer so und wird immer so bleiben, mag man den Richter aus den Reihen der Rechtsgelehrten oder der Laien nehmen. Was aber unsre Zeit von frühern unterscheidet ist die Tatsache, daß das allgemeine Rechtsgefühl empfindlicher, feinfühliger geworden ist. Dieser gesteigerten Sensibilität ist weder die Gesetzgebung noch auch die Art ihrer Anwendung in gleich fortschreitendem Maße gerecht geworden. Alte, überwundne Anschauungen beherrschen nur allzuhäufig noch die Richterbank und den Gang der Verhandlung, bei der nicht immer die Erkenntnis herrscht, daß eine Handlung das notwendige Ergebnis einer Summe von Ursachen ist, die sich nur teilweise innerhalb der betreffenden Persönlichkeit abspielen. Es ist nicht nötig, dem am Boden liegenden Gegner der gesellschaftlichen Ordnung im Schutze dieser Ordnung noch einen Fußtritt zu versetzen, bloß um den Umfang ihrer Gewaltmittel zu illustrieren. Und was soll man sagen, wenn bei einer Freisprechung vom Vorsitzenden des Schwurgerichts, der nur das Gesetz anzuwenden hat, dieses selbst und im Anschluß hieran die Tätigkeit der Mitrichter einer abfälligen Kritik unterzogen wird? Daß das gerade in dem Augenblick geschieht, wo man sich in den Ministerien mit dieser Frage beschäftigt, ist wohl nur eine Sache des Zufalls!

Es ist viel leichter, die Gesetze zu ändern als die Menschen, die sie anzuwenden haben. Je schwieriger und delikater die Aufgabe des Richters geworden

Digitized by Google

ist, desto humaner muß das Gerichtsverfahren werden. Mit einer Reform des Strafverfahrens hätte somit eine Reform des Strafrichters Hand in Hand zu gehn. An andrer Stelle*) habe ich auf eine größere Vertiefung psychologischer Vorbildung hingewiesen; damit ist es jedoch noch lange nicht genug; es wären noch eine ganze Reihe andrer Maßnahmen geboten, die aber außerhalb des Rahmens dieser Besprechung liegen. Das neueste sächsische Regulativ über die Vorbildung der Richter scheint den richtigen Weg anzubahnen; wenigstens gibt es einen wertvollen Fingerzeig nach dieser Richtung.

2. Laienrichter?

Der treffendste Beweis für den aufgestellten Satz, daß es sich heute weniger um eine Reform der Gesetze als um eine Reform ihrer Anwendung handle, wird geliefert durch die Bewegung für eine stärkere Heranziehung des Laienelements, die aus dem Gebiete des Strafrechts hervor schon in das des Zivilrechts hinübergreift, und der von den an der Reichsgesetzgebung Beteiligten, wenn auch widerstrebend und zögernd, immer mehr Boden überlassen wird. Für den Juristen ist sie keine tröstliche Erscheinung, denn sie verkörpert den Vorwurf, daß das Richtertum es nicht verstanden habe, seine Aufgabe zu erfüllen; jedenfalls aber ist sie eine auffallende zu einer Zeit, wo die Arbeitsteilung auch in die Wissenschaft und ihre letzten Ausläufer vorgedrungen ist, und sich die Produktionsfähigkeit selbst dort diesem Zuge anzupassen scheint. Sie wäre abnorm, wenn die Jurisprudenz nur eine Technik wäre, wie sie der Dilettantismus eines H. S. Chamberlain auffaßt, und nicht vielmehr die Kunst, das Leben und seine Wandlungen zu begreifen, sich dem allgemeinen Rechtsgefühl unterzuordnen und es doch zugleich in neue, freiere Bahnen zu lenken, die Kunst, die es versteht, die starre Waffe des Gesetzes zu einem schmiegsamen Rüstzeug für die wechselnden Formen der Lebensäußerungen eines Volkes zu machen, unter der sich seine warme, aber empfindliche und leicht verwundbare Kraft nicht beengt fühlt. Das lernt man natürlich weder in Hörsälen noch aus Kompendien noch aus Sammlungen von Entscheidungen, und weil man dem Juristen keine andern Erkenntnisquellen zutraut, sucht man ihm die Rechtsanwendung aus den Händen zu winden und sie Leuten anzuvertrauen, die für diese Aufgabe nichts als ihre gereifte Lebenserfahrung mitbringen. Aber das ist auch sehr viel. Das Hereinziehn des Laien in einen ihm bisher fremden Kreis neuer Gedanken hat selbstverständlich manche Nachteile zur Folge, auf die von den Gegnern der Schwurgerichte schon übergenug hingewiesen worden ist. Die Unkenntnis der Technik und der Grundbegriffe, mit denen operiert werden muß, macht den Gang der Verhandlung schleppend und unsicher, gibt deshalb unvorhergesehenen geringen Zwischenfällen eine entscheidende Bedeutung und sichert im allgemeinen dem dunkeln Gefühl die Überlegenheit über den kritischen Verstand.

Aber gerade diese Mißstände haben eine vorzügliche Kehrseite: die möglichen Zufälligkeiten verlangen eine sorgfältigere Vorbereitung der Anklage, das

*) Süddeutsche Monatshefte, 1905, Aprilheft. Juristentum und Philosophie.

Digitized by Google

Ungewohnte verbreitet über den dramatischen Gang der Verhandlung einen feierlichen Ernst, der auf alle Mitwirkenden — nicht zum wenigsten auf den Angeklagten selbst — zurückstrahlt, während die Verlangsamung die Persönlichkeit des Angeklagten mehr in den Vordergrund drängt und Gelegenheit gibt, seinem innern Gemütsleben näher zu treten, dem doch ganz allein die Handlung, die ihm vorgeworfen wird, ihre Gefährlichkeit verdankt. Die Neuheit der Eindrücke ist die beste Gewähr gegen eine schablonenhafte, oberflächliche Behandlung, die, statt den Motiven der Tat nachzugehn, sich begnügt, innerhalb der ausgefahrnen Geleise einer feststehenden Terminologie nach den „Tatbestandsmerkmalen" zu suchen.

Aber noch mehr: das Rechtsgefühl des Laien betrachtet seine Aufgabe nicht als erschöpft mit der Prüfung und Beantwortung der Frage, ob eine bestimmte Handlung die von einem Paragraphen vorgesehenen Merkmale an sich trägt, sondern es geht noch einen Schritt weiter und prüft die Existenzberechtigung des Paragraphen schlechthin oder wenigstens in seiner Anwendung auf den gegebnen Fall. Der Jurist darf diesen Weg nicht gehn. Wer aber dem Laiengericht die Aufgabe zuweist, seinen Spruch mit dem Durchschnittsrechtsgefühl in Einklang zu bringen, darf sich nicht gegen diese Machtüberschreitung ereifern, wenn er nicht inkonsequent werden will.

Soeben lege ich eine Zeitung aus der Hand, die zwei Berichte aus dem Gerichtssaal bringt; der eine behandelt eine Schwurgerichts-, der andre eine Strafkammersache. Bei der ersten hatte ein Postbeamter Gelder unterschlagen und die Register gefälscht. Die Verhandlung ergab, daß er durch eine Verkettung unglücklicher Umstände in eine Zwangslage geraten war, aus der er sich durch seine Tat hatte retten wollen. Die Motive waren gut, das Mittel war schlecht. Die Geschworenen sprachen ihn frei. — Vor der Strafkammer hatte sich ein Mädchen wegen Falscheids zu verantworten, weil es in einer Alimentationsklage unter Eid geleugnet hatte, noch mit andern geschlechtlich verkehrt zu haben, und weil dabei die Wahrheit etwas zu kurz gekommen war. Sie wurde verurteilt. Da es sich bei dieser Anklage nicht um eine vorsätzliche Verletzung der Eidespflicht handelt, mußte das Gericht annehmen, daß das Bauernmädchen vor seiner Aussage das Gedächtnis nicht genügend aufgefrischt, vielleicht versäumt hatte, ihr Tagebuch vorher noch einmal durchzusehen! Jenes erste Urteil läßt sich sehr wohl verteidigen, das zweite aber nicht. Und warum bei diesem das bewußte Beiseiteschieben einer natürlich gebotnen Auffassung? Weil das Mädchen sonst vor die Geschwornen gekommen wäre, und diese sie freigesprochen hätten, und weil eine solche feierliche Lüge doch nicht straffrei ausgehn darf! Aber warum würden die Geschwornen freigesprochen haben? Antwort: Weil es sich mit dem tiefern Rechtsgefühl nicht verträgt, jemand zu zwingen oder ihm nur zu erlauben, zwischen Schande und Eigennutz zu wählen, und weil der unter solchen Umständen getroffnen Wahl keine sittliche Bedeutung innewohnt, und ihr deshalb auch die rechtliche versagt bleiben muß!

Ist denn aber überhaupt eine einzelne Freisprechung, die von gesunden, lebenserfahrnen Männern ausgesprochen wird, etwas so gar Schreckliches, ist sie nicht vielleicht ebenso, vielleicht noch mehr geeignet, den mit der ganzen Prozedur

Digitized by Google

gewollten Zweck zu verwirklichen, als die Verurteilung und die Strafverbüßung? Diese Frage streift das noch sehr umstrittne Gebiet des Strafzwecks, das hier abseits liegen bleiben muß. Im Vorbeigehn nur zwei Worte: Die Zeit ist nahezu vorüber, wo dem Moloch der Sühne (soll heißen: der Rache) Opfer an Leben und Freiheit gebracht werden müssen. Die Strafe ist keine Rechts-, sondern eine Machtfrage. Zu ihrer Entschuldigung dient nur die Notwendigkeit der Sicherung. Gegen den einzelnen Angriff, der sich voraussichtlich nicht wiederholt, bedarf es keiner Abwehr, da sie zu spät käme. Die Gefahr liegt nicht in der Handlung noch in ihren Folgen, sondern in der Persönlichkeit; sie muß in den Mittelpunkt der Untersuchung gerückt werden. Gegen die Gefährlichkeit muß eine hohe Mauer um die Gesellschaft gezogen werden; für die Torheit, den Leichtsinn, die Unerfahrenheit und die Not ist das wirksamste Sicherungsmittel der Ausspruch: „Du bist schuldig geworden." Das ist etwas andres als Vergebung. Denn die Gesellschaft hat ein zu gutes Gedächtnis, als daß ihr diese Feststellung als Schutzmittel nicht genügen sollte. Was diesen Wald hütet, ist die Furcht; aber nicht die Furcht vor der Strafe, sondern die vor der Schande. Ohne diese ist das Gefängnis nur ein Erholungsheim oder — das Podium für das Märtyrertum. Bedingte Begnadigung und bedingte Verurteilung sind nur Stationen auf dem Wege der Strafrechtsentwicklung, und die Privatvereine für das Wohl der entlassenen Sträflinge — Ambulanzen, die den verwundeten Feind vor dem Feuer des eignen Heeres zu retten suchen — sind ohne es zu ahnen ein stummer Vorwurf gegen die kurzsichtige Hartherzigkeit unsrer Strafart.

3. Schöffen- oder Schwurgerichte?

Was sie voneinander unterscheidet, ist die Selbständigkeit, die Unabhängigkeit des Laienurteils von juristischen Deduktionen. Wer auf diese Selbständigkeit einiges Gewicht legt, wird nicht die bisherige Schöffeneinrichtung als vorbildlich für den Ausbau der Strafgerichte betrachten können. Allerdings hat auch das Geschworneninstitut seine Nachteile, deren vornehmlichster in der zwiespältigen Urteilsfindung von Schuld und Strafe besteht; eine gleichmäßige Zusammenfassung beider Elemente würde nicht nur die Architekturfehler dieses Baues, der heute sämtliche Stilarten aufweist, beseitigen, sondern auch der ganzen Organisation einen einheitlichen Gedanken zugrunde legen, der dann in all seinen Verästelungen die Vorzüge der Folgerichtigkeit aufwiese. Damit wäre die Bildung einer einzigen Richterbank gegeben, auf der Juristen und auch Laien gleichberechtigt nebeneinander säßen. Soll aber den Laien eine mehr als dekorative Rolle zufallen, so muß sich ihr Einfluß in der proportionellen Beteiligung ausdrücken. Um diese Rücksicht zu wahren und sie doch nicht von vornherein an der Klippe übermäßiger Volksbelastung zum Scheitern zu bringen, würde es sich empfehlen, nur die Stelle des Vorsitzenden mit einem Juristen zu besetzen. Spielen doch heute schon die Beisitzer bei dem Schwurgericht eine beinahe überflüssige Rolle.

Die Rücksicht auf die Wahrung der Selbständigkeit des Laien würde aber noch eine ganze Reihe von Garantien notwendig machen, deren vornehmste hier nur angedeutet werden sollen.

Digitized by Google

An der Zweidrittelmajorität für die Schuldfrage und der einfachen Majorität für die Straffestsetzung braucht allerdings nichts geändert zu werden. Dagegen wäre zunächst die Ablehnungsmöglichkeit ohne Angabe von Gründen für das ausschlaggebende Drittel der Richterbank zu wahren, natürlich nur soweit die Beisitzer in Betracht kommen. Die Art der Listenaufstellung schließt ja allerdings die Befürchtung aus, als ob die Person des Angeklagten oder die Bedeutung des Straffalles die Auswahl beeinflussen könnte; wohl aber ist bei der Notwendigkeit, die Spruchliste für eine geraume Zeit im voraus festzulegen, die Gefahr nicht ausgeschlossen, daß bei der Wahl des Termins die soziale Stellung der Beisitzer, die an einem bestimmten Tage zu amtieren haben, ein entscheidendes Wort mitspricht. Hier muß die Möglichkeit der Ablehnung helfend eingreifen.

Die größere oder die geringere Selbständigkeit des Laienelements findet ihren Ausdruck in der Art, wie über die Schuldfrage abgestimmt wird. Eine der Abstimmung vorausgehende geheime Diskussion wird notwendig der Logik des Juristen zum Siege verhelfen; vor ihr schwindet auch die der Majorität als solcher sonst anhaftende Schwerkraft. Zur Erklärung dieser jeden Tag neubestätigten Erfahrung muß man auf den psychologischen Untergrund jedes menschlichen Urteils zurückgehn. Denn seine Hauptquellen entströmen dem hinter dem Bewußtsein liegenden großen Reservoir unsichtbarer und doch anregungsfähiger Eindrücke, jener endlosen Kette psychischer Komplexe, die erst dann als Motive oder als Motivationsmöglichkeiten erkannt werden, wenn sie die trennende Wand des Bewußtseins durchbrochen haben. Der juristisch geschulte Verstand verhält sich nun diesen Einbrüchen gegenüber von vornherein ablehnend; er läßt bewußtermaßen diese Eindringlinge nur dann als stimmberechtigt zu, wenn sie seine Kontrolle passiert haben und außerdem eine gesetzliche Legitimation vorweisen können. Für diese mit dem doppelten Stempel der Logik und der Gesetzlichkeit versehenen Gründe findet sich selbstverständlich leicht der adäquate Ausdruck, während jener unsichtbare Klopfer für sein Pochen keine Worte findet. Daher die Überlegenheit juristischer Argumentation, wenn sie dem Rechtsgefühl des Laien gegenübertritt. Wer diesem einen größern Einfluß sichern will, muß verhindern, daß es aus seinem eignen Kreise heraus in den fremder Überlegenheit tritt. Daraus ergeben sich folgende Konsequenzen. Erstens: die Abstimmung über die Schuldfrage muß nach erfolgter Rechtsbelehrung in öffentlicher Sitzung mit Ja oder Nein erfolgen.

Zweitens: dieser Teil des Urteils ist nicht mit Gründen zu versehen.

Dagegen besteht kein Bedenken, über die Wahl und das Maß der Strafe geheim zu beraten und diesen Urteilssatz, über den die einfache Majorität zu entscheiden hätte, mit Gründen zu versehen.

Drittens: die Berufung gegen das Urteil ist ausgeschlossen. Die Unmöglichkeit einer sachlichen Nachprüfung ergibt sich aus dem Inhalt eines solchen Urteils. Für eine neue selbständige Prüfung des Sachverhalts aber wären nur zwei Wege offen: die Berufung an ein Juristengericht — wie es heute bei den schöffengerichtlichen Urteilen zulässig ist — oder an ein andres Schöffengericht mit derselben oder einer erweiterten Besetzung.

Digitized by Google

Die erste Möglichkeit wäre eine Verleugnung des Prinzips, auf dem das Laiengericht beruht, und die Beschränkung seiner Bedeutung auf ein konsultatives Votum. Dies würde auch dann noch zutreffen, wenn man die Berufung nur dem Verurteilten, nicht auch der Staatsanwaltschaft zugestehn wollte.

Aber auch auf dem andern Wege würde man zu einer Verneinung der leitenden Gedanken kommen und die Autorität des Laienurteils überhaupt in Frage stellen. Die Möglichkeit einer Urteilsverschiedenheit bleibt immer bestehn, und wenn auch eine zwiefache, voneinander unabhänge Beurteilung desselben Falls eine noch größere Garantie bieten mag, so scheitert ein solches Verlangen schon an den praktischen Folgerungen. Die Schöffengerichte werden ein solches Personal beanspruchen, daß sich eine weitere Instanz von selbst verbietet. Übrigens ist niemals ein Bedürfnis nach Berufung gegen schwurgerichtliche Urteile hervorgetreten.

Beiden, dem Schöffengericht wie dem Schwurgericht, liegt der Gedanke zugrunde, daß das Volk selbst als letzte Instanz angerufen wird, und dies bleibt entscheidend, auch wenn es dabei nur in beschränkter Zahl repräsentiert wird. Selbstverständlich muß um so strenger auf die Einhaltung der Form gedrungen werden, deren Verletzung die Vernichtung des Urteils zur Folge haben muß. Außerdem aber wäre — obschon die Erfahrung dagegen spricht — vielleicht eine Erweiterung des Wiederaufnahmeverfahrens als Korrektiv zuzugestehn.

Der Wegfall der Berufung aber hat zur notwendigen Voraussetzung viertens: eine ganz sorgfältige Voruntersuchung, die auch die letzten Ausläufer von Wahrscheinlichkeiten nicht unberücksichtigt läßt und vor allem die Möglichkeit einer Verteidigung vom Beginn der Untersuchung an schafft. Auf die Einzelheiten ist hier nicht einzugehn. Die Einführung der Schöffengerichte als Strafkammer müßte in dieser Richtung sehr vorteilhaft wirken.

Die einheitlich durchgeführte Zuziehung der Laien bei der Strafrechtsprechung würde ganz besonders denen Befriedigung gewähren, die bei der bisherigen Gliederung den Mangel jeglicher Symmetrie tadeln zu müssen glaubten.

Diese Einheitlichkeit kann aber unmöglich dazu führen, für alle strafbaren Handlungen dieselbe Richterbank einzusetzen. Wie es selbstverständlich ist, daß für die Übertretungen und die geringern Vergehn das bisherige Schöffengericht beizubehalten ist, was Verbesserungen daran nicht ausschließt, so erscheint es mir auch notwendig, für die schweren Verbrechen eine erweiterte Richterbank zu schaffen, deren Einrichtung allein schon einen dem Rechtsgefühl entsprechenden feierlichern Gang der Verhandlung mit sich bringt; diese würde damit dem frühern Schwurgericht ähneln, dessen Namen auch auf dieses Gericht mit übergehn könnte. Wir hätten dann das kleine und das große Schöffengericht und das Schwurgericht, deren Besetzung, abgesehen von dem vorsitzenden Juristen, aus zwei, vier und acht Schöffen bestehn könnte.

Es soll durchaus nicht geleugnet werden, daß diese Laienrechtsprechung bedeutende Opfer an Kraft, Zeit und Geld von der Bevölkerung verlangt; jedoch diese könnten einigermaßen gemildert werden, indem man die Urliste auf möglichst breiter Grundlage aufbaut und so die Anzahl der Schultern vermehrt.

Digitized by Google

auf denen diese Last zu ruhen hätte. Das hätte den weitern Vorteil, daß das Rechtsgefühl auch der Schichten, die bisher nicht zu Wort kommen konnten, zum Ausdruck käme. Ferner müßte den Schöffen eine mäßige Entschädigung, abgesehen von den Reisekosten, für den Zeitverlust gewährt werden. Diese Mehrausgabe würde sich zum Teil mit der Ersparung der Strafrichtergehälter wieder einbringen lassen.

Sollen die Schöffengerichte mehr sein als eine bloße Kulisse, dazu bestimmt, die leitenden Drähte des Juristenrechts zu verdecken, so dürften wohl die vorbezeichneten Garantien als das Mindestmaß dessen erscheinen, was nötig ist, um der neuen Organisation einen dauernden Platz im Rechtsleben zu sichern. Kompromisse über diese grundlegenden Fragen würden keine Seite befriedigen, und ich bin mir nicht zweifelhaft darüber, daß sich in diesem Falle in nicht allzuweiter Ferne die bisherigen Klagen von neuem und in viel schärferer Tonart erheben würden.

Die Erfahrungen, die man mit den bisherigen Schöffengerichten gemacht hat, lassen sich ebensogut für als gegen sie verwerten. Die vorwiegende Stellung des Vorsitzenden sowie die Perspektive der Berufung an das Juristengericht der Strafkammer waren nicht geeignet, das Wesen des Laiengerichts zur Entwicklung zu bringen. In dieser Beziehung würde es sich jedenfalls bei allgemeiner Schöffengerichtsorganisation empfehlen, gegen Urteile der kleinen Schöffen die Berufung, die wegen der unvermeidlichen Lückenhaftigkeit der Voruntersuchung ausnahmsweise zuzulassen wäre, nicht dem großen Schöffen-, sondern einem benachbarten kleinen Schöffengerichte zu überweisen. Denn die Hauptklagen gegen die Wirksamkeit der bisherigen Schöffen wurzeln in lokalen Ursachen; eine Verweisung vor ein gleichwertiges Gericht hätte ja auch seine Schattenseiten, aber sie würden doch zurücktreten gegen die Vorteile einer solchen Einrichtung, die eine bedeutende Entlastung der großen Schöffen mit sich führen würde. Denn davon könnte doch wohl gar keine Rede sein, eigne Juristenstrafkammern für solche Berufungen beizubehalten, und ein etwaiger Versuch, die Rechtsfragen von den Tatfragen zu sondern, würde die bisherigen Nachteile des Schwurgerichts auf die ganze Organisation übertragen und stünde mit dem Gedanken der Laiengerichte in zu scharfem Widerspruch, als daß er sich mit Aussicht auf Erfolg in die Wirklichkeit umsetzen ließe. Glaubt man aber nicht so weit gehn und dem juristisch ungebildeten Rechtsgefühl des Volkes nicht die Wage der Urteilsfindung in die Hand geben zu dürfen, dann wäre es meines Erachtens besser, auf dieses dekorative Schöffenbeiwerk überhaupt zu verzichten und durch Verbesserung der Voruntersuchung und durch Einführung der Berufung gegen die Urteile der Strafkammern dem Reformbedürfnis gerecht zu werden.

Der Zug der Zeit geht nun einmal aber nach der andern Seite, und da kann es sich nur noch darum handeln, ihm ernstlich und wahrhaftig entgegenzukommen und ihn nicht durch Scheinkonzessionen wieder in die alten Rinnsale zu leiten. Man wird bald nicht nur in Strafsachen, sondern auch — und gewiß mit ebensoviel Berechtigung — bei Zivilstreitigkeiten in dem billigen Ermessen des Laien einen sozial wertvollern Ersatz für die bisherige Recht-

Digitized by Google

sprechung finden, die ihre Hauptaufgabe in der logischen Konsequenz sucht, auf die Gefahr hin, in Verfolg des einmal vorgezeichneten Weges auch zu Unbilligkeiten zu führen. Die Billigkeit steht aber dem Gerechtigkeitsideal näher als das Recht, weil sie das Gesamtinteresse berücksichtigt und deshalb in sich selber schon ihre Ausgleichung findet.

Und wo wird das Endziel dieser Entwicklung liegen? Man wird sich schließlich fragen, wozu wir eigentlich noch Juristen nötig haben, wenn doch die Laien ihre Geschäfte besorgen müssen!

Ein neuer Shakespearefund

einerzeit fand sich der einzig bekannte Abzug der ersten Ausgabe eines Stückes von Marlowe, seines Eduard II., außerhalb Englands auf einer deutschen Bibliothek. Die Quartausgabe, die 1593 in das Londoner Buchhändlerregister eingetragen und mit der Jahreszahl 1594 gedruckt wurde, und die lange Zeit als verloren galt, entdeckte man 1876 in der städtischen Bücherſammlung von Kassel. Neuerdings hören wir, daß, wiederum außerhalb Englands, in Südschweden ein Exemplar der bisher verloren geglaubten ersten Quartausgabe von Shakespeares Titus Andronicus aufgetaucht ist. Postsekretär P. J. Krafft in Malmö wandte sich am Ende des vergangnen Jahres an den Vorstand der Universitätsbibliothek zu Lund um Auskunft über einen kleinen Quartband in seinem Besitz. In dem Drucke von sechsunddreißig Blättern erkannte der sachkundige Dr. Ewald Ljunggren, ein Mitglied des Bibliothekvorstandes, ein Exemplar des ersten Druckes von Shakespeares Titus Andronicus. Damit haben wir wohl den einzigen noch vorhandnen Abzug der ersten Auflage dieses Stückes und zugleich neben einem Quarto vom zweiten Teile Heinrichs VI. (London Printed by Thomas Creed, for Thomas Millington, and are to be sold at his shop vnder Saint Peters Church in Cornwall. 1594) den ältesten Druck eines Shakespeareschen Dramas.

Wie wir aus Zeitungen erfahren, soll den neuaufgefundnen Quarto die Buchhandlung von Henry Sotheran and Co. in London vom bisherigen Besitzer für 2000 Pfund Sterling (= 40000 Mark) gekauft haben. Hoffentlich geht das Büchlein an das Britische Museum oder eine andre öffentliche Bibliothek über, damit es frei für die Forschung benutzt werden kann, und nicht in eine Privatbibliothek in England vergraben wird. Denn interessante Fragen knüpfen sich an dieses Drama an.

Marlowes Eduard II., den wir oben erwähnten, ist wohl das letzte Theaterstück, das dieser Dichter nicht allzu lange vor seinem jähen Tode verfaßte. Darauf deutet die gute Abrundung der Handlung, die feste Verbindung der einzelnen Akte und Szenen, die knappe sachgemäße Sprache, kurz, die ganze darin hervortretende Bühnengewandtheit, die diese Historie zum vollendetsten Werke Marlowes stempelt.

Digitized by Google

Ganz anders verhält es sich mit Shakespeares Titus Andronicus. Er darf als der erste Versuch des Dichters auf dramatischem Gebiete betrachtet werden, der keinesfalls später als in das Jahr 1590 gesetzt werden kann. Er zeigt noch so viele Lücken und Mängel, daß man sogar an Shakespeares Verfasserschaft zweifeln könnte, wenn das Stück uns nicht durch Francis Meres in seiner Palladis Tamia (1598) und durch die Aufnahme in die erste Folioausgabe (1623), die durch Freunde und Mitschauspieler des Dichters veranstaltet wurde, als ein Werk Shakespeares beglaubigt wäre.

Bisher wußte man zwar, daß Titus Andronicus am 6. Februar 1594 (nach jetziger Rechnung, nach früherer 1593) als A noble Roman historie of Titus Andronicus in das Buchhändlerregister eingetragen worden war, und der Kritiker, Gerard Langbaine, der jüngere, bestätigt im Account of English Dramatic Poets 1691, daß wirklich 1594 eine Ausgabe erschienen sei. Doch galt sie bisher als gänzlich verloren. Diesem Drucke gehört also der aufgefundne Quartband an. Obgleich dieses Stück Shakespeares künstlerisch recht tief steht, so muß es doch, als es geschrieben worden war, sehr gefallen haben. Daraus erklärt sich, daß schon vor dem Erscheinen der Folio- drei Quartausgaben veröffentlicht wurden (A 1594, B 1600, C 1611).

Der bisherige älteste Text führte den Titel: The most lamentable Romaine Tragedie of Titus Andronicus. As it hath sundry times beene playde by the Right Honourable the Earle of Pembrooke, the Earle of Darbie, the Earle of Sussex, and the Lorde Chamberlaine theyr Seruants. At London, Printed by J. R. for Edward White, and are to bee solde at his shoppe, little North doore of Paules, at the signe of the Gun. 1600. 40 Bl. Der Drucker war James Robert. Dieser Text, der bisher den Ausgangspunkt für kritische Textbetrachtungen bilden mußte, ist im allgemeinen korrekt. Die dritte Quartausgabe (1611) unterscheidet sich wenig von B. Dann folgte der Text der ersten Folioausgabe (1623). Auch dieser beruht im ganzen auf B und C. Doch findet sich hier eine Szene, die den Quartos fehlt. Mit Delius dürfen wir annehmen, daß diese von Anfang an bei Shakespeare stand. Darauf deuten Sprache und Stil hin. Warum sie in den Quartos B und C fehlt, ist schwer zu sagen. Es treten hier (Akt 3, Szene 2) Titus Andronicus, sein Bruder Marcus, die schon verstümmelte Lavinia und ihr noch sehr junger Neffe Lucius (the boy) auf. Wir sehen durch diese Szene, die die Handlung zwar wenig fördert, wie sich die Rache an Aaron und an Tamora mit ihren Söhnen vorbereitet und sich auf drei Generationen: auf Titus und seinen Bruder, auf seine Kinder (Lavinia) und Enkel (Lucius den Jüngern) erstreckt. Daß der neuaufgefunde Quarto diese Szene etwa enthielte, ist kaum anzunehmen, da B aus 40 Blättern besteht, A dagegen nach den Berichten in den Zeitungen nur 36 Blätter haben soll. Die Wichtigkeit von A wird davon abhängen, ob sein Text mit dem von B, C und der Folio im ganzen übereinstimmt oder nicht. In dem ersten Falle haben wir den Shakespeareschen Text dieses Stücks festgestellt, der sich von 1594 bis zu des Dichters Tode nicht wesentlich veränderte. Die Ansicht mancher Shakespeareforscher, als hätte Shakespeare selbst später noch einmal sein Stück überarbeitet, fällt alsdann in

Digitized by Google

sich zusammen, da ihm jeder feste Grund entzogen wird. Sollte jedoch A einen bedeutend abweichenden Text bieten, so müßte man, wie bei Hamlet A, annehmen, daß entweder überhaupt ein älteres Stück ganz oder teilweise abgedruckt wäre, oder eine frühere Bearbeitung des Stoffes durch Shakespeare vorläge. Doch darüber läßt sich erst entscheiden, wenn wir einen genauen Bericht über A haben.

Haben wir nun irgendwelche Nachrichten über ein älteres Stück dieses Inhalts? Philipp Henslowe (gestorben 1616), der sich von 1577 an neben dem Ausleihen von Geld und Pfändern auch mit der Leitung von Theatern beschäftigte und ein Tagebuch führte, worin wir viele Notizen über Aufführung von Dramen in den verschiednen Theatern finden (er leitete selbst nacheinander das Theater zur Rose, das von Newington Butts und das zum Schwanen, endlich das zur Fortuna in Golden Lane), erwähnt ein Stück: tittus and ondronicus sei am 23. Januar 1594 und danach öfters aufgeführt worden, also in demselben Jahre, aus dem Quarto A des Titus Andronicus stammt. Henslowe ist in seinen Titelangaben nicht sehr zuverlässig. Deshalb ist anzunehmen, daß mit seinem Tittus and Ondronicus Shakespeares Titus Andronicus gemeint ist. Jedoch damit sind die Schwierigkeiten noch nicht alle beseitigt. Henslowe erwähnt nämlich aus dem Jahre 1591 am 11. April auch später mehrmals noch die Aufführung eines Dramas: Tittus and Vespasia, und am 5. Juni 1594 ein Stück: Andronicous. Mit diesem ist wohl wieder Shakespeares Text gemeint. Wie aber verhält es sich mit tittus and Vespasia?

Unter den Tragödien, die englische Schauspieler im siebzehnten Jahrhundert in Deutschland aufführten, wird genannt: „Eine sehr klägliche Tragoedie von Tito Andronico vnd der hoffertigen Kayserin, darinnen denckwürdige actiones zu befinden.“ Der Text steht in den „Englischen Comedien und Tragedien“ (1. Aufl. 1620, 2. Aufl. 1624) an achter Stelle. Neuerdings wurde er veröffentlicht durch A. Cohn, Shakespeare in Germany in the 16th and 17th Centuries, London, 1865; und W. Creizenach, Die Schauspiele der englischen Komödianten, Berlin und Stuttgart, W. Spemann, o. J. (25. Bd. der Deutschen Nationallitteratur, herausgegeben von Jos. Kürschner); vgl. auch Rudolf Genée, Geschichte der Shakespeareschen Dramen in Deutschland. Leipzig, 1879.

Vergleichen wir die deutsche Fassung mit Shakespeares Text, so ergibt sich, daß im allgemeinen das deutsche Stück nach dem englischen zwar geschrieben sein kann, sehr auffällig aber bleibt die große Verschiedenheit der Namen bei sonstigen bedeutenden Ähnlichkeiten. Es handelt sich dabei auch nicht wie bei den englischen Oktavausgaben von „Romeo und Julia“ um die Namen von Nebenpersonen, sondern der Hauptfiguren. Statt Saturninus, Son to the late Emperor of Rome und Bassanius, Brother to Saturninus finden wir: „Vespasianus“ und „der Römische Kayser,“ statt Lavinia aber „Andronica,“ für Tamora, Queen of the Goths tritt „Atiopissa, Königin aus Mohrenland,“ für Aaron, a Moor aber „Morian“ ein. Die Söhne der Atiopissa heißen nicht „Demetrius“ und „Chiron,“ sondern „Helicates“ und „Saphonus“ und dergleichen. In der Handlung tritt besonders hervor, daß

Digitized by Google

im Deutschen kein Sohn der Äthiopissa zur Sühne der gefallnen Söhne des Titus hingeopfert wird. Dadurch also ladet sich Titus keine berechtigte Rache der Königin auf, während Tamora doch einigermaßen zur Blutrache berechtigt ist.

Hat nun der deutsche Bearbeiter diese Änderungen alle von sich aus vorgenommen, oder fand er irgendwo ein Vorbild, wobei man vor allem an ein älteres Spiel denken wird? Die Frage bleibt darum so schwer zu entscheiden, weil wir so gut wie nichts über Shakespeares Quellen wissen. (Vgl. darüber die eingehende Monographie „Über Titus Andronicus" von A. Schröer. Marburg i. H., 1891. S. 19 bis 24.) Schröer kommt zu dem Ergebnis, daß wir eine Quelle über die Fabel nicht kennen. Früher glaubte man sie in einer Ballade, die in demselben Jahre als der älteste Druck (also 1594) veröffentlicht wurde, gefunden zu haben. Die Ballade steht auch bei Percy (in der besten Ausgabe, die wir davon haben, die von A. Schröer, Berlin, E. Felber, 1893. I, 159 bis 164). Doch beruht, trotz einigen Abweichungen, die Ballade wohl auf Shakespeares Stück, während das Verhältnis bei der Ballade Gernutus the Jew of Venice zum Kaufmann von Venedig möglicherweise umgekehrt war und diese von Shakespeare benutzt wurde (abgedruckt bei Schröer S. 150 bis 157).*)

Nach dem Gesagten ist wohl nicht anzunehmen, daß der neuaufgefundne Quarto für die Quellenfragen und für das Verhältnis von Shakespeare zum deutschen Text von Wichtigkeit sein wird. Dagegen stellt er des Dichters Text fest und ist, wie erwähnt worden ist, neben dem Druck vom zweiten Teil Heinrichs VI. die älteste Veröffentlichung eines Shakespearischen Dramas.

Neuerdings erfährt man aus den Zeitungen, daß die Buchhandlung von Sotheran and Co. das Exemplar nach Amerika verkauft haben soll für 3000 Pfund Sterling. Leider hat sich also doch das Britische Museum dieses Unikum entgehn lassen! Hoffentlich kommt es in eine zugängliche Bücherssammlung!

Cosme

Von Wilhelm Lacmann

Auf einer Reise durch Paraguay lernte ich einmal ein Gemeinwesen kennen, das mutete mich an wie ein Wirklichkeit gewordnes Stück Bellamyscher Phantasien.

Abseits von dem Schienenstrang, der von der Hauptstadt Asuncion nach Südosten ins Innere des Landes führt, liegt zwischen den kleinen Flüssen Capivary und Pirapó die nach sozialistischen Grundsätzen errichtete englisch-australische Ackerbaukolonie Cosme. Gleichberechtigung der Mit-

*) Über eine angebliche Vorlage des Dichters in William Painters Palace of Pleasure (1566), Band II, vgl. Creizenach a. a. O. S. 5 und besonders Schröer a. a. O. S. 14 f. und Anmerkung dazu.

Digitized by Google

glieder und demokratische Verfassung, Vermögens-, Arbeits- und Einkommensgemeinschaft sind die Grundlagen ihrer Organisation.

Im Jahre 1893 kam eine Anzahl australischer Auswandrer nach Paraguay und gründete dort die Kolonie Nueva Australia. Zwischen den Mitgliedern brachen später Streitigkeiten aus, infolge deren sechzig Personen die Niederlassung verließen. Ihnen verdankt Cosme seine Entstehung. Die Gründung der Kolonie fand im Mai 1894 statt. Der Name stammt von einer Furt, an der die Gründer zwei Monate lang ihr Lager hatten, bis ihnen die Regierung Land zur Besiedlung überwies.

Ich war in Begleitung zweier deutscher Herren von der Kolonie Yegros gekommen, die an der von Asuncion ausgehenden Eisenbahnlinie, 85 Kilometer südlich von Villa Rica und 15 Kilometer von der Endstation Pirapó entfernt liegt. Von dort nach Cosme hatten wir drei gute Stunden zu reiten gehabt. Jetzt lag die Kommunistenniederlassung im Rahmen eines dunkeln Urwaldes vor uns. Ihre Pflanzungen bedecken ein ausgedehntes, zusammenhängendes Gebiet. Das mutet bei einer verhältnismäßig jungen Siedlung seltsam an. Anderwärts, wo jeder Kolonist seinen eignen Grund und Boden bebaut, und wo also die Urbarmachung des Bodens auf zerstreuten Flecken Landes vor sich geht, schieben sich in der Anfangszeit die Äcker nur vereinzelt in den Wald ein.

Unter den Pflanzungen von Cosme herrscht das Zuckerrohr vor. Dazwischen erheben sich Haine großblättriger Bananen, Ananashecken, Orangen-, Zitronen-, Feigen- und Pfirsichbäume. Die Häuser der Ansiedler liegen beisammen und bilden ein kleines Dorf. Das ist wieder ein Gegensatz zu allen andern Niederlassungen, wo jeder Kolonist für sich auf seinem Stück Land sitzt.

Bevor wir noch das eigentliche Dorf erreichten, kamen wir an zwei oder drei aneinanderstoßende Holzhäuser mit Schindeldächern: es sind die Werkstätten der Kolonie. Aus einem der Gebäude trat eben ein junger Mann in einfachem aber anständigem blauem Arbeitsanzuge heraus. Er trug eine Brille und schien nach dem Schnitt seiner sympathischen Gesichtszüge draußen in der Welt der Standesunterschiede den höhern Klassen angehört zu haben. Einer meiner Begleiter, der schon wiederholt in Cosme gewesen war, erkannte in ihm einen Bekannten, begrüßte ihn und stellte uns vor. Wie er mir nachher erzählte, war der andre ein ehemaliger englischer Ingenieur.

Die Frage, wo wir unsre Pferde und das Sattelzeug lassen sollten, war bald erledigt. Für das Zeug wies uns unser Begleiter einen Platz in einer der Werkstätten an, die Pferde kamen auf die in der Nähe liegende ausgedehnte Weide. Dort floß klares Wasser, das Gras war gut, und Mais bekamen wir in Hülle und Fülle; so waren die Gäule trefflich versorgt.

Wir gingen langsam dem Dorfe zu. Es macht einen ganz eigentümlichen, freundlichen Eindruck. Die Häuser sind klein, aber hübsch und sauber. Sie haben durchweg nur ein Stockwerk, sind aus Brettern aufgeführt und mit Holzschindeln oder Mazegagras gedeckt. Das Dach springt weit vor und wird von Pfosten gestützt. So entsteht die geräumige Verandenvorhalle, die den Anforderungen des heißen Landesklimas entsprechend das Merkmal der in Paraguay

Digitized by Google

allgemein gebräuchlichen Bauart ist. An das Wohngebäude stößt ein kleinerer Anbau, der die Küche enthält. Die Fenster sind, wie man dies hierzulande allenthalben an den Landhäusern sieht, durch Luken mit Läden ersetzt. Ein merkwürdiges Aussehen erhalten die Häuser durch den kleinen, in einen hohen Schornstein auslaufenden Vorbau. Er enthält einen Kamin — wieder eine Eigentümlichkeit von Cosme. Anderwärts in Paraguay findet man keine Heizvorrichtungen in den Wohnungen. Doch es gibt hier unter $26^1/_4$ Grad südlicher Breite Wintertage, wo man fröstelt, zumal da der heiße Sommer gegen die Kälte empfindlich macht. Da sitzt sichs behaglicher am Kaminfeuer als in der ungeheizten Stube.

Jedes Häuschen hat seinen Garten. Dort blühen bunte Beete, ranken Rebe und Geißblatt, und aus Hecken und Lauben leuchtet eine Fülle herrlicher Rosen. In den Gärten wie an den Rändern der Wege und auf öffentlichen Plätzen stehn reich tragende Obstbäume. Doch auch gewaltige Riesen des Urwaldes, die man beim Roden verschont hat, zumal schlanke Zedern, schmücken das Bild. Die ganze Ansiedlung sieht aus wie in einen herrlich grünenden und blühenden Park hineingebaut. Da und dort schieben sich Pflanzungen lichtgrünen Zuckerrohrs zwischen die Häuser und die Gärten. Und über dem Ganzen liegt die reine, sonnige Luft der südtropischen Breiten. Es ist ein wunderbar anmutiges Bild.

Die Wohnhäuser bedecken bis jetzt nur etwa ein Viertel des Gebiets, das für das Dorf bestimmt ist. Die Kolonie hatte, als ich dort war, etliche zwanzig Hausstände. Im ganzen sind hundertundacht Bauplätze geplant. Die Gebäude sollen sich, ein großes Viereck bildend, um einen geräumigen freien Platz, die „Plaza," lagern. Außerdem bestimmt der Stadtplan eine Anzahl kleinerer öffentlicher Anlagen, die, wie dies in dem bestehenden Teil der Ortschaft schon der Fall ist, zwischen den Häusern ihren Platz erhalten. Die „Plaza" und einige noch freie Hausplätze werden vorläufig mit Zuckerrohr bepflanzt. Denn jedes Stück freien Ackerbodens ist wertvoll; mußte es doch in harter Arbeit dem Urwald abgerungen werden.

Wie ich schon gesagt habe, war der eine meiner beiden Begleiter wiederholt in Cosme gewesen. Wir lenkten unsre Schritte der Behausung eines seiner Bekannten zu. Der trat, gerade als wir durch den Garten gingen, unter die Tür. Es war eine hohe, hagere und sehnige Gestalt, mit scharfen, aber freundlich schauenden graublauen Augen, das rechte Bild eines angelsächsischen Bauersmanns. Mein Begleiter machte uns bekannt; die Vorstellung vollzog sich vollkommen in den Formen der guten Gesellschaft. Der Kolonist begrüßte uns herzlich, hieß uns ins Haus eintreten und stellte uns drinnen seiner Frau vor. Die Stube war einfach, aber behaglich eingerichtet und von blitzender Sauberkeit. Eine große Kommode stand an einer Wand, an der andern eine Ruhebank, davor ein Tisch, und um ihn herum standen ein paar schwere Holzstühle und ein prachtvoller Faulenzer, auf dem ich mirs bequem machen mußte. Die Wände waren mit Bildern geschmückt, einigen Familienphotographien und etlichen Kupferstichen, die englische Landschaften darstellten.

Die Hausfrau reichte zur ersten Erfrischung Zitronenlimonade. Nachher

Digitized by Google

gab es einen einfachen Imbiß: kaltes Fleisch, Käse, Hartbrot — sogenannte „Calieten“ —, Bananen und Orangen.

Das Gespräch wandte sich natürlich bald den Einrichtungen der Kolonie zu, über die mir nunmehr nähere Auskunft zuteil wurde.

Cosme hat grundsätzliche Gemeinschaft des Vermögens. Eine Ausnahme besteht nur insofern, als jedem an den Gegenständen seines häuslichen und persönlichen Bedarfs, Möbeln, Küchengerät, Kleidern und Wäschestücken, Nahrungsvorräten usw., Privateigentum zusteht. Wer in die Koloniegemeinschaft eintritt, der bringt ihr damit sein ganzes Vermögen ein, soweit dessen Gegenstände nicht zu der eben bezeichneten Klasse gehören. Einzelne Mitglieder sollen sehr bedeutende Beträge beigesteuert haben. Ich nahm an, wer aus der Gemeinschaft ausscheide, habe auf Erstattung eines seiner Einlage entsprechenden Anteils am Gemeingut Anspruch, und fragte, ob es sich so verhielte. Nein, entgegnete mein Gastgeber jeder Beitrag ist free gift. Wer die Kolonie verlassen will, erhält nur so viel, als sein Anteil an dem Ertrag der letzten Arbeitsperiode beträgt. Immerhin ist es nicht ausgeschlossen, daß wir ihm eine Unterstützung zahlen. Doch das steht in unserm freien Belieben.

Liegt darin nicht eine gewisse Härte? Es könnte doch vorkommen, daß einer sich die Bedeutung seines Eintritts in das Gemeinwesen nicht genügend überlegt hat, daß er sich seinen ganzen Neigungen nach darin nicht wohl fühlt. Geht er fort, so steht er mittellos in der Welt. Bleibt er aber da, so haben Sie ein mißzufriednes Mitglied in der Gemeinde, und das ist doch gewiß für Sie nicht wünschenswert.

Dafür besteht die Vorschrift, daß jeder eine Probezeit von einem Jahre durchmachen muß. Vorher erwirbt er keine Mitgliedschaft und braucht demnach auch nichts einzuzahlen.

Er muß sich aber verpflichten, während des Probejahrs in der Kolonie auszuhalten?

Nicht doch. Er kann jederzeit austreten. Aber auch die Gemeinde hat das Recht, ihn während der Zeit auszuweisen.

Das macht unter Umständen Unkosten, da der Mann vielleicht mittellos ist?

Wir verlangen von jedem, der sich meldet, eine Einlage von fünf Pfund für jedes erwachsne Familienmitglied, für Kinder die Hälfte. Alleinstehenden Frauen machen wir es übrigens leichter. Die bekommen die Reise nach Buenos Aires bezahlt, falls sie sich nicht zum Eintritt entschließen. Nur dürfen sie selbst allerdings nicht vor drei Monaten die Probezeit beendigen, sonst haben sie keinen Anspruch auf Reisegeld.

Und jedermann wird probeweise zum Eintritt zugelassen?

Wir verlangen weiter nichts, als daß der Betreffende kräftig und gesund, namentlich nicht mit einer erblichen Krankheit belastet ist. Außerdem müssen wir von der Anständigkeit seines Charakters überzeugt sein. Paraguayer lassen wir nicht zu. Er lächelte ein wenig und verbesserte sich: Farbige meine ich. — Da die Paraguayer, soweit sie ihren Lebensverhältnissen nach als Ansiedler in Frage kommen könnten, durchweg mit Indianerblut gemischt sind, so hatte die

Digitized by Google

Unterscheidung der Sache nach keine Bedeutung, aber die Ausdrucksweise war so der Regierung des Landes gegenüber höflicher. — Menschen, die nicht unsers Stammes sind, fuhr der Kolonist fort, können auch unsre Grundsätze und Ideen nicht verstehn.

Deutsche würden sie also in Cosme annehmen?

Vorausgesetzt, daß sie Englisch sprechen, selbstverständlich. Wir sind ja auch Germans. Aber die Unkenntnis unsrer Sprache wäre ein zu großes Hindernis für den Verkehr.

Wir kamen nachher auf die Arbeit zu sprechen. Sie ist natürlich sehr mannigfaltiger Art. Die landwirtschaftliche Arbeit macht ihren Hauptbestandteil aus, aber da muß außerdem gezimmert, geschmiedet, geschustert, gemahlen, geschlachtet, gemolken werden; die Sägemühle muß bedient, Brücken und Häuser müssen gebaut werden, und noch so vieles andre.

Sie verteilen jedenfalls die Arbeiten so, daß möglichst jeder die Tätigkeit hat, die er gelernt hat und gewohnt ist? meinte ich.

Im großen ganzen ja. Aber wir vermeiden, dabei allzu peinlich vorzugehn. Es ist ganz gut, wenn jeder mehrerlei lernt. Da langweilt er sich erstens nicht so leicht, und außerdem wird die Einteilung der Arbeiten vereinfacht.

Ich fragte, wer die Führung der Arbeiten habe.

Die Anordnung im großen geschieht durch die Obrigkeit, war die Antwort. Im übrigen hat jeder Arbeitszweig einen besondern Leiter.

Ich erfuhr weiter, zur Arbeit verpflichtet seien alle männlichen Mitglieder der Kolonie vom fünfzehnten und alle unverheirateten Weiber vom sechzehnten Lebensjahr an. Die verheirateten Frauen dagegen seien von der Arbeit im Dienste der Gemeinschaft frei. Die Arbeitszeit daure im Winter acht, im Sommer sieben Stunden. Die Sonntage und die Sonnabendnachmittage seien arbeitsfrei.

Nun erkundigte ich mich nach der Verteilung des Arbeitsertrags.

Von dem Ertrag fällt allen Erwachsnen derselbe Anteil zu, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht, Art der Beschäftigung und Arbeitsfähigkeit. Die Kinder haben einen verhältnismäßigen Anteil. Wo es aber angeht, besteht free issue; zum Beispiel an Orangen, Bananen, Tabak, Sirup kann jeder so viel für sich nehmen, als ihm beliebt. Namentlich an Früchten sind wir so reich, daß wir mit Orangen und Bananen das Vieh füttern; so ist es ja überall in Paraguay.

Und in welcher Weise vollzieht sich im übrigen die Verteilung des Einkommens?

Gewisse Lebensmittel werden einzeln geliefert, vor allem Fleisch und Milch. Sie haben ja vor den Häusern die Pfosten mit der aufgelegten Holzplatte gesehen. Auf die setzen wir jeden Morgen den Milchtopf und holen ihn nachher gefüllt zurück. Außerdem werden an die Vorstände der einzelnen Hauswesen zwei Kreditkarten ausgegeben. Diese lauten auf den Geldbetrag, der dem Einzelnen als Anteil an dem gemeinsamen Erwerbe zufällt. In dem von der Gemeinschaft betriebnen Laden kann jeder auf seine Kreditkarte einkaufen. Die

Digitized by Google

eine der beiden Karten vermittelt die Anschaffung von Lebensmitteln. Soweit ihr Ertrag am Ende des Monats nicht aufgebraucht ist, verfällt der Kredit. Denn wir wollen nicht, daß sich jemand etwas am Essen abspare. Die andre Karte lautet auf sonstige Bedarfsgegenstände, wie Kleiderstoffe, Petroleum, Seife und dergleichen. Soweit dieser Kredit nicht aufgebraucht ist, bleibt er bestehn.

Aber welche Verwendung kann denn jemand bei Ihren Lebenseinrichtungen dafür haben?

Zunächst kann ja jemand daran gelegen sein, irgendeine Anschaffung für seinen Hausstand nicht gleich, sondern erst später zu machen oder die Mittel für eine größere Anschaffung zu sammeln. Außerdem aber ersparen sich viele gern die Mittel zu einer kleinen Reise. Dazu geben wir Urlaub. Der eine oder der andre kann zu Zeiten, wo nicht besonders viel zu tun ist, schon abkommen. Jeder hat auf zehn Tage Urlaub sogar Anspruch.

Die Verwaltung der gemeinsamen Angelegenheiten führt, wie ich weiter erfuhr, ein chairman und ein „Ausschuß von Dreien." Der chairman wird auf zwei, die Ausschußmitglieder werden auf ein Jahr von der Generalversammlung gewählt. Die Obrigkeit überwacht die Innehaltung der Verfassungsgrundsätze. Sie besorgt die Leitung der Arbeit, die Verwaltung des Vermögens, die Geschäftsführung im Innern und nach außen. Die höchste Instanz des Gemeinwesens ist die Generalversammlung. Sie tritt unter allen Umständen jährlich einmal, im übrigen nach Bedarf zusammen. Stimmrecht haben alle männlichen Koloniemitglieder von mehr als einundzwanzig Jahren. Großjährige alleinstehende Frauen sind ebenfalls stimmberechtigt, verheiratete dagegen nicht. Die Gemeinschaft von Cosme steht auf dem Standpunkte, daß the home is the true place of the woman. Dieser Worte bedient sich eine anscheinend von einem weiblichen Mitglied der Gemeinschaft verfaßte Abhandlung der Koloniezeitung.*) Sie erklärt die „stimmende Frau" für nichts andres als eine Erscheinung krankhaften Stadtlebens. Und sie hat damit, wie ich glaube, nicht Unrecht.

Was die Stellung von Cosme in dem paraguayischen Staatswesen angeht, so steht die Kolonie natürlich unter der Obrigkeit des Landes. Sie hat aber das Recht der Selbstverwaltung. Es ist festgesetzt, daß der jeweilige chairman und ein Ausschußmitglied Kolonievorstände von Staats wegen sein sollen. Ihre Tätigkeit in dieser Hinsicht hat sich bisher auf die Buchung der bei Geburten, Heiraten und Todesfällen nötigen Feststellungen und die Versorgung der Regierung mit statistischen Nachrichten beschränkt.

Eine von der Gemeinschaft anerkannte Religion gibt es in Cosme nicht und darum auch keine Kirche und keinen Priester. Es besteht der Grundsatz unbedingter Gewissensfreiheit. „Aber, sagt die General Information about Cosme Co-operative Colony, an einer Religion in des Wortes höherm, besserm und wahrem Sinne, dem Aufstreben menschlicher Sittlichkeit zu den ewigen Gesetzen des Lebens, fehlt es in Cosme nicht. Die einen von uns sagen Gott,

*) Cosme Monthly, September 1901.

Digitized by Google

die andern Natur, wenn sie die gebietende Gewalt des Weltalls bezeichnen wollen; jedoch die grundlegende Religionsidee in Cosme ist das Bewußtsein des unbedingten, unverrückbaren Bestehns von Gesetzen, die alle Dinge beherrschen, und die Erkenntnis der Notwendigkeit, daß jeder danach strebe, im Einvernehmen mit diesen Gesetzen zu leben. Recht leben ist Cosmes Religion.

Der erste Weihnachtstag und die Sonntage sind als Feiertage beibehalten. Außerdem wird der Gründungstag der Kolonie, der 12. Mai, gefeiert.

Cosme hat den Grundsatz des teetotalism, d. h. der völligen Enthaltsamkeit von berauschenden Getränken. Jedes neu eintretende Mitglied muß sich hierzu verpflichten.

Die Gemeinschaft von Cosme pflegt die Grundlagen ihrer Lebenseinrichtungen durch eine Reihe von Schlagwörtern zu bezeichnen. Zu ihnen gehört außer: co-operative, communist, democratic, teetotal der Begriff conservative. Denn im Gegensatz zu andern auf die Umgestaltung des gesellschaftlichen Lebens gerichteten Bestrebungen hält Cosme in einer Beziehung am Alten fest: in Hinsicht auf die Einrichtung der Ehe und des Familienlebens. Die Ehe steht unter den alten englischen Gesetzen. Ehen unter Geschwisterkindern sind verboten. Das heiratsfähige Alter tritt für Männer mit Beendigung des einundzwanzigsten, für Mädchen mit Beendigung des achtzehnten Lebensjahres ein. Es sollen keine Heiraten mit Farbigen abgeschlossen werden.

Jede Familie hat ein Haus und einen Garten für sich. Das Eigentum daran steht der Gemeinde zu, aber die Familie hat das Recht freier Nutznießung. Sie kann also in ihren vier Wänden nach Belieben schalten und walten; in das häusliche Leben greift die Gemeinschaft in keiner Weise ein. Über die Tätigkeit der verheirateten Frauen bestehn keinerlei Anordnungen. Ihr Hauptarbeitsgebiet ist das Hauswesen. Außerdem übernehmen sie freiwillig gewisse Arbeiten für die Allgemeinheit, wie das Waschen und das Flicken für die Junggesellen, und ähnliches. Die Kinder werden im Hause der Eltern erzogen. Für den Schulunterricht sorgt die Gemeinschaft. Er wird an Knaben vom vollendeten fünften bis zum vollendeten fünfzehnten Jahre und an Mädchen vom vollendeten fünften bis zum vollendeten sechzehnten Jahre, also für beide Geschlechter bis zum Eintritt des arbeitspflichtigen Alters erteilt. Der Besuch der Schule ist freiwillig.

Die erwachsnen Junggesellen bewohnen jeder ein eignes Haus, doch haben sie eine gemeinsame Speisestube. Witwen und Waisen leiden keine Not. Verwitwete Frauen beziehn nach wie vor ihren Anteil am gemeinschaftlichen Einkommen. Für verwaiste Kinder sorgt ebenfalls die Gemeinschaft. Sie werden einer Familie zur Pflege und zur Erziehung übergeben. Dafür bezieht diese Familie einen entsprechend höhern Anteil am Einkommen. Die Kranken werden freiwillig von Frauen gepflegt. Einen Verlust an Rechten und Ansprüchen bringt die Krankheit und die mit ihr verbundne Arbeitsunfähigkeit nicht mit sich.

Ihre Einkünfte zieht die Kolonie Cosme vorwiegend aus dem Feldbau. Etwa die Hälfte des Landes besteht aus Urwald-, die andre aus Kampboden, der sich wenig zum Ackerbau eignet. Von dem Waldbestande sind etwa zwei-

Digitized by Google

hundert Acres gelichtet und bebaut. Die Kolonie pflanzt Zuckerrohr, Mais, Mandiok, Yam, süße Kartoffeln, Kaffee, Tabak, verschiedne Gemüsearten und Futterpflanzen, außerdem Bananen, Orangen, Pfirsiche, Ananas und andres Obst. Den Hauptertrag der Kolonie liefert das Zuckerrohr. Es wird nur zu Zucker, dagegen nicht zu Schnaps verarbeitet. Die Herstellung eines alkoholischen Getränks, wenn auch für den Gebrauch andrer, stünde nicht im Einklang mit dem Grundsatze der Enthaltsamkeit von solchen Getränken, der der Überzeugung von deren Verderblichkeit entspringt. Neben der Ausfuhr von Zucker ist die von Nutzholz sehr bedeutend. Auch Viehzucht wird von der Kolonie betrieben. Cosme hat einen Bestand von etwa zweihundert Stück Rindvieh und etwa achtzig Schweinen, außerdem Geflügel verschiedner Art, auch sechs Pferde, die nebst etlichen Ochsen als Zugtiere dienen.

Die überschüssigen Erträge werden hauptsächlich nach Sosa, einer zweiundzwanzig Kilometer von Cosme entfernten Station der nach Asuncion führenden Eisenbahn, abgesetzt.

* * *

Wir verbrachten geraume Zeit in dem behaglichen Heim unsrer Gastgeber. Dann statteten wir dem damaligen chairman der Kolonie, Herrn Lane, einen Besuch ab. Auch von seiner Seite fanden wir liebenswürdigen Empfang, wie uns denn in Cosme jeder mit der größten Höflichkeit entgegenkam. Die Umgangsformen dieser Sozialisten erinnern in nichts an die „blutrote Couleur." Herr Lane ist der Lehrer der Kolonie. Die Erteilung des Unterrichts ist selbstverständlich communal work, Arbeit im Dienste des Gemeinwesens. Nachdem wir eine Weile in der Wohnung des chairman verplaudert hatten, führte er uns zu dem Schulgebäude. Es ist gut eingerichtet und mit einer kleinen Bibliothek von Lehrbüchern versehen. Der Unterricht erstreckt sich auf die Elementarfächer und die spanische Sprache. Die Schüler sind in sechs Klassen geteilt. Da der Unterricht für alle Klassen zu derselben Zeit stattfindet, so besteht die scharfe Einteilung wohl mehr in der Theorie als in der Praxis. Die Zahl der Schüler betrug, als ich in Cosme war, fünfzehn.

Später zeigte uns Herr Lane das Lesezimmer und die Bibliothek. Diese ist für die kleine Gemeinde außerordentlich stattlich. Sie hat nicht weniger als 1500 Bände, die zum großen Teil von Freunden des Unternehmens gestiftet sind. Die verschiedensten Erscheinungen der Literatur sind hier vertreten, naturwissenschaftliche, philosophische, ethische, soziale Schriften, dazu eine reiche Sammlung von Dichtwerken von Shakespeare und Scott bis zu Lyall und Kipling. Cosme hält auch eine Anzahl von Zeitschriften und Zeitungen englischer und spanischer Sprache, die bei den Mitgliedern die Runde machen. Wir hielten uns längere Zeit in dem Lesezimmer auf, denn noch war es draußen drückend heiß. Ich blätterte in ein paar alten Zeitschriften, die ziemlich großsprecherische Berichte aus dem Transvaalkriege enthielten. Ob die Sozialisten von Cosme die Unterdrückung eines freien Volkes gerecht nennen? Ich habe nicht danach gefragt, aber ich glaube es nicht.

Von der Bibliothek begaben wir uns nach dem Kaufladen der Kolonie. Er nimmt den untern Teil eines zierlich aufgebauten zweistöckigen Gebäudes

Digitized by Google

ein. Hier sind Kleidungsstücke, die verschiedensten Arten von Lebensmitteln, die die Kolonie selbst hervorbringt, doch auch Weizenmehl, hartgebacknes Brot, Mate, Salz, Petroleum, Seife usw. zu haben. Die Geschäftsführung ist wiederum communal work. Der Laden ist nur an bestimmten Tagen zu bestimmten Stunden geöffnet, nicht ständig — das würde zu viel Zeit in Anspruch nehmen. Als wir ankamen, war gerade unser Gastgeber, dem die Bedienung des Geschäfts obliegt, mit dem Verkaufen beschäftigt. Unter den Käufern waren außer etlichen Kolonisten auch ein paar Paraguayer, die aus der Umgebung herbeigekommen waren, denn Cosme verkauft von seinen Waren auch an Nichtmitglieder der Gemeinschaft und zieht so für seine Kasse einen kleinen Gelegenheitserwerb.

Im zweiten Stockwerk des Gebäudes ist eine Druckerei untergebracht. Hier wird eine monatlich erscheinende Zeitung mit Namen Cosme Monthly verlegt, ein kleines vier Seiten starkes Blatt. Sie beschäftigt sich nicht mit Politik, bringt auch keine Berichte über die Vorgänge der weiten Welt. Darüber erfährt Cosme durch die großen Blätter, die die Kolonie hält. Cosme Monthly beschränkt sich in der Hauptsache auf Mitteilungen über Geburten, Heiraten, Wetterbeobachtung usw., über den Fortgang der Arbeiten, die kleinen Vorfälle der Kolonie, auf allgemeine Betrachtungen sozialphilosophischer Natur und auf Schilderungen aus den Zuständen und dem Leben von Cosme; denn das Blatt wird auch nach auswärts verschickt und dient zum Teil der Belehrung weiterer Kreise über das Kolonieunternehmen. Die Zeitung macht einen durchaus ansprechenden Eindruck; sehr im Gegensatz zu manchen Blättern deutscher Kolonien in Südamerika. Gehässige Ausfälle gegen Andersdenkende und namentlich persönliche Streitartikel sind vollkommen ausgeschlossen; ebenso jene Veröffentlichungen im Revolverton, die man bisweilen in Zeitungen deutscher Siedlungen findet, wie zum Beispiel: „Ich gebe meinem Nachbar den wohlgemeinten Rat, sich nicht auf dem Gebiet meiner Kolonie sehen zu lassen, da ich immer Schußwaffen bei mir trage“ und dergleichen. Dafür finden sich in den Spalten des Cosme Monthly bisweilen so viele gute Gedanken als beispielsweise in manchen Zeitungsnummern der deutschen Kolonie Blumenau Unsinn; und das will schon etwas sagen.

Unser Gastfreund, dessen Geschäfte in dem Laden bald erledigt waren, begleitete uns zu dem Klubhaus von Cosme. Es ist wie alle andern Häuser der Kolonie in einfacher Bauart aus Brettern aufgeführt, macht aber ebenso wie jene einen freundlichen und behaglichen Eindruck. Der große luftige Saal ist mit einer kleinen Bühne für gelegentliche Aufführungen versehen. Auch ein Piano ist vorhanden. Im Hintergrunde prangt eine englische Flagge neben der des Landes. Jeden Samstag Nachmittag findet hier Tanz statt, erzählte unser Begleiter, und jeden Sonntag Nachmittag wird vorgelesen, gesungen und musiziert. Manchmal werden auch Vorträge und Theateraufführungen veranstaltet. Auch sonst fehlt es in Cosme nicht an geselliger Unterhaltung. Namentlich das Criquetspiel wird mit großem Eifer betrieben.

Die Zeit der schlimmsten Hitze war vorüber. Wir schlenderten noch einmal dem Ausgange des Dorfes zu, an dem die Werkstätten lagen. Unterwegs

Digitized by Google

trafen wir ein paar Schulkinder, die saßen auf einem Zaun, ließen die nackten Beinchen baumeln und begrüßten uns in einer muntern Weise. Die Kleinen sahen ausgezeichnet gesund und rotbackig aus, weit besser als die meist bleichwangigen Kinder der deutschen Kolonisten in dem benachbarten Yegros. Der Unterschied hat wohl darin seinen Grund, daß dort die Kleinen zu schwerer Arbeit herangezogen werden, während sie sich hier in den schulfreien Stunden reichlich in Wald und Kamp tummeln.

In den Werkstätten waren gerade ein paar Mann mit dem Auseinanderlegen eines mächtigen Zedernstammes beschäftigt, andre bedienten das Sägerad, das die Stücke in Bretter schnitt. Unser Freund von heute Morgen, der Ingenieur, arbeitete an einer kunstvollen Kerbschnitzerei; es sollte eine zum Schmuck eines öffentlichen Gebäudes dienende Tafel werden. Die Mühle wird mit Dampf betrieben. Sie dient außer zur Herstellung von Brettern auch zum Mahlen des Maises und zum Betrieb eines Zuckergeschirrs. Die Schreinerwerkstatt ist unter demselben Dach, eine Schmiede und eine Schuhmacherwerkstatt sind in einem Anbau. Nicht weit von den Werkstätten entfernt liegt das Speisehaus der Junggesellen. Dort nahmen wir die Hauptmahlzeit ein. Es war einfache aber vortrefflich zubereitete Kost: Maisbrei mit Sirup, Rindfleisch und verschiednerlei Gemüse, namentlich Mandiok, dazu eine gewaltige Portion Plumpudding. Als Getränk gab es Mate. Der Mate wächst in Paraguay, namentlich in den Wäldern des Alto-Paraná, in ungeheuern Mengen. Er ist ein Hauptausfuhrgegenstand des Landes und ein Lieblingsgetränk seiner Bewohner. Hier in Cosme trinkt man ihn nicht, wie die Einheimischen tun, als starken Aufguß von vielen der gedörrten Blätter und wenig Wasser aus einer ausgehöhlten Kürbisfrucht mit metallner Röhre, sondern als Tee und aus der Tasse. Tischtücher und Geschirr waren von tadelloser Sauberkeit. Von Bezahlen durfte natürlich keine Rede sein; wir waren Gäste der Kolonie. Die Junggesellenspeisestube ist eine vortreffliche Einrichtung. In andern Neusiedlungen neigen gerade die Junggesellen dazu, dem Kolonistenleben den Rücken zu kehren, weil ihnen die Notwendigkeit, sich neben der Feldarbeit noch mit Kochen, Geschirrwaschen usw. zu beschäftigen, gar zu lästig wird, und weil ihnen überdies die Geselligkeit fehlt.

Den Abend verbrachten wir wiederum bei unserm Gastfreunde. Ein andres Kolonistenehepaar war dorthin zu Besuch gekommen. Es hatte ein blondhaariges kleines Mädchen mitgebracht, das sich mit den Kindern des Hauses im Garten herumtrieb. Wir nahmen auf der Veranda Platz. Gebäck und ein teeartiger heißer Orangenaufguß von vorzüglichem Geschmack wurde herumgereicht. Das Gespräch ging munter hin und her. Eine herrliche Nacht brach herein. Vom südlich klaren Himmel funkelten die Sterne in wunderbarem Glanze durch das schwarze Blattwerk des Gartens. Den Rosenhecken und den Blumenbeeten, dem Reb- und dem Orangenlaub entströmte ein köstlich milder Duft. Mir gingen allerhand Gedanken durch den Kopf. Sind die Bestrebungen dieser Menschen nicht doch auf einem Irrwege? Haben sie nicht den Pfad verloren in dem unabsehbaren Irrgarten der menschlichen Seele, der Seele, deren Dichten und Trachten böse ist von Jugend auf? Und suchen sie nicht ein

Digitized by Google

Ideal, das es in dieser Welt nicht gibt? Aber sie sind auf ihrer Fahrt in ein wundersam schönes Land geraten, in das Land einer tätigen Liebe, die die große Welt nicht kennt, wohl niemals wird kennen lernen. Und es läßt sich herrlich träumen in diesem stillen Märchenwinkel von einer schönern, reinern, bessern Welt. Weitab liegt dieses Land, wie ich glaube, von dem Wege, den der Fortschritt der Menschheit zu wandeln bestimmt ist, aber es ist ein Land, das zum mindesten die wenigen, die sich darein gefunden haben, ernährt, mag es auch der Allgemeinheit die Daseinsbedingungen versagen. Seit der Zeit, da die ersten Vorkämpfer des „Cosmeismus" ihre Hütten im Urwalde bauten, hat ihr Unternehmen einen gewaltigen Aufschwung genommen. In Cosme leidet niemand Hunger oder Not. Ein bescheidnes, doch gesichertes, menschenwürdiges Dasein ist jedem beschieden. Für den noch weitern Fortschritt der Kolonie gibt der Gedanke Bürgschaft, den die „Generalinformation" gleich zu Anfang ausspricht: „Der Cosmeismus will nicht die natürliche Entwicklung der Dinge durch ein hartes und strenges Festhalten an geschriebnen Lehrsätzen hindern, noch vergeblich nach einem Leben trachten, das den unvollkommnen Naturen der Leute von Cosme unerreichbar sein würde. Vielmehr versucht er durch ernstes Denken und unermüdliche Anstrengung ein Maß von Kameradschaft aufrecht zu erhalten, zu dem sich der schlichte Durchschnittsmensch eignet." Ein weises Bestreben! Man kann nur wünschen, was dieses Bestreben geschaffen hat und noch schaffen wird, möge nicht durch das Erwachen böser Regungen der menschlichen Seele zerstört werden, mit denen der Cosmeismus vielleicht doch zu wenig rechnet.

Zurück zur Gegenwart! Es ist eine augenfällige Erscheinung von Cosme, daß die Lebenshaltung hier entschieden höher steht als die der meisten deutschen Kolonisten in Südamerika. Schon in der bessern Einrichtung der Stuben und der Küchen, der sorgfältigern Zubereitung der Speisen, dem größern Aufwand an Tellern, Schüsseln und Besteck bei Tische tritt das hervor. Daß man die Tätigkeit der verheirateten Frau durch die Besorgung des Haushalts und die Erziehung der Kinder für zu weit in Anspruch genommen hält, als daß man ihr eine Verpflichtung zu andern Arbeiten auferlegen möchte, gehört ebenfalls dahin; bei den deutschen Kolonisten muß die Frau bei der Arbeit im Felde derb zufassen. Vor allem aber tritt in den Umgangsformen der Leute, in der Art und Weise, wie sie sich bei Tisch benehmen, wie sie mit andern verkehren und sich unterhalten, Fremde vorstellen oder sich vorstellen lassen, ein unverkennbarer Gegensatz zu dem plumpern Benehmen des deutschen Kolonisten zutage.

Wie ich jetzt inmitten der Runde saß, die sich auf der Veranda zusammengefunden hatte, fiel mir dieser Gegensatz wieder recht in die Augen. Es war mittlerweile spät geworden. Die Nachbarn verabschiedeten sich, und uns wurden Betten angewiesen, zwei auf der Veranda und ein drittes in einem der Zimmer. Die beiden Herren aus Yegros bekamen eine Art zusammenklappbarer Feldbetten, da sie, wie der Hausherr bemerkte, schon lange Zeit in paraguayischen Verhältnissen lebten; mir dagegen wurde, weil ich von Europa her noch verwöhnt sei, eine Bettstelle mit Matratze zugewiesen. Nun, mit der Verwöhntheit war es nicht so schlimm, denn ich hatte vorher wochenlang Nacht für Nacht im

Digitized by Google

Freien auf der Sattelbecke geschlafen. Doch ich ließ mir das weiche Lager schließlich ganz gern gefallen.

Den nächsten Vormittag verbrachten wir noch in Cosme. Nachmittags, nachdem die größte Hitze vorüber war, wollten wir uns wieder auf den Weg machen. Zuvor jedoch mußten wir bei unsern Gastgebern noch einen „kleinen Bissen" zu uns nehmen. Aber wie sah der „kleine Bissen" aus! Der Tisch stand übervoll von Schüsseln und Platten, so reichlich waren zum Abschied die herrlichen Dinge aufgetragen: kaltes Fleisch und Fleischpastete, Brote verschiedner Art, gebackne Bananen, Bananenkuchen und andre Kuchen, Weintrauben und Orangen, dazu Mate mit Zitronenscheiben. Das Bild erinnerte mich an eine Stelle in Washington Irvings Sleepy Hollow, die die nahrhaften Herrlichkeiten eines Kolonistenhauses schildert, und deren Wirkung auf den Leser mir als das höchste dessen erschienen ist, was poetische Illusion auf dem Gebiete des Gaumenreizes hervorzubringen vermag. Nachdem dem „Bissen" alle ihm gebührende Ehre widerfahren war, sagten wir unsern liebenswürdigen Gastfreunden Lebewohl und stiegen in den Sattel. Man hatte mich in der herzlichsten Weise aufgefordert, noch länger zu bleiben, doch meine Zeit drängte.

Sind diese Menschen auf einem Irrwege? Wieder tauchte die Frage vor mir auf. Bei allen Schönheiten, die das Bild von Cosme zeigt, glaube ich, sie bejahen zu müssen. Ein beschränkter Kreis guter und kluger Menschen mag nach den Grundsätzen des Cosmeismus leben können. Für eine große Gesamtheit mit ihren ungeheuern Verschiedenheiten der Fähigkeiten, der Anschauungen und der Wünsche, ihren Gegensätzen von Starken und Schwachen, Herrscher- und Sklavennaturen ließen sich diese Grundsätze nimmermehr durchführen.

Aber auch Cosme selbst hat seine Mängel. Wer in die Gemeinschaft eintritt, der opfert ihr alles, was er bis dahin sein eigen nannte. Und wer von dannen zieht, dem steht kein Recht an dem Anteil zu, den er eingebracht hat. Die Gegenstände seines persönlichen Bedarfs, die sein Eigentum geblieben sind, und ein Anspruch auf den noch rückständigen Anteil am gemeinsamen Einkommen sind alles, was er hat. Im übrigen ist er auf die Barmherzigkeit der Gemeinde angewiesen, von der er sich lossagt. Die Freizügigkeit, um die einst in Deutschland der leibeigne Bauer gekämpft hat, ist in Cosme, das ein Asyl der Freiheit sein will, so beschränkt wie auf einem mittelalterlichen Feudalgut. Ja man kann sagen: der Einzelne ist nichts andres als ein Leibeigner der Gesamtheit. Dabei ließe sich wohl denken, daß der oder jener, auch wenn er jahrelang glücklich in der Kolonie gelebt hat, doch wieder aus ihr hinausstrebte. Es ist ja wahr, ein behagliches, sorgenfreies Dasein ist ihm gesichert. Aber machen nicht gerade Wünschen und Streben, befriedigte und enttäuschte Hoffnungen das Dasein zum Leben? Und wird nicht eben dieser Grundlage des Lebens durch den Cosmeismus allzu viel Boden entzogen? Doch sei dem, wie ihm sei, unter allen Umständen heischt das Losstreben von der Selbstsucht, das sich in den Bestrebungen des Cosmeismus äußert, Bewunderung. Zumal wenn man es mit dem Geiste vergleicht, der unter den deutschen Kolonisten des benachbarten Yegros herrscht. An Stelle einer langen Ausführung nur eine kleine Geschichte. Die paraguayische Regierung hatte in der ersten Zeit der Kolonie Yegros den

Digitized by Google

Ansiedlern Unterstützungsgelder bewilligt, die als Darlehen gegeben wurden. Als deren Rückerstattung den Kolonisten später erlassen werden sollte, da war einer, der wehrte sich mit Händen und Füßen dagegen. Warum? Er hatte selber Schulden genug an den Staat, aber — sein Nachbar hatte mehr.

Noch etwas andres fällt in der Kolonie Cosme günstig auf. Es ist ihr Festhalten am Angelsachsentum. Jeder Paraguayer, der in die Kolonie kommt, wird gastfreundlich aufgenommen, aber ein vertrauter Verkehr mit den farbigen Landeseinheimischen ist ganz und gar ausgeschlossen. Die Aufnahme irgendeines von ihnen in die Gemeinschaft, ebenso wie die Verheiratung eines Kolonie-mitglieds mit einer Frau farbiger Rasse ist verboten. Die Einwohner von Cosme bestreben sich im Interesse ihres eignen Gemeinwesens, die offizielle Landessprache, das Spanische, zu erlernen. Für die Erwachsnen bestehn zu diesem Zweck Kurse, die Kinder erhalten spanischen Unterricht in der Schule. Aber nirgendwo läßt sich unter der Nachkommenschaft auch nur ein Hauch der Neigung verspüren, die englische Sprache aufzugeben. Der Geist der Kindererziehung und des Lebens der erwachsnen Kolonieinsassen schließt das völlig aus.

Und in Yegros? Dort sprechen die Kinder der deutschen Kolonisten untereinander die Indianersprache ihrer paraguayischen Umgebung, das Guarani, und bezeichnen ihre Eltern verächtlich als Landfremde, als gringos. Wahrhaftig, ein solches Deutschtum könnte sich an den Sozialisten in Cosme ein Beispiel nehmen!

Herrenmenschen

Roman von Fritz Anders (Max Allihn)

(Fortsetzung)

Tantchen hob Mary auf und bettete sie auf das Sofa. Sie sah sogleich, daß es sich hier um mehr handle als um einen Schwächeanfall, nämlich um einen innern Zusammenbruch, etwa so, wie wenn die zu straff gespannten und übel behandelten Saiten eines Musikinstruments reißen. Als wohlerfahren in der Behandlung von allerlei Krankheitsfällen griff sie sogleich ein, kochte Baldriantee und legte der Kranken kühle Kompressen auf die Stirn. Dann setzte sie sich neben Mary und nahm deren schmale, zuckende Finger zwischen ihre vollen beruhigenden Hände und fing an leise zu erzählen. Gleichgültige Dinge, alte Geschichten, die mit der gegenwärtigen Not gar nichts zu tun hatten. Aus ihrer Kindheit, von ihren Verwandten und von Tante Rosalie mit ihren sieben Töchtern, von denen jede ihre eigne Geschichte hatte. Das war ihr Lieblingsthema, und manchmal schon hatten diese endlosen und uninteressanten Geschichten Mary Anlaß gegeben, Protest zu erheben; aber jetzt waren sie das reine Labsal. Mary verfiel in einen Zustand halben Schlafes und halber Betäubung, und die Tante zog ihre Hände zurück, hob den Brief auf, den Groppoff hatte fallen lassen, und las ihn. Es war der Brief, worin Stackelberg um Auskunft über die Sicherheit der Hypothek gebeten hatte. Tantchen wußte, daß es sich dabei um das Kapital handle, mit Hilfe dessen einst das Gut gekauft worden war, und das die Verwandten vorgestreckt hatten. Wenn dieses Kapital gekündigt wurde, dann war alles verloren. Also auch das noch!

Digitized by Google

Da kam Wolf mit leisen Schritten vom Fenster her und sagte: Dort kommt Onkel Heinz vom Felde.

Tantchen erschrak. Um Gottes willen, sagte sie, er darf nicht herein, er darf auch nicht wissen, was hier geschehen ist. Geh hinaus, Wolf, und begrüße den Onkel.

Wolf nahm seine zerbrochne Peitsche, ging auf den Hof und empfing seinen Onkel. Onkel Heinz, sagte er, weißt du was? Du sollst nicht in die Stube zu Mama kommen, du sollst in meine Bohnenlaube kommen.

Schön, mein Sohn, sagte Ramborn und ließ sich geduldig in das merkwürdige Bauwerk führen, das hinter dem Giebel des Hauses neben der Klete, einem hölzernen Vorratshause, erbaut war. Es war aus krummen Stangen, wie sie der Wald lieferte, errichtet und mit rotblühenden Bohnen überwachsen. Man hatte von hier aus einen Überblick über die ganze polnische Wirtschaft, die auf dem Hofe herrschte, auf aufgeschichtetes Holz, umgefallne Klafter, Geräte und zum Trocknen hingestellte Gefäße. Drinnen in der Laube stand eine Bank, auf der man, wenn man den nötigen Mut und die gehörige Vorsicht hatte, zu zweien sitzen konnte. Ramborn hatte diesen Mut, und so nahm er Platz, und neben ihm Wolf, der die Stücke seiner Peitsche aneinanderpaßte.

Onkel Heinz, sagte er, kannst du die Peitsche wieder ganz machen?

Nein, Wolf, erwiderte Ramborn, aber ich will dir eine neue kaufen.

Ja, tu das, sagte Wolf, Mama braucht sie notwendig.

Mama? fragte Ramborn.

Ja, Mama muß dem Kerl über die Backe hauen.

Wolf, Wolf, rief Onkel Heinz, du redest wieder dummes Zeug! Mama wird doch nicht mit der Peitsche schlagen?

O ja, sagte Wolf, wenn sie Mama böse machen, dann haut sie. Immer feste ins Gesicht hinein. Aber jetzt kann sie nicht mehr. Sie ist umgefallen und zittert. Aber das soll ich nicht sagen.

Ramborn sah verwundert den Knaben an, der so ernst sprach wie ein Mann, der ganz still an seiner Seite saß, dessen Wangen aber brannten, und durch dessen kleinen Körper von Zeit zu Zeit ein Zucken wie ein unterdrücktes Schluchzen ging. Es war gewiß, daß dem Knaben jetzt oder früher etwas begegnet war, was ihn bis tief in die Seele erschüttert hatte. Kindheit ist wie ein Schlaf, ein glücklicher Traum. Das Kind lebt in seiner eignen goldnen Welt, was geht es die rauhe Wirklichkeit an! Aber dieses Kind war durch eine harte Hand aus seinem schönen Kindertraume geweckt worden, und nun konnte es den gesunden Schlaf nicht mehr finden. Ein kleiner Hamlet in Knabenhöschen, und doch auch ein kleines tragisches Geschick. Der Doktor legte den Arm mitleidig um den Knaben und zog ihn an sich. Wolf schmiegte sich an seinen Onkel Heinz an und saß, von Zeit zu Zeit erzitternd, ganz still.

Wolf, sagte Onkel Heinz, kleine Jungen müssen nicht so böse Sachen reden wie du vorhin, sie müssen sie nicht einmal denken. Wenn große Leute etwas wider einander haben, so ist das schlimm genug. Da müssen sich kleine Leute nicht hineinmischen. Mache du deine Schularbeiten, und fahre du mit deinem Ziegenbock.

Wolf antwortete nicht. Nach einer Weile aber fragte er unvermittelt: Onkel Heinz, du weißt doch alles; ist es wahr, daß der liebe Gott alle Menschen geschaffen hat?

Ja, Wolf, erwiderte der Doktor, der liebe Gott hat alles geschaffen. Der Doktor war nun zwar seinerseits nicht davon überzeugt, daß es einen Gott und Schöpfer aller Dinge gebe, aber es war nicht möglich, einem Kind eine andre Antwort zu geben.

Das glaube ich nicht, sagte Wolf; die schlechten Menschen hat der liebe Gott nicht geschaffen. Weißt du, Onkel Heinz, den Kerl, der Mama schlagen wollte, den hat der Teufel geschaffen.

Digitized by Google

Aber Wolf, erwiderte Onkel Heinz, einen Teufel gibt es ja gar nicht.

Oh, sagte Wolf, den gibt es doch.

Hast du ihn denn gesehen?

Ja.

Wie sah er denn aus?

Wolf wurde unsicher und sagte: Er sah aus wie — wie — ich weiß nicht mehr.

Wohl wie der da? fragte Onkel Heinz lachend und wies auf den Haufen Holz, der zwischen dem Hause und der Straße lag, hinter dem der Kopf eines schwarzen Ziegenbocks mit großen Hörnern auftauchte. Es war Wolfs Ziegenbock, der frei herumzulaufen pflegte, und der, ein Kohlblatt im Maule, vergnüglich kauend über den Holzhaufen herübersah. Bald jedoch kletterte er empor und sprang mit ein paar leichten Sätzen herab, und gleich darauf erschien eine bekannte rote Mütze über einem schönen, lachenden Gesicht. Es war Eva. Nun stand sie oben auf dem Haufen, sah sich um, nahm ihr Kleid zusammen und sprang nicht weniger behende herab als der Ziegenbock. Der Doktor, selbst ungesehen, beobachtete das Bild durch die Blätter der Laube mit Wohlgefallen. Eva gab dem Ziegenbock, der sich ihr in den Weg stellte, einen leichten Schlag und trat an eins der Fenster im Giebel des Hauses, durch das man in die Küche sehen konnte. Aber es schien niemand darin zu sein. Der Ziegenbock war neugierig, tänzelte heran, richtete sich an der Wand auf seine Hinterfüße auf und schaute ebenfalls durchs Fenster, worauf ihn Eva am Horn packte und mit der Nase auf die Fensterbank stieß, worauf sich der Bock, der es für eine Aufforderung zu Spiel und Zweikampf ansah, in Kampfstellung begab.

Wolf in der Laube lachte hell auf. Eva sah sich um und kam, als sie Wolf und den Doktor in der Laube sitzen sah, mit lebhaften Schritten heran. Natürlich erhob sich der Doktor, und Wolf bot seine Bank an, aber Eva erwiderte: Nein, Wolf, in deine Mausefalle gehe ich nicht wieder. Bleiben Sie, bitte, ruhig sitzen, Herr Doktor, ich ziehe mir hier diese Küchenbank heran. — Sie tat es und setzte sich.

Hm! In dem, was sie sah, war etwas, was ihr nicht gefiel. Aber was eigentlich? Warum sollte der Doktor seine Zuneigung nicht dem Knaben schenken? Warum sollte er nicht seinen Arm um ihn legen? Und warum sollte sich Wolf nicht vertraulich an den Doktor anlehnen? Überhaupt, was gingen sie der Doktor und Wolf an, und ob sie sich liebten oder nicht? Und doch fühlte sie einen unbezwinglichen Drang zu spotten. — Wolf, sagte sie, großes Bébé, bitte doch deinen Doktor, daß er den Kindermantel herausholt und dich hineinnimmt.

Ach, Eva, sagte Wolf, du bist bloß neidisch.

Neidisch? worauf?

Daß du nicht so einen guten Onkel hast wie ich.

Sind Sie denn ein Onkel von diesem Taugenichts? fragte Eva den Doktor.

Wolf machte große Augen und versetzte stolz: Ich bin kein Taugenichts.

Ja, Fräulein Eva, erwiderte der Doktor, Onkel dritten Grades. Aber auf die Verwandtschaftsgrade kommt es weniger an. Es gibt eine gewisse, allgemeine Onkelhaftigkeit, die den Körpern anhängt wie die chemische Verwandtschaft, Anziehungskräfte, die in Wirksamkeit treten, wenn diese Körper in Beziehung gebracht werden. Aber vielleicht halten Sie von Onkel- und Tantenschaftigkeiten nicht viel.

Nein, nicht viel, sagte Eva in voller Unbefangenheit, dem Doktor voll ins Gesicht schauend. Onkelhaftige Anziehungskräfte kommen mir vor wie Mondlicht. Ich habe das Mondlicht nie leiden können, es ist so furchtsam und so hungrig.

Aber ist das Mondlicht nicht auch milde und tröstlich? Gibt es nicht auch ausgezeichnete Tanten?

Tante Dora, rief Eva. Tante Dora — ja. Die sieht aber auch nicht hungrig aus.

Digitized by Google

Natürlich erschien in diesem Augenblick der Wolf in der Fabel, Tante Dora, ein Präsentierbrett mit einer Kanne und Gläsern voll Milch in der Hand haltend. Denn Tantchen war immer in Sorge, daß irgend jemand, der ihr zur Pflege Gelegenheit gab, Not leiden könnte. Als sie Eva sah, glitt ein Schatten über ihr gutes Gesicht. Aber sie duldete den Schatten nicht. Was konnte dieses arme Kind dafür, daß es einen solchen Vater hatte? Sie gab sich das Wort, daß Eva nie erfahren solle, was den Vater im Auge des Kindes herabsetzen könnte, und daß das Vertrauen, das Eva zu ihr hatte, nicht gestört werden dürfe, es komme, was auch immer kommen möge.

Eva rückte auf ihrer Bank zur Seite und machte Platz, und Tantchen setzte sich, nachdem sie ihre Milch angebracht hatte.

O quae mutatio rerum! sagte Doktor Ramborn vergnügt. Wer hätte das noch vor wenig Wochen gedacht! Damals ein freier Mann, dem mit seinem Knipskasten und seiner Wissenschaft die ganze Welt frei und offen stand, und heute ein geplagter Hofverwalter, der dankbar ist, wenn ihm Tantchen ein Glas Milch bringt.

Aber warum tun Sie das, Herr Doktor? fragte Eva.

Ja, warum tut man, was man tut? erwiderte der Doktor, das ist schwer zu ergründen. Denn all die schönen Etiketten, die ein Mensch auf seine Taten klebt, sind Treppenwitze. „Aus Prinzip, aus Pflicht, aus Menschenliebe," so sagt man hinterher, aber im Augenblick der Tat, wer nennt das eigentliche Motiv, wer weist das Milligrammgewicht auf, das auf der Wage unsrer Entschließung den Ausschlag gibt? Wille nennt man es. Aber was ist Wille? Ist es ein geheimnisvolles Etwas, das außerhalb des Kausalnexus steht, oder eine Kraft, die an die Dinge gebunden ist und so mechanisch wirkt wie Naturkräfte, also so, wie das Wasser kristallisiert oder eine Blume wächst? Sie fragen mich, Fräulein Eva, nach dem Warum. Es ist nicht möglich, eine Frage nach dem Warum anders zu beantworten, als so, daß eine neue Frage nach einem neuen Warum herausspringt.

Ich tue, was mir Vergnügen macht, sagte Eva.

Ich auch, erwiderte der Doktor. Aber warum macht es mir Vergnügen, Äcker zu pflügen und diesen Lump von Heinemann an die Luft zu setzen? Ist das nicht auch mein freier Wille? Ist ein König nur dann Herr, wenn er schreibt: Sic volo sic jubeo, dies ist mein königlicher Wille, ist ers nicht auch, wenn er geruht, der erste Diener seines Landes zu sein? Darf ich nicht auch den Hofverwalter spielen, wenn mir beliebt, es zu tun?

Nein, das dürfen Sie nicht, sagte Eva, den Doktor mit ihren hellen Augen anstrahlend, das ist zu klein für Sie. Das steht Ihnen so wenig, als wenn ich Strümpfe stopfen wollte.

Wenn aber Ihr Herr Vater sagte, antwortete Ramborn, hier Eva, stopfe mir die Strümpfe. Ich wills?

Ach, Vater! rief Eva, Vater ist der Vater, und ich bin ich. Und das sagt auch Vater nicht.

Aber wenn er es täte!

Doktor, Sie sind heute sentimental, sagte Eva. Sie selber haben mich gelehrt, daß der Recht hat, der sich selbst durchsetzt.

Auch dem Vater gegenüber?

Ich bin ich. Und ich will nicht dienen oder ein Joch tragen. Ich will frei sein.

Tantchen streichelte liebkosend über die Wange Evas und sagte: Armes Kind.

Aber ich bin kein armes Kind, rief Eva lachend und trotzig. Und ich will nicht bedauert sein. Was fehlt mir denn?

Du hast keine Heimat, mein Kind, sagte Tantchen.

Sie haben ja auch keine, erwiderte Eva.

Eva, sagte Tantchen, jeder Ort kann zur Heimat werden durch den Dank, den man dort säet und erntet.

Digitized by Google

Eva machte eine ablehnende Bewegung.

Kind, fuhr die Tante fort, Häuser und Land machen die Heimat nicht aus, das ist die Heimat, wo man Liebe erfahren und Liebe erwiesen hat, wo die Gedanken gern hingehn und Hütten bauen und ausruhn. Das kann man sich überall schaffen. Wenn du willst, will ich dirs gern zeigen. Komm nur.

Eva lachte, aber ihr Lachen klang nicht froh. Mir ist meine Freiheit lieber, sagte sie.

Kind, sagte die Tante, wenn du nicht mehr hast als deine Freiheit, dann bist du sehr arm.

Eva sprang auf. Ihr gefallt mir heute alle miteinander nicht, sagte sie. Der Doktor ist sentimental, und Tantchen predigt, und Wolf macht Augen, als wenn ein Verbrechen geschehen wäre.

Niemand antwortete. Eva machte einen Knicks, sagte Adieu und verschwand, leichtfüßig über den Holzhaufen steigend, auf demselben Wege, den sie gekommen war. Bald hörte man die Tritte ihres Pferdes. Der Klang bewegte sich nicht nach dem Dorfe zu, sondern in entgegengesetzter Richtung, in die Ferne und zur Heide.

Tante Dora atmete auf.

Wie geht es Frau Mary? fragte der Doktor.

Sie schläft, entgegnete die Tante. Hoffentlich überwindet sie den Schlag.

Den Schlag? fragte Ramborn, was ist denn geschehen?

Tante Dora konnte unmöglich sagen, um was es sich gehandelt hatte. Wußte sie es doch selber nicht, was eigentlich geschehen war. Sie hatte raten müssen, und sie hatte ziemlich richtig geraten. Der Kontrakt ist weg, sagte sie; unbegreiflich, wohin er gekommen ist.

Den hat Heinemann stehlen lassen, sagte Wolf mit aller Bestimmtheit.

Wo weißt du das her, Wolf? fragte Onkel Heinz.

Das hat mir mein kleiner Finger gesagt, antwortete Wolf, als wenn es ausgemacht wäre, daß der kleine Finger eine sichere Erkenntnisquelle sei.

Also der Kontrakt ist weg? fuhr der Doktor fort, weiter nichts? Wir haben ja die Photographie von der gefälschten Stelle, das ist so gut wie das Dokument selbst.

Meinen Sie?

Unzweifelhaft, Tantchen.

Und dann will der Amtshauptmann Mary wegen der Verleumdungsklage zum Verhör vorführen lassen. Und Mary ist doch krank.

Desto besser, sagte der Doktor. Ich meine, dann ist es doch unmöglich, daß Frau Mary vorgeführt werden kann.

Und dann, sagte die Tante etwas verlegen, ist hier noch ein Brief von Justizrat Stackelberg, der sich bei Groppoff nach einer Hypothek erkundigt, die auf unserm Hofe ruht. Groppoff wird natürlich einen schlechten Bericht machen, und Stackelberg wird natürlich die Hypothek kündigen.

Der Doktor las den Brief, und dabei fiel ihm ein, daß er es ganz vergessen hatte, seinem Onkel über die Verhältnisse des preußischen Schlößchens zu berichten, und daß auch der letzte Brief des Onkels noch unbeantwortet war. Aber er ließ sich davon nichts merken, sondern rief: Da hat aber Onkel Stackelberg einen Meisterstreich gemacht. Wissen Sie denn nicht, daß das Kapital mir gehört?

Und Sie werden es nun kündigen? fragte die Tante.

Ich denke nicht daran, antwortete der Doktor.

Wir stehn aber, wie Sie sehr wohl wissen, nicht auf festen Füßen, sagte die Tante. Ihr Kapital ist vielleicht gefährdet.

Aber Tantchen, antwortete Ramborn, Sie führen einen verzweifelten Kampf gegen die Niedertracht dieser Menschen, und ich soll Ihnen in den Rücken fallen? Das ist doch ganz unmöglich.

Tantchen schaute dankbar zu Ramborn empor und sagte: Sie sind ein guter Mensch.

Digitized by Google

Ramborn lachte und erwiderte: Sie irren sich, Tantchen, ich handle nur in wohlverstandner Wahrung meiner Interessen.

Ach, gehen Sie, Doktor, erwiderte Tantchen, Sie sind ein guter Mensch, Sie sind viel besser als — als —

Als meine Theorie, meinen Sie, sagte der Doktor belustigt. Da können Sie Recht haben. Ich fühle es selbst, daß hier zwischen Theorie und Praxis etwas nicht in Ordnung ist. Ich werde, um ins klare zu kommen, einmal ein Buch darüber schreiben müssen.

6. Gelöste Fäden

Die nächste dringliche Aufgabe war die, Heinemann aus seinem Hause zu entfernen. Ramborn stellte bei Gericht eine Exmissionsklage und erwirkte einen Befehl, wonach der Inspektor unter Vorbehalt etwaiger später geltend zu machender Forderungen das Haus zu verlassen hätte. Heinemann ging nicht, sondern setzte sein Haus in Verteidigungszustand. Man rief die Polizei in Gestalt des Herrn Amtshauptmanns an, die Polizei reagierte nicht. Jetzt versuchte man den Menschen auszuhungern. Gott mochte wissen, auf welchem Wege er Proviant erhielt, aber er litt offenbar keinen Mangel, wie die aus dem Fenster geworfnen Knochen und Bierflaschen bewiesen. Konnte man ihn nicht ausräuchern? O ja. Im Keller, der von außen zugänglich war, war eine Waschkesselfeuerung. Wenn man nun den Schornstein, den man von außen mit Hilfe einer Leiter erreichen konnte, zulegte und unten Rauchfeuer anzündete, so mußte der Qualm in des Inspektors Stube dringen. Auch dies wurde versucht, aber der Inspektor gab sich nicht gefangen, fluchte gotteslästerlich, schlug ein Loch in die Decke seiner Stube und ließ den Rauch durch den Dachboden abziehn. Man versprach Päsch ein gutes Stück Geld, wenn er den Inspektor über die Grenze bringe. Päsch war für silberne Gründe sehr zugänglich. Er erschien in Uniform mit seinem Jagdgewehre, frühstückte sehr ausführlich, erzählte lange Geschichten, zeigte jedermann sein Gewehr und sagte: Meine Karrline, ha! meine Karrline schießt gut. Meine Karrline schießt das Weiße aus dem Auge. Und wer mir vor meine Karrline kommt, der ist geliefert, ha! der ist geliefert. Endlich ließ er sich bestimmen, zur Sache zu kommen. Er lud seine Karline und pirschte über den Hof, das Gewehr im Anschlage, wie auf der Hasenjagd, an das Inspektorhaus heran. Da erschien im Fenster des Hauses in einer Schießscharte, die durch zwei Matratzen gebildet war, der Lauf eines Gewehrs, ein höchst fataler Anblick, und sogleich verschwand Päsch spurlos und ließ sich nicht wieder sehen. Auch die bewaffnete Macht hatte versagt.

Nun wollte Ramborn selbst zum Angriff übergehn, denn die Lage war in der Tat unerträglich geworden. Aber das duldeten die Damen nicht, und Wolf tat ganz verzweifelt. Ramborn mußte feierlich versprechen, sich keiner Gefahr auszusetzen, und er tat es auch zuletzt, wobei er jedoch vor sich selbst keine besondre Hochachtung empfand. Endlich gelang es ihm, während oben das Gewehr unbeweglich aus der Schießscharte sah, Heinemann aber auf kurze Zeit das Haus verlassen hatte, um sich zu verproviantieren, die Haustür zu erreichen. Kurz darauf kam Heinemann in großen Sätzen an, einen Sack auf dem Rücken, ein geöffnetes Messer in der Faust. Ramborn hielt ihm den Revolver entgegen und zwang ihn umzukehren.

Herr, rief der Inspektor, das werde ich Ihnen gedenken. Was haben Sie überhaupt hier zu suchen? Es ist mir, holt der Teufel, ganz egal, so einen Windhund wie Sie über den Haufen zu schießen.

Ramborn antwortete nicht, sondern zielte bedächtig mit seinem Revolver, worauf der Inspektor es vorzog, hinter der nächsten Hausecke zu verschwinden.

Das waren ja nette Verhältnisse, in die Ramborn da geraten war. Wer hätte gedacht, daß in der Heimat Kants solche Zustände zu finden seien? Das reine Faustrecht. Selbsthilfe ohne oder auch gegen die Obrigkeit, die doch sonst aller Welt Vormund ist. Wie oft hatte Ramborn mit Worten und Gedanken gegen diese

Digitized by Google

allen kräftigen und selbständigen Willen unterbindende Bevormundung gestritten und den unbeengten Eigenwillen als das höchste Gut gepriesen. Jetzt hatte er, was er gewünscht hatte. Und worauf lief der Beweis dieses unbeengten Eigenwillens hinaus? Auf eine Balgerei mit dem ersten besten Strolche. Er ging ins Haus und wusch sich die Hände, obwohl er den Strolch gar nicht angerührt hatte.

Das Inspektorhaus wurde unwohnlich gemacht, man hängte die Fenster aus und vernagelte die Türen.

In der Nacht darauf brannte die Klete, das schuppenartige, aus Holz errichtete Bauwerk, an das Wolf seine Wohnenlaube angebaut hatte, nieder. Der Brand war unzweifelhaft angelegt worden, und zwar in der Absicht, daß er auf das Herrenhaus überspringen sollte. Was wohl auch geschehen wäre, wenn sich nicht der Wind gedreht hätte, und ein leichter Regen gefallen wäre.

Als das Feuer niedergebrannt war, kam die Dorfspritze, ein vorsintflutlicher alter Kasten, angeklappert. Die Spritzenleute stiegen mit äußerster Langsamkeit ab, standen um das Feuer herum und betrachteten es mit tiefsinniger Miene. Jeja, sagte der eine, und der andre verstaute seine Prime Tabak in die andre Backenseite und spuckte aus. Hand anzurühren, daran dachte niemand. Es hätte auch nichts genutzt, denn die Spritze ging wieder einmal nicht, und das Feuer war so wie so am Erlöschen.

Tantchen war natürlich sogleich auf dem Platze. Überall, wo sie sich sehen ließ, erhellten sich die Züge der Männer, und einer stieß den andern an, als wollte er ihn zum Sprechen veranlassen.

Es ist frisch, Fräuleinchen, sagte einer von den Männern.

Frisch wars eigentlich nicht, es fiel ein linder, lauer Regen. Aber Tantchen verstand den Wink und schaute sich nach ihren dienstbaren Geistern um, die umherfuhren wie aufgescheuchte Vögel.

Marike, Pauline! rief sie, bringt mal die Branntweinflasche und Gläser.

Aber Tantchen, sagte der Doktor, der auf das erste Feuersignal zum preußischen Schlößchen geeilt war, Sie werden doch die Kerls nicht noch dafür belohnen, daß sie hier ganz überflüssigerweise herumstehn?

Lassen Sie nur gut sein, Doktorchen, sagte Tantchen, die Leute haben es doch gut gemeint. Daß ihre Spritze nicht ging, und daß das Feuer niedergebrannt war, ehe sie kamen, dafür konnten sie doch nichts. Nicht wahr, Muschkeit, sagte sie zu einem der Männer, der, die Mütze im Nacken, die Hände in den Taschen, die Füße in den Klumpen, das heißt Holzschuhen, beim Feuer stand und gelassen zusah, wie das Holz niederbrannte, wenn Not am Mann ist, dann laßt ihr uns nicht im Stich?

I wo werden wir denn, Fräuleinchen, sagte Muschkeit, ist ja nur Christenpflicht.

Marike kam mit den Gläsern, und Pauline mit der Flasche. Die Gläser wurden gefüllt und verteilt, und die Männer nahmen die Gläser so vorsichtig zwischen ihre harten Finger, als wären es Eierschalen.

Prosit! sagte Tantchen, und die Männer tranken ihre Gläser einer nach dem andern mit einem Schwunge aus. Der eine verdrehte die Augen, der andre schnappte nach Luft, und der dritte machte ein Äh, das gar kein Ende nehmen wollte.

Hats geschmeckt? fragte Tantchen.

Ja ja ja, Fräuleinchen, antwortete Muschkeit. Es war aber doch — na ja, es war wohl ein klein bißchen zu viel Waldmeister drin.

Was drin? fragte Tantchen und roch an der Flasche. Waldmeister nennen Sie das? Barmherziger Gott, das ist ja — sie sprach das furchtbare Wort nicht aus. Es war denaturierter Spiritus. Das Mädchen hatte sich in ihrer Verwirrung vergriffen und Brennspiritus gebracht. Nun aber braute sie aus Zucker, wenig Wasser und viel Sprit einen Grog, der allgemeinen Beifall fand und den stillen Wunsch erweckte: möchte es doch bald wieder brennen!

Digitized by Google

Man hatte sich noch nicht die Lippen abgeleckt, da erklangen aus dem Dunkeln streitende Stimmen. Ein brüllender Ton und die Stimme des Doktors, der nach Hilfe rief. Man sprang hinzu und fand den Inspektor, der sich gebärdete wie ein wildes Tier, ein blankes Messer in der Faust hielt und den Doktor, der mit der einen Hand des Inspektors Handgelenk umfaßt hielt und mit der andern Hand die Gurgel seines Gegners gefaßt hatte. Von dem linken Arme troyte Blut herab. Die Männer sprangen hinzu, überwältigten den Inspektor und banden ihm die Arme auf den Rücken. Mordbrenner, riefen sie, denn es war ja ohne weiteres klar, daß er das Feuer angelegt haben mußte. Ja sie würden vielleicht Volksjustiz geübt haben, wenn nicht die bewaffnete Macht in Gestalt von Päsch eingeschritten wäre. Dieser nahm den Arrestanten mit gebührender Würde entgegen und brachte ihn auf Nummer Sicher, das heißt in das leere Spritzenhaus in Tapnicken. Ein Teil der Spritzenmannschaften folgte, ein andrer wandte sich, da es im Osten schon hell wurde und mit der angerissenen Nacht doch nichts anzufangen war, zu Lockeit und trank weiter. Und Tantchen hatte damit zu tun, dem Doktor den Arm zu verbinden, was sie nach allen Regeln der Kunst und mit großem Geschick tat. Übrigens hatte die Wunde nicht viel zu bedeuten. Es war ein Stich in das Muskelfleisch des Unterarms.

Jetzt war der Inspektor für den Staatsanwalt reif, und man durfte hoffen, daß er auf längere Zeit beseitigt werden würde. Ja, wenn ihn der Staatsanwalt nur in die Hände bekommen hätte! Am andern Tage wurde bekannt, daß der Inspektor entflohen sei. Nicht einmal ausgebrochen war er, man hatte aus Versehen die Tür nicht ordentlich verschlossen, und man raunte sich zu, daß das kein andrer als Groppoff so angeordnet habe. Später erfuhr man, daß Heinemann mit einem Trupp Paścher über die russische Grenze gegangen sei. Auch gut.

Unsre drei Maler hatten den Feuerlärm vollständig verschlafen. Da es draußen naß war, so arbeitete man im Atelier. Staffelsteiger malte etwas Schummriges, woran man weiter nichts mit einiger Deutlichkeit erkennen konnte als ein paar alte, kalkweiße Hausgiebel und einen Fliederbusch, dessen Blüten eben so gut umgekippte Suppenteller sein konnten — und vier Beine. Im schwarzen Schatten aber lagen abgrundtiefe Gedanken. Pogge las die Morgenzeitung, und Schwechting quälte sich mit seinem Elch. Er konnte mit den Elchläufen nicht ins reine kommen. Schon ein dutzendmal hatte er sie auf Papier gezeichnet, auf die Leinwand gemalt und immer wieder weggewischt und weggekratzt. Er war zuletzt in helle Verzweiflung geraten, hielt seinen Mitkolonisten die Photographie des Elchs zum zwanzigstenmal unter die Augen und fragte dringlichst, ob die Sehnen der Gelenke so oder so angewachsen seien. Ich muß das wissen, rief er, ich muß das durchaus wissen. Mein ganzer Elch ist nicht einen Schuß Pulver wert, wenn er nicht auf korrekten Beinen steht.

Staffelsteiger hatte diesen Nöten mit stiller Überlegenheit gegenübergestanden. Die Dinge, um die sich dieser arme Mensch quälte, lagen ihm ja weltenweit unter den Füßen. Knochen? Sprunggelenke? Sehnen? Die Kunst hatte nach seiner Meinung ernstere Sorgen als diese. Als nun Schwechting zum einundzwanzigstenmal erklärte, er müsse das wissen, antwortete er mit Würde: Das braucht man nicht zu „wissen," Schwechting, das muß man fühlen.

Das wäre der Teufel, antwortete Schwechting, Anatomie „fühlen"! Das kann man wohl bei einer dürren Kuh, wenn man ihr über die Rippen fährt, aber nicht, wenn man nach einer schäbigen Photographie große Elchbeine malen soll. Dazu gehört solides Wissen.

Die Kunst, Schwechting, sagte Staffelsteiger, ist keine „Wissenschaft." Die Dinge der Welt sind nicht damit erledigt, daß man sie mit der Netzhaut einfängt und auf das Papier aufspannt. Wollen wir uns beteiligen an den Geschmacklosigkeiten der Illustrationskunst für Familienblätter? Die Dinge der Welt sind die sinnlich verdichtete Spitze einer Welt, die aus der Unendlichkeit des Innerlichen

Digitized by Google

hervorquillt. Wallung! Quellung! Ahnung! Unser Malen ist ein tränenvolles, stillbrünstiges Zeigen auf diese Spuren innern Werdens.

Au, sagte Schwechting. Pogge, was sagst du dazu?

Ick weiß ja nich, wovon die Rede is, antwortete Pogge, aber: Bravo!

Er behauptet nämlich, fuhr Schwechting fort, man müsse Anatomie fühlen.

Muß man auch, Hannes, sagte Pogge. Alles kann man nicht wissen, und wenn man es weiß, kann mans nicht brauchen. Man muß immer ein gut Stück dazu raten. Aber man muß richtig raten, und dazu gehört Talent. Wenn du nicht raten kannst, dann schreib ab.

Macht mir doch nichts weis, erwiderte Schwechting, mit euerm Raten kommt ihr so wenig aus wie ich. Keine Intuition klärt euch darüber auf, wieviel Rippen bewußte alte Kuh hat. Das muß man wissen. Ihr saut da etwas hin, bei dem man die Augen zusammenkneifen muß, um zu erkennen, ob es ein Esel oder ein Ziegenbock ist. Dabei ist es freilich egal, wie die Knochen sitzen, wenns nur vier Beine hat. Wenn ihr aber einmal aus dem großen Schummer heraustreten und Farbe bekennen müßt, dann sitzt ihr mit eurer Intuition auch fest. Um so einen verkürzten Arm, so einen Rücken und so ein Schulterstück richtig zu zeichnen, dazu gehört ein gut Teil Wissenschaft. Was macht ihr statt dessen? Ihr packt einen Arm voll schmutziger Wäsche darauf und laßt sich die Knochen dahinter zurechtfinden, wie sie können. Aber ich kann doch zum Donnerwetter dem Elch da keine karierten Hosen anziehn.

Das kannst du allerdings nicht, mein Sohn, sagte Pogge, seine Zeitung beiseite legend und an das Bild tretend, und das ist traurig genug für die Hinterbliebnen. Denn das ehrende Zeugnis kann ich dir nicht vorenthalten: Je länger du an diesen Beinen malst, desto unwahrscheinlicher werden sie. Staffelsteiger, tun Sie ein übriges und gestehn Sie zu, daß es bei Elchbeinen ohne Anatomie nicht geht. — Staffelsteiger schüttelte schmerzlich-tiefsinnig mit dem Kopfe. — Mein Rat ist, Hannes, fiedle dich in einem zoologischen Garten an und zeichne ein Jahr lang Elchbeine, bis du sie auswendig kannst. Oder warte, bis eine Exzellenz ankommt, um einen Elch zu schießen, und laß dir dann die Beine abtreten oder — weißt du was, Hannes, wende dich an Burpel. Burpel schafft dir alles, was du bei ihm bestellst. Denn er ist der größte Spitzbube, der je auf zwei Beinen herumgelaufen ist.

Schwechting legte stillschweigend den Pinsel aus der Hand, setzte seinen Hut auf und ging nach dem Hafen, wo er Burpel zu treffen annehmen konnte. Vielleicht hatte Pogge seinen Vorschlag nur scherzweise gemacht, aber Schwechting nahm ihn ernst. Burpel war ja das Allerweltsfaktotum und hatte schon manche Probe seiner Leistungsfähigkeit gegeben.

Burpel, sagte Schwechting, indem er ihn beiseite nahm, Sie wissen, ich setze ein großes Vertrauen auf Sie.

Burpel grinste über sein ganzes breites Gesicht und sagte: Herr Schwechting, Sie wissen ja, was gemacht werden kann, wird gemacht.

Burpel, sagte Schwechting bedeutsam, ich brauche — ich brauche vier Elchbeine.

Burpel grinste noch mehr und erwiderte: Können Sie haben, Herr Schwechting. Ganz frische Elchbeine, riechen noch kein bißchen. Aber — er sah sich vorsichtig nach rechts und nach links um.

I wo werde ich denn — sagte Schwechting.

Und so verabredeten sie eine Stunde, wo sie sicher sein konnten, keinem Grünrocke zu begegnen, und zogen auf Schleichwegen in den Wald, etwa dahin, wo Schwechting den Elch gemalt hatte. Und bald stand man an einer Stelle, an der aus frisch aufgeworfner Erde vier Elchläufe, an denen große schwarze Fliegen saßen, in die Luft ragten.

Burpel, rief Schwechting erschrocken, Sie haben doch nicht gewildert?

Kein bißchen, erwiderte Burpel. Das ist das kranke Tier, das Fräulein Eva hat abschießen lassen.

Digitized by Google

Schwechting erinnerte sich der hinkenden Elchkuh, der Prinzeßchen nachgeritten war. Dieses Tier mußte es also wohl sein. Aber warum hatte man das Tier vergraben, und zwar so flüchtig, daß die Läufe aus der Erde hervorragten? Weil Elchkühe immer Schonzeit haben, das Tier also nicht verkauft werden durfte, und weil Burpel — dies teilte er im Flüstertone mit — von der Sache Wind bekommen, die Elchkuh wieder ausgegraben und das brauchbare Fleisch herausgeschnitten und im Dorfe verkauft hatte. Den Kadaver ordentlich wieder zu vergraben, hatte er sich keine Mühe gegeben, und so lag er unter einer dünnen Schicht Erde, die Läufe gen Himmel gekehrt.

Die Läufe wurden nach den Regeln der Kunst abgelöst und in einen Sack getan, der versteckt wurde. Darauf gingen Schwechting und Burpel pfeifend und mit der Miene voller Unschuld nach Hause. In der nächsten Nacht lagen die Elchläufe in der zur Malerkolonie gehörenden Klete, und am nächsten Tage wirtschaftete darin mit Wanne, Wasser und Salz Schwechting, um sie zu „konservieren.“ Bald darauf präsentierte sich das Modell mit vorgebundnen echten Elchläufen und sah noch scheußlicher aus als zuvor. Pogge schritt um das Untier herum, besah sich die Läufe mit ernsthafter Miene und sagte: Weißt du, Hannes, großartig! Man sollte ja nich denken, dat det Natur is.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. Die marokkanische Angelegenheit, die wir in die Osterzeit mit hinübernehmen, ist für uns nach verschiednen Richtungen hin von Bedeutung. Nicht allein daß es sich um die Wahrung deutscher Rechte und deutscher Interessen handelt, dergleichen gehört zum täglichen Brot der Diplomatie, darauf beruht ihre Existenzberechtigung. Wichtiger ist, daß wir damit seit 1888 zum erstenmal wieder in einen offnen Interessengegensatz zu Frankreich treten — ein latenter hat zum Beispiel in Konstantinopel niemals aufgehört —, und daß wir Frankreich dabei allein gegenüberstehn. „Allein“ insofern, als bis jetzt wenigstens eine Stellung andrer Mächte für oder wider nicht erfolgt ist. An Versuchen der englischen Publizistik, den Funken zur Flamme anzublasen, hat es allerdings nicht gefehlt, und der Versuch des Daily Telegraph, die französische Regierung zur Entsendung einer Flotte nach Tanger zu bewegen, die den Kaiser dort begrüßen sollte, ist bezeichnend genug. Die englische Regierung dagegen, die bei dem Streitfall in die Rolle des Tertius gaudens kommt, benimmt sich in ihren amtlichen Schritten durchaus zurückhaltend. Sie hat im Parlament erklärt, daß der deutsche Vertrag mit Marokko denselben Inhalt wie der englisch-marokkanische habe, hat also damit ebenso seine Berechtigung wie seine Fortdauer anerkannt; sie bleibt daneben aber bemüht, durch allerlei Äußerlichkeiten die englisch-französische Entente zu betonen. Die Anregung zu den gegenseitigen Flottenbesuchen wird ja wohl von Frankreich ausgegangen sein, und England läßt sich das gern gefallen; der Besuch König Edwards in Algier beweist jedoch, daß man auch auf englischer Seite geneigt ist, den Franzosen ein Zeichen des Wohlwollens zu geben. Die Entente hat für England den Vorteil, jede antienglische maritime Kombination für längere Zeit beseitigt zu haben und Frankreich im Gegenteil zu nötigen, seine Gefälligkeiten gegen die baltischen Geschwader Rußlands auf ein Minimum zu reduzieren. Die russische Flotte ist für europäische Fragen so gut wie ausgeschieden, die französische an die Seite Englands gerückt, Deutschland zur See dadurch militärisch isoliert. Das ist für

Digitized by Google

Großbritannien der Nutzen der Lage, den seine Staatsmänner mit der Entente angestrebt und erreicht haben. Sie enthebt England des weitern jeder Notwendigkeit, für Japan aktiv Partei ergreifen zu müssen, und sichert, was nicht minder wichtig ist, das Zusammengehn beider Mächte in den Balkanfragen. Wenigstens ist für die Dauer dieser neuen westmächtlichen Annäherung ausgeschlossen, daß Frankreich der russischen Balkanpolitik Vorspann leistet.

England hat somit — es kommt noch der gänzliche Rückzug der Franzosen aus Ägypten hinzu —, ohne sich irgendwie in Unkosten zu stürzen, eine große Summe von Vorteilen für seine Politik erreicht. Sein ganzer Einsatz bei diesem Spiel war das Zugeständnis in dem englisch-französischen Abkommen, Frankreich in Marokko freie Hand zu lassen, ein Zugeständnis, das obendrein an jedem Tage durch das große Übergewicht der britischen Kapitalkraft illusorisch gemacht werden kann. Verbeißt sich Frankreich in eine „Entwicklung" Marokkos, indem es dort als „Kulturträger" eindringt, so kommt es damit auf Jahrzehnte hinaus in eine Lage, die ihm ein friedliches Zusammengehn mit England dringend wünschenswert machen muß. England bleibt somit Beherrscherin des Mittelmeers auch ohne den bisherigen großen Aufwand an Seestreitkräften, von denen es einen wesentlichen Teil für den Atlantischen Ozean verfügbar machen konnte. Dieses französisch-englische Einvernehmen bedeutet noch nicht ein Bündnis, würde aber den Abschluß eines solchen im gegebnen Falle um so mehr erleichtern, als beide Mächte an der Fortdauer ihres Einvernehmens einstweilen ein großes Interesse haben.

Frankreich hat sich durch seine Abmachungen mit England anscheinend in die Lage gebracht, gegebnenfalls zwischen England und Rußland optieren zu müssen. Sowohl die Riesensumme der in Frankreich untergebrachten russischen Werte als das allgemeine politische Interesse machen es für Frankreich notwendig, die freundschaftlichen Beziehungen zu Rußland fortzusetzen, seine außereuropäischen Häfen haben auch, soviel als möglich war, den ausfahrenden russischen Geschwadern Gastlichkeit gewährt — und England hat dazu beide Augen zugedrückt. Frankreich hat wirtschaftlich wie politisch großen Wert darauf zu legen, daß Rußland ohne tiefere und dauernde Erschütterung aus dem Kriege herauskomme, Frankreichs Annäherung an England, an der ja auch dieses sehr interessiert ist, kommt somit auch Rußland insofern zugute, als England offenbar keinen Konflikt mit Rußland haben will, wenigstens jetzt noch nicht will, und deshalb um so mehr bereit sein wird, beim Friedensschluß die Ansprüche Japans nicht über die Linie des unmittelbaren englischen Interesses hinaus zu unterstützen. Kriegsverhältnisse sind unberechenbar. Aber nach der ganzen bisherigen Entwicklung des ostasiatischen Krieges darf man annehmen, daß Rußland alles vermeiden wird, was England zu einem aktiven Eingreifen veranlassen könnte, das ja auch völlig außerhalb der englischen wie der japanischen Wünsche liegt. Denn der Ehrgeiz der Japaner ist unverkennbar darauf gerichtet, aus eignen Machtmitteln mit Rußland fertig zu werden.

Während wir Marokkos wegen mit Frankreich in einem Streit begriffen sind, dem nach der neusten Lesart in Pariser Blättern mehr ein Formfehler als ein sachlicher Inhalt zugrunde liegt (!), haben sich die französischen Behörden in Djibuti der deutschen Mission nach Abessinien gegenüber durchaus freundlich und zuvorkommend erwiesen. Auch dort, wie in Marokko, vertritt Deutschland das Prinzip der „offnen Tür." Unsre Finanzlage, unsre Parteiverhältnisse im Reichstage und manche andre Umstände hindern uns, für jetzt neue Plätze „an der Sonne" zu suchen. Um so mehr Wert haben wir darauf zu legen, daß die Verhältnisse in den andern Weltteilen nicht zu unsern Ungunsten verschoben werden, und daß uns weite Ausfuhrgebiete nicht durch fremde Protektoratserklärung verloren gehn. Die „offne Tür" sichert uns den ehrlichen Wettbewerb, unsrer Exportindustrie die unbehinderte Betätigung ihrer Kraft. Mehr kann das heutige Deutschland nicht erlangen, deshalb auch nicht verlangen. Vermögen spätere Generationen erweiterte Ansprüche und Bedürfnisse zu befriedigen, so wird das ihre Aufgabe sein, der wir

Digitized by Google

heute nicht vorgreifen dürfen noch können. Wenn die Hamburger Nachrichten schreiben, ein deutscher Staatsmann, der um Marokkos willen einen Krieg mit Frankreich anfange, „gehöre auf den Sandhaufen," so darf man über einen solchen verunglückten Mißbrauch bismarckischer Redewendungen, auf den man allenfalls ein quod licet Jovi . . . anwenden könnte, um so eher hinwegsehen, als ein solcher Staatsmann in Deutschland zurzeit nicht vorhanden ist. Bemerkenswert bliebe dann nur, daß sich das ehemalige Organ des verewigten Fürsten Bismarck Ton und Stil des Vorwärts aneignet. Ob es wohlgetan und patriotisch ist, den Franzosen zu sagen, Deutschland werde sein Recht keineswegs auf alle Konsequenzen hin vertreten, mag dahingestellt bleiben, die Franzosen werden es trotz den Hamburger Nachrichten nicht darauf ankommen lassen. Die ähnliche Schreibweise der deutschen Fortschrittsblätter dem Ministerpräsidenten Grafen Bismarck gegenüber in den Jahren 1865/66 hat den Krieg mit Österreich nicht verhindert. Merkwürdig ist nur, daß die Hamburger Nachrichten so wenig aus der Geschichte gelernt haben, namentlich daß ihnen der Grad von Lächerlichkeit nicht mehr in der Erinnerung ist, den Fürst Bismarck solchen durch ihre Arroganz komisch wirkenden Sentenzen zuzuerkennen pflegte, so weit sie nicht zur Verwirrung der öffentlichen Meinung führten. Jedenfalls wäre der umgekehrte Satz, daß der französische Staatsmann, der es um Marokkos willen zu einem Bruch mit Deutschland kommen ließe, ein solches Schicksal verdiene, ungleich richtiger gewesen. Denn die Frage nach dem Ausgang des marokkanischen Streites kann doch nur dahin beantwortet werden, daß Delcassé anerkennen muß, formell inkorrekt und sachlich zum mindesten sehr unvorsichtig gehandelt zu haben. Das erste ist, soviel bekannt ist, schon geschehn. England und Frankreich konnten doch nur unter der Berücksichtigung der ihnen beiden sehr wohl bekannten Rechte andrer verhandelt haben, Rechte, die für Deutschland nicht nur durch seinen Spezialvertrag mit Marokko, sondern auch durch die Konvention der an der Madrider Konferenz beteiligten Mächte vom 3. Juli 1880 existieren. Sowohl der Schluß des Artikels 6 als namentlich der Artikel 17 dieser Konvention stehn der Ausnahmestellung irgendeiner Nation entgegen. Artikel 17 sagt: „Das Recht auf Behandlung als meistbegünstigte Nation wird seitens Marokkos als allen auf der Konferenz von Madrid vertretenen Mächten zustehend anerkannt." Der Sultan ist hiernach gehalten, alle Rechte, die er einer Macht zugesteht, allen Signataren der Madrider Konvention zuzugestehn, und ihnen allen liegt somit nicht nur das Recht, sondern die Pflicht eines Einspruchs gegen einseitige französische Forderungen ob. Es wird also ganz unvermeidlich sein, daß sich die Signatarmächte über die Sachlage äußern, namentlich auch die marokkanische Regierung selbst, und man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß ihnen ein amtlicher Anlaß dazu schon gegeben ist. Es ist das eine Belastungsprobe auf die Tragfähigkeit, die internationalen Beschlüssen überhaupt noch beizumessen ist; danach bemißt sich auch der Wert des „Prinzips der offnen Tür." Das französische Vorgehn in Marokko hat somit eine ganze Reihe interessanter diplomatischer Fragen auf die Tagesordnung gesetzt, ihre Lösung wird nicht ohne Tragweite sowohl für das bestehende Völkerrecht als für die Beziehungen der Mächte untereinander sein.

§

Russische Hoffnungen. In den Kundgebungen russischer Patrioten machen sich zwei Richtungen bemerkbar. Die einen gründen ihre Hoffnungen darauf, daß der russische Staat und die russische Kultur noch jung seien; daraus folgern sie, Rußland werde Westeuropa mit der Zeit einholen. Diese Ansicht liegt besonders den Deutschrussen nahe, und so geht denn auch der seit dem Königsberger Prozesse öfter genannte M. von Reußner, ehemaliger Professor des Staatsrechts an der Universität Tomsk, von ihr aus. Im Vorwort zu seiner Abhandlung: Gemeinwohl und Absolutismus (Berlin-Charlottenburg, Friedr. Gottheimer, 1904) schreibt er, seine Schrift dürfe schon deswegen für deutsche Leser Interesse bean-

Digitized by Google

sprachen, „weil sie die allgemein verbreitete Anschauung umstößt, Rußland sei ein besondres, verzaubertes Reich des Orients, das auf einer mystischen Grundlage des slawischen Geistes ruhend, eben deshalb gänzlich außerhalb des Kreises europäischer Ideen und europäischer Geschichte steht. Der Verfasser glaubt deutlich nachgewiesen zu haben, daß selbst das Rußland der offiziellen Gesetzgebung ein europäisches Land ist, welches dieselben Phasen politischer Entwicklung erlebt, die das Abendland durchgemacht hat, und zu denselben Staatsformen gelangen muß, zu denen man dort gelangte." Er zeigt nun freilich in seiner sehr interessanten, mit reichlichen Zitaten ausgestatteten Abhandlung, daß die russischen Selbstherrscher, Staatsmänner und Staatsrechtlehrer dieselbe Auffassung von der Natur des Absolutismus, den Aufgaben und Pflichten des Monarchen und der Untertanen haben, wie sie Hobbes und Bodin, Bossuet und Hugo Grotius, Ludwig der Vierzehnte und Friedrich der Zweite gehabt haben, aber damit ist für die Zukunft Rußlands noch gar nichts bewiesen, und wäre auch noch nichts bewiesen, wenn heute der Zar seinem Volke die preußische oder gar die französische Verfassung gäbe. Man mag den Unterschied der Rassen und der Völker mystisch oder biologisch erklärbar nennen, vorhanden ist er doch nun einmal, und daraus, auf die Menschen, die unter einer Verfassung leben, kommt alles an, nicht auf das Stück Papier, und nicht auf die Theorien der Gelehrten. Friedrich der Große hatte für die absolute Regierung seines Staates ehrliche, gewissenhafte und uneigennützige Beamte, der russische Zar hat solche nicht, wenigstens nicht in genügender Anzahl. Der im sechzehnten Jahrhundert beginnende europäische Absolutismus fand die Früchte der tausendjährigen Kulturarbeit des Mittelalters vor, die ihm Grundlage und Ausstattung für seine Staatsbauten lieferten, der russische hat nichts dergleichen. Wo sind die russischen Stadtstaaten, die gleich den italienischen, den niederländischen, den deutschen ein reiches politisches Leben entfaltet, alle Gewerbe und den Welthandel entwickelt, Künste und Wissenschaften gepflegt hätten? Und wie steht es mit dem Ackerbau, der die unentbehrliche Grundlage des gesunden Staates und die Wurzel aller höhern Kultur ist? Die Germanen sind überall gleich nach ihrer Niederlassung im römischen Gebiet tüchtige Landwirte geworden, und der Absolutismus übernahm in ganz Mittel- und Westeuropa wohlangebaute Länder. Reußner wird vielleicht erwidern, die Germanen hätten eben an den Römern gute Vorbilder und Lehrmeister gehabt. Aber an solchen fehlt es doch auch den Russen wahrhaftig nicht. Sie haben deutsche Bauern in Südrußland und deutsche Gutspächter in Russisch-Polen gehabt, und bei den heutigen Verkehrsverhältnissen wäre es für die wohlhabenden Russen ein leichtes, die deutsche, die dänische, die englische Landwirtschaft gründlich kennen zu lernen und den rationellen Betrieb bei sich einzuführen. Die Germanen haben von den Römern die Landwirtschaft und alle Handwerke gelernt und sich um die schöne Literatur des dekadenten Römer- und Griechentums nicht im mindesten gekümmert. Die heutigen Russen verhungern auf dem fruchtbarsten Weizenboden der Welt und bilden ihren Geist an den philosophischen Grübeleien und den perversen Phantasiegebilden der dekadenten Franzosen, Skandinavier und Deutschen.

Das zweite sehen wir wieder recht deutlich an den Schriften A. L. Wolynskis, der ein Vertreter der andern Richtung ist, die da hofft, daß die vermeintlich noch unerschöpfte Kraft der vermeintlich unverdorbnen russischen Volksseele die Menschheit erneuern werde. Von andern Aposteln des Altrussentums unterscheidet sich dieser sonderbare Schwärmer dadurch, daß er den „faulen Westen" nicht verachtet, vielmehr in der Dekadenz, die Rußland mit dem Westen vereine, die Keime einer großen und schönen Zukunft sieht. Welche ungeheuerliche Verirrung! Die Dekadenten sind gänzlich unfruchtbare Treibhausblüten an Ablegern von einem überkultivierten Stamme; wirtschaftliche, politische und gesunde geistige Früchte bringt nur die philiströse Tüchtigkeit. Von allen den liebenswürdigen und genialen Schwerenötern, die uns Wolynski vorführt, wird keiner sein Vaterland retten. Zwei Erzeugnisse des Mannes, beide von Josef Melnik übersetzt und 1905 bei Rütten und

Digitized by Google

Loening in Frankfurt am Main erschienen, liegen uns vor. Die kleine Studie: Der moderne Idealismus und Rußland stellt nach einer psychologisch-metaphysischen Einleitung die russische Ikonographie der Malerei der italienischen Renaissance gegenüber und charakterisiert die Vertreter des russischen und des westeuropäischen Dekadententums; Nietzsche und Ibsen werden als die „Kolosse der Dekadenz“ gefeiert. Das Buch vom großen Zorn analysiert drei Romane Dostojewskis: Die Teufel, Schuld und Sühne (Raskolnikow) und der Idiot. (Den im Grenzbotenverlag deutsch erschienenen Brüdern Karamasow hat er ein eignes Buch gewidmet, dessen deutsche Ausgabe vorbereitet wird.) Wer nicht Zeit oder Lust hat, die Romane Dostojewskis zu lesen, findet hier die ganze Galerie der phantastischen, hysterischen, zum Teil wahnsinnigen Gestalten des heute weniger oft genannten der beiden großen wunderlichen Heiligen des modernen Rußland in interessanter Beleuchtung beisammen. Dostojewski hat in den „Teufeln“ alle Reformbestrebungen und namentlich den Nihilismus als unrussische Verirrungen fanatisch bekämpft; das ist der „große Zorn,“ den Wolynski mit dem Titel meint. Wir stellen, um den Charakter der beiden Bücher wenigstens anzudeuten, ein paar Sätze daraus zusammen. „Hier, in diesem furchtbar gehaltvollen, aber auch furchtbar schwachen seelischen Menschen sind alle Keime enthalten, aus denen die Heiligtümer der bevorstehenden Entwicklung hervorwachsen werden. Wie leidet er, indem er den kommenden, ganzen und gesündern Menschen wehevoll durchempfindet! . . . Von den geraden, bevölkerten Kulturwegen Europas geraten wir in die [leider schon devastierten] russischen Wälder hinein, die noch von nächtlicher Finsternis umfangen, noch voll märchenhafter Visionen sind, beschienen nur vom warmen Lichte der grell flackernden Scheiterhaufen. Wieviel grobe Unwissenheit ist hier, wieviel abergläubische Ängste. Aber all dies ist Material für ein neues und lebendiges Philosophieren; all diese märchenhaften Visionen können sich, beim Lichte der Vernunft, in neue frische, kostbare Ideen verwandeln. . . . Klänge kommen von allen Weltenden herangeflogen, leise rauscht der Traum von einem freien Gottesreiche, in dem es keine Beleidigte und Erniedrigte geben wird, weil es keine Beleidiger mehr geben wird. Und Rußland eilt mit verheißendem Blicke voran, berauscht sich an einem Traum von etwas Fernem, von der Realität ungeheuer Entferntem, aber dem Herzen ungeheuer Nahem. . . . Der Satan spaziert durch die Welt und sucht einen weiten Boden für seine Tätigkeit. Er erblickte Rußland mit seinen grenzenlosen Feldern und dunkeln Wäldern [siehe oben!], und es schien ihm, daß er hier seiner ganzen boshaften Gottlosigkeit Lust machen könne. Ist doch der unkultivierte Russe so kindlich hilflos seinen großen Verlockungen gegenüber. Aber der Teufel täuschte sich. In der Seele des russischen Menschen hat sich etwas Kindliches, göttlich Gutes und Unschuldiges versteckt, dem nicht beizukommen ist. Ein weiches gütiges Element ist hier überall ausgegossen. Manchmal steckt der Satan irgendwo einen bösen Brand an; aber das Herz des kindlichen Volkes ist mit einer gnadenvollen Feuchtigkeit [ja ja, die Feuchtigkeit!] durchtränkt, die es nicht zu Ende brennen läßt. Die Brände des russischen Dämonismus sind von kurzer Dauer. Das persönliche, das dämonische Element [der Egoismus] findet in Rußland keine vollendete Verkörperung; ein andres, unpersönliches, göttliches Element wirkt im russischen Menschen mit der unmittelbaren Kraft einer jungen Entwicklung. In der stolzesten russischen Seele lebt eine gewisse erlösende Demut, und je größer, je anspruchsvoller der Stolz ist, desto tiefer die Selbstanklage, desto begeisterter die Demut.“ Alles wunderschön, aber das weiche Element ist kein geeignetes Material für einen Staatsbau, dazu gehört ein gewisser Grad von Härte und Festigkeit, gehört ein gesunder, von klarer Einsicht gelenkter Egoismus. Die ersten Gründer des Russenstaats sind Germanen gewesen, und nachdem der geniale Wilde, Peter der Große, sein Land gewaltsam an Europa angekettet hatte, waren es von 1762 ab Monarchen von rein deutschem Blute, die mit Hilfe meist deutscher Staatsmänner ihr reichliches und williges Menschenmaterial dazu verwandt haben, auf ihrem

Digitized by Google

weiten und zu kriegerischen Einfällen wenig einladenden Boden einen äußerlich imposanten Staatsbau aufzurichten. Diesen Bau innerlich gesund und kräftig zu machen, dazu würde eine sehr reichliche deutsche Einwanderung gehören, die vor Russifizierung geschützt sein müßte.

Der Heilige als Schurke. Sören Kierkegaards Angriff auf das Christentum ist an sich nichts besonders Merkwürdiges. Der Widerspruch zwischen kirchlicher Theorie und Praxis ist seit dem Mittelalter unzähligemal verspottet worden, um der Religion willen haben, wie der dänische Strafprediger, schon die jüdischen Propheten das Kirchentum ihrer Zeit angegriffen, und daß es keine Christen im Sinne Jesu mehr gibt, sagen die Religionsphilosophen und die Sozialdemokraten alle Tage. Das Besondre dieser vor fünfzehn Jahren von Schrempf und Dorner der Vergessenheit entrissenen Streitschriften besteht in dem Gepräge, das ihnen die ganz einzigartige Person des Verfassers verleiht, und diese Person ist für sich allein eine so erstaunliche Erscheinung, daß einem neben ihr die Stellung, die sie zu einer weltbewegenden Frage eingenommen hat, eigentlich gleichgiltig vorkommt. Das erste größere Werk, das er im Jahre 1842 herausgab (er war damals neunundzwanzig Jahre alt und ist schon 1855, nach dreizehnjähriger öffentlicher Tätigkeit gestorben), war „Entweder — Oder." Ein Lebensfragment. Herausgegeben von Viktor Eremita. (Die deutsche Übersetzung von O. Gleiß ist in zweiter Auflage ohne Jahreszahl in Fr. Richters Verlag, C. Ludwig Ungelenk, in Dresden und Leipzig erschienen.) Dieses wunderbare Buch enthält pessimistische Diapsalmata (Präludien), eine lange geistsprühende Abhandlung über das Musikalisch-Erotische in Mozarts Don Juan, das Tagebuch eines Verführers — eine so raffinierte Verführungsgeschichte, daß es sicherlich in der ganzen Weltliteratur kein Seitenstück dazu gibt — und Briefe eines ältern Freundes an den Verführer, die ihm, dem großen Ästheten, beweisen sollen, daß die Ehe allein das wahrhaft Ästhetische sei. Den Schluß macht „das Erbauliche des Gedankens, daß wir vor Gott immer Unrecht haben," und diese Schlußabhandlung wird mit einem Gebet eingeleitet. Das Tagebuch eines Verführers, erklärt er später, war wie seine ganze ästhetische Schriftstellerei eine Kriegslist. Er wollte die Seelen zu Gott zurückführen, da das aber nicht gelingt, wenn man offen auf ihre Bekehrung hinarbeitet, stellt er interessante ästhetische Untersuchungen an und hofft sie damit in sein Netz zu locken.

Nun sind aber nach dem voriges Jahr erfolgten Tode der Frau Regine Schlegel, Witwe des westindischen Gouverneurs Schlegel, die Urkunden ihrer Brautschaft mit Kierkegaard veröffentlicht worden (Sören Kierkegaard und sein Verhältnis zu „ihr." Aus nachgelassenen Papieren. Herausgegeben im Auftrage der Frau Regine Schlegel und verdeutscht von Raphael Meyer. Axel Juncker in Stuttgart, 1905). Daraus erfahren wir, daß den wunderlichen Propheten noch ein andrer Beweggrund — und dieser scheint der hauptsächlichste gewesen zu sein — zur Abfassung von Entweder — Oder bestimmt hat, und daß das Tagebuch eines Verführers nicht, wie jeder Kenner Kierkegaards annehmen zu müssen glaubte, ein Phantasiegebilde, sondern die Geschichte seiner Brautschaft ist, natürlich eine aus Wahrheit und Dichtung gewebte Geschichte. Aus den in diesem Bändchen mitgeteilten Briefen und Tagebuchaufzeichnungen ergibt sich ungefähr folgendes. Kierkegaard lernte Regine, die Tochter des Etatsrats Olsen, als ganz junges Mädchen kennen, faßte eine tiefe Zuneigung zu ihr, näherte sich ihr und bestimmte sie, als sie achtzehn Jahre alt geworden war, sich mit ihm zu verloben, obwohl sie sich schon einigermaßen an ihren spätern Gatten gebunden fühlte. Im Brautjahre, 1840 bis 1842, richtete er eine Menge oft von sinnigen Geschenken begleiteter Briefe an sie, die jeden Gegenstand, jede Stimmung, jedes Vorkommnis in Poesie auflösen. Sie ersetzen nicht, sondern ergänzen, wie die Briefe des jungen Goethe an Frau von Stein, den persönlichen Verkehr, denn beide wohnten in Kopenhagen. An das Heiraten scheint er niemals ernstlich gedacht zu haben. Mit

Digitized by Google

seiner Sendung vertrug sich die Ehe nicht; er mußte einsam bleiben. Zudem ist er Erotiker und würde darum zum Ehemann nichts taugen (S. 60). Auch würde er sie dadurch unglücklich machen, daß er sein Innerstes vor ihr verschließen müßte, denn der Blick in die wilden Kämpfe und in die tiefe Traurigkeit seines Herzens würde sie vernichten. Was ihn zur Verlobung bestimmt hatte, war der Wunsch, dieses auserlesene Geschöpf auf eine höhere Stufe des geistigen Lebens zu erheben und ihr den Platz in der Weltgeschichte anzuweisen, der ihr gebühre; durch ihn soll sie berühmt werden, und darum sollen auch nach beider Tode die Papiere veröffentlicht werden, die auf ihr Verhältnis Bezug haben. Außerdem braucht er ein Mädchen, nur eins, zu seiner Selbsterziehung. Nachdem er seine Zwecke erreicht hat, sendet er ihr den Verlobungsring zurück mit einem Briefe, der seine Gründe andeutet. Sie aber will ihn nicht loslassen, wird vor Leidenschaft rasend und scheint, wie im Tagebuch des Verführers, bereit gewesen zu sein zu dem Opfer, ihm anzugehören, ohne ihn durch die Ehefessel zu binden. Da bricht er in brutalster Form. Als sie beim Abschied fragt: Willst du nie heiraten? antwortet er: „Ja, in zehn Jahren, wenn ich ausgetobt habe, muß ich mir ein jungblütig Fräulein holen, um mich zu verjüngen." Eine notwendige Grausamkeit, bemerkt er. Und er fügt ihr die zweite noch größere bei, indem er das Tagebuch des Verführers schreibt und herausgibt. Dieses sollte ihr die Überzeugung beibringen, daß er sie nie geliebt, sondern nur, als Verführer, mit ihr experimentiert und gespielt, zu seiner Unterhaltung alle ihre Anlagen entfaltet und ihre Neigung stufenweise zur Raserei und zur bedingungslosen Hingabe gesteigert habe. Er will vor ihren und der Welt Augen als Schurke erscheinen, damit sie ihn hasse, durch den Haß völlig frei von ihm und in der Ehe mit Schlegel glücklich werde. Zugleich hat er ihr damit die feinste Galanterie erwiesen, denn ein Liebender ist ja blind, darum sein Urteil über sein Mädchen nichts wert. Dagegen von einem Verführer von Profession, einem Kenner erkoren zu werden, ist der höchste Ruhm für ein Mädchen. Sie scheint niemals recht an seine Schurkerei geglaubt und ihm eine platonische Liebe bewahrt zu haben. Beim Tode vermachte er ihr seine Habe, sie nahm jedoch die Erbschaft nicht an.

Es ist nicht leicht, aus den abgerissenen, oft ironischen Herzensergießungen dieses übersinnlichen Freiers herauszubekommen, wie er es eigentlich gemeint hat; nur ein so feiner Psychologe und Menschenkenner wie Stellanus oder Speck vermöchte die wirren Vorlagen zu einem lebenswahren Bilde zu gestalten. Natürlich denkt man bei dem wunderlichen Heiligen an Nietzsche. Gemeinsam ist beiden die spitzfindige Selbstquälerei und ein Grad von Originalität, der sie aus den Alltagsbahnen hinausdrängt. Sonst aber sind sie grundverschieden. Kierkegaard hat in seinem Glauben und in der darauf beruhenden Lebensauffassung niemals geschwankt. Gott war ihm so wirklich, daß er in seiner Gegenwart lebte und arbeitete und wie der Erzvater Jakob beinahe körperlich mit ihm rang, und das Tagebuch eines Verführers hat er in Furcht und Zittern und unter beständigem Gebet geschrieben.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

64. Jahrgang

Nr. 17

Ausgegeben am 27. April 1905

Inhalt:

	Seite
Der Kampf um die Adria. Von Gustav Beckmann	173
Das Wachstum der Großstädte. Von A. Mahlke	187
Amerikanische Strafrechtspflege	193
Universitätsfragen in Rußland	199
Bildliche Redensarten in Gottfrieds Tristan	206
Herrenmenschen. Roman von Fritz Anders. (Fortsetzung)	210
Maßgebliches u. Unmaßgebliches: Reichsspiegel — Böcklin und unsre Forsten — Deutschlands Überseehandel — Volkswirtschaftliche Literatur — Leo der Dreizehnte	218

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Solbäder im Hause! **Mutterlaugen-** Neurogen **Badesalz**
m. neuem eisenhalt.
gegen Scrophulose, Rheumatismus, Gicht, Nerven-, Herz-, Nieren, Frauen- und Kinderkrankheiten. — **Preis:** 100 Ko. M. 6.80, 50 Ko. M. 4.25, 25 Ko. M. 2.70, ab Bahnhof Leipzig. Die Wirkung dieser Solbäder wird außerordentlich erhöht durch **Abreibungen** mit dem angefeuchteten, aber noch nicht gelösten Neurogen während des Bades. **Prosp.** gratis v. **Dr. med. Alwin Müller, Leipzig A.**

„Wendt's Patent-Cigarren sind für empfindliche Raucher die gesundheitsdienlichsten Tabakfabrikate der Gegenwart".

Dr. G. v. Lagerheim,
Professor an der Universität Stockholm.

• • •

Wendt's Patent-Cigarren No. 5 A, Perfectos, 100 Stück **3 Mark.**
Eine in dieser Preislage besonders beliebte Sorte.
Unter Garantie der Zurücknahme auf Kosten der Fabrik, wenn Cigarren nicht durchaus befriedigen.

Absorption des Nicotins und der giftigen Verbrennungsgase.

Nach dem Geheimen Hofrat
Universitäts-Professor
Dr. med. Hugo
Gerold.

D.R.P. 145727

Wendt's Patent-Cigarren

D. R. P. 68648.

nach Universitäts-
Professor Dr. H. Thoms-Berlin.

Fabrikate direct zu haben in Preislagen von 34 bis 300 Mark, in allen Geschmacksrichtungen, Grössen, Qualitäten u. Quantitäten (auch Proben). Preisliste und Broschüre gratis.

Wendt's Cigarrenfabr. Aktienges., Bremen, Postfach 501.

Brennabor

mit **Freilauf** und **doppelter** auf die Felgen wirkender **Handbremse,** verleiht dem Radfahren erhöhten Reiz und bietet bei Bergfahrten die grösste Sicherheit.

Die Kugellager der Brennabor-Räder sind ölhaltend und staubsicher und brauchen im Jahre nur einmal geölt zu werden.

Brennabor-Werke Brandenburg a. d. H.

Der Kampf um die Adria

Eine hiſtoriſch-politiſche Studie von Guſtav Beckmann

Wie ſich das Theatrum Europaeum zum Welttheater erweitert hat, das dürfte wohl als das hervortretendſte Merkmal der politiſchen Geſchichte der letzten zehn Jahre zu betrachten ſein. Freiheits- und Einheitskämpfe europäiſcher Völker gaben dem neunzehnten Jahrhundert, wenn ſie es auch nicht ausſchließlich beherrſchten, doch die dauernde Signatur: heute iſt man faſt verſucht, ſie als querelles européennes zu bezeichnen, ſo ſehr ſind Machtbeſtrebungen und Völkergegenſätze an ihre Stelle getreten, die den ganzen Erdball umſpannen.

In Aſien ſteigt aus dem mongoliſchen Völkerſchoß eine neue Macht empor und wirft in leichtem Kampf den alten chineſiſchen Kulturſtaat zu Boden. Aber ſchon bei dieſem erſten Schritt auf die Weltbühne ſtößt das japaniſche Inſelreich auf den Widerſtand europäiſcher Intereſſen und muß vor ihm die Kampfesbeute fahren laſſen, die ſchon ſein eigen war. Die folgenden Jahre ſehen die territoriale Feſtſetzung Europas zum größten Teil gerade auf dem Gebiete, das ſich Japan erkämpft zu haben glaubte, und auch die gemeinſame Aktion gegen die chineſiſche Nationalpartei der Boxer endet mit dem Ergebnis, daß die am meiſten im Nordoſten Aſiens engagierte europäiſche Macht, daß Rußland ſeine Stellung am Stillen Ozean durch neue umfangreiche Annexionen zu ſichern ſucht, dadurch aber den Gegenſatz gegen Japan zu einem auf friedlichem Wege unlösbaren macht. Und wieder einige Jahre ſpäter ſchon iſt der Entſcheidungskampf zwiſchen den beiden Mächten entbrannt, ein Kampf, worin Rußland in Wahrheit den Kampf Europas, England einbegriffen, gegen Aſien kämpft.

In Amerika recken zu derſelben Zeit die Vereinigten Staaten ihren jungen Rieſenleib. Ebenſo leicht wie das aufſteigende Japan gegenüber dem erſtarrten China, aber nicht wie jenes um den Erfolg ihrer Siege betrogen durch das Eingreifen europäiſcher Mächte erkämpfen ſie ſich im Kriege mit Spanien den nötigen Ellbogenraum für die Ausführung großangelegter Pläne. Indem ſie die älteſte europäiſche Kolonialmacht ihrer letzten außereuropäiſchen Beſitzungen berauben, ſichern ſie ſich den Ausgangs- und den Endpunkt einer Etappenſtraße, die vom amerikaniſchen Geſtade des Atlantiſchen zum aſiatiſchen Geſtade

Digitized by Google

des Pazifischen Ozeans führt: erst seit keine fremde Macht mehr — das britische Jamaika kommt hier kaum in Betracht — dem künftigen Eingangstor Amerikas nach Asien, dem Kanal von Panama, vorgelagert ist, steht dieses dem expansionslüsternen amerikanischen Freistaat zu unbegrenzter merkantiler und militärischer Verfügung, und erst seit auf den Philippinen das Sternenbanner weht, haben seine pazifischen Besitzungen Hawai, Tutuila und Guam ihre wahre Bedeutung erlangt als die Stützpunkte für die Fahrt, die die Handels- und Kriegsschiffe der Vereinigten Staaten von San Francisco sowohl als durch den Kanal von Panama an die Küste Asiens führen wird. Wie Europa so greift auch Amerika mit seinen Fangarmen nach Ostasien hinüber, und schon konnte das Oberhaupt des großen amerikanischen Staatswesens als dessen Aufgabe im zwanzigsten Jahrhundert verkünden, den Stillen Ozean zu einem amerikanischen Meere zu machen. Welche Perspektiven! Asien wird von Europa und Amerika in die Mitte genommen und muß sich der Erdrückung nach beiden Seiten hin erwehren. Siegt Japan in dem Kampfe mit Rußland ob, dann bedeutet ihm allerdings für lange Zeit Europa keine Gefahr mehr, aber gewonnenes Spiel hat es noch nicht, solange es sich nicht auch der neuen amerikanischen Gefahr mit demselben Erfolg entledigt hat. Wird aber Japan doch noch von Rußland erdrückt, dann wird gerade der Stille Ozean mit Sicherheit dereinst einmal der Schauplatz sein, auf dem der Zusammenstoß europäischer und amerikanischer Interessen erfolgen wird.

In Afrika hat sich das britische Reich in dem schweren Kampfe mit dem holländischen Volksstamme im letzten Grunde die Offenhaltung des einen — und zwar des sichersten — der beiden Seewege nach Indien erstreiten müssen, auch dieses ein Kampf also, worin es sich nicht um territorialen Besitz allein und seine Reichtümer, sondern ebensosehr und noch mehr um die Weltmachtstellung eines europäischen Volks in den asiatischen Bereichen gehandelt hat.

Alle diese gewaltigen Evolutionen haben sich in der kürzesten Frist, in fast ununterbrochner Folge vor unsern Augen vollzogen. Scheinbar Grund genug zu der wohl schon geäußerten Meinung, das alte Europa habe in den Kämpfen des neunzehnten Jahrhunderts in der Hauptsache seine endgiltige Gestalt gewonnen, die europäischen Gegensätze verschwänden vor denen, die die eben gekennzeichnete Entwicklung der jüngsten Zeit erstehn läßt.

Und doch wäre diese Meinung ein Irrtum. Auch in Europa bestehn noch Völkerspannungen, deren Lösung von der Geschicklichkeit der Diplomatie oder der Schärfe des Schwertes erwartet werden muß. Gerade in dem abgelaufnen Jahre ist greller als je zuvor die Kluft beleuchtet worden, die sich seit geraumer Zeit schon sogar zwischen zwei äußerlich miteinander verbündeten Großmächten Europas aufgetan hat, nämlich zwischen der alten österreichisch-ungarischen Monarchie und dem jungen Nationalstaat Italien.

Zu Beginn des Jahres 1904 wurde die Welt in Aufregung gesetzt durch österreichisch-ungarische Militär- und Marineforderungen und italienische Kriegsinsichtartikel, die ihren Grund hatten in der immer deutlicher hervortretenden divergierenden Stellung beider Mächte zu dem künftigen Schicksal der albanesischen Küste der Adria; zu Ende des Jahres zeigte der Universitätsstreit in

Digitized by Google

Innsbruck, welche große Gefahr für das friedliche Nebeneinanderleben beider Staatswesen in dem Umstande liegt, daß gewisse Länder Österreichs zu einem mehr oder weniger großen Bruchteil von einer italienischen Bevölkerung bewohnt sind.

Damit sind zugleich die beiden Ursachen genannt, die dauernd den Gegensatz zwischen Österreich-Ungarn und Italien wachhalten. Auf der einen Seite sind es die nationalen italienischen Ansprüche auf den Besitz österreichischer Gebiete. Solange nicht Südtirol mit Trient, Istrien mit Triest, Dalmatien mit seinen Inseln und Küstenstädten Italien einverleibt sind, gilt für eine in ihrer Bedeutung nicht zu unterschätzende radikal-nationale Partei im italienischen Volke die Einigung Italiens noch nicht für vollendet. Doch vorläufig sind das Bestrebungen, denen eine sich ihrer Verantwortung bewußte italienische Regierung um so weniger Vorschub leisten wird, je mehr sie von dem Gefühl der völkerrechtlichen Unmöglichkeit durchdrungen ist, das Schicksal der italienischen Untertanen Österreichs zum Gegenstande diplomatischer Vorstellungen zu machen. Nur ein für Österreich-Ungarn unglücklicher Krieg mit Italien oder das so oft prophezeite Auseinanderfallen der alten habsburgischen Monarchie könnte diesen nationalen Wünschen der italienischen Patrioten Erfüllung verschaffen. Die andre Ursache der Spannung zwischen den beiden Staaten hat einen ganz andern Charakter. Die Rivalität Österreich-Ungarns und Italiens um den Besitz der albanesischen Küstenstädte ist, so sehr auch hier auf seiten Italiens angeblich nationale Beweggründe und Rechte geltend gemacht werden, doch in der Hauptsache eine Angelegenheit der Diplomatie und der äußern Politik: hier steht keine Einmischung des einen Staats in die innern Angelegenheiten des andern in Frage, hier kommt nicht der Wunsch nach Erwerb österreichischer Gebietsteile durch Italien in Betracht, hier handelt es sich vielmehr um das Gebiet eines dritten, auf das beide Mächte gleichberechtigte oder unberechtigte Ansprüche erheben, es harrt hier die schwierige Frage der Lösung, welcher Macht in dem absehbaren Falle des Zusammenbruchs der osmanischen Herrschaft auf der Balkanhalbinsel die Küstenstädte Albaniens schließlich zufallen werden. Ganz anders also als im ersten Fall eine Angelegenheit, die zu den schwierigsten diplomatischen Auseinandersetzungen, und wenn anders kein Ausgleich gefunden wird, zur Anrufung der ultima ratio regum führen kann.

An der albanesischen Frage muß einmal das Verhältnis zwischen Österreich-Ungarn und Italien seine Probe bestehn. Aber gerade weil diese Probe bevorsteht, und weil ihr Ausfall ungewiß ist, ist Österreich vor allem schon aus strategischen Gründen gezwungen, seine Länder mit italienischer Bevölkerung, das Trentino und Istrien, fest in der Hand zu halten. Eine kriegerische Auseinandersetzung wegen Albaniens allerdings wird aller Wahrscheinlichkeit nach auch über das Schicksal jener Gebiete, die heute schon ein Gegenstand der Entfremdung zwischen beiden Staaten sind, die Entscheidung bringen — falls nicht etwa im kritischen Augenblick wichtige Interessen eines Dritten Beachtung heischen.

Die Voraussetzungen der italienischen Ansprüche auf den Besitz der albanesischen Küste waren die nationale Einigung Italiens und der langsame, aber

Digitized by Google

unaufhaltsame Auflösungsprozeß der osmanischen Monarchie. Seit das geeinigte Italien, in das Konzert der europäischen Großmächte aufgenommen, an der Lösung der orientalischen Frage beteiligt ist, hat es nach dem Beispiel der übrigen Mächte begonnen, seinen Anteil an dem künftigen Erbe schon beizeiten mehr oder weniger deutlich zu reklamieren. Die Anschauung, daß die Adria von alters her ein spezifisch italienisches Meer sei, die Erinnerung an die einstige venezianische Herrschaft in den Seestädten Albaniens, die Stammverwandtschaft mit einem Teil der albanesischen Küstenbevölkerung, das alles sind Dinge, die das Aufkommen des Gedankens einer italienischen Expansion nach Osten begünstigen mußten. Hinzu kommt, daß nach dem Mißlingen des afrikanischen Abenteuers einer italienischen Ausdehnung fast überall enge Grenzen gesetzt sind, sodaß Albanien als das nächstliegende, ja, abgesehen von dem zweifelhaften Tripolis, als das einzig in Betracht kommende Ziel erscheinen muß; hinzu kommt ferner, daß bei der fortschreitenden Versandung des italienischen Ufers der Adria der Erwerb besserer Häfen, als sie die Ostküste aufweist, ein nicht gering anzuschlagender Gewinn für die Marine Italiens sein würde.

Aber diese Ansprüche stoßen notwendigerweise auf den Widerstand Österreich-Ungarns. Der habsburgische Kaiserstaat ist nicht in der Lage, einer Festsetzung Italiens an der albanesischen Küste gleichgiltig zusehen zu können, erstens nicht, weil dadurch seine Stellung als adriatische oder mittelländische Seemacht aufs schwerste gefährdet wäre, und zweitens nicht, weil von den albanesischen Städten aus, wenn sie einmal in italienischen Händen sind, die national-italienische Agitation gar leicht auf die Bevölkerung Dalmatiens und Istriens übertragen werden könnte. Verschärft wird der Gegensatz durch die Befürchtung der Italiener, daß Österreich-Ungarn seinerseits die Küstenstädte Albaniens eines guten Tags besetzen und dadurch seine Stellung in der Adria verstärken, das Gleichgewicht der beiden Mächte in ihr verrücken und den ursprünglich italienischen Charakter des Meeres noch mehr verwischen würde.

Dieser Widerstreit der Interessen sucht seine Lösung. Zunächst einigte man sich auf einen Notbehelf, das von Goluchowski und Visconti-Venosta im Jahre 1899 unterzeichnete sogenannte protocol de désintéressement, worin die Aufrechterhaltung des status quo in Albanien ausgemacht wurde. Doch war damit der Gegensatz nicht aus der Welt geschafft: seine Entwicklung steht im Zusammenhange mit der Entwicklung der orientalischen Frage. So wenig er in die Augen trat, wenn auf dem Balkan Ruhe herrschte, um so mehr mußte er sich geltend machen, wenn man auf dem Balkan an der Arbeit war. Und das ist der Fall, seit die Unruhen in Makedonien und in Albanien immer wieder das Eingreifen der europäischen Mächte forderten. Daß dabei neben Rußland Österreich-Ungarn zunächst beteiligt ist, ist den italienischen Politikern immer eine Quelle der Sorge und der Furcht. Fast alljährlich sieht sich seitdem der jeweilige Leiter der auswärtigen Politik Italiens zur Beantwortung von Interpellationen genötigt, die sich auf die angeblichen Anschläge Österreich-Ungarns auf Albanien und auf die geheiligten Interessen Italiens beziehen, und nicht etwa nur von radikalen Phantasten gingen diese Interpellationen in der Kammer und entsprechende Erörterungen in der Presse Italiens aus,

Digitized by Google

sondern eben so häufig von Männern, die zuvor in verantwortlicher Stellung der Leitung der auswärtigen Politik nahe gestanden hatten. Es ist begreiflich, daß auch der Minister selbst, bei aller Vorsicht, die er gebrauchte, zuweilen nicht umhin konnte, mit Nachdruck zu versichern, daß man keine Antastung der Rechte und der Interessen Italiens dulden werde.

Besonders dringlich schien vielen italienischen Politikern die Gefahr, seit sich im Jahre 1903 Rußland und Österreich-Ungarn zur Herstellung der Ordnung in Makedonien, wenn nötig mit Gewalt, geeinigt hatten, und man nunmehr mit der Möglichkeit rechnen mußte, daß Österreich-Ungarn im Verfolg seiner pazifikatorischen Aufgabe von seiner festen militärischen Stellung im Sandschak Novibazar aus in das albanesische Hinterland einrücken könnte. Damals soll der italienische Minister des Äußern in einem Interview offen die Hoffnung ausgesprochen haben, daß Italien bei der Wahrung seiner „Ansprüche, Rechte und Interessen am andern Ufer der Adria" den Schutz und die Unterstützung Englands und Frankreichs finden werde. Damit wären die italienischen Ansprüche auf Albanien zum erstenmal in aller Offenheit von einer offiziellen Stelle zugegeben worden.

Kein Wunder, daß in der Folge das Gerede von Rüstungen — ob es nun berechtigt war oder nicht — und von drohenden kriegerischen Verwicklungen in der Presse beider Länder, namentlich aber Italiens, nicht verstummen wollte. Und vollends als nun zu Beginn des Jahres 1904 der Krieg zwischen Rußland und Japan ausbrach, da waren nicht wenig italienische Politiker überzeugt, daß nunmehr Österreich-Ungarn, angesichts des russischen Engagements im fernen Osten zu allererst zur Herstellung der Ordnung in Makedonien berufen, die Gelegenheit benutzen würde, die lange gehegten Pläne wegen Albaniens auszuführen — konnte man doch nicht ahnen, daß ausnahmsweise der Balkan ruhig bleiben, und Österreich-Ungarn den angeblich erwünschten Anlaß nicht finden würde. Die Erörterungen in den Kammern und in der Presse beider Länder nahmen in den Monaten Februar und März die schärfsten Formen an, die Kriegsgerüchte wollten nicht verschwinden, und schon veröffentlichte der abenteuerlichste der italienischen Politiker, Ricciotti Garibaldi, einen Aufruf an die Slawen der Balkanhalbinsel, worin er aufforderte, gemeinsam mit den Italienern der Unersättlichkeit der Germanen, die jetzt durch Rußlands Behinderung freie Hand für ihre Expansionsgelüste hätten, entgegenzutreten: auf einem Kongresse zu Venedig wollte man sich gemeinsam über die Abwehr der pangermanischen Gefahr beraten. Es ist eine bemerkenswerte Tatsache, daß hier zuerst, wenn auch noch nicht klar, und dann in den folgenden Erörterungen der italienischen Presse des öftern und ganz deutlich als der eigentliche Feind Italiens nicht sowohl Österreich-Ungarn als vielmehr Deutschland, der angebliche Erbe des dem Untergange geweihten habsburgischen Kaiserstaats, bezeichnet wurde.

Die Situation war dahin gediehen, daß zum zweitenmal eine mündliche Aussprache der Staatsmänner beider Mächte nötig wurde. Im April 1904 kamen, ob nun mit oder ohne Hilfe eines mächtigen Vermittlers, Goluchowski und Tittoni in Abbazia zusammen und einigten sich wiederum wie im Jahre 1899

Digitized by Google

auf den Grundsatz der Aufrechterhaltung des status quo in Albanien; aber man ging doch, wie Tittonis spätere Kundgebungen erraten lassen, noch einen Schritt weiter und besprach auch den Fall, daß trotz allem die Aufrechterhaltung des status quo nicht möglich sein werde. Dann soll, so scheint man übereingekommen zu sein, der Grundsatz der Autonomie der Balkanvölker auch auf Albanien Anwendung finden. Ob damit wirklich ein gangbarer Ausweg aus dem Dilemma gefunden worden ist? Wer da glaubt, daß die albanesischen Stämme für die Selbstregierung reif seien, der möchte sich ebenso im Irrtum befinden wie der, der da meint, daß Italien ernsthaft und für alle Zukunft auf seine „geheiligten Ansprüche, Rechte und Interessen am andern Ufer der Adria" verzichtet habe. Beruhigung hat denn auch die Besprechung von Abbazia zunächst nicht gebracht.

Vielmehr traten Ereignisse ein, die im entgegengesetzten Sinne wirken mußten: die überraschenden, alles bisher dagewesene übersteigenden Mehrforderungen für Heer und Marine in Österreich-Ungarn, die Neubefestigung längst aufgelassener Festungen südlich von den Alpen in Italien. Mit der in Abbazia angeblich erreichten vollständigen Einigung standen diese Tatsachen im schroffsten Widerspruch, und wenn der österreichisch-ungarische Kriegsminister zum Beweise dafür, daß seine Forderungen nicht durch politische Gründe verursacht seien, auf die friedlichen Äußerungen Tittonis in der italienischen Kammer hinwies, so hat er damit gerade, vielleicht ganz naiv und ohne es zu wollen, für jeden Sehenden deutlich ausgesprochen, wer der Gegner ist, dem die Rüstungen des Donaustaats gelten. Glauben hat er denn auch nicht gefunden, und der Kampf der öffentlichen Meinungen beider Länder ging weiter; er blieb nicht mehr auf die Presse Österreich-Ungarns und Italiens beschränkt, sondern rief auch die französische, englische und deutsche Publizistik in die Schranken. Das gegenseitige Mißtrauen war trotz Abbazia nur noch größer geworden.

Bei dieser Gestaltung der Dinge scheint man dann um die Wende der Monate September und Oktober die Vermittlung Deutschlands zur Ausgleichung des Gegensatzes angerufen zu haben, wenigstens hat das bedeutendste österreichische Blatt die Zusammenkunft des italienischen Ministerpräsidenten mit dem deutschen Reichskanzler und die sich anschließenden Minister- und Gesandtenreisen und -empfänge mit den Beziehungen zwischen Österreich-Ungarn und Italien in Zusammenhang gebracht. Näheres ist darüber nicht bekannt geworden.

Verschiedne Umstände, vor allem wohl die ganz unerwartet lange Ruhe auf dem Balkan, dann die Vorgänge in Innsbruck, die die Gemüter wenigstens von der Erörterung der albanesischen Frage abgelenkt und den andern Punkt des Gegensatzes zwischen beiden Ländern wieder mehr in den Vordergrund gerückt haben, und andres mehr haben dazu beigetragen, daß äußerlich wenigstens und bis zu einem gewissen Grade der Streit um Albanien zum Schweigen gebracht worden ist. Auf wie lange, kann niemand wissen; denn wie schon betont worden ist, die Gestaltung der albanesischen Frage hängt durchaus ab von dem Lauf, den die Dinge auf dem Balkan nehmen werden. Daß kein Abschluß erreicht worden ist, daß man vielmehr mitten in der Entwicklung dieses

Digitized by Google

gefährlichen Gegensatzes innerhalb der europäischen Staatengruppe steht, dürfte die vorausgegangne Darstellung zur Genüge gezeigt haben.

In diesem Kampf um Albanien handelt es sich im letzten Grunde nicht um den Gewinn von Land und Leuten, sondern es steht die größere Frage zur Entscheidung: Soll die Adria frei sein, oder soll eine Macht in ihr die Vorherrschaft haben? Im Verlauf der publizistischen Erörterungen der letzten Jahre ist von österreichischer Seite dieser prinzipielle Kernpunkt der Streitfrage wiederholt mit voller Klarheit betont worden. Man bestreitet jede Absicht Österreich-Ungarns auf die albanesische Küste, stellt aber andrerseits fest, daß auch wenn eine solche Absicht bestünde, und auch wenn sie durchgeführt würde, die Schädigung Italiens durchaus nicht mit der zu vergleichen sei, die ein italienisches Albanien für Österreich-Ungarn im Gefolge haben müsse. Denn Albanien im Besitz Österreich-Ungarns würde die Freiheit der Adria nicht berühren, Albanien im Besitz Italiens würde dieses zur Herrin beider Ufer, mit andern Worten der Adria selbst machen. Italien würde in die Lage gesetzt sein, die nur achtzig Kilometer breite Straße von Otranto zu einer zweiten Dardanellenstraße zu machen und Österreich-Ungarn jederzeit vom Mittelmeer auszuschließen, wie Rußland durch die Dardanellen von ihm ausgeschlossen ist.

So verständlich auch die Wünsche Italiens sein mögen, so einleuchtend und unbestreitbar ist doch andrerseits die Berechtigung des österreichisch-ungarischen Standpunkts.

Wie aber, wenn die Geschichte Italiens selbst als Kronzeuge gegen das Italien von heute zugunsten Österreichs-Ungarns aufgerufen werden könnte? Man erinnere sich nur, daß es schon einmal eine Adriafrage gegeben hat, und daß die Interessenten in dieser Adriafrage des Mittelalters Teile der heute rivalisierenden Mächte gewesen sind, nämlich die Republik Venedig und das Königreich Ungarn.

Es ist eine in aller Geschichte wiederkehrende Erscheinung, daß das Meer keine Schranken schafft, sondern daß es die ihm anwohnenden Völker reizt, über die herrenlose Fläche hinüberzugreifen auf die jenseitigen Gestade und sie, zumal wenn sie von einer, was Politik und Kultur anlangt, rückständigen Bevölkerung bewohnt sind, dem eignen Machtbereich anzugliedern: das bisher internationale Meer gewinnt so fast den Charakter eines nationalen Binnenmeers, einerlei, ob diese Besitzergreifung nun mehr Bedeutung für die Politik oder für die Kultur hat. Es dürfte auf unserm Planeten wohl kaum ein Meer zu finden sein, auf das dieses, man möchte fast sagen, Gesetz historischer Entwicklung nicht Anwendung fände; für manche Völker besteht in dieser Überbrückung der Meeresfläche der wichtigste Teil ihrer Geschichte. Im Mittelmeer haben von den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag Griechen, Römer, Italiener, Franzosen nach den Küsten Westasiens und Nordafrikas hinübergegriffen, in dieser Expansion jedoch jeweilig unterbrochen durch die Zeiten, wo sich umgekehrt Perser, Araber, Türken von den asiatischen und den afrikanischen Küsten des Mittelmeers aus in Griechenland, in Italien, in Frankreich und in Spanien festgesetzt oder sich festzusetzen versucht haben. Für die nordischen Meere zeigt die Geschichte der Beziehungen zwischen Frankreich und England, zwischen dem deutschen Norden

Digitized by Google

und Skandinavien dieselbe Erscheinung. Den Atlantischen Ozean überbrücken europäische Völker, sie besetzen seine westlichen Gestade und machen ihn in gewissem Sinne zu einem europäischen Binnenmeer, wenigstens so lange, bis selbständige Staatswesen aus den europäischen Siedlungen entstehn. Und schon sehen wir Ähnliches sich im Stillen Ozean vorbereiten; wir brauchen uns nur zu erinnern, daß der große amerikanische Freistaat seine wichtigste politische Aufgabe der nächsten Zukunft darin sieht, den Stillen Ozean unter amerikanische Herrschaft zu bringen. Je größer die Meere und je weiter die Entfernungen, um so schwächer waren diese Bestrebungen; erst allmählich verlor die Entfernung ihre trennende Kraft, und die größten Meere wurden Werkzeuge friedlicher oder feindlicher Berührung der Völker. Wir sind gewohnt, in den Erdteilen die maßgebenden Einheiten für die Betrachtung der Oberfläche unsers Planeten zu sehen. Diese Anschauungsweise sollte zum mindesten ergänzt werden durch eine andre, die sich bewußt ist, daß sehr häufig die Meere mit ihren Randländern eine viel augenfälligere Einheit bilden als diese Randländer mit ihren Hinterländern: um nur zwei Beispiele von vielen anzuführen, so waren die Nordsee und die Ostsee mit ihren südlichen und nördlichen Randländern im Mittelalter, zur Zeit der Hansa, ein viel zusammenhängenderes Gebiet von Beziehungen der Kultur und der Politik, als es etwa die der Nordsee und der Ostsee anliegenden deutschen Länder und Städte mit ihrem Hinterlande, mit Mittel- und Süddeutschland gebildet hätten, und so war und ist wohl noch heute die nördliche Hälfte des Atlantischen Ozeans mit ihren westlichen und östlichen Gestaden ein viel einheitlicheres Ganze, als es etwa jene westlichen Gestade mit ihrem Hinterlande, den weiten Flächen des nordamerikanischen Kontinents waren.

Von dieser Regel macht auch die Adria keine Ausnahme, sie am allerwenigsten. Von den Tagen an, wo die Griechen nach der westlichen Halbinsel hinübergesetzt sind und Unteritalien den Namen Großgriechenland gegeben haben, bis zu der Errichtung der türkischen Herrschaft auf der Balkanhalbinsel haben die Expansionsbestrebungen von Ost nach West und von West nach Ost über die Adria hinüber nicht aufgehört.

In den Jahrhunderten des Mittelalters war es der Westen, war es — von einem kurzen, bald vorübergehenden Expansionsversuch in umgekehrter Richtung, der um die Mitte des zwölften Jahrhunderts erfolgte, abgesehen — Italien, das der Träger einer solchen die Adria überbrückenden Bewegung war. Aber nicht ein einheitliches Italien war es, sondern es waren zwei selbständige italienische Staaten: das normannische Königreich Neapel, das ganz Unteritalien umspannte und im Osten von der Adria bespült wurde, und die Republik Venedig. Und diese Tatsache hat die sonst so einfache Erscheinung zu einer sehr komplizierten gemacht.

Die Normannen Unteritaliens hatten mit den Überresten der vorausgegangnen Bewegung von Osten nach Westen aufgeräumt und die Griechen aus Italien vertrieben; und von dem Schwung einer kräftigen Offensive getragen hatten sie am Ufer der Adria nicht Halt gemacht, sondern nun nach der Balkanhalbinsel hinüberzugreifen begonnen. In vier kriegerischen Unternehmungen haben sie etwa in dem Jahrhundert von 1080 bis 1180 von der Bucht von Valona und von Durazzo aus — Gegenden, die auch heute wieder das nächste

Digitized by Google

Ziel der italienischen Adriawünsche sind — ihre Herrschaft auf der Balkanhalbinsel zu begründen versucht, allerdings ohne dauernden Erfolg; ihre Nachfolger im Königreich Neapel, die Hohenstaufen, die ersten Anjous und noch in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts Alfons der Fünfte von Aragon, haben diese Politik als die natürlich gegebne fortgesetzt, doch auch sie waren dabei nicht mehr vom Glück begünstigt als ihre normannischen Vorgänger: es war eine Politik, die mit dazu beitrug, den europäischen Orient dauernd vom Occident zu trennen und die Osmanenherrschaft in Europa vorzubereiten.

Die andre italienische Macht, die während des Mittelalters begehrlich nach der Ostküste der Adria ausschaute, war Venedig. Venedig war Handelsmacht geworden mit großen merkantilen Interessen im ganzen Mittelmeer, in Konstantinopel sowohl wie an der syrischen Küste und den großen Handelsplätzen Ägyptens. Für Venedig war es demnach eine Lebensfrage, daß der Ausgang von der Adria ins Mittelmeer jederzeit seinen Handels- und Kriegsschiffen offen stand. Gelang aber den normannischen Königen Neapels oder ihren Nachfolgern die Unterwerfung der östlichen Adriaküste, dann lag es jederzeit in ihrer Hand, als Herren beider Küsten diesen Ausgang zu sperren, zumal da sie seitdem auch die dem Ausgang vorgelagerten Jonischen Inseln mit Korfu gewonnen hatten. Die Adria wäre nicht ein freies, sondern ein normannisches Binnenmeer geworden. Der Republik Venedig war dadurch ihre Politik aufs klarste vorgezeichnet: jede Okkupation der östlichen Adriaküste, die von einem andern Staat als dem eignen ausging, mußte sie unter allen Umständen zu verhindern suchen. Dementsprechend hat sie gehandelt und — von einer noch unaufgeklärten Ausnahme im Jahre 1280 abgesehen — das griechische Reich, obwohl aus guten Gründen oft genug mit ihm im Zwist, gegen Normannen, Hohenstaufen, Anjous mit Erfolg unterstützt und auch noch in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, als Alfons der Fünfte von Aragon und Neapel nach langer Pause die Politik seiner Vorgänger auf dem Throne Neapels wieder aufzunehmen meinte, ihren Einspruch erhoben; die Republik war dabei in der glücklichen Lage, für die Unterstützung der Griechen, die doch ihr eigenstes Interesse so dringend gebot, obendrein noch als Lohn dieser Unterstützung die wertvollsten Handelskonzessionen zu erlangen. Einmal allerdings hat sich auch Venedig an der kriegerischen Expansion des Westens nach dem europäischen Orient beteiligt, und sogar in führender Stellung; das war im vierten Kreuzzuge im Jahre 1204, der zur Eroberung Konstantinopels und zur Errichtung des lateinischen Kaiserreichs geführt hat. Aber gerade diese Ausnahme bestätigt die Richtigkeit unsrer Darstellung der venezianischen Politik. Denn dieser vierte Kreuzzug war die einzige abendländische Unternehmung gegen das griechische Reich, von dem das Königreich Neapel ausgeschlossen war; König von Neapel war damals der Knabe Friedrich der Zweite von Hohenstaufen, und sein Vormund war Papst Innozenz der Dritte, der den Zug gegen Konstantinopel mit seiner ausgesprochnen Mißbilligung begleitete. So hatte Venedig in diesem Falle keine Gefahr für die Freiheit der Adria zu befürchten, und es konnte nun einmal, ohne durch schwerwiegende eigne Interessen daran gehindert zu sein, seine Abrechnung mit den Griechen vornehmen.

Digitized by Google

Und gerade so wie einer italienischen Expansion nach dem Osten mußte Venedig, aus demselben Grunde, einer griechischen Expansion nach dem Westen entgegentreten. Als um die Mitte des zwölften Jahrhunderts eine solche vorübergehend zu befürchten stand, als der griechische Kaiser Manuel der Erste die Politik Justinians gegenüber Italien zu wiederholen versuchte, da machte Venedig sofort eine Schwenkung, verließ die traditionellen Bundesgenossen, die Griechen, und trat in Freundschaft und Bündnis mit den bisherigen Gegnern, den Normannen Unteritaliens. Das Gelingen der griechischen Absicht auf Italien hätte für Venedig dieselbe Gefahr der Einsperrung in der Adria bedeutet wie das Gelingen der normannischen Absicht auf die Balkanhalbinsel. Die Ursache der Abschwenkung Venedigs zu den Normannen in diesem Falle war also dieselbe, die vorher und nachher die Republik zu den Gegnern der Normannen gemacht hat.

Beide Ufer der Adria, das heißt die Adria selbst, dürfen nicht einem Herrn gehören: das war der oberste Grundsatz der venezianischen Adriapolitik. Oder — und das ist die Ergänzung dieses Grundsatzes — dieser eine Herr beider Ufer, das heißt der Adria, darf nur Venedig selber sein; es war zugleich das beste Mittel, Bestrebungen, die von andrer Seite kamen, unschädlich zu machen.

Schon früh hatte Venedig Einfluß auf die romanische Küstenbevölkerung Dalmatiens gewonnen, zu einer Zeit schon, als beide noch im Verband des oströmischen Kaiserreichs standen; um das Jahr 1000 hatte dann der Doge Peter der Zweite Orseolo eine Art Oberhoheit über die dalmatinischen Städte und Inseln etabliert und dem Titel des Dogen den eines Herzogs von Dalmatien hinzugefügt. Aber von einer wirklichen Herrschaft konnte noch keine Rede sein, zumal da die Politik Orseolos zunächst keine Fortsetzung fand. Das wurde anders, als zum erstenmal jene normannische Gefahr auftrat, die wir gezeichnet haben, im Jahre 1076, wo sich normannische Scharen in Dalmatien festzusetzen suchten. Um das zu verhindern, griff Venedig auf die Politik Orseolos zurück und errichtete seine Herrschaft an der dalmatinischen Küste. Dabei geriet es aber in dauernden Gegensatz zu den Völkern im Hinterlande Dalmatiens, zuerst zu den Kroaten und dann zu deren Bezwingern, den Magyaren. Diese hatten ein berechtigtes Interesse, sich den Zugang zum Meere offen zu halten. Wechselvolle Kämpfe waren die Folge, die schließlich im zwölften Jahrhundert zu einem Zustande der Teilung führten, und zwar in der Weise, daß Venedig die Stadt Zara und die ihr vorgelagerten Inseln, Ungarn den ganzen südlich davon liegenden Teil Dalmatiens besetzt hielten.

Es kam aber eine Zeit, wo sich die lokalen Unwetter, die Venedigs Stellung von zwei Seiten her, von Unteritalien und von Ungarn aus, fast ununterbrochen bedrohten, zu einer einzigen unheilschwangern Wolke zusammenzuballen schienen. Das Haus Anjou von Neapel kam auch in den Besitz der Stephanskrone. Die beiden Anjoukönige, die von 1310 bis 1382 in Ungarn herrschten, waren die berechtigten Erben der Krone Neapels und haben auch nie daran gedacht, auf ihre Ansprüche auf Neapel zu verzichten. So war die große Gefahr nahe gerückt, daß Venedig die Früchte seiner ganzen bisherigen Adriapolitik verlieren,

Digitized by Google

und daß doch an beiden Küsten der Adria — wenn auch nicht in Albanien, wie die Normannen gewollt hatten — eine einzige Macht gebieten würde, die imstande wäre, Venedig in den Winkel seines Golfes einzuschließen. Venedig begriff sofort, was auf dem Spiele stand, und ähnlich wie im Jahre 1076 suchte es die Gefahr zu parieren, indem es in den zwanziger Jahren des vierzehnten Jahrhunderts von Zara aus seine Herrschaft auch über das südliche, das ungarische Dalmatien ausdehnte: fast alle Städte an der Küste Dalmatiens wurden gezwungen, sich unter den Schutz Venedigs zu begeben, wenn sie auch formell die Oberhoheit der Stephanskrone bestehn ließen. Die drohende Gefahr schien durch die energische Politik Venedigs beseitigt zu sein. Aber es schien nur so. Denn es ist nur zu begreiflich, daß sich ein kraftvoller Herrscher, wie es der zweite Anjou in Ungarn, Ludwig der Große (1340 bis 1382), war, nicht gutwillig den venezianischen Übergriffen fügte. Abgesehen von dem Zugang zum Meere bedeutete der Besitz Dalmatiens für ihn auch die Möglichkeit, seine Ansprüche auf Neapel erfolgreich durchzufechten. Der nächste Weg von Ungarn nach Neapel ging über Dalmatien und durch die Adria. So kann es nicht wundernehmen, daß der alte Kampf zwischen Ungarn und Venedig um den Besitz Dalmatiens aufs neue ausbrach, und diesesmal heftiger als jemals vorher. In vier schweren Kriegen wurde um die Entscheidung gerungen; das Ergebnis war eine völlige Niederlage Venedigs. Schon nach dem zweiten Kriege mußte es im Frieden von Zara 1358 ganz Dalmatien abtreten und den Titel eines Herzogs von Dalmatien aus der Titulatur seiner höchsten Staatsstelle streichen; und im Verlauf des vierten Krieges erlebte es wohl den unheilvollsten Tag seiner mittelalterlichen Geschichte, als es sich bereit erklärte, die Oberhoheit Ungarns über die Republik anzuerkennen und außer einer beträchtlichen Kriegsentschädigung einen jährlichen Tribut zu entrichten. Nur der gewaltigsten, an die Zeit der deutschen Freiheitskriege gemahnenden Anspannung aller Kräfte des unglücklichen Staats und einer Reihe günstiger Umstände verdankte es schließlich die Behauptung seiner Selbständigkeit. Dalmatien freilich blieb verloren: der Friede von Zara wurde durch den Frieden von Turin im Jahre 1380 in der Hauptsache bestätigt. Venedig schien endgiltig vom Ostufer der Adria abgedrängt zu sein.

Da gaben Thronstreitigkeiten, die nach dem Aussterben der Anjous im Jahre 1382 das Magyarenreich zerrütteten, der Republik aufs neue die Gelegenheit, die schweren Verluste in den Kämpfen gegen Ludwig den Großen wieder wett zu machen. Die Könige von Neapel, zuerst Karl von Durazzo und dann sein Sohn Ladislaus, machten nach dem Tode Ludwigs des Großen nun ihrerseits die Ansprüche des Hauses Anjou auf das Erbe Ludwigs seinem Schwiegersohn und Nachfolger, Sigmund von Luxemburg, gegenüber geltend. Aber auf die Dauer mit wenig Glück. Als deshalb Ladislaus einsah, daß er sich in Dalmatien, wo er Fuß gefaßt hatte, gegen Sigmund nicht behaupten könne, war es für Venedig nicht allzu schwer, ihn zu einem Abkommen zu bewegen, wonach er Zara, das er tatsächlich im Besitz hatte, und seine Ansprüche auf das übrige Dalmatien im Jahre 1409 für 100000 Dukaten an die Republik Venedig verkaufte.

Digitized by Google

Die Folge war natürlich der Konflikt zwischen Venedig und König Sigmund von Ungarn. Fast ein Vierteljahrhundert lang haben sich beide den Besitz Dalmatiens strittig gemacht. Alle Verhandlungen und Vermittlungsversuche, von wem sie auch immer ausgingen, blieben vergeblich: Sigmund hätte seine Stellung in Ungarn aufs Spiel gesetzt, wenn er ohne dringendste Not den Gewinn der schweren Kämpfe seines Vorgängers preisgegeben hätte. So mußten die Waffen entscheiden, und sie taten es diesesmal, trotz allen anfänglichen Erfolgen der Ungarn, zugunsten Venedigs. Seit dem Jahre 1420 ist Venedig in dem faktischen Besitz Dalmatiens geblieben. Im dritten Jahrzehnt des Jahrhunderts hat sich dann König Sigmund aus gewichtigen politischen Gründen mit Venedig ausgesöhnt, aber in die formelle Abtretung Dalmatiens hat er nie gewilligt: als römischer Kaiser schloß er Frieden und Bündnis mit der Republik, als König von Ungarn nur einen Waffenstillstand, der die dalmatinische Frage in suspenso ließ. Und dabei ist es geblieben. Venedig hat Dalmatien bis 1797, bis zu seinem eignen Untergang im Frieden von Campo Formio besessen, nicht auf Grund einer völkerrechtlichen Abmachung, sondern auf Grund seiner tatsächlichen Besitzergreifung und auf Grund des Kaufvertrags von 1409, der Ungarns Anerkennung niemals gefunden hat. Neben den Türken wurde im fünfzehnten Jahrhundert in Schriften und Liedern Venedig als der Erbfeind Ungarns bezeichnet.

Schon vor der Besetzung Dalmatiens waren auch die albanesischen Küstenstädte Venedig zugefallen: in dem letzten Jahrzehnt des vierzehnten und dem ersten des fünfzehnten Jahrhunderts hatten die Herren dieser Städte aus Furcht vor den Türken ihre Herrschaft einer nach dem andern gegen klingenden Lohn an die Republik abgetreten.

Venedig hatte so nach vierhundertjährigen Kämpfen endlich das Ziel erreicht, und wiederum fast vierhundert Jahre lang blieb der Markuslöwe das Symbol venezianischer Herrschaft an der Ostküste der Adria.

Aber welchen Preis hat Europa, hat Venedig selbst für diesen Gewinn zahlen müssen! Gerade im Zeitalter Sigmunds von Luxemburg ist der Gegensatz zwischen Venedig und Ungarn, bis dahin doch in der Hauptsache nur lokalen Charakters, von welthistorischer Bedeutung geworden. Denn der Streit um Dalmatien ist es gewesen, der ein energisches und systematisches Zusammenwirken beider Mächte gegen die damals erst in ihren Anfängen stehende türkische Herrschaft in Europa unmöglich gemacht hat. König Sigmund — und nicht er allein — hat der richtigen Erkenntnis gelebt, daß die beiden Staaten des Abendlandes, die von dem Fortschritt der türkischen Invasion am schwersten betroffen wurden, auch vor allen andern als Vorkämpfer Europas gegen das Osmanentum auftreten müßten. Er hat deshalb immer wieder verlangt, daß die Operation eines ungarischen, durch Kontingente andrer abendländischer Völker verstärkten Landheeres durch die Aufstellung einer starken venezianischen Flotte im Bosporus zur Verhinderung des Rückzugs der etwa geschlagnen türkischen Heere nach Asien oder des Zuzugs frischer Truppen aus Asien in planvoller Weise unterstützt werde. Venedig versagte sich dem heißen Bemühen des Ungarnkönigs, lag es doch auch scheinbar in seinem Interesse, Sigmund im Süden seines

Digitized by Google

Reichs gegen die Türken engagiert und gezwungen zu sehen, den Dingen in Dalmatien ihren Lauf zu lassen. Der Erfolg dieser Haltung Venedigs war dann allerdings, daß Ungarn, von der Türkei unaufhörlich in Atem gehalten, auf lange hinaus nicht die Zeit noch die Kraft hatte, seine alten Ansprüche auf Dalmatien zu verfechten, und es ist schließlich selbst zum größten Teil für mehr als hundert Jahre eine Beute der Türken geworden.

Und Venedig? Noch im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts sah es die zu Beginn des Jahrhunderts erst gewonnenen Küstenstädte Albaniens in den Händen der türkischen Eroberer, und wie sehr in der Folge die dauernde Etablierung der osmanischen Herrschaft im ganzen östlichen Mittelmeer, vor allem auch in Ägypten, das Fundament der venezianischen Macht und Größe hat untergraben helfen, ist zu bekannt, als daß es hier weiter ausgeführt zu werden brauchte. Venedig behielt zwar Dalmatien, aber für seinen Handel im Mittelmeer und sogar für seine Stellung in der Adria war es für lange Zeit von der Gnade der Türken abhängig.

Eine Adriafrage wie in den Jahrhunderten des Mittelalters hat so allerdings während der vier Jahrhunderte venezianischer Herrschaft in Dalmatien, wenn man von den Bedrohungen durch die Türken absieht, nicht bestanden.

Erst als sich die Offensivkraft der Osmanen an dem zähen Widerstande der habsburgischen Macht gebrochen hatte, als sich die österreichische Monarchie, zu der nun auch Ungarn gehörte, machtvoll im Osten erhob, da erwachten auch wieder die Gedanken an die vor langer Zeit verlorne Stellung an der Adria. Kaiser Karl der Sechste hat zuerst wieder die Bedeutung der Adria für den österreichischen Staat gewürdigt, indem er Triest, das seit 1382 ununterbrochen in österreichischem Besitz ist, in merkantiler und militärischer Hinsicht zu heben suchte; und gar bald erinnerte man sich auch wieder, daß Dalmatien einst zu Ungarn gehört hatte und nur durch „Usurpation," nicht durch rechtskräftigen Vertrag an Venedig gelangt sei, und unter Kaiser Joseph dem Zweiten ist es offen als das gute Recht des Kaisers bezeichnet worden, als Rechtsnachfolger der ungarischen Könige die „Revindikation" Dalmatiens in Anspruch zu nehmen. Was Joseph der Zweite nicht erreichen sollte, gelang seinem zweiten Nachfolger Franz dem Zweiten: der Friede von Campo Formio (1797) überließ nicht nur Dalmatien, sondern auch Venedig selbst, das seine Selbständigkeit zu Grabe tragen sah, dem habsburgischen Kaiserstaate. Was schon einmal, zur Zeit der heißen Kämpfe mit Ludwig dem Großen von Ungarn, gedroht hatte, die Unterwerfung der stolzen Republik unter den Träger der verhaßten Stephanskrone, das war jetzt Wirklichkeit geworden.

Noch einmal jedoch trat eine Wendung ein. Nach siebzigjähriger Dauer fand die österreichische Herrschaft über Venedig ihr Ende, als endlich die Stunde der Einigung für das vielgeprüfte Italien geschlagen hatte. Dalmatien aber blieb Venedig und Italien dauernd verloren.

So verhängnisvoll auch die Folgen des Kampfes um Dalmatien für Europa und schließlich auch für Venedig selbst gewesen sind, man muß doch anerkennen, daß dieser Kampf berechtigt war, denn auf der Freiheit der Adria

Digitized by Google

oder, war diese anders nicht zu erreichen, auf der Herrschaft über sie beruhte im letzten Grunde Venedigs Stellung als europäische Großmacht und als erste Handelsmacht des Mittelalters. Und bisher hat noch jedes Volk und jede Gemeinschaft das gute Recht gehabt, auf welche Weise auch immer die Eigenschaften und Fähigkeiten, die ihm mitgegeben sind, zur vollen und reifen Auswirkung zu bringen. Darin liegt ihre Leistung für die Entwicklung der Menschheit.

Wenn nun neuerdings, wie oben gezeigt worden ist, Italien gewissermaßen als Rechtsnachfolger Venedigs und an dessen Traditionen anknüpfend die venezianische Politik wieder aufnimmt und begehrliche Blicke nach der Ostküste der Adria hinüberwirft, so ist doch das Maß innerer Berechtigung dazu um vieles geringer, als es für Venedig gewesen war. Venedig kämpfte für seine Existenz, als es verhinderte, daß es in der Adria eingeschlossen würde, und selbst deshalb Herr der Adria zu werden suchte; für das geeinte Italien ist eine solche Gefahr außer allem Betracht: es hat kein eroberndes Hinübergreifen von der Ost- zur Westküste der Adria und keine Absperrung in der Adria selbst zu befürchten, und auch wenn dieser unglaubliche Fall einträte, so stünde ihm immer noch nach zwei Seiten hin das Mittelmeer offen. Ganz anders liegt die Frage für Österreich-Ungarn. Die Lage des habsburgischen Kaiserstaats in dem Wettstreit der Gegenwart um die Adria entspricht durchaus der Venedigs in der mittelalterlichen Phase der Adriafrage: ganz wie Venedig muß er mit allen Mitteln zu verhindern suchen, daß beide Küsten, wenn auch die eine zunächst nur strichweise, in einer Hand vereinigt werden. Die albanesische Küste im Besitz Italiens würde Österreich-Ungarn der Gefahr aussetzen, deren Bekämpfung die ganze Adriapolitik Venedigs gewidmet war, der Gefahr, vom Mittelmeer ausgeschlossen zu werden, den einzigen Zugang zum Mittelmeere, den es hat, zu verlieren.

So ergibt sich die denkwürdige Tatsache, daß gerade die Geschichte eines italienischen Staats, des Staats, dessen Politik sich das moderne Italien scheinbar zum Vorbilde genommen hat, die Berechtigung des österreichisch-ungarischen Standpunkts erweisen muß. Nicht Italien, sondern Österreich-Ungarn hat den Grundgedanken der venezianischen Politik zu seinem eignen gemacht, zu seinem eignen machen müssen.

Und wenn Italien mit Eifersucht und Besorgnis der Ausdehnung Österreich-Ungarns auf der Balkanhalbinsel zuschaut, es dem umstrittnen Albanien immer näher rücken sieht, dann darf es eins nicht vergessen: nicht Italien oder ein italienischer Staat, sondern Ungarn und nach dessen Fall Österreich ist die Schutzmauer Europas gegen das Osmanentum gewesen. Es nimmt jetzt seinen Lohn dahin, indem es zu den bevorzugten Erben des „kranken Mannes“ gehört. Daß sich ein italienischer Staat, daß sich Venedig König Sigmund von Ungarn im Kampfe gegen die Türken versagte zu einer Zeit, wo es noch möglich war, sie aus Europa auszuschließen, das hat Ungarn — und dann Österreich — notgedrungen, mit vorübergehender Aufgebung seiner Stellung an der Adria, in jene östlichen Bahnen gelenkt.

Das Aufkommen der osmanischen Herrschaft auf der Balkanhalbinsel hat

Digitized by Google

im fünfzehnten Jahrhundert der Adriafrage des Mittelalters ein Ende gemacht, ihr Niedergang hat sie in unsern Tagen aufs neue, wenn auch in andern Formen, zum Leben erweckt.

Das Wachstum der Großstädte

Von A. Mahlke

Die Bevölkerung des Deutschen Reichs ist in überaus starker Zunahme begriffen. In den letzten Jahren hat die Zahl der jährlichen Geburten die der Todesfälle fast um eine Million übertroffen. Eine Folge dieser Zunahme muß das weitere starke Anwachsen der Bevölkerungszahlen der Städte, und besonders der großen Städte sein. Da die Landwirtschaft nur einer begrenzten Anzahl von Menschen Beschäftigung und Unterhalt zu gewähren vermag, so wird sich der überzählige Teil der Landbevölkerung der Industrie und dem Handel zuwenden und zur Aufsuchung von Arbeitsgelegenheit in die Städte übersiedeln müssen.

Der Zuzug erfolgt aber hauptsächlich nach den großen Städten. In dem Jahrzehnt von 1890 bis 1900 vermehrte sich die Bevölkerung des Deutschen Reichs um sieben Millionen. Hiervon entfiel mehr als ein Drittel, etwa zwei und eine halbe Million, auf die Städte mit mehr als 100000 Einwohnern. Im Jahre 1890 wohnte in diesen etwa der achte Teil der Gesamtbevölkerung, im Jahre 1900 dagegen schon ein Sechstel aller Reichsbürger. Und dieses Anwachsen der großstädtischen Bevölkerung ist eingetreten, obgleich die natürliche Vermehrung in den großen Städten weit geringer ist als auf dem Lande!

Die Verringerung der natürlichen Vermehrung ist eine der zahlreichen für den Gesamtstaat nachträglichen Erscheinungen, die gerade die Zunahme der großstädtischen Bevölkerung im Gefolge haben. Es betrug beispielsweise für Berlin die Zahl der auf je 1000 Einwohner im Jahre eintretenden Geburten für 1900 nur 30, dagegen für das gesamte Deutsche Reich 37. Die Zahl der Geburten belief sich im ersten Jahrzehnt nach der Reichsgründung auf 41, ist also seitdem um ein Zehntel zurückgegangen. Der Rückgang der Geburtenzahl erklärt sich ganz allein aus der stärkern Zunahme der städtischen Bevölkerung gegenüber der ländlichen, deren Anteil an der Gesamtbevölkerung in demselben Zeitraum von etwa zwei Dritteln auf weniger als die Hälfte gesunken ist.

Noch bedenklicher als die Verminderung der Geburtenzahl durch das Anwachsen der Großstädte ist die hierdurch bewirkte Beeinträchtigung der Kraft und Gesundheit des gesamten Volkstums. Dies zeigt sich vor allem bei der Aushebung zum Militärdienst. In der Provinz Brandenburg unter Ausschluß von Berlin sind unter den Gestellungspflichtigen nahezu doppelt so viele dienstfähige Mannschaften als in der Stadt Berlin.

Wenn es nun schon nicht zu vermeiden ist, daß sich die städtische Bevölkerung auf Kosten der Landbevölkerung vermehrt, so wäre es immerhin zu

Digitized by Google

wünschen, daß nicht einige wenige Millionenstädte heranwüchsen, sondern daß sich dafür eine große Anzahl kleiner Städte bildete. Wenn an Stelle einer Anhäufung von einer Million Menschen an einem Orte zwanzig im ganzen Lande verteilte Städte von je etwa 50000 Einwohnern entstünden, so würden hierdurch die bedenklichsten der aus dem Anwachsen der Städte hervorgehenden Übelstände vermieden.

Die Ursache für das fortwährende Hinzuströmen der auf dem Lande überzähligen Bevölkerung nach den Großstädten ist zunächst in dem Umstande zu suchen, daß in den Großstädten für die Beschäftigungslosen die Wahrscheinlichkeit, lohnende Arbeit zu finden, am größten ist. Das immer vorhandne Angebot vieler Arbeitskräfte veranlaßt wiederum in den großen Städten die Entstehung und die Ausbildung großer industrieller Unternehmungen, wodurch dann von neuem Arbeitsuchende vom Lande in die Großstädte gelockt werden.

Nun ist aber, abgesehen von den mit dem Bergbau unmittelbar verknüpften Industriezweigen, dank unsern gegenwärtigen Verkehrsmitteln der gesamte übrige Teil unsrer Industrie völlig unabhängig in der Wahl des Ansiedlungsortes. Fast jede Fabrik kann in irgendeinem beliebigen Dorfe mit Eisenbahnhaltestelle ebenso gut gedeihn wie in einer Millionenstadt. Für die Industriezweige, die auf den Transport von Massengütern angewiesen sind, ist allerdings außer Eisenbahn- noch Wasserverbindung nötig. Doch auch für diese bieten die in reicher Menge in Deutschland vorhandnen schiffbaren Flüsse und Kanäle an ihren Ufern Raum genug. Für das Zusammensiedeln fast aller Fabrikunternehmungen in den Großstädten ist gar kein wirtschaftlicher Grund vorhanden. Könnte man diese aus den großen Städten in Dörfer und Kleinstädte verlegen, oder könnte man wenigstens veranlassen, daß Neugründungen nur in diesen stattfänden, so würde das weitere Anwachsen der Großstädte einigermaßen gehemmt und die hiermit verbundnen Übel wesentlich vermindert werden.

Gegenwärtig ist offenbar schon die Neigung vorhanden, mit den Fabriken aus den Großstädten auf das Land überzusiedeln. So ist die Fabrik von Schwartzkopff aus dem Norden Berlins nach Wildau, fast vier Meilen im Osten von Berlin, verlegt worden, die Borsigsche Fabrik in das Gebiet von Tegel. Ähnliche Beispiele lassen sich noch von Leipzig, Nürnberg und andern Großstädten aufzählen. Bis jetzt sind diese Beispiele aber nur vereinzelt. Gewohnheit und Bequemlichkeit werden deren allgemeine Nachahmung noch für lange Zeit verhindern.

Zur Veranlassung der weitern Übersiedlung der Industrie aus den Großstädten auf das Land bedarf es der Einwirkung des Staates, und eine solche ist möglich durch Einführung einer Personalsteuer für die Großstädte. In den großen Städten und nur in diesen müßte von jedem Arbeitgeber eine Steuer erhoben werden, bemessen nach der Zahl der von ihm beschäftigten Personen, von jedem Fabrikbesitzer für seine Beamten und Arbeiter, von jedem Ladeninhaber für seine Angestellten, von jedem Kaufmann für sein Bureaupersonal, von jedem Haushaltungsvorstand für seine Dienstboten. Diese für den Kopf des beschäftigten Personals zu entrichtende Steuer müßte für jede Großstadt um so höher bemessen werden, je größer ihre Einwohnerzahl ist. Damit aber

Digitized by Google

der Industrie Gelegenheit gegeben werde, sich diesen neuen Bedingungen allmählich anzupassen, müßten die höhern Stufen, die in den größern Städten zu erheben sein würden, erst nach Verlauf eines angemessenen Zeitraums eingeführt werden.

Diesen Bedingungen würde etwa folgender Plan entsprechen:

1. In jeder Stadt von mehr als 50000 Einwohnern muß zunächst von jedem Arbeitgeber für den Kopf seines Personals eine jährliche Steuer von 12 Mark entrichtet werden.

2. Diese Steuer wird für die Städte mit mehr als 100000 Einwohnern nach Verlauf von fünf Jahren auf 24 Mark erhöht, bleibt dagegen in den Städten mit 50000 bis 100000 Bewohnern auf dem Betrage von 12 Mark.

3. Nach Verlauf von weitern fünf Jahren bleibt die Steuer in den Städten mit weniger als 250000 Einwohnern unverändert und wird in den Städten mit höherer Bevölkerungszahl auf 36 Mark erhöht.

Weitere Erhöhungen dieser Steuer für Städte mit mehr als 500000 Einwohnern wären nach Ablauf von fünf Jahren in Aussicht zu nehmen, soweit in diesen die Zunahme größer sein sollte, als sie im Durchschnitt im ganzen Reiche beträgt, wo sie zurzeit etwa anderthalb Prozent im Jahre ausmacht. Da in den Großstädten die natürliche Vermehrung weit geringer ist, so könnten diese auch unter den nach Einführung einer solchen Personalsteuer eintretenden neuen wirtschaftlichen Verhältnissen eine bedeutende Einwandrung aufnehmen, und es wäre ihnen auch dann noch eine reiche Entwicklungsmöglichkeit gelassen.

Die Erhebung dieser Steuer würde keinerlei technische Schwierigkeiten bereiten; sie könnte durch die Einzelstaaten erfolgen, denen ein Teil des Betrags überlassen würde, während der Rest an die Reichskasse abgeführt werden müßte.

Zurzeit leben im Deutschen Reiche in den Städten mit mehr als 50000 Einwohnern gegen fünfzehn Millionen Menschen. Von diesen würden 40 bis 45 Prozent für die Steuer in Betracht kommen, sodaß diese für etwa sechs Millionen zu entrichten sein würde. Bei ihrer ersten Einführung würde die Steuer also 70 bis 80 Millionen Mark einbringen, nach zehn Jahren aber auf mehr als das Doppelte steigen. Auch wenn von diesen Summen ein Drittel den Einzelstaaten bliebe, würde der Rest genügen, der Reichsfinanznot einigermaßen abzuhelfen.

Hiervon abgesehen würde eine solche großstädtische Personalsteuer jedenfalls in volkswirtschaftlicher Hinsicht die allergrößten Vorteile bieten. Wenn es gelänge, einen wesentlichen Teil der Industrie aus den Großstädten auf das Land zu verpflanzen, so würde die Arbeiterbevölkerung unter viel gesundern Lebensbedingungen existieren können. Die Hunderttausende, die alljährlich aus den Kleinstädten und vom Lande in die Großstädte strömen, sind zu einem jähen Wechsel ihrer Lebensgewohnheiten gezwungen, der unbedingt sehr nachteilig wirken muß. Durch einen viele Kilometer dicken Steinwall von Feld und Wald getrennt, müssen sie oft in den engsten Wohnverhältnissen leben und obendrein infolge der hohen Mietpreise den Mehrertrag daran geben, den sie aus der lohnendern Arbeit in der Großstadt gegenüber ihrer bisherigen Beschäftigung auf dem Lande erhalten. Daß diese Lebensbedingungen von der

Digitized by Google

Arbeiterbevölkerung in den großen Städten als bedrückend empfunden werden, ist an den großen Opfern zu erkennen, die sie bringt, um sich durch Pachtung und Unterhaltung kleiner Gärten in den sogenannten Laubenkolonien oder Schrebergärten etwas den frühern Lebensgewohnheiten ähnliches zu verschaffen. Dies würde sich in Kleinstädten und auf dem Lande ohne jede Schwierigkeit erreichen lassen.

Eine noch viel größere Wohltat als für die erwachsne Arbeiterbevölkerung bedeutet die Übersiedlung der Industrie auf das Land für die heranwachsende Jugend. Man denke nur daran, daß die Kinder der Arbeiter aus der Schwartzkopffschen Fabrik jetzt in den Wäldern an der Oberspree aufwachsen können, während das sonst im Norden Berlins, in der Gegend der durch den Prozeß Berger zu trauriger Berühmtheit gelangten Ackerstraße geschehen wäre!

Auch für die Fabriken selbst bietet die Übersiedlung auf das Land vielerlei Vorteile. In den Großstädten pflegen die Arbeiter sehr oft und meist ohne Grund ihre Arbeitstätte zu verlassen. Die hierdurch in den Betrieben auftretende Notwendigkeit, fortwährend neu eingestellte Arbeiter anlernen zu müssen, ist die Ursache für mancherlei Verluste. Auf dem Lande würde es den Betrieben leichter werden, sich eine ständige Arbeiterschaft zu erhalten, und die Arbeiterbevölkerung würde überhaupt viel seßhafter sein. Ferner sind Erweiterungen von Fabrikanlagen in den Großstädten wegen der enorm hohen Grundpreise nur mit Aufwand von großen Mitteln durchzuführen, dagegen ist auf dem Lande der Boden so billig, daß Erweiterungsbauten bedeutend erleichtert würden. Die zunächst in Aussicht genommnen Steuersätze von 12 bis 36 Mark könnten jedenfalls von der Industrie ohne allzu große Beschwerde getragen werden, sie würden bei Neugründung von Fabrikanlagen aber für die Verlegung in kleine Ortschaften ausschlaggebend wirken, und hierdurch allein würde voraussichtlich schon das Anwachsen der Großstädte auf das wünschenswerte Maß zurückgeführt werden. Daß die Kosten für die Verlegung der Fabriken im allgemeinen nicht so drückend sein werden, wie es zunächst erscheint, ergibt sich, wenn man bedenkt, daß ohnehin in jedem Fabrikbetriebe die innere Einrichtung erneuert werden muß. Die der Verlegung entgegenstehenden Schwierigkeiten sind nicht unüberwindlich, da der Zeitpunkt für die Verlegung innerhalb eines langen Zeitraums passend gewählt werden kann und hierfür kaum höhere Mittel nötig sind, als für die normalerweise im Zeitraum von zehn bis fünfzehn Jahren stattfindende Erneuerung der gesamten Betriebseinrichtungen.

Bedenken ernster Art gegen die großstädtische Personalsteuer könnten nur aus der Überlegung entstehn, daß dadurch in den Großstädten eine Ausbreitung der Unternehmungen mit Heimarbeitern auf Kosten der Fabrikbetriebe begünstigt würde. Hierdurch würden sich allerdings viel ungünstigere Zustände als die gegenwärtig bestehenden ausbilden können. Wenn man dem begegnen will, so würde es sich vielleicht empfehlen, in den Großstädten neben der Personalsteuer für alle Unternehmungen mit Heimarbeitern eine Umsatzsteuer einzuführen, die so hoch zu bemessen wäre, daß eine Umwandlung der Fabrikbetriebe in solche mit Heimarbeitern ausgeschlossen sein würde.

Für die Großstädte selbst würde eine Verlangsamung ihres Anwachsens

Digitized by Google

segensreich wirken. Gegenwärtig müssen diese ungeheure Mittel für Erweiterungsbauten aufbringen. Zahlreiche Schulen und Kirchen müssen jedes Jahr neu errichtet, die städtischen Anlagen für Kanalisation, Wasserleitung usw. in großem Maßstabe erweitert werden. Die Lasten für die Beschaffung dieser enormen Beträge sind vorwiegend von den schon länger am Orte ansässigen Einwohnern zu tragen, da die neu hinzukommenden meist wenig steuerkräftig sind. In Zukunft würde sich diese den Großstädten aus ihrem rapiden Anwachsen entstehende Belastung, die der Hauptsache nach nur im Interesse der Bodenspekulation erfolgt, stark vermindern. Die dadurch frei werdenden Mittel könnten alsdann für Verbesserung der schon bestehenden Anlagen im Interesse der schon längere Zeit ortsansässigen Einwohnerschaft verwandt werden. Auch würden bei Verminderung der Zuwanderung von außerhalb die Bodenpreise in den Großstädten nicht mehr so rasch ansteigen wie bisher. Dies ist aber eine Bedingung für die Verhütung der weitern Vermehrung des in den Großstädten fast durchweg bestehenden Wohnungselends.

Trotz der verringerten Zunahme bliebe den Großstädten noch eine reiche Entwicklungsmöglichkeit. Legt man den oben angenommnen Zuwachs von anderthalb Prozent im Jahre bei Berechnung der Entwicklung der Großstädte zugrunde, so wird Berlin mit seinen Vororten um die Mitte dieses Jahrhunderts sechs Millionen Einwohner haben, also so viel wie gegenwärtig London. Hamburg mit den angrenzenden Städten hat alsdann mehr als zwei Millionen Bewohner und nähert sich an Größe dem jetzigen Paris. München, Dresden, Leipzig und Breslau werden bis dahin zu Millionenstädten auswachsen können, Köln, Frankfurt a. M., Hannover und andre Städte ihnen folgen.

Bei Fortdauer der gegenwärtigen Zustände würde diese Entwicklung aber schon im dritten Jahrzehnt unsers Jahrhunderts vor sich gehn. Daß ein so rapides Anwachsen in den nächsten beiden Jahrzehnten ernstlich zu befürchten ist, läßt sich leicht übersehen. Im Jahre 1925 wird das Deutsche Reich achtzig Millionen Bewohner haben, falls nicht eine schwere äußere Katastrophe eintreten sollte. Von der bis zu diesem Zeitpunkte zu erwartenden Zunahme von zwanzig Millionen wird mindestens ein Drittel auf die genannten Großstädte entfallen und diese somit bis dahin auf die angegebnen Bevölkerungszahlen anwachsen. Dieser Aussicht gegenüber scheint es durchaus geboten, die Entwicklung der Kleinstädte durch Beschränkung des Anwachsens der Großstädte zu begünstigen.

Auch die Landwirtschaft würde von der durch Dezentralisation der Industrie begünstigten Entstehung zahlreicher im ganzen Lande verteilter Kleinstädte in vielfacher Beziehung Nutzen ziehn. Jedes städtische Gemeinwesen bewirkt in seiner nächsten Umgebung eine Hebung der Landwirtschaft. Es bietet zunächst einen bequemen Markt für die Abnahme der Produkte aus der ländlichen Wirtschaft, und andrerseits sind die Abfuhrstoffe aus der Stadt eine wesentliche Bedingung für das Gedeihen des Landbaues. Diese Wechselwirkung zwischen Stadt und Land ist aber auf sehr eng begrenzte Entfernungen beschränkt. Deshalb kann eine einzige Großstadt für das Gedeihen der Landwirtschaft im Staate nicht so günstig wirken wie zahlreiche im ganzen Gebiete

Digitized by Google

möglichst gleichmäßig verteilte Kleinstädte. Dieser Umstand gibt eine Erklärung für die Tatsache, daß es der Landwirtschaft im stark bevölkerten Westen unsers Vaterlandes weit besser ergeht als im städtearmen Osten.

Die Landwirtschaft bedarf ferner zu bestimmten Zeiten des Jahres einer bedeutend erhöhten Anzahl von Arbeitskräften. In frühern Zeiten fanden diese Arbeitskräfte während der Monate, wo sie für den Feldbau nicht benötigt wurden, Beschäftigung durch Hausindustrie. Da diese aber durch den Fabrikbetrieb nahezu völlig beseitigt worden ist, so wird es für die Landwirtschaft unmöglich, die zu den Zeiten ihrer größten Arbeitstätigkeit nötige Zahl von Arbeitskräften das ganze Jahr lang zu erhalten. Werden nun Industrie und Landwirtschaft einander räumlich näher gebracht, als dies gegenwärtig der Fall ist, so wäre es möglich, daß die Industrie in den Zeiten der Feldbestellung und der Ernte ihre Betriebstätigkeit etwas einschränkte und einen Teil ihrer Arbeitskräfte der Landwirtschaft vorübergehend zur Verfügung stellte. Hierdurch würde der im Wirtschaftsleben unheilvoll wirkende Gegensatz zwischen Landwirtschaft und Industrie glücklich beseitigt. Dies ist aber nur möglich, wenn die räumliche Trennung zwischen beiden aufhört.

Die Abwanderung der Bevölkerung vom Lande würde sich voraussichtlich stark vermindern. Die nach einer Großstadt übergesiedelten Arbeitskräfte sind der Landwirtschaft für immer verloren. Sie bleiben in diesen auch zur Zeit der schwersten Industriekrisen. Aus den Kleinstädten dagegen würde in solchen Zeiten eine Rückwanderung auf das Land erfolgen, und damit würde dem Mangel an Arbeitskräften für den Landbau vorgebeugt werden.

Auf diese Weise wäre, ohne einen Aufwand von Staatsmitteln nötig zu machen, eine innere Kolonisation durchgeführt, die in jeder Richtung vorteilhaft wirken würde. Aus dem Westen würde sich die Industrie allmählich nach dem Osten ausdehnen, und es würde eine gleichmäßigere Verteilung der Bevölkerung über das ganze Reichsgebiet eintreten. Durch die Zuwanderung aus dem Westen nach dem Osten würde das Übergewicht der deutschen Bevölkerung dort hergestellt und damit erreicht werden, was von der preußischen Regierung gegenwärtig mit einem Aufwande von Hunderten von Millionen angestrebt wird.

Die kleinen verkümmerten Landstädte des Ostens würden einer neuen Entwicklung entgegengehn, und in diesen sowie in den entsprechenden Neubildungen der westlichen Gebiete würde sich der Mittelstand, für dessen Gedeihen die Großstädte keine günstigen Bedingungen mehr zu bieten scheinen, einer neuen Blüte erfreuen. Die Übermacht des Großkapitals, der der Mittelstand in den Großstädten erliegt, kann sich im Wirtschaftsleben der Kleinstädte nicht in derselben Weise geltend machen, und der Mittelstand vermag sich darum in diesen dem Großkapital gegenüber lebenskräftig zu erhalten.

Daß trotz alledem die von dieser Steuer direkt Betroffnen ihrer Einführung den hartnäckigsten Widerstand entgegensetzen würden, ist vorauszusehen. Vielleicht würde aber ein großer Teil davon zu der Einsicht kommen, daß die allerdings zunächst eintretende Belastung durch andre damit verbundne Vorteile wieder ausgeglichen wird. Da nämlich durch das gerade in den nächsten Jahren zu erwartende besonders schnelle Anwachsen der Großstädte eine bedeutende Steigerung

Digitized by Google

des Bodenwertes und damit auch des Wohnungsmietpreises in Aussicht steht, so würde dieser zu befürchtenden Verteuerung des großstädtischen Lebensunterhalts durch Einschränkung der Zuwanderung nach den Großstädten entgegengewirkt werden können, und der großstädtische Familienvater kann die für sein Personal zu entrichtende Steuer als eine Art Versicherungsprämie ansehen gegen weitere Steigerung seiner Wohnungsmiete. Desgleichen auch der Ladeninhaber, wie auch der Gewerbtreibende. Diese Steuer würde in Wahrheit nicht von den mit ihr unmittelbar Belasteten getragen werden, sondern von der großstädtischen Bodenspekulation.

Amerikanische Strafrechtspflege

In der Botschaft des Präsidenten Roosevelt vom 2. Dezember 1902 heißt es u. a.: „Diese Nation hat nahezu einen ganzen Kontinent zwischen zwei Meeren inne. Sie setzt sich zusammen aus den Nachkommen von Pionieren und aus Leuten, die selbst Pioniere sind; aus Männern, die gleichsam ausgesiebt wurden aus den Völkern der Alten Welt durch die Energie, Kühnheit und Abenteuerlust, die sich in ihren stürmischen Herzen fand. Eine solche Nation auf einem solchen Boden muß dem Schicksal den Erfolg abringen.“ Das ist unbestreitbar. Es wäre sogar eine Kunst, nicht reich und glücklich zu werden, wenn geweckte, energische und unternehmungslustige Männer, ausgerüstet mit den in jahrtausendelanger Arbeit erworbnen geistigen und materiellen Hilfsmitteln einer hohen Kultur, einen fruchtbaren Boden von unermeßlicher Ausdehnung zu eigen erhalten, den ihre Arbeitskraft nicht völlig auszunutzen vermag, auf dem sie einander nicht einzuschränken, zu hindern brauchen, und in dessen Benutzung sie weder durch den Druck alter Vorrechte und schwerer Staats- oder Schuldenlasten noch durch auswärtige Feinde gestört oder beeinträchtigt werden. Daß es diese Vereinigung aller Gunst der Natur und der Vorteile des Naturzustandes mit den Hilfsmitteln der Zivilisation ist, was den Reichtum Amerikas begründet hat, das erkennen wir wieder einmal recht deutlich aus den Schilderungen des Amtsrichters Dr. Hintrager, der sich zweimal längere Zeit drüben aufgehalten, das dortige Leben gründlich studiert hat und darüber in seinen Reiseskizzen berichtet, die unter dem Titel Wie lebt und arbeitet man in den Vereinigten Staaten? voriges Jahr bei F. Fontane u. Co. in Berlin und Leipzig erschienen sind. Noch werden drüben die herrlichsten Waldbestände vernichtet, wenn sie dem Ansiedler im Wege sind; noch läßt die Farmerfrau massenhaft Nahrungsmittel wie Eier umkommen, weil sie mehr hat, als sie verbrauchen kann, und für den Überfluß keinen Absatzmarkt findet. Die Schulen werden mit einem Sechsunddreißigstel des Bodens dotiert (in jeder sechsunddreißig Quadratmeilen umfassenden Township des Westens gehört eine Quadratmeile den Schulen), die Schuläcker aber so liederlich verwaltet, daß die Kosten des Jugendunterrichts größtenteils durch

Digitized by Google

Steuern aufgebracht werden müssen, obwohl die Staaten außer dem gesetzlichen Schulacker noch so viel Land geschenkt haben, daß dessen Fläche 1876 der von Großbritannien und Irland gleichkam.

Dieser Überfluß und Reichtum, diese Geräumigkeit und Weite des Landes, das jedem die freieste und ungehindertste Bewegung: körperliche, geistige und wirtschaftliche Bewegung erlaubt, haben dem nordamerikanischen Leben seinen eigentümlichen Charakter und seine rosenrote Färbung gegeben. Es ist ein fröhliches und übermütiges, ein geradezu ausgelassenes Leben; die ernstesten Dinge, das ganze Dasein, Zeit und Ewigkeit werden als ein Spaß behandelt. Die puritanischen Väter der Yankees, die in ihrer armen Heimat und in ihren harten Kämpfen harte und finstere Fanatiker geworden waren, sodaß ihnen ein Lächeln schon Sünde deuchte, würden sich im Grabe umdrehn, wenn sie sähen und hörten, wie ihre Urenkel sogar in der Kirche tanzen — Kirchenschmäuse und Kirchenbälle sind etwas ganz gewöhnliches — und die Kirchenlieder nach lustigen Melodien singen. So wandeln Glück und Unglück die Gemütsart um. Es hängt mit diesem Reichtum, dieser Leichtigkeit des Lebens und der ihr entsprechenden Leichtherzigkeit zusammen, daß auch Verbrechen, namentlich solche gegen das Eigentum, nicht schwer genommen werden. Nämlich die großen, denn kleine sind nur Sache des verkommnen großstädtischen Lumpenproletariats, das größtenteils aus armen Einwandrern und deren Kindern besteht. Ihr Kleingeld können die Zeitungsverkäufer und dergleichen Leute unbeaufsichtigt herumliegen lassen, das rührt niemand an; und jeder, der sich ein Zeitungsblatt wegnimmt, legt die paar Cents hin, die es kostet; im Kleinen ist man absolut ehrlich, weil man sich überhaupt nicht mit Kleinigkeiten abgibt, auch nicht spart. Desto mehr wird von den angesehensten und ehrbarsten Leuten im Großen gestohlen: bei der Verwaltung öffentlicher Gelder und bei Staats- und Gemeindebauten besonders, und eben dieses nimmt man nicht tragisch, weil man bei dem allgemeinen Reichtum die Schädigung nicht empfindet. Man schimpft nur lachend über die Spitzbuben im Stil des Arizona Kicker und widmet ihnen Lieder wie das rührende: „O stiehl, so lang du stehlen kannst," das Hintrager mitteilt, und das den Aldermen von Chicago gilt. Natürlich werden die kleinen Diebstähle armer Proletarierschelme erst recht nicht übel genommen. In einem Buche über die Prügelpädagogik (von Dr. O. Kiefer) wird daran erinnert, daß die Naturvölker ihre Kinder nicht strafen, und es wird auch die richtige Erklärung dafür gegeben. Die Gesellschaftsordnung ist bei den Naturvölkern so lose, daß sie durch kindliches Treiben nicht gestört wird, und daß sich der Heranwachsende leicht hineinfindet. Und zu einer mühevollen Erwerbtätigkeit oder für schwierige Prüfungen braucht die Jugend nicht gedrillt zu werden. Je enger und künstlicher die Gesellschaftsordnung, und je schwieriger der Broterwerb wird, desto mehr Zwang ist nötig, den jungen Menschen in jene hineinzupressen und für diesen tüchtig zu machen. Zwang aber bedeutet meistens Prügel. Die Kinder des kleinen Beamten in der deutschen Großstadt zum Beispiel müssen geprügelt werden, damit sie ihr Bewegungsbedürfnis beherrschen lernen, dessen Befriedigung ihren Eltern die Kündigung der Wohnung zuziehn würde. So entsteht der Zwang, der in

Digitized by Google

den alten Ländern das Familienleben wie das öffentliche Leben beherrscht. Uralte Traditionen, der Bureaukratismus und die religiösen Vorstellungen von Schuld und Sühne haben die Zwangsgewohnheiten zum System ausgebildet und befestigt. Von alledem ist Nordamerika frei. Darum wachsen drüben die Kinder frei auf. Man läßt sie tun, was sie wollen, und sich beim Heranwachsen selbst in die Gesellschaftsordnung hineinfinden, was ihnen sehr leicht fällt.

Dieser Art Leben hat sich auch die Justiz angepaßt. Zwar die Zivilrechtspflege erscheint nicht besonders ideal; Rechtsanwälte wie die von Chicago, die die Leute in Prozesse hineinhetzen und diese dann mit ein bißchen Urkundenfälschung durchführen, möchten wir uns doch nicht wünschen. Aber die Strafrechtspflege, um deren Studium es Hintrager vorzugsweise zu tun war, ist ungefähr das, was uns Deutschen vorschwebt, wenn wir eine Reform wünschen. Ein paar Bruchstücke von dem, was er drüben gesehen hat, werden die Sache besser klar machen, als es eine theoretische Auseinandersetzung könnte. Im Gerichtshof für kleine Sachen handelt und entscheidet ein Einzelrichter, der in Newyork 7500 Dollars Gehalt bezieht. In den Sitzungen, die unser Autor besuchte, war es ein Deutscher namens Kudlich. Ein alter Mann ist des Nachts betrunken auf der Straße verhaftet worden. Er bittet: „Ach, geben Sie mir noch einmal a chance." Der Richter fragt, ob er Frau und Kinder habe; er hat sie. Kudlich läßt ihn mit ernstlicher Ermahnung frei ausgehn, denn, sagt er zu Hintrager, sperre ich ihn ein, so sind ja nur die Frau und die Kinder gestraft. Eine Frau klagt, ihr Mann gebe ihr nicht das Nötige zum Unterhalt. Sie selbst verdient drei Dollars die Woche. Kudlich sagt dem Manne: Du hast wöchentlich drei Dollars dem Vorstand des städtischen Wohltätigkeitsamtes abzuliefern; bei diesem mag es sich die Frau holen. Ein Mann, der seine Frau geschlagen hat, muß zwanzig Dollars zahlen und zweihundert Dollars auf sechs Monate als Bürgschaft hinterlegen; schlägt er sie in dieser Zeit noch einmal, so verfällt die Summe. Ein Franzose hat Damen durch Blicke belästigt. Der Richter sagt ihm: „Diesesmal will ich Sie noch frei ausgehn lassen; das nächstemal bestrafe ich Sie." Ein zigeunerhaftes Mädel redet er an: „Wo kommen Sie schon wieder her, Mary?" „Grade vom Himmel runter auf einem Regenbogen gerutscht." „Da werden Sie sich Splitter eingerissen haben; damit Sie Zeit haben, sie wieder herauszukriegen, gebe ich Ihnen sechs Monate." Ein Polizist bringt ein Ehepaar, das durch einen Wortwechsel auf der Straße die nächtliche Ruhe gestört habe. Der Richter entläßt es und sagt zu dem Polizisten: „Sie bringen mir immer Leute, die keine wirklich strafbare Handlung begangen haben; Sie scheinen Ihr Amt verlieren zu wollen." Zwei Frauen erscheinen, zum Ergötzen des Publikums kreischend und zankend. Jede wirft der andern so viel Untaten vor, daß ein deutscher Amtsrichter mehrere Tage damit zu tun hätte. Kudlich entscheidet, ohne auf ihr Gewäsch einzugehn: „Jede zahlt zehn Dollars. Nun halten Sie den Mund und gehn Sie!" Ein vierzehnjähriger Taschendieb gesteht, wie der Polizist angibt, seine Missetat. „Ja, Junge, was soll ich mit dir anfangen?" spricht der Richter. Da tritt ein Beamter einer Wohltätigkeits-

Digitized by Google

gesellschaft — solche sind in den Sitzungen immer anwesend — hervor und sagt, er kenne den Fall; der Knabe sei durch elende häusliche Verhältnisse verdorben; das beste werde sein, er komme in die Erziehungsanstalt der Gesellschaft. Der Richter übergibt ihn dieser. So verfährt der Richter, ganz formlos, nach seinem gesunden Menschenverstand und nach den Umständen entscheidend, wie es am zweckmäßigsten erscheint. Hintrager hat von diesen Verhandlungen den Eindruck gewonnen, „daß hier im bunten Durcheinander die Kinder des Volkes sich zum Richtertische drängen, um dem Richter wie einem Vater ihre Leiden und Klagen vorzutragen und Abhilfe zu suchen." Der Richter fragt nicht nach der Legitimation des Rechtsanwalts, kümmert sich nicht um die Namen der Parteien und untersucht nicht die nähern Umstände der Bagatellsachen.

Nicht anders geht es beim Court of Special Sessions zu, der etwa unsrer Strafkammer entspricht und mit drei Richtern besetzt ist, die so wenig wie die Einzelrichter studierte Juristen sind. Den Vorsitz führt in den von unserm Amtsrichter besuchten Verhandlungen ein Herr Jerome. Der Herausgeber eines illustrierten Witzblatts ist wegen eines unsittlichen Beitrags zu zwanzig Dollars Strafe verurteilt worden. Zwölf Kollegen von der Presse kommen und bitten um Aufhebung oder wenigstens Milderung des Urteils, weil der Schuldige arm und zudem nur Strohmann sei. Jeromes Kollegen sind geneigt, die Bitte zu erfüllen, er aber bleibt bei seiner Entscheidung, erklärt sich jedoch bereit, fünfundzwanzig Dollars beizusteuern, wenn für den armen Teufel eine Sammlung veranstaltet werde. Der Richter darf nämlich sein Urteil innerhalb des laufenden Vierteljahrs aufheben oder ändern, er darf auch die Vollstreckung des Urteils bedingungsweise oder unbedingt suspendieren, so lange er will. Das einemal war bastardy-cases-day, wo nur Alimentenklagen abgefertigt wurden. Im Raume für die Angeklagten sitzen die Väter, im Zeugenraume die Mütter — meist Eingewanderte — mit ihren Säuglingen und die Vertreter der alimentationspflichtigen Gemeinden, die bei der Gelegenheit bemüht sind, die Paare zur Verheiratung zu bewegen. Ein andres mal läßt Jerome einen kranken Verurteilten ärztlich untersuchen und sagt dann: „Ich habe die Wahl, ob ich Sie ins Zuchthaus oder ins Grafschaftsgefängnis schicken will. Ich tue das zweite, weil Sie ein unheilbares Leiden haben, damit Sie nicht im Zuchthause sterben müssen. Aus dem Grafschaftsgefängnisse können Sie, wenn der Tod nahe scheint, nach Hause entlassen werden." Auch Jerome fragt öfter: Was soll man nun mit Ihnen machen? Zum Beispiel bei einem des Diebstahls überführten Mädchen von achtzehn Jahren. Diesesmal meldet sich ein weiblicher Gefängnisengel. Die Dame bittet, mit der Angeklagten unter vier Augen reden zu dürfen. Das Ergebnis der Unterredung ist, daß sich Frau Forster erbietet, die Person in ihr Haus aufzunehmen. Der Richter übergibt sie ihr. Die Gefängnisstrafe wird möglichst so gelegt, daß der Sträfling nicht im Winter herauskommt; geschieht das einmal, so bekommt er bei der Entlassung einen Winterüberzieher. Ein achtzehnjähriger Bursche, der wegen Diebstahls zu sechzig Tagen Gefängnis verurteilt worden war, hat wegen der ungelegnen Zeit drei Monate Strafaufschub bekommen. Nach deren Verlauf erscheint er wieder, jedoch in Begleitung

Digitized by Google

eines Herrn, der mitteilt, er habe den Burschen in seinem Geschäft angestellt, sei mit ihm zufrieden und bürge für sein ferneres Wohlverhalten. Daraufhin schenkt man ihm die Strafe.

Mit diesem praktischen Verfahren vergleiche man unsre berühmten Fälle, zum Beispiel den folgenden, der dieser Tage durch die Zeitungen lief. (Wir wählen absichtlich einen, der nicht tragisch, sondern bloß komisch ist.) In einem norddeutschen Kreise ist jeder Landwirt gehalten, alljährlich eine nach der Größe seiner Ackerfläche bemessene Anzahl von Sperlingen oder Sperlingsköpfen abzuliefern. Ein Mann, der dieser Verpflichtung nicht nachgekommen ist, erhält ein Strafmandat. Er wendet sich an das Gericht, weil es ihm unmöglich gewesen sei, dem Gebot des Landrats nachzukommen; fangen ließen sich die Sperlinge nicht, und schießen könne er nicht, ohne ein Gesetz zu übertreten. Das Gericht verurteilt ihn trotzdem. Sei die Verordnung des Landrats unausführbar, so müsse dafür gesorgt werden, daß sie aufgehoben werde; aber so lange sie zu Recht bestehe, müsse der Richter den Übertreter verurteilen. Und nun bedenke man noch die Menge von Zeit und Mühe, die unsre Richter, akademisch gebildete Männer, verschwenden müssen, um in langen Verhandlungen über Bagatellsachen, manchmal bloße Albernheiten, zu Entscheidungen zu gelangen, deren Zweckmäßigkeit nicht bloß von den Nörglern im dummen Publikum, sondern auch von einem großen Teile der gelehrtesten Juristen angezweifelt oder entschieden bestritten wird. Zweckmäßigkeit ist auch für den Strafvollzug das Entscheidende in Amerika. Strafe heißt das Gefängnis nach hergebrachter Weise, aber, sagen die Beamten, wir wollen gar nicht strafen; bei den „Jugendlichen" wollen wir die Erziehung nachholen, die Erwachsnen wollen wir in einem solchen Zustand entlassen, daß sie für den Kampf ums Dasein so gut wie möglich ausgerüstet sind. Die amerikanischen Gefängnisse haben darum nichts Kerkerhaftes an sich; sie sind schon von außen als mit Gewerbebetrieben verbundne Erziehungsanstalten zu erkennen, und es geht in ihnen so fröhlich zu, wie in Amerika überhaupt. Die Gutherzigkeit der Amerikaner — fröhliche und glückliche Leute sind gutherzig — beeifert sich, den Häftlingen das Leben angenehm zu machen. Es fehlt nicht an allen Arten von Leibesübungen, es wird Theater gespielt, und zwar in der Kapelle (den Altar schiebt man unterdes hinter die Kulissen), jedes Gefängnis hat seine von den Gefangnen selbst hergestellte Zeitung; wenn ein Besuch kommt wie Hintrager, muß er zu den Boys ein paar Worte sprechen und wird dann in ihrem Blatte gefeiert; an heißen Tagen wehen den Arbeitenden elektrische Fächer Kühlung zu; Damen verschönern den Sonntagsgottesdienst durch Gesangsvorträge, bringen Blumen und führen Beschwerde darüber, daß nicht jeder Gefangne in seiner Zelle einen Schaukelstuhl hat. Trotz diesem Götterleben wird das Gefängnis nicht, wie oft bei uns das viel härtere, als Zufluchtsort erstrebt, weil es doch eben nicht die Freiheit ist, und strenge Disziplin in den Augen des durch Ungebundenheit verwöhnten Amerikaners die materiellen Annehmlichkeiten aufwiegt. Hintrager hat auch die Junior Republic besucht, die den Lesern aus den Familienblättern bekannt ist. Darin regieren zweihundert verwahrloste Knaben und Mädchen, die man in Newyork

Digitized by Google

in der Gosse aufgelesen hat, als „Bürger und Bürgerinnen“ sich selbst, und zwar vortrefflich, wie Hintrager versichert. Sie lernen, ganz allein durch eigne Erfahrung, arbeiten, Reinlichkeit, Gerechtigkeit, Verantwortung gegen die Gesellschaft, der sie angehören. Und es ist nicht bloß eine äußerliche Gesetzlichkeit, wie sie auch die Mitglieder einer Räuberbande innerhalb ihres Kreises zu üben sich gewöhnen, das Herz der Kinder wird gesund, wie der Fabrikant Osborne versicherte, der den deutschen Amtsrichter eingeladen hatte und ihn umherführte.

Bei den Schatten zu verweilen, die das lichte Bild bedrohen, hatte Hintrager keine Veranlassung. In den dichter bevölkerten Staaten ist die Zeit des bequemen Raubbaus vorüber. Der Farmer fängt an, über Verschuldung und Steuerlast zu seufzen. Die industriellen Großstädte des Ostens und der Mitte fließen über von dem Proletarierelend der Alten Welt, das durch keine durchgreifende Sozialgesetzgebung gemildert und durch die herrschende Korruption, die doch wohl über den Spaß geht, verschlimmert wird. Die hohe Stellung der Frau hat gewiß das ganze Volk sittlich gehoben, aber der dadurch erstarkte weibliche Unabhängigkeitsgeist trägt ohne Zweifel die Hauptschuld an den zahllosen leichtsinnigen Ehescheidungen, von denen der Präsident Roosevelt bekannt hat, daß sie, zusammen mit der Abnahme der Geburten, eine noch bedenklichere Erscheinung seien als die Trusts. Die Ladies mögen sich die Beschwerden und Unschönheiten der Schwangerschaft nicht mehr gefallen lassen, und die Arbeiterschaft huldigt, um Not abzuwehren, dem Neomalthusianismus. Daß namentlich für die Einwandrer das Leben kein Spaß mehr ist, lernt man aus des Regierungsrat Alfred Kolb Buch: „Als Arbeiter in Amerika.“ Unter deutsch-amerikanischen Großstadtproletariern (Berlin, Karl Siegismund, 1904). Die Leser werden ja alle das Buch aus Zeitungsberichten kennen; sie sollten es aber selbst zur Hand nehmen, man lernt sehr viel daraus. Falls es noch Leute gibt, die glauben, daß es die ausgezeichnete republikanische Staatsverfassung sei, die Amerika glücklich mache, wird ihnen Kolb den Star stechen. Auf der dortigen Naturgrundlage mußten die Kolonisten bei jeder und konnten sie ohne alle Verfassung gedeihn. Es hat sogar ein hoher Grad vom Gegenteil der Weisheit dazu gehört, europäisches Industriearbeiterelend mit allem Zubehör von Kinderausbeutung, Arbeitslosigkeit, Schmutz und Laster zu erzeugen schon in einer Zeit, wo noch lange nicht die Hälfte des Bodens angebaut ist. Mag nun aber auch die glückliche Zeit vorüber sein, von den Kulturfrüchten, die diese glückliche Zeit gereift hat, brauchen nicht alle zugrunde zu gehn, könnten einige nicht allein drüben erhalten bleiben, sondern auch in unsre Heimat verpflanzt werden. Zu ihnen rechnen wir die frei von Vorurteilen, politischen und Schultraditionen entstandne ebenso praktische wie humane Strafrechtspflege.

Digitized by Google

Universitätsfragen in Rußland

Die Universitäten sollen die Verkörperung des geistigen Lebens eines Landes sein. Ihre Lehrer müssen von der Höhe des gegenwärtigen Standes der Wissenschaft neue Pfade weisen und die studierende Jugend für die vielgestaltigen Aufgaben des staatlichen und des öffentlichen Lebens heranbilden. Dieser hohen Bestimmung vermögen die russischen Hochschulen, wie es scheint, nicht gerecht zu werden: aus einer Pflegestätte der Wissenschaften sind sie zu einem Schauplatz politischer Demonstrationen geworden. Keine Bewegung ist jenseits der rot-blau-weißen Grenzpfähle verlaufen, ohne daß Studenten in erschreckender Anzahl beteiligt waren. Und wenn auch zugegeben werden muß, daß die politische Ordnung des Nachbarreichs, wie wir sie in einem frühern Aufsatz in diesen Blättern zu schildern versucht haben, einer dem Wesen des modernen Staats entsprechenden, vorsichtig und allmählich fortschreitenden Verbesserung dringend bedarf, so ist es doch ein ungesunder Zustand, daß sich die studierende Jugend als Verfechter der sozialpolitischen Interessen der Gesellschaft aufspielt, Unruhe und Begehrlichkeit in weite Kreise trägt, im Arbeiterstande schürt und hetzt, sich selber im rötesten Radikalismus verliert, Straßentumulte nicht scheut, streikt und, wie es schon mehrfach geschehen ist, durch harte Maßregeln und Strafen zur Besinnung gebracht werden muß.

Die innern Gründe für diese Erscheinung, die eine ernste Gefahr für Staat und Gesellschaft bedeutet, haben mit dem Idealismus, der nach den Befreiungskriegen unserm Universitätsleben eine bestimmte Richtung gab, nur sehr wenig gemeinsam. Man darf sie keineswegs nur in den Mängeln der Hochschulen suchen, denn sie beruhen zum guten Teil auf den Zuständen des politischen Lebens. Es ist klar, daß die studentische Jugend, wenn sie körperlich fast fertig entwickelt und geistig für die Aufnahme des reichsten Wissens mehr oder minder gut vorbereitet zur Universität kommt, eine wenn auch durchaus nicht völlig gereifte Anschauung über die Erscheinungen des Lebens in Staat und Gesellschaft mitbringt, eine Anschauung, die sich natürlich unter dem Einfluß der bisherigen Umgebung gebildet hat. Die Studentenschaft gehört in überwiegender Mehrzahl (63 Prozent) zu dem intelligentesten und geistig am besten entwickelten Teile der russischen Gesellschaft, dem Adel und der Beamtenschaft; die städtische Bevölkerung, Kaufleute, Kleinbürger und Handwerke stellen etwa 25 Prozent, die übrige Bevölkerung samt dem Bauernstande nur 12 Prozent aller Studenten.*)

Nun kann von einem politischen Leben in der russischen Gesellschaft eigentlich erst seit der Zeit der Reformen Alexanders des Zweiten die Rede sein.

*) Nach einem Artikel der Nowoje Wremja und nach persönlichen Eindrücken.

Digitized by Google

Diese Reformen bestanden, abgesehen von der Bauernbefreiung, im wesentlichen darin, daß der Zar, ohne auf seine Selbstherrschaft zu verzichten, die Intelligenz in den Städten zur Mitwirkung in einigen Zweigen der Rechtspflege und der Verwaltung berief und im besondern den Universitäten in dem Reglement von 1863 eine verhältnismäßig weitgehende Selbstverwaltung verlieh. So wurde die bisher allmächtige Bureaukratie mit einem neuen Wesen, der landschaftlichen Interessenvertretung, zusammengespannt, leider aber nicht organisch mit ihm verbunden und in den gegenseitigen Befugnissen scharf begrenzt. Infolgedessen konnten Zusammenstöße zwischen beiden, der Bureaukratie und den Ständen, nicht ausbleiben. Unter normalen Verhältnissen hätten die Reformanfänge Alexanders des Zweiten so fortgeführt werden können, daß sich aus ihnen ein gedeihliches Zusammenarbeiten beider entwickelt hätte. Da lenkte das gewaltsame Ende dieser höchst sympathischen Gestalt auf dem Thron der Zaren die ganze innere Politik in andre Bahnen und führte Maßregeln herbei, die die Bureaukratie bedeutend stärkten, die Anfänge der ländlichen Selbstverwaltung aber und die Wahlfreiheit in den Körperschaften beträchtlich beschnitten. Die Stärkung der Bureaukratie erweiterte vorwiegend die Machtfülle des Gouverneurs als Organ der Polizeigewalt des Staats. So trugen die Maßnahmen der Regierung deutlich den Stempel des Mißtrauens gegenüber den Vertretungen der Gesamtbevölkerung, gegenüber den intelligenten Gesellschaftsklassen, die den Hauptanteil an der Lokalverwaltung zu tragen haben. Das heißt mit andern Worten, das russische Volk in seiner Gesamtheit wurde haftbar für die Tat einer Verbrecherbande gemacht und unter verschärfte Polizeiaufsicht gestellt, die um so drückender empfunden werden mußte, als die Vertreter der höchsten Gewalt, die Gouverneure, keineswegs immer auf der Höhe ihrer Aufgabe standen. Reibungen, Mißverständnisse, Ungeschicklichkeiten und Überschreitungen ihrer Befugnisse blieben nicht aus und erregten Unzufriedenheit in allen Schichten der Bevölkerung.

Schon vor zwanzig Jahren gab es wie heute eine verhältnismäßig kleine Zahl Vertreter extremer politischer Richtungen neben der überwiegenden Masse, die für die Erhaltung der bestehenden Ordnung und der durch die Reformen Alexanders des Zweiten eingeräumten Rechte eintrat. Die Beschränkung dieser Rechte, die Aufsicht über die Selbstverwaltung in Stadt und Land mußte gerade diese konservativen Schichten der Gesellschaft besonders verstimmen, die sonst als die zuverlässigsten Stützen der Regierung dastehn würden. Zu alledem kommt hinzu, daß die eigentümliche Bevormundung des Volks zu der ökonomischen Umwälzung der letzten zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre in scharfem Widerspruch steht. Die Herstellung eines ausgedehnten Eisenbahnnetzes zog Kapitalien ins Land und gab einen mächtigen Anstoß zur Entwicklung aller Zweige des Erwerbslebens und zum engern wirtschaftlichen Anschluß an Westeuropa. Durch die Förderung der Montanindustrie im Süden, durch die Ausbreitung des Handels und der Industrie, besonders durch die Erhöhung des Umsatzes im Außenhandel gewannen die Städte an Bedeutung, ihre Zahl und ihre Bevölkerung hoben sich. Damit bildete sich eine neue Klasse von städtischen Bürgern, eine Bourgeoisie, ein Mittelstand, der in die gesetzlich festgelegte ständische Gliederung nicht hinein-

Digitized by Google

passen will. Dieser städtische Mittelstand vereinigt die Vertreter des Kapitals und der freien Berufe in sich und strebt nach größerer politischer Freiheit: er empfindet die Bevormundung und Polizeigewalt sehr drückend, verlangt das Recht, Körperschaften zu bilden, und begehrt eine erhöhte Teilnahme an der Lokalverwaltung. Er ist der unversöhnlichste Feind der Regierungsmaßnahmen der letzten zwanzig Jahre, weil diese die Freiheit der Wahl eingeschränkt, die Vollmachten der Gouverneure verstärkt und die Heranziehung weiterer Schichten der Intelligenz zur Verwaltung gehindert haben.

So ist also die weit überwiegende Mehrheit der Studentenschaft zu einer gewissen Opposition gegen die Regierungsgewalt von Haus aus erzogen worden. Fehlt der Einfluß der Familie auf das politische Denken ganz, sei es, daß in ihr keine politische Anschauung vertreten ist, oder daß der angehende Student früh auf sich allein angewiesen bleibt, so verfällt er fast immer dem Radikalismus, ganz besonders, wenn er nichts zu verlieren hat und eher zu gewinnen hoffen kann, wie das bei vielen solchen Existenzen der Fall ist. Erfahrungsmäßig gewinnen Entschiednere einen beherrschenden Einfluß.

Der Zustand des Mittelschulwesens ist nun keineswegs dazu angetan, dieser Entwicklung irgendwie zu steuern. Es gibt Gymnasien mit achtjährigem Kursus, Progymnasien mit sechsjährigem Kursus und sechsklassige Realschulen, die sämtlich unter dem Ministerium für Volksaufklärung stehn, was bei der bunten Musterkarte der höchsten Bildungsanstalten der verschiednen Ressorts und bei der Vielgestaltigkeit der Volksschule immerhin als Vorzug angesehen werden kann. Von diesen Schulen haben die nach dem Reglement vom Jahre 1871 den klassischen Unterricht mit Latein und Griechisch pflegenden Gymnasien (denen sich die der obern Klassen entbehrenden Progymnasien in ihrer innern Ordnung völlig anschließen) eine besondre Bedeutung erlangt, weil ihre Schüler freien Zutritt zu den Universitäten und sonstigen höhern Lehranstalten haben. Ihnen gegenüber sind die Realschulen seit der Zeit ihres Bestehens in viel ungünstigerer, weil völlig unsichrer Lage. An wesentlichen Mängeln ihres Lehrplans leidend, ein Mittelding zwischen mittlerer Lehranstalt für allgemeine Bildung und professioneller Schule, sollen sie ihre Zöglinge zum Eintritt in die höhern technischen Lehranstalten vorbereiten. Da aber diese wenig zahlreich und auch noch den ehemaligen Gymnasiasten zugänglich sind, so gelangt nur eine verhältnismäßig geringe Zahl von Realschülern zu einer höhern Berufsbildung. Die große Masse muß zur Seite stehn, weil für sie nirgends Raum ist, und damit wird sie schwerlich zufrieden sein. Wenn trotzdem die Frequenz der Realschulen zunimmt, so muß man daraus ein immer mehr wachsendes Bildungsbedürfnis erkennen, dem die Hochschulen nicht genügen. Da nun ferner, abgesehen von den Handelsklassen der Realschulen, Mittelschulen mit ausgesprochen professionellem Charakter trotz dringendem Bedürfnis fehlen, so ist auch der Andrang zu den Gymnasien übermäßig groß geworden; sie sind so überfüllt, daß der Eintritt hat erschwert werden müssen. Diese Erschwerung ist jedoch meist nicht nach rein pädagogischen Grundsätzen geschehen. Durch Rundschreiben des Ministeriums wurde zum Beispiel empfohlen, Kinder weniger gut gestellter Familien und niedern Herkommens nicht in die Gymnasien aufzunehmen. Ab-

Digitized by Google

gesehen von der Unzufriedenheit, die solche Maßregeln hervorrufen mußten, da die interessierten Schichten der Bevölkerung nicht mehr wußten, wo sie ihre Kinder unterbringen sollten, erfüllten sie nicht einmal ihren Zweck: die Klassen, besonders die untern Klassen der Gymnasien, leiden immer noch an Überfüllung, sodaß der Erfolg des Unterrichts gefährdet scheint.

Noch fühlbarer wurden die Mängel, die dem Zuschnitt und dem Unterrichtsziel der Gymnasialbildung anhafteten. Die von dem verstorbnen Minister Bogoljepoff berufnen Kommissionen für die Umbildung der Mittelschule haben die Mängel in ihren Berichten klar ausgesprochen. Vor allem ist die Stellung des Lehrers eine unglückliche. Seine Tätigkeit ist streng nach Paragraphen geregelt; er ist rechtlos, im Ansehen geschädigt und materiell wenig gesichert. Die Studienkommissionen wurden zu einer rein formalen Einrichtung; die Verfügungen der höhern Schulbehörden zeigten mangelndes Zutrauen zu den Lehrern, was auf deren Berufsfreudigkeit gerade keinen vorteilhaften Einfluß ausüben konnte: der Lehrer begann seinen Beruf und Dienst zum Schaden der heranwachsenden Geschlechter rein formell aufzufassen, eine polizeiähnliche Aufsicht über die Schüler und sogar deren Eltern durch die Klassenlehrer und deren Gehilfen zu führen und seine Strafgewalt nicht überlegt und vorsichtig genug, mitunter vorwiegend gegen die Kinder weniger begüterter oder gesellschaftlich nicht hoch stehender Eltern anzuwenden. So entstand eine völlige Disharmonie zwischen der Schule, den Schülern und deren Eltern, ein ungesunder Zustand, der, eine üble nationale Eigenheit Rußlands, im übrigen Europa unbekannt ist, wo die Schule ausschließlich der Erziehung dient.

Die Folgen konnten nicht ausbleiben. Die Gesellschaft und das heranwachsende Geschlecht gewöhnten sich daran, die Schulbehörden mit Mißtrauen als Vertreter der Polizeigewalt des Staats zu betrachten. Die öfter wiederholten Versuche der Regierung, bessernde Hand anzulegen, verwirrten die Verhältnisse nur noch mehr, so die Reformabsichten des verstorbnen Generals Wannowski, die den besten Teil der Mittelschule, den klassischen Unterbau des Gymnasiums, ins Wanken brachten und die vieljährige Arbeit an dem Aufbau des Lehrplans des klassischen Gymnasiums in den Augen Rußlands diskreditierten.*)

Es ist erklärlich, daß sich eine unter diesen Verhältnissen herangereifte studentische Jugend, der Einwirkung der Familie entzogen und sich selbst überlassen, von antigouvernementalen Strömungen fortreißen und zu Handlungen verleiten läßt, die mit einem geordneten Staatswesen unverträglich sind. Tatsächlich sind an den studentischen Unruhen immer vor allem die Studenten beteiligt, die eben die Universität bezogen haben, während die ältern zu besserer Überlegung gekommen sind, ihre Aufgabe ernster erfassen und die Interessen der Universität mehr wahren. So äußert die Universität ja allerdings einen

*) Ein gegenwärtig der Begutachtung unterworfnes und demnächst zur Beratung im Reichsrat kommendes Reformprojekt wird verschiedne Lehrpläne mit einer und mit beiden klassischen Sprachen als Hauptunterrichtsgegenstand enthalten; die in der einen Art von Gymnasien und Progymnasien durch Wegfall der griechischen Sprache gewonnene Zeit soll der russischen und den neuern Sprachen sowie der vaterländischen Geschichte zugute kommen.

Digitized by Google

wohltätigen, aufklärenden Einfluß, nur ist er leider heutzutage nicht stark genug, weil die Universitätsordnung vom Jahre 1884, die an die Stelle der vom Jahre 1863 getreten ist, an wesentlichen Mängeln leidet.

Die Universitäten, deren es, abgesehen von den geschlossenen Unterrichtsanstalten, wie Lyceum und Rechtsschule, und unter andern Ressorts stehenden höhern Spezialbildungsanstalten, neun gibt, sehen, allenfalls mit Ausnahme von Dorpat, auf keine so ehrwürdige Geschichte zurück wie die meisten unsrer Universitäten, die ihnen als Muster gedient haben. Sie haben mit Ausnahme von Petersburg und Tomsk vier Fakultäten, eine historisch-philologische, eine physikalisch-mathematische, eine juristische und eine medizinische Fakultät, Dorpat außerdem noch eine fünfte, lutherisch-theologische. Die orthodoxe Theologie ist ebensowenig wie die römisch-katholische vertreten. Die orthodoxe verfügt über geistliche Seminarien als Vorbereitungsanstalt und Akademien zur Heranbildung ihrer Kleriker. Die geschlossenen Unterrichtsanstalten stellen gewissermaßen einzelne Fakultäten dar und sichern ihren Schülern besonders bevorzugte Stellen im Staatsdienst. Die Zahl der Studenten sämtlicher Universitäten ist von 6145 im Jahre 1873 auf 16497 am 1. Januar 1899 gestiegen. Die höchste Frequenz weist die Moskauer Universität mit 4407 (am 1. Januar 1899) auf. Dafür scheint sie aber auch das traurige Privilegium zu haben, durch Unordnungen und Krawalle den ruhigen Gang des Unterrichts am meisten zu stören und das Einschreiten der Behörden besonders oft zu veranlassen. Fast die Hälfte aller Studenten gehört der juristischen Fakultät, nur ein geringer Bruchteil (648 von 16497) der historisch-philologischen an.

Das Studium wird nicht nach Semestern berechnet, sondern nach Jahreskursen. Es dauert vier Kurse, bei den Medizinern fünf Kurse, und wird grundsätzlich auf einer Universität absolviert. Allzu anstrengend kann es nicht sein, denn nach einer statistischen Berechnung genießt der russische Student so viel Ferien- und Feiertage, daß er in vier Jahren etwa 304 Tage weniger arbeitet als der deutsche Student. Dafür ist er in seiner akademischen Freiheit viel mehr beschränkt und zum Beispiel dem Zwange unterworfen, beständig Uniform zu tragen. Dieses Geschenk des Reglements von 1884 ist, rein äußerlich betrachtet, eine nützliche Maßregel, insofern sie auch dem ärmsten Teufel das Ansehen seines Standes wahrt und das Gefühl der Solidarität zu fördern, eine Art Korpsgeist zu wecken imstande sein könnte. Tatsächlich aber ist es nichts weiter als ein Ausdruck des Mißtrauens der Staatsgewalt, als ein Mittel, die Studentenschaft mit Hilfe der Polizei leichter und bequemer zu überwachen. Der Lehrkörper setzt sich zusammen aus verdienten und ordentlichen Professoren, aus außerordentlichen Professoren und aus Privatdozenten. Er soll sich bestimmungsmäßig aus jungen Gelehrten ergänzen, die nach beendetem Studium noch eine Zeit lang bei der Universität bleiben, dann eine längere Studienreise ins Ausland unternehmen und sich schließlich habilitieren, nachdem sie die erste akademische Würde, die des Magisters, durch eine Dissertation erworben haben. Dieser Grad und der Doktorgrad geben in der staatlichen Rangordnung (in der das Staatsexamen schon drei „Tschins“ verleiht) je einen weitern Tschin. Überhaupt fehlt es dem Professorat nicht an äußern Würden — der „ver-

Digitized by Google

diente" Professor hat ausgesprochen den Rang eines Generalleutnants. Dafür ist seine Stellung im Staate weit entfernt von der Bedeutung unsrer Universitätslehrer. Der Universitätsrat besteht eigentlich nur dem Namen nach. Die Fakultät hat kaum noch korporative Rechte, und Rektor und Dekane sind nicht freigewählte Würdenträger, sondern in ihren Befugnissen stark beschränkte Beamte.

Wir sehen bei uns an der Spitze einer Universität eine oberste Behörde, die die Tätigkeit aller Angehörigen in die erwünschte Bahn zu lenken und die Ordnung und die Disziplin in den ihr gesteckten gesetzlichen Grenzen bei eigner Verantwortlichkeit zu gewährleisten vermag. Der Schwierigkeit dieser Aufgabe entsprechend sind die Grenzen der Vollmachten gezogen und ist das Vertrauen der Aufsichtsbehörde bemessen. Dem russischen Reglement von 1884 fehlt dieses Vertrauen, und deshalb kann man von den Universitätsbehörden weder Energie noch Selbsttätigkeit noch Autorität verlangen, so unerläßlich diese Eigenschaften für die Disziplin im Rahmen der Universität auch sind. Nicht der Rektor und die Dekane, sondern der Kurator des Unterrichtsbezirks*) und die neben — offiziell allerdings unter — dem Rektor stehende Inspektion sind mit der dem Rektor anderwärts zustehenden Machtfülle bekleidet. Der Rektor und die Dekane werden auf Vorschlag des Ministers für Volksaufklärung durch Allerhöchste Order aus der Zahl der ordentlichen Professoren ernannt. Da aber dem Minister die nötige Personalkenntnis fehlt, sucht der Kurator den Rektor aus, der Rektor steht infolgedessen in einer gewissen Abhängigkeit von dem Kurator, der zudem die Fäden der Leitung aller Personalangelegenheiten in seiner Hand behält und für die Ordnung und die Disziplin verantwortlich ist, der also die dem Rektor gesetzmäßig zustehenden Funktionen kraft dieses selben Gesetzes wahrnehmen soll. Durch die Inspektion über alle innern Angelegenheiten der Universität auf dem laufenden erhalten, wird sich der Kurator infolgedessen zu Eingriffen in den Machtbereich des Rektors veranlaßt sehen und gelegentlich die guten Absichten des Rektors und der Dekane, die mit der Stimmung unter den Studierenden doch noch besser vertraut sind, durchkreuzen.

Dieser unglückliche Zustand des Rektorats hat stark ausgeprägte Charaktere und willenskräftige Persönlichkeiten, alle die verehrungswürdigen Vertreter des Professorats, wie es früher war, alle, die sich eines verdienten Rufs in der Wissenschaft und großer Autorität in den Augen der Studierenden erfreuten, und die unter andern Verhältnissen dem Staate vorzügliche Dienste leisten können, abgehalten, das Rektorat anzunehmen. Er hat andrerseits Veranlassung gegeben, Personen zu Rektoren zu ernennen, die weder den vorgeschriebnen Bedingungen entsprachen noch sich der unbedingt gebotnen Autorität bei Professoren und bei Studenten erfreuten, dafür aber versprachen, ein gefügiges Werkzeug in der Hand des Kurators zu werden. Zu alledem nimmt die Abhängigkeit der Stellung des Rektors allen seinen Anordnungen die moralische Kraft, die allein auf junge Gemüter überzeugenden Einfluß ausübt. Endlich

*) Der Unterrichtsbezirk umfaßt die sämtlichen unter dem Ministerium für Volksaufklärung stehenden Unterrichtsanstalten von sechs bis acht Gouvernements.

Digitized by Google

wirkt die zeitlich (auf vier Jahre) beschränkte Dauer des Rektorats, die in den Gelehrtenrepubliken andrer Universitäten Bedingung ist, bei der in Rußland gesetzlichen Ernennung des Rektors insofern nicht günstig, als sie dem mangelnden Vertrauen der Regierung zu dem jeweiligen Rektor erst recht Ausdruck zu geben scheint, ihn nur in der Freiheit seiner Handlungen beeinträchtigt und ihn vom Kurator ganz abhängig macht. Ohne Machtmittel wird der Rektor auch jede Verantwortlichkeit von sich abzuwälzen suchen, indem er für seine Amtshandlungen die Genehmigung des Kurators einholt. Da aber die auf diese Weise entstandnen Verfügungen gewöhnlich den geeigneten Augenblick verpassen, so wird das Ansehen der höhern Behörde in den Augen der Gesellschaft und der Studierenden erst recht herabgesetzt.

Eine ganz besondre und anderswo undenkbare Stellung nimmt die Inspektion ein. Dem Einfluß des Rektors entzogen, eigentlich ohne innern Zusammenhang mit der Universität, mehr Organ des Kurators und indirekt der Polizeigewalt des Staats, und zugleich mit weitgehenden Strafbefugnissen ausgerüstet, hat sie Lehrpersonal und Studierende zu überwachen. Sie ist die bestgehaßte Behörde und nach einer Äußerung des Professors Scherschenewitsch in den Rußkija Wjedomostij als spezielles Organ der gegen die Universitäten beobachteten Politik die Grundursache für die tätige Teilnahme der studierenden Jugend an innerpolitischen Fragen. Die Tätigkeit der Inspektion kann nicht besser charakterisiert werden als mit den folgenden Worten derselben Quelle: „Der junge Mann, der die Universität bezieht, fühlt mit einemmal den schweren lähmenden Druck der politischen Verdächtigkeit. Er hat noch nichts getan, aber er ist verdächtig. Er bemerkt, wie die Beamten der Inspektion sein Gesicht studieren, damit sie ihn jederzeit wieder erkennen. Während eines harmlos begonnenen Gesprächs mit einem Beamten nimmt er ein auffallendes Interesse an seiner Lebensweise und seiner Gedankenarbeit wahr. Bald sieht er sich auch außerhalb der Universität beobachtet. Wenn er sich in eifrigem Streben mit Kommilitonen zusammentut, um zu lesen, zu disputieren und Gedanken zu tauschen, wird dies vermerkt. Wenn er, um einem armen Studiengenossen zu helfen, eine Sammlung veranstaltet, wird er vor die Inspektion zitiert. Kurz, an der Schwelle der Universität, wohin der Jüngling freudigen Herzens, empfänglich, die Wahrheit suchend, gekommen ist, nur um zu lernen, da hört das Vertrauen auf. Schon argwöhnt man in ihm den Staatsverbrecher.“ Aus der natürlichen Reaktion gegen diesen Argwohn wird die Kritik, die Feindschaft gegen die bestehende Ordnung geboren.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Bildliche Redensarten in Gottfrieds Triſtan

Von den großen deutſchen Epikern der Stauferzeit genießt mit Recht allein Wolfram von Eſchenbach den Ruf eines eigentlichen Bilderjägers. Seine zahlreichen bildlichen Wendungen ſind am originellſten erfunden, er ſpannt die kühnſten Gleichniswendungen vor, „fliegende, ſchnelle Beiſpiele," wie er ſelbſt ſagt; aus dem Bereich der mittelalterlichen Vorſtellungswelt ſind ſie bisweilen kapriolierend von ſo weit her zuſammengeholt, wie es aus dem größern der modernen ähnlich nur Jean Paul gewagt hat. Gottfried von Straßburg bedient ſich im Triſtan überhaupt keiner eben bilderreichen Sprache; ſeine Worte fließen ſchnell und klar vorbei, und ſeine Bilder ſchließen ſich durchweg an das an, was im Volksmund allgemein gebräuchlich war, wenn ſie es auch immer friſch und oft neu in der Form herausbringen. Er hält ſich nicht bei ſeinen Bildern auf, und auch für den Leſer ſind ſie keine Hinderniſſe, über die man mit beſondrer Anſpannung ſetzen müßte, ſondern gleichen kurzen Lichtpunkten auf dem Fluſſe der Darſtellung, an denen der Sinn des Leſers raſch erfreut vorübergleitet. Die meiſten ſeiner Bilder ſind, wie ja auch noch die heutigen im Volksmunde, von menſchlichen Verhältniſſen und vom Körper des Menſchen genommen. Wir erzählen vor einem Erwachſnen, den ſeeliſcher Schmerz bis zu hellen Tränen überwältigt hat: er weinte wie ein Kind. Ebenſo Gottfried, als er den getreuen Rual den Tod von Triſtans Eltern berichten läßt:

Damit ging den getreuen Mann
So inniglicher Jammer an,
Wie er wohl beſcheinte,
Denn er ſaß und weinte,
Als ob er ein Kind wäre.

Wie hübſch dabei das „ſaß," ein zwar typiſches, aber an ſich nicht zu verachtendes Darſtellungsmittel der altdeutſchen Erzählerkunſt für verwandte Situationen. Der junge, noch unerkannte Triſtan wird als ſehr beliebt an Markes Hofe geſchildert, freilich erzeigt er ſich auch danach: er war ſo dienſtbar den Armen und den Reichen, daß er einen jeglichen von ihnen möchte

uf siner hant getragen han,
daz haete er gerne getan.

Die acht Mann, die Triſtan und Kurvenal das erſtemal über See nach Irland begleiten, haben ſchwören müſſen, den beiden aufs genauſte zu gehorchen. Gottfried drückt das ſo aus:

Dieſelben hatten auch ihr Leben
Zu Bürgen und zu Pfande gegeben
Und auch verſichert bei Gotte,
Daß ſie aus der zweier Gebote
Nie einen Fuß breit träten.

Digitized by Google

Dem bewährten ſtarken Morold macht es wenig Schmerzen, daß es zum Zweikampf zwiſchen ihm und Triſtan kommen wird:

Das ging Morolde kleine (wenig)
Zu Herzen oder zu Beine.

Einer der Erklärer vergleicht dazu unſer durch Mark und Bein, ſodaß „Bein" in der allerdings früher überwiegenden Bedeutung Knochen zu faſſen wäre; möchte man aber, weil es ſich nicht um körperliches Weh, ſondern um Gedanken handelt, nicht lieber an Wendungen denken wie: etwas ans Bein binden, etwas noch am Beine haben, d. h. eine läſtige, wenn auch nicht gefährliche Sorge mit ſich herumtragen, ſodaß Gottfried gemeint hätte: es machte ihm weder tiefe noch geringe Sorge?

Wir reden in derbem Scherz von einem ungewaſchnen Maul, Gottfried ſpricht einmal im Ernſt von „wohl gewaſchenen Worten." Und wenn er, der beredteſte, für eine höfiſche Herrlichkeit wie Triſtans Schwertleite angeblich keine Worte finden kann, ſo beklagt er ſich ähnlich unſrer Wendung „du haſt mir das Wort aus dem Munde genommen":

Ich weiß nicht wie beginnen:
Die Zunge und die Sinnen
Können mir nicht zu Hilfe kommen,
Mir ſind die Worte genommen
Mitten aus dem Munde.

Unverfrornes Benehmen andrer, das einem zu läſtig wird, lehnt man mit der kräftigen Redensart ab: Ich laſſe mir nicht auf der Naſe herumtrommeln. Gottfried hat einen verwandten, aber feinern Ausdruck. Der iriſche Truchſeß, der mit billigem Trug Iſolde zu erwerben gedachte und ſchließlich mit Schande von ihr laſſen muß, braucht für den Spott nicht zu ſorgen; ſelbſt der Dichter fällt mit in den ironiſchen Ton:

Der arme Truchſeß, der war
Ihre Geige und ihre Rotte,

d. h. man ſpielte ihm mit, wie man auf einem Streichinſtrument fiedelt oder an der harfenähnlichen Rotte zupft, er fügt das zweite Bild hinzu:

Sie trieben ihn mit Spotte
Um und um wie einen Ball.

Daß ſeine Sache ſchief gehn würde, ahnte der Truchſeß wohl ſchon, als Triſtans mannhaftes und prächtiges Auftreten ihm gegenüber am Hofe Stimmung machte: ſchon da ſah er ſauer drein, trug, wie Gottfried ſagt, den Eſſig in den Augen.

Gottfrieds Bilder aus dem Naturleben beſchränken ſich auf die einfachſten Gleichnisbegriffe: Taube, Schlange und verwandtes, Laub, Beere und Bohne, Blei und Gold. Triſtan durchſchaut Marjodocs und Melots Verräterabſicht und warnt Iſolde vor ihnen:

Wo die Hausgenoſſen ſind
Von Antlitz wie der Tauben Kind,
Geſchwänzt aber wie die Schlangen,
Da ſollſt du vor Hagel und Tode bangen.

Digitized by Google

Als die Frauen von Irland erkennen, daß sie in dem Sänger Tristan den Mann gerettet haben, der ihnen den Oheim Morold erschlug, wendet sich die Mutter Isolde an ihre Nichte Brangäne:

Wir haben blindlings aufgezogen
Die Schlange statt der Nachtigall,
Für den Raben das Korn gemahlen,
Das der Taube sollte sein.

Blattwerk und kleine Früchte dienen gern zur Bezeichnung geringen Wertes oder Maßes; von einer ganzen Menge solcher alter Wendungen haben wir nur noch den Ausdruck „nicht die Bohne" in Gebrauch. Der Riese Urgan kommt gegen den berittnen Tristan daher und verlangt freie Bahn; Tristan erwidert: Ich fürchte dich und deine Stange nicht eine halbe Bohne. Als er dann den Riesen zwar zuschanden gehauen hat, aber entkommen sieht, muß er sich sagen, daß ihn die bis jetzt aufgewandte Angst und Arbeit nicht „um ein Laub" seinem Ziele näher gebracht habe. Schließlich erlegt er ihn aber doch noch und gewinnt damit auch den Preis, das Händlein Petitcriu, das er als Geschenk für Isolde so sehr ersehnt hat:

Er hätte wahrlich
Rom und alle Reiche,
Alle Lande, alle Meere
Dagegen geachtet nicht eine Beere.

Und wenn man Tristan und Isolde in ihrem wunschlosen Leben in der Minnegrotte die Freuden aller Länder zusammen hätte bieten wollen, sie hätten kein armseliges Ringelchen von Glas dafür gegeben. Die fortwährende Aufsicht dagegen, der sie an Markes Hofe unterworfen sind, liegt ihnen „schwer wie ein bleierner Berg" im Sinn; ein Glück, daß sich Brangäne in der äußersten Not als treu bewährt

und in dem tegele gebrant
unde geliutert als ein golt.

Ganz wenig Bilder Gottfrieds sind dem Kulturleben der Zeit entnommen. Wir sagen noch „Mit den Wölfen muß man heulen" und „Wes Brot ich esse, des Lied ich singe." Bei Gottfried sucht Marke Tristan über die Verfolgung durch Neider bei Hofe zu trösten: Würde und Haß seien wie Mutter und Kind,

Willst du bei schlechtem Volk
Verhaßt nicht sein, so sing ihr Lied
Und sei mit ihnen ein Bösewicht,
So nur hassen sie dich nicht.

Als Tristan und Isolde am frühen Morgen allein in die betaute Wiesenlandschaft hinausschleudern — sliehen sagt der Dichter —, fangen die Vögel an ihnen entgegenzujubilieren. Lerche und Nachtigall organieren, d. h. singen zweistimmig, und

Die wilden Waldvöglein
Hießen sie willkommen sein
Gar süß in ihrem Vogellatein,

ein zur Bezeichnung der unverständlichen Vogelsprache damals ebenso geläufiger Ausdruck wie unser „Jägerlatein." Vom Vogelsang ist das einzige Bild ge-

Digitized by Google

nommen, das Gottfried zweimal mit großer Liebe ausgemalt hat: der Liebende, Mann wie Frau, sind wie ein Vogel, der sich auf einem geleimten Zweig niedergelassen hat; er bemerkt den Leim, will sich zur Flucht erheben, klebt aber mit den Füßen fest; nun regt er die Flügel, um von dannen zu kommen, mit ihnen berührt er aber das Zweiglein von neuem und wird, so wenig es auch ist, wieder gebunden; jetzt schlägt er die Flügel mit aller Kraft, heftet sich aber nur immer mehr fest, bis er zuletzt festgeleimt an dem Zweige liegt. So ergeht es dem sehnenden Liebhaber, der vergeblich nach seiner Freiheit trachtet, und den die Süße „der geleimten Minne" immer wieder niederzieht: so ergeht es dem tapfern Riwalin und so im zweiten Geschlecht der schönsten Isolde. Bei der Erzählung von Riwalin verweilt Gottfried in der Ausmalung des Vogelschicksals, dem er das Menschenschicksal nur kurz anreiht, bei der von Isolde webt er Geschichte und Beispiel eng durcheinander, sodaß Isoldens Herzenskampf selbst höchst reizvoll dargestellt wird.

Ein Bild haben wir uns zum Schluß aufgehoben, das ganz allgemein die Führung des Lebens oder sonst einer wichtigen Sache bezeichnet. Als der König von Irland den Tod Morolds erfährt, seines Schwagers und tapfersten Getreuen, auf dessen starkem Arm sein Ruhm im Auslande beruht hat,

Da hatt er Unmut und groß Leid,
Auch ging ihn Not deswegen an:
Er verlor an diesem einen Mann
Herz und Mut, Trost und Kraft
Und vieler Männer Ritterschaft.
Die Scheibe, die seine Ehre trug,
Und die Morold kecklich schlug
In den Umlanden allen,
Die war da niedergefallen.

Und Tristan beteuert einmal seiner Herrin inmitten der Not der Aufpasser bei Hofe:

Wie kümmerlich es aber nun steh,
Ob auch kaum meine Scheibe geh,
Wüßte ich, wie ich mein Leben
Für eure Freuden könnte geben,
Ich tät es, traut und glaubet mir.

Eine getriebne, laufende Scheibe hier wie auch sonst in der Epik des hohen Mittelalters als Bild einer gehenden, betriebnen Sache. Zur Reformationszeit kam dafür das ganz nahe liegende Bild von dem getriebnen oder geführten Rade oder Rädlein auf, von dem uns der Begriff Rädelsführer übrig geblieben ist. Goethe hat neuerdings als dritte allerdings nur ironische Parallele das Bild von der gewälzten Tonne wiederholt verwandt, in das er zum Beispiel das Spottgedichtchen auf die Genies gefaßt hat:

So wälz ich ohne Unterlaß
Wie Sankt Diogenes mein Faß.
Bald ist es Ernst, bald ist es Spaß,
Bald ist es Lieb, bald ist es Haß,
Bald ist es dies, bald ist es das,
Es ist ein Nichts und ist ein Was.
So wälz ich ohne Unterlaß
Wie Sankt Diogenes mein Faß.

Digitized by Google

Ein wirklich modernes Bild von ähnlichem Sinne für einen durch Beruf und Familie einigermaßen komplizierten Lebensbetrieb, das man heute im Volksmunde hören kann, ist „die Maschine läuft." R. W.

Herrenmenschen

Roman von Fritz Anders (Max Allihn)

(Fortsetzung)

Aber die Pökelung der Beine erwies sich als ungenügend. Nach einiger Zeit machte sich ein Geruch geltend, der weder vom Öl noch vom Terpentin noch von den Zigaretten herrührte. Pogge schnüffelte in der Luft herum und steckte sich eine starke Zigarre an, und Staffelsteiger sah unglücklich aus und behauptete, in einer solchen Atmosphäre alle Stimmung zu verlieren.

Schwechting malte unverdrossen weiter und behauptete, so ein bißchen Wildgeruch könne doch keinen Menschen stören.

Das nennt nun der Mensch Wildgeruch, sagte Pogge, und es ist ein Stunk, bei dem man nach zehn Minuten blau anläuft.

Schwechting aber, sonst die Zuvorkommenheit selbst, war verstockt und sagte: Staffelsteiger kann sich ja eine innere Quellung von Rosenöl genehmigen.

Nach einiger Zeit stand Pogge kopfschüttelnd vor dem Elchbilde.

Was ist denn schon wieder los? fragte Schwechting, der auf das Urteil Pogges viel gab und allemal in Unruhe geriet, wenn Pogge mit dem Kopf schüttelte.

Sag mal, Hannes, fragte Pogge, soll das Freilicht oder Atelierbeleuchtung sein?

Wieso? meinte Schwechting.

Hier oben hast du Luftreflexe und hier unten braune Sauce. Ent- oder weder! Entweder du benutzt deine Farbenskizze, dann mußt du aber auch die Beine im Freien malen, oder du läßt dir den Elch ins Atelier kommen, dann kannst du so viel Bratensauce malen, wie du willst. Aber dann kannst du auch gleich einen Salon dahinterzaubern.

Schwechting dachte nach. O du schlechter Kerl, rief er dann lachend, indem er die Absicht seines Freundes erriet, du willst mich bloß aus dem Hause hinausjraulen! Aber kann ich mich denn hinaus in den Regen stellen?

Du jloobst nicht, erwiderte Pogge in vollem Ernst, wie jesund son bißken Reejen is. Oder weißt du was? Du kannst ja dein Untier hinausstellen. Dann gehst du hinaus mit dem Regenschirm und holst dir allemal ein paar Dogen voll Elchbeine. Immer runter wie ne Lawine und ruff wie ne Lawine.

Pogge glaubte vermutlich selbst nicht, daß sein Vorschlag angenommen werden würde. Er hielt mit Staffelsteiger längere Konferenzen und plante heimliche Überfälle und Emission des Stinktiers. Aber Schwechting achtete wie ein Spion über die Unternehmungen seiner Gegner und wußte alle Anschläge zu vereiteln.

Schwechting, sagte Pogge, du bist doch sonst nicht unverständig, du mußt doch einsehen, daß es unmöglich ist, in dieser Luft auszuhalten.

Es ist alles möglich, antwortete Schwechting, was man ernstlich will. Echte Kunst ist Aufopferung. Nicht bloß spazieren gehn und Zigarren rauchen, sondern Selbstaufopferung. Oder meint ihr, ich hätte keine Nase?

Na also, sagte Pogge, jetzt gibst du es ja selber zu, daß es stinkt.

Digitized by Google

Freilich stinkt es. Aber dagegen ist nichts zu machen, wenn es die Sache will. Hier ist die Aufgabe, hier die Gehorsam fordernde Natur. Ob das ein paar Elchbeine sind oder Bismarcks Schädel oder ein Paar Stiefel oder der Montblanc, ganz egal, sie haben das Recht, bar und richtig auf die Leinwand gebracht zu werden. Und wenn es stinkt, so stinkt es. Das erträgt man geradeso wie den Sonnenbrand oder die Seekrankheit, wenn es die Sache will. Aber ihr Modernen, ihr Subjektiven, ihr Mystiker habt verlernt, was Pflicht und Schuldigkeit ist. Ihr dünkt euch Götter, die über den Wassern schweben, und wollt das Weltall aus euch herausspinnen wie die Spinne ihren Faden. Lernt das Kleinste der Wirklichkeit meisterlich malen, es ist mehr als sämtliche Wallungen Staffelsteigers zusammengenommen. Menzel würde mich verstehn. Aber ihr versteht mich nicht. Jeder versteht nur, was in seinen Kopf hineingeht.

Die Kunstgenossen verstanden sich absolut nicht. Pogge lachte Schwechting aus, und Schwechting ließ sich durch keine Überredung seine Elchläuse nehmen. Als aber Schwechting gar noch anfing, anatomische Präparate zu machen und dazu Messer und Gabeln aus der Küche zu verwenden, da riß den beiden andern die Geduld, und sie verbanden sich zu einer schrecklichen Verschwörung.

Als Schwechting eines Morgens etwas später als sonst erwacht war, fand er sich ermittiert. Sein Atelier war ausgeräumt und draußen vor der Tür als Freilichtatelier aufgebaut, sein Untier, seine Staffelei, seine Studien, Farben und Pinsel, alles war hinausgetragen. Und des Nachbar Kondrots Kuh, die zwar am Hinterfuß angetüdert war, deren Aktionsradius aber bis in das Freilichtatelier reichte, hatte das Maltischchen umgeworfen und laute an Schwechtings schönstem Pinsel. Schwechting stürzte hinaus, verscheuchte die Kuh und wollte, da er die Sache für einen Scherz hielt, mit seinem Untier wieder Einzug halten. Aber Pogge und Staffelsteiger standen mit ihren Malstöcken bewaffnet in der Tür wie die Cherubim in der Pforte des Paradieses.

Macht keinen Unsinn, sagte Schwechting halb lachend, halb ärgerlich. Ich habe Eile und muß an die Arbeit.

Schwöre uns, sagte Pogge, daß du das Stinktier draußen lassen willst.

Schwechting schwur, daß er nicht schwören werde, nahm sein Modell auf den Rücken und suchte, indem er es als Sturmbock benutzte, den Eingang zu erzwingen. Aber das Modell war schwer und nur leicht zusammengezimmert, und die Stufen vor der Tür waren nicht leicht zu ersteigen. Die Vorderläufe verbogen sich, und das Untier blieb als Jammergestalt vor den Stufen des Eingangs hocken. Damit war der Angriff abgeschlagen.

Inzwischen hatte sich zuschauendes Publikum eingefunden, ein halbes Dutzend Knaben, die den Angriff mit Hurra begleiteten.

Jungens, rief Schwechting, jeder von euch kriegt ein Dittchen, wenn wir die Tür erobern und das Ding wieder ins Haus bringen!

Die Jungen waren jubelnd bereit. Als sie aber das Untier anfaßten und vorwärts schoben, gab es Schläge auf die Finger. Die Jungen riefen Au, ließen das Untier fallen und zogen sich zurück.

Jetzt hielt man Kriegsrat. Die Knaben schwärmten aus nach dem Strande hinab und kamen zurück. Nach einiger Zeit erfolgte ein neuer Angriff. Man hatte an die Spitze einer Stange einen großen Fisch gebunden, der einen sehr kräftigen Geruch verbreitete. Diesen benutzte man als Stinktorpedo, um die Gegner aus ihrer Stellung zu verdrängen. Aber von den Malstöcken getroffen zerbrach der Fisch in Stücke, und die Stücke fielen zu Boden. Auch dieser Angriff war abgeschlagen gleich dem Angriff eines Torpedoboots.

Aber nunmehr eröffneten die Angreifer ein Bombardement mit allem möglichen Gewöll, das die See ausgeworfen hatte. Schon war Staffelsteiger ein Seestern an das reine Vorhemdchen geflogen, und er hatte sich in seiner Menschenwürde schwer getroffen zurückgezogen, da rückten die Verteidiger Schwechtings Elchbild

Digitized by Google

als Brustwehr vor die Tür. Damit war die Fortsetzung des Bombardements unmöglich gemacht.

Verletzung des Völkerrechts, rief Schwechting. Schändung der heiligsten menschlichen Gefühle. Ich erkläre euch ausgeschlossen aus dem Kreise der gesitteten Nationen!

Ihr werdet sagen: Große Kinder. Das waren unsre drei Maler wirklich. Meint ihr aber nicht, daß es ein Segen ist, sich so ein Stück Kindheit zu bewahren, das es fertig bringt, eine ernste Differenz zum Kinderspiel zu machen und so um die verletzende Schärfe zu bringen? Nichts hilft besser zum Frieden als der Humor, der, wenn er echt ist, kindliche Züge trägt.

Was aber nun? Frühstücken, entschied Schwechting und sandte seine Myrmidonen zum Furagieren aus. Währenddessen errichtete er aus ein paar Stangen, Rudern und einem Segel ein Kriegsgezelte, und bald darauf konnte man ihn, umgeben von einigen Flaschen Bier und seinen Hilfstruppen, große Butterbrote schneiden sehen.

Was ist denn hier los? fragte Ramborn, der, seinen Arm in der Binde tragend, herzugetreten war.

Wir befinden uns im Kriegszustande, sagte Schwechting. Doktor, Sie müssen in die Reihe der Kämpfer für Freiheit und Recht eintreten. Ja so, Sie sind verwundet. Dann müssen Sie eine große internationale Interventionskommission vorstellen.

Der Doktor nahm eine diplomatische Miene an und erwiderte: Wir Deutschen intervenieren nur, wenn es von beiden Teilen gewünscht wird.

Pogge, rief Schwechting, sein Glas erhebend, Prosit! Wird Intervention gewünscht?

Meinetwegen, sagte Pogge. Aber das Stinktier kommt nicht wieder ins Haus.

Die Verteidiger von Mopswende schoben das Eichbild beiseite, kamen heraus und traten unter Schwechtings Zelt. Pogge hatte einen der Vorderläufe des Untiers abgebrochen und legte es in der Mitte des versammelten Kreises nieder.

Aber meine Herren, sagte der Doktor, es riecht ja hier ganz meschant!

Nicht wahr, Doktor? sagte Pogge. Dies ist doch weiß Gott ein Stunk, um Lämmergeier zu vergiften. Und das will uns der Mensch auszuhalten zumuten.

Ach was! entgegnete Schwechting, ihr habt keinen Heroismus. Ihr seid Söhne eines dekadenten, pflichtschlappen Zeitalters.

Anschleejiger Kopp, höhnte Pogge, wenn der die Treppe runterfallt, verfehlt er keine Stufe.

Sehen Sie, Herr Doktor, wandte sich Schwechting an Ramborn, so ist nun dieser Pogge, hat das Maul voll Berliner Redensarten und ist gar nicht aus Berlin.

Nicht? fragte der Doktor verwundert.

Hoppewahre. Er ist aus Treeptow an der Tollense.

Pogge widerfuhr hier etwas, was ihm äußerst selten zu begegnen pflegte, er wurde verlegen und versuchte seine Verlegenheit durch lautes Geschrei über Verrat zu verbergen. Aber der Doktor unterbrach das Wortgefecht und sagte: Meine Herren, kommen wir auf vorliegenden Streitpunkt zurück. Mir scheint, liebster Schwechting, daß Sie keinem Menschen Düfte zumuten dürfen, mit denen man Lämmergeier vergiften kann.

Meinen Sie? erwiderte Schwechting und schob seinen Hut in den Nacken.

Ja, das meine ich, sagte der Doktor. Aber lassen Sie sich einen guten Rat geben. Ziehn Sie aus. Errichten Sie Ihr Atelier an einem luftigen Orte. Wie wäre es, wenn Sie hinaus in das preußische Schlößchen kämen? Sie etablieren sich in einer Schemenremise. Da sind Sie unter Dach und haben Freilicht genug.

Dieser Vorschlag war nicht ganz interesselos gemacht. Dem Doktor war es nicht unlieb, in dieser kritischen Zeit eine männliche Hilfe in der Nähe zu haben.

Digitized by Google

Der Vorschlag wurde dankbar angenommen, und der Umzug noch selbigen Tags ins Werk gesetzt. Nach einigen Stunden bewegte sich unter Beihilfe von Burpel und Petereit in feierlichem Zuge das Untier, die Staffelei, das Bild und allerlei Zubehör durch die Dorfstraße nach dem preußischen Schlößchen. Dort errichtete Schwechting in der Scheune ein Atelier, mit dem er zufrieden war, stellte sein Modell ins Freie und fing seine Elchbeine abermals von neuem an. Und die Tante hatte eine Sorge mehr. Denn sie konnte doch unmöglich dulden, daß der arme Maler in seinem offnen Atelier Mangel litt oder den Schnupfen kriegte.

Es war aber doch kein rechter Friede, der jetzt in Mopswende einzog. Pogge wenigstens war entschieden unzufrieden. Es hatte ja immer kleine Scharmützel zwischen ihm und Hannes gegeben, aber diese gehörten zu seinen dringendsten Lebensbedürfnissen. Jetzt kam er sich vor wie ein Vogel, dem man die Stange genommen hat, an der er seinen Schnabel wetzte. Und Staffelsteiger! Lieber Gott, Staffelsteiger! Dieser unpraktische, unklare Grübler, der tausend Dinge dachte, etwas Ungebornes auf die Leinwand pinselte und dann verlangte, daß man seine Rätsel ergründe. Nicht einmal ärgern tat er sich. Um wenigstens in etwas einen Ersatz zu haben, stellte Pogge eine alte Stalltür auf die Staffelei und malte in Staffelsteigerscher Weise darauf das Bild des heiligen Hubertus. Man sah Schwechtings Elchmodell mit dem aufgebundnen und schiefgerutschten Geweih, zwischen dessen Gabeln eine Stalllaterne aufgehängt war. Davor kniete Schwechting, die Nase verbunden und die Hände anbetend zur Laterne erhoben. Schwechting freute sich sehr, als er das Bild sah, und verschönte es durch Hinzufügung eines blau angelaufnen Frosches, der zu seiner Rechten saß, und durch ein qualmendes Räucherkerzchen, das zu seiner Linken glimmte. Aber alles das konnte doch einen genügenden Ersatz für die gestörte Eintracht nicht bieten.

Inzwischen fragte Frau Pogge bescheidentlich an, ob denn der liebe Mann gar nicht heimkehren wolle, und der Chor der Maljungfern stimmte Töne verzweifelter Sehnsucht nach ihrem lieben Professor an, und so entschloß sich Pogge eines Tags, abzureisen.

Als dieser Entschluß ausgesprochen war, konnte man Staffelsteiger in der Wohnung herumgehn und seine Habseligkeiten zu einem Chaos zusammenmischen sehen.

Was machen Sie denn da, Staffelsteiger? fragte Pogge.

Wenn die Blumen nicht mehr blühn, sagte Staffelsteiger träumerisch, dann leuchten in meinem Herzen farbige Wellen, ein buntes Erinnern an den Frühling.

Ach, Sie wollen auch bei Muttern? erwiderte Pogge.

Aber wie ist es möglich, fuhr Staffelsteiger schüchtern fort, daß alles dies in einen Koffer und eine Kiste gepackt werden kann?

Kommen Sie, sagte Pogge, ich werde Ihnen beim Einpacken helfen. Denn ich sehe ein, daß Sie es selbst nicht fertigbringen. Die Fahrkarte werde ich Ihnen auch kaufen und Sie sicher zuhause abliefern.

Staffelsteiger war dankbar erfreut, denn bisher waren seine Reisen nie ohne unerfreuliche Abenteuer abgelaufen.

Und so war der Herrentisch zum letztenmal in diesem Jahre voll besetzt, als man auf das Dampfboot wartete, das die beiden Maler mitnehmen sollte. Das Schiff tauchte auf, und man erhob sich, um das Geleit nach der Landungsbrücke zu geben. Da erschien auch der Panisat mit dem Koffer Ramborns in der Tür des Gasthauses.

Wollen Sie uns auch verlassen? fragte Hoheit überrascht.

Nein, erwiderte der Doktor, ich ziehe nur um.

Und wohin? fragte Groppoff.

Nach dem preußischen Schlößchen, erwiderte der Doktor.

Da wird sich Frau Mary gewiß sehr freuen, sagte Groppoff mit einem cynischen Lächeln.

Digitized by Google

Der Doktor fühlte sich unangenehm berührt. Wie kam dieser Groppoff dazu, „Frau Mary" zu sagen?

Frau Van Teeren, erwiderte er nicht ohne Schärfe, ist eine Verwandte von mir, sie ist eine Dame von tadellosem Ruf, und sie ist krank. Sie bedarf, wie Ihnen nicht verborgen sein kann, des männlichen Schutzes in ihrem einsamen Hause.

Und den wollen Sie ihr in ihrem „einsamen" Hause bieten? fragte Groppoff. — Sehr — ritterlich!

Ja, sagte Ramborn kurz. Ich weiß nicht, wie Sie darüber denken, aber ich halte es für die Pflicht jedes anständigen Menschen, einer Dame die Hilfe, deren sie bedarf, nicht zu versagen.

Viel Vergnügen! sagte Hoheit.

Damit trennte man sich von Hoheit, und auf der Brücke nahm man Abschied auf Wiedersehen im nächsten Jahre.

Es hatte sich als nötig herausgestellt, daß die Damen männlichen Schutz, besonders bei Nacht, hätten. Ein neuer Inspektor war nicht sogleich zu haben, und aus dem Dorf einen zuverlässigen Menschen zu gewinnen, erwies sich als unmöglich. Frau Mary, die sich noch immer nicht beruhigt hatte, schlief seit dem Brande vor Aufregung keine Nacht mehr. Es schien, als würde ihr Zustand mit der Zeit eher schlimmer als besser. Jede Nacht wanderte sie ruhelos in den Zimmern ihres Hauses umher.

Tantchen zog den Doktor ins Vertrauen, und der Doktor war sogleich bereit, in das Schlößchen überzusiedeln. Aber Tantchen hatte Bedenken. Man werde im Dorfe darüber reden, sagte sie.

Aber verehrtes Tantchen, erwiderte Ramborn, was geht uns das Dorf an, und was da die Leute klatschen? Wir wollen uns doch wahrhaftig nicht in eine Reihe mit den Leuten stellen, die, weil sie keine Größe in sich tragen, sich gegenseitig in den Schlamm hinabziehn. Ein Mann, eine Frau, die ihres Willens und ihres Wegs sicher sind, dürfen sich nicht erniedrigen, sich in geistige Abhängigkeit von diesem Volk zu bringen.

Tantchen vermochte es zwar nicht, sich zu einer solchen selbstherrlichen Höhe emporzuschwingen, aber sie gab nach. Sie richtete den sogenannten Rittersaal für den Doktor ein. Das war ein großer wüster Raum im Turmteile des Hauses. Er hatte alte klapprige Fenster und Estrichfußboden. Aber Tantchens geschickte Hände hatten ihn leidlich behaglich eingerichtet. Das Hauptmobiliar war eine alte geschnitzte Truhe, in der Schriften aufbewahrt wurden, und die zu schwer war, weggeschafft zu werden. Tantchen hatte einen hübschen Diwan daraus gemacht.

Ein paar Wochen ging alles ganz gut. Was man im Dorfe redete, davon erfuhr man auf dem Gute nichts. Dann aber fingen die Mägde an zu kichern und die Köpfe zusammen zu stecken, und die Knechte riefen sich Witzworte zu, die glücklicherweise niemand verstand, weil es Litauisch war. Eines Tags kam Wolf entrüstet und weinend aus der Schule nach Hause. Er wollte nicht sagen, was es gegeben hatte, er wollte es nur seiner Mutter sagen. So viel erfuhr aber Tantchen doch, daß es sich um Potiphars Weib gehandelt habe, und daß auf Veranlassung des Lehrers die Schüler gelacht und mit Fingern auf ihn gewiesen hatten. Frau Mary weinte einen Tag und eine Nacht, und Wolf war von da an nicht zu bewegen gewesen, wieder in die Schule zu gehn.

Dann kam ein äußerlich harmloser Brief an. Frau Mary öffnete ihn, las ihn, riß ihn in kleine Stücke und war ganz fassungslos. Tantchen hob die Stücke auf, fügte sie zusammen, las den Brief und warf die Stücke mit dem Rufe: O pfui! von sich. Darauf sammelte sie sie sorgfältig und warf sie ins Feuer. Von da an überwachte Tantchen jeden Brief, der ankam, und fing manches Schreiben ab, das Schmähungen und Unflätereі enthielt, die sich auf Mary und den Doktor bezogen. Einen Brief, der mit dem Amtssiegel verschlossen vom Gericht in N. kam und sich auf die Klage des Inspektors bezog, ließ sie durch. Aber auch dieser

Digitized by Google

enthielt neben dem amtlichen Schreiben ein Blatt mit der Drohung, die Sittenpolizei sei auf das preußische Schlößchen aufmerksam gemacht worden und werde demnächst einschreiten.

Dieser Brief schien keinen Eindruck auf Mary zu machen. Sie ging stumm und bleich umher, ordnete ihre Papiere, verbrannte Briefe und — war am nächsten Morgen verschwunden.

Das war ein Blitz aus heiterm Himmel. Aber gibt es denn wirklich Blitze aus heiterm Himmel? ist es nicht immer eine Wolke, die den Blitz entsendet, wenn auch eine kleine, harmlose, der man es nicht zugetraut hätte, daß sie den Blitz in sich berge? Und muß man nicht hinterher manchmal sagen, man hätte es wissen können, daß die Wolke nicht so harmlos war, wie wir sie uns deuteten? Tantchen war bis in ihre Seele hinein erschrocken. Hatte sie nicht schon lange die Wolke stehn sehen, die sich nun so verderblich entlud? Das nervöse Wesen Marys! Mußte man nicht annehmen, daß sie zu allem fähig sei? Wenn man es besser bedacht hätte, wenn man besser Obacht gegeben hätte! Ja, das sind die bösen Wenns, die in schweren Tagen nichts helfen, aber das Schwere noch schwerer machen.

Man brachte in Erfahrung, daß Mary gegen Morgen an das Bett ihres Kindes getreten war und gesagt hatte: Ich muß, ich muß. Der Knabe hatte geantwortet: Was mußt du tun, Mama? Da hatte sie ihn geküßt und gesagt: Weine nicht, Wolf, ich muß; ich muß es deinetwegen. Von da an hatte sie niemand mehr gesehen.

Alles lief zu haufen. Tantchen rang die Hände, Wolf stand erstarrt in der Ecke, weinte aber nicht, und Ramborn suchte zu trösten, so gut er konnte, und anzuordnen, was möglich war. Mitten in diesen Aufruhr kam der neue Inspektor hinein, aber er kam gelegen. Ein paar Männer aus dem Dorfe wurden hinzugerufen, und nun durchsuchte man die ganze Gegend, aber ohne Erfolg.

Gegen Mittag brachte einer der Männer einen Handschuh, den er auf dem Wege neben dem Bruchteiche gefunden hatte. Damit schien sich zu bestätigen, was alle gefürchtet, aber nicht ausgesprochen hatten. Der neue Inspektor brachte zu Wagen ein Boot nach dem Bruchteiche und suchte mit Stangen den ganzen Teich ab. Man zog ein Schleppnetz über den Boden des Teiches und fand nichts. Aber dieser Boden war moorig; wer weiß, wie tief inzwischen schon der Körper der Unglücklichen gesunken sein konnte.

Der Handschuh bewies eigentlich gar nichts. Er hatte auf dem Wege gelegen, der zum Bruchteiche, der aber auch an dem Bruchteiche vorüber führte. Ramborn sandte berittene gemachte Knechte aus, um weitere Spuren zu finden. Sie kamen in der Nacht zurück und hatten nichts gefunden, und das war auch nicht wunderbar. Denn der Weg führte in die Pempler Heide, wo er sich stellenweise so verzweigte, daß zwischen Weg und Heide kein Unterschied war.

Noch blieb die Möglichkeit übrig, daß Mary in ihrer Aufregung davon gelaufen sei, ohne sich darüber klar zu sein, was sie tat. Sie konnte sich später besonnen haben und zurückkehren oder aufgefunden sein und zurückgebracht werden. Aber sie kehrte nicht zurück.

Da schlang Wolf, der wenig gesprochen und nicht geweint hatte, seine Arme in leidenschaftlich ausbrechendem Schmerze um den Hals Ramborns, und er rief unter strömenden Tränen: Ach Onkel Heinz. Onkel Heinz, verlaß uns nicht.

Ramborn fühlte, daß ihn diese beiden Kinderarme hier fester hielten, als wenn er mit Ketten angeschlossen gewesen wäre. Warum konnte er sie nicht abschütteln? Wo war da sein Herrenwille?

Mary lag nicht auf dem Grunde des Bruchteiches, wenn auch nicht viel daran gefehlt hatte, daß sie da ihr Ende fand. Sie war durch die Begegnung mit Groppoff tiefer erschüttert worden, als man es ihr anmerken konnte. Hatte sie bis dahin alle ihre Kräfte angespannt, sich auf ihrem Platze zu behaupten, so hatte sie nun allen Mut verloren. Statt dessen überkam sie ein Gefühl von Schuld. Du bist schuld,

Digitized by Google

sagte sie unablässig zu sich, du stehst jedermann im Wege, du machst alles falsch, du bist ein Hindernis für die Zukunft deines Sohnes, dir wärs am besten, wenn du nicht mehr lebtest. Sie scheute sich vor dem Doktor, vor Tantchen, vor Wolf, den Mädchen, vor jedermann, als wenn sie beschimpft und befleckt wäre. Das waren offenbar krankhafte Ideen, aber krankhafte Vorstellungen werden auch zu Kräften, vielleicht zu zwingendern als die gesunde Vernunft.

Als nun die unstätigen Briefe einliefen, verdichteten sich diese Vorstellungen zu Fluchtgedanken. Bremsen kann man verscheuchen, wie aber soll man sich wehren gegen vergiftete Pfeile, die aus dem Verborgnen heraus geschossen werden? Da gibt es nur eine Rettung, sagte sie zu sich, die Flucht. Dasselbe Dach durfte sie und Heinz nicht mehr decken — um ihres Wolfs willen. Und damit überkam sie ein großes Mitleid mit sich selbst. Sie floh in die wilde Fremde, sie verzichtete auf alles, sie brachte ein Opfer, wie es noch keine Mutter gebracht hatte. Warum forderte es Gott von ihr? Aber sie war bereit, es zu bringen, sie war bereit, jedes Opfer zu bringen, auch ihr Leben hinzugeben, wenn es zum Heil ihres Kindes beitrug.

Sie hatte Tag und Nacht keine Ruhe. Jeder Tritt, jeder Ton der Hausglocke, jeder Brief, der ankam, erschreckte sie. Und in der Dämmerung glaubte sie die Schatten von Menschen, die sie verfolgten, vorüberhuschen oder in jedem Winkel und hinter jedem Baume lauern zu sehen. Das waren krankhafte Einbildungen, sie wußte es selbst, und doch konnte sie nicht von ihnen lassen, und doch hütete sie sich wohl, irgend jemand ein Wort von dem zu sagen, was in ihr vorging.

In der Nacht, die auf den letzten Brief folgte, kam sie zu einem festen Entschluß. Es mußte sein, sie mußte fliehen, gleichviel wohin. Nachdem sie ihre Wohnung stundenlang durchwandert und oft vor der Tür des Schlafzimmers ihres Wolfs gestanden hatte, schloß sie das Geheimfach ihres Schreibtisches auf und nahm ein Lederbeutelchen heraus, auf dem mit roter Seide gestickt das Wort „Notgroschen" stand. Das Beutelchen enthielt eine Hand voll Goldstücke. Marys Mutter hatte sich das kleine Kapital erspart und hatte es ihrer Tochter auf ihrem Totenbett übergeben, wobei sie ihr das heilige Versprechen abgenommen hatte, daß sie das Geld nur im äußersten Notfall angreifen wolle. Mary hatte ihr Versprechen gehalten und die Summe bei allen ihren Bedrängnissen zu retten gewußt. Jetzt war, wie sie glaubte, die Stunde der höchsten Bedrängnis gekommen. Sie steckte den Beutel in die Tasche, küßte ihren schlafenden Wolf in großen Schmerzen und verließ das Haus, scheu wie ein Dieb, und nahm nichts weiter mit als ihren Hut und ihre Handschuhe.

Die Sonne ging auf, als Mary ihr Haus und den goldnen Adler auf dem Turme zum letztenmal sah. Vermochte es denn das helle Licht der Morgensonne nicht, dem armen geängsteten Weibe klar zu machen, daß sie sich unnötig quäle, und daß ihre Flucht niemand, weder ihr selbst noch einem der Ihren nütze? Was helfen Sonnenstrahlen, wenn die Läden der Seelenfenster geschlossen sind? Und was helfen Gründe und Erwägungen, wenn da drin im Dunkeln ein Leiermann sitzt, der unermüdlich dieselbe Melodie spielt, die vom Scheiden und Meiden handelt? Und was war das? Stand dort nicht einer hinter dem Baume? Schlich da nicht einer durch die Büsche? Fort! fort! ehe es zu spät ist!

Dort am Horizont nach Südwesten zu war eine lichte Stelle zwischen den Wolken. Sie sah aus wie ein Tor. Dort mußte sie hinaus. Und dann immer weiter. Wohin? Das war gleichgiltig, nur weiter, weiter.

Da glänzte seitlich vom Wege der Spiegel des Bruchteichs. Er winkte wie ein Freund. Er schien sagen zu wollen: Mary, gibt es denn nur Tore am Himmel, wenn man aus der Welt will? Der Weg bis ans Ende der Welt ist weit, der Weg aus der Welt ist ganz nahe. Die Welt hat auch Fenster nach unten. Jeder stille Wasserspiegel ist ein solches Fenster. Man öffnet es und fliegt davon wie ein Vogel aus dem Käfig.

Digitized by Google

Mary hatte schon oft an dem Ufer des Teiches gestanden, der mit seinem schwarzen Wasser unergründlich tief aussah, aber noch nie mit solchen Gedanken wie heute. Heute war ihr zumute, wie wenn der Schleier von ihrer Vergangenheit zurückgezogen wäre. Was war ihr Leben gewesen? Eine große Enttäuschung, ein großer Irrtum, eine große vergebliche Arbeit, und nun ein verdorbner und überflüssiger Rest, der jedermann im Wege lag. Man konnte ihn auch beiseite legen in eine tiefe dunkle Truhe, die niemand öffnen kann. Dann konnte Heinz für ihren Wolf eintreten und ihm das Gut retten und seine Zukunft sichern.

Unsinn! Unsinn! rief eine Stimme aus dem Unterstock ihrer Seele, aber im Oberstock saß der Leiermann und spielte seine verrückte Melodie.

Mary war, von magischer Gewalt gezogen, bis dicht an den Rand des Wassers getreten. Es war tief da, sie wußte es. Ein Schritt vorwärts, ein kurzer Kampf, und es war alles vorüber. Mary bedeckte ihre Augen mit der Hand und atmete schwer. Da hörte sie hinter sich leise knackende Schritte. Sie sah sich erschrocken um und erblickte den alten Jakob, unsern alten wohlbekannten Elch, der aus einem Gebüsch hervortrat und ohne sich um das Menschenkind am Wasser zu kümmern damit beschäftigt war, sich einen Morgensalat von den Bäumen zu streifen. Mary schrie auf, ließ aus der Hand fallen, was sie darin trug, und floh.

Welche merkwürdige Inkonsequenz! Sie war bereit, sich ihr Leben zu nehmen, und fürchtete für ihr Leben, als ihr ein Elch zu nahe kam, der ihr nicht einmal etwas tun wollte.

Wie sie durch die Pempler Heide gekommen war, und wie sie die Haltestelle der Eisenbahn erreicht hatte, hat Mary hinterher selbst nicht mehr zu sagen gewußt. Sie hatte nur noch in dunkler Erinnerung, daß sie vorwärts geeilt, niedergesunken, wieder aufgesprungen, weiter geeilt sei, und daß sie gegen ihren brennenden Durst schlechtes Wasser aus stehenden Lachen getrunken habe. Zum Tode erschöpft war sie auf der Station angelangt und hatte es nicht beachtet, daß sie bei den Leuten Aufsehen erregt und Anlaß zu allerlei Geflüster gegeben hatte. Sie war in ein benachbartes Bauernhaus gegangen und hatte sich dort ein Stück Brot und ein wenig Milch geben lassen, und dann war sie mit dem nächsten Zuge nach N. gefahren, das sie noch denselben Abend erreichte. Hier konnte sie in der Menschenmenge untertauchen und sicher, nicht erkannt zu werden, einen Gasthof aufsuchen.

Sie schlief einen langen, tiefen Schlaf — zum erstenmal wieder seit langer Zeit. Als sie am andern Morgen erwachte, stand ihr Entschluß, zu fliehn, fester als je. Aber wohin? Zu Onkel Stackelberg? Vielleicht. Und dann? Das würde sich finden. Es war nicht Marys Art, fernliegende Dinge scharf ins Auge zu fassen. Schnell kaufte sie sich eine Handtasche und was sie sonst zur Reise brauchte und begab sich zum Bahnhof. Als der D-Zug nach Berlin einlief, und sie einsteigen wollte, stand auf dem Trittbrett eine ältere Dame, die offenbar in großer Unruhe war, jedermann fragte, aber nicht begriff, was man ihr antwortete, denn ihr Deutsch war schlecht, und ihr Französisch verstand niemand. — Einsteigen! riefen die Schaffner. Aber statt dessen stieg die Dame aus und tat ganz verzweifelt. Ha! dachte Mary, auch sie flieht. Unglückliche müssen einander beistehn, und so brachte sie die Dame, indem sie sie französisch anredete, im letzten Augenblick auf das Trittbrett und in den Wagen zurück, und der Zug setzte sich in Bewegung.

Er fährt ab! rief die Dame in französischer Sprache, mein Gott, er fährt ab, und ich habe kein Billett, ich weiß nicht, wo mein Gepäck ist, und meine Begleiterin ist an der russischen Grenze geblieben. Mein Gott, mein Gott, was fange ich an? Ich verstehe ja niemand, und Französisch sprechen die Leute nicht.

Mary suchte die Dame zu beruhigen und sich erst einmal einen Platz zu suchen. In der Tat, die Dame hatte nichts weiter bei sich als ihre Kleidung, sogar ihre Geldtasche hatte sie bei ihrem Handgepäck gelassen, ihre Koffer waren vermutlich noch in Eydtkuhnen, und ihre Reisebegleiterin noch jenseits der russischen Grenze. Mary wandte sich an den Zugführer und setzte ihm die Lage der Sache

Digitized by Google

auseinander. Der Zugführer durchsuchte, von Mary gefolgt, den ganzen langen Zug und fand endlich in einem Abteil erster Klasse Handgepäck und Geldtasche. Fahrkarten waren im Zuge zu haben, und so waren die nächsten und schlimmsten Nöte gehoben. Mary wollte sich empfehlen.

O nein, o nein, rief die Dame, ich bitte Sie, bleiben Sie bei mir. Ich bin verloren, wenn ich allein reise. Ich kann es nicht, ich habe immer jemand bei mir gehabt. Ach bitte, lassen Sie mich nicht allein!

Mary ließ sich erbitten, nahm in dem Abteil der Dame Platz und erfuhr nun, daß es eine verwitwete Staatsrat Wedenbaum sei, eine schwerreiche Dame, die die Absicht hatte, den Herbst am Genfer See zuzubringen. Sie hatte sich hierzu eine Studentin als Begleiterin engagiert, eine lebhafte und unterrichtete junge Dame mit kurzem Haar, Kneifer und Herrenhut, und alles war gut gegangen bis an die Grenze, wo die Studentin hatte paschen wollen. Das war aber mißglückt, und man hatte sie festgenommen und sie auch, weil sie politisch verdächtig sei, nicht wieder freigegeben. Inzwischen hatte die Frau Staatsrat weiterfahren müssen und wisse nun nicht, was aus der Dame und was aus den Koffern geworden sei.

Mary wandte sich abermals an den Zugführer, und man telegraphierte vom Zug aus nach Eydtkuhnen und erhielt schon in Marienburg die Antwort, die Koffer stünden im Gepäckschuppen, und sie würden mit dem nächsten Zuge nachgesandt werden. Eine zweite Depesche wurde an das russische Grenzamt gerichtet und brachte die Antwort: bei der Studentin seien kompromittierende Schriften gefunden worden, von ihrer Freigebung könne nicht die Rede sein. Frau Staatsrat Wedenbaum schlug entsetzt die Hände ineinander und bat Mary, wenigstens bis Berlin bei ihr zu bleiben. Mary hatte nichts Ernstes dagegen einzuwenden.

Die Reise bis Berlin ist lang, und was können einsame Frauen, die sich auf der Reise gefunden haben, besseres tun als sich ihre Geschichten zu erzählen. Das taten nun auch Mary und Frau Staatsrat. Und als sie auf dem Bahnhof Friedrichstraße ausstiegen, hatten sie schon Freundschaft miteinander geschlossen, und Mary hatte sich bereit erklärt, mit nach Genf zu fahren. Man stieg also in einem Hotel ab, wartete die Ankunft der Koffer ab, rüstete Mary zur Weiterreise aus und bestieg den Frankfurter Zug, ohne daß Mary beim Onkel Stackelberg gewesen war.

Unterwegs erkrankte Mary, und als man in Genf anlangte, lag sie in hohem Fieber, und ihr Bewußtsein begann zu schwinden. Frau Staatsrat, die jetzt ihr Französisch verwenden konnte, nahm sich ihrer neuen Freundin mit Eifer an und brachte sie in ein Krankenhaus, wo der Arzt es für wahrscheinlich hielt, daß ein Typhus im Anzuge sei. Wenn er gewußt hätte, was für Wasser Mary auf ihrer Flucht getrunken hatte, würde er es mit aller Bestimmtheit behauptet haben. Wer denn die Dame sei, wurde gefragt. Frau Staatsrat hatte es gewußt und wieder vergessen; sie wußte nur, daß die Kranke Mary heiße und von N. aus mit ihr gefahren sei. Da die Geldfrage in Ordnung war, so beunruhigte das übrige die Schweizer Herren nicht, und Nachforschungen nach Namen und Wohnort der kranken Dame anzustellen fiel ihnen nicht ein.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. Die Ostern sind ins Land gegangen und haben in den Festbetrachtungen der Presse Anlaß zu mancher politischen Selbstprüfung geboten. Man gewinnt den Eindruck, als ob die Herbstsession des Reichstags, die uns endlich die

Digitized by Google

Finanzreformvorlage bringen soll, für unsre innern Verhältnisse entscheidend werden könnte. Sie wird es werden, wenn die Regierung mit einer wohlerwognen Vorlage kommt und dann entschlossen an dem festhält, was sie für recht und richtig erkannt hat. Die Flottenvorlage, die daneben noch bevorsteht, wird eine solche Rolle kaum haben. Auch für diese scheint der Inhalt noch nicht ganz festzustehn. Beschränkt er sich, wie früher verlautete, auf sechs Panzerkreuzer und einige Torpedobootsdivisionen, so ist kaum anzunehmen, daß irgendwelche Schwierigkeiten damit verknüpft sein könnten. Dazu reden die Zeichen der Zeit eine zu ernste Sprache, und die Einsicht, daß wir einer starken Flotte dringend bedürfen, ist in diesen letzten Jahren Gemeingut der breitesten Schichten der Nation geworden. Auch im Landheere selbst hat sich diese Überzeugung Bahn gebrochen, und alle intelligentern Offizierskreise sind einig darin, daß wir einer Flotte bedürfen, die stark genug ist, verhüten zu können, daß Erfolge des Landheeres durch Mißerfolge zur See aufgehoben oder durch feindliche Landungen, unter dem Schutz einer überlegnen Flotte, in ihren Wirkungen beeinträchtigt werden. Von überseeischen Aufgaben, die die Zeit uns bringen kann, wie dies so unerwartet im Jahre 1900 der Fall war, ganz zu schweigen. Daß die Landarmee dabei etwas zu kurz kommt, ist richtig, namentlich auch für die Kavallerie, die sich in dem Augenblick eines Kriegsausbruchs nicht improvisieren läßt. Aber nachdem der Zweibund seine bedrohliche Flankenstellung einstweilen verloren, und der asiatische Krieg für die russischen Reitermassen, nach Zusammensetzung und Führung, zu einer wesentlich niedrigern Einschätzung geführt hat, können wir die Vermehrung unsrer Reiterei auf die taktisch und strategisch gebotne Höhe in kleinere Etappen zerlegen. Hauptsache bleibt das Vertrauen des Landes in die Heeres- und die Flottenverwaltung, und daß diese mit völlig gutem Gewissen vor den Reichstag treten können. Auf dieses Vertrauen haben die jetzige Heeres- und Flottenverwaltung berechtigten Anspruch, die beide nichts Unnötiges, nichts Überflüssiges fordern, sondern allein den sachgemäßen Ausbau unsrer Wehrkraft zu Lande und zur See dahin zu gestalten bestrebt sind, daß diese den Erwartungen des Landes im Kriege auch ganz zu entsprechen vermögen. Alle die Einwendungen, daß es sich bei der Flotte wie bei der Vermehrung der Kavallerie weniger um ernste sachliche Notwendigkeiten als um Allerhöchste Wünsche handle, sind zur Genüge widerlegt worden, soweit sie einer Widerlegung überhaupt bedurften. Was namentlich die Heranziehung der Kavallerie in großen Massen zu den Manövern anlangt, so darf nicht übersehen werden, daß dies bei sämtlichen Mächten, namentlich in Frankreich und in Österreich, geschieht, die doch beide keineswegs geneigt sein würden, deutsche Ungereimtheiten ohne weiteres nachzumachen. In der Ansammlung großer Reitermassen sind uns die Nachbarn sogar vorangegangen, obwohl sie den Vorzug vor uns haben, schon im Frieden über formierte Kavalleriedivisionen zu verfügen, die auch an den Grenzen, an denen sie voraussichtlich wirksam zu werden haben, garnisonieren. Man kann einwenden, daß ein großer europäischer Krieg nicht in nahe Aussicht zu nehmen sei, weil Frankreich ihn ohne eine verbündete Landmacht nicht führen werde. Wer will das verbürgen?

Freilich sind mit Ausnahme des griechisch-türkischen Kriegs alle Kriege seit Abschluß des Berliner Vertrags außerhalb Europas geführt worden, aber die geschichtliche Erfahrung lehrt, daß lange Friedensperioden die Solidarität der Interessen der großen Nationen nicht in dem Maße fördern, daß ein Krieg zwischen ihnen ausgeschlossen wäre. Im Gegenteil. Eine lange Friedensperiode erzeugt wie ein langes Wohlleben Wucherungen, die schließlich das Messer beseitigen muß. Das Bonmot des Grafen Andrassy, der den Berliner Vertrag unterzeichnet und das deutsch-österreichische Bündnis geschlossen hat: „Jeder Tag des Friedens bringt uns dem Kriege näher“ — hat seine unbestreitbare Richtigkeit. Der Ausbruch hängt schließlich von Konstellationen ab, die auch der erfahrenste Diplomat nicht mit Sicherheit berechnen oder voraussehen kann; Konstellationen, die drohend erscheinen können, ohne es zu sein, und wiederum andre, die nichts weniger als gewitter-

Digitized by Google

schwanger aussehen und sich dennoch mit Blitz und Donner entladen. An internationalen Gärungsstoffen fehlt es in Europa nicht. Sie sind zwischen Rußland und England, zwischen Rußland und Österreich, zwischen Frankreich und Deutschland vorhanden. Auch Österreich und Italien sind neuerdings schon beide zu Rüstungsmaßnahmen vorgeschritten, in England ist eine zwar irregeleitete aber recht starke Strömung der öffentlichen Meinung gegen Deutschland gerichtet, und es geschieht von dort aus, was möglich ist, in Frankreich das glimmende Feuer gegen uns zu schüren und in Rußland Mißtrauen gegen den deutschen Nachbar zu säen. Unter diesen Umständen werden wir wohltun, uns an das klassische Diktum zu halten: „Bereit sein, ist alles." Auch eine so friedlich gesinnte Regierung wie unsre jetzige muß die Politik des Bereitseins festhalten; eine andre Politik wäre den Zwecken der Reichsverfassung und dem Inhalt des deutschen Bundesvertrags zuwider, der zu allererst als ein wetterfestes Dach für alle Stämme Germaniens gedacht war. Von den drei Säulen, die dieses Dach tragen: Waffengemeinschaft, Wirtschaftsgemeinschaft, Rechtsgemeinschaft muß die erste die festeste und unerschütterlichste sein, weil ohne sie die beiden andern wertlos wären.

Eine alldeutsche Zukunftspolitik geht darauf aus, die Nachbar- und Nebenländer des Reichs, Österreich-Ungarn, die Schweiz und die Niederlande, zunächst auf der Grundlage des Zollvereins mit Deutschland zu verbinden; aus dieser Wirtschaftsgemeinschaft, sagt man, werde sich dereinst vielleicht auch die Rechtsgemeinschaft und viel früher schon die Waffengemeinschaft ergeben. Es ist in der Geschichte unsrer nationalen Entwicklung eine bemerkenswerte Tatsache, wie häufig die Ideale den Tatsachen wegzeigend vorangeeilt sind. Unter dem Druck der napoleonischen Fremdherrschaft war in Deutschland eine neue junge Saat nationalen Gemeinsinns von einer Reinheit und einer idealen Richtung entsprossen, wie sie vorher im alten Reiche niemals vorhanden gewesen war. Der nationale Gedanke im eigentlichen Sinne, der Gedanke des einheitlichen und straffen Zusammenfassens aller nationalen Kräfte war der Gegendruck, der durch den Druck erzeugt war. Der Tugendbund vor dem Befreiungskriege schuf die Rächer des niedergetretnen Vaterlandes, er reichte bis in die obersten Spitzen des Heeres, er durchglühte mit seinem heiligen Feuer das Blüchersche Hauptquartier. Als dann das Reich nicht aufgerichtet, das Elsaß nicht zurückgenommen wurde, als sogar Preußen aus den schweren Kämpfen nicht mit der verdienten Vergrößerung hervorging, blieb in der Seele vieler dieser Männer — der vornehmste von ihnen war Gneisenau — eine tiefe Verstimmung zurück.

Der Tugendbund hatte mit Leipzig und Belle-Alliance nur der Form nach aufgehört. Sein Appell an die deutsche Jugend wirkte nach, die Burschenschafter waren, auch da wo sie irrten, doch Jünglinge voll desselben patriotischen Geistes, der sie wenig Jahre früher in die Reihen der freiwilligen Jäger geführt hätte. Ein unbefriedigtes Sehnen rang in ihnen um Ausdruck. Ergrauende Männer mit dem Eisernen Kreuz sahen teilnahmevoll auf diese irregehende Jugend, und Preußen tat die Arbeit seiner ärgsten Feinde, als es diese idealen Strömungen, die doch den Wurzeln seiner eignen Kraft entsprossen waren, gewaltsam unterdrückte anstatt sich ihrer zu bemächtigen und sich von ihnen tragen zu lassen. Und sie haben es doch getragen! Durch allen Wechsel der Zeiten wahrte Preußen in seinem innersten Kern doch dem Idealismus eine Freistatt, der einst die Fesseln der Fremdherrschaft gebrochen und an die Krone Friedrichs des Großen das Eiserne Kreuz geheftet hatte, das eherne Zeichen einer ehernen Zeit. Es war immer derselbe Gedanke, gleichviel ob er siegesjauchzend auf den Höhen von Paris erklang, ob er bei den Oktoberfeuern und bei der Wartburgfeier sein: „Flamme empor!" ertönen ließ, oder ob er in den trockensten Zahlen die Grundlagen zum Zollvereinsvertrage schuf. Die im Tugendbunde von den Rächern des niedergetretnen Vaterlands gestreute Saat ist immer von neuem aufgegangen, von einem Jahrzehnt zum andern, bis sie endlich wieder reif war zum Schneiden, und Gott auch

Digitized by Google

den großen Schnitter in unsre Mitte gestellt hatte. Und als der von den deutschen Fürsten und den freien Städten gekorene deutsche Kaiser in seine Hauptstadt eintritt, sprach er, der auf drei Menschenalter und ihre treibenden Kräfte mit dem Blick und der Weltkenntnis eines Patriarchen zurücksah, zu den Berliner Behörden das ernste Begrüßungswort: „Lange lag dieser Ausgang in den Herzen, jetzt ist es an das Licht gebracht, sorgen wir, daß es Tag bleibe!“ In diesen wenigen Worten war der Rückblick auf den langen Weg von Tilsit bis Versailles beschlossen. Der deutsche Idealismus ist den deutschen Waffen bahnbrechend vorangegangen, er umrauschte ihre Fahnen, er führte sie als Träger des nationalen Gedankens an das ersehnte Ziel. Und als Bismarck den Bayern in Versailles so manches zugestanden hatte, wofür er damals und später heftig getadelt worden ist — hätte er es anders getan als im Glauben an eben jenen deutschen Idealismus, an die werbende Kraft des Gedankens von Kaiser und Reich? „Setzen wir Deutschland in den Sattel, reiten wird es schon können!“ Und es reitet. Und wiederum sehen wir den deutschen Idealismus vor diesem stolzen Rosse einher den Gedankenflug nehmen in weite Fernen, die Nebenländer, die einst „vom Kaiser und vom Reich geraubt“ waren, sollen wieder unter Schutz und Schirm Germaniens gereiht werden, nicht durch Gewalt, sondern durch „ewigen“ Vertrag, zunächst auf dem Gebiete der Vereinigung der wirtschaftlichen Interessen. Hamburg und Bremen, Amsterdam und Triest in einer großen Wirtschaftsgemeinschaft! So leicht wird dieses Ziel nicht erreichbar sein, der Weg wird lang, voller Schwierigkeiten und voller Verdächtigungen sein. Aber unser Volk bedarf der Ideale, und ein Gedanke wie dieser tritt der Selbständigkeit keines andern Staatswesens zu nahe. Es ist kein Gedanke kriegerischer Eroberung, sondern friedlicher Interessengemeinschaft, die sich dann freilich auch zur gemeinsamen Abwehr feindlicher Bedrohung zusammenschließen wird. Für die Ältern unter der heutigen Generation, die noch den Bundestag gesehen haben, und auf deren Knaben- und Jünglingsjahre die Bewegung von 1848 ihren flammenden Schein geworfen hat, hat ein solcher Ausblick, so phantastisch er heute noch in mancher Hinsicht erscheinen mag, etwas ungemein Tröstliches und Erhebendes.

Was Blücher in dem Armeebefehl von Belle-Alliance aussprach: „Nie wird Preußen untergehn, wenn Eure Söhne und Enkel Euch gleichen“ — das dürfen wir Alten uns getrost als Grabschrift denken: „Nie wird Deutschland untergehn, solange der Idealismus, der ihm von Tilsit bis Versailles jugendkräftig, siegesmutig und tatenbegeistert vorangeschritten ist, vorangeschritten in Waffen und Wissenschaft, in Schule und in friedlicher Arbeit, ihm weiter bahnbrechend voranleuchtet!“ Mit diesem Glauben im Herzen werden wir die Schwierigkeiten einer hochentwickelten Wissenschaft, einer wesentlich veränderten Produktionsweise überwinden, zur rechten Zeit wird sich immer wieder der rechte Mann einstellen, der diese scheinbar dissentierenden und einander verzehrenden Kräfte einheitlich zusammenbindet für den Dienst des Vaterlands. Keine wie immer geartete Bewegung kann Selbstzweck sein. Sie hat ihre Aufgabe und ihre Daseinsberechtigung nur darin, dem großen Ganzen zu dienen!

Um aus Zukunftsträumen auf die realen Verhältnisse der Gegenwart zurückzukommen, noch ein Wort über Frankreich. Die französische Politik arbeitet unaufhörlich daran, die beherrschende Stellung, die sie in Europa bis Königgrätz behauptet hatte, und die sie dann mit Straßburg und Metz endgiltig verloren hat, wenigstens annähernd wieder zu gewinnen. Das Bündnis mit Rußland, die Versuche, Italien zu Frankreich hinüber zu ziehn, die Verständigung mit England — alle diese Züge gehören in dieselbe Reihe. Delcassé glaubte sich offenbar stark genug, in der marokkanischen Angelegenheit Deutschland, zum erstenmal seit 1870 wieder, die Spitze zu bieten. Er stellte uns vor die Wahl, durch seine Ignorierung unsrer vertragsmäßigen Stellung in Marokko entweder eine diplomatische Niederlage und einen starken Abbruch unsers Ansehens einzuheimsen oder mit dem Kopfe gegen

Digitized by Google

eine, freilich nicht vorhandne englisch-französische Mauer anzurennen. Der französische Minister hat sich nicht nur in bezug auf diese Mauer, sondern auch in bezug auf die Unterstützung verrechnet, auf die er bei der öffentlichen Meinung Frankreichs gehofft hatte. Dazu kommt nun noch die Schwierigkeit, die ihm die russische Flotte in Ostasien bereitet. Das Kunststück, zugleich mit Rußland und mit England in einer entente cordiale zu sein, konnte wohl Bismarck vorübergehend fertig bringen — auch dieser nur vorübergehend —, Delcassé war doch wohl nicht erfahren genug, diese beiden Eisen auf einmal im Feuer halten zu können. Daß er sich nun obendrein auch noch zu Deutschland in unnötige Schwierigkeiten begeben und damit Frankreich in jeder Hinsicht von England abhängig gemacht hat, war für jeden einsichtigen Franzosen ein comble der Ungeschicklichkeit. Daran ist er gescheitert. Wir brauchen in Deutschland nicht darüber zu frohlocken, sondern wollen der weitern Entwicklung kalt und gelassen zusehen. Wie lautet doch der alte Bismarckische Wappenspruch?

Das Wegekraut sollt' stehen la'n!
Hüt di, Jung, s' sind Nesseln dran! *§*

Böcklin und unsre Forsten. Sein „Schweigen im Walde" hat Böcklin, soviel ich weiß, mehrmals gemalt. Von den manchen wohlgelungnen Reproduktionen dieses Kunstwerkes scheint keine nach dem Bilde gefertigt zu sein, das die Hamburger Kunsthalle enthält; denn jeder, der dieses „Schweigen im Walde" hauptsächlich aus den Reproduktionen kennt oder es sich doch aus ihrer häufigen Betrachtung vorwiegend nach ihnen eingeprägt hat, wird sich, wenn er zum erstenmal vor dem Bilde im Eckſaal der Hamburger Galerie steht, überrascht fragen, ob diese weibliche Figur, die auf dem Einhorn aus dem Waldesdunkel auf den freien Ausblick der Lichtung herausreiten will, denn wirklich dieselbe ist, die er so gut aus seiner Bildermappe zu kennen glaubt; und wirklich, es ist nicht dieselbe. Klar und mit ausdrucksvollen Zügen reitet — unser Gedächtnis kann sich nicht täuschen — eine lebendige Waldfee uns aus dem Dunkel der hochstämmigen Waldestiefe entgegen. Hier aber hat sich diese eindrucksvolle Erscheinung in einen Schatten aufgelöst, der kaum Umrisse, viel weniger erkennbare Gesichtszüge trägt. Von den Strahlen des Abendrots beschienen wendet sich der Kopf des Einhorns dem Lichte zu, das aus blauer Bergesferne über die Schlucht der jungen Fichten hinweg zum Waldessaum den letzten Gruß des scheidenden Tages sendet; aber so scharf abgeschnitten, so übergangslos, wie es nur ein genialer Maler wagen durfte, bleibt dahinter die Reiterin wie verschleiert von den Schatten der Bäume, die dem Lichte so überraschend mächtig jeden Eintritt wehren, als hätte eine Zauberhand hier eine Mauer aufgerichtet. Nur dem Genius des Malers konnte es gelingen, trotz dieser annähernden Unkenntlichkeit der Gestalt des „Schweigens," ihrer Haltung wie ihrem Antlitz oder richtiger den Schatten von beiden nicht nur Ausdruck zu verleihen, sondern solchen Ausdruck, so tief und überzeugend, so einheitlich, so voll stummen, hoffnungslosen Grams über unabwendbares Schicksal, daß niemand zweifeln wird, die Reiterin wird, wenn auch sie gleich dem Haupte ihres treuen Einhorns in das warme Abendlicht hinaustritt, nicht die leiseste Wendung machen, von den belebenden Strahlen auch Leben in ihr eignes Antlitz einzusaugen. — Schweigen im Walde! Will Böcklin unsre Sinne in die graue Vorzeit führen, wo die Einbildung unsrer Vorfahren unser nebelverhülltes Vaterland, die Germania horrida silvis, mit phantastischen Gestalten spukhaften Zaubers zu erfüllen liebte, von denen wir alle in den Märchen unsrer Kinderzeit noch so gern die geheimnisvollen Spuren genossen haben? Man sollte es fast glauben, wenn man dem sonderbaren Stirngehörnten in die überwildgroß vorgetretnen Lichter sieht. Und doch sind es nicht die fernen Klänge versunkner Jahrtausende, denen wir nach des großen Malers Absicht andächtig lauschen sollen, nein es ist die ernste, warnende Stimme

Digitized by Google

der jüngsten Gegenwart, die hier eindrücklich zum Herzen aller Naturfreunde unsers schönen Vaterlandes um die Wende des neunzehnten und des zwanzigsten Jahrhunderts spricht. Schweigen im Walde! Schwieg er denn, der deutsche, der nordische Wald, dessen Schauer die Legionen des Varus umfing, aus dessen bergenden Wildnissen der große Waldemar, ja noch der erste König aus dem Hause Wasa hervorbrachen, ihr zerrissenes Vaterland zu befreien? Schwieg er, wenn in warmen Frühjahrstagen der sonnige Süden an unsre Breiten die anvertraute Vogelwelt zurückgab, die sich dann ihre Sommerwohnungen in den traulichen Höhlungen von all den Tausenden von ästigen und halbwegs morschen Stämmen einrichtete, denen noch kein scharfes Forstmannsauge den Frieden eines natürlichen Todes mißgönnte, die aber außer unsern Vögeln noch viele andre wohnungsuchende Liebhaber fanden, vierfüßige Räuber, summende Schwärme von lindenbesuchenden Bienen? Und wo stürzende Waldesriesen weite Lücken gerissen, gras- und blumenbedeckte Lichtungen geöffnet hatten, fochten nicht bloß Hirsche und Birkhähne ihre Kämpfe aus, auch der Brunstschrei des Urs, das Geheul des Wolfes durchtönte die Wildnis, und wo diese Großen später dem Menschen weichen mußten, blieb doch für die minder unbescheidnen Glieder der Tierwelt die Landschaft noch viele Jahrhunderte ungestört behaglich. Solange noch masttragende Eichen weithin über die Felder zerstreut, alles nasse Gelände reichlich mit Buschholz bedeckt war, solange der Ruf der Hirten mit dem fröhlichen Gebell ihrer Hunde jahraus jahrein in die Wälder zog, und der Zahn ihrer Herden für die Erhaltung der Lichtungen sorgte, solange fast nur der Bedarf der eignen Wirtschaft den Nutzen der Wälder bestimmte, die nur ein Teil des ländlichen Betriebes waren, so lange vertrugen sie sich vortrefflich, der Wald und seine lebendigen Bewohner, so lange schwieg der Wald noch nicht, so lange tönte er mit tausend Stimmen von freilich nicht immer gleichmäßig friedlichem Klang. Erst als das Holz ein Handelsartikel wurde, als es dann eine Forstwirtschaft gab, die nichts mehr zu tun hatte mit den Strohdächern der Bauern oder den Scheunen der Gutsherren, als Forst und Feld sich sonderten und voneinander abschlossen, und der Forst Weide und Wiesen in seinem Innern in Wald verwandelte, und als jeder Baum von Jugend auf zu nutzbarem Holze, zu einem glatten Stamme streng erzogen wurde, und ganze große Flächen nur noch eine einzige gleichmäßige Handelsware, nur noch eine einzige Sorte Bäume trugen, und als sich zugleich der Ackerbauer, den der Wald ausgestoßen hatte, rächte und — man nennt es Verkoppelung — unbarmherzig alle Gebüsche auf seinem Felde rodete und alle Bäume, die den Anschluß an den Wald nicht hatten finden können, niederschlug, kurz als die neue praktische Zeit des neunzehnten Jahrhunderts heraufzog, da wurde es den lebendigen Bewohnern des Waldes unbehaglich und immer unbehaglicher. Ohne morsche höhlenreiche Bäume, ohne Lichtungen, ohne den bunten Wechsel der Pflanzen, der für das Leben der Insekten und der von ihnen abhängigen Vögel so wichtig ist, ohne den steten Übergang zwischen dem Schutze der Wildnis und den Strahlen des Lichts, schon durch seine Eintönigkeit für Mensch und Tier erdrückend, zwang der Wald des neunzehnten Jahrhunderts, je mehr er zum hochstämmigen Forst wurde, die alten Bewohner, deren Stimmen ihn durchklungen hatten, zur Auswanderung, die für viele von ihnen der Vernichtung nahekam. Nicht jedes Tier verwandelt sich, wie der Wolf es dem Menschen zu Gefallen getan hat, aus einem Steppen- in einen Waldbewohner. Schweigen im Walde! Wie erfreut sich unser Gemüt so gern an dem fast überlauten Nachtigallenschlag schlehdornbestandner Wallanlagen mitten in dichtbewohnten Städten, wo ein Forstunkraut das andre ablöst, und wie traurig ist es, auf stundenlangen Gängen durch meilenweit gleichmäßige Buchen- oder Kiefernforsten kaum ein fröhliches Vogelgezwitscher zu hören. Unbarmherzig erstickt schon im Juni der tiefe Schatten gerade unsrer Buchenwälder mit ihrem horizontal gebreiteten Laube alles Leben unter ihrem Dache in schlagendem Gegensatz zu dem goldig flüssigen Grün, mit dem dasselbe Laub zu unserm Entzücken jeden neuen Mai begrüßt, wie es von

Digitized by Google

allen Malern nur der eine Mönsted auf die Leinwand bannen kann. Kein Hochwald ist so unduldsam wie der der Buchen, und wenn Böcklin uns Fichtenstämme zeichnet, aus denen seine Reiterin hervorkommt, so tut er das in künstlerischer Freiheit ganz sicher nur, um die Pfeiler ungestört von Zweigen dichter stellen, die Abendschatten tiefer werfen, den stummen Ritt feierlicher zeigen zu können, als es bei Buchen möglich gewesen wäre; daß er doch eigentlich Buchen gemeint hat, zeigt der braune Boden hart vor den Stämmen, den der Huf des Einhorns schon betritt; Fichten hätten hier dichtes Moos zu ihren Füßen; nur die Buche ist grausam genug, so alles Leben in einen einzigen braunen Blätterteppich aufzulösen, dessen gelbliche Färbung auf dem Bilde schon den Beginn der Torfbildung ahnen läßt, die der mächtige Gehilfe des Forstmannes, der humusfördernde Regenwurm, verlassen hat, und die den hohen Stämmen einst selbst den Tod droht. Schweigen im Walde! Kräuter und Unkräuter, Raubtier und Vogelwelt verläßt den ungastlichen Forst des neuen Jahrhunderts, Flora und Fauna verarmen, immer dicker wird der Katalog der Seltenheiten, immer dünner das Leben seiner Arten, immer brennender die Frage, wie die Denkmäler der Natur zu schützen, immer zahlreicher die Verordnungen, die der Vernichtung doch nur so wenig wirksam beikommen können. Nur ein einsiedlerisches Einhorn hat sich als letzter Genosse dem Schweigen im Walde gesellt. Aber es ist nicht der trauliche Schauer der Kindermärchen, der in grauer Vorzeit den deutschen Wald mit den Phantasiegestalten eines jungen Volkes dicht erfüllte; es ist der einsame unheimliche Spuk eines ausgestorbnen Hauses, der sich — wie sehnsüchtig wendet das Einhorn die Augen nach dem Lichte! — täglich nach Erlösung sehnt. Wird sie kommen? Hoffnungslos scheint Haltung und Gebärde, hoffnungslos der verschlossene Gram der Reiterin. Kennt sie ihn zu gut, den rastlos strebenden, erwerbenden Geist des beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts, der, fest den Blick auf ein einziges Ziel gerichtet, nur mögern einen barmherzigen Seitenblick auf zartere Interessen der Menschheit wirft, die sein harter Schritt nach rechts und links verdrängt? Rächen wird sie sich, die mißhandelte deutsche Landschaft, mit all ihrem einst so reichen Leben, rächen durch ihren Tod, rächen, wie es Böcklins Seherblick uns zeigt, als — Schweigen im Walde. Vieles ließe sich noch retten, der Kundige weiß es, wo Macht und Verständnis zusammenwirken. Hoffentlich traut keiner, der diese Zeilen liest, mir die Anmaßung zu, als wäre ich überzeugt, der Maler habe bei seinem Kunstwert gerade das oder überhaupt an das gedacht, was ich hier eben gesagt habe. Es ist ja das Recht und das Kennzeichen des Genius, uns in seinen Werken auch das zu offenbaren, wessen er sich selbst gar nicht bewußt ist.

P. von Hedemann genannt von Heespen

Deutschlands Überseehandel. Dr. Walther Kundt hat (1904 bei Franz Siemenroth in Berlin) eine Studie veröffentlicht über Die Zukunft unsers Überseehandels. Es erscheine ja vermessen, bemerkt er im Vorwort, in unberechenbaren Dingen den Propheten zu spielen. Aber den nationalökonomischen Ansichten liege so gut wie den theologischen und den philosophischen Systemen ein unbeweisbarer Glaube zugrunde, und er nun glaube einmal, daß der weißen Rasse die Weltherrschaft bestimmt sei, und daß das deutsche Volk unter den ersten der herrschenden Nationen zu stehn habe. Er hätte dieser Rechtfertigung gar nicht bedurft, denn er dichtet keine Phantasien, sondern beschreibt den gegenwärtigen Handel und knüpft nur einige praktische Ratschläge daran. Er kennt das Geschäft im Inlande und in allen Erdteilen aus eigner Anschauung und schildert lebendig und ergötzlich, wie der Hamburger Kaufmann seine Sendungen nach Kamerun zusammensetzt, wie dort die Waren auf den Faktoreien losgeschlagen werden und in ihren fliegenden Filialen vierter Ordnung, die mitten im Busch liegen, wo das Fehlen der Ansichtskarte beweist, daß man nun wirklich die Grenze der Kulturwelt überschritten hat; ferner wie dem Ankömmling in La Guaira oder Veracruz von

Digitized by Google

seinen dortigen liebenswürdigen Landsleuten mit dem Fieber gruselig gemacht wird, und wie es der Musterreiter im brasilianischen Urwald treibt.

Kundts Hoffnung für die Zukunft stützt sich auf die Überzeugung, daß der Weltmarkt keineswegs eine unumschränkt herrschende und jeder planmäßigen Beeinflussung unzugängliche Macht sei. Die Trustbildung beweise das Gegenteil. Kapitalkräftige Unternehmerverbände vermöchten die Produktion von den Schwankungen des Weltmarkts zu emanzipieren, dadurch sich feste Preise und ihren Arbeitern stetige Beschäftigung zu sichern. Es frage sich nun, welche überseeische Länder den sichersten und höchsten Gewinn versprächen. Von der Statistik dürfe man sich nicht blenden lassen. Freilich weise die für den Export in die zivilisiertesten Länder die höchsten Zahlen nach, aber man müsse fragen, ob dabei auch ordentlich verdient werde. Die Vereinigten Staaten kauften uns, seitdem sie ihre eigne Industrie haben, nur noch solche Waren ab, und zwar zu schlechten Preisen, die sie selbst nicht herstellen mögen, weil nicht viel daran zu verdienen ist. Vom mohammedanischen Orient, den Kundt nicht aus eigner Anschauung kennt, verspricht er sich nicht viel, weil das Land verwahrlost und nicht leicht wieder fruchtbar zu machen sei, weil der mohammedanische Fatalismus jedem Fortschritt im Wege stehe, und weil in diesen exponierten Gegenden bei jeder Unternehmung zu viel Kraft auf politisch-diplomatische Verhandlungen verschwendet werden müsse. In China und Japan sei nichts zu holen. Die Hoffnung auf Ostasien sei ebenso unbegründet wie die Furcht vor der gelben Gefahr. Die großen Städte dieser Länder seien nichts als von einer blutarmen, bedürfnislosen Bevölkerung bewohnte große Dörfer. Im tropischen Asien könne zwar der einzelne deutsche Kaufmann gute Geschäfte machen, aber Gesellschaften, die dort Eisenbahnen bauen oder Pflanzungen anlegen wollten, würden von den Indien beherrschenden Nationen: Engländern und Holländern, nicht geduldet werden. Am wenigsten möge man in Australien von uns wissen.

Dagegen seien die Aussichten in Afrika und in Südamerika gut. Der Hamburger Handel sei jetzt schon auf den Verkehr mit den Tropen beschränkt, weil die deutschen Fabrikanten mit ihren Abnehmern in den zivilisierten Ländern direkt verkehren, den Reedern bloß noch der Transport der bestellten Waren, und den Kaufleuten der Seestädte nur noch das Geschäft mit solchen Gegenden bleibt, die der binnenländische deutsche Fabrikant mit Korrespondenz und Reisenden nicht zu erreichen vermag. Afrika nun kommt bloß für den Import in Betracht, und zwar ist vorläufig Gummi der wichtigste Artikel, weil seine industrielle Verwendung einen immer größern Umfang annimmt. Selbstverständlich müssen die Importerzeugnisse mit deutschen Industriewaren bezahlt werden, aber an denen wird in Afrika nichts verdient, weil die Neger nur ganz einfache und geringwertige Gegenstände brauchen können.

Der Export in die afrikanischen Faktoreien hat darum bloß den Zweck, die Einfuhr von Tropenerzeugnissen, zunächst von Gummi, zu ermöglichen. Dagegen verspricht die Ausfuhr nach Südamerika sehr viel, dessen halbzivilisierte Bewohner glänzende Großstädte und europäische Bedürfnisse haben, die sie mit eigner Arbeit zu befriedigen zu faul sind. Hier sollten die deutschen Fabrikanten eigne Warenhäuser und Läden einrichten. Sie könnten sich dadurch vollständig vom Weltmarkt emanzipieren und bei gutem Verdienst jede Konkurrenz schlagen, weil die dortigen Kaufleute mit geliehenem Kapital arbeiten, das sie so hoch verzinsen müssen, daß die Warenpreise dadurch auf das drei- bis fünffache der europäischen gesteigert werden. Kundt hat diesen Vorschlag in einem (ebenfalls bei Franz Siemenroth erschienenen) Buche über Brasilien ausführlicher entwickelt. Ein Monopol dort zu erlangen, wie es sich eine einzelne Hamburger Firma für Venezuela zu verschaffen gewußt habe, sei gar nicht schwer. Der großartigen Kulturarbeit der Jesuiten in Paraguay, deren Überreste noch nicht vollständig vertilgt seien, gedenkt er an mehreren Stellen. Was den Import betrifft, so müsse der deutsche Kaufmann

Digitized by Google

danach streben, durch den Einkauf am Ursprungsort den Weltmarkt und die Börse „auszuschalten," wie das die nordamerikanischen Fabrikanten schon getan hätten, die ihre Baumwolle auf der Plantage, nicht an der Börse kauften. Unmittelbares Eingreifen der Europäer in die Rohstofferzeugung werde immer dringender notwendig, weil diese mit der steigenden Fabrikation nicht gleichen Schritt halte und dadurch namentlich alle Rohstoffe der Textilindustrie im Preise stiegen. Die Lehre der klassischen Nationalökonomie, daß Preissteigerung die Erzeugung automatisch steigere und sich selbst wieder rückgängig mache, werde an der von der nordischen verschiednen Psyche des romanischen Südländers zuschanden. Dieser kalkuliere nicht — zum Beispiel in Argentinien —: der Wollpreis steigt, also werde ich meine Schafherde vergrößern, sondern er sage sich: der Wollpreis steigt aufs doppelte, also brauche ich nur eine halb so große Herde, um das Einkommen zu erlangen, das ich zum standesgemäßen Lebensunterhalt brauche. (Die Anhänger der klassischen Ökonomie, der Freihandelstheorie, verspottet der Verfasser bei jeder Gelegenheit; die „Fortschrittler" von der Farbe des Berliner Tageblatts und der Vossischen Zeitung seien die wahren Reaktionäre, denn sie klammerten sich an einen von der Entwicklung vollständig überwundnen Zustand an.) Ebenso wie bei den Rohstoffen der Textilindustrie müsse der Handel bei Kaffee und Kakao verfahren. Wichtiger jedoch als aller Import sei der Eisenexport. Deutschland sei der zweite Eisenproduzent der Welt und der erste Europas, die exotischen Länder aber brauchten enorme Mengen von Eisen, weil ihre Kultivierung die Überwindung enormer Entfernungen zur Voraussetzung habe, und weil sie einseitig begabt seien, auf weiten Flächen nur ein und dasselbe Erzeugnis hervorbrächten, darum auf mannigfache Einfuhr aus der Ferne angewiesen seien, während in dem vielgestaltigen kleinen Europa benachbarte Gegenden einander durch Austausch ihrer Produkte ergänzten. Nun liefere ja auch jetzt schon die europäische und namentlich die deutsche Arbeit den exotischen Ländern den größten Teil ihres Bedarfs an Schienen und Maschinen, mache aber schlechte Geschäfte dabei, weil zahlreiche meist diebische Vermittler den Hauptgewinn einstecken. Große Syndikate deutscher Eisenindustrieller müßten, mit Banken verbündet, diese Art von Kapitalausfuhr in die Hand nehmen. Der Verfasser erörtert bei dieser Gelegenheit den ökonomischen und den juristischen Begriff von Kapital und zeigt, daß die ins Ausland wandernden Eisenfabrikate Kapital sind im strengsten ökonomischen Sinne des Wortes. Er entwirft ein Programm für die Organisation solcher Syndikate und gibt Ratschläge für die Art und Weise, wie Konzessionen erstrebt werden müßten. „Die Staatsmänner und die Politiker der lateinischen Länder haben Schulden und brauchen Geld. Wer ihnen Geld leiht, à fonds perdu natürlich, der bekommt die Schlüssel. Geldgeben, das ist das einzige Mittel, sich die Hidalgos oder Fidalgos zu willenlosen, gefügigen Werkzeugen zu machen. Vor allem nicht an das Gerechtigkeitsgefühl appellieren, etwa einen Prozeß anfangen, weil man sich sagt: Ich habe doch Recht, also muß ich auch Recht erhalten! In spanisch-portugiesischen Ländern gibt es kein Recht ... die finanzielle Beeinflussung kann in ganz einwandfreier Weise geschehen. Man schafft unter dem Namen Direktorstellen Sinekuren für die Angehörigen der maßgebenden Politiker usw."

Volkswirtschaftliche Literatur. Wir fügen hier noch ein paar von den uns zugegangnen Sachen volkswirtschaftlichen und sozialwissenschaftlichen Inhalts an. Im 51. Heft des Jahrgangs 1899 haben wir den ersten Band des Werkes: **Die Entwicklung der deutschen Reederei seit 1800** (Jena, Gustav Fischer) empfohlen. Der soeben erschienene zweite Band behandelt die Zeit von der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts bis zur Begründung des Deutschen Reiches. Den Ostseehäfen, den preußischen und den mecklenburgischen Reedern bescherte die Aufhebung der Navigationsakte und des Sundzolls eine kurze Blütezeit, der das Aufhören des Korn- und Holzhandels nach England und die große Umwälzung der

Digitized by Google

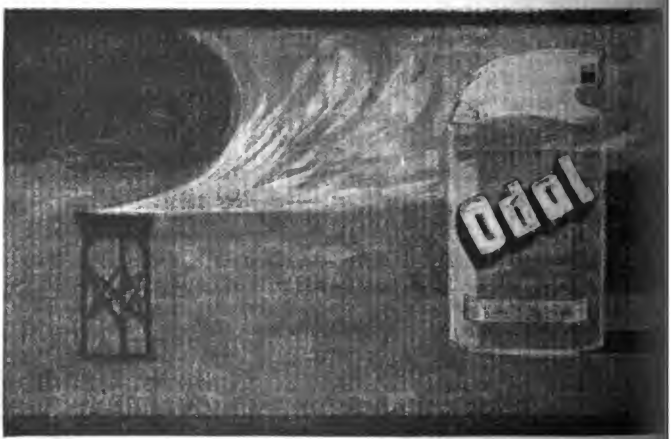
Reederei durch den Aufschwung der Dampfschiffahrt ein rasches Ende bereiteten. Bremen und Hamburg überstehn nicht allein diesen Wandel, sondern gewinnen durch ihn. Neue Eisenbahnen führen ihnen die Erzeugnisse der steigenden deutschen Produktion zu, die Erschließung neuer exotischer Gebiete und die Auswanderung fordern und ermöglichen eine starke Vermehrung der Handelsflotte. An die Stelle des regellosen Seglerverkehrs tritt mehr und mehr die geordnete Paketfahrt. Freilich tritt zugleich auch an die Stelle des einzelnen Reeders (in Mecklenburg der Partenreederei) die Aktiengesellschaft und löst alle patriarchalischen und familiären Beziehungen. Am Schluß werden die Verluste aufgezählt, die die Reederei in den Kriegen von 1848/49, 1864 und 1870 erlitten hat, weil ihr der Schutz einer deutschen Kriegsflotte fehlte. Vierzig Seiten Tabellen geben ein klares Bild von der quantitativen Entwicklung der Reederei in jeder einzelnen deutschen Seestadt: sie enthalten die Zahl der Segler, der Dampfer, der Besatzungen, der Registertons, der eingelaufnen Schiffe von 1851 bis 1873. — Dr. Richard Ehrenberg ist durch sein „Zeitalter der Fugger," durch die Untersuchung der Entstehung einiger großer Vermögen und durch die Förderung der Handelshochschulbewegung bekannt und Professor der Staatswissenschaften an der Universität Rostock geworden. Er glaubt, daß die jetzt herrschenden, einander widersprechenden nationalökonomischen Ansichten allesamt auf ungenauen Beobachtungen beruhen, und daß nur die von Thünen eingeschlagne, mit genauer Buchführung beginnende exakt-vergleichende Methode zu einem befriedigenden Ziele: zur vollständigen Versöhnung und gegenseitigen Durchdringung von Theorie und Praxis auf dem wirtschaftlichen Gebiete, führen können. Um diese Forschungsart zu fördern, gibt er unter dem Namen Thünen-Archiv ein „Organ für exakte Wirtschaftsforschung" heraus (bei Gustav Fischer in Jena; erstes und zweites Heft 1905), das Aufzeichnungen, Wirtschaftsrechnungen, Beschreibung von Bauernwirtschaften und dergleichen aus dem literarischen Nachlasse Heinrichs von Thünen enthält und außerdem Abhandlungen Ehrenbergs und seiner Mitarbeiter. Im ersten Heft finden wir eine Geschichte der Firma Siemens und Halske von Ehrenberg, im zweiten eine Darstellung der aktiven maritimen Berufstätigkeit der mecklenburgischen Küstenbevölkerung von Dr. Helmut Stölting. — Als fünfzehnter Band der ersten Abteilung des von Kuno Frankenstein begründeten, von Max von Heckel fortgesetzten Hand- und Lehrbuchs der Staatswissenschaften ist (Leipzig, C. L. Hirschfeld, 1904) erschienen: Grundzüge der Sozialpolitik von Dr. R. van der Borght. Das sehr vollständige (566 Seiten Großoktav) und vollkommen objektiv gehaltne Handbuch behandelt nach Darlegung des Grundsätzlichen das Arbeitsverhältnis, die Rechtsstreitigkeiten darüber, das Einkommen der Arbeiter, die Koalitionen, die Arbeiterversicherung, die Wohnungsfrage, die sozialpolitische Arbeit von Selbstverwaltungskörpern und von Privaten, die Wohlfahrtspolitik in Beziehung auf die Privatbeamten und die Dienstboten. — Natur und Arbeit, eine Wirtschaftskunde von Prof. Dr. Alwin Oppel (Erster Teil, mit 99 Abbildungen im Text, 13 Kartenbeilagen und 7 Tafeln in Schwarzdruck, Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1904) enthält eine Erdkunde etwa in dem Sinne wie Ratzels Werk „Die Erde und das Leben," eine Menge kulturgeschichtliches, volkswirtschaftliches und technisches Material. Der Belehrung suchende Leser findet da natürlich, so viel kann man jetzt schon sagen, sehr vieles und vielerlei, aber ein sicheres Urteil über den Wert des Werkes und seine Bedeutung wird sich erst nach seiner Vollendung fällen lassen.

Leo der Dreizehnte. Professor Martin Spahn hat das Unglück gehabt, in jungen Jahren auf eine Weise berühmt zu werden, die ihm selbst höchst peinlich gewesen sein muß. Die Regierung wollte den katholischen Studenten Straßburgs Gelegenheit geben, die Weltgeschichte von einem Lehrer ihrer Konfession vortragen zu hören, und darüber waren die sogenannten freien Geister wütend und verführten über die Berufung Spahns nach Straßburg einen entsetzlichen Lärm. Des gefährlichen

Digitized by Google

Mannes Buch Leo XIII. (München, Kirchheims Verlag, 1905) wird den sich bedroht fühlenden Freien die Beruhigung gewähren, daß es wenigstens keine ganz kohlschwarze Geschichte ist, die die unglückseligen Straßburger Studenten zu hören bekommen. Spahn übt an Joachim Pecci Kritik, obwohl dieser Papst geworden ist, versucht es mit Hilfe der Jugendbriefe, die aus kaltem klarem Verstande und mystischer Religiosität wunderlich gemischte Seele des Mannes zu ergründen, stellt die politischen und Kulturzustände Italiens sowie die religiösen Bewegungen im Katholizismus objektiv dar und zeigt, wie sich Pecci bemüht hat, den Geist seiner Zeit zu verstehn, was dem in einer weltfremden Umgebung Aufgewachsnen und später nur mit der einseitigen romanischen Bildung Bekanntgewordnen nicht völlig gelingen konnte. Der Pontifikat Leos wird sehr kurz abgefertigt, und über dessen Erfolg zu reden, meint der Verfasser, sei zur Stunde noch nicht angebracht. Leo selbst „hat ihn erst von der Zukunft erhofft; denn zu weit hatte er die Masse der Katholiken seiner Zeit überholt, als daß sie ihm sogleich hätten nachkommen mögen." Womit Spahn hoffentlich nur die romanischen Katholiken meint; denn daß die Gebildeten unter den deutschen hinter dem aufgeklärtesten Papste des neunzehnten Jahrhunderts nicht zurückgeblieben, sondern ihm ein Stückchen voraus sind, läßt er deutlich durchblicken. Jedenfalls hat er bewiesen, daß auch ein nicht exkommunizierter Katholik ein historisches Buch schreiben kann, das auf der Höhe der Zeit steht, und dem vorliegenden muß außerdem noch nachgerühmt werden, daß es sehr schön geschrieben ist und sich angenehm liest.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig



Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

64. Jahrgang

Nr. 18

Ausgegeben am 4. Mai 1905

Inhalt:

	Seite
Schiller. Von Kurt Bruchmann	229
Der Dichterphilosoph des deutschen Volkes	239
Universitätsfragen in Rußland. Von H. Toepfer. (Schluß)	249
Überflüssiges Schreibwerk	256
Langmannsche Reste in Cividale. Von F. Biehringer	260
Herrenmenschen. Roman von Fritz Anders. (Fortsetzung)	268
Maßgebliches u. Unmaßgebliches: Reichsspiegel — Der Kampf um die akademische Freiheit — Zur Charakteristik russischer Zustände — Haeckel und die Jesuiten — Jean Paul über Schiller — Die Neuen Sinfonie in Tirol — Nachtrag	277

Fr. Wilh. Grunow

Digitized by Google

H. W. Schöttler,

Cigarrenfabrik.

Lager: **Leipzig,** Weststr. 31/33. Lager: **Hamburg,** Vorsetzen 49.

Nach solchen Plätzen, wo keine Niederlage meiner Fabrikate besteht, erfolgt der Versand direkt ab Fabrik. Hauptpreisliste gratis und franko.

La Carma, verpackt in Kisten von 50 Stück Preis per Mille 100 Mk.

Sehr beliebte, elegante Cigarre, schöne saftige aber durchaus leichte Qualität.

Von 20 Mark an portofreie Zusendung.

„Wendt's Patent-Cigarren sind für empfindliche Raucher die gesundheitsdienlichsten Tabakfabrikate der Gegenwart".

Dr. G. v. Lagerheim,
Professor an der Universität Stockholm.

Wendt's Patent Cigarren No 5 A, Perfectos, 100 Stück 6 Mark.
Eine in dieser Preislage besonders beliebte Sorte.
Unter Garantie der Zurücknahme auf Kosten der Fabrik, wenn Cigarren nicht durchaus befriedigen.

Absorption des Nicotins und der giftigen Verbrennungsgase.

Nach dem Geheimen Hofrat
Universitäts-Professor
Dr. med. Hugo
Gerold.

D.R.P.
145727

D. R. P.
[illegible]

Wendt's Patent-Cigarren

nach Universitäts-
Professor Dr. H. Thoms-Berlin.

Fabrikate direct zu haben in Preislagen von 34 bis 300 Mark, in allen Geschmacksrichtungen, Grössen, Qualitäten u. Quantitäten (auch Proben). Preisliste und Broschüre gratis.

Wendt's Cigarrenfabr. Aktienges., Bremen, Postfach 501.

Google

Schiller

Daß die Schätzung einer Persönlichkeit und ihrer Leistungen zu allen Zeiten gleich bleibe, wird ein auch nur mäßiger Psychologe oder Beobachter der Geschichte weder erwarten noch verlangen. Wäre es schon nicht nötig, zuweilen den Schmuck der Legende abzureißen oder eine Überlieferung von Schmutz zu befreien, so fühlt sich ganz natürlich die Empfänglichkeit für eine Leistung ab, die schon, als ihr Urheber eben aufstrebte, mit Sympathie, Antipathie oder ruhig abwägenden Gründen aufgenommen wurde. Was jemand den Bedürfnissen seiner Gegenwart war, kann er nicht ohne weiteres jeder beliebigen Zeit sein. Mußten doch sogar die Kunstwerke des größten modernen Dramatikers in der Zahl der Aufführungen hinter Beaumont und Fletcher zurückstehn. Was einst die Gemüter leidenschaftlich erregte, ist oft nach hundert Jahren, und schon zeitiger, gleichgiltig geworden. Innerhalb kurzer Zeiträume wechselt das Interesse, und Dramatiker wie Äschylus und Euripides überraschen durch tiefgehende Verschiedenheit. Wie undenkbar wäre vollends, alles in allem, auf unsrer Bühne der geniale Aristophanes, obgleich sich durch eine gewisse Klasse ständig bei uns eingeführter Stücke ungefähr wiederholt, was Schiller schon 1782 bemerkte, daß das große Heer unsrer süßen Müßiggänger vom Theater mit galanten Zoten bereichert wird.

Es ist einmal eine Eigenschaft des Alters, daß es an Menschen und ihren Werken ein unerbittliches Subtraktionsexempel vollzieht. Außer der Farbe der Jugend nimmt es den Hauch des Zukunftsvollen. Manche Blüte der bildenden Kunst ist abgewelkt bis zum Fossilen, manche einst berühmte Musik mutet uns an wie hölzernes Geklapper oder greisenhaftes Gelispel.

Und doch, ließe man jetzt, hundert Jahre nach Schillers Tode, die Deutschen abstimmen, dabei nach Schillers Anweisung die Stimmen nicht bloß zählend, sondern auch wägend, so behielte wohl noch immer Goethe Recht mit dem stolzen Wort: Er war unser. Daneben gibt es freilich Kritiker mit dem Sehfehler, das Große klein und das Kleine groß zu finden. Sie sind in die Höhenkunst ihrer Verneinung verliebt und hitzig darauf bedacht, ihr Übermütchen an den Großen der Vergangenheit zu kühlen, die wie hohe, stille Berge in die dunstigen

Digitized by Google

Täler hinabschauen, in denen sich geräuschvoll ein neues Geschlecht tummelt. Vor dessen dünkelhaftem Modernitätsschwindel schrumpft das Gewaltige zusammen, und das Gehaltvolle wird leer. Sie entwickeln eine lärmende, aufdringliche Maulfertigkeit, anstatt einem Dutzend Barometer zu gleichen, die in einem Schaufenster hängen. Sie alle zeigen das Wetter ungleich, zum Teil höchst verschieden an, aber ihre Abwechslung ergötzt, und noch erquicklicher ist, daß die saubern Instrumente als geräuschlose Kritiker mit stiller Würde die Verschiedenheit ihrer Meinung zum Ausdruck bringen, wenn sie auch die Unerschütterlichkeit von Andersens standhaftem Zinnsoldaten nicht erreichen.

Am lebendigsten bleiben unter den Künstlern die Dichter, weil sie, alle zusammen genommen, am deutlichsten und eindringlichsten das Leben der Welt und unsrer Seele widerspiegeln. Freilich hat man zu verschiednen Zeiten und bei verschiednen Völkern sehr verschiednes von ihnen verlangt. Gelten sie allmählich als eine besondre Art von Menschen, so muß der Grund ihrer Schätzung entweder darin liegen, was sie sagen, oder wie sie es sagen. Sie haben ja schließlich die ehrenvolle Aufgabe, das Wesen der Welt in ihrer Weise auszusprechen, wie Religion und Metaphysik nach ihrer Art. Will oder kann der Dichter nicht die unerschöpflichen Reize der Natur schildern, so soll er uns menschliches Fühlen, Wollen, Denken, Erleben und Erleiden und somit das vom Laufe der Welt darstellen, was uns am nächsten angeht. Als Dramatiker wird er uns plastische Gestalten vor Augen stellen, die unsre Freuden und Leiden, Sorgen, Probleme und Träume verkörpern, sodaß wir selbst durch ihn und mit ihm das Leben der Welt leben.

Aus den vielen Definitionen der Poesie, die uns von China bis an den Atlantischen Ozean nicht nur die Theoretiker, sondern nicht selten auch die Dichter selbst geben, wird es erlaubt sein, die zu erwähnen, die Schiller in einem Briefe vom 27. März 1801 an Goethe in die Worte faßt: Einen Poeten, einen Macher nenne ich jeden, der imstande ist, seinen Empfindungszustand in ein Objekt zu legen, sodaß dieses Objekt mich nötigt, in jenen Empfindungszustand überzugehn, folglich lebendig auf mich zu wirken, woraus allerdings nicht folgt, daß jeder Poet auch dem Grade nach ein vortrefflicher ist.

Wir wissen, daß Schiller seinen Empfindungszustand nicht hauptsächlich in der Dichtungsart äußerte, die es früh und spät am unmittelbarsten tut. Er ist uns nicht der Lyriker, wie Goethe. Und doch gibt uns seine Gedankenlyrik in hohem Grade das, was wir Stimmung nennen, wenn auch ihr körniger Tiefsinn nicht oft leicht zu genießen ist.

Spähen wir ferner nach der uns Modernen so teuern Schilderung der Natur, wie wir sie etwa bei Goethe und Byron bewundern, so ist Schillers Verhältnis zu ihr wesentlich als ein ideelles zu bezeichnen. Er verhält sich zu ihr nicht so rezeptiv wie Goethe. Dies mag mit dem dramatischen Nerv seines Wesens, der auch in seinen Balladen zuckt, zusammenhängen, vielleicht aber auch von seinem Leben abhängen. Er hatte nicht die Muße wie Goethe. Dieser, noch dazu mit malerischen Neigungen ausgestattet, konnte die Welt in ungemessenen Strömen einsaugen, ihre unerschöpflichen Formen und Farben in seinem Dichterauge sich spiegeln lassen. Schiller war nicht nur heftigen und

Digitized by Google

tückischen Sturmangriffen des Leidens ausgesetzt, sondern es bekämpfte ihn mit der zähen Beharrlichkeit des Belagerers, sodaß er atemlos in Leiden bangte, immer nur kümmerlich genas. Er kennt den Reiz des Frühlings, die Schönheit der Blumen, freut sich am Liede der Lerche, das in heitrer Luft wirbelt; er bewundert die Größe der Welt, die Harmonie in der Bewegung der Gestirne. Auch ihm ist die Natur Zuflucht, und von ihrem Altar nimmt er den fröhlichen Mut hoffender Jugend zurück. Auf den Bergen ist Freiheit; der ist selig zu preisen, der in der Stille der ländlichen Flur, fern von des Lebens verwornen Kreisen kindlich liegt an der Brust der Natur. Sie ist ewig gerecht, allein redlich. Denn sie ehrt züchtig das alte Gesetz, nämlich das stetige, gleiche Gesetz der Notwendigkeit, sodaß auch der Tod nichts schlechtes sein kann, da er etwas allgemeines ist.

Auf diesem großen Hintergrunde spielt sich nun das Schattenspiel des Lebens ab. Die allgemeine Charakteristik, die auch Schiller von ihm gibt, ist noch immer wahr: es ist voller Widerspruch, also voller Rätsel; und der Dichter, der es in seiner Wahrheit erkennt, wird seinen Erscheinungen überall mit der stillen Erinnerung an die Formel nachgehn: Was ist der Mensch, was ist das Glück der Erde! Mag er unmittelbar zu uns sprechen, mag er es durch seine Personen tun, so ist es immer noch wahr, daß wir in schroffen Gegensätzen der Stimmung und der Erfahrung hin und her geworfen werden.

Tief und leidenschaftlich hat Schiller die ewig lebendige Frage gefühlt, wie es dem Willen des Einzelnen ergeht gegenüber den besondern Verhältnissen, in die er hinein gerät, und wie sich der allgemeine Weltlauf zu den persönlichen Willensregungen, also auch zu den Ansprüchen auf seine Durchsetzung, auf Glück und Erfolg stellt. Wenn nicht zu befürchten ist, daß durch ein Schlagwort, wie nicht selten geschieht, das Denken erschlagen wird, so werden wir Schiller einen Willensdichter nennen.

Der Wille ist nun ein Wesen mit drei Köpfen und drei unersättlichen Rachen. Mit ewig trockner Kehle, wie die jungen Wölfe, von denen Virgil erzählt, giert er nach den drei Dingen, die uns Spinoza wahr und kühl namhaft macht: Reichtum, Ehre, Wollust. Diesem resignierten Weisen gelang es freilich, durch ein höchst energisches Lied der Erkenntnis jene Begierden einzuschläfern, die drei Flammen wie mit einem Zauberspruch zu besprechen und auf das zu verzichten, wovon er ordine geometrico oder sonstwie einsah, daß es kein ruhiges und dauerndes Glücksgefühl verleihe.

Andre werden mit dem Dichter die Frage aufwerfen: Ist leben nicht des Lebens höchstes Gut? Trotzdem hätte auch Spinoza wohl richtig gefunden, daß dem Menschen nur die bange Wahl bleibt zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden, oder daß die Welt dem Narrenkönig gehört, und daß nicht selten die einzige Ausbeute, die wir aus dem Kampf des Lebens wegtragen, die Einsicht in das Nichts ist und herzliche Verachtung alles dessen, was uns erhaben schien und wünschenswert. Zu dem von Wallenstein beklagten Doppelsinn des Lebens gehört es, daß wir, wie das Mädchen von Orleans, ins Leben gerissen werden, um der Schuld dahingegeben zu werden; und es ist schwer zu entscheiden, ob, was wir taten, ein Irrtum oder eine Schickung zu nennen ist. Nichts ist so hoch,

Digitized by Google

wonach der Starke nicht Befugnis hat, die Leiter anzulegen; Recht hat jeder eigne Charakter, der übereinstimmt mit sich selbst; und doch ists noch so, wie ein tiefsinniger Beobachter menschlicher Dinge, der Prophet Jeremia, einst sagte: „Ich weiß, daß das Schicksal des Menschen nicht in seiner Macht steht, noch in der Gewalt eines Mannes, der einherwandelt, daß er seine Schritte zum Ziele lenke."

In diesen Antinomien ergreifen dann die Menschen den ideellen Ausweg, sich zu sagen, daß sein Wille den Menschen groß und klein macht, daß das Schicksal in seiner eignen Brust sei. Dann ist allerdings der Zug des Herzens die Schicksalsstimme, und das Schicksal behält immer Recht, denn das Herz in uns ist sein gebieterischer Vollzieher. Es ist eine kraftvolle Selbstaufmunterung, daß nur der Starke das Schicksal zwingen wird. Aber der Weltlauf belehrt uns oft genug, daß der Mann das Glück nicht erzwingt, und was ihm die Gunst der Götter neidisch geweigert hat, erringt nicht der strebende Mut. Vielmehr kommt alles Höchste frei von den Göttern herab. Das Glück (als Zuflucht und Quelle) wohnt droben in dem Schoß des ewigen Vaters. Wo kein Wunder geschieht, ist kein Beglückter zu sehen. Da aller Ausgang ein Gottesurteil ist, so ists schon am besten, wenn einen die Götter lieben, wie der alte Simonides von Keos ungefähr meinte.

Wer die Wahrheit dieser Schillerschen Gedanken prüfen will, kann dabei eine Anweisung benutzen, die ein Philosoph in seiner Autobiographie gibt. John Stuart Mill war, wie sein Biograph Alexander Bain urteilt, durchaus von sanguinischem Temperament. Trotzdem sagt er uns: Frage dich selbst, ob du glücklich bist, und du hörst auf es zu sein.

Vielleicht fühlen wir den Puls des Dichters noch genauer, wenn er gelegentlich in dem Gemälde der Welt außer den großen Strichen ein paar kleinere Züge anbringt. Da erinnert er uns an das niedre Dach der Menschen, wo die engen Sorgen wohnen, an das Gefühl, daß man alle Milzsuchten des Schicksals ausbaden müsse, daß sich in ein großes Unglück ein edles Herz wohl finden kann, aber daß es wehtut, die kleinen Zierden des Lebens zu entbehren. Das Unglück macht ungerecht, und doch im Widerspruch dazu das Mißgeschick auch leutselig. Wir raffen uns auf, den schönen Götterfunken der Freude zu preisen, und müssen gestehn, daß es soviel nichtiges Getöse des Jubels gibt. Nicht einmal das voreilige Jauchzen freudiger Erwartung ist uns erlaubt — es greift in des Geschickes Rechte. Ja, eitler Wunsch, verlornes Klagen, ewig in dem gleichen Gleis rollt des Tages sichrer Wagen, ewig steht der Schluß des Zeus.

Wen die stachelnde Zucht der Ehren nicht treibt, der kann noch immer mit einer bis zum Fieber gesteigerten Begehrlichkeit nach dem Glanz des Goldes suchen, der so wohltätig über viele Dinge der Welt und hinein in die Falten der Seele strahlt. Ja, dieses bare, gelbe, leibhaftige Gottesgold — wie meisterhaft veranschaulicht uns doch Miller seinen Reiz in all der schrecklichen Verkettung der Verhältnisse (V, 5). Aber dieses allgeschätzte Gold muß man den falschen Mächten abgewinnen, die unterm Tage schlimm geartet hausen — und keiner lebt, der aus ihrem Dienst die Seele hätte rein zurückgezogen.

Sollen wir uns also mit Kassandra schließlich in der Formel zusammen-

Digitized by Google

finden: „Wer erfreute sich des Lebens, der in seine Tiefen blickt?“ Dem steht nicht nur die Schätzung des Willens und der Vernunft, sondern eine ausdrückliche Erklärung des Dichters entgegen (1795): Also nichts von Klagen über die Erschwerung des Lebens, über die Ungleichheit der Konditionen, über den Druck der Verhältnisse, über die Unsicherheit des Besitzes, Unterdrückung, Verfolgung; allen Übeln der Kultur mußt du mit freier Resignation dich unterwerfen, mußt sie als die Naturbedingungen des Einzigguten respektieren; nur das Böse derselben mußt du, aber nicht bloß mit schlaffen Tränen beklagen. Sorge vielmehr dafür, daß du selbst unter jenen Befleckungen rein, unter jener Knechtschaft frei, unter jenem launischen Wechsel beständig, unter jener Anarchie gesetzmäßig handelst. . . . Freilich, auch bei dieser Anspannung der moralischen Muskulatur wird es Schmerzen geben, wie Wallenstein sagt, wo der Mensch sich selbst nur helfen kann. Da mögen denn selbst die Pulse der Freundschaft einmal aussetzen, wie der goldne Körner klagt, der bei der Erinnerung an Schiller einen Lorbeerkranz ebenso verdient wie der liebenswürdige, aufopfernde Andreas Streicher.

Daß in Schillers Dramen, da diese nun doch sein Bedeutendstes sind, persönliches Erleben steckt, das auch in uns noch widerhallen kann, ist kaum zu verkennen. Der Kern der Menschlichkeit bleibt unter der Hülle der Zeitlichkeit. Auch seine Menschen — worauf man jetzt so viel Wert legt — wollen sich ausleben. Daß Schiller geschichtliche Stoffe bevorzugte (wir sehen es ja auch aus den Titeln des dramatischen Nachlasses), spricht dafür, daß er kein Typiker war, der also Personen nach abstrakten Typen schafft. Auch nahm er sich nicht, was Platen rügt, die fadesten Personen des Alltags vor zur Porträtierung. Sondern er liebte wesentlich das Buch der Zeiten, und dessen Gestalten stellt er uns vor, nachdem sie durch seine Seele gegangen sind. Nicht zum Beispiel den geschichtlich erreichbaren Warbeck; sondern dieser muß im Drama so aussehen, als ob der Betrug ihm nur den Platz angewiesen habe, zu dem die Natur selbst ihn bestimmt hatte. Durch diese Willensrichtung wird er erst Eigentum des Dichters.

Auch Themistokles sollte nicht aus Plutarch abgeschrieben werden; vielmehr sollte das Drama zeigen, daß der Weltlauf seine eignen Gedanken hat, die von den scheinbar ganz sichern Berechnungen und leidenschaftlichen Bemühungen der Menschen abweichen. Denn nach der Absicht des Dramas wäre etwas schlechthin andres erfolgt, als veranstaltet worden ist. In diesem Falle wäre das Reale, wie Schiller sich ausdrückt, durch etwas Ideales zerstört worden, nämlich durch den freiwilligen Tod des Themistokles. In der Agrippina dagegen wäre uns das Moralische entgegengetreten, das eine physische Macht ausübt. So gibts eben Dichter, die höchst persönliche Gedanken, zuweilen auch Erlebnisse, wie man es von Goethe weiß, in ihre Dramen verweben. An sich brauchte es nicht besonders interessant oder wertvoll zu sein. Es kommt darauf an, ob jenes Individuelle eine künstlerische Steigerung erfährt, sodaß es allgemein menschlich wertvoll wird.

Aber der Typiker, wenn je diese Arten zu dichten unvermischt vorkommen sollten, sagt uns nichts von den Tiefen der eignen Seele; der Porträtist ist in Gefahr, die Zuständlichkeit ohne Handlung zu malen, oder im günstigen Falle

Digitized by Google

bearbeitet er eine gehörte Geschichte. Dagegen der psychologisch interessierte Dichter verrät uns etwas von dem, was seine Seele in der Stille ihm zugeraunt hat. So hat Shakespeare seine Weltbetrachtung in die Fabel von Hamlet und Lear hineingegossen. Wer sich daran gütlich tut, Schiller die Psychologie abzusprechen, der mag es tun. Wir werden dabei bleiben, daß seine Menschen Willensmenschen sind, sich ausleben und durchsetzen wollen, zum Teil gegen Herkommen und Autoritäten mancher Art. Der Welt zum Trotz wollen sie Glück finden, ihre Liebe genießen, greifen nach funkelnden Kronen. Posa schwärmt für Gedankenfreiheit, Wallenstein hat seinen Stolz und Ehrgeiz, die beiden Brüder streiten um dasselbe schöne Weib, Tell verteidigt sich und sein Volk, die Jungfrau von Orleans glaubt an eine göttliche Mission, die sie erfüllen soll und will. Sie ist uns wohl am meisten fremd geworden: und doch wurzelt sie anscheinend in dem persönlich empfundnen Problem, wie sich die Welt zu einem höchst individuellen Willen und Wagnis verhält, nämlich daß die Tochter des Schäfers, noch dazu in guter Absicht, sich selbst durchsetzt. Ists möglich, seinem Ideal ganz treu zu bleiben? Die Antwort lautet nicht ermutigend. Auch in Tell, einem Schauspiel, das uns nicht als Charakterstück, sondern wegen seiner meisterhaften Technik bewundrungswürdig erscheint, erklingt ein melancholischer Ton: als er, der gern im Frieden leben möchte, seine Augen für die Menschenwelt öffnet, sieht er, daß sie böser ist, als er sie sich gedacht hatte. Als sich die Herrscherfamilie von Messina mit gutem Willen zum Frieden entschlossen hatte, da stellt sich ihr die Konsequenz des Weltlaufs entgegen, und eine furchtbare Ernte erwächst aus der Saat, die einst mit leidenschaftlich verkehrtem Willen ausgestreut war.

Zu dieser persönlich in Schiller liegenden Willensbetrachtung ist aber auch seine Zeit beeinflussend hinzugekommen. In Kants Entwicklung war, wie wir wissen, von tief einschneidender Bedeutung die Frage gewesen, ob und wie an Freiheit zu glauben sei. Er entschloß sich zu dem Gedanken der transszendentalen Freiheit, als zu einem Postulat oder Axiom, weil wirkliche Sittlichkeit ohne Freiheit nicht möglich sei. Sie bedeutet die Fähigkeit, unbedingt, nicht bestimmt durch empirische Ursachen, zu wirken, sodaß das Sittengesetz zum absoluten Bestimmungsgrund des Willens wird. Es trete aus der sonstigen empirischen Verkettung der Erscheinungen heraus und sei eigentlich eine Naturordnung der intelligibeln Welt „für alle vernünftigen Wesen." Der Gedanke der Zurechnung und der Verantwortlichkeit könne nicht bestehn, wenn die Handlungen, wie automatisch, nach empirischer Ursache erfolgten. Wenn wir einmal über die Welt nachdächten, könnten wir uns nicht entschließen zu dem Glauben, daß sich das Seiende, indem die Welt automatisch weiter laufe, gegen Gut und Böse gleichgiltig verhalte. Vielmehr scheine der intelligible Grund der Welt einen Trieb der Vernunft auszusenden, der frei das Gute erstrebe.

Beweis für das Denken jener Zeit ist aber auch, was Hegel, dem man destruktive Tendenzen nicht zuschreiben wird, in der Phänomenologie (1805) äußerte: „Der Weltlauf siegt über das, was die Tugend gegen ihn ausmacht; er siegt über sie . . ., nicht über etwas Reales, sondern über das Erschaffen von Unterschieden, welche keine sind, über diese pomphaften Reden vom Besten

Digitized by Google

der Menschheit und der Unterdrückung derselben, von der Aufopferung fürs Gute und dem Mißbrauch der Gaben — solcherlei ideale Wesen und Zwecke sinken als leere Worte zusammen, welche das Herz erheben und die Vernunft leer lassen, erbauen, aber nicht aufbauen, Deklamationen, welche nur diesen Inhalt bestimmt aussprechen, daß das Individuum, welches für solche edle Zwecke zu handeln vorgibt und solche vortreffliche Redensarten führt, sich für ein vortreffliches Wesen gilt — eine Aufschwellung, welche sich und andern den Kopf groß macht, aber groß von einer leeren Aufgeblasenheit. Die antike Tugend dagegen hatte ihre bestimmte, sichere Bedeutung, denn sie hatte an der Substanz des Volksgeistes ihre inhaltsvolle Grundlage ... und war nicht gegen die Wirklichkeit als eine allgemeine Verkehrtheit und gegen einen Weltlauf gerichtet." Der Weltlauf kann solche scheinbar paradoxen Meinungen bewirken. Und doch: die Tugend ist kein leerer Schall, der Mensch kann sie üben im Leben — das ist die praktische Freiheit, d. h. die Fähigkeit, Handlungen, von sinnlichen Antrieben unabhängig, nach sittlichen Grundsätzen einzurichten. Doch ist die Tugend kein sicherer Besitz, sondern nur ein Streben, und jene sittliche Freiheit muß errungen werden. Nicht die ästhetische Freiheit der Betrachtung, sondern die des Handelns interessiert im Drama.

Da fragen wir uns, ob sich bei Schiller die Freiheit je als Tugendstreberei zeigt. Erscheinen biederkeitsgepolsterte Tugendstreber vor uns, die den eingefallnen Asketenbauch vom diätetischen Wassersüppchen der Korrektheit ernähren? Bei dem verewigten Nietzsche steht auch Schiller auf einer Proskriptionsliste, die den Geist des Juvenalischen Verses atmet: hoc volo, sic iubeo, sit pro ratione voluntas, als der Moraltrompeter von Säckingen. Doch dürfte Schiller damit Recht haben, daß unter den Tatsachen der Welt auch die vorkommt, daß Grundsätze, als sittliche, gegen andre, als nichtsittliche, geltend gemacht werden. Aber was jene „sittlichen" Menschen tun, tun sie nicht, um tugendhaft zu erscheinen, sondern weil dies ihr Wille, ihre Persönlichkeit ist. Auch der Großmeister in den Malteſern zog Schiller deswegen so an, weil er mit gewaltiger Willenskraft die widerstrebenden Ritter in todesbereite Helden umwandelt. Oder soll Posa unter die Tugendschwätzer gerechnet werden? Dann müßte man verkennen, daß die Gedankenfreiheit zu den ewig wirksamen und ewig umstrittnen Trieben der Geschichte gehört. Wer in diesem Buche blättert, wie es Schiller so gern tat, kann immer wieder dem Rätsel nachsinnen, das kurz und wahr in einer Stelle des Neuen Testaments ausgesprochen ist: Es muß ja Ärgernis in die Welt kommen — aber wehe dem Menschen, durch welchen Ärgernis kommt.

Nun wird gewiß ein wahrer Dichter zu seinen Dramen nicht durch theoretische Betrachtungen über Freiheit angeregt. Aber seine zum Teil durch Philosophie gewonnene Weltansicht wird in das Geblüt seiner Menschen übergehn. Schillers Menschen handeln dann so nach ihrer Natur und ihrem Willen, daß sie auch die Verantwortlichkeit übernehmen, sodaß sich der Dichter nicht um die Frage von Schuld und Strafe herumdrücken kann, wie etwa, wenn uns in Ibsens Gespenstern einfach eine Schilderung eines Falls von erblicher Belastung als Bild des Lebens vorgeführt wird. So konnte es Schiller nicht auf sogenannte moralische Geschichten ankommen. Wenn in einem wahren Kunstwerk

Digitized by Google

der Inhalt nichts, die Form alles tun soll (1795), so wird ein Objekt zum ästhetischen Gebrauch gerade um so viel weniger taugen, als es sich zu einem moralischen qualifiziert (1793). Auch ist nicht das Leiden an sich pathetisch, sondern der Widerstand gegen das Leiden. Gleicht ein Drama einem „Besuch in Spitälern," so empfinden wir vielleicht eine Ausleerung des Tränensacks und eine wollüstige Erleichterung der Gefäße, aber der Geist geht leer aus (1793). Ja, der Mensch ist ein ärmlicher Wicht, ich weiß — doch das wollt ich eben vergessen und kam, ach, wie gereut michs, zu dir!

Ganz gewiß ist nicht eine Poesie für alle Zeiten, ein Drama für alle künftigen Geschlechter. Aber das wahrhaft Menschliche kann immer wieder ansprechen. Als Goethe den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte, kennzeichnete Schiller als Neigung der damaligen Zeit, nicht mehr der Worte rednerisch Gepränge, nur der Natur getreues Bild gefällt, und in der Wahrheit findet man das Schöne. Gerade das ists, was viele jetzt gegen Schiller geltend machen. Man verzeiht ihm nicht die Platensche silberne Schwinge des Wohlklangs, findet gleichsam zu viel Posaune in seinem Orchester, eine Eigenheit seiner schwungvollen Sprache, die man Rhetorik nennt. Das sei nicht der Natur getreues Bild. Auch liebt man die Wahrheit stark in der Form jenes „Affentalents gemeiner Nachahmung," obgleich die nicht einmal so leicht ist. Wie der Reiter über den Bodensee zusammensinkt bei dem Gedanken der Todesgefahr, der er entronnen ist, so werden manche modernen Wahrheitsmaler ohnmächtig, wenn man ihnen zumutet, einen tiefern Gedanken auszusprechen, oder ihnen sagt, daß sie ein tiefes Problem beinahe berührt haben. Die Ausmalung kleiner und kleinlichster Züge, Stimmungen, Redewendungen gilt als Triumph der Dichtung. Pathetisch ist vor uns proklamiert worden: Wahrheit, nichts als Wahrheit wollen wir haben. Nun ists aber eine alte Geschichte, daß dieselbe Darstellung dem einen wahr, dem andern unwahr erscheint. Da nun nicht alles Wahre schön ist, so fragt sich, ob seine Darstellung bloß deswegen zu wünschen ist, weil es angeblich wahr, obgleich nicht schön, sondern gleichgiltig oder ekelhaft ist. Endlich aber: Ist alles Schöne unwahr? Wenn nicht, so kann auch die Darstellung des Schönen nicht grundsätzlich ausgeschlossen sein. Ist es denn aber eine so üble Sache, den Menschen gelegentlich an seine Würde zu erinnern, an die Übereinstimmung mit sich selbst, an das Vaterland, an die männlichen Instinkte der Kraft und die Ehre des Krieges? Wenn andre das tun, sollte es dem Dichter verboten sein?

Man scheint zu schaudern vor der bekannten Meinung Gneisenaus von der Verwandtschaft der Poesie mit mancherlei Herzenserhebung. Oder, da man Goethe ja ungefähr alles glaubt, außer was er zugunsten Schillers sagt, hält man seine Worte für veraltet: Die wahre Poesie kündet sich dadurch an, daß sie, als ein weltliches Evangelium, durch innere Heiterkeit, durch äußeres Behagen, uns von den irdischen Lasten zu befreien weiß . . .? Sollte uns nur wohl sein, wenn wir realistische und naturalistische Vorgänge zu sehen bekommen, obgleich schwer zu sagen ist, wodurch sie sich unterscheiden, und wie naturalistisch zu definieren ist? Wäre das ein Triumph der Kunst, wenn etwa von zwei Liebenden er in einer östlichen, sie in einer westlichen Mundart kost, wenn im

Digitized by Google

trauten Familienidyll der Vater nicht bloß (das ist ja noch unschuldig) die Rosinen aus dem Napfkuchen „polkt," sondern sich mit einer von den konventionellen Lügen der Kultur noch nicht angekränkelten Natürlichkeit mit den Fingern schneuzt, eine liebliche Tochter, in Ermanglung eines hölzernen Zahnstochers, ein zusammengedrehtes Straßenbahnbillett benutzt, das sie aus einem schmutzigen Portemonnaie (so gesprochen, wie geschrieben) nimmt oder auf der Erde auflieſt, die Mutter sich beharrlich an allen möglichen und unmöglichen Stellen kratzt? Noch zu schweigen von allen Dingen, die der Kreislauf des Lebens als regelmäßige organische Verrichtungen mit sich bringt, und von den Intimitäten, bei denen man gewöhnlich auf Zuschauer zu verzichten pflegt. Oder soll die Familie um einen unglücklichen blödsinnigen Sohn verstärkt werden, bloß damit man sieht, eine wie nachdenkliche und kürioſe Sache das Leben ist?

Auch diese schätzbaren Wahrheiten werden doch wohl nur mit Auswahl geboten werden dürfen, obgleich manche „Dichter" eine verblüffende Neigung zeigen, sich das Verdienst einer unverschwiegnen Vollständigkeit zu erringen. Diese ganze sogenannte Wahrheitsdichtung hängt freilich nicht nur mit allgemeinen menschlichen Neigungen zusammen, sondern wird auch bei uns durch das gesamte Leben der Zeit und die Entwicklung der Wissenschaften beeinflußt. Und da ists denn klar, daß wir in einem Zeitalter des Realismus, der Tatsachen, der Induktion, Mikroskopie und des Experiments leben, noch mehr, als Treitschke es wiederholt aussprach. Der Entwicklungsgedanke nötigt, die kleinsten Veränderungen zu studieren. Daraus entspringt die Neigung, das Kleinste zu beachten, die im Drama noch kleinlicher wirkt als in der Geschichte. Wie wir die Zeitereignisse in Worten und Bildern, unglaublich zudringlich und neugierig, möglichst photographisch aufnehmen, so gewöhnt sich das Drama an dieselbe Neigung, bis auf die Einzelheiten der Ausstattung hinab. Das ist dem breiten Fluß Schillerscher Verse ebensowenig günstig wie dem Versepiker das Bedürfnis unsrer realistisch-naturalistischen Romane.

Sehen wir noch vom Problem der Vererbung ab, so ist die Umwelt der Personen leichter in der Familie zu schildern als in der Geschichte. Die historische Tragödie ist wenig beliebt und vertreten, und die Art der Konflikte ändert sich mit der geistigen Luft, in der die Menschen atmen. Wir sind wesentlich auf Familie und Gesellschaft gestimmt, und die gewaltigen Willensmenschen der Geschichte, die großen Böſewichter und Betrüger verschwinden von der Szene. Die Kunst der Charakteristik wird möglichst auf wenig Personen verteilt, und der Verlauf der Handlung gern auf kurze Zeit zusammengedrängt. Manche Dichter sind so ins Detail verstiert, daß ihre Stücke fast vom Hintergrund des allgemeinen Lebens gelöst erscheinen. Bei dieser Wahrheitssucherei heißt es denn oft, je naturalistischer, desto besser, je scheußlicher, desto wahrer. Man macht bittern Ernst mit Schillers Formel, daß es Aufgabe der Poesie sei, der Menschheit ihren möglichst vollkommnen Ausdruck zu geben. Tadelt man zum Beispiel, daß der junge Melchthal in schönen Versen das Licht preist, so muß man schließlich den ganzen Tell streichen, denn die Schweizer um 1300 haben nicht Schillerisch gesprochen. Dann legen wir

Digitized by Google

vielleicht auch Hebbels grandiose Nibelungen beiseite, weil sie nicht in der uns unverständlichen Sprache ihrer Zeit reden? Auch der arme Shakespeare dürfte dann zum großen Teil zum alten Eisen zu werfen sein. Sollen wir glauben, daß seine Menschen im Original vorwiegend so geistreich waren? Wenn gewiß das Recht auf eignen Geschmack jedem zugestanden werden muß, so auch das Recht, einen fremden Geschmack nicht zu teilen.

Aber auch das Drama unsrer Tage beweist durch Verse und Symbolik, durch Märchen und mittelalterliche Sage (G. Hauptmann), daß die menschliche Natur nicht beharrlich auf einen Ton gestimmt ist. Die andern Künste leben ja auch nicht bloß vom täglichen Brot und Wasser der Erfahrung. Vielleicht läßt die Zeit mit Bedacht ihre Rache fasten, um uns die verschmähten Güter wieder einmal begehrenswerter zu machen. Sollten wir geneigt sein, uns unsre eignen Genüsse dadurch steigern zu lassen, daß wir sie von der Bewunderung andrer Völker abhängig machen, dann ließe sich — wie ohnehin bei einem Überblick über unsre Literatur — wohl fragen, ob wir nicht mit dem Wallenstein als dem besten deutschen Drama in der Weltliteratur vertreten sind. Da nun die Welt in allen Strömen fortrast, so wird und mag sie natürlich immer wieder ein Drama suchen, das ihr gegenwärtiges Wesen genau ausspricht. Kein Mensch verlangt, daß alle Dramen schillern sollen, obgleich Schiller, wie Goethe sagte, mit allem, was wir schätzen, nah verwandt ist, und sich in Gedanken gern an jenes Meer entrückt sah, das flutend strömt gesteigerte Gestalten (Bei Betrachtung von Schillers Schädel). Zurzeit wäre ein Männerdrama wie die Malteser monströs: das ewig Weibliche ist stark beliebt, und ein Stich ins Pathologische scheint ihm nicht zu schaden.

Wer heute einige Züge Schillers andeuten will, wird nicht die grellen Farben aufgeregter Panegyrik benutzen. Verlassen wir uns lieber für seine Wirksamkeit auf das, was er das ruhige Nahen der Schönheit nannte.

Sollte es bei den Gedächtnisfeiern für unsre großen Toten auch nicht so sein, wie Gustav Theodor Fechner, der scharfsinnige und originelle Denker, der tiefsinnige Visionär, in seinem Zend-Avesta meint, daß Diesseits und Jenseits, beide fühlend, sich die Hand reichen, so erhöht sich doch die Wirksamkeit der Geschiednen durch eine dankbare und pietätvolle Erinnerung. Wenn die Deutschen vor allem durch ihr geliebtes Vaterland zusammengeschlossen werden, so doch damit auch durch alle die Großen, die es geziert haben. Der Genius sucht gern die ärmlichen Hütten und die dürftigen Dachstuben auf, um mit erquickendem Flügelschlag die heißen Schläfe seiner Lieblinge zu fächeln. Da schließen sie das Auge vor dem Raum, in dem sich hart die Sachen stoßen; Träume von goldnen Wolken schweben durch das Hirn des Dichters, und die Welt versinkt um den Schaffenden. Wir können dann die Nachgenießenden sein und etwas von jenem Goldglanz erschauen, wenn unser Sinn nicht zu, unser Herz nicht tot ist. Da glückt es uns mitunter, die irdische Brust im Morgenrot einer höhern Empfindung zu baden, worin das schwere Traumbild des Lebens sinkt. In das Gemeine und Traurigwahre webt die Kunst die Bilder des goldnen Traums. Nicht alle die Großen stellen sich uns unter gleichem Bilde dar; nicht immer

Digitized by Google

glauben wir in ihren Zügen denselben Ausdruck zu finden. Vielleicht ist es erlaubt, diese bescheidne Betrachtung mit den Worten aus einem Liede der Südsee zu schließen:

Kommt, laßt uns Blumen pflücken von der Toten Gruft,
Wo Krieger schlummern, haucht ihr schönster Duft.

Kurt Bruchmann

Der Dichterphilosoph des deutschen Volkes

Unsre neue poetische Nationalliteratur ist von Anbeginn kritisch und philosophisch gerichtet — schreibt Kuno Fischer. Wenn wir in diesen Tagen, wo dem am meisten philosophischen unter den deutschen Dichtern gehuldigt wird, über das Philosophische in seinem Wesen und Wirken einige Betrachtungen anstellen, so sollen diese nicht etwa eine Darstellung seiner Philosophie sein. Eine solche wäre im Umfange eines Grenzbotenaufsatzes nicht möglich, und seitdem wir die von Kuno Fischer haben, ist auch keine andre mehr nötig. Wir wollen nur daran erinnern, daß Schillers philosophische Abhandlungen zu den Schriften gehören, die niemals veralten können, durch keine spätere Forschung überflüssig gemacht werden, und daß ihr Studium gerade in der heutigen Zeit ein dringendes Bedürfnis ist — als ein Heilmittel für mehrerlei Seelenseuchen. Zwar hat er seine Philosophie auch in seinen Gedichten und Dramen, und in diesen weit wirkungsvoller, verkündigt, aber das volle Verständnis dieser poetischen Predigt geht doch nur dem auf, der ihre wissenschaftliche Begründung in den Prosaschriften kennt.

Daß Schiller, nach Kuno Fischer, in der Ästhetik nicht bloß als der erste Lehrer der kantischen Philosophie, sondern auch als ihr erster Fortbildner erscheint, ist nicht so zu verstehn, als ob er bloß ein Jünger Kants wäre und ohne diesen nichts gewesen sein würde. Schiller gehörte zu den von Gott berufnen Propheten, die von Anfang an wissen, was sie zu verkündigen haben. Nicht von andern hat er seine Weisheit empfangen; diese andern haben ihm nur geholfen, sie zu entfalten. Garve, die Schotten Ferguson und Adam Smith haben ihn angeregt, Kant hat seine Anschauungen geklärt, aber diese waren seine Originalschöpfungen oder Eingebungen. Nicht die Probleme beschäftigten ihn, mit deren Lösung unsre heutigen Naturphilosophen den Weltmechanismus aufzudecken und dem Schöpfer sein Geheimnis abzuringen, wo nicht ins Handwerk zu pfuschen vermeinen. Schiller verspottet die Metaphysiker in witzigen Epigrammen und schreibt in seinem reifsten philosophischen Werke, das Geheimnis der Verbindung von Geist und Körper könne weder der Physiker noch der Metaphysiker erklären. „Das Selbstbewußtsein ist da, und zugleich mit dessen unveränderlicher Einheit ist das Gesetz der Einheit für alles, was für den Menschen ist, und für alles, was durch ihn werden soll, für sein Erkennen und Handeln aufgestellt. Unentfliehbar, unverfälschbar, unbegreiflich stellen die Begriffe von Wahrheit und Recht schon im Alter der Sinnlichkeit

Digitized by Google

sich dar, und ohne daß man zu sagen wüßte, woher und wie es entstand, bemerkt man das Ewige in der Zeit und das Notwendige im Gefolge des Zufalls. So entspringen Empfindung und Selbstbewußtsein, völlig ohne Zutun des Subjekts, und beider Ursprung liegt eben sowohl jenseits unsers Willens, als er jenseits unsers Erkenntniskreises liegt." Zu ergründen und in Prosa und in Versen darzustellen, was für den Menschen ist, und was durch ihn werden soll, darum allein ist es ihm zu tun, und seine historischen, seine philosophischen und seine poetischen Werke sind immer nur verschiedne Darstellungsweisen des Einen, was ihn bewegt. Wilhelm von Humboldt schreibt ihm einmal: „Wo ich sonst etwas Ähnliches kenne, da ist es der Dichter, der philosophiert, oder der Philosoph, der dichtet. In Ihnen ist es schlechterdings Eins, darum ist aber freilich Ihre Poesie und Ihre Philosophie etwas Andres, als was man gewöhnlich antrifft. Man könnte sagen, daß in beiden mehr und eine höhere Wahrheit sei, als wofür man gewöhnlich Sinn hat: in der Poesie mehr Denknotwendigkeit, in der Philosophie mehr natürliches Leben."

Gleich in der ersten Abhandlung des einundzwanzigjährigen Regimentschirurgen, die sein Herzog des Druckes würdig findet, wird das Thema angestimmt, das erst die letzten Abhandlungen durchführen: wie Leib und Seele in ihrer Wechselwirkung das Menschenwesen vollenden, wie ohne die vom Leibe empfangnen Anstöße die Seele weder erwachen noch sich entfalten könnte, wie ihr auch die Schmerzen und Gebrechen des Leibes unentbehrlich sind, wie zum Beispiel ohne Seuchen keine medizinische Wissenschaft entstanden sein würde, wie sich Gesundheit und Krankheit des Leibes auf die Seele und die der Seele auf den Leib übertragen, wie aber die Vollendung der Seele der Endzweck des ganzen Prozesses ist. Es scheint ihm, die göttliche Weisheit habe „bei Gründung unsrer physischen Natur eine solche Sparsamkeit beobachtet, daß ungeachtet der steten Kompensationen doch die Konsumtion immer das Übergewicht behalte, daß die Freiheit den Mechanismus mißbrauche, und der Tod aus dem Leben, wie aus seinem Keime, sich entwickle. Die Materie zerfällt wieder in ihre letzten Elemente, die nun in andern Formen und Verhältnissen durch die Reiche der Natur wandern, andern Absichten zu dienen. Die Seele fährt fort, in andern Kreisen ihre Denkkraft zu üben und das Universum von andern Seiten zu beschauen. Man kann freilich sagen, daß sie diese Sphäre im geringsten noch nicht erschöpft hat, daß sie solche vollkommner hätte verlassen können; aber weiß man denn, daß diese Sphäre für sie verloren ist? Wir legen jetzt manches Buch weg, das wir nicht verstehn, aber vielleicht verstehn wir es in einigen Jahren besser." Dem bekannten Unfug, der heute mit der Biologie getrieben wird, hat er für alle Vernünftigen mit folgenden Bemerkungen genügend vorgebaut. „Das Tier lebt das tierische Leben, um angenehm zu empfinden. Es empfindet angenehm, um das tierische Leben zu erhalten. Also es lebt jetzt, um morgen wieder zu leben. Es ist jetzt glücklich, um morgen glücklich zu sein. Aber ein einfaches, ein unsicheres Glück, das dem blinden Zufall preisgegeben ist, weil es nur allein in der Empfindung beruht. Der Mensch lebt auch das tierische Leben, empfindet seine Vergnügungen und leidet seine Schmerzen. Aber wozu? Er empfindet und leidet, daß er

Digitized by Google

sein tierisches Leben erhalte. Er erhält sein tierisches Leben, um ein geistiges länger leben zu können. Hier ist also das Mittel verschieden vom Zweck, dort fielen Mittel und Zweck in eins zusammen. Das ist eine von den Grenzscheiden zwischen Mensch und Tier. . . . Das Kind ist noch ganz Tier, oder besser: mehr oder auch weniger als Tier; menschliches Tier. Denn das Wesen, das einmal Mensch heißen soll, darf niemals nur Tier gewesen sein."

Zwischen diesem frühen Programm und seiner spätern Ausführung liegt das, was Schiller unter dem Namen Julius seine Theosophie nennt. Das Universum ein göttliches Kunstwerk, das wir räumlich betrachtet die Welt, im Zeitverlauf angesehen die Weltgeschichte nennen. Daß wir uns in diesem Augenblick hier zusammenfanden, sagt er in seiner akademischen Antrittsrede, „uns mit diesem Grade von Nationalkultur, mit dieser Sprache, diesen Sitten, diesen bürgerlichen Vorteilen, diesem Maß von Gewissensfreiheit zusammenfanden, ist das Resultat vielleicht aller vorhergegangnen Weltbegebenheiten: die ganze Weltgeschichte würde wenigstens nötig sein, dieses einzige Moment zu erklären." Die Schöpferin dieses lebendigen Kunstwerks aber, die in ihm lebt, es beseelt und beseligt, ist die Liebe.

Geisterreich und Körperweltgewühle
Wälzet eines Rades Schwung zum Ziele;
Sphären lehrt es, Sklaven eines Zaumes,
Um das Herz des großen Weltenraumes
Labyrinthenbahnen ziehn —
Geister in umarmenden Systemen
Nach der großen Geistersonne strömen
Wie zum Meere Bäche fliehn.
. . . . . .
Stünd im All der Schöpfung ich alleine,
Seelen träumt ich in die Felsensteine,
Und umarmend küßt ich sie.
. . . . . .
Freundlos war der große Weltenmeister,
Fühlte Mangel, darum schuf er Geister,
Sel'ge Spiegel seiner Seligkeit.
Fand das höchste Wesen schon kein Gleiches,
Aus dem Kelch des ganzen Seelenreiches
Schäumt ihm die Unendlichkeit.

„Nur das reiche Gemüt liebt, nur das arme begehrt," heißt es noch in einem seiner spätesten Epigramme. Seine Jugendgedichte aber und seine Jugenddramen sind ganz voll von dieser Liebestrunkenheit und Liebesglut; als allgemeine Menschenliebe nimmt sie Gestalt an in seinem Posa, als beseligende Freude verschmilzt sie mit der größten Tonschöpfung aller Zeiten zum Triumphgesang der über Tod, Leid und Schuldbewußtsein siegenden Menschheit. Wer nicht dem Pessimismus verfallen will, der wird niemals eine andre Metaphysik finden als diese theosophische.

Schillers Psychologie und Ästhetik zeigen dann, wie sich der göttliche Liebeswille in der Menschenwelt stufenweise verwirklicht, wie diese durch das Schöne zum Wahren und Guten erzogen wird, damit sie zuletzt im vollen Besitz des Schönen die Seligkeit genieße. Jeder der beiden in diesem Satz zusammen-

Digitized by Google

gefaßten Grundgedanken ist unanfechtbar. Was den zweiten betrifft, so hat unstreitig Schiller Recht, wenn er den ästhetischen Genuß den einzigen nennt, der weder mit Schmerzen erkauft noch mit solchen gebüßt wird. Wäre also vollkommnes Glück auf Erden möglich, so würde es im ungestörten ästhetischen Genuß einer vollkommnen Umgebung oder einer vollkommnen Innenwelt bestehn. Und auch das ist richtig, daß nur der ästhetische Mensch der vollkommne Mensch ist, und daß der Verstandesmensch, der Gesetzesmensch so wenig ein vollkommner und harmonischer Mensch genannt werden kann wie der Tiermensch.

„Der Mensch kann sich selbst auf eine doppelte Weise entgegengesetzt sein; entweder als Wilder, wenn seine Gefühle über seine Grundsätze herrschen, oder als Barbar, wenn seine Grundsätze seine Gefühle zerstören. Der Wilde verachtet die Kunst und erkennt die Natur als seinen unumschränkten Gebieter; der Barbar verspottet und entehrt die Natur, aber, verächtlicher als der Wilde, fährt er häufig genug fort, der Sklave seines Sklaven zu sein. Der gebildete Mensch macht die Natur zu seinem Freund und ehrt ihre Freiheit, indem er bloß ihre Willkür zügelt." Sehr richtig schildert er, wie fortschreitende Zivilisation die Einheit des Menschenwesens zerreißt. Wie weit haben seitdem Arbeitteilung und Spezialisierung die Zerreißung getrieben! Was aber die Erziehung des Menschengeschlechts betrifft, so hat die heutige Ethnologie bestätigt, was Schiller in seinen Abhandlungen beweist und im Eleusischen Fest, vollständiger in dem großen Lehrgedicht „Die Künstler" poetisch darstellt, daß es der Sinn für Schmuck ist, der den Wilden über das einfache tierische Bedürfnis erhebt, ihn zum Menschen macht und ihn lehrt, die Bahn zur Kultur einzuschlagen. Auge und Ohr sind es, die beiden geistigen Sinne, die das Wohlgefallen am Schmuck und an der Musik vermitteln, an zwei Erscheinungen, die nur als Schein gefallen, nicht als Mittel zur Befriedigung leiblicher Bedürfnisse. „Die Natur selbst ist es, die den Menschen von der Realität zum Scheine emporhebt, indem sie ihn mit zwei Sinnen ausrüstete, die ihn bloß durch den Schein zur Erkenntnis des Wirklichen führen. In dem Auge und dem Ohr ist die andringende Materie schon hinweggewälzt von den Sinnen, und das Objekt entfernt sich von uns, das wir in den tierischen Sinnen unmittelbar berühren. Was wir durch das Auge *sehen*, ist von dem verschieden, was wir *empfinden*; denn der Verstand springt über das Licht hinaus zu den Gegenständen. Der Gegenstand des Takts [des Tastgefühls] ist eine Gewalt, die wir erleiden; der Gegenstand des Auges und des Ohres ist eine Form, die wir erzeugen. So lange der Mensch noch ein Wilder ist, genießt er bloß mit den Sinnen des Gefühls, denen die Sinne des Scheins in dieser Periode bloß dienen [zur Aufsuchung der Nahrung, Meidung von Gefahren usw.]. Er erhebt sich entweder gar nicht zum Sehen, oder dieses gewährt ihm keine Befriedigung. Sobald er anfängt, mit dem Auge zu genießen, und das Sehen für ihn einen selbständigen Wert erlangt, so ist er auch schon ästhetisch frei, und der Spieltrieb hat sich entfaltet." Nur im Spiel nämlich ist der Mensch völlig frei, und nur die Freiheit beglückt ihn, aber auch *sie nur* vollendet sein Menschentum. Und des Menschen würdig ist nur eine Art des Spiels: die des Spiels mit dem schönen Schein; der Mensch soll *nur mit der* Schönheit spielen, und er soll mit der Schönheit nur *spielen*.

Digitized by Google

Nicht anders als das ganze Menschengeschlecht muß jeder Einzelne, auch jeder einzelne Angehörige eines Kulturvolks, zum Vollmenschentum erzogen werden. Der Formsinn muß geweckt werden und muß den Sachsinn, die tierische Begierde allmählich überwinden. Jede Erkenntnis gibt dem wahrgenommnen Stoff Form und Gestalt, und wo das Wohlgefallen an Formen und Gestalten nicht erwacht ist, das Wohlgefallen an der Schönheit eines ursächlichen Zusammenhangs, an der Schönheit einer gewisse Raumbeziehungen zusammenfassenden algebraischen Formel, da strebt der Mensch nicht nach Erkenntnis; da treibt es ihn auch nicht, die Materie mit den Händen zu gestalten, Kunstwerke zu schaffen. Und wo nicht der ästhetische Widerwille gegen Schmutz, Unordnung, verzerrte Gesichter, Schmerzgeheul, Wunden, zerfleischte Leiber lebendig und stark ist, da wird kein Drako gesetzliches Verhalten und eine diesem entsprechende Gesinnung, Moralität, erzwingen.

Nur durch das Morgentor des Schönen
Drangst du in der Erkenntnis Land.
. . . . . .
Was erst, nachdem Jahrtausende verflossen,
Die alternde Vernunft erfand,
Lag im Symbol des Schönen und des Großen
Voraus geoffenbart dem kindischen Verstand.
Ihr holdes Bild hieß uns die Tugend lieben,
Ein zarter Sinn hat vor dem Laster sich gesträubt,
Eh noch ein Solon das Gesetz geschrieben,
Das matte Blüten langsam treibt.

Daß die Ästhetik für sich allein nicht hinreicht, das Gute allgemein durchzusetzen, hat Schiller genau gewußt. Er verkennt nicht die Notwendigkeit des Naturstaats und des Vernunftstaats, die dem ästhetischen vorhergehn müssen. Ja er will nicht einmal, daß der Vernunftstaat den Naturstaat oder Zwangsstaat gänzlich aufhebe. Tut sie das, „so wagt sie den physischen und den wirklichen Menschen an den problematischen sittlichen, so wagt sie die Existenz der Gesellschaft an ein bloß mögliches (wenngleich moralisch notwendiges) Ideal von Gesellschaft.“ In Beziehung auf den wahrhaft der Würde des Menschen angemeßnen, den ästhetischen Staat aber fragt er im letzten der Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen: „Existiert aber auch ein solcher Staat des schönen Scheins, und wo ist er zu finden? Dem Bedürfnis nach existiert er in jeder feingestimmten Seele; der Tat nach möchte man ihn wohl nur, wie die reine Kirche und die reine Republik, in einigen wenigen auserlesnen Zirkeln finden, wo nicht die geistlose Nachahmung fremder Sitten, sondern eigne schöne Natur das Betragen lenkt, wo der Mensch durch die verwickeltsten Verhältnisse mit kühner Einfalt und ruhiger Unschuld geht und weder nötig hat, fremde Freiheit zu kränken, um die seinige zu behaupten, noch seine Würde wegzuwerfen, um Anmut zu zeigen.“ Auch liegt es ihm fern, die Strenge der kantischen Moral abschwächen zu wollen. Motiv des Handelns darf auch nach ihm nicht die Lust, sondern muß die Pflicht sein, wenn eine Handlung moralisch sein soll. Aber er verwirft die Forderung Kants, daß die Lust gar keinen Anteil am moralischen Handeln haben dürfe. „So gewiß ich überzeugt bin, daß der Anteil

Digitized by Google

der Neigung an einer freien Handlung für die reine Pflichtmäßigkeit dieser Handlung nichts beweist, so glaube ich eben daraus folgern zu können, daß die sittliche Vollkommenheit des Menschen gerade nur aus diesem Anteil seiner Neigung an seinem moralischen Handeln erhellen kann. Der Mensch nämlich ist nicht dazu bestimmt, einzelne sittliche Handlungen zu verrichten, sondern ein sittliches Wesen zu sein. Nicht Tugenden, sondern die Tugend ist seine Vorschrift, und Tugend ist nichts andres als »eine Neigung zu der Pflicht«. Wie sehr also auch Handlungen aus Neigung und Handlungen aus Pflicht im objektiven Sinne einander entgegenstehn, so ist dies doch im subjektiven Sinne nicht also, und der Mensch darf nicht nur, sondern soll Lust und Pflicht in Verbindung bringen; er soll seiner Vernunft mit Freuden gehorchen. Erst dann, wenn sie aus seiner gesamten Menschheit als die vereinigte Wirkung beider Prinzipien hervorquillt, ist seine sittliche Denkart geborgen; denn so lange der sittliche Geist noch Gewalt anwendet, muß der Naturtrieb ihm noch Macht entgegenzusetzen haben. Der bloß niedergeworfne Feind kann wieder aufstehn, aber der versöhnte ist wahrhaft überwunden. In der kantischen Moralphilosophie ist die Idee der Pflicht mit einer Härte vorgetragen, die alle Grazien davon zurückschreckt und einen schwachen Verstand leicht versuchen könnte, auf dem Wege einer finstern und mönchischen Asketik die moralische Vollkommenheit zu suchen. Wie sehr sich auch der große Weltweise gegen diese Mißdeutung zu verwahren suchte, die seinem heitern und freien Geiste unter allen gerade die empörendste sein muß, so hat er, deucht mir, doch selbst durch die strenge und grelle Entgegensetzung beider auf den Willen des Menschen wirkenden Prinzipien einen starken (obgleich bei seiner Absicht vielleicht kaum zu vermeidenden) Anlaß dazu gegeben." Seine irreführende Darstellung sei aus der Entrüstung über den groben Materialismus entsprungen, den die unwürdige Gefälligkeit der Philosophen dem schlaffen Zeitcharakter zum Kopfkissen untergelegt habe. „Er hatte nicht die Unwissenheit zu belehren, sondern die Verkehrtheit zurechtzuweisen. . . . Er war der Drako seiner Zeit, weil sie ihm eines Solons noch nicht wert und empfänglich schien. . . . Womit aber hatten es die Kinder des Hauses verschuldet, daß er nur für die Knechte sorgte? . . . Mußte schon durch die imperative Form des Moralgesetzes die Menschheit angeklagt und erniedrigt werden, und das erhabenste Dokument ihrer Größe zugleich die Urkunde ihrer Gebrechlichkeit sein? . . . Es ist für moralische Wahrheiten gewiß nicht vorteilhaft, Empfindungen gegen sich zu haben, die der Mensch ohne Erröten sich gestehn darf. . . . Nimmermehr kann die Vernunft Affekte als ihrer unwert verwerfen, die das Herz mit Freudigkeit bekennt, und der Mensch da, wo er moralisch gesunken wäre [wo ihm das Gute zuwider ist] nicht wohl in seiner eignen Achtung steigen. Wäre die sinnliche Natur im Sittlichen immer nur die unterdrückte und nie die mitwirkende Partei, wie könnte sie das ganze Feuer ihrer Gefühle zu einem Triumphe hergeben, der über sie selbst gefeiert wird?"

Sogenannte Ästheten, die ihre Lebensaufgabe in einem Sinnengenuß sehen, den sie durch den Genuß des Schönen erhöhen, und denen das Schöne zu nichts anderm dient als zur Erhöhung des Sinnengenusses und zur Vorbereitung auf ihn, haben kein Recht, sich auf Schiller zu berufen. Die Lust, die er Kant

Digitized by Google

gegenüber verteidigt, ist nicht Sinnenlust, sondern eine Lust am Guten, an der die veredelte Sinnlichkeit teilnimmt, anstatt ihr zu widerstreben. Vom Sinnengenuß zu befreien, ist nach ihm der Zweck der ästhetischen Freude am schönen Schein:

Wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen,
Frei sein in des Todes Reichen,
Brechet nicht von seines Gartens Frucht!
An dem Scheine mag der Blick sich weiden;
Des Genusses wandelbare Freuden
Rächet schleunig der Begierde Flucht.
. . . . . .
Nur der Körper eignet jenen Mächten,
Die das dunkle Schicksal flechten;
Aber frei von jeder Zeitgewalt,
Die Gespielin seliger Naturen,
Wandelt oben in des Lichtes Fluren
Göttlich unter Göttern die Gestalt.

Schiller war, wie sein Leben beweist, ein heroischer Charakter, ein Held und ein Märtyrer, der sich im Dienst seiner Ideale aufgerieben hat, und was Übelwollende seine Rhetorik nennen, das war, wie Fischer richtig bemerkt, nur der sprachliche Ausdruck seiner heroischen Gesinnung und der aus dieser quellenden echten Begeisterung. Im „Riesenkampf der Pflicht" hat er sich zu der Erkenntnis durchgerungen, daß zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden dem Menschen nur die bange Wahl bleibt. Neben das Schöne hat er das Erhabne, neben die Anmut die Würde als seine Gottheiten gestellt, und um die sittliche Würde nicht durch selbstsüchtige Motive zu verunreinigen — nichts entrüstete ihn mehr, als wenn behauptet wurde, es gebe keine uneigennützige Liebe —, leugnete er zeitweise das persönliche Fortleben der Seele nach dem Tode. „Auf den Flügeln der Einbildungskraft verläßt der Mensch die engen Schranken der Gegenwart, in welche die bloße Tierheit sich einschließt, um vorwärts nach einer unbeschränkten Zukunft zu streben; aber indem vor seiner schwindelnden Imagination das Unendliche aufgeht, hat sein Herz noch nicht aufgehört im Einzelnen zu leben und dem Augenblick zu dienen. ... Die ersten Früchte, die er in dem Geisterreich erntet, sind also Sorge und Furcht; beides Wirkungen der Vernunft, aber einer Vernunft, die sich in ihrem Gegenstand vergreift und ihren Imperativ unmittelbar auf den Stoff anwendet. Früchte dieses Baumes sind alle unbedingten Glückseligkeitssysteme, sie mögen den heutigen Tag oder das ganze Leben oder, was sie um nichts ehrwürdiger macht, die ganze Ewigkeit zu ihrem Gegenstand haben. Eine grenzenlose Dauer des Daseins und Wohlseins, bloß um des Daseins und Wohlseins willen, ist bloß ein Ideal der Begierde, mithin eine Forderung, die nur von einer in das Absolute strebenden Tierheit kann aufgeworfen werden." Daß die Schönheit auch Verführerin zum Bösen werden könne, leugnet er durchaus nicht. Ausdrücklich hebt er hervor, daß das ästhetisch berechtigte Wohlgefallen, das ein Verbrecher durch seine Kraft und durch die Zweckmäßigkeit seines verbrecherischen Planes erweckt, die sittliche Empfindung schwächen könne, und daß es viele gibt, „die selbst vor einem Verbrechen nicht erschrecken, wenn ein löblicher Zweck dadurch zu erreichen steht, die ein Ideal

Digitized by Google

politischer Glückseligkeit durch alle Greuel der Anarchie verfolgen, Gesetze in den Staub treten, um für bessere Platz zu machen, und kein Bedenken tragen, die gegenwärtige Generation dem Elend preiszugeben, um das Glück der nächstfolgenden dadurch zu befestigen." „Man sagt darum, heißt es eine Seite weiter, ganz richtig, daß die echte Moralität sich nur in der Schule der Widerwärtigkeit bewähre, und eine anhaltende Glückseligkeit leicht eine Klippe der Tugend werde." Auch dem wissenschaftlichen Ernst könne die Schönheit — die Schönheit der Darstellung nämlich — leicht Abbruch tun. „Aus diesem Grunde halte ich es für schädlich, wenn für den Unterricht der Jugend Schriften gewählt werden, worin wissenschaftliche Materien in schöne Form eingekleidet sind." Den Frauen, bei denen der ästhetische Sinn überwiegt und überwiegen soll, spricht er die Wissenschaft ab. „Das andre Geschlecht kann und darf, seiner Natur und seiner schönen Bestimmung nach, mit dem männlichen nie die Wissenschaft, aber durch das Medium der Darstellung kann es mit demselben die Wahrheit teilen." Schiller ist also nichts weniger als ein Schöngeist und ein Beförderer schöngeistiger Oberflächlichkeit und Leichtfertigkeit.

Und mit dem Mißbrauch des Ästhetischen zur Befriedigung der niedern Triebe, mit dem Dienst des Gemeinen, zu dem sich manche Künstler und Dichter herabwürdigen, hat er keine Nachsicht. „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben, bewahret sie!" ruft er den Künstlern zu. Er schont auch Wieland und Goethe nicht. Jenen spricht er zwar von dem Vorwurf persönlicher Lüsternheit frei, meint jedoch, er scheine „von dem ganz eignen Unglück verfolgt zu sein, daß dergleichen Schilderungen durch den Plan seiner Dichtungen notwendig gemacht werden. . . . Ob es aber dem Dichter erlaubt ist, sich bei Entwerfung des Plans einer solchen Gefahr in der Ausführung auszusetzen, und ob überhaupt ein Plan poetisch heißen kann, der nicht kann ausgeführt werden, ohne die keusche Empfindung des Dichters sowohl als seines Lesers zu empören, und ohne beide bei Gegenständen verweilen zu machen, von denen ein veredeltes Gefühl sich so gern entfernt — das ist es, was ich bezweifle, und worüber ich gern ein verständiges Urteil hören möchte." Und Goethe will er zwar seine Elegien verzeihen, die sich allenfalls ästhetisch rechtfertigen ließen, aber nicht den jämmerlichen Charakter Egmonts, der als leichtsinniger Lebemann und Mädchenverführer untergehe, während dem wirklichen Egmont die gewissenhafte Fürsorge für seine zahlreiche Familie den Untergang bereitet, die geschichtliche Wahrheit also noch dazu dem Dichter den würdigsten Gegenstand für eine wirkliche Tragödie dargeboten habe; eine solche sei Goethes Egmont nicht. Schillers hartes Urteil über Bürger ist bekannt. Er veröffentlichte es anonym und sagte darüber später: „Gute Freunde haben es sehr übel aufgenommen, was ein Rezensent in der Allgemeinen Landeszeitung vor etlichen Jahren in den Bürgerischen Gedichten getadelt hat, und der Ingrimm, womit sie wider diesen Stachel löcken, scheint zu erkennen zu geben, daß sie mit der Sache jenes Dichters ihre eigne zu verfechten glauben. Aber darin irren sie sich sehr. Jene Rüge konnte bloß einem wahren Dichtergenie gelten, das von der Natur reichlich ausgestattet war, aber versäumt hatte, durch eigne Kultur jenes seltne Geschenk auszubilden. Ein solches Individuum durfte und mußte man unter den höchsten

Digitized by Google

Maßstab der Kunst stellen, weil es Kraft in sich hatte, demselben, sobald es ernstlich wollte, genug zu tun; aber es wäre lächerlich und grausam zugleich, auf ähnliche Art mit Leuten zu verfahren, an welche die Natur nicht gedacht hat, und die mit jedem Produkt, das sie zu Markte bringen, ein vollgiltiges testimonium paupertatis aufweisen." Es sei die naive Poesie, die solche Wichte dazu verführe, sich für Dichter zu halten. „Die sentimentalische Poesie, wiewohl von einer andern Seite gefährlich genug, hält wenigstens dieses Volk in Entfernung, weil es nicht jedermanns Sache ist, sich zu Ideen zu erheben; die naive Poesie aber bringt es auf den Glauben, als wenn schon die bloße Empfindung, der bloße Humor, die bloße Nachahmung wirklicher Natur den Dichter ausmache. Nichts aber ist widerwärtiger, als wenn der platte Charakter sich einfallen läßt, liebenswürdig und naiv sein zu wollen — er, der sich in alle Hüllen der Kunst stecken sollte, um seine ekelhafte Natur zu verbergen."

Schiller hat durch seine Tragödien veredelnd auf sein Volk einwirken wollen und hat diesen Zweck erreicht, aber nicht durch das Theater, sondern durch die Schule und die Lektüre außerhalb der Schule. Freilich hat er einmal „die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet," aber schon zwei Jahre vorher darüber geklagt, daß sie es nicht sei. „Werden darum weniger Mädchen verführt, weil Sara Samson ihren Fehltritt mit Gifte büßet?" Und wenn noch die Mehrzahl der Stücke, oder auch nur eine beträchtliche Minderzahl, auf der Höhe von Lessings Dramen stünde! Und gar das Theaterpublikum! Und die Schauspieler! „Solange die Schlachtopfer der Wollust von den Töchtern der Wollust gespielt werden, ... solange das Schauspiel für die Toilette und die Schenke arbeitet, so lange mögen unsre Theaterschriftsteller der patriotischen Eitelkeit entsagen, Lehrer des Volks zu sein. Bevor das Publikum für seine Bühne gebildet ist, dürfte wohl schwerlich die Bühne ihr Publikum bilden."

Die Überschätzung des Theaters im Weimarischen Kreise (von der übrigens Goethe, wie man aus Meisters Wanderjahren sieht, im höhern Alter zurückgekommen ist) haben wir bei einer frühern Gelegenheit daraus erklärt, daß dieser Kreis zu ausschließlich von literarischen Interessen bewegt wurde, und daß sich ihm, in seiner unpolitischen und religionslosen halkyonischen Atmosphäre, die wirklichen Lebensmächte einige Jahre lang nicht bemerkbar machten. Über den Wert dieser Lebensmächte: Staat, politische Partei, Militär, Schule, Presse, Religion, Kirche soll hier nicht geurteilt, sondern es soll nur die Tatsache festgestellt werden, daß der Massenhaftigkeit und Allgemeinheit ihrer Einwirkung gegenüber der sporadische Theaterbesuch eines kleinen Bruchteils der Bevölkerung nicht ins Gewicht fällt, und daß die Habitués der Großstädte nicht zu den Kraftelementen des Volkskörpers gehören. Namentlich der vollständige Schwund der Religion in den gebildeten Kreisen des damaligen Deutschlands legte den Ersatz der Kirche durch das Theater nahe — für die Masse, die Honoratioren fanden ihn in der Freimaurerloge — denn das Bedürfnis einer Erbauung besteht nun einmal.

Schiller hat es auch wirklich befriedigt — nicht im Theater freilich, wie oben bemerkt wurde; denn da genießen ihn nur wenige und in homöopathischen

Digitized by Google

Dosen —, und es ist nun merkwürdig, zu sehen, wie nahe die Erbauung durch Schiller der durch die christliche Religion kommt. Seine Liebestheosophie ist die des Neuen Testaments und des Dichters der Scholastik: L'Amor che muove il sole e l'altre stelle, schließt die göttliche Komödie.

Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.
Des Gesetzes strenge Fessel bindet
Nur den Sklavensinn, der es verschmäht;
Mit des Menschen Widerstand verschwindet
Auch des Gottes Majestät,

das ist die Psychologie von Römer 8, 15 bis 17; Galater 4, 1 bis 7; 1. Johannes 4, 16 bis 5, 3. Und wenn es irgendwo und irgendwann einmal ästhetische Volkserziehung gegeben hat, so ist es die durch das Christentum gewesen. Jesus ist die edelste Gestalt der Weltgeschichte. Seine Lehrvorträge, seine Gleichnisse, seine Sprüche, einzelne Kapitel der Paulinischen Briefe wie das 13. und das 15. des 1. Korintherbriefes, einzelne Erzählungen wie die Geschichten von Jesu und seines Vorläufers Geburt, von den Reisen Pauli, die Leidensgeschichte sind reinste Poesie. Der christliche Heiligenhimmel kann es mit dem griechischen Olymp wohl aufnehmen, dessen Untergang Schiller im schwächsten Augenblicke seines Lebens so bitterlich beklagt hat. Die Kirche ist die Schöpferin einer neuen Kunst, die sich vor der Antike nicht zu schämen braucht. Nur in der Plastik bleibt sie hinter dieser zurück, aus Gründen, die wir hier nicht erörtern können; in der Architektur und in der Malerei hat sie sich reicher entfaltet und Höheres geleistet; von der Musik der Alten wissen wir zu wenig, daß wir sie beurteilen könnten, aber wir dürfen sie uns armselig vorstellen, verglichen mit den Kompositionen von Palestrina, Bach, Haydn, Mozart und Beethoven und mit der heutigen reichen Instrumentation. Die Königin der Instrumente, die Orgel, ist ausschließliches Eigentum des christlichen Kultus. Was aber die Dichtkunst anbetrifft — wäre ein Schiller möglich gewesen ohne die philosophischen und ästhetischen Anregungen, die vom Christentum ausgehn, ohne den unbewußt eingesognen reinen und erhabnen Geist des Christentums und sogar ohne einzelne bestimmte historische Verkörperungen, die Schiller gar wohl zu schätzen und zu verwenden verstanden hat? Es gehört zu den schönsten Triumphen des Christentums, daß in einer Zeit, wo es kraftlos geworden war und dem Absterben nahe zu sein schien, wo es namentlich keinen ästhetischen Eindruck mehr machte, ein von ihm nur aus der Ferne beeinflußter reiner und edler Geist aus sich selbst eine Philosophie erzeugte und in der gewinnenden, eindringlichen Form poetischer Meisterwerke lehrte, die den wesentlichen Gehalt des Christentums wiedergab. Freilich bleibt zwischen beiden ein Unterschied, der sich hie und da als ein Mangel bemerkbar macht. Namentlich in dem wunderbarsten der philosophischen Lehrgedichte. Wer würde an ihm nicht immer aufs neue bewundern: die Großartigkeit der Komposition, den tiefen und reichen philosophischen Inhalt, die meisterhafte Durchführung jedes einzelnen Gedankens und die meisterhafte Ausmalung jedes einzelnen Bildes! Aber der ursprüngliche Titel: Das Reich der Schatten, erinnert uns daran, daß „die Gestalt,“

Digitized by Google

das Ideal, das dem Leben entgegengestellt wird, und zu dem flüchtend wir Erquickung, Befreiung, Seligkeit finden sollen, doch eben nur ein Schatten ist, ein wesenloser Schein. Kann dessen Beschauung beglücken? Freilich soll es nicht beim müßigen Schauen bleiben; vom Schauen begeistert, soll, das Tote bildend zu beseelen, tatenvoll der Genius entbrennen. Aber das von Natur beseelte Gebilde, der Mensch einschließlich des Künstlers, bleibt hienieden unvollkommen und trotz allem rastlosen Schaffen unbefriedigt, und der zum Olymp emporsteigende Herakles überzeugt uns nicht; der ist doch selbst bloß ein poetisches Bild, eine schattenhafte Gestalt. Gewiß ist es unmoralisch, das Gute um des Lohnes, und nur um des Lohnes willen, sei es auch ein ewiger, zu tun, und muß darum die Rücksicht auf das Jenseits von der höchsten Moral (wie oft jedoch sind wir schon froh, eine ziemlich niedrige anzutreffen) ausgeschlossen werden. Aber unsre Vernunft gibt sich nicht damit zufrieden, daß das Ideal ewig nur ein wesenloser Schein bleiben oder es höchstens in toter Farbe und in Marmor zu einem einigermaßen wesenhaften Dasein bringen soll. Sie fordert, daß es sich dereinst im lebendigen Material verwirkliche, im Menschen, was hienieden nicht möglich ist. Und dort erst kann auch der Spieltrieb seine volle Befriedigung finden, auf eine Weise, von der wir keine Vorstellung haben, die aber der christliche Glaube als ewige Anschauung der höchsten Vollkommenheit, also, wiederum Schillers Philosophie bestätigend, als Befriedigung des ästhetischen Triebes bezeichnet, der damit für den höchsten erklärt wird. Als ein Spiel stellt, ganz im Sinne Schillers, eins der schönsten und merkwürdigsten Kapitel der Bibel, das Leben des vollkommensten und darum freiesten Wesens dar, der göttlichen Weisheit, mit der niemand anders gemeint ist als Gott selbst. „Als er die Himmel bereitete, nach genauem Gesetz einen Kreis zog um die Tiefen, als er dem Meer seine Grenze setzte, den Wassern ein Gesetz gab, ihre Grenzen nicht zu überschreiten, da er die Gründe der Erde legte: da war ich bei ihm als Ordnerin, und spielte vor ihm allezeit, und spielte auf dem Erdkreis, und meine Lust ist, bei den Menschenkindern zu sein." Nur dann kann uns der schöne Schein befriedigen, wenn er uns als das Abbild der höchsten Realität und als die Verheißung ihres dereinstigen Besitzes gilt.

Universitätsfragen in Rußland

(Schluß)

Einen andern Mangel der heutigen russischen Universität muß man in der wirklichen Zusammensetzung des Lehrkörpers, in seiner Ergänzung und in der materiell nicht gesicherten Lage der Professoren suchen. Man sollte meinen, daß jede Universität das ernsteste Interesse habe, hervorragende Lehrer heranzuziehn, weil man durch solche nur freiwillige Hörer an den Lehrstuhl fesselt — unfreie kann man freilich zwingen, zu hören, wen man will. In Rußland ist

Digitized by Google

es anders. Bis zum Jahre 1884 stand allerdings den Professorenkollegien das Recht zu, die Lehrstühle durch freie Wahl mit der Bestätigung durch den Minister zu besetzen. Die Universitäten zogen auf diese Weise die besten Kräfte des Landes an sich, und die Wissenschaft blühte; einzelne russische Gelehrte gewannen europäischen Ruf. Das neue Reglement hob die freie Wahl auf und führte an ihrer Stelle die Bestimmung ein, daß die Lehrstühle auf Grund einer Preisbewerbung oder durch Verfügung des Ministers besetzt werden. Da die Preisbewerbungen vielfach völlige Mißerfolge zeitigten, weil unter den Bewerbern so ungeeignete Persönlichkeiten auftraten, daß die Fakultäten keinem den Lehrstuhl zuerkennen konnten, wurde die Besetzung durch den Minister die Regel, ohne daß sie irgendwie bessere Ergebnisse gebracht hätte. Denn zugegeben, daß bei freier Wahl Parteilichkeit zutage treten kann, wogegen es immerhin noch geeignete Mittel gibt, so verursacht die ministerielle Ernennung viel ärgere Mißstände, weil Zufall und Protektion entscheidend mitsprechen. Will sich das Ministerium Unparteilichkeit wahren, und hält es sich an die Bestimmungen, zum Beispiel daran, daß der Kandidat die nötigen akademischen Grade (Magister und Doktor) erworben hat, so ist damit noch keine Gewähr gegeben, daß er wissenschaftliche Bedeutung hat und ein geeigneter Lehrer ist. Wie unfähige Leute mitunter Lehrstühle einnehmen, zeigt der Aufsehen erregende Fall eines Professors, der nach fünfzehnjähriger Lehrtätigkeit endlich der Fakultät seine Magisterdissertation einreichte, sie aber zurückerhielt und erst nach völliger Umarbeitung verteidigen durfte, „wobei die Disputation geradezu als ein Skandal bezeichnet werden mußte." Solche Skandale stehn aber keineswegs vereinzelt da; ebenso häufig muß die Dissertation als wissenschaftlich unbrauchbar oder als Plagiat zurückgewiesen werden. Obgleich nun in den Provinzialuniversitäten die Fälle an der Tagesordnung sind, daß die Inhaber von Lehrstühlen weder akademische Grade noch wissenschaftliche Verdienste nachweisen können, sind im ganzen siebenundsechzig, in Moskau allein zwölf Lehrstühle noch unbesetzt. Es ist kein Wunder. Denn bei der geschilderten Art der Besetzung haben weder die einzelnen Professoren noch die Fakultäten ein Interesse an der Ausbildung eines geeigneten Nachwuchses. Es fehlt ja jede Gewähr, daß eine der Fakultät genehme und von ihr ausgebildete Persönlichkeit auch wirklich die Ernennung zum Professor an ihrer Universität erhält. Diese Unsicherheit entzieht der Professorenlaufbahn gerade die jungen Leute, die nach beendetem Studium durchaus in der Lage wären, sich dem verantwortungsvollen Beruf des Universitätslehrers zu widmen.

Wegen der geringern wissenschaftlichen Vorbereitung des Professorenstandes und wegen der Besetzung der Lehrstühle durch ministerielle Verfügung ist es oft notwendig, an allerhöchster Stelle um eine Dispensation von dem Nachweis der vorgeschriebnen akademischen Grade einzukommen. Auch die materiell nicht gesicherte Lage der Professoren ist schuld an dem Rückschritt der Tüchtigkeit der Universitäten. Die Gehaltsbezüge sind im Jahre 1863 festgesetzt worden und waren schon damals recht knapp bemessen; bei der Verteuerung in den größern Städten schützen sie gerade noch vor dem Verhungern. Die im Jahre 1884 eingeführte Honorarzahlung hat zwar die Einnahmen vergrößert, aber sehr ungleichmäßig. Die Folge ist, daß eine große Zahl von Professoren auf lohnende

Digitized by Google

Nebenbeschäftigung ausgeht und solche in Lehrerstellungen an andern Unterrichtsanstalten findet, oder zum Beispiel für den Sommer Badearztstellungen annimmt, oder als Mitarbeiter und Redakteur von Zeitschriften tätig ist. Natürlich geht ihnen unter diesen Umständen Zeit und Möglichkeit verloren, den Fortschritten der Wissenschaft genügend zu folgen: ihre Vorlesungen verlieren für sie und ihre Hörer jedes Interesse, denn sie sind durch Überlieferung bekannt und bringen nichts neues. Zu der Klasse dieser Lehrer gehören die sogenannten „ewigen" Magister, denen die Studentenschaft ansieht, daß sie niemals den Doktorgrad erreichen werden, und die in der Stellung außerordentlicher Professoren dem Ansehen des Standes nur schaden, obgleich sie unter materiell günstigern Verhältnissen brauchbare und geachtete Vertreter des Lehrkörpers ihrer Universität hätten werden können.

Die Laufbahn des Professors war bis zum Jahre 1884 von seiner Habilitation an so geregelt, daß er sich als „Dozent" den zweiten akademischen Grad, den des Doktors, erwarb und durch Wahl der Fakultät zum außerordentlichen Professor aufrückte. Als Mitglied der Fakultät und als Examinator nahm er tätig Anteil an den Aufgaben der Universität und bereitete sich auf seine spätere Stellung vor; er ersetzte einen Professor, wenn ein Lehrstuhl frei war, oder las Spezialkollegien und leitete die praktischen Übungen, wenn für das Fach ein etatsmäßiger Professor vorhanden war. Das Reglement von 1884 führte an die Stelle der Dozenten die Privatdozenten ein, die mit den Professoren in Konkurrenz traten, anstatt sie wie bisher in ihrer Lehrtätigkeit zu unterstützen und zu ergänzen. Indem man die Privatdozenten nach deutschem Muster in den Lehrkörper einfügte, berücksichtigte man zu wenig, daß der Zuschnitt der russischen Universität ein andrer ist als der der deutschen. Der Privatdozent ersetzt jetzt, wie seinerzeit der Dozent nach dem Reglement von 1863, einen fehlenden etatsmäßigen Universitätslehrer, nur mit einem geringern Gehalt (1200 Rubel) und mit dem Unterschiede, daß seine weitere Laufbahn nicht von der Fakultät, sondern vom Minister abhängig ist, und daß der freie Lehrstuhl jederzeit durch denselben Minister anders besetzt werden kann. Der Privatdozent kann ferner dasselbe Kolleg lesen wie ein etatsmäßiger Professor und wird in diesem Falle möglichst viel Hörer an sich zu ziehn suchen, nicht immer mit den besten Mitteln, zum Beispiel durch milde Beurteilung bei den Prüfungen und durch einen gewissen freien Ton im Vortrag, wie ihn sich der etatsmäßige Professor, zumal der juristischen Fakultät, aus dienstlichen Gründen nicht erlauben darf. In beiden Fällen fehlt es den Privatdozenten meist an der wissenschaftlichen Tiefe und der nötigen Schulung, wie sie die frühern Dozenten in längerer Vorbereitungszeit unter der Anleitung und Kontrolle ihrer Fakultät gewannen. Nichts aber ist gefährlicher, als solchen Männern, deren Interessen sich mit denen der Universität nicht völlig decken, denen das Gefühl der Verantwortlichkeit vor der studierenden Jugend abgeht, die Bildung dieser Jugend anzuvertrauen. Sie drücken den Standpunkt des Hochschulunterrichts hinunter, schaden ihm in den Augen der Lernenden und untergraben die Autorität der Professoren. Außerdem aber äußert sich die Konkurrenz der Privatdozenten ungünstig auf das Verhalten der Professoren,

Digitized by Google

die, um nicht ohne Hörer zu bleiben, bei den Prüfungen größere Nachsicht zeigen müssen.

Einer der wesentlichsten Mängel der jetzigen Universität liegt in der Regelung der Staatsprüfungen und in der Festsetzung der Studienpläne. Diese Studienpläne schaden dem akademischen Unterricht, weil sie die wissenschaftliche Ausbildung der Studierenden in eine Schablone zwängen. Sie sollen den Studierenden nötigen, sich eine möglichst gründliche vollständige Bildung in seinem Fache anzueignen, aber verfehlen ihren Zweck, denn die Universität kann weder fertige Gelehrte noch Männer der Praxis ins Leben senden, sondern soll Interesse an wissenschaftlicher Forschung erwecken, mit den Methoden der Forschung vertraut machen und die Erscheinungen des Lebens in ihrer logischen Entwicklung aufdecken. Da außerdem die Wissenschaft fortschreitet, neue Lehren aufstellt und neue Blüten treibt, da der Universitätsunterricht nur dann lebendig ist und die Hörer fesselt, wenn er der Wissenschaft folgt und ihr neue Pfade weist, so darf er nicht in die Fesseln ein für allemal giltiger, für alle Universitäten festgelegter Studienpläne gezwängt werden. Geschieht es, so wird der Unterricht zu einer mechanischen Wiederholung von Angaben, die der Hörer irgendwo selber nachlesen kann. Das Interesse an dem Besuch der Vorlesungen geht völlig verloren. Der Student versorgt sich für das Examen aus Wiederholungskursen, Repetitorien und ähnlichen auf die Anforderungen der Studienpläne zugeschnittnen Eselsbrücken mit den notwendigen, oft genug dürftigen und unwissenschaftlichen Kenntnissen. Von wissenschaftlicher Ausbildung ist keine Rede. Die Zeit aber, die er sonst zu wissenschaftlicher Vertiefung braucht, kann und wird er zu Zwecken verwenden, die mit den Aufgaben der Universität in schreiendem Widerspruch stehn.

Ebenso verfehlt wie die Studienpläne ist die Art der Staatsprüfungen. Sie sollen seit 1884 vor einer besondern Kommission unter dem Vorsitz einer jedesmal vom Minister zu ernennenden Persönlichkeit abgehalten, also der Einwirkung der Universität möglichst entzogen werden und nach bestimmtem Programm vor sich gehn. An die Stelle der bisherigen Universitätsprüfungen am Schluß jedes Studienjahres sind Semesterabschlüsse eingeführt worden. Diese haben aber sehr bald jede Bedeutung verloren, weil die Professoren, besonders der stärkern Fakultäten, sie nicht als Prüfungen ansahen, durch die sie zu einem einigermaßen richtigen Urteil über das Wissen ihrer Hörer gelangen konnten, sondern nur als eine Bescheinigung der wissenschaftlichen Tätigkeit.

Als Examinatoren bei den Staatsprüfungen mußten aus Mangel an wissenschaftlichen Kräften wie früher die Professoren und dazu die Privatdozenten verwandt werden. Zu Vorsitzenden der Prüfungskommissionen wurden großenteils Professoren fremder Universitäten bestellt. Die Staatsprüfungen waren auf diese Weise zu Universitätsschlußprüfungen mit reglementarisierten aber wesentlich herabgesetzten Anforderungen geworden, bei denen dem Geist des Unterrichts an der Universität keinerlei Rechnung getragen wurde, und sich sehr bald eine Verflachung des Wissens bei den Studenten bemerkbar machte. Dem sollte durch Zusatzbestimmungen abgeholfen werden, die jedoch nur die Einheitlichkeit der neuen Bestimmungen gefährdeten, dem Unterricht nichts nützten und

Digitized by Google

allmählich zu dem alten Verfahren zurücksteuerten: es wurden nach der ersten Hälfte der Universitätszeit Zwischenprüfungen eingeführt. Die hierdurch erledigten Wissenszweige schieden aus der Staatsprüfung aus. Hieraus ergab sich aber eine sehr unerwünschte Unterscheidung in Haupt- und in Nebenfächer, zu denen zum Beispiel in der juristischen Fakultät sogar Staatsrecht, Finanz- und Polizeirecht, Kirchenrecht u. a. gerechnet wurden.

Noch ernster als für den Universitätsunterricht und die wissenschaftliche Ausbildung der Studenten waren diese Änderungen in moralischer Beziehung. Es konnte den Studenten nicht verborgen bleiben, daß alle die Geschenke des neuen Reglements, Studienpläne und Staatsexamen, die Erweiterung der Befugnisse der Inspektion und alle andern unerfreulichen Erfindungen nur ein Ausdruck des Mißtrauens gegen die Universität und ihren Lehrkörper seien. Eine Bestätigung solcher Ansicht lag für sie darin, daß es an den höhern Lehranstalten andrer Ressorts wesentlich günstigere Verhältnisse für Lehrer, Studierende und die Pflege der Wissenschaft gibt. Das Reglement vom Jahre 1863 erkannte den Studenten (mit Ausnahme derer an der Universität Dorpat) nicht das Recht zu, sich zu Kameradschaften, Kränzchen, Landsmannschaften und ähnlichen Verbindungen zu vereinigen. Das Reglement vom Jahre 1884 beschnitt sogar noch die Korporationsrechte der Professoren, indem es deren Ernennung dem Staate zuwies. Zwischen Professoren und Studenten trat trennend die der Universität gänzlich fremde Inspektion. Diese nahm den Professoren die Möglichkeit, nähere Beziehungen zu den Studenten außerhalb des Auditoriums zu pflegen, und entzog auf diese Weise die Studentenschaft der erziehenden Einwirkung der Professoren.

Dieser Zustand widerspricht den Grundprinzipien der Universität. Freier Gedankenaustausch ist für den Studenten wie für seinen Lehrer von derselben Wichtigkeit; richtige Förderung der Wissenschaft ist nur bei ununterbrochnem zwanglosem Verkehr zwischen beiden denkbar. Wo solcher fehlt, und die Aufgabe des Professors mit dem Lesen einer bestimmten Anzahl Kollegs erfüllt ist, da ist die Wissenschaft zum Stillstand verurteilt, und das akademische Leben kann sehr bald in eine den Interessen der Universität und mithin auch der Regierung feindliche Richtung getrieben werden. In dem Mangel an einer Interessengemeinschaft der Studenten unter sich, mit den Professoren und den Universitätsbehörden sieht seit einigen Jahren auch die Regierung eine der Hauptursachen der Studentenunruhen.

Ein enger Zusammenhang zwischen der Lehrerschaft und den Studenten kann natürlich nicht befohlen werden, sondern muß sich aus dem akademischen Leben von selbst entwickeln, wie das Beispiel der meisten nichtrussischen Universitäten zeigt. Hier sind dank dem hohen Ansehen der Professoren die Fälle von Indisziplin und von Störung der Ordnung eine Ausnahme. Jede Störung des Universitätslebens würde überall durch die Mehrheit der Besonnenen abgewiesen werden. Ähnlich geht es in dem polytechnischen Institut in Riga zu, wo bisher wenigstens bei zweitausend Studenten Ordnung und Disziplin durch die Autorität der Professoren und ihre enge Verbindung mit der Studentenschaft aufrecht erhalten wurde und keine Inspektion besteht. Auf den russischen Universitäten ist so etwas nicht möglich.

Digitized by Google

Ein sehr nahe liegendes Mittel, einen innigern Zusammenhang zwischen den Professoren und der Studentenschaft herbeizuführen, ist eine korporative Organisation der Studenten. Die russische Gesetzgebung stand ihr jedoch von jeher mit Mißtrauen gegenüber und wollte nur von den einzelnen, jetzt uniformierten Studenten wissen. Leider! Gemeinsames, sich einander mitteilendes Streben nach dem oder jenem Ziel ist der Jugend eigentümlich, und der studierenden Jugend erst recht, weil sich unter ihr ganz von selbst Gruppen mit gemeinsamen Interessen und Zielen zusammenfinden. Beargwöhnt man diese Gruppenbildung, und nimmt man ihr die Harmlosigkeit fröhlicher Vereinigungen, wie es geschehen ist, so bilden sich geheime Verbindungen, die schließlich Zwecke verfolgen, die mit der bestehenden Ordnung unvereinbar sind. Läßt man dagegen Vereine zu, die öffentlich auftreten dürfen und müssen und unter der Aufsicht der Universitätsbehörde stehn, so kann auf diesem Wege sehr wohl ein erziehender Einfluß ausgeübt werden. Die Gemäßigten werden gestärkt, und die Masse der Studentenschaft wird vor dem Terrorismus einer Minderheit geschützt. Und dadurch, daß die Professoren, zum Teil als ehemalige Angehörige, Beziehungen zu diesen Korporationen unterhalten, ist die Brücke zu einer engern Verbindung zwischen dem Lehrkörper und den Lernenden geschlagen, die sich willig dem moralischen Einfluß des Lehrers fügen, wenn sie ihm auch menschlich näher treten.

Indem das Reglement von 1884 die schon bestehenden Bestimmungen gegen das offne Verbindungswesen aufnahm, vermied es den einzigen Weg, der eine gewisse Bürgschaft für Ruhe nnd Ordnung im Universitätsleben bietet.

Die Erkenntnis blieb nicht aus. Jedoch die durch die Verfügungen vom Jahre 1892 in die Universitätsordnung geschlagne Bresche ist doch nicht mehr recht gangbar. Sie erlaubt eine kameradschaftliche Organisation des Kursus als gewissermaßen obligatorische Einrichtung, außerdem als fakultativ die Gründung von wissenschaftlichen Kränzchen, Bibliotheken, Lesekabinetts u. a. unter der Bedingung, daß die Professoren und Lehrer daran teilnehmen. Früher hätten die gesunden Mitglieder der Studentenschaft auf diese Weise allerdings eine geeignete Organisation erhalten und das Gefühl für Disziplin und Zurückhaltung und eine konservative Gesinnung durch sie verbreiten helfen können, deren Mangel jetzt jedesmal fühlbar wird, wenn das Universitätsleben das gewöhnliche Geleise verläßt. Aber wie sich die Verhältnisse auf den Universitäten einmal gestaltet haben, ist schwer anzunehmen, daß das jetzt ohne weiteres noch möglich sein wird, denn die Bildung von Verbindungen wird durch die Fakultäten nicht gefördert, weil sie die Universitätslehrer vor neue verwickelte, zeitraubende Aufgaben stellt, ohne daß ihre Rechte erweitert und ihre Lage materiell aufgebessert wird. Außerdem kann die Leitung der Verbindungen die Professoren in eine ihre Existenz gefährdende sehr üble Lage bringen, sobald die Tätigkeit dieser Verbindungen aus irgendwelchen von dem leitenden Lehrer nicht abhängigen Gründen eine unerwünschte und schädliche Richtung einschlägt. Der bloße Gedanke daran und an die schwere Verantwortlichkeit ist für die Universitätslehrer Veranlassung genug, die Beteiligung an solchen Verbindungen rundweg abzulehnen und damit die Segnungen der neuen Bestimmungen illusorisch zu machen.

Digitized by Google

Die geschilderten Mängel in den Universitäten geben die ausreichende Erklärung, warum diese Anstalten ihren Aufgaben nicht gerecht werden können. Sie sind eine zu komplizierte Maschine, ein Organismus, der nicht die Kraft in sich hat, erfolgreich gegen schädliche Auswüchse anzukämpfen, der in kritischen Augenblicken völlig hilflos dasteht und außen nach Unterstützung suchen muß. Die Universitätsordnung ist aufgebaut auf eine Reihe Gesetze und Verfügungen, die zu verschiednen Zeiten aufeinander aufgepfropft sind, ohne daß sie zueinander passen, und die sich bisweilen geradezu widersprechen. So tut eine Reform denn gründlich not, und zwar in allernächster Zeit, sie soll auch schon an zuständiger Stelle angebahnt worden sein. Ihre Grundzüge dürften in den folgenden Zeilen annähernd enthalten sein. Feste Bedingung für eine Gesundung der Universität ist und bleibt unbedingtes Vertrauen der Regierung. Dieses muß sich in der Verleihung einer kollegialen Selbstverwaltung äußern, die die Universitäten auf den Standpunkt der Gelehrtenrepubliken andrer Länder stellt. Denn die Erfahrung hat nunmehr hinlänglich bewiesen, daß eine bureaukratische Verwaltung und die Stellung unter einen von der Regierung ernannten Vorgesetzten den Interessen der Universität völlig widerspricht, da alle Angehörigen des Professorenkollegiums gleichberechtigt und durch gleiche Autorität gestützt sein müssen. Aus dem Recht der Selbstverwaltung entspringt das Recht, den Rektor und die Dekane selbst zu wählen, die Kollegialität aber zeigt sich im Universitätsrat, in der Verwaltung, dem Gericht und den Fakultäten. Das Professorenkollegium bedarf des Rechts der Selbstergänzung; die Inspektion muß mit geminderten Befugnissen als Prorektorat unter den Rektor gestellt werden. Den Studierenden muß man das Recht zubilligen, sich in Korporationen, nach Fakultäten zusammenzuschließen; Vertreter des Lehrkörpers sollen daran teilnehmen, aber so unabhängig gestellt sein, daß sie es gern und mit innerm Interesse tun können.

Die materielle Lage der Professoren muß verbessert, ihre Tätigkeit im Nebenamt dagegen eingeschränkt werden. Als Privatdozenten dürfen nur promovierte oder von der Universität selbst für würdig befundne Personen zugelassen werden. Die Aufsicht über den Studiengang üben die Dekane und der Rektor aus. Die wissenschaftlichen Prüfungen der Studenten werden dem Professorenkollegium übertragen. Vorgesetzte Behörde bleibt allein das Ministerium.

Eine Universitätsselbstverwaltung verträgt sich mit dem Staatsgedanken ebensogut wie die den Städten und den Landschaften verliehene Selbstverwaltung. Ihre Grenzen kann man durch Verordnung festsetzen; der Kontrolle durch den Staat bleibt sie unterworfen wie jede andre Staatsanstalt. Auch das Recht der Selbstergänzung des Kollegiums, die Wahl des Rektors und des Prorektors (Inspektors) und der Dekane soll nicht als absolut gelten und dem Aufsichts- und Bestätigungsrecht des Staates entzogen werden. Ist jedoch eine Wahl des Kollegiums durch den Staat gut geheißen, so soll der neu ernannte Träger eines Universitätsamts auch des Vertrauens teilhaftig werden, das jeder Staatsdiener in angesehener Stellung beanspruchen kann. Dem Unterricht soll die Freiheit gegeben werden, ohne die ein Fortschritt der Wissenschaft undenkbar ist.

Digitized by Google

Dem auf der Höhe seines Berufs stehenden Universitätslehrer soll die Möglichkeit gesichert werden, in zwanglosem Verkehr mit der studierenden Jugend seinen nicht hoch genug zu schätzenden erziehenden Einfluß auszuüben.

Indem der Staat den Universitäten diese Rechte überläßt, sieht er seine Aufgaben wesentlich vereinfacht. Insbesondre kann er sich selber ein Einschreiten gegen alle Fälle von Indisziplin und von Störungen der Ordnung in den Räumen der Universität ersparen, denn eine mit ausreichender Machtbefugnis versehene kollegiale Selbstverwaltungsbehörde, deren Mitglieder sich in unabhängiger, geachteter Stellung großer Autorität bei den Studenten erfreuen, erscheint durchaus geeignet, die Ordnung aufrecht zu erhalten und entstehende Aufregungen zu dämpfen. Etwa zutage tretende Unbotmäßigkeiten verlieren den ihnen in den Augen der Studentenschaft anhaftenden und sogar von der Gesellschaft zugebilligten Charakter politischer Demonstration; sie erscheinen vielmehr als Verfehlungen gegen die Satzungen der Universität, die mit geeigneten Maßregeln und Strafen zu antworten in der Lage ist. Von der Gesamtheit der Professoren kann, wenn sie sich des Vertrauens der Regierung erfreut, wohl erwartet werden, daß sie die nötige Kraft haben, und daß sie mit ihrer Autorität für Gesetz und Ordnung eintreten wird. Die Gesellschaft wird diese in Umrissen skizierte Reform des russischen Universitätslebens wahrscheinlich freudig begrüßen.

H. Coepfer

Überflüssiges Schreibwerk

Der Abgeordnete Gamp hat kürzlich bei der Beratung des Etats des Ministeriums des Innern im preußischen Abgeordnetenhause Klage über die ständige Zunahme des Schreibwerks geführt. Ähnliche Beschwerden, wie diese von Gamp im Interesse der Amtsvorsteher erhobnen, sind beim Etat des Kultusministeriums mit Rücksicht auf die Kreis- und Lokalschulinspektoren und beim Etat des Justizministeriums im Hinblick auf die Grundbuchrichter laut geworden. Diese Erörterungen gehören gewissermaßen zu dem eisernen Inventar des preußischen Landtags. Mindestens aller paar Jahre werden Anregungen von den Abgeordneten zur Entlastung dieser oder jener Beamtenkategorie gegeben. Mit vielem Humor pflegte der langjährige Präsident des Abgeordnetenhauses Herr von Köller von der Rednertribüne und im engern Kreise seiner Bekannten auf die Schreibwut unsers Zeitalters hinzuweisen. Man kann nicht sagen, daß sich die Zentralinstanz diesen vielfachen Anregungen gegenüber nur mit Versprechungen begnügt hätte. Durch gemeinschaftlichen Erlaß vom 30. Mai 1896 haben die Minister des Innern und der Finanzen die sogenannten Kurialien abgeschafft und wertvolle Anweisungen gegeben, wie für die Behörden namentlich in der Lokalinstanz Erleichterungen im Geschäftsverkehr eingeführt werden könnten. Einzelne Regierungspräsidenten haben im Sinne dieses Erlasses manche weitere Verbesserungen veranlaßt. Und trotz allem diese Wiederkehr der Klagen!

Digitized by Google

Unleugbar sind gerade in der eigentlichen Verwaltung die Geschäfte in rascher Zunahme begriffen. Das Anwachsen der Bevölkerung, die Mobilisierung weiter früher bodenständiger Schichten, das Bestreben, vieles von Staats wegen zu regeln, was man vordem der Initiative der Privaten überließ, bringt das mit sich. Um so notwendiger ist es, mit allem überflüssigen vermeidbaren Schreibwerk gründlich aufzuräumen. Auffallend passiv verhält sich die Bevölkerung dieser Frage gegenüber. Es liegt wohl daran, daß sie im Landtage regelmäßig mit Rücksicht auf eine bestimmte Klasse von Beamten erörtert, und daß dadurch der Anschein hervorgerufen wird, daß die Reden nur gehalten werden, um den betreffenden Beamten eine Erleichterung zu verschaffen. Und doch ist es eine Frage, die die Allgemeinheit sehr berührt. Im Staate und in den verschiednen Zweigen der Selbstverwaltung nimmt die Zahl der Beamten ständig zu. Die Leidtragenden sind die Steuerzahler, die die Gehalte aufbringen müssen. Auch bei kleinern Behörden verliert der leitende Beamte immer mehr den Überblick über den Geschäftsgang und findet nicht mehr die Zeit, sich wichtigern Fragen eingehend zu widmen. Die vielfach beklagte langsame Erledigung der Geschäfte ist zum größten Teil auf den Wust unnötigen Schreibwerks zurückzuführen. Am peinlichsten hat den Schreiber dieser Zeilen die sich langsam aber ständig vollziehende Abnahme geeigneter noch selbst tätiger Gemeindevorsteher berührt. Die Vergütung, die den Gemeindevorstehern gezahlt wird, pflegt so gering zu sein, daß sie nur auf weniger qualifizierte Bewerber eine Anziehungskraft auszuüben vermag. Übernehmen besser situierte Personen noch das Amt, so nehmen sie, weil sie bei ihren sonstigen Geschäften das Schreibwerk nicht mehr bewältigen können, vielfach Schreiber an und geraten natürlich in eine gewisse Abhängigkeit von diesen.

Man ist sehr leicht geneigt, den Beamten die Schuld für die Zunahme der Schreiberei allein beizumessen. Sehr mit Unrecht; es sprechen noch viele andre Umstände mit. Gewiß gibt es Bureaubeamte, die das regelmäßige Anwachsen der Journalnummern mit Freuden begrüßen. Ein dem Landtage seit vielen Jahren angehörender Abgeordneter hatte, als er noch Landrat war, durch Vereinfachung des Geschäftsganges ein Heruntergehn der Journalnummern zum großen Kummer seines Kreissekretärs erreicht. Einen gewaltigen Schrecken jagte der Landrat seinem Beamten aber ein, als er ihm gegenüber die Hoffnung aussprach, die damals vielleicht 20000 Journalnummern auf 1000 hinunterdrücken zu können. Solche Fälle sind aber doch die Ausnahme. Einem andern Abgeordneten soll einst, als er noch einer Behörde vorstand, ein Beamter wegen Rückgangs der Journalnummern entzogen worden sein. Tatsächlich waren gerade in dieser Zeit die eigentlichen Geschäfte stark gestiegen, und nur seiner Energie war es zu danken, daß sich durch Beseitigung der unnötigen Schreiberei die Journalnummern verringert hatten. In der Überschätzung der Bedeutung des Journals liegt vielfach der Anreiz zu einer Vermehrung des Schreibwerks. Jede Änderung, auch wenn sie eine Verbesserung ist, hat manche Unbequemlichkeiten für die erste Zeit, ja manchmal, wenn auch nur vorübergehend, eine Vermehrung der Arbeit zur Folge, die die Beamten scheuen. Viel mehr aber als dieses passive Verhalten der Beamten trägt zu

Digitized by Google

dem unleidlichen Zustande die kleine Presse bei. Sie muß ihre Seiten füllen und ist nicht selten geneigt, unbedeutende Sachen aufzubauschen. In den höhern Instanzen wird vielfach solchen Ausführungen ein weit größerer Wert beigelegt, als er ihnen wirklich beiwohnt. Der Apparat wird in Bewegung gesetzt, und die Schreiberei geht los. Fast in allen solchen Fällen sind die eingehenden Berichte überflüssig und dienen nur als „wertvolles" Material und zur Vermehrung der Akten.

Nicht frei zu sprechen sind der Landtag und der Reichstag. Ein drastisches Beispiel bietet die Rede des Abgeordneten Gamp selbst. Während er im Eingang seiner Rede bemängelt, daß infolge des Versiegens der Brunnen an einzelnen Orten im letzten trocknen Sommer eine allgemeine Umfrage durch die ganze Monarchie gehalten worden sei, verlangt er am Ausgang seiner Rede eine Auskunft darüber, wieviel Bestrafungen von Automobilfahrern im letzten Jahre erfolgt seien. Glücklicherweise hat der Minister die Aufstellung einer Statistik auch nur für Berlin abgelehnt. Ob sich der verehrte Abgeordnete wohl klar gemacht hat, welche Arbeit er durch diese eine Anfrage den Lokalbehörden bereitet haben würde, wenn der Minister seinem Wunsche entsprochen hätte?

Graf Posadowsky hat vor kurzem im Reichstag in zutreffender Weise vor der Überhandnahme solcher statistischen Erhebungen gewarnt. Sie haben das Gefährliche an sich, daß sie sich wie eine ewige Krankheit forterben. Ja, wenn es sich nur um eine einmalige Feststellung handelte! Gibt aber die Statistik des einen Jahres nicht das Resultat, das der Abgeordnete erwartet hat, so heißt es, ein einjähriges Ergebnis genüge nicht. Wenn man einen sichern Überblick gewinnen wolle, müßten die Erhebungen mehrere Jahre fortgesetzt werden.

Wie nun aber Abhilfe schaffen? Die vorstehenden Ausführungen dürften schon Hinweise enthalten. Einige weitere Vorschläge mögen hier folgen. Zunächst dürfte es angebracht sein, den oben erwähnten Ministerialerlaß vom 20. Mai 1896 von neuem einzuschärfen und festzustellen, ob die damalige Anweisung nicht allein dem Wortlaute, sondern auch dem Sinne nach überall beachtet wird. In der letzten Nummer des Ministerialblattes für die innere Verwaltung findet sich eine Verfügung, in der die Oberpräsidenten ergebenst ersucht werden, die Landräte gefälligst anweisen zu lassen, dem Ersuchen der Vaterländischen Frauenvereine zu entsprechen. Über das Geschehene sieht der Minister einem Bericht ergebenst entgegen. Da die Oberpräsidenten ihrem Chef nicht weniger höflich antworten können, als er ihnen geschrieben hat, so werden sie die Kurialien wieder anwenden, und die Gefahr liegt nahe, daß der große Fortschritt, der in dem Erlaß von 1896 lag, allmählich verschwindet. In der Korrespondenz zwischen Zivil- und Militärbehörden sollen die Höflichkeitsfloskeln schon wieder einen ungeahnten Umfang angenommen haben. Auch müßten sich die höhern Instanzen bei jeder Änderung ernster die Frage vorlegen, ob sich aus dem bisherigen Zustande so große Unzuträglichkeiten ergeben hätten, daß diese nicht weiter geduldet werden dürften. Das Publikum hat manchmal das Gefühl, daß nur etwas geändert wird, weil man nicht

Digitized by Google

hinter dem benachbarten Bezirke, der diese oder jene „Verbesserung“ eingeführt hat, zurückstehn will.

Für Gamp als langjährigen Ministerialbeamten lag es nahe, in seiner Rede den Zusammentritt einer Ministerialkommission zu empfehlen. Ohne Frage würde eine solche Kommission manches nützen. Viel wichtiger würde aber unsers Erachtens ein Befragen der Lokalinstanzen sein, die unter dem jetzigen Zustande am meisten zu leiden haben. Jeder fühlt doch nur den Druck des unbequemen Stiefels, den er selbst anhat. Unser bester Freund kann uns die Qualen in den lebhaftesten Farben malen, man macht ein teilnehmendes Gesicht und vergißt sie im nächsten Augenblick. Schon den Beamten bei den Regierungen geht vielfach das Gefühl für die Arbeit verloren, die den Lokalbehörden unnütz bereitet wird. Der Grund liegt sehr nahe. Jeder Dezernent hat nur sein engbegrenztes Fach. Er ist zu sehr zu der Annahme geneigt, daß sich die Tätigkeit der Lokalbehörden in der Berichterstattung gerade für sein Dezernat erschöpft. Solche Sachen pflegen von oben ganz anders ausgusehen als von unten. Wie viele Vakatanzeigen werden jetzt noch erstattet, und wie viele Erinnerungsverfügungen werden in nicht eiligen Sachen erlassen, nur um diligentiam zu prästitieren. Man halte uns nicht entgegen, daß dies doch nicht den Vorsteher der Lokalinstanz belaste. Das Bureau erledige solche Sachen. Die Bureaubeamten sind sozusagen doch auch Menschen, die ebenso wie die höhern Beamten Rücksicht verlangen. Man soll ihnen nicht Tag für Tag zumuten, leeres Stroh zu dreschen.

Zum Schluß noch einige spezielle Beispiele. Der Abgeordnete Gamp hat auf die vierteljährlich von den Landräten zu erstattenden Zeitungsberichte hingewiesen, in denen über die Lage der Industrie, Landwirtschaft, Militärverhältnisse, öffentliche Stimmung Mitteilung gemacht werden muß. Man braucht noch gar nicht so weit zu gehn, wie der Abgeordnete Gamp, der annimmt, daß sich alle Landräte wieder von den Amtsvorstehern Bericht erstatten lassen, wenn man nachempfinden will, daß in diesen Zeitungsberichten eine Fülle von Arbeit steckt, die vermieden werden könnte. Will man sie nicht ganz beseitigen, so mache man aus den Vierteljahresberichten Jahresberichte, die zweckmäßigerweise im April zu liefern wären, wo die Geschäftsberichte der Kreisverwaltungen schon vorliegen. Es gehört eine sehr lebhafte Phantasie dazu, aller drei Monate über Landwirtschaft, Industrie und Militärverhältnisse etwas neues und des Schreibens wertes zu berichten. Und nun erst öffentliche Stimmung! Ein Glanzpunkt war früher in dem Herbstberichte die Feier des Sedanfestes. Einige Jahre half man sich dann später damit, sein Bedauern über den Rückgang auszudrücken. Jetzt hat auch das den Reiz der Neuheit längst verloren, und die Nummer ist nunmehr ebenso farblos geworden wie in den drei andern Quartalsberichten.

Um den Leser nicht zu sehr zu ermüden, doch aber noch zu zeigen, daß alle Ressorts mehr oder weniger beteiligt sind, möchten wir nur noch die Fragen aufwerfen, ob wirklich noch ein Bedürfnis vorliegt, alljährlich die zeitraubende Statistik über die Ergebnisse der Einkommensteuerveranlagung in ihrem vollen Umfange aufzustellen, ob die Kirchenbehörden kleinere Zuschüsse

Digitized by Google

an Gemeinden nicht immer für mehrere anstatt nur für ein Jahr bewilligen könnten, ob die Beamten, die ein Dienstaversum beziehn, dieses nicht ebenso wie ihren Gehalt vierteljährlich anstatt monatlich bekommen, und ob die vielen weitläufigen Bescheinigungen, die die Oberrechnungskammer fordert, nicht eine wesentliche Einschränkung erfahren dürften.

Langobardische Reste in Cividale

Von F. Biehringer

Lieblich an sanft gerundete Grashügel angeschmiegt, deren weiche Linien sich nach Norden zu in spitz ansteigende, waldbedeckte Höhenzüge verlieren, über denen fern am Horizont in lang sich hinziehender, ununterbrochner Bergkette das jäh aufragende, schroffe Gestein der Venezianer Alpen zum Vorschein kommt, erhebt sich im blühenden, rebenumsponnenen Gelände Cividale, die ehemalige Hauptstadt Friauls und die Geburtsstätte des Paulus Diakonus, des Geschichtschreibers der Langobarden. Ein Hauch träumerischer Beschaulichkeit lagert über dem fern von der großen Heerstraße liegenden, nur durch eine Zweigbahn mit Udine verbundnen Orte. Öde und menschenleer erscheinen die engen, sauber gehaltnen Straßen, auf deren Pflaster laut der Schritt des rasch Dahineilenden hallt, während oben an den mit grünen Läden geschmückten, einstöckigen Häuserreihen manchmal flüchtig der Schatten einer Gestalt hinhuscht, oder sich wohl auch mit leisem Knarren ein Fenster öffnet und neugierige, verwunderte Blicke dem Fremdling folgen, der sich in diese Weltabgeschiedenheit verliert. Denn Cividale nimmt unter den vielen Kunststätten der apenninischen Halbinsel, die durch ihre Denkmäler aus dem Altertum oder den glänzenden Tagen der Renaissance alljährlich das sehnsüchtig erstrebte Ziel zahlloser Pilgerscharen sind, nur eine sehr untergeordnete Stellung ein. Aber dieser bescheiden hindämmernde Ort birgt doch einen Schatz in sich, der ihm zwar nicht die flüchtige Beachtung der großen Menge, wohl aber das bleibende Interesse der Leute sichert, die Kunstwerke nicht an sich, sondern im Rahmen ihrer Zeit als den Ausdruck einer bestimmten Stufe in der Kulturentwicklung betrachten. Es haben sich ja hier die einzigen beglaubigten Skulpturüberreste des deutschen Stammes erhalten, der bei seinem Einfall in italienisches Gebiet rücksichtsloser als irgendein andres germanisches Volk hauste, dort in wilder ungezügelter Naturkraft die letzten antiken Überlieferungen über den Haufen warf und mit beispielloser Zähigkeit an den Sitten und Gewohnheiten der Altvordern festhaltend während zwei Jahrhunderten Italien beherrschte, bis das durch äußere und innere Kämpfe zerrüttete Reich unter der Hand eines Stärkern in Trümmer ging.

Allerdings wäre es verfehlt, Cividale mit der Voraussetzung zu betreten, hier eine Stadt, die der Schöpfung des großen Ostgotenkönigs zur Seite zu stellen wäre, ein Klein-Ravenna zu finden. An Bildung und Gesittung standen

Digitized by Google

die Langobarden dem für griechische Kultur empfänglichern Stamme der Goten weit nach. Auf die kriegerischen Hirten und Jäger, denen die bescheidne Holzhütte im schattigen Waldtal als Unterschlupf völlig genügte, war während ihres zweihundertjährigen Aufenthalts in Pannonien die Nähe von Byzanz ohne jeden Einfluß geblieben. Es lag ja schon die Unfähigkeit, sich neuen Verhältnissen anzupassen, tief in dem Charakter der Langobarden, in dem starren Festhalten an den altüberlieferten, durch die Erinnerung an die den Vätern geheiligten Bräuche begründet, ein Charakterzug, der sich vor allem in der fast unausrottbaren Verehrung des alten Stammesgottes Wodan noch zu einer Zeit kundgibt, wo sich das ganze Volk längst zum arianischen Glauben bekannte. Dieser Zug ins Mythisch-Mystische haftet sogar noch im neunten Jahrhundert dem gelehrtesten Vertreter des nicht allzu denkreisen Volkes Paul Warnefried oder Paulus Diakonus an, der in seiner unter Karl dem Großen verfaßten Geschichte der Langobarden bunt zusammengewürfelt Mythen und sagenhafte Erzählungen in den Gang der geschichtlichen Darstellung mischte. Zudem mochten die vielen Kämpfe mit feindlichen Nachbarn, der vereinigten Macht des Papstes, des byzantinischen Kaisers und der Franken sowie das früh geschwächte Ansehen des Königs, der in immerwährendem Streit mit seinen übergewaltigen, unbotmäßigen Herzögen lag, der gedeihlichen, friedlichen Entwicklung des Volkes hemmend im Wege stehn.

Diese Verhältnisse mußten auch der Ausbildung eines den Stammeseigentümlichkeiten entsprechenden Stils in der Kunst unüberwindliche Schwierigkeiten entgegensetzen. Die rege Bautätigkeit, die wir trotz allen diesen Wirren nach innen und nach außen hin vielfach von den katholisch gesinnten Herrschern auf dem langobardischen Throne, so einer Theodelinde, einem Pertarix, Luitprand usw. entfalten sehen, muß deshalb in der ersten Zeit direkt auf römische oder auf byzantinische Künstler zurückgeführt werden und wird sich sicher auch später, als ab und zu Baumeister mit langobardischen Namen auftreten, im großen und ganzen auf die Nachahmung fremder Vorbilder beschränkt haben. Daß das von dem Goten Valcansus auf Befehl König Rotaris 643 niedergeschriebne Langobardenrecht, das auf heimischer Überlieferung beruht und das bedeutendste Gesetzeswerk der damaligen Zeiten ist, eingehende Bestimmungen über das Bau- und das Innungswesen der Steinmetzen enthält, kann an der Annahme kaum etwas ändern. Sollten aber doch einzelne Bauwerke langobardischen Meistern ihre Entstehung verdanken, so sind wir heutzutage leider nicht mehr imstande, uns über deren Fähigkeiten ein Urteil zu bilden, weil sich auch nicht eine der damals aufgeführten Kirchen, der zahlreichen Klöster und Paläste in der ursprünglichen Form bis heute erhalten hat. Es ist ja nachgewiesen, daß die früher den Langobarden zugeschriebnen Gotteshäuser zu Pavia, Mailand, Lucca, Spoleto und Benevent in ihrer heutigen Gestalt einer viel spätern Zeit, dem elften oder dem zwölften Jahrhundert entstammen.

In Cividale dagegen sind uns aus dem achten Jahrhundert einige Werke erhalten, die sich mit Bestimmtheit auf langobardischen Ursprung zurückführen lassen und deshalb als der Ausdruck langobardischer Kunstweise erklärt worden sind. Allerdings zeigen sie einen Stand der Kunst, den man mit den ersten Versuchen ungeschickter Kinderhand vergleichen kann. Es ist jedoch nachgewiesen,

Digitized by Google

daß sich Werke desselben Stils schon im sechsten Jahrhundert in Dalmatien, so an den jüngst ausgegrabnen Resten einer Basilika zu Knin, an dem Taufbrunnen im Baptisterium zu Spalato und an andern Orten erhalten haben. Von einem Einfluß der Langobarden auf die Kunst kann aber zu dieser Zeit und in einem Lande wie Dalmatien, durch das sie nur die Goten vertreibend und plündernd zogen, keine Rede sein. Bei einem dieser Werke in Cividale, dem Altar des Herzogs Pemmo, haben wir es demnach sicher nicht mit ausschließlich langobardischer, sondern mit einer dem damaligen Zeitgeist entsprechenden Darstellungsweise zu tun. Wird dadurch die Frage, wie hoch man den Anteil der Langobarden an der Entwicklung der mittelalterlichen Kunst einzuschätzen habe, immer mehr ins Dunkle gerückt, so muß man doch jene dalmatinischen Funde insofern mit Genugtuung begrüßen, als man in Italien bis zum heutigen Tage gern die Langobarden für den tiefen Stand der Kunst im siebenten und im achten Jahrhundert allein verantwortlich machen möchte.

Cividale ist noch von Alboin, kurz nach dem Einfall der Langobarden in Italien, an Stelle der von ihm zerstörten forojulianischen Burg, die einst Julius Cäsar am Kamme der Julischen Alpen zwischen Osopo und Ragogna zum Schutze gegen die räuberischen Überfälle der von Norden andrängenden Barbaren errichtet hatte, im Jahre 568 zur Hauptstadt des neugegründeten, seinem Neffen Gisulf oder Grasulf verliehenen Grenzherzogtums Friaul bestimmt worden. Etwa vierzig Jahre danach, als Herzog Gisulf nach verzweifelter Gegenwehr den siegreichen Waffen der Friaul überflutenden Avaren erlag, ist die Stadt nach der Erzählung des Paulus Diakonus durch den Verrat Romildas, des Herzogs eigner Gattin, den Barbaren ausgeliefert und von diesen dem Boden gleichgemacht worden. Doch scheint sie bei der rasch aufblühenden Macht der Söhne des Herzogs, Taso und Kakko, die ihr Gebiet bis Cellia (Cilly) und Medarin (Windisch-Matrei) ausgedehnt haben sollen, rasch wieder aus der Asche erstanden zu sein. Später, als sich die Herzöge Friauls der langobardischen Königsmacht gegenüber eine immer selbstherrlichere Stellung errangen, wuchs natürlich auch das Ansehen Cividales. Den besten Beleg dafür bietet die eigenmächtige Haltung des Patriarchen Callixtus von Aquileja, der es mit seiner Würde unvereinbar fand, daß er in dem stillen Cormons unter einfachem Volk hausen sollte, während der ihm untergebne Bischof Amator in Cividale mit den Fürsten und Edeln der Langobarden zu Tische saß. Kurz entschlossen verjagte er den Bischof im Jahre 737 aus Cividale und schlug selbst seinen Wohnsitz dort auf. Unwillig über eine solche gewalttätige, die Rechte des Landesherrn verletzende Tat ließ ihn Friauls Herzog, Pemmo, ins Gefängnis werfen. Aber bald ereilte auch diesen das rächende Geschick; denn König Luitprand, dem es als erstem unter allen Herrschern auf langobardischem Thron gelang, die Macht der übermütigen Herzöge im Süden und im Norden seines Reiches zu brechen, und unter dessen gewaltiger Faust sich das Reich der Langobarden zu einer bis dahin ungeahnten Machtfülle erhob, entsetzte ihn um der eigenmächtigen Gefangennahme eines Patriarchen willen, der nur unter der Gerichtsbarkeit des Reichs stand, seines Landes. Der Zufall hat es gewollt, daß sich gerade von diesen beiden feindlichen Nachbarn in Cividale je ein Werk bis in unsre Zeit erhalten hat. Herzog Pemmo hat

Digitized by Google

738 in die kleine, heute durch verzopfte Zutaten entstellte Kirche San Martino laut Inschrift einen Marmoraltar gestiftet. Er zeigt nicht die sarkophagartige weströmische, sondern die tafelartige, viereckige byzantinische Form und ist von auffallender Roheit der Arbeit. Sowohl in der Darstellung an der Vorderseite, bei dem von Engeln umgebnen Christus in der Glorie, als auch bei der Heimsuchung Mariä und der Anbetung der Könige an den Seiten kann man die völlige Unkenntnis des menschlichen Ebenmaßes kaum ertragen. Es haftet diesen flachen, kurzstockigen, wie aus Holz geschnitzten Gestalten mit den unverhältnismäßig langen Armen, den großen, mürrisch verzognen Gesichtern, den kleinen, nur schwach ausgebildeten Füßen etwas Schematisches, Arabeskenartiges an, das an Mosaikvorbilder des byzantinischen Stils erinnert.

Bedeutend stimmungsvoller wirkt das von Callixtus gestiftete Baptisterium, das sich als ein zierlicher Rundtempel in einer Seitenkapelle des von mächtigen grauen Säulen gestützten, hoch gewölbten, aus dem dreizehnten Jahrhundert stammenden Domes erhebt. Nur der Baldachin und die etwa 1,33 Meter breiten und 80 Centimeter hohen Cancellenplatten, auf denen die den Baldachin tragenden Säulen ruhn, sind langobardischen Ursprungs, das übrige ist aus antiken Resten zusammengesetzt. Da diese Steinplatten und auch die Verzierungen oben am Baldachin nur sinnbildliche Darstellungen zeigen, und die Arabeske dem ungeschickten Künstler der damaligen Zeit besser gelingt als die Wiedergabe der menschlichen Gestalt, so macht das Ganze auch bei eingehenderer Betrachtung einen erfreulichern Eindruck als der Pemmoaltar. Sehr roh gearbeitet sind allerdings auch hier die eigentümlich verschnörkelten Evangelistensymbole, die deutlich einen dem Germanen eignen Hang zum Stilisieren der menschlichen und der tierischen Gestalt verraten. Im ganzen zeigt die Darstellungsweise eine merkwürdige Vereinfachung altchristlicher Symbole, eine Vereinfachung, die zwar schon an Sarkophagen des fünften und des sechsten Jahrhunderts zu Ravenna auftritt, aber beim Callixtusbaptisterium ihren stärksten Ausdruck findet. Die beiden Palmen, die als Sinnbild des apostolischen Konzils sonst zu beiden Seiten des Gotteslammes erscheinen, sind hier zu zwei arabeskenartigen Blättern zusammengeschrumpft. Noch schlimmer ist es den Vertretern von Sonne und Mond, den trauernden, reliefartigen Halbfiguren über dem Stamme des Kreuzes ergangen, die eine der christlichen Anschauung fernliegende und wohl dem Mithraskult entlehnte Verherrlichung der beiden obersten Gestirne darstellen. Wir finden sie häufig in dieser Form auf Passionsszenen aus dem frühen Mittelalter, u. a. auch an der aus dem achten Jahrhundert stammenden „Pax“ des Herzogs Ufo von Ceneda im Museum zu Cividale. Am Baptisterium des Callixtus aber sind sie sonderbarerweise als zwei Rosetten oder zwei sternartige, kreisende Gebilde dargestellt.

Erscheinen so diese Werke der Langobardenzeit roh und ungeschickt, ja zum Teil in der Ausführung barbarisch, so ist uns dagegen in dem Oratorium des Ursulinerinnenklosters von Santa Maria in Valle zu Cividale ein Kunstwerk erhalten, das mit zu dem Schönsten gehört, was das achte Jahrhundert überhaupt hervorgebracht hat. Im Jahre 752 von der Gattin König Aistulfs, Peltrudis, gestiftet, ist diese Betkapelle wohl mit den heutigen Klosterräumen verbunden, aber durch eine besondre Pforte von der Rückseite aus auch den

Digitized by Google

Besuchern männlichen Geschlechts erreichbar gemacht. Auf jäh aufragender Felswarte dicht über dem grünen Natisone, der in tief ausgehöhlter Schlucht das kleine Städtchen durchströmt, gewinnt dieser malerische Zugang noch bedeutend an Reiz, wenn auf die in der Ferne auftauchenden Venezianer Alpen der erste Schnee gefallen ist und mit der strahlenden Bläue eines wolkenlosen Himmels in wunderbare Farbenharmonien zusammenfließt.

Man gelangt durch eine kleine Vorhalle mit Inschriften aus römischer und aus langobardischer Zeit gleich in das Oratorium selbst, und zwar zuerst in den erhöhten, durch antike Säulen gegliederten kleinen Altarraum und dann in den schlichten, mit einem einfachen Kreuzgewölbe bedeckten quadratischen Vorraum, an dessen Westseite eine Tür in das Innere des Klosters führt. Dieses Gemach war einst dicht mit Malereien bedeckt, von denen heute nur noch Spuren vorhanden sind. Dagegen hat sich über der Tür die ursprüngliche, auf Veranlassung der Königin Peltrudis entstandne Ausschmückung beinahe vollständig erhalten. Noch ziert die Tür der dicht mit Weinlaub und Reben durchzogne, diademartig gekrönte Bogen, der auch heute noch für ein Meisterwerk der Stuckarbeit gelten muß. Darüber schreiten die sechs berühmten überlebensgroßen weiblichen Gestalten von rechts und von links an ein Tempelchen in der Mitte heran, worin jetzt an Stelle der Jungfrau Maria die schlecht geschnitzte Holzfigur des heiligen Bernhard sitzt. Man hat vielfach diese Stuckfiguren um der Feinheit der Ausführung willen dem goldnen Zeitalter byzantinischer Kunstblüte, dem elften oder dem zwölften Jahrhundert zuweisen wollen. Es steht aber fest, daß diese sechs Fürstinnen oder Heiligen, die die Namen Agape, Anastasia, Chionia, Irene, Thekla und Erasma haben, in ihrer Haltung, der einfachen, linienartigen Anordnung der lang herabfließenden Gewänder, in ihren anmutigen, rundlichen Gesichtern, aus denen die Freude glänzt, keine Verwandtschaft mit dem mürrisch verzognen Oval der Gesichter, den in schwere Gewänder gehüllten Gestalten späterer byzantinischer Kunstweise zeigen. Überdies läßt sich die Verzierung des oben erwähnten Blendarkadenbogens mit den füllhornartig gewundnen Weinlaubzweigen auch sonst an Werken des achten Jahrhunderts nachweisen. Es erscheint wohl als ausgeschlossen, daß eine Schöpfung von so hoher künstlerischer Vollendung langobardischen Meistern ihren Ursprung verdankt; ihr Dasein und ihre Erhaltung ist jedoch ein Beweis, daß die Langobarden, wenn es ihnen auch an Geschicklichkeit gebrechen mochte, ähnliche Werke selbst auszuführen, die Erzeugnisse einer höher entwickelten Kunst wohl zu schätzen gewußt haben.

Nach dem Wenigen, was sich also in Cividale an Denkmälern jener Zeit erhalten hat, muß es als eine sehr schwierige Aufgabe erscheinen, daran das eigentliche Wesen langobardischer Kunstrichtung zu erforschen und so festzustellen, ob und inwiefern dieses Italien zwei Jahrhunderte lang beherrschende Volk die Architektur und die Plastik einer spätern Zeit mit schöpferischen Ideen beeinflußt hat. Dagegen sind auf dem Gebiete der Kleinkunst Werke auf uns gekommen, die, wenn sie auch über die genannte Frage keine Aufklärung geben, uns doch den Gedanken- und Wirkungskreis jenes gänzlich verschollnen Stammes, dem ein eigentümlicher Hang ins Mystische eigen gewesen zu sein scheint, greifbar

Digitized by Google

vor Augen bringen. Es sind dies Gegenstände des täglichen Lebens, Waffen, Schmucksachen, Geräte, wie Bronzebecken, Scheren, Kämme, Eimer usw. Wir verdanken ihre Erhaltung dem im Altertum allgemein geltenden Brauch, dem Toten alles, was ihm auf Erden teuer gewesen war, ins Grab mitzugeben. Dieser Brauch gewinnt bei den Langobarden noch eine erhöhte Bedeutung, weil sich in den Anschauungen gerade dieses Volks eine wahrhaft rührende Anhänglichkeit an die Verstorbnen kundgibt. Es sei hier nur an die schöne Sitte erinnert, dem in der Fremde Dahingeschiednen auf dem Friedhof der Heimat als Erinnerungszeichen Stangen zu errichten, an deren Spitze hölzerne Tauben befestigt waren. Die Tauben sahen nach der Himmelsrichtung, wo der Tote seine letzte Ruhestätte gefunden hatte, damit diese den Hinterbliebnen immer im Gedächtnis bliebe.

Schon in den Gesetzen des Rotari werden auf die Beraubung der Gräber hohe Strafen gesetzt; diese wurden unter Luitprand noch verschärft. Auch aus der von Paulus Diakonus als Tatsache mitgeteilten Legende von einem Langobarden, der es gewagt hatte, König Rotaris Grab in der Johannisbasilika zu Pavia seiner Kostbarkeiten zu berauben, spricht die fast an Kultus streifende Verehrung dieses Volks für seine Toten. Nach Vollführung der schändlichen Tat, so berichtet er, sei Johannes der Täufer dem Diebe im Traum erschienen und habe ihm von nun an den Zutritt zu seinem Heiligtum verboten. Aber der Verstockte kehrte sich nicht an die Warnung. Jedesmal jedoch, wenn er versuchte, die Kirche zu betreten, fühlte er seine Kehle wie von dem stärksten Faustkämpfer gepackt, sodaß er rücklings zu Boden fiel. Diese fromme Sage hinderte aber den Zeitgenossen des Paulus Diakonus, Herzog Giselbert von Verona, nicht, das Grab Alboins, das unter den Stufen einer zum Palast in Verona führenden Treppe lag, öffnen zu lassen und ihm des Königs Schwert und seinen ganzen Schmuck zu entnehmen, ohne daß sich diesesmal wieder ein Heiliger berufen gefühlt hätte, die Rolle der Nemesis zu spielen.

Bei dieser ausgesprochnen Ehrfurcht vor den Toten, bei der Schonung, die man den Gräbern angedeihen ließ, kann es nicht wundernehmen, daß allerorts da, wo dieses Volk einst seine Wohnsitze aufgeschlagen hatte, so in Pannonien, Südtirol und Italien, im Laufe der letzten Jahrhunderte ganze Friedhöfe aufgedeckt worden sind, die sehr wichtige Funde enthalten. Es sei hier nur an die Reihengräberfelder zu Testona, Piedicastello, Civezzano und vor allem an die ausgedehnten Kirchhöfe von Castel Trosino und Nocera Umbra erinnert. Freilich wird neuerdings von italienischer Seite der langobardische Ursprung der letzten wegen der zutage geförderten äußerst kunstvoll gearbeiteten Gegenstände, die bekanntlich im Thermenmuseum zu Rom aufbewahrt werden, angefochten. Man will sie dort bei der heutigen Strömung, den Langobarden jede Spur eines Kunstsinnes abzusprechen, nur noch als gotische Grabfelder gelten lassen.

In Cividale hat man schon in den Jahren 1821 bis 1823 mit Erfolg Ausgrabungen vorgenommen, zu denen sich solche in den achtziger Jahren, und zwar auf dem Landgute Leicht gesellten. Fast zu derselben Zeit ist man auf ein unterirdisches Grabgewölbe in der Kirche Santa Maria in Valle mit acht wohlerhaltnen Särgen und kurz darauf unter dem Pflaster der Piazza Paolo

Digitized by Google

Diacono, wo ein Stein noch heute die Fundstelle bezeichnet, auf einen großen, schmucklosen Sarkophag mit Deckel gestoßen, auf dem man nicht ohne Mühe die Schriftzeichen Cisul enträtseln konnte. Der Sarkophag enthielt ein wohlerhaltnes Skelett, dessen Brust ein mit Edelsteinen und eingepreßten, von langen Haaren umwallten Gesichtern verziertes, elf Centimeter großes goldnes Kreuz schmückte, während auf den Knien zwei grün angelaufne Kreuzlein lagen. Diese kleinen, aus dünnem Goldblech gearbeiteten Kreuze sind eine Eigentümlichkeit langobardischer Grabstätten; sie mögen als Amulette dem Toten auf seiner Reise ins Jenseits zum Schutz gegen Dämonen und böse Geister mitgegeben worden sein. Die in größerer, meist kostbar verzierter Form dagegen werden Ehrenzeichen von Helden und Heerführern gewesen sein, weil sie bis jetzt nur in wenigen, mit Waffen aller Art besonders reich ausgestatteten Gräbern zum Vorschein kamen und überdies manchmal das Monogramm langobardischer Könige trugen. Wir müssen daraus schließen, daß auch der auf der Piazza Paolo Diacono zutage geförderte Sarkophag, der neben dem prunkvollen Kreuz wertvolle Waffenstücke enthielt, offenbar eine Persönlichkeit von hohem Range barg. Ihn jedoch wegen der kaum leserlichen Inschrift Cisul für den Sarg des ersten, ruhmreichen Herzogs von Friaul zu erklären, wie es in Cividale geschieht, fehlt jede Berechtigung, da der Name Gisulf häufig unter den edeln langobardischen Geschlechtern Friauls wiederkehrt.

Man hat den Sarkophag heute in dem Museum untergebracht, das dem Dom gegenüber errichtet worden ist. Die Hauptzierde dieser Sammlung sind die langobardischen Grabfunde, die uns eine gute Übersicht über die hervorragenden kunstgewerblichen Leistungen dieses Volkes geben. Besonders zahlreich sind natürlich die Waffen, Lang- und Kurzschwerter (spatha und Skramasax), Lanzen, Pfeilspitzen, Schildbuckel vertreten. Sie sind von vortrefflicher Arbeit, ein Beweis, daß die Langobarden gleich den Vandalen sehr geschickte Waffenschmiede gewesen sind. Die übrigen Gegenstände, die Ketten aus Bernstein, Korallen oder farbigen Glasflüssen, bei denen die einzelnen Perlen bald groß wie ein Ei, bald klein wie ein Stecknadelkopf in bunter Folge, ohne Symmetrie aneinander gereiht sind, die Arm- und die Ohrringe und vor allem die mit Granaten oder andern Steinen und Ornamenten geschmückten Gewandnadeln und Gürtelschnallen verraten eine lebhafte Freude an Farbe und Glanz, einen förmlichen Drang zum Verzieren und Ausschmücken auch der geringfügigsten Gegenstände. Große Geschicklichkeit zeigt sich in dem Schliff der Steine und in der Verwendung des Emails auf glänzenden Metallplatten. Besonders diese, ursprünglich nur dem Orient eigne Verzierungsart ist so recht Eigentum der Germanen, vor allem der Langobarden geworden. Noch erinnert das italienische Wort smalto für Email, das zum erstenmal im neunten Jahrhundert in dem Liber Pontificalis auftritt, und das deutlich seine Abstammung aus dem althochdeutschen smelzan (gotisch smaltjan) verrät, an das hohe Ansehen, das diese von den Germanen auf eigentümliche Weise ausgebildete Kunst bei den Italienern des Mittelalters genoß. Die Art der Behandlung des Emails ist gewöhnlich folgende: meist sind auf die leuchtenden Metallplatten körnige Metallfäden, gewöhnlich spiralförmig, aufgenietet. In die so entstehenden

Digitized by Google

Zellenwände sind buntgefärbte Glaspasten oder auch Perlen eingesetzt, doch so, daß der glänzende Grund häufig zutage tritt, wodurch eine gute Licht- und Schattenwirkung erzeugt wird. Die Vorliebe für die Spirale tritt an allen den Gegenständen hervor; daneben finden wir als Verzierung angewandt Punkte, Zacken, bandartige Streifen, arabeskenartige Figuren, schematisch behandelte Eber- und Widderköpfe und dergleichen.

Dieser Hang zum Stilisieren nicht nur der Pflanze, sondern auch der Tier- und der Menschengestalt, der allen noch in den Kinderschuhen der Kunst steckenden germanischen Stämmen eigen gewesen zu sein scheint, hat gerade bei den Langobarden, wie auch die Gräberfunde zu Civezzano, Piedicastello u. a. beweisen, einen besonders lebhaften Ausdruck gefunden. Der Gedanke, daß sich diese phantastische, ans Bizarre streifende Verzierungsart nicht allein auf das Kunstgewerbe beschränkte, sondern auch auf Bauwerke übertragen wurde, liegt nahe. Es haben zwar neue Forschungen ergeben, daß ein großer Teil der Ornamente, die einst als unbestrittnes Eigentum langobardischer Geistesrichtung angesehen wurden, so der Zickzackfries, die Flechtbänder, Kreisnetze und Rosetten an Kunstwerken damaliger Zeit auf syrische und byzantinische Vorbilder zurückgeführt werden müssen; auch die allegorischen Szenen aus der Tierfabel, eine Art der Dekoration, die man öfters an Wandflächen und Fußboden der einst von Langobarden gegründeten Kirchen begegnet, entstammen wahrscheinlich direkt der orientalischen Anschauung. Demgegenüber bietet uns aber das Callixtustaptisterium sowohl in den arabeskenartig verschnörkelten Evangelistensymbolen als auch in den Pferdeköpfen mit gefiedertem Hals und Adlerschnäbeln ein beredtes Zeugnis für solche Übertragungen langobardischer Kleinkunst auf Baudenkmäler dar. Ebenso werden die an Kerbschnitt erinnernden, eigentümlich flach gehaltnen Ornamente wohl Verzierungen entsprechen, die in der nordischen Heimat den einfachen Holzbau schmückten und nun im eroberten Lande auf das veränderte Material, auf Stein oder Metall übertragen wurden. So ist es sicher nicht ohne Bedeutung, daß die Ausdrücke für das Zimmern in der italienischen Sprache noch heute zum großen Teil germanische Abstammung verraten. Schon vielfach hat sich die Sprache als die einzige, immer aber als die beste und treueste Hüterin der Schicksale und der Einflüsse erwiesen, die ein Volk im Laufe der Zeiten durch ein andres erfahren hat. Auch erscheint es nicht ausgeschlossen, daß sich bei den sonderbar fratzenhaften Gestalten, die gerade in den einst von Langobarden beherrschten Gebieten Italiens an Bauwerken des spätromanischen Stils auftreten, noch der den Langobarden eigne Hang zum Mystischen, Wunderlichen geltend macht.

Wenn somit der Besuch Cividales auch keine feststehenden Ergebnisse über das Wesen und die Entwicklung langobardischer Kunstweise gewährt, vielmehr darauf nur unsichere Streiflichter wirft, so leuchtet doch ab und zu ein Strahl aus dem Dunkel hervor, der uns verrät, daß ein frischer, lebensfähiger Zug die primitiven Werke dieses von der absterbenden römischen Kultur nicht angekränkelten Volkes durchdrang. Und gerade diese Lebensfähigkeit, dieser männlich schaffensfrohe Zug eines in jugendlicher Fülle strotzenden Stammes ist es dann auch gewesen, der als Pfropfreis dem dahinsiechenden, schmuckberaubten Stamm

Digitized by Google

antiker Kunst aufgesetzt, dem dürren Holze die köstlichen Blüten entlockte, die uns in einer neuen Zeit der Kunst, an den Schöpfungen des elften und des zwölften Jahrhunderts in ganz Oberitalien wieder begegnen.

Herrenmenschen

Roman von Fritz Anders (Max Allihn)

7. Der neue Herr

Auf die Beleuchtung kommt im Leben sehr viel an. Die zauberischen Farben, die wir im Theater bewundern, sitzen viel weniger auf den Kulissen als in den Lampen. In der nicht gemalten Welt ist es aber ebenso wie in jener gemalten. Da ist die eigentliche Künstlerin die Sonne, die die Rose zur Rose und das Paradies zum Paradiese macht, aber ebensoschnell wieder auslöscht, was sie hervorgezaubert hat. Und dazu kommt die innere Beleuchtung, die jeder Mensch mit sich herumträgt, wie ein Leuchtkäfer sein Laternchen, und mit der er die Dinge anleuchtet. Wer verdrießlich ist, klappt sein Laternchen zu, und nun erscheint ihm alles grau in grau gemalt. Wer aber seine Laterne blank und die Flamme lebendig erhält, gewinnt damit den rechten Farbensinn und empfindet, wieviel Schönes täglich um uns blüht und glänzt. Ja, hier gilt das alte Wort: Was der Verstand der Verständigen nicht sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt. Und wenn von denen, die reines Herzens sind, gesagt wird, daß sie Gott schauen, wie sollten sie nicht auch Gottes Schöpfung schauen! Es kommt eben auf die blanken Fenster der Seele an.

Woran lag es nun, an der äußern oder der innern Beleuchtung, daß dem Doktor die Welt, die ihn umgab, so trostlos vorkam? Es war Herbst geworden. Die Sommervögel waren abgezogen, ich meine die Badegäste und die Rotte Korah und Herr von Kügelchen. Sie waren abgezogen nicht ohne die heiligste Versicherung, im nächsten Jahre wiederzukommen. Dann waren Wandervögel gekommen, vornehme Herren und hohe Beamte, die dem Weidwerk oblagen, des Herrn Amtshauptmanns Gastfreundschaft in Anspruch nahmen und mit ihm auf demselben Fuße verkehrten. Das kostete zwar den Herrn Amtshauptmann eine Menge Geld, gewährte ihm aber auch eine große Genugtuung. Ramborn hatte von den vornehmen Jägern gar nichts und von den Badegästen nicht viel gehabt, er empfand es aber doch als eine Verarmung, daß der Strand leer geworden war, und daß kein Mensch mehr den Weg zum Schlößchen fand. — Es war eben Herbst geworden.

Zuvor hatte es jedoch ein wahres Feuerwerk von bunten Farben gegeben, am Abendhimmel und im Meer und im Walde. Ganz „unmögliche" Farben: brandrote Blätter und giftgrünes Gras, graugelber Himmel und violette, goldgeränderte Wolken. Dann aber war die herbstliche Dämmerung über das Jahr hereingebrochen. Die Farben erloschen, die Wälder nahmen ihre goldigen Kränze ab und standen da mit struppigem Haar. Der Himmel war grau, und der Boden kotig. Wie trostlos schwer ein grauer Herbsthimmel über der Erde lasten kann, das empfindet man nirgends tiefer als in weiter Ebne. Die Wolkenschicht liegt wie ein Deckel auf der Welt, wie eine Presse, die alles Leid auf Erden, das sich erheben und nach Hoffnung ausschauen möchte, auf den Boden niederdrückt.

Aber mehr als das bedrückte den Doktor und alle, die im preußischen Schlößchen wohnten, die peinliche Ungewißheit über Frau Mary. Sie war und blieb verschwunden. Man hatte nach allen Richtungen telegraphiert, man hatte überall da

Digitized by Google

hingeschrieben, wo man vermuten konnte, daß sie sich aufhalten könnte — vergeblich. Es blieb kaum etwas andres übrig, als anzunehmen, daß sie sich im Bruchteiche oder anderswo das Leben genommen habe.

Die Seele erträgt es nicht, daß Bilder, die sie festgehalten hat, ausgelöscht werden, ohne daß etwas andres an die Stelle tritt. Wenn der große Galeriediener, der Tod, in unser Museum tritt und ein Bild, das uns lieb war, entfernt, dann pflegt er ein andres an die Stelle zu hängen. Das ist zwar nicht mit frohen Farben gemalt, das erzählt von Krankheit, Abschied, Grab und Friedhof, aber es ist ein Ersatz, es füllt den Raum aus, und es wird uns mit der Zeit auch lieb. Aber hier war das Bild Maryz über Nacht weggenommen worden, und nichts trat an die Stelle, als ein wehender Schleier der Ungewißheit. Namborn stampfte, mißmutig die Füße aus dem zähen Brei ziehend, durch den kotigen Boden. Genau so, sagte er zu sich, wie eine Fliege, die auf den Leim gegangen ist und festsitzt. Das ist das Menschenlos. Erst brummt man planlos umher, und dann klebt man irgendwo fest, und dann krabbelt man im Leime, solange die Kräfte reichen, und dann überläßt man es dem Nachfolger, dasselbe Kunststück mit demselben Erfolg zu machen.

Die Tagesarbeit verging in melancholischem Einerlei. Die Knechte und die Arbeiter kamen mißmutig zur Arbeit und gingen brummend heim, in derselben verdrossenen Haltung wie ihre Gänse. Die Mägde taten, was sie zu tun gewöhnt waren. Kein Lachen, kein Gesang. Der Inspektor war mit allem unzufrieden und schimpfte von früh bis spät. Und Wolf saß in seiner kleinen Schulbank und träumte. Nur Tantchen, die wahrlich so schwer beladen war wie irgendeiner, die für das Haus, den Hof, die Instleute und die Kranken im Dorfe zu sorgen hatte, die jeden Morgen mit einem Rundgang bei ihren Patienten begann, und die unter dem Verlust ihrer Schwägerin und Freundin und unter der traurigen Zeit litt wie jeder andre, Tantchen, die fortwährend angelaufen, gerufen und gebeten wurde, Tantchen war allezeit freundlich, allezeit unermüdlich, allezeit hilfbereit.

Wie machen Sie das, fragte eines Abends der Doktor, seine Wirtschaftsbücher zurückschiebend, Tantchen, die einen langen Strumpf strickte, wie machen Sie das, daß Sie immer frisch und arbeitsfroh sind?

Mir gewährt die Arbeit Befriedigung, antwortete Tantchen.

Daß Sie sich aufreiben, um für andre zu sorgen, das gewährt Ihnen Befriedigung? fragte der Doktor.

Ja, es macht mir Freude, sagte Tantchen in einem Ton, als spräche sie etwas ganz Selbstverständliches aus.

Der Strumpf da, den Sie stricken, der macht Ihnen Freude?

Gewiß. Er ist für die alte Lore bestimmt. Denken Sie sich das nur einmal aus. So eine arme, alte Person, für die niemand sorgt, und die so leicht friert, für die sind doch ein Paar warme wollne Strümpfe das halbe Paradies. Und ein Topf voll Erbsen beinahe die andre Hälfte. Wenn ich nun meinen Strumpf stricke, so freue ich mich schon im voraus darüber, wie die alte Frau sich über die Strümpfe freuen wird.

Aber das sind doch fremde Freuden, meinte der Doktor.

Nein, meine eignen, sagte Tantchen. Ich selber freue mich doch. Und das ist das Schöne, daß ich mir diese Freude bereiten kann, so oft ich will.

Aber wo bleiben Sie denn dann selbst? Sie werden doch nicht satt, wenn Sie zusehen, wie ein andrer ißt.

Lieber Gott, Doktorchen, was man selbst braucht, das findet sich schon. Was man für andre übrig hat, das ist der eigentliche Lebensertrag. Und daß man auch noch Freude empfindet an dem Guten, das man andern erweist, das ist vom lieben Gott doch sehr gnädig eingerichtet.

Hm! Der Doktor konnte sich allerdings nicht zu der Auffassung aufschwingen, daß der Genuß, der in selbstloser Tat liegt, eine gnädige Einrichtung Gottes sei. Vielmehr mußte ja der Trieb der Selbsterhaltung andern gegenüber, des Selbst-

Digitized by Google

genusses, der Betätigung des eignen Willens als Fundamentalkraft der Menschheit angesehen werden. Alles andre war Sklavenmoral. Nur hatte Tantchen, die mit Lust half und diente, nicht die Probe eines sklavischen Zuges an sich, sie glich eher der gütigen Herrin, die aus unerschöpflichen Truhen Gaben nahm und verschenkte. Praktisch wars jedenfalls, nicht zu warten, bis man für sich eine Freude erjagt hatte, sondern sich an der Freude, die man andern macht, zu erfreuen.

Doktor, sagte Tantchen, tisteln Sie nicht so viel. Dabei kommt nichts heraus. Und Sie machen es ja auch nicht anders als ich.

Ich? sagte Ramborn ganz überrascht. Sie wissen doch, Tantchen, daß ich ein arger Egoist bin.

Tantchen lachte.

Mit dem Inspektor — er war ein Westpreuße aus der Danziger Gegend und hieß Schlewecke — hatte man einen guten Griff getan. Er war entsetzt über den Schlendrian, mit dem gewirtschaftet wurde, und die litauische Zähigkeit, mit der die Leute an ihren alten schlechten Gewohnheiten festhielten. Das erste, was er forderte und auch durchsetzte, war die Anschaffung einer Drillmaschine, nicht allein um am Saatkorn zu sparen, sondern vielmehr um das Korn hacken und gegen das Unkraut vorgehn zu können, das nachgerade übermächtig geworden war. Dies gab eine wahre Revolution auf dem Hofe, und die Leute hatten eine abergläubische Furcht vor dem roten Dinge, das so unheimlich über den Acker klapperte und an einem Tage die Arbeit verrichtete, die man sonst ganz gut auf acht Tage ausdehnen konnte. Die Knechte weigerten sich geradezu, mit ihren Pferden vor der neuen Maschine zu gehn, bis die Reitpeitsche des Herrn Inspektors in der Stille ein Wort mitredete. Was vom Hofe gestohlen wurde, war unglaublich. Jeder, der vorüberging, hielt sich für berechtigt, mitzunehmen, was ihm gefiel. Die Ernte war kaum hereingebracht, und schon fanden sich merkliche Löcher in den Vorräten.

So geht das nicht weiter, sagte der Inspektor. Wenn wir unsern offnen Hof nicht durch Zaun oder Mauer schließen, hilft uns kein Aufpassen.

Der Doktor sah dies ein. Eine Steinmauer zu bauen war bei dem unerschwinglichen Preise der Ziegelsteine nicht möglich, aber man konnte ja eine hölzerne Mauer, eine Art Palisadenmauer bauen. Dem Schlößchen gehörte eine Waldparzelle, deren sandiger Teil mit Kiefern, deren nasser Teil mit Ellernbuschwerk bestanden war. Es waren da gewisse Unklarheiten, die sich auf die Grenze oder das Recht des Mitbesitzes der Gemeinde bezogen. Hätte man diese Angelegenheit erst regeln wollen, ehe man ans Abholzen ging, so wären vielleicht Jahre vergangen; was aber geschehen sollte, mußte gleich geschehen. Man beschloß also, sich an nichts zu kehren, so viel Holz zu fällen, als man brauchte, und das übrige abzuwarten. Man ließ also ein halbes Dutzend auswärtiger Holzarbeiter kommen, und die Arbeit begann.

Natürlich erfuhr das Hoheit, und sogleich erschien Päsch in Uniform, mit Hirschfänger und Büchse und überbrachte den Befehl, die Arbeit des Abholzens sei sogleich einzustellen. Der Doktor antwortete höflich, der Amtshauptmann möge die Güte haben, nachzuweisen, was ihn berechtige, sich in die Angelegenheiten des preußischen Schlößchens zu mischen. Bis jetzt hatte sich Groppoff in alles gemischt, ohne danach zu fragen, ob er dazu ein Recht habe oder nicht. Er war eben der Feudalherr von Tapnicken gewesen, und niemand hatte es gewagt, an seinem Rechte zu zweifeln. Hoheit waren natürlich höchst ungehalten, machten ihr Adlergesicht und ließen den Schulzen kommen. Bald darauf lief ein Protest und Klageandrohung seitens der Gemeinde ein. Dieses Papier wurde einfach beiseite gelegt.

Tantchen bekam Angst und fragte, ob der Doktor denn auch gewiß sei, den Prozeß, wenn er angestellt werde, zu gewinnen.

Ich bin ganz sicher, antwortete der Doktor vergnügt, ihn zu verlieren. Aber was schadet es? Wir bezahlen dann, was wir sowieso zu zahlen hätten, und inzwischen ist unsre Festung fertig. Wir sind im Kriegszustande. A la guerre comme à la guerre!

Digitized by Google

Ebensowenig Glück hatte Päsch bei den Holzarbeitern, als er kraft seines Amtes die Kerrls an der Devastierrung des Holzes inhibierrrren wollte. Man winkte ihm bedeutsam mit einigen frischen Erlenholzknüppeln, worauf er vorsichtig rückwärts Deckung nahm.

Der Bau der hölzernen Mauer schritt rüstig vorwärts. Die Stämme wurden in Stücke von bestimmter Länge geschnitten, gespalten, oben angespitzt, in die Erde gegraben und mit Flechtwerk von Erlenholz miteinander verbunden. Dies gab ein Gehege, das zwar nicht schön aussah, aber dicht und dauerhaft war und sich nicht von dem alten Hag unterschied, den einst deutsche Ansiedler vor achthundert Jahren errichtet hatten, um ihre Felder vor dem Wisent und dem Wildschwein zu schützen. Inzwischen begab sich Tantchen zum Schulzen, redete mit ihm ein verständiges Wort und brachte, da der Schulze ein zugänglicher Mann christlichen Gemüts war, einen Vergleich zustande, inhalts dessen sich die Gemeinde durch Zahlung einer gewissen Summe für zufriedengestellt erklärte.

Hoheit waren höchst ungnädig. Hoheit belegten den Schulzen und die Gemeinde mit einer Auswahl von Ehrentiteln aus dem Tierreiche, Hoheit waren wütend.

Das ist famos, sagte Eva, die sich für den Bau der „Festung" sehr interessierte und täglich kam, um zuzusehen.

Aber Eva, sagte die Tante, ist das kindliche Liebe, wenn du dich darüber freust, daß sich dein Vater ärgert?

Eva wurde ernst und erwiderte: Kann ich mich denn freuen über das, was meinem Vater gelingt? Können Sie es denn, Tantchen?

Aber gleich verscheuchte sie wieder den ernsten Gedanken und lachte über den Doktor, dem der Wind den Hut entführte.

Armes Kind, sagte Tantchen.

Tantchen, rief Eva unwillig, Sie sollen mich nicht immer bedauern!

Aber Tantchen nahm Eva mit mütterlicher Zärtlichkeit in die Arme und streichelte sie liebevoll. Eva ließ sichs erschauernd gefallen, dann aber entwand sie sich leise den Armen Tantchens und sagte, als wenn sie mit sich selbst spräche: Nein, ich will nicht bedauert sein, wenigstens nicht eher, als bis ich die Partie verloren habe.

Welche Partie? fragte der Doktor, der seinen Hut geholt hatte und herangetreten war.

Die Partie meiner jungen freien Hände.

Fürchten Sie denn, gnädiges Fräulein, wandte der Doktor ein, daß Sie diese Partie verlieren könnten?

Sie sollen mich nicht gnädiges Fräulein nennen, erwiderte Eva unwillig.

Ich kann Sie doch nicht Eva nennen, sagte der Doktor.

Warum nicht? rief Eva, den Doktor mit ihren großen blauen Augen anstrahlend. Ich denke, wir wollten uns bemühen, ein jeder er selbst zu sein. Dazu brauchen wir doch nicht die Maskerade, die sich die dummen Menschen mit „gnädigen Fräuleins" und anderm Schnickschnack vormachen.

Und wie werden Sie mich nennen?

Ich nenne Sie Doktor.

Aber ist das nicht auch Schnickschnack?

Vielleicht, aber es ist bequemer Schnickschnack.

Tantchen sah abwechselnd auf den Doktor und auf Eva und machte eine bedenkliche Miene.

Als alles vollendet und in Ordnung, der Hof geschlossen und mit einem festen Tor versehen war, die Türen ausgebessert, die Schlösser erneuert, der Schnaps auf ein zulässiges Maß beschränkt, und den Knechten die Zeit zu verschlafen verleidet war, blieben die Arbeiter aus, und die Knechte packten zusammen und zogen ab. Nur die Instleute blieben treu, aber das waren alte, überständige Leute, die nach des Inspektors Meinung längst durch jüngere Arbeiter hätten ersetzt

Digitized by Google

werden sollen. Diese Arbeitseinstellung geschah wie auf Verabredung, was auch wirklich der Fall sein konnte, oder wie auf höhern Befehl, was auch der Fall sein konnte. Und es lag nicht allzu fern, dabei an Hoheit zu denken, der für die Mißachtung seines Befehls, den Wald anlangend, Revanche nahm. Natürlich nicht in der Weise, daß er den obrigkeitlichen Befehl ausgegeben hätte, den preußischen Hof zu boykottieren, sondern so, daß er durch seine Vertrauenspersonen die Meinung verbreiten ließ, es sei eine Schande, einen offnen Hof einzuschließen und Schlösser an die Türen zu legen. Das sei in Tapnicken niemals Mode gewesen — außer auf dem Amte. Es sei eine Beleidigung für die Arbeiter und komme so heraus, als ob sie alle mausten — was übrigens auch der Fall war. Und sie brauchten sich das nicht gefallen zu lassen, und niemand würde ihnen etwas tun dürfen, wenn sie davon gingen. Und den windigen Doktor und seinen Grobian von Inspektor werde man schon klein kriegen.

Der Doktor und der Inspektor verstanden gut genug, daß man in Absicht habe, das Gut in aller Form zu boykottieren und wenn möglich zugrunde zu richten. Darauf konnte es keine andre Antwort geben als die, daß man alles daran setzte, den Betrieb auch ohne Tapnicken im Gange zu erhalten, solange bis man von auswärts Arbeitskräfte herangezogen hatte. Wäre es Sommer gewesen, so hätte man wenig Schwierigkeit gehabt, man hätte das Vieh auf die Weide getrieben, wobei ein paar alte Weiber genügt hätten; aber jetzt mußte das Vieh im Stalle gefüttert werden, und es war hohe Zeit, daß Roggen und Weizen unter die Erde kamen. Der Inspektor zog mit der Drillmaschine und Marike, die die Pferde führen mußte, auf den Acker, und der Doktor und Tantchen übernahmen den Hof, Tantchen die Kühe, der Doktor die Pferde und das Jungvieh, und die alte Lore die Schweine. Daß sein Hofknechtdienst dem Doktor besondre Freude gemacht hätte, läßt sich nicht behaupten. Desto mehr Vergnügen machte es Eva, als sie dazu kam und sah, wie Doktor Heinz Ramborn in die Stalljacke gekleidet den Pferden Heu auf die Raufe steckte. Sie lachte so hell auf, daß die Pferde die Köpfe umwandten, als wollten sie fragen, was ist denn los?

Wie gefällt Ihnen das, Doktor? fragte sie. Ich meinerseits halte auf ein Bund Heu große Stücke. Es ist wenigstens kein Tropfen Tinte daran, und das ist immer schon etwas. Und weg war sie.

Bald darauf fand sie der Doktor im Kuhstall, wie sie der Tante half, die Kühe zu melken. — Aber Fräulein Eva, rief er, melken Walküren die Kühe?

Nein, aber ihre Pferde füttern sie, entgegnete Eva, was Sie eben auch getan haben, Herr Professor.

Ich tat es, der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe, entgegnete dieser.

Und ich gehorche dem eignen Triebe.

Ich habs ja auch nicht haben wollen, sagte die Tante, aber komme einer gegen diesen Wildfang auf, er setzt alles durch, was er will.

Ja, ich wills durchsetzen, rief Eva, man soll Euch hier nicht wegbeißen. Ich wills nicht.

Das sagte sie in warmer Erregung, während sie, den Milcheimer vor sich und die Kuh neben sich, auf ihrem Schemel saß. Und dabei sah das schöne Mädchen in dem geschürzten Kleide und den aufgestreiften Ärmeln gar nicht schlecht aus. Und der Doktor beobachtete es mit Wohlgefallen.

Mitten in diese Nöte hinein fiel ein Strafmandat des Herrn Amtshauptmanns. Für fortgesetzte unentschuldigte Schulversäumnis durch Wolf wurde eine Mark Strafe oder im Unvermögensfalle ein Tag Haft verhängt. Ja so! Wolf! Man hatte ihn fast aus dem Auge verloren. Wolf war nicht zu bewegen gewesen, die Schule zu besuchen, er hatte gezittert und geweint, als ihn die Tante freundlich an der Hand nahm und ihn hinführen wollte. Es wäre grausam gewesen, ihn sobald nach dem Verluste seiner Mutter an einen Ort zu führen, wo man ihn seiner Mutter wegen so schwer gekränkt hatte. Die Tante zahlte stillschweigend die Mark, aber der Doktor geriet in großen Zorn. Was? rief er, diese Schulmeisterseele mißhandelt

Digitized by Google

den Knaben, und dann macht sie, statt sich zu entschuldigen, eine Anzeige wegen Schulversäumnis? Wir werden dem Herrn die nötige Aufklärung geben. Darauf setzte er sich hin und stellte bei Königlicher Regierung den Antrag, Wolf bis auf weiteres zu beurlauben, was damit begründet wurde, daß dem Knaben nicht zugemutet werden könne, eine Schule zu besuchen, in der Lehrer und Schüler die kürzlich verschollne Mutter des Knaben beschimpft hätten.

Nach einiger Zeit erschien Herr Pastor Peternelle aus Kallpillen in Tapnicken. Herr Pastor Peternelle war Pastor und Ortsschulinspektor eines Sprengels, zu dem auch Tapnicken gehörte. Aber Kallpillen lag eine Meile von Tapnicken entfernt, und was noch übler war, zwischen beiden Orten lag bruchiges Land, das durch mannigfach verschlungne Wasserläufe durchschnitten war, sodaß eigentlich nur im Winter eine sichere Verbindung bestand, und in feuchten Jahreszeiten der Umweg über die Pempler Heide oder über die See eingeschlagen werden mußte. Der Herr Pastor war diesesmal über die See gekommen und hatte seinen Schifferkahn am untern Teile des Dorfes, nahe bei der Künstlerkolonie, an Land laufen lassen. Er war dann aufs Amt gegangen und hatte in der Schule eine Untersuchung angestellt, die viel Papier gekostet aber nichts herausgebracht hatte. Darauf hatte er sich zum preußischen Schlößchen begeben und war von Tantchen freundlich und vom Doktor einigermaßen steif empfangen worden.

Der Herr Pastor war ein älterer Herr mit grauem kurzem Haupthaar und bartlosem Gesicht, dessen Haut braun und wetterfest war wie die eines Fischers. Er hatte die derbe große Figur eines ostpreußischen Bauern, aber ein paar Augen im Kopf und ein paar Züge um den Mund, die verrieten, daß in diesem derben Hause ein feiner und milder Geist wohne.

Der Herr Pastor sprach in gemessenen und zurückhaltenden Worten und kühler, als er sonst zu tun pflegte, seine Teilnahme an den traurigen Ereignissen aus, die das preußische Schlößchen betroffen hatten, und hoffte, daß die Heimsuchungen eine Frucht des Segens in sich tragen möchten — Worte! Der Doktor antwortete, was darauf zu antworten war — auch Worte. Darauf zog der Herr Pastor sein Aktenstück hervor und begann in geschäftlichem Ton eine Verhandlung über die Klage wider die Schule. Er habe, sagte er, den Fall untersucht und die einstimmige Antwort erhalten, daß nichts, aber auch gar nichts vorliege, was die Klage begründe.

Natürlich, sagte der Doktor.

Sie wollen andeuten, erwiderte der Herr Pastor, daß man falsche Angaben gemacht habe. Ich will nicht bestreiten, daß das vorkommt. Aber der Lehrer ist ein treuer Mensch, ich bin gewiß, daß er nicht lügt.

Aber sind Sie auch gewiß, Herr Pastor, sagte Ramborn, daß Lehrer und Schüler unbeeinflußt waren, daß sie nicht unter fremdem Drucke standen, und daß sie nicht ihre Aussagen unter diesem Drucke machten?

Möchten Sie mir nicht mitteilen, sagte der Herr Pastor, worauf Sie Ihre Annahme, der Lehrer habe bei Potiphars Weib auf Frau Van Teren gewiesen, gründen?

Natürlich auf die Aussage Wolfs, entgegnete der Doktor.

Man sagt mir, dieser Wolf sei ein widerspenstiger und lügenhafter Knabe.

O, Herr Pastor, rief Tantchen, wer kann Ihnen das gesagt haben?

Man rief Wolf.

Wolf erzählte seine Geschichte mit so echtem Ausdrucke seines Schmerzes, daß man nicht daran zweifeln konnte, er selbst sei von der Wahrheit seiner Aussage überzeugt. Aber freilich wurde er unsicher, als er bestimmte Worte angeben sollte, die man auf seine Mutter bezogen habe. Es hatte den Anschein, daß er mehr auf Grund eines allgemeinen Eindrucks als auf dem bestimmter Tatsachen geurteilt habe. Etwas mußte unbedingt vorgekommen sein, was den Knaben so tief verletzt hatte, aber vielleicht hatte er mehr gehört, als gesagt worden war.

Oder, sagte der Doktor, er hat den Sinn der Rede herausgefühlt und ihn

Digitized by Google

so verdichtet, daß er ihm wie Rede erschien. Wolf ist ein merkwürdiger Knabe; er ist außerordentlich sensibel, außerordentlich hellhörig.

Das mochte es denn wohl auch sein. Damit konnte man die Anklage gegen den Lehrer fallen lassen, aber die Frage, was mit dem Knaben anzufangen sei, blieb unerledigt. Daß er bei seinem Gemütszustande nicht in die Dorfschule geschickt werden könne, sah auch der Herr Pastor ein.

Ich werde den Knaben selbst unterrichten, sagte der Doktor. Die Königliche Regierung wird hoffentlich annehmen, daß ein doctor philosophiae einem neunjährigen Jungen mensa und die vier Spezies beibringen kann.

Sie sind wirklich Doktor der Philosophie? fragte der Herr Pastor erstaunt.

Gewiß bin ich das, antwortete Ramborn, überrascht, daß jemand daran zweifeln könnte, ein wirklicher, echter Berliner doctor philosophiae et bonarum artium könne auf zwei Füßen in Tapnicken herumgehn.

Er wurde abgerufen.

Dieser Herr Doktor, sagte der Herr Pastor, ist doch aber ein ganz verständiger Herr.

Natürlich ist er das! rief Tantchen. Waren Sie andrer Meinung?

Man sagte mir, erwiderte der Herr Pastor mit der Offenherzigkeit seines geistlichen Amtes, daß er eine Art Abenteurer sei, der sich ohne ersichtlichen Grund hier aufhalte, es müßte denn sein, daß er gewisse Beziehungen zu Frau Van Teren angeknüpft habe oder habe anknüpfen wollen. Er sei auch wahrscheinlich an ihrem Tode schuld.

Tantchen erzürnte sich nicht leicht, hier aber stiegen ihr das Zornrot in die Wangen und die Tränen in die Augen. O es ist schändlich, rief sie, einen guten Menschen so zu verleumden! Und das haben Sie geglaubt, Herr Pastor?

Der Herr Pastor fühlte den Vorwurf und entgegnete: Ich bin allezeit bereit, von jedermann das beste zu glauben, aber sagen Sie mir, Fräulein Van Teren, wer ist dieser Herr Doktor, und was macht er hier?

Er ist ein Vetter Marys, sagte Tantchen, er hat eine Hypothek, die auf unserm Gute ruht, und ist hergekommen, um nach seiner Hypothek zu sehen. Mancher andre würde sie gekündigt haben, er aber bleibt hier, um uns in unsrer Bedrängnis beizustehn. Ja, Herr Pastor, wir sind ihm großen Dank schuldig. Denken Sie doch, dieser hochgebildete Mann, der überall willkommen sein würde, setzt sich nach Tapnicken und mißt draußen Hafer ab, um einem armen, kleinen, verwaisten Knaben seiner Mutter Erbe zu erhalten, das ihm gewissenlose Leute nehmen wollen. Und dafür greift man seine Ehre an!

Er ist aber doch, sagte der Herr Pastor, ein ganz ungläubiger Mensch?

Herr Pastor, erwiderte Tantchen resolut, ein ungläubiger junger Mensch, für den man noch hoffen kann, ist mir lieber als ein alter hartgesottner Sünder, den der Teufel in den Klauen hat, und den er auch niemals wieder loslassen wird.

Fräulein Dora, sagte der Herr Pastor milde, es ist unchristlich, von einem Menschen zu sagen, der Teufel halte ihn in den Klauen. Der Herr spricht: Richtet nicht. Ich will mich auch bemühen, nicht hart zu urteilen.

Ramborn trat wieder ein. Nun betrachtete ihn der Herr Pastor mit andern Augen. Wenn wahr war, was Tantchen sagte, und es war ja nicht daran zu zweifeln, so war ja dieser Doktor Ramborn ein ungewöhnlicher Mensch. Doktor der Philosophie, jung, wohlhabend, unabhängig, und er setzt sich in diesen Winkel und tut Verwalterdienste, um einem Knaben, der ihn eigentlich sehr wenig angeht, sein Erbe zu schützen; das war ungewöhnlicher Edelmut und von einem modernen Menschen kaum zu erwarten. Er sah auch sogleich ein, daß hiermit ein neuer Faktor gegeben war, mit dem in Tapnicken gerechnet werden mußte. Hoffentlich ein günstiger Faktor, denn sein Tapnicken und die Zustände, die dort herrschten, lagen dem Herrn Pastor schwer auf dem Herzen.

Wäre es nicht gut, Herr Doktor, sagte er, wenn Sie und Groppoff sich einigten? Das Dorf leidet unter dem einen Herrn, unter zwei Herren, die einander feind sind, würde es doppelt leiden.

Digitized by Google

Vorläufig, antwortete Ramborn, leiden auch wir unter diesem einen Herrn, und dieses litauische Volk —

Er machte eine geringschätzige Bewegung.

Ach, sagte der Herr Pastor, und seine Züge belebten sich, und sein Inneres fing an aus den Augen herauszuschauen, Sie kennen das litauische Volk nicht. Man verachtet leicht, was man nicht kennt. Glauben Sie mir, wenn sich die Menschen besser kennten, würden sie sich mehr lieben.

Ramborn machte ein ungläubiges Gesicht und entgegnete spöttisch: Es möchte die Frage sein, ob es nicht besser ist, daß man recht wenig voneinander weiß. Wenigstens hat das, was ich von Ihrer Gemeinde, Herr Prediger, bisher kennen gelernt habe, nicht dazu beigetragen, Vertrauen zu erwecken.

Leider, leider! rief der Herr Pastor betrübt. Der Charakter dieses Volks ist äußerlich hart wie die Züge ihrer altnordischen Vorfahren. Schwere, schreiende Sünden werden begangen fast ohne das Bewußtsein, daß es Sünde ist. Die mangelnde Harmonie der Volksseele zeigt sich in scharfen ungemilderten Dissonanzen. Und doch ist hinter dieser harten und abstoßenden Außenseite ein weiches Gemüt, eine nicht unedle Art verborgen. Glauben Sie mir, Herr Doktor, wer diese verborgne Schönheit kennt, muß das litauische Volk lieben. Diese kindliche Einfalt hinter einem Vorhange von verschlagner List, dieser echt fromme Sinn hinter argem Aberglauben verborgen. Wer zugegen gewesen ist, wie die jungen Mädchen, den Rautenkranz im Haar, ihre Dainos singen und dichten, wer es weiß, welche tiefe, wehmütige Empfindung, welchen offnen Sinn für die Natur sie haben, welche echten Herzenstöne sie zu treffen wissen, wer es gesehen hat, mit welcher Meisterschaft, mit welcher Lust an Farbe und Form sie ihre Kleidung verzieren, der muß sagen, daß sie einen natürlichen künstlerischen Zug haben, wie man ihn bei den Naturvölkern findet, und der ihnen leider von der Kultur nur zu bald verkümmert und genommen wird. Vor allem sind sie geborne Sänger. Haben Sie Mendelssohns Italienische Reise gelesen? Nicht? Nun, in diesem Buche berichtet Mendelssohn von der päpstlichen Kapelle, derselben, deren Dirigent jetzt Perosi ist, daß die Kapelle die gregorianischen Kirchentöne mit allerlei Verzierungen umgaben, und daß ihr Leiter behauptet hätte, das machten sie improvista durch Eingaben des heiligen Geistes. Aber, sagt Mendelssohn, er habe beobachtet, daß es kunstvoll vorbereitete und eingelernte Ornamente gewesen seien. Meine Litauer, Herr Doktor, können das besser. Die Choralmelodie ist ihnen der gregorianische Ton, und sie verzieren die Melodie durch zierliche Triolen und ganz geschickte Ausweichungen, ohne daß es vom Herrn Kantor eingelernt ist.

Das ist ja erstaunlich, sagte der Doktor im Tone eines gelinden Zweifels.

Sie müssen nicht glauben, Herr Doktor, fuhr der Herr Pastor fort, daß ich gegen die Sünden meiner Tapnicker wie ein schwacher Vater blind sei. Ich weiß wohl, was uns fehlt. Wir sind um ein paar hundert Jahre in der Kulturarbeit zurück. Noch vor zweihundert Jahren war das Volk im Zustande tiefster Barbarei, und noch bis in dieses Geschlecht hinein reichen die Reste heidnischer Sitten. Das Land verdankt seinen Königen viel, und darum ist ihnen auch ihr König der oberste Herr. Sie nennen ihn wieszpats, den Herrn, mit einem Worte, das sie sonst nur zu dem Namen Gottes setzen. Aber man hat auch viel an ihnen gesündigt und tuts noch. Das sind die Herren, die von christlich-konservativer Weltanschauung reden und doch nur ihre eigne feudale Herrschaft meinen.

Der Herr Pastor brach ab, als fürchte er, zuviel gesagt zu haben. Dann fuhr er mit leiserer Stimme, als rede er mit sich selbst, fort: Man muß die Unterströmungen kennen. Nicht bloß die Meere haben sie, sondern auch die Menschennatur hat sie. Es gibt nicht bloß eine Hydrographie der Erdoberfläche, sondern auch der Tiefe. Die Wasserverteilung auf der Erdoberfläche kennt jedermann, wenn es auch eine Tiefwasserkarte der Sahara gäbe, so würde sie Seen, Ströme und Bäche aufweisen.

Ganz recht, Herr Prediger, sagte Ramborn, aber diese verborgnen Wässer muß

Digitized by Google

man heben. Es genügt nicht, zu konstatieren: Hier ist Wasser. Das Wasser muß doch das Land feuchten.

Jawohl, Herr Doktor, erwiderte der Herr Pastor, Sie bezeichnen die Aufgabe ganz richtig. Aber wer hilft Brunnen graben? Wer hilft diesem armen Volke in seiner Not? Glauben Sie mir, wer diesem vom Trunke geknechteten und vergifteten Volke vom Branntwein hülfe, der verdiente ein Denkmal, so hoch wie der Schloßturm in Königsberg.

Warum nicht Sie selbst, Herr Prediger? sagte der Doktor. Sie als Seelsorger sind doch gewiß der Nächste dazu.

Ich finde, antwortete der Herr Pastor, daß man mit der Bezeichnung Seelsorger etwas zu freigebig umgeht. Es muß erst viel hinweggeräumt werden, ehe man überhaupt bis zur Seele kommt. Es wird wenig helfen, bei einer Bevölkerung von Fischern zu sagen, Freund, um deiner Seelen Seligkeit entsage dem Branntwein. Das ist eine wirtschaftliche Frage, es ist eine Aufgabe der Gesetzgebung des Staats. Man sollte das Gesetz machen: Wer einem Fischer für Schnaps seine Fische abkauft, soll bestraft werden wie einer, der Wucher treibt. Oder man könnte durch direkte Einwirkung, durch tägliche Kontrolle, durch einen gelinden Zwang die Leute beeinflussen. Das kann ich von Kallpillen aus nicht tun, wenn ich auch als Seelsorger dazu berufen bin; das muß von hier aus geschehen und wäre eine Aufgabe für — Sie, Herr Doktor.

Der Doktor wehrte mit den Händen ab und lachte. Ich fürchte, Sie haben sich an den falschen gewandt, sagte er, ich bin nichts weniger als ein Volksmann.

Sie können aber einer werden, erwiderte der Pastor. Es gehört nichts weiter dazu als ein offnes Auge und ein warmes Herz.

Jetzt wird er gleich sagen, begann Tantchen, daß er kein warmes Herz habe, sondern ein schanderhafter Egoist sei.

Das wollte ich auch, sagte der Doktor. Ich bin Egoist aus Prinzip, das heißt aus wissenschaftlicher Überzeugung.

Der Herr Pastor sah etwas befremdet zu Tantchen hinüber, dann lächelte er und sagte: Wissenschaftliche Gründe lassen sich widerlegen. Nämlich durch die Praxis. Vermutlich sind Sie gar nicht der Egoist, der Sie als moderner Philosoph sein zu müssen glauben.

Der Herr Pastor nahm seinen Hut, blieb aber gern sitzen, als man ihm zuredete, noch zu verweilen. Es war ihm offenbar eine Wohltat, einmal mit einem gebildeten Menschen über ernsthafte Dinge reden zu können. Und so fing es schon an zu dämmern, als er endgiltig Abschied nahm. Ramborn begleitete ihn nach Tapnicken und bis zu der Stelle, wo des Pastors Kahn am Ufer lag, und ein alter Fischer geduldig auf ihn wartete. Der Herr Pastor nahm herzlich Abschied, kam bei Mondenschein und günstigem Winde zuhause an und erzählte seiner lieben Frau mit lebhaften Worten von der neuen Bekanntschaft, und was für ein unterrichteter und wohlgesinnter Mann Doktor Ramborn sei. Das sei es, was der evangelischen Kirche so sehr fehle, wohlgesinnte Laien, die bereit seien, an die Aufgaben der Kirche Hand anzulegen. Er sei mit ihm durch das ganze Dorf bis zu seinem Kahne gegangen.

Die liebe Frau, die zu den vorsichtigen ihres Geschlechts gehörte, glaubte Bedenken äußern zu müssen und war damit gar nicht einverstanden, daß der liebe Mann mit dem Doktor durch das Dorf gegangen sei. Dies werde jedenfalls beredet werden, und es sei fraglich, wie sich der Herr Amtshauptmann dazu stellen werde, und es könnte ihm von diesem oder jenem verdacht werden.

Laß gut sein, Gustchen, sagte der Herr Pastor, ich war dem Herrn Doktor diese Genugtuung schuldig.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. Welche Zwischenfälle die marokkanische Frage auch noch zeitigen mag — und sie werden nicht ausbleiben, da sie zu sehr im französischen Interesse liegen —, so wird man doch niemals aufhören dürfen, diese Angelegenheit in ihrem engen Zusammenhang mit der gesamten internationalen Lage zu betrachten. Es müssen doch besondre Umstände gewesen sein, die England bewogen haben, von einem Kardinalpunkt der britischen Politik abzusehen, für die es ehedem eine Lebensfrage war, das Mittelmeer nicht zu einem französischen See werden zu lassen. Mit dem Supremat in Marokko würde Frankreich diesem alten Ziele wesentlich näher gekommen sein. Wohl läuft eine englische Etappenlinie von Aden über Cypern und Malta nach Gibraltar, aber deren Wert würde durch eine so ausgreifende Verstärkung der Stellung Frankreichs auf der Südküste nicht unwesentlich beeinflußt werden. Jedenfalls würde die bis jetzt unbestrittne Beherrschung des kürzesten Seewegs nach Indien fortan im Falle eines Konflikts mit Frankreich unter viel ungünstigern Bedingungen der bewaffneten Entscheidung unterliegen. Ob England dann — wie es heute glauben mag — dieser Entscheidung unter allen Umständen sicher sein würde, hängt von völlig unberechenbaren Zukunftskonstellationen, von der Gruppierung der europäischen, asiatischen und amerikanischen Mächte ab. Auf alle Fälle bedeutet es eine grundlegende Änderung in der englischen Politik, wenn Großbritannien einem möglichen Zukunftsgegner, der schon im Besitz der nördlichen Flanke dieser Etappenstraße ist, nun auch noch die südliche einräumt. Allerdings hat Frankreich dafür seinen endgiltigen Rückzug aus Ägypten zugestanden. Aber seine Bedeutung war dort ohnehin längst sehr gering geworden, sein Rückzug ist für England mehr die Beseitigung einer theoretischen als einer tatsächlichen Unbequemlichkeit. Viel mehr als eine „Unbequemlichkeit" war Frankreich in Ägypten für England längst nicht mehr, für Frankreich selbst war sein Verbleiben nur noch eine question d'amour-propre. Da war es denn naheliegend, daß England der Republik ihren Entschluß durch eine Gegenkonzession erleichterte, die längst in der Richtung der französischen Wünsche und — auf derselben afrikanischen Küste lag. Freilich war es ein Danaergeschenk, denn Frankreich bleibt in Marokko immer von dem guten Willen Englands abhängig. Sowohl dieser Gedanke als auch der andre, daß Frankreich durch die von ihm beanspruchte Stellung in Marokko natürlich in Differenzen mit den Madrider Signatarmächten von 1880 — ganz abgesehen von den Marokkanern selbst — geraten mußte, also auch nach dieser Richtung hin der guten Dienste Englands bedarf, mag für Großbritannien mitbestimmend gewesen sein. Aber mehr noch. Je mehr sich Frankreich in Marokko engagiert, um so verwundbarer wird es, und damit zunächst um so weniger fähig, in der ostasiatischen Entwicklung eine für England unbequeme Stellung zu nehmen. Mit der Verschenkung Marokkos, das ihm nicht gehörte, hatte England somit tatsächlich eine Art Abdankung Frankreichs innerhalb des gesamten englischen Interessenkreises erkauft. Billiger konnte das Geschäft nicht für England, demütigender nicht für Frankreich sein. Man wird unwillkürlich an das bekannte Bild „die Jagd nach dem Glück" erinnert.

Auf einen weitern Zweck der englischen Politik ist schon im vorigen Heft an dieser Stelle hingewiesen worden; indem Rußland seine Ostseeflotte in Asien einsetzte, und Frankreich, das eine Isollerung in Europa befürchtete, leichten Kaufs für eine Entente mit England eingefangen wurde, zerstörte die britische Diplomatie auf lange Zeit hinaus die Möglichkeit einer gegen England gerichteten europäischen Flottenkoalition. Einer solchen deutsch-französisch-russischen Koalition die Spitze bieten zu können, ist nach wiederholten amtlichen Erklärungen die Basis des englischen Flottenplans, der ja allerdings eine sehr starke Rüstung für England verlangt. Indem von der befürchteten Zukunftskoalition Deutschland allein übrig blieb, konnte England sich zunächst einige Erleichterungen gönnen und zugleich

Digitized by Google

seinen Geschwadern eine wesentlich veränderte, auf die veränderte Lage berechnete Dislokation anweisen. Als äußerer Ausdruck dieser neuen Situation werden im Laufe des Jahres Flottenbesuche ausgetauscht werden; ein englisches Geschwader ist in Brest angekündigt, ein französisches soll zur großen Regattawoche nach Osborne kommen, König Eduard nimmt auf seiner Frühjahrsfahrt zweimal den Weg über Paris. Das alles ist schon oft dagewesen. Unter Louis Philipp wie unter Napoleon dem Dritten haben wir englisch-französische Flottenverbrüderungen, gegenseitige Besuche der Höfe, 1854 sogar eine Kriegsallianz beider Mächte gegen Rußland gehabt. Uns Deutsche können diese Austausche von Höflichkeiten ebenso kalt lassen wie vor fünfzig und vor siebzig Jahren, wo sie an der Tagesordnung waren. Sie werden jetzt von französischer Seite betrieben, weil die Regierung der Republik das erklärliche Bedürfnis hat, vor Frankreich in einer Glanzrolle und nach außen nicht isoliert zu erscheinen. Gegenüber der Fortdauer des Dreibundes, den Lord Salisbury einst mit so großer Freude begrüßte, bedarf Frankreich einer Anlehnung, die, da Rußland sie gegenwärtig nicht bieten kann, bei England gesucht und von diesem großmütig gewährt wird. Was könnte auch für die britischen Staatsmänner, deren bedeutendster zweifellos der König selbst ist, angenehmer sein als ein ihnen aus der Hand pickendes Frankreich, zumal angesichts der Schwierigkeiten, die auf der Balkanhalbinsel noch der Lösung harren!

Im Figaro hat Camille Pelletan das veränderte Anlehnungsbedürfnis Frankreichs jüngst unumwunden zugestanden. Die russische Allianz sei für Frankreich verloren, sie bestehe nur noch auf dem Papier und sei keine Realität mehr. Rußland habe sich selbst außerstand gesetzt, in nützlicher Weise in die europäischen Dinge einzugreifen, und sich damit auch den eventuellen Verpflichtungen zum Beistand entzogen, die der Daseinszweck des Bündnisses waren. Schon unterliege Frankreich den Konsequenzen der neuen Lage; würde Deutschland eine solche Haltung angenommen haben, wenn das französisch-russische Bündnis nicht seine ganze Tragweite verloren hätte? Pelletan findet, daß es unter diesen Umständen „eine Torheit und ein Verbrechen zugleich" wäre, „sich auf ein marokkanisches Abenteuer einzulassen." Aus demselben Grunde ist der Matin vom 21. April gegen „diese Art von Abenteuern." Aber er hat noch einen zweiten Grund, dem wir in andern französischen und englischen Stimmen zugleich begegnen: „An dem Tage, wo die österreichische Erbschaft eröffnet sein wird, könnte es ernste Inkonvenienzen geben, wenn die französische Politik von Europa abwesend wäre, weil man sie auf eine Vergnügungsreise nach Marokko geschickt hätte." In demselben Sinne schreibt Coubertin, ein andrer Mitarbeiter des Figaro: „... Deutschland richtet sich vor uns auf, nicht auf unserm afrikanischen, sondern auf unserm europäischen Wege. Es fragt uns, ob wir mit dem Hintergedanken einer Intervention bei Ausbruch der österreichischen Erbfolgewirren an der Abwendung Italiens vom Dreibunde und an der Gewinnung der Freundschaft Englands arbeiten ..."

Das Auftauchen des Stichwortes succession d'Autriche in der französischen und in einem Teile der englischen und der italienischen Presse zu derselben Zeit ist gewiß kein Zufall. Es verstärkt die auch sonst vorliegenden Beweise, daß auch in diplomatischen und andern staatsmännischen Kreisen des Auslandes der Gedanke an den „Zerfall Österreichs" zu einem festen Bestandteil der politischen Berechnung geworden ist. Gewiß ist der Wunsch der Vater auch dieses Gedankens, daneben aber die Besorgnis, daß Deutschland bei diesem „Zerfall" einen großen Ramsch zu machen beabsichtige, was durch eine europäische Koalition verhindert werden müsse. Diese Koalition soll zunächst eine französisch-italienische sein, gestützt auf Rußland und England. Daher das Mißvergnügen darüber, daß Rußland zurzeit für solche europäische Zwecke nicht abkömmlich ist, und daher auch die Sorge, daß sich Frankreich zu dieser Zeit nicht außerhalb Europas, auf der marokkanischen Vergnügungsreise, befinden dürfe. Eines Tages werden wir noch erfahren, daß Deutschland Herrn Delcassé zu seiner marokkanischen Politik verleitet und verführt

Digitized by Google

habe, um desto sicherer Österreich einstecken zu können! Vor ungefähr dreißig Jahren konnte man einmal schreiben, es gebe keine Dummheit in der Politik, die so groß sei, daß sie in Frankreich nicht geglaubt würde. Die Richtigkeit dieses Satzes bewahrheitet sich immer wieder von neuem. Zugegeben mag werden, daß unsre „alldeutschen" politischen Programme dem Auslande wenigstens einen gewissen Anhalt zu Verdächtigungen bieten. Wenn deutsche Zeitungen und Redner Triest als das „Hamburg im deutschen Süden" bezeichnen, so darf man den Stimmen in Frankreich, Italien und England, die dem Deutschland der Zukunft einen großen Mittelmeerehrgeiz anhängen, kaum den Vorwurf der Illoyalität machen, wenn sie sich die Sache auf ihre Art zurechtlegen. Aber in Österreich-Ungarn sollten doch wenigstens die Staatsmänner und die politischen Parteien, die an Umwälzungen in Europa kein Interesse haben, auf die jetzt unverhüllt hervortretenden französischen, englischen und großitalienischen Theorien genauer achtgeben, die auf den „Zerfall der habsburgischen Monarchie" mit wachsender Zuversicht rechnen und bei dieser Gelegenheit die Karte von Europa revidieren möchten. Hierin liegt auch der Schlüssel zu der Verlegung des italienischen militärischen Schwergewichts von der Westgrenze an die Ostgrenze, verbunden mit den die Finanzen Italiens so sehr belastenden und dennoch willig getragnen Rüstungskrediten. Das ist französische Aussaat, die dort aufgeht. Man kann sich danach ungefähr vorstellen, wie mißfällig in Frankreich die Sympathiebeweise aufgenommen werden, die dem deutschen Kaiser in diesen beiden letzten Jahren so reichlich wieder in Italien zuteil geworden sind.

An dem „Zerfall Österreichs" haben sich schon viele Leute — die Finger abgeschrieben. Zu Anfang der sechziger Jahre brachte die Berliner Volkszeitung eine lange Serie von Artikeln, in denen der bevorstehende „Zerfall" Österreichs haarscharf nachgewiesen war. Seitdem ist bald ein halbes Jahrhundert mit mancherlei schweren Krisen über die habsburgische Monarchie dahingegangen, und sie steht immer noch aufrecht. Ja mehr als das. Seit jener Zeit hat sich bei allen einsichtigen Deutschen die Erkenntnis befestigt, daß das Vorhandensein eines lebenskräftigen Österreich-Ungarns ein Bedürfnis für Deutschland ist. Bismarck hat diesem Gedanken in den Worten Ausdruck verliehen: „Wenn Österreich nicht existierte, müßte man es schaffen . . .," und in seinen hinterlassenen Schriften, den „Gedanken und Erinnerungen," hat er sich über dieses Thema noch eingehender ausgesprochen. Der „Ramsch," den Deutschland zu machen hätte, wenn jemals in Österreich-Ungarn Erbschaftswirren ausbrechen sollten, richtiger wohl: von außen hervorgerufen werden sollten, wäre der, daß Deutschland mit allen Mitteln für die Erhaltung der habsburgischen Monarchie einzustehn hätte, wie sie heute ist. In diesem Sinne hat sich schon vor mehreren Jahren ein süddeutscher Souverän zu dem besorgten Präsidenten der Zweiten Kammer seines Landes mit großer Bestimmtheit ausgesprochen.

Gegenüber allen feindlichen Tendenzen ist Österreich-Ungarns Integrität gedeckt durch das Bündnis mit Deutschland sowie durch das Interesse Rußlands an der Stetigkeit, Ruhe und Ordnung in der großen Donaumonarchie. Beide Mächte würden einem plötzlich zerfallenden Österreich-Ungarn gegenüber in eine große Verlegenheit geraten, weil das mit einem Hervorbrechen aller expansiven Tendenzen in Europa gleichbedeutend wäre. Die italienische Aktionspartei wünscht Vergrößerung Italiens um Südtirol, Triest usw., Frankreich möchte gar zu gern wieder „europäische" Politik machen, wozu es seit dem Verlust von Metz und Straßburg nicht mehr in der Lage ist, daher seine fortgesetzte Minierungsarbeit und das Ausstrecken seiner Fühler nach allen möglichen Bündnissen, und — England kann bekanntlich jede festländische Verwicklung gebrauchen. Doch zu dem Interesse Deutschlands und Rußlands an der Erhaltung des status quo in Österreich-Ungarn, ja an seiner Verbesserung durch eine starke Regierungsautorität gesellt sich auch die Einsicht aller besonnenen Italiener, die eine ehrliche Fortdauer des italienisch-österreichischen Bündnisses vorziehn und sich nicht verhehlen, daß sein Aufhören

Digitized by Google

Italien mit einem lombardischen Kriege von ungewissem Ausgange bedrohen könnte. Die Begegnung der Minister Graf Goluchowski und Tittoni in Venedig trägt zur Festigung dieses Gedankens hoffentlich ebenso bei, wie die Bekundung der herzlichen Sympathien, die in den letzten Wochen zwischen Kaiser Wilhelm, dem König Viktor Emanuel und dem italienischen Volke von neuem ausgetauscht worden sind. Die auf den „Zerfall Österreichs“ rechnen oder ihn herbeiführen möchten, werden die Rechnung ohne den Wirt gemacht haben. *s*

Der Kampf um die akademische Freiheit treibt seltsame Blüten. Den Anlaß dazu gab bekanntlich die Sympathiedepesche aus Hannover an die deutschen Studenten in Innsbruck wegen ihres Konflikts mit ihren italienischen Kommilitonen, die maßgebendenorts begreiflicherweise Anstoß erregte, weil die jungen Herren sicherlich nicht berufen waren, in einen nationalen Konflikt außerhalb des Deutschen Reichs einzugreifen, dessen sehr unerfreuliche Folgen sie gar nicht zu übersehen vermochten. Wir können überhaupt nicht wünschen, daß die Studentenschaften deutscher Hochschulen anfangen, dem schlechten Beispiel ihrer romanischen Kommilitonen zu folgen, sich in praktische politische Parteifragen einzumischen, für deren sachgemäße Beurteilung ihnen jede Kompetenz abgeht. Seitdem glaubt sich nun ein Teil der deutschen Studentenschaft in seiner hergebrachten akademischen Freiheit bedroht, einigt sich zur Abwehr, verkehrt wie eine Macht mit der andern mit dem preußischen Kultusministerium und dergleichen, natürlich alles unter dem Beifall der liberalen Presse. Seltsamerweise verlangt sie aber im Namen derselben akademischen Freiheit auch, nach dem Beispiele Jenas, die Aufhebung der farbentragenden katholischen Verbindungen oder wenigstens deren Ausschluß aus den vielfach schon bestehenden studentischen Ausschüssen, die Beschränkung also der akademischen Freiheit zur Korporationsbildung im Namen derselben Freiheit! Gewiß, eine erfreuliche Erscheinung sind die konfessionellen Verbindungen nicht, weder katholische noch protestantische, weil sie die konfessionelle Absonderung auch in die Kreise der akademischen Jugend tragen und dort eine Exklusivität der Gesinnung erziehn helfen, die ihren Angehörigen auch für das spätere Leben die Freiheit des Urteils und des Blicks zu beschränken droht. Aber auch die leidige Verschärfung der konfessionellen Gegensätze, aus der diese Verbindungen notwendigerweise hervorgehn mußten, ist keine erfreuliche Erscheinung, nur kann sie nicht beseitigt werden durch gegenseitige Unduldsamkeit, sondern nur durch gegenseitige Duldung, und gerade diese ist eine Pflicht der akademischen Jugend, ihre Pflege eine Aufgabe der Universitäten, die doch auch so viele und so tiefe Gegensätze der Weltanschauung in ihren Lehrkörpern ertragen müssen. Es ist auch keineswegs nur konfessioneller Eifer, der in den letzten Jahrzehnten zur Gründung solcher Verbindungen geführt hat. Viele katholische Eltern glauben, daß ihre Söhne in ihnen von den zahlreichen sittlichen Gefahren des akademischen Lebens bewahrt bleiben, weil sie den Grundsatz eines streng sittlichen Lebenswandels in den Vordergrund stellen, was bekanntlich leider keineswegs alle Verbindungen tun, und das ist eine durchaus berechtigte Auffassung. Und was würde geschehen, wenn man ihnen ihre Rechte verkürzen wollte? Der konfessionelle Hader würde auch an den Hochschulen hell auflodern, die katholischen Verbindungen würden, ähnlich wie die katholische Kirche durch den Kulturkampf, an innerer Stärke und auch an Zahl ihrer Mitglieder nur gewinnen, weil dann sicher kein katholischer Student einer andern Verbindung beitreten würde, und sie würden gedrängt werden, sich eng an das Zentrum als die natürliche Vertretung ihrer verkürzten Rechte anzuschließen, mit dem sie bisher meist gar keine engern Beziehungen unterhalten haben; die „ausschlaggebende“ Partei würde also einen sehr wirkungsvollen und dankbaren Agitationsstoff zu den übrigen gewinnen. Wem das alles als ein im nationalen Sinne erstrebenswertes Ziel erscheint, der mag die katholischen Studentenverbindungen im Namen der akademischen Freiheit zu unterdrücken oder zu be-

Digitized by Google

schränken suchen; die Aufgabe der akademischen Behörden und der deutschen Regierungen kann das unter keinen Umständen sein, und wir hoffen, daß die auf den 12. Mai nach Berlin berufne Versammlung der preußischen Hochschulrektoren das Richtige finden möge, schweres Unheil abzuwenden, unbeirrt durch populäre Schlagworte, wie es Männern der freien deutschen Wissenschaft ziemt, und ebenso unbeirrt durch die Rücksicht auf die Wahrung der Selbstverwaltung der Universitäten, die mit einer studentischen „akademischen Freiheit“ gar nichts zu tun hat.

Zur Charakteristik russischer Zustände schreibt uns ein Freund unsers Blattes aus St. Petersburg: Einer der Direktoren eines großen hiesigen Fabrikunternehmens wurde in den letzten Tagen zum Generalgouverneur zitiert. Dieser empfing den Herrn sehr ungnädig und begann, ohne ihn zum Sitzen aufzufordern:

Gg.: Ihre Fabriken arbeiten nicht?

Der Direktor: So ist es, Exzellenz.

Gg.: Ich wünsche, daß man die Arbeit bei Ihnen wieder aufnimmt.

Der Direktor: Leider ist es unter den zurzeit herrschenden Umständen ausgeschlossen, Exzellenz.

Gg.: Sie hören, daß ich es wünsche!

Der Direktor: Der Verein Petersburger Fabrikdirektoren hat den Beschluß gefaßt, die Fabriken bis auf weiteres zu schließen, Exzellenz.

Gg. (schärfer): Kennen Sie ein Gouvernement Archangelsk?

Der Direktor: Ich habe nicht das Vergnügen, Exzellenz; aber vielleicht wird mein Botschafter, Graf Alvensleben, es kennen.

Gg. (in verändertem Tone, sehr höflich): Bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen. Ich bin weit entfernt, Ihnen Vorschriften zu machen.

Wie aber, wenn der Mann russischer Untertan wäre?

Eine scherzhafte Episode aus dem Privatleben eines der höchsten russischen Staatsbeamten nichtrussischer Abkunft beleuchtet grell die in den letzten Jahren in Finnland herrschenden Zustände. Der Baron bewohnt im Sommer, gleich seinem Bruder, eine Villa im Wiborger Gouvernement. Zu Ehren eines Familientags wird das alte Familienbanner ausgehängt — ein goldnes Band auf blauem Grunde. Sofort erscheint die russische Polizei und verlangt die Einziehung der Fahne, da die Farben mit denen Schwedens (blau-gelb) identisch seien, und es verboten sei, andre als russische Fahnen auszuhängen. Auf irgendwelche Kompromisse ließ sich der Mann nicht ein, und er wich nicht eher von der Stelle, als bis dem Gesetze Genüge geschehn und die „verbotne“ Fahne eingezogen war! Der Baron beklagte sich sofort bei Plehwe und stellte ihm vor, daß es unklug sei, durch solche unbefugte Eingriffe in das Privatleben die gereizte Stimmung unter der Bevölkerung Finnlands noch zu steigern. Denn daß in diesem Falle ein russischer Staatsmann in höchst eigner Person durch das für Finnland gut befundne System polizeilicher Überwachung beeinträchtigt werde, sei eine Ironie des Zufalls. Daraufhin beeilte sich Plehwe, ihm gegenüber seine Entschuldigung zu machen; übrigens blieb alles beim alten.

Zum Schluß noch einige Worte über die zurzeit hier herrschende Stimmung.

Je mehr wir uns dem Mai nähern, um so mehr macht sich die Spannung geltend, die seit den verhängnisvollen Januartagen 1905 allmählich die ganze Bevölkerung ergriffen hat, die Spannung: Was wird der ominöse 1. Mai uns bringen? Wird die dumpfe Gärung, die sich in allen Zweigen der Industrie und der Verwaltung bemerkbar macht, sich, wie prophezeit worden ist, in einer furchtbaren Katastrophe Luft machen, oder wird es bei einigen kleinen „Apfelsinchen“ sein Bewenden haben — mit diesem Kosenamen bezeichnet der Volksmund die neuerdings hier so beliebten Bomben, seit der famosen, auf so rätselhafte Weise verschwundnen Apfelsinensendung im Februar.*)

*) Auf dem Warschauer Bahnhof lagerte eine Anzahl Kisten mit Apfelsinen, die längere Zeit nicht abgeholt wurden. Einige Arbeiter, für die der Begriff „fremdes Eigentum“ nicht

Digitized by Google

Die anonymen Drohbriefe, mit denen vornehmlich einflußreiche Beamte und Fabrikdirektoren beglückt werden, mehren sich in unheimlicher Weise, ohne Ansehen der Person. So soll zum Beispiel der Direktor eines großen hiesigen Fabrikunternehmens, bekannt durch seine humane Behandlung der Arbeiter und die geradezu väterliche Fürsorge, die sich in den verschiednen zum Besten der Arbeiter von ihm ins Leben gerufnen Institutionen sowie durch eine im großen Stil geübte Wohltätigkeit ausspricht, täglich Drohbriefe erhalten, worin ihm ans Herz gelegt wird, sich auf ein besseres Jenseits vorzubereiten. Dazu kommen gelegentlich offen ausgesprochne Drohungen, die vielleicht nur den Zweck verfolgen, die besser situierte Bevölkerung zu ängstigen und einzuschüchtern. So kursiert hier in diesen Tagen eine Geschichte, deren Wahrheit verbürgt sein soll, und die nicht gerade dazu beiträgt, die Situation gemütlicher zu machen.

In einer abgelegnen Gegend der Stadt wurde eine den höhern Kreisen angehörende Dame in zudringlicher Weise von einem Proletarier angebettelt. Um ihn loszuwerden, reicht sie ihm einen halben Rubel. Der Bettler steckt das Silberstück ein, worauf er drohend noch drei Rubel fordert. Da weit und breit kein Mensch zu sehen ist, so händigt die geängstete Dame dem Manne die geforderte Summe ein, dieser aber weist das Geld zurück mit der Bemerkung: „Ich wollte Sie nur erschrecken, Madame, Ihr Geld brauche ich nicht. Aber da Sie so eine mildherzige Dame sind, will ich Ihnen zum Dank einen guten Rat geben: Wenn Sie verheiratet sind, oder einen Bruder haben, so lassen Sie die Herren am zweiten Osterfeiertag nicht auf die Straße — da wird ein allgemeines Morden losgehn.“ Sprachs und schlug sich seitwärts in die Büsche!

Danach scheint also die angekündigte Revolution für den 1. Mai westeuropäischen Stils geplant zu sein und nicht, wie man bis jetzt hier annahm, für die ersten Maitage unsrer Kalenderrechnung, was die Herren nicht bedacht haben, die sich mit dem Gedanken tragen, Ende April alten Stils ihre Familien ins Ausland, eventuell auch in das durch die letzten Zugeständnisse der Regierung beruhigte Finnland in Sicherheit zu bringen.

Haeckel und die Jesuiten. In der zweiten Aprilwoche hat Haeckel in Berlin einige Vorträge gehalten und sich dabei von seinen begeisterten Anhängern feiern lassen. Wenn wir die Berichte verschiedner Zeitungen über die ersten beiden Vorträge zusammenfassen, ergibt sich folgendes als ihr Kern. Der Darwinismus in der Fassung Haeckels, die den Glauben an Gott und die unsterbliche Menschenseele ausschließt, hat in der Wissenschaft gesiegt. Nur die Theologen sträuben sich noch dagegen. Doch fangen sie an, Zugeständnisse zu machen. Der Jesuit Wasmann nimmt die Deszendenzlehre an, aber mit der reservatio mentalis, daß sie vor dem Menschen Halt zu machen habe. „In seinen Darlegungen über die Entstehung der ersten Lebewesen geht der katholische Jesuit Wasmann mit dem evangelischen Jesuiten Reinke Hand in Hand.“ Mit diesem Kompromiß richtet nun zwar der Jesuit zunächst Verwirrung an, zuletzt aber wird er Segen stiften. Wenn die halbe Deszendenzlehre mit Hilfe der Ultramontanen in die Schulen Preußens und Bayerns eindringt, wird der Sieg des folgerichtig durchgeführten Darwinismus in der Schule die Folge sein. „Es ist eine Ironie des Schicksals, daß so die darwinische Lehre gerade vom Papismus gefördert wird, dem größten Schwindel, den es je im Geistesleben gegeben hat.“ Selbstverständlich wurden die Kraftstellen von der nach Tausenden zählenden Zuhörerschaft mit tosendem Beifall aufgenommen.

existiert, machten sich eines Tags daran, eine davon zu öffnen. Die oberste Schicht waren tatsächlich Apfelsinen, darunter lagen gleichfalls runde in Papier sorgfältig verpackte Dinger, die sich merkwürdig hart anfühlten. Die in Kenntnis gesetzte Polizei gebot Stillschweigen über den Fund zu beachten und die Ware dem Empfänger auszuliefern, ihn aber im Auge zu behalten. Man hoffte so der ganzen Verschwörung Herr zu werden. In der nächsten Nacht verschwand unerklärlicherweise die eine Kiste, die übrigen enthielten aber tatsächlich nur Apfelsinen.

Digitized by Google

Wenn die Zeitungen wahrheitgetreu berichtet haben, muß man diese Vorträge bedauern — im Interesse Haeckels selbst, in dem der Wissenschaft und in dem der evangelischen Kirche. Es berührt doch peinlich, wenn ein Heros der deutschen Wissenschaft vor einer zu seinen Gunsten befangnen Zuhörerschaft einen ehrlich ausgesprochnen Vorbehalt durch die falsche Bezeichnung reservatio mentalis verdächtigt; noch peinlicher, wenn er einen wissenschaftlichen Gegner von der Bedeutung Reinkes mit dem Beinamen evangelischer Jesuit „brandmarkt," wie man das bei der heutigen Stimmung nennen muß. Am allerschlimmsten aber, und zwar schlimm für die Wissenschaft, ist es, daß er in einer großen Versammlung der Reichshauptstadt, ohne offnen und entschiednen Widerspruch zu finden, den Schein verbreiten darf, als ob alle Biologen, ausgenommen nur einen katholischen und einen evangelischen Jesuiten, mit ihm übereinstimmten. Die Grenzbotenleser wissen, daß die Mehrzahl der heutigen Biologen zwar die Deszendenzlehre annimmt, aber gerade den Kern der Auffassung Haeckels verwirft und die Unmöglichkeit einsieht, daß die Entstehung der Organismen und ihrer verschiednen Arten aus einem rein mechanischen Prozeß erklärt werden könne. Immer mehr nähert sich die Biologie der Auffassung Eduard von Hartmanns, des scharfsinnigsten und gründlichsten Kritikers Darwins, daß der Entwicklungsprozeß ohne Leitung durch die zwecksetzende Vernunft des Schöpfers nicht denkbar sei. Und wenn Haeckel so tut, als ob das Papsttum das einzige und das letzte Bollwerk des Gottesglaubens sei, so beschimpft er die evangelische Kirche, die sich die Bundesgenossenschaft von Haeckels Gesolge im Kampfe gegen den Ultramontanismus auf das entschiedenste verbitten muß. Wer sich der Urteile mancher Fachgenossen Haeckels erinnert, die ihn nicht mehr ernst nehmen, der wird vielleicht diese Bemerkungen überflüssig finden. Aber man muß bedenken, daß die neuern und die neusten Richtungen der Biologie in der Tagespresse so gut wie gar nicht zu Worte kommen, schon aus dem Grunde, weil sich wirklich wissenschaftliche Erörterungen nicht so leicht in packende, sensationelle und dem Zeitgeschmack entsprechende Schlagworte kleiden lassen wie die Phantasien Haeckels. Darum wird das große Publikum über den Stand der Forschung gewöhnlich nur von zwei Seiten unterrichtet: einerseits von unbedingten Anhängern Haeckels, die dessen leichtverständlichen und leicht zu behaltenden Katechismus wiederkäuen, andrerseits von kirchlich gesinnten Blättern beider Konfessionen, deren Darstellung von der Masse der sogenannten Gebildeten und von der sozialdemokratischen Arbeiterschaft von vornherein als „unwissenschaftlich" abgelehnt wird, weil es in diesen Kreisen als Dogma gilt, daß ein Christ nicht wissenschaftlich sein könne. Zum Schluß führen wir noch einmal folgenden Satz von H. Driesch an (Reinke hat ihn in seiner Rede bei der Säkularfeier der Universität Kiel am 13. Januar 1900 aus dem Biologischen Zentralblatt von 1896, Seite 355, zitiert): „Der Darwinismus gehört der Geschichte an wie das andre Kuriosum unsers Jahrhunderts, die Hegelsche Philosophie; beide sind Variationen über das Thema: ›Wie man eine ganze Generation an der Nase führt‹ und nicht gerade geeignet, unser scheidendes Säkulum in den Augen späterer Geschlechter besonders zu heben."

Jean Paul über Schiller. Schillers und Jean Pauls künstlerisches Empfinden decken sich nur sehr wenig. Jean Paul hat eine Menge Kritteleien gegen Schiller geäußert, und Schiller hat von ihm gesagt, er käme ihm vor wie aus dem Monde gefallen. Doch hat es auch an beiderseitiger Anerkennung nicht gefehlt; und was eine so feinfühlige Natur und ein so energischer Denker, wie Jean Paul war, als zeitgenössischer Beurteiler zugunsten Schillers gesagt hat, wird man heute gern wieder vernehmen.

In Lehrgedichten, wozu Jean Paul alles das rechnet, was wir heute besser Gedankendichtung nennen, auch das „Lied an die Freude," wozu aber auch, wie er sagt, „beinahe Schillers ästhetische Abhandlungen gehören, müssen ihn alle neuern Völker auf einem Siegeswagen lassen, dem sogar die Alten nicht weit vorfahren." Und

Digitized by Google

im Anschluß daran äußert er sich zusammenhängender — im ersten Kapitel des dritten Teiles seiner „Vorschule der Ästhetik" — in seiner uns heute altmodisch sentimental anmutenden und doch kräftige Anschauung enthaltenden Sprache über den Dramatiker: „In den einzelnen lyrischen Gemälden seiner spätern Trauerspiele — zum Beispiel in denen des Kriegs, des Friedensfestes in »Piccolomini«, der katholischen Kunst und Religion in der »Stuart« und den »Brüdern von Messina«, des Traums über Oktavio — verklärt er sich rein poetisch und romantisch, ohne Rhetorik und Lehrdichterei. Was ist aber dies gegen den großen tragischen Geist, als welcher er hoch und geisterhaft über alle neuern Bühnen schreitet in »Wallenstein« und »Tell«? Selber Goethe fliegt von seinen poetischen Blütengipfeln herab vor ihn hin und richtet sich auf, um dem Hohen den tragischen Kranz auf das Haupt zu legen. Niemand hat nach Shakespeare so sehr als Schiller — welcher zwar unter, aber auch fern von jenem Genius steht und daher den Poetikern die Gelegenheit zur Verwechslung der Erniedrigung mit der Entfernung gab — die historische Auseinanderstreuung der Menschen und Taten so kräftig zu einer tragischen Phalanx zusammengezogen, welche gedrängt und keilförmig in die Herzen einbricht. In der Mitte vom »Don Karlos« fängt seine reine Höhe zu steigen an, und sie bildet vielleicht schon im »Wallenstein« ihren Gebirgsgipfel. Seine eigentliche romantische Tragödie ist weniger die von so vielen Gemeinheiten der Menschen und des Lebens umschattete »Jungfrau von Orleans«, als »Wallenstein«, worin Erde und Sterne, das Überirdische (nämlich der Glaube daran) und alles große Irdische gleichsam zwischen Himmel und Erde die Blitze ziehn und laden, welche tragisch auf die Seelen niederfahren und das Leben erschüttern. Im romantischen All ist er überall mehr in der schauerlichen Tiefe der Unendlichkeit als in der heitern Höhe derselben geflogen. Dies ist an und für sich kein Vorwurf; nur einer, aber kein großer, ist, daß er Melpomenens Dolch häufig zu glänzend und damasziert geschmiedet und geschliffen."

Die Neunte Sinfonie in Tirol. Die Grenzboten haben von einer denkwürdigen Aufführung der Neunten Sinfonie in einer kleinen deutschen Stadt an der Sprachgrenze zur Feier des fünfzigjährigen Bestehns von deren Musikverein zu berichten. Die Chorübungen dazu hatten vor einem Jahre begonnen, die Ensembleeinstudierung vierzehn Tage vor der Aufführung. Es waren etwa 200 Mitwirkende, das Orchester zur Hälfte Dilettanten, der Chor lauter Dilettanten, darunter eine große Schar Kinder, im Sopran sang die zehnjährige Schwester in der ersten Reihe und die zwanzigjährige in der letzten, Ehepaare sangen sich aus Tenor und Alt einander zu, der älteste Sohn des Bürgermeisters spielte unter den ersten Geigern, der zweite unter den zweiten, Ärzte, Rechtsanwälte, Gymnasiallehrer, Kaufleute sangen und spielten mit, lauter junge Kräfte, Verwandte und Bekannte. Ein starkes gemeinsames Fluidum durchströmte den ganzen letzten Satz, wie es Leipzig und Berlin nicht für ihn aufzubringen haben; alle Hauptsachen kamen klar und mächtig heraus, die Stimmen der Tenöre und Bässe standen wie die Felsen ihrer Heimat, die Soprane ersangen ihre hohen Stellen mit kindlicher Kraft; gewaltiger Jubel, Inbrunst und Demut erfüllten den Schlußsatz im Sinne der Zwiesprache Schillers und Beethovens. Nach dem Schlusse mischten sich die Ausführenden unter das Publikum, der erste Cellist, dessen vornehmer Ton die sonst etwas steifen Baßrhapsodien zu Anfang des vierten Satzes belebt hatte, trat unter die Familie seiner Braut und fragte strahlend: „Seid ihr zufrieden?"

So geschehen Bozen den 14. April 1905.

Nachtrag. Im 17. Heft, Seite 226, ist in der Anzeige des Werkes „Die Entwicklung der deutschen Reederei seit 1800" versehentlich der Name des Verfassers ausgelassen worden; er heißt Dr. Max Peters.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

64. Jahrgang

Nr. 19

Ausgegeben am 11. Mai 1905

Inhalt:

	Seite
Zur Konfessionslage in Deutschland. Von einem süddeutschen evangelischen Geistlichen	285
Saxonica. 4	291
Schulhaß und Heeresfrieden. Von Ludwig Kemmer in München	301
Das Syrakus des Westens und seine Bildungsstätte. Von Walther Otto	308
La Fontaine und das Glück	314
Herrenmenschen. Roman von Fritz Anders. (Fortsetzung)	325
Maßgebliches u. Unmaßgebliches: Reichsspiegel — Italiener mit nichtitalienischer Muttersprache — Grundriß einer Seinswissenschaft v. H. G. Opitz — Berichtigung	334

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Solbäder im Hause! m. neuem eisenhalt. **Mutterlaugen-** Neurogen **Badesalz**
gegen Scrophulose, Rheumatismus, Gicht, Nerven-, Herz-, Nieren, Frauen- und Kinderkrankheiten. — **Preis:** 100 Ko. M. 6.80, 50 Ko. M. 4.25, 25 Ko. M. 2.70, ab Bahnhof Leipzig. Die Wirkung dieser Solbäder wird **außerordentlich** erhöht durch **Abreibungen** mit dem angefeuchteten, aber noch nicht gelösten Neurogen während des Bades. **Prosp. gratis v. Dr. med. Alwin Müller, Leipzig A.**

„Wendt's Patent-Cigarren sind für empfindliche Raucher die gesundheitsdienlichsten Tabakfabrikate der Gegenwart".

Dr. G. v. Lagerheim,
Professor an der Universität Stockholm.

Wendt's Patent-Cigarren No. 5 A, Perfectos. 100 Stück 6 Mark.
Eine in dieser Preislage besonders beliebte Sorte.
Unter Garantie der Zurücknahme auf Kosten der Fabrik, wenn Cigarren nicht durchaus befriedigen.

Absorption des Nicotins und der giftigen Verbrennungsgase.

Nach dem Geheimen Hofrat Universitäts-Professor Dr. med. Hugo Gerold.

D.R.P. 145727

D. R. P. 68648

Wendt's Patent-Cigarren

nach Universitäts-Professor Dr. H. Thoms-Berlin.

Fabrikate direct zu haben in Preislagen von 34 bis 300 Mark, in allen Geschmacksrichtungen, Grössen, Qualitäten u. Quantitäten (auch Probe). Preisliste und Broschüre gratis.

Wendt's Cigarrenfabr. Aktienges., Bremen, Postfach 501.

Brennabor

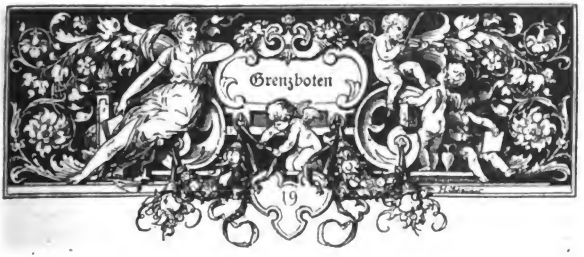
-Werke Brandenburg a. d. H.

(größte Fahrrad-Fabrik Europas)

Die Werke arbeiten mit ca. 1000 elektrisch angetriebenen Dampf-Betrieb, 45 Elektromotoren, ca. 750 Hilfsmaschinen und beschäftigen über 2000 Arbeiter.

Gegründet 1871.

Ueber 400 tausend Räder laufen in allen Erdteilen.



Zur Konfessionslage in Deutschland

Von einem süddeutschen evangelischen Geistlichen

Wer in unsern Tagen über die Lage der Konfessionen, über konfessionelle Polemik oder gar über den konfessionellen Frieden redet oder schreibt, der befaßt sich mit einer ebenso mißlichen wie undankbaren Aufgabe. Mag er auch jedes Wort auf die Goldwage legen und so vorsichtig wie möglich vorgehn, so erreicht er bei dem Gegner meist gar nichts; denn dieser zieht entweder die ihm mißfälligen Äußerungen hervor, um sich an dem Redner zu reiben und ihn der Unfähigkeit und Unduldsamkeit zu zeihen, oder der Friedensfreund wird als Kronzeuge für Anschauungen in Anspruch genommen, die ihm völlig fremd sind, und deren Verteidigung ihm nicht im Traum eingefallen ist. Aber auch im eignen Lager stößt er auf nichts als Undank, auf Verkennung und Feindschaft; er wird verdächtigt als Verräter, als Streber, als charakterloser Schwächling, er wird beschimpft als ein Vogel, der sein eignes Nest beschmutze.

Unter solchen Verhältnissen gehört schon ein besondrer Mut dazu, ein Thema zu berühren, dessen Ausführung mit ebensoviel Widerwärtigkeiten wie Schwierigkeiten verbunden ist. Wenn wir im nachfolgenden gleichwohl den Versuch wagen, so geschieht dies darum, daß wir den Konfessionshader in Deutschland nachgerade für ein nationales Unglück halten und mit dieser Annahme nicht allein stehn. Es ist eine alte Erfahrung, daß wer einem hohen Ziel nachstrebt, der öffentlichen Meinung auch einmal muß Widerstand leisten können. Mag diese uns hochheben, mag sie uns in den Staub zerren, was kümmert es uns? Wer eine gute Sache vertritt, der darf sich daraus nicht viel machen. Zuletzt wird sich doch die Erkenntnis Bahn brechen, daß die auf die Spitze getriebnen konfessionellen Gegensätze die wichtigsten nationalen und wirtschaftlichen Interessen nur schädigen können, und daß der konfessionelle Friede ein unabweisbares Bedürfnis unsrer Zeit ist. Noch läßt freilich die Hochflut konfessioneller Leidenschaft andre Strömungen, die auf gegenseitiges Sichverstehn und Sichvertragen hindrängen, nicht aufkommen. Aber gut Ding will ja manchmal Weile haben zum Fertigwerden, zur Ausreifung. Das deutsche Volk hat im großen und im ganzen keine Freude an dem konfessionellen Gezänk. Es weiß aus seiner Ver-

Digitized by Google

gangenheit, wie sehr seine Väter unter dem religiösen Zwiespalt gelitten haben, und es ist viel zu verständig, als daß es ein Wiederaufleben der alten Kämpfe begehrte. Darauf gründen wir auch unsre Hoffnung, daß die jetzigen kriegerischen Zeiten weichen und einem andern friedlichern Geist Platz machen werden. Zu diesem Glauben haben wir um so mehr Veranlassung, als die Religion in unsern Tagen eine ganz andre Macht repräsentiert, als dies noch vor vierzig Jahren der Fall war. Religiöse Zeitstimmungen zu betrachten und zu prüfen hat für jede tiefere Natur einen besondern Reiz.

Wer das Atmen der Volksseele beobachten will, der muß ein scharfes Ohr haben, er muß mitten unter dem Volk stehn, er muß die Zeichen der Zeit, die Erscheinungen der Gegenwart verstehn, er muß sich gleich fernhalten von einseitigem Optimismus wie von übertriebnem Pessimismus. Erst dann erschließen sich ihm die tiefern Regungen des Volkslebens, das Atmen der Volksseele. Die deutsche Volksseele ist seit vielen Jahren voll Unruhe, einer Unruhe nach den verschiedensten Seiten hin. Durch viele Kreise zieht sich schon lange eine gedrückte Stimmung, deren Ursache in der industriellen Krisis, in dem geschäftlichen Niedergang, in der politischen Lage, in hundert andern Dingen liegt. Es ist kein Zufall, sondern es hat einen andern tiefern Grund, wenn in solchen Zeiten die religiösen Fragen wieder lebhafter die Gemüter beschäftigen, wieder mehr in den Vordergrund treten als vordem. Waren es vormals Politik, Wissenschaft, Kunst, Unterhaltungssucht, Erwerb und Vergnügen, die das Volk beherrschten und seine Seele bewegten, so sind nun neuerdings religiöse Fragen aller Art noch dazu gekommen, vornehmlich die Frage nach dem gegenseitigen Verhältnis der beiden Hauptkonfessionen zueinander. Es sind, kurz gesagt, die konfessionellen Zänkereien und Streitigkeiten, die aus der Welt geschafft werden müssen, nachdem sie eine Höhe erreicht, eine Schärfe angenommen haben, daß man nicht ohne Besorgnis in die Zukunft sehen kann. Sollte es denn so ganz unmöglich sein, wenigstens das eine zu erreichen, daß man mit Anstand kämpft und die Waffen der Gerechtigkeit und der Wahrheit führt?

Das alles scheint so selbstverständlich und wird doch nur von den wenigsten beachtet; es scheint so leicht, und ist doch so unendlich schwer. Der Haß macht ja zu allen Zeiten blind und ungerecht. An den Ausfällen und Ausbrüchen, die fast täglich geschehn, kann man sehen, welche Fülle von Groll und Haß sich im Lauf der Jahre angesammelt hat. Wie not tut es da, die dringende Notwendigkeit konfessioneller Verständigung immer wieder zu fordern!

Treitschke beklagt einmal die rückständige Gesittung der Deutschen, die in dem politischen Gegner immer gleich auch den persönlichen sehe und sie abhalte, dem Andersdenkenden menschlich gerecht zu werden. Diese Einseitigkeit, diese Engherzigkeit hat sich bei uns nachgerade zu einem Nationallaster ausgewachsen. Wir vergessen zu leicht, daß der Kampf niemals Zweck und Endziel sein darf. Wir Volksgenossen sind doch nun einmal alle miteinander deutscher Mütter Söhne. Wir haben einen so großen Gemeinbesitz von religiösem und sittlichem Leben, daß wir wahrlich keine Ursache haben, nur immer auf die Gegensätze ein Auge zu haben und uns an ihnen zu reiben. Können auch die beiderseitigen Interessen nie ganz ineinander aufgehn, so gibt es doch genug Fragen, in

Digitized by Google

denen wir Hand in Hand miteinander gehn könnten im Kampf für Wahrheit und Recht, für die Wohlfahrt der Gesamtheit.

Der Protestantismus insbesondre muß eine solche Fülle von Problemen und Fragen lösen, daß er sich die unausgesetzte Betonung des Gegensatzes zum Katholizismus billig ersparen könnte. Was soll es heißen, wenn sich sogar bei Festen der „innern Mission" häßliche Polemik breit macht? Wozu soll es führen, wenn man den Katholizismus dem Haß und der Verachtung zu überantworten sucht, indem man von ihm ein Zerrbild widerwärtiger Art entwirft und ihm alles an extremen Theorien aufbürdet, was zu irgendeiner Zeit von irgendwem als katholische Anschauung vertreten worden ist?

Wir wünschen keine Vereinigung der Konfessionen in einer deutschen Nationalkirche. Was der Breslauer Domherr Dr. Soltmann von Verhandlungen erwartet, deren Grundlagen die lutherischen Bekenntnisschriften und die Beschlüsse des Konzils von Trient bilden müßten, das sind Luftschlösser und Utopien. Aber das eine glauben wir von Christen, die Söhne eines Vaterlandes sind, verlangen zu dürfen, daß sie das Einigende höher stellen als das Trennende, daß sie „das Gute auf jeder Seite anerkennen und hervorheben und voneinander lernen und ruhig erwägen, was geschehen soll, um die Dornen allmählich auszubrechen, an denen bis jetzt sich jeder blutig ritzt, der in Deutschland eine das konfessionelle Gebiet berührende Frage auch nur antastet." (Döllinger.)

Alle Versuche, die auf Wiedervereinigung zielten, waren müßige Zeitverschwendung. Wir können den katholischen Brüdern nicht zumuten, ihr Lager zu verlassen, und ebensowenig können die Protestanten ihren Glauben verleugnen. Eine Vereinigung kann niemand erzwingen. Diese kann nur der Lenker der Geschicke herbeiführen, der sich nichts vorschreiben läßt. Und sie wird kommen, nicht heute und nicht morgen, auch nicht zu der Zeit unsrer Enkel, aber sicherlich später, wenn auch viel später. Die Petrinische Kirche reicht von der Zeit der Apostel bis ums Jahr 1500, die Paulinische beginnt mit dem Zeitalter, wo eine neue Zeit eingeläutet, eine reiche Geisteswelt erschlossen wurde, und ein Fortschritt auf allen Gebieten menschlicher Geistestätigkeit erfolgte. Aber das Ende der Entwicklung ist die Johannesära, wo die bestehenden Kirchen ihre Vorzüge und Besitztümer (dort Einheit, Autorität, mystische Verinnerlichung, hier Freiheit, Geisteskraft, Weltverklärung) miteinander austauschen und so in die edelste Gütergemeinschaft eintreten werden. Bis freilich endlich jenes höchste Maß geistiger Bildung und religiöser Einsicht, herausgewachsen aus dem reinen Evangelium und verbunden mit religiöser Wärme und Tiefe, erreicht ist, dazu muß aber die Kultur noch ganz andre Fortschritte machen. Es geht nicht an, daß sich zwei Kirchen, die jahrhundertelang getrennt waren, nun plötzlich in die Arme sinken wie ausgesöhnte Gatten. Dazu daß es in künftigen Zeiten zu einer Union kommt, bedarf es eines langen, langen Entwicklungsprozesses. Aber diese Entwicklung aufhalten und stören wollen, das ist verkehrt und unchristlich, ist Unrecht und Sünde. Und dies geschieht in unsern Tagen hundertfach, tausendfach. Darum sind wir auch vom Ziel ferner als jemals.

Digitized by Google

Wir können uns für keine künstlich geschaffne Zentralisation begeistern. Diese taugt nirgends etwas. Daß in Deutschland in kirchlicher Beziehung die Kluft zwischen Protestanten und Katholiken so tief geworden ist, das muß aber auch darum beklagt werden, daß wir sonst durch Gemeinsamkeit der Sprache und Literatur, der Sitte, der Gesetze und der Rechtspflege, kurz durch alle Bande, die die Menschen aneinanderketten, innig verbunden sind. Diese Zustände sind auf uns gekommen, wir haben sie nicht geschaffen. Sorgen wir nur dafür, daß wir sie nicht verschlimmern, sondern wenn möglich verbessern.

Wer denkt heute noch daran, daß es eine geistige Union in beiden Lagern gibt! Eint uns nicht der Glaube an den dreieinigen Gott, an seinen Gesalbten, den Gottes- und Menschensohn Jesus Christus, in dessen Namen allein unser Heil ruht? Könnte nicht die Anerkennung des christlichen Sittengesetzes beide Teile praktisch noch näher bringen? Und wenn Gott, Christus und christliche Sitte der gemeinsame Boden sind, sollten sich nicht auf eben dieser Grundlage die Christen im Kampf gegen Gottlosigkeit und Sittenlosigkeit in allen ihren Formen brüderlich die Hand reichen? Fern bleibe religiöse Verflachung! Die trennenden Unterschiede brauchen nicht verwischt zu werden. Aber wann werden wir uns dazu aufraffen, gegenüber den riesenhaft emporstrebenden Mächten des Unglaubens und der Zerstörung in den wichtigsten Fragen zusammenzugehn?

Zu keiner Zeit sind so viele Mischehen geschlossen worden wie in unsern Tagen. Wie die Dinge heute liegen, bei den sich immer mehr steigernden konfessionellen Störungen, Reibungen und Bitterkeiten werden die Gatten mit Gewalt in die religiöse Gleichgiltigkeit hineingetrieben. Die Rücksicht auf ein geordnetes Familienleben, auf ihr Eheglück hält sie von der Kampfstätte fern, leider auch von den kirchlichen Segnungen.

Aber nicht bloß die heimatlichen Brüder nehmen vielfach Anstoß an der Berechtigung und der Wahrheit der christlichen Lehren und Anschauungen infolge des konfessionellen Haders und kehren ihrer Kirche den Rücken, sondern auch die mangelnden Erfolge der Missionen draußen in der Fremde sind auf dasselbe Schuldkonto zu setzen. Wir selber sind leider nur zu sehr an die kirchlichen Unordnungen, an den Gegensatz zwischen Idee und Wirklichkeit gewöhnt; aber können wir es den Heiden in der Ferne im Ernst so arg verübeln, wenn sie sich wenig hingezogen fühlen zu den Anhängern von Religionsgesellschaften, die Liebe und Verträglichkeit predigen lassen, ohne sie zu üben?

Zur gedeihlichen Entwicklung jedes Hauses, zum Familienglück gehört es, daß sich die Kinder, die Geschwister vertragen, und wenn sie es nicht verstehn, es lernen. Unabläßig sich mit lieblosen Worten verfolgen heißt nichts andres, als das Glück untergraben, den Ruin herbeiführen. Protestanten und Katholiken sind aber nun einmal als getaufte Christen Geschwister *eines* Hauses. Darum sollen sie auch Verträglichkeit üben und sie zurückgewinnen, wenn sie sie verloren haben. Wir reden keinem falschen, faulen Frieden das Wort. Wie in der Familie zuweilen eine klare, deutliche Auseinandersetzung unvermeidlich ist, wenn die vorige Stimmung zurückkehren soll, so mag ja auch unter den Konfessionen das reinigende Gewitter rückhaltloser Aussprache ganz heilsam sein. Wenn nur die Luft danach rein und klar ist! Die schwüle Atmosphäre hält

Digitized by Google

jetzt wahrhaftig lange genug an. Der Wetter sind genug niedergegangen. Zerstörungen und Verwüstungen begegnen wir an den verschiedensten Orten. Das deutsche Volk sehnt sich nach einem sonnig blauen Himmel. Mehr als drei Jahrzehnte sind es jetzt, daß die dunkeln Wolken über unserm Haupte hängen. Wir haben uns so an die zerstörenden Blitze gewöhnt, daß viele wähnen, es könnte gar nicht anders sein. Was ist das für eine verschobne Lage! Wie schwer hält es da, an der richtigen Stelle anzusetzen, damit es besser werde!

Es heißt den Riß vergrößern, den Konflikt verschärfen, wenn man immer wieder auf Aussprüche des Papstes zurückkommt, in denen er sich scharf gegen alles Akatholische wendet, wenn man aus diesem Grunde den konfessionellen Frieden für undenkbar hält. Ist es unter dem neuen Papst darin schon viel besser geworden, so würde es einen noch gewaltigern Fortschritt bedeuten, wenn Rom sich endlich dazu entschließen könnte, seine Prinzipien gegenüber dem Protestantismus einer Revision zu unterziehn. Solange Rom den Zustand des Westfälischen Friedens von 1648, der den Evangelischen Religionsfreiheit gewährt, nicht anzuerkennen beliebt, so lange werden die Reibungen nur schwer zur Ruhe kommen. Weg auch mit tatsächlichen Rechtsverletzungen, wie Taufen von Konvertiten, Versagen notwendiger Zeugnisse, weg mit den Herabsetzungen der protestantischen Trauung, mit den Verunglimpfungen unsrer Reformatoren, weg mit der Weigerung, den evangelischen Kranken Seelsorger ihres Bekenntnisses herbeizurufen, weg mit dem Sicheindrängen in gemischte Ehen, weg mit der Verleitung unmündiger Kinder, weg mit dem lieblosen Vorgehn bei Bestattung evangelischer Christen in der Diaspora! Wieviel böses Blut hat dies alles gemacht im Laufe der Jahre!

Freilich läßt sich nicht leugnen: es wird nicht bloß extra muros, es wird auch intra muros gesündigt. Die Protestanten müssen aufhören, die katholische Kirche als etwas Unberechtigtes, Antinationales zu betrachten, nachdem die göttliche Vorsehung es so gefügt hat, daß die beiden Konfessionen in Deutschland beieinander wohnen sollen. Wir dürfen auch drüben nicht alles als Jesuitismus, Ultramontanismus, Vaterlandslosigkeit, als Nacht und Lüge hinstellen. Katholische Beamte für eine latente Gefahr des Staats zu erklären, ist doch ein starkes Stück. Auch die engen Fesseln, die unzeitgemäßen Beschränkungen, denen der katholische Kultus noch in einzelnen deutschen Gegenden unterworfen ist, können unmöglich dem Frieden dienen. Wie manches verletzende Wort, das nur um eines rhetorischen Effekts willen gesprochen wird, würde besser ungesprochen bleiben!

Wieviel wäre schon gewonnen, wenn man nur endlich einmal das Schweigen auf beiden Seiten lernen wollte!

Man hat ja wohl eingewandt: So gar schlimm ist die Sache doch nicht. Unsre Bevölkerung als solche ist durchaus tolerant. Zelotismus insbesondre ist keine Eigenschaft breiterer Volksschichten, und in unserm öffentlichen wie in unserm gesellschaftlichen Leben kommen Protestanten wie Katholiken vorzüglich miteinander aus. Aber diese Schilderung trifft heute nur noch teilweise zu. Schon sind die Fälle nicht mehr vereinzelt, wo bei der Wahl des Arztes die Konfession den Ausschlag gibt. Da und dort fragt man bei Geschäften, Kauf-

Digitized by Google

läden, Hotels nach der Konfession der Inhaber. Sind es auch erst Anfänge, die Sache wird weiter gehn, das Ende ist der förmliche Boykott, der unvermeidlich ist, wenn nicht beizeiten der Riegel vorgeschoben wird. Soll gestritten werden, so rufe man und reize auf zu dem edeln Wettstreit, bei dem sich beide Kirchen überbieten könnten, in wahrer Seelenpflege, in Verbreitung tiefer Religiosität, in treuer Erziehung und Belehrung der Jugend, in sorgfältiger Unterstützung der Armen, in uneigennütziger Pflege der Kranken, in ernstem Schaffen der theologischen Wissenschaft, in innerer und äußerer Hebung des gesamten Volkswohls. Nicht der Kirche gehört die Zukunft, die über die größten weltlichen Machtmittel verfügt, sondern der, die den tiefsten Reichtum an werktätiger Liebe zu entfalten vermag.

Wer will uns hindern, Fühlung zu suchen, in großen oder kleinern Versammlungen zusammenzukommen und Zwiesprache zu halten über religiöse Verhältnisse und notwendige Fragen der Gegenwart? Aber nicht bloß in die Öffentlichkeit hinaus gilt es Friedenskörner als Saat auf Hoffnung zu streuen, sondern auch in den Familien, in den Schulen, in privaten Kreisen, wo immer sich Gelegenheit findet, sollten wir zum Frieden mahnen. Die Heilung des Schadens kann freilich nur langsam geschehen. Einen großartigen Umschwung über Nacht erwarten wir nicht. Aber auf eine Besserung der jetzigen Zustände hoffen wir. Es ist genug gehadert, genug gekämpft worden. Was sind heute die Früchte des Kampfes? Verstimmung, Verbitterung, Verkennung. Das Volk verlangt nach Frieden, und es braucht den Frieden. Und unsre Christenpflicht ruft uns dasselbe zu. Die Religion, die Pflegerin und Hüterin der Liebe und des Friedens, muß es heute erleben, daß mit Berufung auf sie zwei feindliche Lager einander gegenüberstehn. Wir wollen kein Kapitulieren. Jeder bleibe unter seiner Fahne. Aber die Kriegsfanfaren sollen verstummen oder wenigstens ihre Melodien wechseln. Das nationale und das religiöse Leben hat lange genug gelitten unter dem Kriegsgeschrei.

Die Stellung der evangelischen Christenheit zur römischen Kirche war im Laufe der Zeit nicht immer gleich. Die Anstrengungen des Dreißigjährigen Krieges hatten gezeigt, wie ernstgemeint die Spaltung war. Es war ein Ringen auf Leben und Tod, und zuletzt hatte keiner den andern überwunden. Eine lange Ruhezeit folgte, bis in unsern Tagen der Kampf aufs neue entbrannt ist. Daß dieser Kampf bisher unblutig verlaufen ist, das ist nicht das Verdienst der Hetzer, Schürer und Agitatoren.

Es ist noch nicht so lange her, daß die vaterländische und die religiöse Begeisterung, die durch die Freiheitskriege hervorgerufen war, zahlreiche Norddeutsche und Süddeutsche, Protestanten und Katholiken zusammenführte und sie in der Liebe zu der wiedergefundnen irdischen und ewigen Heimat verband. In der Nachblüte unsrer großen Dichtung, in unsrer aufblühenden bildenden Kunst wurden protestantische und katholische Geistesgaben ausgetauscht. Die großen philosophischen Lehrgebäude, die auf Kant gefolgt sind, finden Nachahmung bei katholischen Forschern. Ja sogar da, wo sich der konfessionelle Gegensatz am unmittelbarsten und schneidendsten geltend machte, auf theologischem Gebiet, trat Fehde und Widerspruch zurück und Arbeitsgemeinschaft, Geistes-

Digitized by Google

gemeinschaft dafür ein; bei den besten deutsch-katholischen Theologen wohltuende Wärme und Innerlichkeit, Wahrheitsliebe und Geistesfreiheit, die so leicht Brücken zu dauernder, gegenseitiger Verständigung hätten abgeben können. Standen früher schon Claudius, Hamann und Jacobi auf das herzlichste mit katholischen Freunden in Münster, predigte Goßner, als katholischer Pfarrer den Rhein hinabziehend, bald in einer katholischen, bald in einer evangelischen Kirche, so lebt heute noch in vieler Mund der ehrwürdige Bischof Sailer von Regensburg, der, der Vertreter einer milden, christlichfrommen, evangelisch-katholischen Gesinnung, ein zweiter Fénélon an Gewissenhaftigkeit, Erlösungsverlangen, Liebe und Leben in Gott, sich über jede Erscheinung wahrhaft christlicher Frömmigkeit und praktischen Christentums herzlich freute, wo er ihr begegnete, und auch jenseits der Schranken der eignen Konfession ihr gern die Hand reichte. In der Nähe und in der Ferne pflegte er mit Protestanten vielfach schriftlichen und persönlichen Verkehr, und so bahnte sich durch ihn ein näheres Verhältnis zwischen Gliedern beider Kirchen an. Noch ist die Sailersche Schule nicht völlig ausgestorben; aber argwöhnisch werden ihre Vertreter beobachtet, und man liebt diese Art nicht mehr.

Welches frische theologische Geistesleben bei dem edeln katholischen Münchner Philosophen Johannes Huber bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinein! Welches edle hochherzige Streben nach Erkenntnis der Wahrheit, nach Versöhnung von Christentum und Kultur, nach Reform, sogar nach einer kirchlichen Wiedervereinigung, wovon der außerdeutsche Katholizismus nichts wußte! Man glaubte, man hoffte, daß diese Keime einer Wiedersammlung der deutschen Geister die Verheißung der schönsten Zukunft in sich trügen! Aber wie hatte man sich getäuscht! Ist alles umsonst gewesen? Ist es zu spät? Wir glauben nicht. Weg mit den pessimistischen Klagen! Eine Kirche, die Leute wie Tauler und Thomas a Kempis, Fénélon und Pascal, Sedlnitzky, Amalie von Lasaulx hat hervorbringen können, darf nicht als des göttlichen Geistes bar hingestellt werden. Noch fehlt es nicht an Geistesverwandten in beiden Konfessionen.

Videant consules, ne quid respublica detrimenti capiat! Nach unsrer heutigen Rechtsverfassung besteht aber diese Verpflichtung nicht nur für die obersten Führer, sondern für alle, denen des Volkes Wohl für das höchste Gesetz gilt.

Saxonica

4

Auf dem von der Sozialdemokratie jüngst abgehaltnen sogenannten Preußentag ist zur Abwechslung auch einmal Preußen als der sozialreaktionärste unter den deutschen Staaten bezeichnet worden. Bisher wurde diese Bezeichnung von der Sozialdemokratie immer nur Sachsen beigelegt. Es ist daraus erkennbar, daß sichs bei solchen Behauptungen für die Sozialdemokratie weniger um die Sache als um den Gegner handelt, den sie jeweilig mit dieser Bezichtigung in der öffentlichen

Digitized by Google

Meinung herabzusetzen beabsichtigt. Zurzeit dürfte es der Sozialdemokratie aber nur erst bei Sachsen gelungen sein, die öffentliche Meinung durch solche Behauptungen bis zu einem gewissen Grade zu fälschen. Es wird also unsre Aufgabe, jenem Angriff entgegenzutreten, durch diesen Frontwechsel nicht berührt. Sieht man sich die Vorwürfe näher an, die die Sozialdemokratie der sächsischen Regierung und den sächsischen Ständen auf dem Gebiete der sozialen Frage macht, so beruhn sie in nichts geringerm als in der Behauptung, es werde in Sachsen jede freiere Regung der Volksseele auf sozialem Gebiete mit rücksichtsloser Willkür und unter schonungsloser Geltendmachung des Rechts des Stärkern unterdrückt, jedem Fortschritt auf diesem Gebiete gewehrt, und alles hintangehalten, was eine Besserung der sozialen Lage der untersten Klasse herbeizuführen geeignet sei. Sehen wir zu, ob und wieweit solche Anschuldigungen im Lichte objektiver Beurteilung stichhalten. Gleich von dem ersten Auftreten der sozialen Bewegung an sind sich in Sachsen Regierung und Stände darüber klar gewesen, daß diese Bewegung, wenigstens in der Form, in der sie in Deutschland aufgetreten ist, eine Doppelnatur aufweist, indem sie zwei Fragen in sich schließt, und zwar zwei Fragen, die nichts weniger als untereinander gleichartig sind. Die eine Frage ist die eigentlich soziale, und die andre die sozialdemokratische Frage. Die soziale Frage gipfelt in dem Bestreben, dem bestehenden sozialen Körper in den gegebnen Verhältnissen, d. h. in den Grenzen, die durch die gesamten in unabänderlichen Eigenschaften des Menschen und der Gesellschaft begründeten Verhältnissen gezogen sind, eine gerechtere Zusammensetzung insbesondre durch Hebung der Lage des Arbeiterstandes zu geben. Es bedarf keines Wortes, daß diese Frage und die sich an sie knüpfenden Bestrebungen nicht bloß berechtigt, sondern die wichtigsten der Gegenwart sind, und daß sie darum in allen Beziehungen Förderung verdienen. Der sozialen Frage steht die sozialdemokratische Frage gegenüber. Diese hat mit jener nichts weiter gemein, als daß sie beide sachlich und geschichtlich ihren Ausgang von dem Bestreben nach Besserung der Lage des Arbeiterstandes genommen haben. In allen übrigen Beziehungen sind diese Fragen total voneinander verschieden. Die sozialdemokratische Frage beschränkt sich nicht wie die soziale auf den Arbeiterstand und seine Lage, sondern erstrebt auf Grund eines besondern Gesellschaftsideals die Reform der gesamten Gesellschaft, den Arbeiter und alle sonstigen Leute eingeschlossen, und auch diese nicht in einem bestimmten Staate oder einer bestimmten Gesellschaft, sondern in der gesamten Menschheit, ohne alle Rücksicht auf staatliche oder nationale Verschiedenheiten. Dieses Gesellschaftsideal aber ist kein andres als das kosmopolitisch-kommunistische, das als Phantom in den Köpfen der Menschheit spukt, solange es eine Gesellschaft gibt. Ebenso utopisch und nach Jahrtausenden der Möglichkeit seiner Verwirklichung ebenso fern, wie es am ersten Tage seines Auftretens war, wird es aber bei der sozialdemokratischen Lehre und im Programm dieser Partei mit einem neuen angeblich wissenschaftlichen Mäntelchen umhängt: man vertauscht die Bezeichnung „Kommunismus“ mit „Vergesellschaftung des Eigentums oder der Produktionsmittel“ oder auch mit „Kollektivismus,“ die Bezeichnung „Kosmopolitismus“ aber mit „Internationalismus“

Digitized by Google

und führt so diese uralten Gaukelbilder, durch die der Menschheit ein Paradies nicht bloß bei ihrem Eintritt in die Welt, sondern auch für deren Zukunft auf diesem Planeten angedichtet wird, dem Unkundigen als völlig neue und ernst zu nehmende Gesellschaftsformen vor. Solange solchen Ideen nur in den Studierstuben nachgehangen wird, wie bei Platos Republik und in Thomas Morus Utopia, oder solange sie bloß den Romanschriftstellern Stoff liefern, wie einem Campanella bei seiner civitas solis und einem Bellamy bei seinen Rückblicken, so lange sind sie ja harmlos. Aber in der Sache liegt es, und die Geschichte der Revolutionen, bei denen solche Ideen immer mehr oder weniger die treibende Kraft gewesen sind, beweist es, daß sich diese Ideen, wenn sie als Wahn die Massen erfassen, zu den schlimmsten Gefahren auswachsen können.

Danach war für die Regierung und die Stände in Sachsen die Stellung zur sozialen Bewegung gegeben: es galt alles zu fördern, was zur Hebung der sozialen Lage des vierten Standes beitragen kann, dagegen aber auch mit ebensolchem Nachdruck den unter der Form der Sozialdemokratie auftretenden Bestrebungen nach Vernichtung der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung zugunsten eines bloßen Gesellschaftsphantoms entgegenzutreten. Eine unparteiische Geschichte wird einmal, des sind wir gewiß, der Regierung und den Ständen Sachsens das Zeugnis ausstellen, daß sie bestrebt gewesen sind, nach Möglichkeit diesen Aufgaben gerecht zu werden.

Über die praktische Durchführung dieser Stellung zu den beiden Fragen durch die Regierung und die Stände in Sachsen läßt sich im Rahmen dieser Darlegungen selbstverständlich nur mit wenig Strichen berichten. Was der Staat auf dem Wege der Gesetzgebung auf sozialem Gebiete zur Hebung des vierten Standes beitragen konnte, beschränkt sich in Sachsen wie in allen andern Einzelstaaten, nachdem alle wesentlichern Teile der sozialen Gesetzgebung auf das Reich übergegangen sind, nur auf wenige Gebiete. In Frage konnte hier nur die Gesetzgebung auf dem Gebiete der Schule und des Steuerwesens kommen, soweit diese die breiten Massen betreffen. Daß auf dem Gebiete der Volksschule Sachsen in seinem Aufwand an der Spitze aller deutschen Staaten steht, und daß die Leistungen der Volksschulen dieses Landes dem entsprechen, ist schon betont worden. Was aber die Steuergesetzgebung anlangt, so sind in Sachsen die untersten Klassen von der Einkommensteuer überhaupt befreit, die darauffolgenden aber, in denen vorwiegend die verheirateten Arbeiter sind, nach der für die sächsische Einkommensteuer bestehenden Progression oder richtiger Degression mit so niedrigen Sätzen belegt — die Einkommensteuer beträgt in der untersten Klasse nur den fünfundzwanzigsten Teil der in den höchsten Klassen zu zahlenden Steuer —, daß von einer großen Beschwerung der so Getroffnen nicht die Rede sein kann. Demnächst kommt in Frage die Überwachung der Durchführung der Arbeiterschutzgesetzgebung durch die Fabrik- und Gewerbeinspektoren. Hier hat sogar die Sozialdemokratie bei aller ihrer Skrupellosigkeit in der Erhebung von Vorwürfen mehr als einmal anerkennen müssen, daß diese Überwachung mit peinlicher Gewissenhaftigkeit geschieht, ja es wird bei der Tätigkeit der Fabrikinspektoren

Digitized by Google

sogar so weit in der Rücksicht auf den Arbeiter gegangen, daß häufig genug schon Stimmen in Fabrikantenkreisen laut geworden sind, die behaupten, man könne hierin nicht noch weiter gehn, ohne die Rentabilität gewisser Industriezweige ernstlich in Frage zu stellen. Verbleibt noch die Regelung der Verhältnisse der in Staatsbetrieben, namentlich dem Eisenbahnbetriebe und bei den Bergwerken beschäftigten Arbeiter. Auch hier läßt sich keinerlei begründeter Vorwurf gegen den sächsischen Staat erheben. Denn er stellt seine Arbeiter überall günstiger, als es die Privatunternehmer tun oder tun können. Genügender Beweis dafür ist schon der Umstand, daß der Andrang zur Beschäftigung beim Staat, oder wie der Bayer sagt, nach „königlichem Brot" in Sachsen stark und in fortwährendem Wachsen begriffen ist. In der Sache liegt es aber, daß die Förderung des Arbeiterwohls in noch viel größerm Maße als vom Staate vom Stande der Gewerbe selbst und namentlich der Industrie abhängt. Was will alles das, was der Staat und das Reich auf dem Gebiete der Arbeiterschutz- und Versicherungsgesetzgebung, was ferner alles das, was er in sonstigen Beziehungen für den Arbeiter tut, so sehr an sich auch diese Leistungen anerkannt werden müssen, sagen gegenüber der Beschaffung der Arbeitsmöglichkeit, die doch nur von dem Unternehmertum ausgehn kann! Alle andern Wohltaten treten zurück gegen diese, ja sie würden überhaupt aufhören und verschwinden in dem Augenblick, wo das Unternehmertum brachgelegt würde. Wie es kein Kunststück ist, und wie es möglich geworden wäre, auch wenn von der Sozialdemokratie nicht einmal der Name in Deutschland je genannt worden wäre, in Zeiten aufsteigender geschäftlicher Konjunkturen die äußere Lage des Arbeiters zu heben, so würde auch, darüber kann keinerlei Zweifel sein, der Staat durch seine Arbeitergesetzgebung und noch viel weniger die Sozialdemokratie den Arbeiter vor dem äußersten Elend bewahren können, wenn Handel und Wandel rückwärts ginge oder gar zum Erliegen käme. Erst durch einen günstigen Stand der Gewerbe kann es ermöglicht werden, arbeitswilligen Händen Gelegenheit zur Betätigung zu verschaffen, kann es den Arbeitern ermöglicht werden, ihre Lage in steigendem Maße günstiger zu gestalten. Wo aber wäre der Staat, dessen Unternehmertum in dieser Hinsicht mehr getan hat als Sachsen, das durch seine blühende Industrie zahlreichern Arbeitern Beschäftigung verschafft und ihnen günstigere Bedingungen gewährt, als es in irgendeinem andern der deutschen Länder der Fall ist? Diese Umstände müßten die Sozialdemokratie ganz besonders Sachsen gegenüber versöhnlich stimmen — wenn es ihr in Wirklichkeit um das Wohl der Arbeiter zu tun wäre. Das ist ja aber eben der Unterschied zwischen dem Sozialismus und der Sozialdemokratie, daß es dieser nicht sowohl um die Hebung des Wohls der Arbeiter, als vielmehr um die Beseitigung der ihrem Gesellschaftsideal entgegenstehenden Gesellschaftsordnung zu tun ist. Und da das nur um so ferner gerückt wird, je wohler sich der Arbeiter unter der bestehenden Ordnung fühlt, so ist es auch natürlich, daß die dargelegten Umstände, so unbestreitbar sie an sich sind, und eben weil sie es sind, die Sozialdemokratie doch gegen Sachsen nicht besser zu stimmen vermögen.

Digitized by Google

Gleichwohl liegt die Wurzel des ingrimmigen Hasses, mit dem die Sozialdemokratie gerade Sachsen verfolgt, nicht in diesen Umständen. Sie liegt vielmehr vorwiegend in dem Verhalten, das Regierung und Stände in Sachsen zur Abwehr der zerstörenden Wirksamkeit der Sozialdemokratie auf den Gebieten des Vereins- und Versammlungsrechts und der Zusammensetzung des Volksvertretungskörpers zu beobachten sich genötigt gesehen haben. Es ist ohne weiteres durch die Natur des Kampfes, den die Sozialdemokratie überall, wo sie auftritt, dem Staate aufnötigt, und der um nichts geringeres als dessen Existenz geführt wird, gegeben, daß gerade auf den genannten Gebieten die bei diesem Kampfe unvermeidlichen Konflikte die schärfste Zuspitzung erhalten; und es ist ferner in der ganzen Sachlage begründet, daß hier nicht schwächliches Nachgeben beim Staate, sondern nur ein entschiednes und nachdrückliches Auftreten von Erfolg sein kann. Ein solches Auftreten mußte sich die sächsische Regierung denn auch zur Pflicht machen. Man würde aber die sächsische Regierung und die sächsischen Verhältnisse wenig kennen, wenn man annähme, daß sich die Regierung nicht trotz aller Entschiedenheit ihres Auftretens bei diesem Kampfe streng innerhalb der Schranken gehalten hätte, die ihr Gesetz und Recht vorschreiben, oder daß die Regierung und die Stände hierbei etwa gar, wie es die Sozialdemokratie mit so zäher Ausdauer der Welt glauben zu machen sucht, mit bewußter Härte und Willkür, an denen ein politisch beschränkter Horizont ebensoviel Anteil habe wie die Lust am Konflikte, jede freiere Regung der Volksseele niederzuhalten liebte. Wer solchen Behauptungen Glauben schenkt, der kann niemals das Verhalten der sächsischen Behörden beobachtet haben, noch weniger aber kann er Kenntnis von den Eigentümlichkeiten des sächsischen Charakters haben. Wenn irgend etwas, so liegt dem sächsischen Charakter brutale Willkür und Gewaltmenschentum fern. Der Sachse erstrebt alles andre, als in der Eigenschaft eines Champions im Ringkampfe mit der Sozialdemokratie zu posieren, er liebt im Gegenteil mehr als irgendein andrer deutscher Stamm den Frieden, und könnte er diesen mit Nachgiebigkeit erkaufen, so würde er vielleicht hierzu mehr bereit sein als jemand sonst. Es ist darum völlig ausgeschlossen, daß die Regierung und die Gesellschaft in Sachsen den Kampf aus purem Übermut und aus Freude am Streite führten. Worin sich das Vorgehn in Sachsen von dem andrer Staaten allein unterscheidet, das ist, daß in Sachsen infolge des frühern und allgemeinern Auftretens der Umsturzpartei die Konflikte mit ihr früher und häufiger eingetreten sind und eintreten mußten und, wir wollen das nicht in Abrede stellen, infolge des größern Ungestüms der sozialdemokratischen Angriffe auch zu entschiednerer Abwehr nötigten als in andern Staaten. Das ist in der Tat aber auch alles, worin sich der Kampf gegen die Sozialdemokratie in Sachsen von dem in andern Ländern unterscheidet.

Auch der oberflächlichste Blick auf das Verhalten der sächsischen Behörden in dieser Hinsicht wird das bestätigen. Da ist zunächst die Handhabung des Vereins- und Versammlungsrechts in Sachsen. Wer die sozialdemokratischen Blätter liest, der muß annehmen, daß den beklagenswerten sozialdemokratischen Agitatoren infolge der schnödesten Hinwegsetzung der Behörden über Gesetz

Digitized by Google

und Recht die Gelegenheiten, wo sie zum Volke sprechen können, aufs unverantwortlichste beschnitten würden. Wie steht es aber in Wirklichkeit? Man nehme das erste beste sozialdemokratische Blatt zur Hand, und man wird finden, daß sich darin die Anzeigen über Volksversammlungen häufig geradezu einander drängen. Namentlich in den größern Städten dürfte kaum ein Tag vergehn, wo nicht ein oder mehrere solche Versammlungen angekündigt würden. Ja wir glauben nicht zu viel zu behaupten, wenn wir sagen, daß auf eine Volksversammlung, die von den bürgerlichen Parteien abgehalten wird, ganz gut zwanzig Volksversammlungen kommen, die die Sozialdemokratie abhält. Und dabei beklagt sich diese noch über Beschneidung des Versammlungsrechts! Aber vielleicht wird in den Versammlungen das freie Wort zur Ungebühr polizeilich unterdrückt? Allerdings, wenn man nach den Blättern der Umsturzpartei gehn wollte, so könnte man wohl meinen, daß dort der Polizeibüttel eine brutale Herrschaft sondergleichen ausübe, daß die Polizei nichts weiter zu tun habe als die sozialdemokratischen Versammlungen zu besuchen und sie beim ersten unebnen Wort aufzulösen. In Wirklichkeit liegen die Verhältnisse sehr viel anders. In Wirklichkeit liegen sie so, daß man vielmehr fragen muß: wo ist das Wort, das die fanatischste Feindschaft gegen Staat und Gesellschaft ersinnen, der boshafteste Haß gegen das Unternehmertum eingeben kann, das in sozialdemokratischen Versammlungen nicht schon ausgesprochen worden wäre? daß wir fragen müssen: wo gibt es etwas für den Menschen Heiliges und Verehrungswürdiges, sei es der Gottesglaube oder die Vaterlandsliebe, sei es Monarchie oder Eigentum oder Ehe oder Eid, das nicht in ungezählten Versammlungen der Sozialdemokraten verspottet, verlästert, in den Staub gezerrt und mit Füßen getreten worden wäre, daß wir fragen müssen, wo wäre die Idee von einem — wahrhaften oder vermeintlichen — Fortschritt, die man die Sozialdemokratie in ihren Versammlungen auszusprechen jemals gehindert hätte? Und doch, so müssen wir uns hier einhalten: es gibt etwas, was die Sozialdemokratie noch in keiner ihrer Versammlungen ausgesprochen hat, und was sie doch in jeder zu allererst und vor jedem andern Gedanken laut verkünden sollte, nämlich: die nähere Schilderung der Gesellschaftsordnung, auf Grund deren sie sich berechtigt wähnt, den herrschenden Staat und die herrschende Gesellschaft mit einer Maßlosigkeit fast ohnegleichen in der Geschichte anzugreifen. Von dieser Schilderung, auf die doch die ganze Menschheit so begierig lauert, und die allein das Verhalten der Sozialdemokratie rechtfertigen könnte, von ihr ist noch in keiner Versammlung, sieht man von ganz nichtssagenden allgemeinen Phrasen auf diesem Gebiet ab, auch nur mit einem Sterbenswörtchen geredet worden. Und warum ist von ihr nicht geredet worden? Sicherlich nicht, weil die Polizei es verhindert hätte, sondern weil man sich bewußt ist, daß dieses Fundament der ganzen sozialdemokratischen Theorie eitel Dunst und Humbug ist.

Konnte die Feindseligkeit der Sozialdemokratie gegen Sachsen noch gesteigert werden, so geschah dies dadurch, daß Sachsen im Jahre 1896 das Dreiklassenwahlrecht für die Wahlen in die Zweite Kammer eingeführt hat. Ein Schlag der Gerechtigkeit ins Gesicht, ein Akt schwärzester Reaktion, ein

Digitized by Google

Verbrechen am Volke, das sind die Bezeichnungen, mit denen die Sozialdemokratie diese Wahlreform zu belegen liebt. Wir werden zeigen, daß sie weder das eine noch das andre, sondern daß sie nichts weiter gewesen ist als ein Akt politischer Klugheit, der ebenso durch die Verhältnisse aufgedrängt wie in seinen Folgen heilsam war. Die Verhältnisse in der Zusammensetzung der Zweiten Kammer hatten in Sachsen vor der Wahlreform eine Gestalt angenommen, die zu den schwersten Besorgnissen Veranlassung gab. Noch gehörten zwar von den zweiundachtzig Abgeordneten dieser Kammer erst fünfzehn der Sozialdemokratie an. Aber die Wahlstatistik der vergangnen Jahrzehnte ließ mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit erkennen, daß nach dem damals geltenden nahezu allgemeinen gleichen Wahlrecht schon bei den nächsten Wahlen eine starke Vermehrung der Zahl dieser Abgeordneten eintreten werde, ja mehr noch, der Zeitpunkt war schon abzusehen, wo die Sozialdemokratie sogar die Mehrheit in dieser Körperschaft haben würde. Die Folgen, die ein solcher Zustand für das Land gehabt hätte, waren kaum schwer genug anzuschlagen. Einer Partei gegenüber, die so rücksichtslos von ihren Machtmitteln Gebrauch zu machen gewohnt ist wie die sozialdemokratische, würde der Regierung nur übrig geblieben sein, entweder sich den Forderungen dieser Partei zu fügen oder es auf den Konflikt ankommen zu lassen. Das erste würde geradezu geheißen haben, die ganze Zukunft des Landes in Frage zu stellen. Bei der großen Empfindlichkeit, die dem Hauptproduktionszweig des Landes, der Industrie, eigen ist, würde diese die Experimente, die die Sozialdemokratie zunächst auf dem Gebiete des Steuerwesens mit ihr angestellt haben würde, und die schon von ihr als Beginn der „Expropriation der Expropriateure" angekündigt waren, würde sie namentlich auch die Arbeiterpolitik, die von der Sozialdemokratie angestrebt wird, nicht haben ertragen können. Sie wie die Landwirtschaft und der Mittelstand, dessen völlige Beseitigung von der sozialdemokratischen Partei von jeher als notwendiges Ergebnis der Entwicklung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse behandelt worden ist, wären alsbald vor die Frage der Existenz gestellt gewesen. Solchen Forderungen stattzugeben würde also für die Regierung von vornherein ausgeschlossen gewesen sein. Die Regierung würde es vielmehr auf den Konflikt mit der Mehrheitspartei haben ankommen lassen müssen. Das Land würde dann also unter den heftigsten Kämpfen nur gegen die Mehrheit der Zweiten Kammer haben regiert werden können. Würde die Mehrheit zwei Drittel erreicht haben, dann würde man überhaupt nur noch mit den Notstandsbestimmungen der Verfassung haben weiter kommen können, und wenn diese erschöpft waren, nur noch entweder der Staatsstreich oder die Anrufung des Reichs übrig geblieben sein. Mochte aber das Eine oder das Andre eintreten, so war gewiß, daß Sachsen unter solchen Verhältnissen in die schwersten Wirren versetzt worden wäre und der gesamten Welt das Schauspiel eines sich unter unlösbaren Schwierigkeiten krümmenden Staatswesens geboten hätte, ein Schauspiel schlimmer und abenteuerlicher noch als das in Österreich, bei dem weniger die Opposition der Parteien gegen die Regierung und die Monarchie als der Hader der Parteien unter sich der Grund des Stillstands der parlamentarischen Maschine ist. Und warum würde Sachsen

Digitized by Google

in diese beklagenswerteste aller Lagen gekommen sein, warum sich diese heillose Bloßstellung zugezogen haben? Etwa weil die innern Zustände daniederlägen, etwa weil sie ungesund und faul wären und zu solcher Bloßstellung Anlaß gäben? Nichts weniger als das. Diese Zustände sind vielmehr, wie wir gesehen haben, kerngesund. Alles ist in mächtigem Vorwärtsschreiten begriffen, das Unternehmertum erfüllt in ausgezeichneter Weise seine Pflicht, der Arbeiter ist auskömmlich gestellt. Zwischen beiden herrscht im großen und ganzen Einigkeit und gutes Vernehmen. Wo Unzufriedenheit auftritt, wird sie nicht durch den Vergleich mit der Vergangenheit begründet, sondern nur durch den Erfahrungssatz, daß das Bessere der Feind des Guten ist. In die ganze Verfahrenheit einer solchen Lage würde man sich vielmehr um nichts, aber auch rein um gar nichts andres als um einer bloßen Wahlrechtsschablone willen gebracht haben, und noch dazu um einer solchen, die auf die sächsischen Verhältnisse paßt wie die Faust aufs Auge. Nur um an dieser Schablone festzuhalten, würde man einer Handvoll gewissenloser Agitatoren zugelassen haben, das Land nach innen in Verwirrung zu bringen und nach außen heillos bloßzustellen. Ist die unnatürlichste aller Tyranneien die des Schwächern über den Stärkern, so ist es gewiß ebenso naturwidrig, wenn Vernunft und Recht um einer bloßen Form willen abdanken und dem Unverstande die Herrschaft nicht bloß einräumen, sondern geradezu antragen wollten, wie es bei solchem Vorgehen der Fall gewesen wäre. Vor diese Lage gestellt, entschlossen sich die Regierung und die Stände zu der hiernach allein verbleibenden Maßnahme, nämlich das Wahlrecht, das solche Zustände mehr oder weniger nahe in Aussicht stellte, zu beseitigen und durch ein den Verhältnissen entsprechenderes zu ersetzen. Als solches wählten sie das Dreiklassenwahlrecht. Dieses Wahlrecht gilt seit dem Bestehn der Verfassung in Preußen. Preußen ist unter ihm zu einem der ersten Staaten der Welt geworden, hat eine ausgebildete Industrie, weist blühende Finanzen auf und gehört zu den am liberalsten regierten Staaten Deutschlands. Es war deshalb nicht anzunehmen, daß dasselbe Wahlrecht, in Sachsen eingeführt, hier irgendwelchem Fortschritt wehren werde, zumal da auch noch verschiedne Härten dieses Wahlrechts bei der Klasseneinteilung gemildert wurden. Es kann hier nicht auf die Gründe eingegangen werden, die auch sonst noch für dieses Wahlrecht sprachen, nur das eine mag noch bemerkt werden, daß als weiterer Ausgleich auch der Dreimarkzensus für Sachsen beseitigt und das Wahlrecht zu einem allgemeinen erhoben wurde. Gegen dieses Vorgehn der Regierung und der Stände ließ sich ja verschiednes einwenden, vor allen Dingen konnte man fragen, ob man bei der Beurteilung der Lage wegen der sozialdemokratischen Gefahr nicht doch zu schwarz gesehen habe. Das seien doch bloße Vermutungen, hätte man sagen können, und auf diese hin schreite man doch nicht ohne weiteres zu so schweren und tiefeingreifenden Maßnahmen. Selten dürfte aber auf politischem Gebiet ein Einwand und zwar von den Verhältnissen selbst so schnell und so gründlich widerlegt worden sein als gerade dieser. Denn schon bei den übernächsten Reichstagswahlen im Jahre 1903 erlebte man das Schauspiel, daß in Sachsen sämtliche Vertreter der Ordnungsparteien im Reichstag von der Sozialdemo-

Digitized by Google

kratie weggefegt wurden bis auf einen, und auch der wurde nur im Wege der Stichwahl und nur mit geringer Mehrheit gewählt. Dieses Ergebnis rief damals in ganz Deutschland große Überraschung hervor, und doch hätte man es nach der ganzen Entwicklung der Dinge ganz wohl voraussehen können. Denn schon bei der vorhergegangnen Reichstagswahl hatten sich die sozialdemokratischen Stimmen in allen Wahlkreisen der Mehrheit so genähert, daß sie von dieser meist nur noch durch die dünne Planke weniger tausend Stimmen getrennt waren. Diese Stimmen gewann die Sozialdemokratie bei der letzten Wahl noch, die Planke fiel, und nun standen sie da vor den zu Unrecht erstaunten Zuschauern, die Erkornen der breiten sozialdemokratischen Masse. Das „rote Königreich," wie sie Sachsen tauften, war fertig. So bei der Reichstagswahl. Nichts aber spricht dafür, daß sich die Verhältnisse unter nahezu demselben Wahlrecht bei den Landtagswahlen wesentlich anders gestaltet hätten. Der Beweis ist also erbracht, daß die Besorgnisse, die dem Vorgehn bei der Reform des sächsischen Landtagswahlrechts zugrunde lagen, nicht bloß nicht übertrieben gewesen sind, sondern daß sie sogar noch hinter der Wirklichkeit zurückblieben. Es wird der Regierung und den Ständen in Sachsen nicht einfallen, sich ihres Vorgehns als eines von besonders hoher politischer Weisheit eingegebnen zu rühmen, ebenso bestimmt aber können sie den Vorwurf zurückweisen, daß sie damit gegen die Pflichten einer gewissenhaften Regierung gehandelt hätten. Das Vorgehn war vielmehr einfach aus den realen Verhältnissen erwachsen und nichts mehr und nichts weniger als eine Politik des gesunden Menschenverstands. Der beste Beweis hierfür war die Aufnahme, die es bei denselben Massen fand, die angeblich durch diese Wahlreform aufs schwerste in ihren Rechten verletzt worden sein sollten. Sowohl während der Verhandlungen über die Wahlreform als nach ihrer Einführung hatten sich die sozialdemokratischen Vertreter im Landtag ebenso wie die sozialdemokratische Presse ganz Deutschlands alle erdenkliche Mühe gegeben, die Massen zu erregen und womöglich zu gewalttätigem Vorgehn aufzureizen. Alles das blieb aber vergeblich, die Massen blieben ruhig, ja so ruhig, daß dieses Verhalten noch Jahre später auf Parteiversammlungen der Sozialdemokratie als besonders bezeichnender Beweis dafür angeführt wurde, wie einflußlos bisweilen die sozialdemokratischen Führer auf die Massen seien. Die Erklärung hierfür liegt nahe. Wir haben vorher die Loyalität als eine bei den Sachsen in besondrem Maße hervortretende Eigenschaft bezeichnet, und es dürfte deshalb manchem der Umstand, daß sich die sächsische Arbeiterschaft in ihrer Mehrheit dennoch der Sozialdemokratie ganz besonders bereitwillig zugewandt hat, als mit dieser Behauptung in Widerspruch stehend erschienen sein. Im vorliegenden Falle zeigt sich aber recht deutlich, daß dies doch nicht der Fall ist. Auch die sozialdemokratische Verhetzungskunst versagte bei dem Punkte, wo sie den Arbeiter zur tatsächlichen Auflehnung gegen die Staatsgewalt aufzureizen suchte, brach sich also an dem Grundzug des sächsischen Wesens, an der Loyalität, die auch dem Arbeiter eigen ist. Sollte aber trotzalledem die Einführung des Dreiklassenwahlrechts noch als eine Härte erscheinen, so kann man billig einwenden: was ist diese Härte im Vergleich zu der Unnatur, zu der, und zwar insbesondre für

Digitized by Google

Sachsen, das Reichstagswahlrecht geführt hat? Sachsen ist unbestreitbar vor allem durch sein Unternehmertum zu dem in Wirtschaft und Kultur hochentwickelten Staate geworden, der es tatsächlich ist. Das müßte auch in der Zusammensetzung des Reichstags, die doch ein Spiegelbild der Eigentümlichkeiten des deutschen Volks und seiner Stämme sein soll, zum Ausdruck kommen. Durch wen aber wird Sachsen tatsächlich im Reichstage vertreten? Ja wenn es wenigstens noch durch Arbeiter wäre, also durch die Kreise, mit deren Hilfe das Unternehmertum seine Erfolge erreicht hat. Auch das aber ist nicht der Fall, sondern bis auf ein paar Abgeordnete wird Sachsen gegenwärtig im Reichstage vielmehr vertreten durch Gastwirte, Zigarrenhändler, Konsumvereinslagerhalter, Schriftsteller usw., alles Vertreter, die an der glänzenden Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse Sachsens ohne jedes Verdienst sind, sämtlich dem Unternehmertum aufs feindseligste gegenüberstehn, und anstatt die Ehre des von ihnen im Reichstage vertretnen Landes hochzuhalten, Regierung und Stände dieses Landes bei jeder möglichen und nicht möglichen Gelegenheit aufs heftigste anfeinden. Kann es, so fragen wir mit Recht, eine schwerere Anklage gegen das geltende Reichstagswahlrecht und eine bessere Rechtfertigung dafür geben, daß in Sachsen Regierung und Stände es als eine ihrer ersten Pflichten angesehen haben, gleiche Zustände wenigstens für den Volksvertretungskörper des eignen Landes fernzuhalten, für das sie bei dem Mangel eines hinreichenden Gegengewichts von bürgerlicher Seite geradezu zum Verhängnis werden müßten!

Wir sind am Schlusse unsrer Darstellung angekommen, die, wie wir wiederholen, allein der Aufklärung und der Abwehr dienen soll. Überschauen wir das Dargelegte noch einmal, so hat Sachsen keine Veranlassung, sich wegen seiner äußern oder innern Politik hinter andern Staaten zurückstellen zu lassen. Was seine wirtschaftliche und sonstige Kulturentwicklung anlangt, so steht es auf einer großen Anzahl von Gebieten für andre Staaten sogar vorbildlich da, und auch die Beschuldigung, Sachsen wende der sozialen Bewegung der Gegenwart nicht das ihrer Bedeutung entsprechende Interesse und Wohlwollen zu, konnte leicht an der Hand von Tatsachen widerlegt werden. Nur ein Vorwurf bleibt nach alledem für den Sachsen noch bestehn, und der ist, daß er sich selbst noch zu wenig zum Bewußtsein seiner Vorzüge aufgeschwungen, daß er sich noch nicht das Maß von Selbstachtung und gesundem Stolz angeeignet hat, mit dem der Preuße, der Bayer und der Württemberger auf ihre Länder sehen. Wir möchten das ganz insbesondre manchem unter den sonst um das Land so hochverdienten Angehörigen der sächsischen Großindustrie zur Beherzigung geben, die bekanntlich nur zu leicht bereit sind, unter unverhohlner Hinneigung zu dem großen Nachbarstaate Preußen ihre eigne Regierung des Mangels an Wohlwollen für die Industrie zu beschuldigen und Steine auf sie zu werfen. Das ist ebenso ungerecht wie vom Standpunkte des Patriotismus aus beklagenswert. Der Beweis, daß die Industrie unter einer Regierung wie der sächsischen zur höchsten Entfaltung kommen konnte, ist durch Tatsachen, ist durch die Geschichte geführt. Der Beweis dagegen, daß diese Entwicklung unter der Regierung eines andern Staats dieselbe oder

Digitized by Google

gar noch eine größere gewesen sein würde, müßte erst noch erbracht werden. Ist dem Sachsen unter solchen Umständen noch etwas zu wünschen, so ist es nur das eine, daß er, der sich sonst auf allen Gebieten als ein justus propositique tenax vir bewährt hat, für die Zukunft, gestützt auf seine mannigfachen Vorzüge, mehr Gewicht auf die Ausbildung vaterländischen Empfindens wie des Gefühls für vaterländische Würde legt und sich dadurch nach außen wie nach innen die Achtung und die Anerkennung sichert, die ihm nicht überall willig gewährt wird, auf die er aber in hohem Maße Anspruch erheben kann.

Schulhaß und Heeresscheu

Von Ludwig Kemmer in München

Am Eingange des fränkischen Gymnasiums, dessen lange Klostergänge ich mit dem Eifer des Sextaners, dem Phlegma des Tertianers und der Würde des Primaners durchmessen habe, standen zwei hohe Nußbäume. Oft sah ich als Volksschüler zu, wie sich in ihrem Schatten, den nur der alte Pedell zu schätzen wußte, Sextaner und Quintaner, die damals Respektspersonen für mich waren, ihrer Würde vergessend um die gefallnen Früchte balgten, wenn sich nach den Spätsommerferien die Schüler wieder aus dem Lande der Franken zusammengefunden hatten. Die schönen Bäume fielen vor meiner Gymnasialzeit, nur mein ältrer Bruder hat noch in ihrem Schatten gespielt. Aber ich dachte als Lateiner oft an sie, sie sind mir lieb geworden, als sie längst gefallen waren, und heute grünen und rauschen sie mir in der Erinnerung als das Sinnbild einer Poesie der Schule, die schon meiner Schulzeit fremd war, der Schule der Gegenwart aber noch ferner liegt als der Schule meiner Jugend.

Über den düstersten Fichtenwald breitet die Luft einen blauen Schleier, während man von ihm wegwandert. Warum liegt für viele Menschen die Schule dunkel, mißfarben in der Ferne der Jugendzeit, so oft sie von ihrem Wege zurückschauen? Besser, als mir lieb ist, weiß ich, was diese Menschen empfinden. Auf meine Jugend haben die Schulhäuser schwere Schatten geworfen, sodaß der Sonnenschein, der über jeder, auch über einer armen Jugend liegen soll, bis auf wenige unverwüstliche Fleckchen in den tiefsten, heimlichsten Winkeln des Vaterhauses erstarb.

Trotzdem schaue ich oft auf meine Schulzeit zurück. Dann werden alle Gefühle und Stimmungen wieder wach, die das Herz des Kindes und des Jünglings bewegt haben. Aus den Schmerzen des primulus omnium, der um seinen Platz besorgt war, und aus der Unruhe des Primaners, der von häuslichen Sorgen in der Pflege einer künstlerischen Anlage aufatmen wollte, aber durch Schulsorgen immer wieder zu der Beschäftigung mit Unterrichtsfächern, für die er nicht begabt war, gezwungen wurde, schöpfe ich seit vierzehn Jahren in pädagogischen Fragen Rat. Dadurch bin ich vielleicht nicht vor irrender Milde, sicher aber vor verbitternder Härte bewahrt worden.

Digitized by Google

Ich bin nie gern in die Schule gegangen. Am liebsten noch in die Volksschule. Aber da quälte mich die Sorge um den ersten Platz, auf den mich geistige Frühreife unglücklicherweise geführt hatte, und die Furcht vor dem ersten Schlage, den mich mein Stolz wie ein Brandmal scheuen machte. Er ist nie gefallen, aber ich habe unter der Erwartung dieser Mißhandlung und in dem Bestreben, ihr zu entgehn, mehr gelitten als viele meiner Kameraden unter den Schlägen, da für sie die Schläge nicht mehr bedeuteten als leichte auf dem Wege durch die Obstgartenhecke eingeheimste und beim ersten Apfel vergeßne Dornenrisse. Bunte Bilder aus der Heiligen Schrift, die uns unser alter Lehrer zeigte, eine Karte von Bayern, die er vor unsern staunenden Augen zeichnete, und einige Weihnachtslieder, die wir in der Schule sangen, sind die Gaben der Volksschule, die in mir damals schon ein leises Dankgefühl weckten. Die Gaben des Gymnasiums, die ich in meiner Knaben- und Jünglingszeit als Wohltaten empfand, sind fast ebenso rasch aufgezählt: die Bücher aus der Schülerbibliothek, von Christoph von Schmids Eustachius bis zu Freytags Ahnen, die Aufgaben im Kartenzeichnen und der fakultative Zeichenunterricht, ein paar heiße Nachmittagstunden in Sexta, die durch Vorlesen ausgefüllt wurden, ein paar Cäsarstunden, in denen unser Ordinarius, ein Veteran des deutsch-französischen Krieges, bei Cäsars Schilderung der Germanen verweilend, den Stolz, Deutsche zu sein, in uns weckte und anfachte, ein paar Literaturstunden in Prima, in denen sich mir müdem, von religiösen Skrupeln heimgesuchtem, noch vom Verlust der Mutter krankem Jungen Paul Gerhardts trostreiches Lied „Befiehl du deine Wege“ tief eingeprägt hat — das ist alles.

Die glücklicherweise durch die Ferien unterbrochne Mühsal der täglichen Aufgaben, die nur für leichtsinnige oder unter günstigen Verhältnissen arbeitende Schüler nicht die Bewegung im Freien, den Genuß der Natur, die Ausbildung besondrer Anlagen ausschließt, die Angst vor den Probearbeiten, die Sorge um das „Aufsteigen“ bildeten den grauen Tag, den jene spärlichen Sonnenstrahlen nicht heiter machen konnten.

Aber die Literatur der Alten ist ja selbst eine Sonne, die Völkern und Zeiten Licht und Wärme spendet. Sollte es Gymnasiasten geben, in deren Leben kein Strahl von ihrem Scheine fällt?

Ja, es gibt viele Käuzchen, die die Glaukopis des Gymnasiums scheuen.

Ich werde jetzt erst allmählich der Schönheit der antiken Literatur bewußt. Nicht schlechte Lehrer, sondern der starre Zwang und die Energie, womit ich nach der Schulordnung in jungen Jahren zum Studium dieser Literatur und zugleich zur Aneignung realer Kenntnisse angehalten wurde, haben in mir eine Abneigung gegen die Werke der griechischen und der römischen Schriftsteller erzeugt, von der ich erst jetzt durch freiwillige Reisen im Lande der antiken Geister allmählich befreit werde. Die zu diesen Reisen nötigen Kenntnisse hätte ich mir am Gymnasium mindestens ebenso sicher erworben, wenn ich mit einer kleinen, weise gewählten, meinen jungen Jahren verständlichen Gruppe von Schriftstellern langsam vertraut gemacht worden wäre, wie durch die atemlose Hetze durch antike, nur für Erwachsne bestimmte und genießbare Biographien, Generalstabswerke, Reisebeschreibungen, Gerichts- und Parlamentsreden, Epen, Oden und Dramen.

Digitized by Google

Daß die griechische Sprache schön ist, habe ich in der Schule, im Verkehr mit den Schulklassikern nie empfunden. Einen Schimmer ihrer Schönheit fing ich auf, als ich las, wie Frau Hadwig den Klosterschüler Burkard den Antiphon Thalassi ke potami, eulogite ton kyrion lehrte und Praxedis *Πόθεν, φίλη πέλεια, πόθεν πετᾶσαι*; sang. Aus dem Grau der Klassikerausgaben leuchtete mir dieser Schimmer nie auf. Wenn ich ruhig und ohne jede Voreingenommenheit gegen meine Lehrer, deren Fehler die Mängel der Schulordnung waren, und die auch mit gebundnen Händen mich reich beschenkten, die Eindrücke prüfe, die die Klassikerlektüre auf mich gemacht hat, so muß ich bitter die vergeudete Kraft bedauern, die gewissenhafte Lehrer an die Interpretation und wir Schüler — minder gewissenhaft und trotzdem übermäßig angestrengt — an das Abspulen des riesigen lateinischen und griechischen Wörterfadens unsrer Schullektüre wenden mußten.

Eine schwere Arbeitlast ruht auf den Schultern eines Schülers, der sich bemüht, den Anforderungen einer Mittelschule zu genügen. Erdrückend wird diese Last für einen jungen Menschen, dessen Arbeitkraft häusliche Sorgen lähmen. Man überschätzt die Verbreitung des Leichtsinns. Vielen Schülern fehlt er ganz. Und Sorgen, häusliche Sorgen hat jedes, auch das jüngste Herz, wenn es etwas zu lieben hat und lieben kann.

Als ich das schwierige Pensum der Untertertia zu bewältigen hatte, ging ich viele Winterwochen lang jeden Morgen zuerst in die Küche zur Bratröhre. Die diente unserm kranken Kätzchen als Nachtquartier. Sie erhielt die karge Wärme, die das kurzlebige Herdfeuer ihr mitteilte, lange, und so wurde sie als Krankenstübchen für das wärmebedürftige Tier verwandt. Gebacken und gebraten wurde in ihr nicht. Die Sorge um die Katze verließ mich auch in der Schule nicht. Aber der Ton der Schulglocke klang mir nicht so tröstlich und verheißungsvoll wie dem jungen Katzenfreunde Whittington das Geläute der Londoner Glocken, das ihn als den künftigen Lordmayor grüßte. Einen Teil der Schuld, daß ich nicht eben glänzend aus der vierten in die fünfte Klasse aufstieg, trug das rußige Aschenputtelchen.

Es lernt sich schwer, wenn man im Herzen die Sorge um ein Wesen trägt, das man liebt, auch wenn es nur eine Katze ist. Es lernt sich schwer, wenn man in enger Gemeinschaft wohnend alle Sorgen der Eltern teilen muß, wenn man ihre Angst vor dem Zusammenbruche des Hauses, das sie sich gebaut haben, kennt, aus ihren Mienen und aus ihren Worten entnehmen kann, wie nah das Verderben ist, und dem Geschick nur durch immer stärkere Einschränkung aller Bedürfnisse, hungernd, frierend, passiven Widerstand zu leisten vermag. Es lernt sich am schwersten, wenn Krankheit im Gefolge der Not einzieht, und der Tod das junge Herz zum erstenmal beraubt. Eigentlich kann nur der Lehrer die Leistung eines Schülers richtig würdigen, der weiß, wo und unter welchen Verhältnissen der Schüler lernt. „Man denkt milde, ganz milde über mangelhafte Schularbeiten, wenn man in der Häuslichkeit des sie liefernden Kindes gewesen ist.“ Das ist ein gutes Wort der Lehrerin, die im laufenden Jahrgang der Grenzboten Erinnerungen und Erfahrungen veröffentlicht hat. Die Schulordnungen und mit ihnen viele Lehrer setzen voraus, daß der Schüler

Digitized by Google

satt, mit allen Hilfsmitteln ausgestattet, ungestört, in einem hellen, warmen Raume, in hellen, von keiner Schicksalswolke verdunkelten Verhältnissen, mit hellen, nicht von Tränen getrübten Augen und mit leichtem, von keiner Sorge beschwertem Herzen arbeiten kann.

Wie vielen Schülern ist diese Ruhe gegeben, die sich eigentlich nur hinter den das laute Leben abwehrenden Mauern der Konvikte, also unter unnatürlichen, an ein Treibhaus erinnernden Verhältnissen findet?

Noch ein Konflikt gefährdet oft junge Menschen auf dem Wege durch die Schule. Ein Schüler gerät auf das Abc einer Kunst und findet, daß er es leichter lernt als das der Fibel und der Grammatik. Wer kann ihn verurteilen, wenn er die Kraft, die er in sich fühlt, gern übt, mag sie auch schwach sein, zu schwach vielleicht, als daß er sich mit ihr sein Lebensschifflein zimmern könnte? Die Übung einer Fertigkeit, wozu der junge Mensch die Anlage in sich findet, ist für mehr Schüler, als man denkt, die sonnige, blumenspendende Wiese, auf die sie aus den Schatten, die vom Schulhause und nicht selten auch vom Elternhause auf ihre Jugend fallen, eine Art von Heliotropismus führt. Dann wird die Schule vernachlässigt, das schlecht Gelernte hemmt den Schritt und nötigt den Schüler zum Verlassen einer Bahn, auf der er ohne das störende Talent sein Ziel erreicht hätte. Oder er zwingt sich der Schule zu genügen und labt sich zugleich an den Früchten des Schaffens, die ihn seine besondre Anlage pflücken heißt. Dann zahlt er unter Umständen mit seiner Gesundheit einen allzu hohen Preis für das, was die Schule bietet. Oder er sieht in seinen Lehrern seine natürlichen Feinde, nimmt den Kampf mit ihnen auf und wird verbittert, hart und roh.

Durch den Verlagskatalog Albert Langens, des Verlegers des Simplicissimus, habe ich Einblicke in das Verhältnis zwischen den Autoren dieses Verlages und den Mittelschulen gewonnen. Ich bin ein abgesagter Feind des Simplicissimus. Aber die Schriftsteller, die dieses Blatt schaffen, sind immerhin zum großen Teil Bildungsprodukte deutscher Mittelschulen und begabte, sogar geistreiche Menschen. Man darf also annehmen, daß aus ihrem Urteil nicht nur ihre Verfehlungen gegen die Schule, sondern auch die Verfehlungen der Schule gegen sie, gegen begabte Schüler festgestellt werden können. Da klagt, höhnt und flucht Leo Berg: „Meine Lehrer haben nie etwas von mir gehalten. Einer, der mich gar nicht leiden mochte, prophezeite mir einmal: aus dir wird doch nichts Gescheites. Du wirst entweder mal Rechtsanwalt oder Schriftsteller. Da zog ich es vor, Schriftsteller zu werden. Trotzdem gibt mir meine Schulzeit keine Veranlassung, am lieben Gott zu verzweifeln. Er hat mich stets an meinen Lehrern gerochen: zwei sind wahnsinnig geworden, einer ist in der Besoffenheit eine Kellertreppe heruntergefallen und hat sich das Genick gebrochen, und von den andern hoffe ich, daß ihnen ihre Frauen Hörner aufgesetzt haben.“ Das ist allerdings semitischer Haß, die Fluchkunst des Orientalen hat diese Sätze geformt. Otto Erich Hartleben beichtet: „Ich liebte ihn sehr, meinen Onkel R. (Gymnasialdirektor in J.), und obwohl sein Verständnis für das, was meiner individuellen Ausbildung Not getan hätte, so weit reichte, daß er z. B. meine Bitte um besonderen Musikunterricht mit der Motivierung

Digitized by Google

ablehnte, ich wiese zu große Lücken in der Mathematik auf, ist er doch der einzige von all den vielen, die in diesem Leben den vergeblichen Versuch gemacht haben, mich zu erziehen, mit dem ich heute noch in freundlichem Einvernehmen stehe — trotzdem konnt' ich es nicht unterlassen, ihn bei Gelegenheit eines etwas (?) ausgefallenen Aufsatzthemas in aller Harmlosigkeit zu parodieren, zu »veralbern«, wie man in Sachsen sagt. Das schickte sich natürlich nicht — weder für den Tertianer seinem Direktor gegenüber, noch für den Pensionär seinem Onkel gegenüber, und so flog ich denn heraus aus der Stadt der Kibitzeier. Ich bekam einen ehrenvollen Ruf an das Gymnasium in Celle." Daß er dort erst mit dem Abiturientenzeugnis „herausflog," glaubt er der Rücksicht auf die amtliche Stellung eines andern Onkels zu verdanken, der ihn damals „dirigierte." Er fügt hinzu: „Ja, mein Gott, heute lacht man über seine Schülerschicksale, aber im Grunde war es gar nicht zum lachen —: wie isoliert, wie verbittert, wie hart und kalt ist man damals geworden." Korfiz Holms Schulgeschichte ist kurz: „In der Schule (zu Riga) galt ich für einen Musterknaben, bis ich mit zwölf Jahren zu dichten anfing. Seitdem liebten mich meine Lehrer nicht mehr, und ich wurde auf die Weise mit der Zeit ein recht alter Gymnasiast. 1892 verließ ich Rußland und bestand erst 1894 in Lübeck mit Ach und Krach mein Abiturientenexamen." Wolf Graf von Baudissin erzählt lachend: „Die schönen Spieljahre gingen vorüber, und als ich eines Morgens erwachte, mußte ich zum ersten Male zur Schule gehen. Den Schrecken vergesse ich mein Lebtag nicht! Ich war kein schlechterer Schüler als viele andere, aber trotzdem blieb ich schon in Quarta zum ersten, aber leider nicht zum letzten Male in meinem Leben sitzen. Und warum ich sitzen blieb? Mein Klassenlehrer, der zugleich auch in der Mädchenschule Unterricht gab, fand in der Manteltasche meiner jüngsten Schwester einen Liebesbrief von meiner zarten Hand, der leider nicht an meine Schwester, sondern an eine ihrer Schulfreundinnen gerichtet war. Damals wollte ich für das kleine Mädchen sterben, während ich dieses schreibe, zerbreche ich mir vergebens darüber den Kopf, wie sie hieß. So sind wir Männer! Dieser Liebesbrief, übrigens auch nicht der letzte meines Lebens, war eine Jugenddummheit, aber sie kostete mich ein Jahr meines Lebens, denn die Schulzeit ist für mich selbst in der Erinnerung der Schrecken aller Schrecken. Lediglich um dem Schulzwang sobald als möglich zu entfliehen, entschloß ich mich, Offizier zu werden, und zog als Unterprimaner den Fähnrichsrock an." Klarer, ernster und ernster zu nehmen ist der Bericht von Dr. Ludwig Thoma über seine Schulzeit: „— meine Eltern lehrten mich frühzeitig lesen und schreiben, wozu sie in den langen einsamen Wintern Muße genug fanden. Einem lebhaften Jungen, der im Walde aufgewachsen war, konnte der Schulzwang nicht gefallen. Und ich habe auch meinen Lehrern keineswegs Liebe entgegengebracht; zuerst galten sie mir als Störenfriede, und später stieß mich ihr trockenes Wesen ab. Sie haben meinen Mangel an Ehrfurcht und meine Freude am Nebensächlichen stets gerügt, und erst nach manchen Fährlichkeiten konnte ich das humanistische Gymnasium absolvieren. Das war 1886."

So malt sich die Schule in den Köpfen dieser noch jungen Männer,

Digitized by Google

denen man Pietät und Feinheit des Empfindens, sittliche und künstlerische Gewissenhaftigkeit, aber nicht dichterische Begabung und Schärfe des Verstandes absprechen kann. Der jugendliche Freiheitsdrang ist bei den einen, die Frohnatur bei andern, die Lust zu fabulieren bei den meisten durch den Ernst und den Zwang der Schule verletzt worden. Obwohl keiner von ihnen in seiner Jugend auch „beim Elend in die Schule ging," sind sie einig in der Verurteilung des Gymnasiums. Viel tiefer als diese immerhin wehrhaften Naturen werden fein empfindende junge Leute, die wie jene mit künstlerischen und literarischen Neigungen „behaftet" sind, durch die Schule geschädigt. Ihnen nimmt sie die Sonne aus der Jugend, wenn sie nicht ein freundliches Geschick in eine Unterrichtsanstalt führt, wo die geringe Schülerzahl den Lehrern erlaubt, die Art jedes ihrer Schüler zu ergründen und zu berücksichtigen. Sie gehn zugrunde, wenn nicht weise und wohlhabende Eltern sie durch Ordnung ihrer Tätigkeit, Ausbildung ihrer Arbeitskraft und sorgfältige Pflege ihres Körpers in dem Konflikte zwischen den strengen Forderungen der Schule und der Sehnsucht nach freudiger Betätigung ihrer besondern Anlagen unterstützen.

Die höhere Schule greift mit großem Selbstbewußtsein tief in das Leben des jungen Menschen und der Familie ein. Die Pflicht, die sie mit diesem Eingriff auf sich nimmt, den Schüler allseitig zu bilden und an Geist und Körper gekräftigt auf die Heerstraße des Lebens zu stellen, erfüllt sie nicht. Indem sie ihre wahre Aufgabe, durch ein wohl erwognes multum die ihr anvertraute Jugend zu bilden und zu erziehn, vergißt und ein Vielerlei von Kenntnissen dem jungen Geiste für das Leben mitzugeben versucht, schädigt sie die Jugend an Leib und Seele. Ein körperlich schwacher Schüler wird in ihrem Banne im besten Falle nicht kräftiger. Die Regel wird sein, daß er unter dem stetigen Zwange zu freudloser Arbeit, der auch starke Naturen schädigt, und unter der sich immer wieder erneuernden Furcht vor Probearbeiten unersetzliche Verluste an Nervenkraft erleidet. Ein andrer, dessen schwacher Wille die trägen Glieder seines gesunden Körpers nicht zu meistern vermag, wird diese Fähigkeit auch nach seinem Abgang von der Schule entbehren. Ein ängstlicher Junge, der das Schulgesetz, das Selbsthilfe streng untersagt, zu seinem Schaden gern befolgt, wird sich schwerlich Hektor oder Achill zum Helden wählen, „dem er die Wege zum Olymp hinauf sich nacharbeitet," sondern als Feigling die Schule verlassen. Alle aber, der Schwache, der Träge und der Feige, werden eine Gabe der Polyhistorenschule mit ihren ohne das Verdienst der Schule an Körper und Geist besser geratnen Kameraden gemein haben: den Wahn, durch den dürftigen Niederschlag der multa, womit ihr Geist auf der Schule gequält worden ist, zu einer scharfen Kritik aller Personen, Einrichtungen und Werke, die vor ihre jungen Augen treten, berechtigt und berufen zu sein.

Dieser durch die Schule multiplizierte Charakterfehler wird im Bunde mit den andern durch die Schule erzeugten oder nicht bekämpften oder gesteigerten Schäden, die ich angedeutet habe, der Nährboden der Heeresscheu. Die Heereskritik, die heutzutage von gebildeten Laien geübt und von den gebildeten Ständen des deutschen Volks genossen wird, zeigt das Vorhandensein dieser Krankheit an und verbreitet sie zugleich weiter.

Digitized by Google

Ein Volk, das sich seiner Wehrkraft bewußt ist und sich ihrer freut, kann nicht fürchten, daß Äußerlichkeiten wie die Uniformänderungen den Wert seines Heeres mindern, und kann sich der Kritik, die am Heere geübt wird, nicht freuen. Das Gedeihen des Simplicissimus und die riesigen Auflagezahlen gewisser Militärromane setzen voraus, daß sich viele Deutsche der Schmähungen freuen, womit jenes Blatt und die mit ihm verbundne Gruppe heeresscheuer Schriftsteller das Heer überhäufen. Die Freude an der Verspottung des Heeres hat eine tiefe Abneigung gegen das Heer zur Voraussetzung. Diese Abneigung wurzelt in der Scheu, die ein großer Teil der im neuen Reiche gebornen Deutschen vor der Wehrpflicht empfindet, und in der Unlust, womit sie dieser Pflicht genügen. Korfiz Holm, den ich schon genannt habe, erzählt: „Von 1895 bis 1896 diente ich in München mein Jahr ab und brachte es merkwürdigerweise zum Gefreiten. Beim Abschied verlieh man mir das Recht, mich durch Ableistung einer besondern Übung C nachträglich zum Reserveoffizier zu qualifizieren. Dies tat ich nicht, sondern siedelte direkt aus der Kaserne in das Bureau des Simplizissimusverlegers Albert Langen über.“ Mag er nun als moderner Ästhete dem Waffendienste abgeneigt sein oder im Heere als Kosmopolit den stärksten Ausdruck der nationalen Art, als Friedensfreund die Vorbereitung für den Krieg, als Gegner der Monarchie die stärkste Stütze des monarchischen Staats hassen, sicher rechnete er auf Verständnis für sein Verhalten und auf Zustimmung, und sicher hat er Verständnis und Zustimmung gefunden. Franz Adam Beyerlein beichtet: „Ich komme mir — hier in Karlsbad — oft wie ein ganz kleines Kind vor. Somit hätt' ich Gelegenheit, mein Leben noch einmal von vorn anzufangen. Oder vielmehr ein anderes, besseres. Leider würde mir aber wohl nicht zu helfen sein; ich würde wieder nicht Staatsanwalt werden und sogar dieselbe Frau zum zweiten Mal nehmen. Nur vor dem Dienen im deutschen Heere hätt' ich recht bange.“ Warum er bange hätte, verschweigt er. Sollte er glauben, die Antwort auf diese Frage in seinen Militärromanen und in seinem Militärdrama gegeben zu haben? Vor dem Dienst in einem Heere, das ihm die Modelle für den Hauptmann von Wegstetten, den Leutnant Reimers, den Oberst von Falkenhein, den Oberleutnant Güntz, den Rittmeister von Bannewitz, den Leutnant von Höwen geliefert hat, braucht es ihm doch nicht bange zu sein. Was fehlt diesen Offizieridealen, soweit sie nicht, von den Landsleuten in der Heimat kaum beachtet, fern in Afrika kämpfen und fallen, als die Gelegenheit, ihre Tüchtigkeit zu bewähren? Sind sie nicht vornehm in der Gesinnung, tadellos im Handeln? Sollte es nicht auch für einen feinbesaiteten Dichter möglich sein, unter ihrer Führung ein Jahr lang den Dienst im deutschen Heere zu ertragen? Seume fand in hessischen und in preußischen Regimentern Tellheime, die für ihn die Härten des Systems milderten. Daß es im deutschen Heere immer noch Tellheime in Fülle gibt, davon überzeugen Beyerleins Werke den ängstlichsten Skeptiker.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Das Syrakus des Westens und seine Bildungsstätte

Ein amerikanischer Humorist hat kürzlich vorgeschlagen, man solle statt der künstlichen, philologischen Gruppierung die Wörter einteilen: erstens in tote Wörter, bei denen wir uns nichts denken können, zweitens in lebendige, die sofort deutliche Vorstellungen in uns erwecken. Wenn wir diese etwas moderne Klassifikation auch auf Eigennamen anwenden, so gehört der Name Syrakus sicherlich zu der zweiten Kategorie, denn er hat seine Lebenskraft seit mehr als 2600 Jahren bewiesen. Mit dem Worte Syrakus verband sich für die Korinther der Gedanke an ihre nach Sizilien ausgewanderten Brüder, die Athener und die Spartaner gedachten dabei der erbitterten Kämpfe um die Hegemonie, die auf den Höhen von Epipolä stattgefunden hatten, und zu Strabos Zeiten waren aller Augen auf Syrakus geheftet, das damals die größte Stadt der antiken Welt war. Seitdem blieb es durch viele Jahrhunderte als der Schauplatz historischer Ereignisse bekannt, bis heute der Name Syrakus eine Flut von Erinnerungen hervorruft und in uns den Wunsch erweckt, diese Stadt zu sehen, mit deren Geschichte wir seit unsrer Kindheit vertraut gemacht worden sind. Doch ich muß meine Leser enttäuschen. Nicht nach dem sonnigen Süden werde ich sie führen, sondern über den Atlantischen Ozean nach Nordamerika, wo im Staate Newyork eine Stadt liegt, die mit dem antiken Syrakus den Namen gemeinsam hat, doch nichts als den Namen. Kein Maultierkarren bringt uns in ihre Mauern, keine Ruinen aus grauer Vorzeit grüßen uns von den umliegenden Hügeln. Der Empire State Express, der schnellste Zug der Welt, führt uns von Newyork in $5^1/_2$ Stunden nach diesem modernen Syracuse. Er durchbraust das Tal des majestätischen Hudsonstroms und fährt durch die Städte Utica und Rome, sodaß wir uns ins Altertum zurückversetzt fühlen könnten, wenn nicht der schrille Pfiff der Lokomotive, das Auftauchen von Ortschaften mit fremdartigen indianischen Namen und der Blick auf mächtige Fabrikschlote schnell diese Illusion zerstörten.

Syracuse liegt im Norden des Staates Newyork und ist eine blühende Industriestadt von etwa 125000 Einwohnern, die sich von andern amerikanischen Städten derselben Größe nur durch eine gewisse Wohlhabenheit und Solidität auszeichnet. Die Straßen bieten nichts besonderes. Die öffentlichen Gebäude sind architektonisch wenig bemerkenswert, nur hier und da ragen einige imposante Wolkenkratzer turmgleich aus der Häusermasse hervor. Südwestlich von der Stadt liegt der herrliche Onondagasee, der mehr als zehn Kilometer lang und drei breit ist. An seinen Ufern sind die Salzmarschen, die Syracuse bekannt und wohlhabend gemacht haben. Seit dem Jahre 1650 wurden die

Digitized by Google

Salzquellen ausgebeutet, und dem Unternehmungsgeiste der Jesuiten war es zu danken, daß sich bei dem weltabgelegnen See eine blühende Industrie entwickelte. Die Stadt Syracuse bestand damals noch nicht. Wir hören von ihr erst 1786, wo sie von den Indianern als Websters Camp erwähnt wird. Sie erhielt nach und nach verschiedne andre Namen; doch als in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts im Staate Newyork die Epidemie ausbrach, viele Ortschaften mit klassischen Namen zu belegen, erhielt die Stadt ihre jetzige Benennung.*) Seitdem hat sie sich fortwährend, doch nicht unnatürlich schnell entwickelt, vor allem begünstigt durch die Anlage des Erie- und des Oswegokanals, die die Waren auf dem billigen Wasserwege diesem Industriezentrum zuführen. Syracuse ist jetzt die bedeutendste Stadt der agrarischen County Onondaga, die früher der Wohnsitz eines Indianerstammes desselben Namens war. Zu diesen Onondaga-Indianern gehörte Hiawatha, der Longfellow durch sein Epos Unsterblichkeit gesichert hat. Die Regierung hat dem Stamm eine Reservation, herrliches, fruchtbares Land, zugewiesen, das acht Meilen von Syracuse liegt. Dort führen die Nachkommen der streitbaren Rothäute ein beschauliches, tatenloses Dasein und werden, wenn die Anzeichen nicht trügen, bald alles Charakteristische ihrer Rasse verloren haben und sich der weißen Bevölkerung der nahen Stadt assimilieren. Doch nicht die Existenz dieser Indianer noch das Vorhandensein blühender Industrien (Automobil- und Schreibmaschinenfabriken) würden mich bestimmen, von Syracuse zu erzählen, wäre in der Stadt nicht etwas zu finden, was in Deutschland größeres Interesse erregt, nämlich eine typisch amerikanische Universität.

Auf einem Hügel, der das Onondagatal weithin überschaut, liegen im Südosten der Stadt, drei Kilometer von ihrem Zentrum, die Gebäude der Universität Syracuse. Während der letzten zehn Jahre hat diese Anstalt, die 1870 von Methodisten gegründet worden ist und noch jetzt zu ihnen in Beziehungen steht, einen wunderbaren Aufschwung genommen und wird gegenwärtig von 2500 Studenten besucht. Ich nannte diese Hochschule, an der über zweihundert Dozenten lehren, eine typisch amerikanische und will im folgenden versuchen, dies etwas zu erläutern, ohne mich dabei in Betrachtungen pädagogischer Art zu verlieren. Die Universität Syracuse macht keinen Anspruch darauf, zu den leitenden Hochschulen der Vereinigten Staaten wie Harvard, Yale, Johns Hopkins, Columbia u. a. gerechnet zu werden, obwohl es die stille Hoffnung aller guten „Syracusaner" ist, ihre jetzt noch junge Alma Mater einst an der Seite jener berühmten Anstalten genannt zu hören. Doch durch ihre Ziele und Lehrkurse kommt Syracuse den Wünschen und Bedürfnissen der Amerikaner entgegen. Wir dürfen nie vergessen, daß es töricht ist, amerikanische und deutsche Hochschulen zu vergleichen, um daraus weitgehende Folgerungen zu ziehn. Der Zweck der Universitäten und Colleges ist in den Vereinigten Staaten nur einer: brauchbare Lehrer und Leute mit guter Durchschnittsbildung auszusenden. Für die Bedürfnisse derer, die die Tiefen der Quellen menschlichen Wissens ergründen wollen, sind An-

*) Im nördlichen Teile des Staates Newyork sind u. a. noch Städte und Dörfer mit folgenden klassischen Namen: Attica, Carthage, Cicero, Delphi Falls, Fabius, Homer, Ithaca Manlius, Marcellus, Mycenae, Palmyra, Seneca Falls, Troy (Troja).

Digitized by Google

stalten wie Harvard, Johns Hopkins usw. vorhanden, die nach deutschem Muster organisiert sind und sich hohe wissenschaftliche Ziele stecken.

Syracuse ist in fünf Fakultäten eingeteilt, in die der freien Künste, der schönen Künste, der Medizin, des Rechts und der Ingenieurwissenschaft. Das Grundprinzip, auf dem sich alles aufbaut, ist das der Gleichberechtigung von Mann und Frau. Die Studentinnen werden zu allen Vorlesungen als völlig gleichberechtigt zugelassen und können dieselben Ehrengrade erlangen wie ihre männlichen Kollegen. Diesem coeducational system hat es die Universität zu verdanken, daß über tausend junge Mädchen in ihren Mauern den Wissensdurst zu befriedigen suchen. Die Studenten beides Geschlechts kommen im Alter von etwa achtzehn Jahren auf die Universität, wo sie nach vier Jahren den Titel Bachelor of Arts (B. A.) ohne Abschlußexamen erhalten, wenn sie sich während dieser Zeit in den halbjährigen Prüfungen über ein gewisses, nicht sehr hoch bemessenes Quantum Wissen ausgewiesen haben. Nur sehr wenig bleiben ein weiteres Jahr in Syracuse, um den Titel Magister Artium (M. A.) zu erhalten, und der Doktor der Philosophie (Ph. D.) wird hier selten verliehen, da er nur durch ein siebenjähriges Studium erlangt werden kann.

Vielleicht ist es nun für meine Leser nicht ohne Interesse, mit mir einen Tag in den Räumen des Liberal Arts College (d. h. der philosophischen Fakultät) zu verbringen. Fünf Minuten vor acht Uhr erklingt in der Frühe das Glockenspiel vom Turme des Crouse-College, eines prachtvollen gotischen Baues. Choräle und Lieder (darunter bisweilen auch deutsche, z. B. Ich hatt einen Kameraden) rufen die Studenten zu ihrer Pflicht. Von allen Seiten strömen sie den verschiednen Gebäuden zu, die co-eds (d. i. coeducates) in geschmackvollen, oft sehr eleganten Kleidern, die boys (Knaben, d. i. Studenten) etwas weniger anziehend in ihrer äußern Erscheinung. Die meisten verschwinden in dem Bau aus mächtigen grauen Quadersteinen, der die Klassenzimmer enthält. Von Vorlesungssälen können wir nicht gut sprechen, denn das Hauptgewicht wird hier auf die Lehrtätigkeit, auf mündliche Unterweisung gelegt, obwohl auf vielen Gebieten auch den Vorlesungen ein weites Gebiet eingeräumt wird, vor allem in der Literatur. Der Besuch der Kurse, zu denen sich ein Student verpflichtet, ist obligatorisch, wie überhaupt vieles, auch die Unterrichtsmethode, an die Tätigkeit auf einem deutschen Gymnasium erinnert. Der Professor kennt die Namen der immer sehr beschränkten Zahl seiner Hörer und Hörerinnen genau, er stellt an sie Fragen und sucht auf jede Weise zu ihnen in nähere Beziehung zu treten. Er kann durch seine Persönlichkeit fast mehr auf sie einwirken als durch sein Wissen, denn der amerikanische Student ist für Anregungen jeder Art äußerst empfänglich, wenn sie von der richtigen Quelle kommen. Gegen zehn Uhr beginnen die Glocken abermals zu läuten und rufen zur Kapelle, wo ein kurzer Gottesdienst stattfindet, dessen Besuch nicht obligatorisch ist. Von zehn bis ein Uhr nehmen die Vorlesungen ihren Fortgang, und des Glockenspiels frohe Weisen verkünden darauf den Studenten des Liberal Arts College, daß sie für den Rest des Tages von dem Zwange befreit sind, die Kollegien zu besuchen. Die Juristen aber, die Mediziner und die Ingenieure können am Nachmittage nicht feiern. Besonders in den chemischen

Digitized by Google

Laboratorien herrscht fieberhafte Tätigkeit, und wer nicht gerade ein Liebhaber von Schwefelwasserstoff und ähnlichen Wohlgerüchen ist, zieht es vor, sich in respektvoller Entfernung zu halten.

Die Studenten, die über ihre Zeit frei verfügen können, geben sich dem Vergnügen des Sports hin. Östlich von der Hall of Languages liegen weite Rasenflächen, ein achtzig Acker großes hügliges Gebiet, das Eigentum der Universität ist. Dort entwickelt sich reges Leben. Studentinnen spielen Tennis, einige Studenten Golf, andre Fußball, Ball mit Freistätten usw. Auf einer großen Rennbahn sieht man die track team, etwa vierzig Mann, alle in Sportkleidung, den Dauerlauf üben. Aus der Turnhalle dringen die Rufe der Studenten zu uns herüber, die dort unter Leitung eines Professors „trainiert" werden. Jeder Besucher der Universität, Student und Studentin, hat zwei Jahre lang Turnunterricht zu nehmen (zwei bis drei Stunden wöchentlich), eine Verpflichtung, von der er unter keinen Umständen entbunden wird. Das Hauptinteresse des Zuschauers konzentriert sich auf das, was im „Oval," einer von Tribünen umgebnen Arena, vor sich geht. Dort übt die Fußballmannschaft für die Kampfspiele, die im Herbst jeden Sonnabend zwischen Syracuse und einer andern Universität stattfinden. Es ereignet sich dann nicht selten, daß gegen fünftausend Zuschauer einem solchen Schauspiele beiwohnen. Die Tribünen sind bis auf den letzten Platz gefüllt und bieten ein buntes Bild. Die Farbe der Universität Syracuse ist orange, und alle ihre Anhänger tragen gelbrote Fähnchen, Bänder, Mützen und Schleifen, die sie jubelnd schwingen, so oft sich der Sieg ihrer Partei zuneigt. Von der Begeisterung, die bei einem solchen Fußballwettspiel entfaltet wird, kann sich der Deutsche keinen Begriff machen. Es liegt etwas Kindliches darin, aber zugleich etwas Rührendes, denn in den Augen der Studenten hängt der Ruhm ihrer Universität von den Großtaten der football team ab. Oft kommt es vor, daß die Studenten tausend Kilometer und weiter in einem Sonderzuge reisen, um dem Streite zwischen ihrer Mannschaft und der einer berühmten Universität zuzusehen. Gern geben sie für dieses Vergnügen ihre letzten Ersparnisse hin. Syracuse ist jedoch, was die Studenten anbetrifft, durchaus keine wohlhabende Universität, und deshalb kommen Wettspiele wie die zwischen Harvard und Yale, wo dreißigtausend Zuschauer anwesend sind, die 5 bis 15 Mark Eintrittsgeld zahlen, hier nie vor.

Wenn wir nun den Universitätshügel verlassen und hinunter in die Stadt gehn, so werden wir erstaunt sein, dort eine große Anzahl Studenten bei den verschiedensten Beschäftigungen zu finden. Einige sitzen im Bureau eines Rechtsanwalts an der Schreibmaschine, andre helfen von fünf bis neun Uhr als Ladendiener in Geschäften, wieder andre durchsausen auf dem Fahrrad als Zeitungsreporter die Stadt. Sie alle gehören der großen Kategorie derer an, die sich durch die Universität hindurcharbeiten (they work their way through college, wie der Amerikaner zu sagen pflegt) und darum etwa jährlich 1000 Mark verdienen müssen, was hier etwas weniger schwierig ist als in Deutschland. Doch was für eine eiserne Energie entwickeln viele dieser jungen Leute, die früh aufstehn, um im Winter gegen geringes Entgelt den Schnee vor den

Digitized by Google

Häusern wegzuschippen, darauf zur Universität gehn und College hören, dann ihre Kommilitonen in den Klubs als Kellner beim Mittagessen bedienen, nach Tische arbeiten und Abends in der Stadt tätig sind. Es ist ein großartiger demokratischer Zug des amerikanischen Studentenlebens, daß diese Studenten überall in hohen Ehren gehalten werden. Ich selbst kenne einen Fall, daß ein junger Mann vier Jahre lang in der Fabrik arbeitete und sich auch auf der Universität einen Nebenerwerb verschaffte, um das nötige Geld für sein Studium zu ersparen. Er wurde trotzdem von seinen Kommilitonen zur Ehrenstellung des Vorsitzenden der Seniorenklasse erwählt. Die Studenten aller amerikanischen Hochschulen sind nämlich eingeteilt in: freshmen (erster Jahrgang), sophomores (zweiter Jahrgang), juniors (dritter Jahrgang) und seniors (vierter Jahrgang). Diese Einteilung hat etwas von Kastenwesen an sich. Die Studentinnen versuchen besonders an der Schreibmaschine, als Hilfe im Haushalt usw. einen Teil ihres Lebensunterhalts zu verdienen und verlieren dabei in den Augen ihrer Genossinnen durchaus nicht an Respekt. Von 120000 Studenten der amerikanischen Universitäten und Colleges machen fast 45 Prozent ohne wesentliche Unterstützung ihrer Angehörigen einen vierjährigen Universitätskursus durch. Es gibt sicherlich kein Land, wo das Sprichwort: „Arbeit schändet nicht" so zu Recht besteht.

So viel über die soziale Seite dieser Frage. Leider ist das Resultat vom pädagogischen Standpunkt aus etwas anders. Es ist kein Zweifel, daß hochbegabte, energische junge Leute, wenn sie zu denen gehören, die „zweien Herren dienen" müssen, nicht zur vollen Entfaltung ihrer Kräfte und wohl nie zum Genuß ihrer Studien kommen. Ihr Leben ist eine unablässige Plackerei, und es fragt sich sehr, ob die College education nicht in den meisten Fällen mit zu großen Opfern erkauft ist. Da diese Studenten, die sich durch die Universität durcharbeiten, keine Zeit für Zerstreuungen und Vergnügungen verschwenden, so leisten sie trotz ihrer Nebenbeschäftigungen durchschnittlich Befriedigendes, wie das Gutachten von sechsundfünfzig Universitätsrektoren bezeugt. Aber zu gleicher Zeit tragen sie unbewußt dazu bei, die Studienziele der Universität, die an und für sich nicht hoch sind, noch mehr herabzudrücken.

Das „System," das in Syracuse und andern amerikanischen Hochschulen im Schwange ist, ist nicht geeignet, den Ehrgeiz anzuspornen oder den Studenten zu freier, wissenschaftlicher Arbeit anzuregen. In manchen Fällen hat man den Eindruck, daß sich die Studenten wie Gefangne fühlen, die eine gewisse Zeit absitzen müssen und dann erst zur goldnen Freiheit gelangen. Wer nämlich siebenhundertundzwanzig Kollegstunden beigewohnt hat — gewisse Vorlesungen sind dem Studenten vorgeschrieben, die meisten aber sind Wahlfächer, die oft in keinem innern organischen Zusammenhange stehn —, immer gut oder leidlich präpariert war und die Prüfungen am Ende jedes Halbjahres wenn auch nur mit Mühe bestanden hat, erhält hundertundzwanzig Stunden credit, was ihn berechtigt, am Ende des vierten Studienjahres den Titel Baccalaureus zu führen. Dadurch, daß für jeden Tag eine gewisse Präparation nötig ist, die für schwierige Fächer viel Zeit beansprucht, wird ein Spezialisieren im wissenschaftlichen Sinne fast unmöglich gemacht. Nun dürfen wir zwar nicht

Digitized by Google

vergessen, daß dies bei der mangelhaften Vorbereitung, die die Studenten von den Gymnasien mitbringen, nicht ratsam wäre, doch gibt es, wie ich aus eigner Erfahrung weiß, genug begabte Studenten, die bei dem Präparationswesen verkümmern oder wenigstens nicht zu Resultaten kommen, die ihrer Fähigkeit entsprechen.

Wie wirkt ein solches „System" auf den Charakter? Dies wird die nächste Frage sein, mit der wir uns beschäftigen müssen. Während der vergangnen Monate hat es nicht an Streitschriften gefehlt, die die gegenwärtige Erziehungsweise auf amerikanischen Hochschulen und Gymnasien (High schools) heftig angriffen. Der Literarhistoriker Barrett Wendell (Harvard-Universität) schreibt in der North American Review (September 1904) in seinem Artikel Our national superstition etwa folgendes: Die Erziehung der Amerikaner baut sich auf dem Kindergartenprinzip auf. Der Lehrer muß herausfinden, was der Schüler oder Student gern hat, und darauf muß er ihm zu diesem Wissen auf möglichst leichtem, interessantem Wege verhelfen. Wendell greift die elective studies (das Wahlfächersystem) an, weil sie seiner Meinung nach dazu führen, die wichtigste Seite der Erziehung, die strenge Schulung des Geistes, die intellektuelle Subordination, die notwendiger sei als die Belehrung, zu vernachlässigen. Im Hinblick auf die klassischen Studien gibt der Verfasser zu, daß ihre Vertreter meist tyrannisch oder zu hochmütig gewesen seien, und daß deshalb wohl die Herrschaft der alten Schule den Höhepunkt ihrer Machtentwicklung überschritten habe; doch, sagt Professor Wendell, „hinter den jetzt entthronten Idolen jener Richtung stand eine orthodoxe Wahrheit, die wir bei der neuen Methode noch nicht bemerken können, und die Erziehungsresultate waren früher weit besser."

Professor C. F. Thwing von der Western Reserve Universität (Cleveland, Ohio) wendet sich in Harper's Weekly, 24. September 1904, gegen den Vorwurf Wendells, der amerikanische Student unsrer Tage sei flabby, d. h. kraftlos, und sucht dessen Behauptung durch Hinweis auf den großen Einfluß des Sports zu widerlegen. Auch in geistiger Beziehung, sagt Thwing, ist der amerikanische Student nicht kraftlos. Hervorragende Lehrer wirken durch ihre Persönlichkeit auf die junge Generation. „Wenn Neuerungen nötig sind, so liegen sie in zwei Richtungen. Erstens müssen die wissenschaftlichen Anforderungen gesteigert werden, und dann brauchen wir tüchtige Leute in der Fakultät. In jeder Universität sollten große Gelehrte, aber auch hervorragende Lehrer sein, Lehrer, die ihre jungen Hörer begeistern und zur wahren Männlichkeit heranbilden, sodaß die heranwachsende Generation die großen Probleme und Gefahren der nahen Zukunft versteht. Wo das erreicht wird, kann von Kraftlosigkeit nicht mehr die Rede sein."

Schließlich möchte ich noch Professor Henry van Dyke (Princeton Universität, New Jersey) erwähnen, der den streng amerikanischen Standpunkt vertritt. Er sagt in seinem Artikel (Harper's Magazine, Oktober 1904) The School of Life etwa folgendes: „Die akademische Karriere hat ihre Gefahren, deren größte der Glaube an die Unfehlbarkeit der Wissenschaft ist, eine Art intellektuelles Fieber, blinde Anbetung von Systemen . . . Spezialisten brauchen wir, und man sagt heutzutage, daß ein wahrer Spezialist sein ganzes Leben der Unter-

Digitized by Google

suchung über die Viskosität der Elektrizität widmen muß oder dem Partizipialinfinitiv und ähnlichen Stecknadelpunkten der Konzentration. Dafür mag ein abgeschlossenes Leben nötig sein. Aber wir wollen in unsern Universitäten freien Spielraum haben für Lehrer, die in der Welt gewesen sind, das Leben von mehreren Seiten gesehen und durch Arbeiten verschiedenster Art gelernt haben, wie andre Menschen leben, sich abmühen, und was sie brauchen. Laßt unsre Universitäten ihrer ursprünglichen Funktion treu bleiben, vorbereitende Anstalten zu sein. Wir wollen nicht jährlich so und so viel vollendete Gelehrte aussenden, wir brauchen Lernende, die für die Eventualitäten des Lebens ausgerüstet sind. Was unsre Studenten in den Universitäten lernen sollen, ist: die Fähigkeit zu denken und die Einheit alles Wissens zu verstehn, Ehrfurcht vor der Wahrheit, Liebe zum Schönen, Sympathie mit den Millionen, die aufwärts zu streben versuchen."

Ich bin etwas näher auf diese Debatte eingegangen, weil ich zeigen wollte, wie im amerikanischen Erziehungssystem das Persönliche hervorgehoben wird. Für den stillen, abgeschlossen lebenden deutschen Gelehrten ist in diesem Lande in der Tat wenig Raum. Oft habe ich hier in Syracuse beobachtet, mit welcher Begeisterung unsre Studenten an den Lehrern hingen, die ihnen imponierten, was natürlich häufig zur Kritiklosigkeit führte.

Einen großen Wissensschatz nimmt der Student nicht von hier ins Leben, wohl aber gesunde Ansichten, frei von jeder Blasiertheit, ferner Achtung für Sittlichkeit und für Religion. Übermenschen werden hier nicht herangezogen, denn für die Treibhausluft der Überkultur zeigt man wenig Empfänglichkeit. Da sich die Universität Syracuse schon jetzt über den Durchschnitt erhebt, scheint die Zeit nicht fern, wo auch in wissenschaftlicher Beziehung bessere Resultate erreicht werden. Die günstige Lage der Stadt, im Zentrum des Staats Newyork, wird mehr und mehr zu ihrem Wachstum beitragen. Schon jetzt sind die Augen der Amerikaner auf diese junge, lebenskräftige Bildungsstätte gerichtet, und vielleicht kommt die Zeit, wo man auch drüben in der Alten Welt bei dem Klange des Wortes Syrakus nicht allein an die historische Stätte im sonnigen Süden denkt, sondern auch an die blühende Industriestadt mit ihrer Alma Mater im fernen Westen, dem Lande des Kolumbus.

Syracuse University Walther Otto

La Fontaine und das Glück

Glück als Vokabel und Begriff ist eine der Proteusgestalten, an denen unsre deutsche Sprache besonders reich ist. Das, was der Sprechende oder Schreibende meint, wenn er vom Glück redet, hat im raschesten Wechsel bald die eine, bald die andre Bedeutung, und es bleibt, während andre Sprachen für jeden solchen besondern Begriff ein eignes Wort haben, dem deutschen Hörer und Leser überlassen, sich je nach dem Zusammenhange der Rede die Bedeutung heraus-

Digitized by Google

zusuchen, die gemeint war. Wir Deutschen tun das ebenso willig und unverdrossen wie, in der Regel, mit einer Feinfühligkeit, die so allgemein ist, daß sich niemand etwas besondres auf sie zugute tut. Kaum ist uns das Glück, das doch sächlichen Geschlechts ist, als eine launenhafte, am liebsten auf einer schillernden Seifenblase reisende Göttin gezeigt worden, erfahren wir im nächsten Augenblick, daß wir es bannen, ergreifen, dauernd genießen, verdienen, verscherzen und — was das ärgste ist — einem Nebenmenschen verdanken können: die schöne, spärlich gekleidete Göttin, deren Altäre von den Lotteriekollekteuren dauernd bekränzt werden, hat im Handumdrehen einem abstrakten Begriffe Platz gemacht, die in allen Farben des Regenbogens schillernde Seifenblase ist verschwunden, und wo eben noch Unberechenbares den Ausschlag gab, pontifizieren Beharrlichkeit, Dünnbohrigkeit und Pflichteifer. Eben ist uns gesagt worden, das Glück breche wie Glas, und gleich darauf wird uns versichert, es lasse sich schmieden; ja auch wir, die wir der strammfäustigsten aller Professionen fern stehn, könnten das erproben, denn jeder sei seines Glückes Schmied. Welches Glück im einzelnen Falle gemeint ist, ob das zerbrechliche, der zerplatzenden Seifenblase verwandte oder das solide, metallne, dem Feuer und dem Amboß standhaltende, sagt uns niemand als unser kleiner Finger, wenn wir den zu fragen verstehn, und wenn er uns nicht gar zu orakelhaft zu antworten geruht. Da das Glück beim Glücksspiel, beim Glücksrad, beim Glückstopf nach dem, was uns der Dichter, der Philosoph und die Waschfrau versichern, dem ersten besten Schläfer in den Schoß fällt, so hätten wir es nach dem übereinstimmenden Zeugnisse dieser untrüglichen Stimmen mit einer im einzelnen Falle durch einen beliebigen Windstoß zugewehten Gabe des Zufalls zu tun, und doch jagt der Glücksritter dem Glücke auf gespenstischem Rosse über unbeachtet gelassene Abgründe nach, und bisweilen — nicht allzuoft — erfaßt ers wirklich beim Kragen. Soll man dem Dichter, dem Philosophen, der aus dem Kaffeesatz weissagenden Sibylle glauben und das große Los schlafend erwarten, oder soll man sich, in Ermanglung eines flüchtigern Renners, auf den ermatteten Pegasus setzen und über dyspeptische Kritik und ladenhütermüde Verleger hinweg an dem halsbrecherischen Rennen um Notorietät teilnehmen? Flüchtig und unstet soll das Glück sein, und doch wird uns die Lehre gegeben: Lerne nur das Glück ergreifen, denn das Glück ist immer nah. Wir werden nicht müde, Bekannten und Freunden mit Worten, Briefen und Karten zu allen möglichen und unmöglichen Gelegenheiten Glück zu wünschen und wissen doch recht gut, daß unsre bestgemeinten Wünsche nicht einmal die Konsistenz einer Seifenblase haben, daß sie von dem Glück, das sie zu bringen vermeinen oder vorgeben, nicht die äußersten Flügelspitzen zu erfassen vermögen, und daß sie im besten Falle nur farb- und geruchlose Eintagsblüten unsers Wohlwollens sind.

Was uns als Glück bezeichnet wird, und was uns den wohltuenden Eindruck des Wünschenswerten, zu Erstrebenden macht, ist, wenn ihm keine Deutung gegeben wird, ein Chaos von Begriffen, worin wir uns nur dank unserm guten Willen und auch nur ungefähr zurechtfinden. Unsre Nachbarn die Franzosen und unsre Vettern die Engländer nehmen doch etwas mehr Anlauf zu Unterscheidungen, obwohl auch bei ihnen der Sprachgebrauch mehrfach

Digitized by Google

nicht Zusammengehöriges in ein und denselben Topf wirft. La Fortune ist dem Franzosen die geflügelte Glücksgöttin, le bonheur das Glück, das man, wenn man dazu geschaffen ist, erringen und festhalten kann, la chance, la bonne chance der gefällige Zufall, den wir meinen, wenn wir sagen: Wer das Glück hat, führt die Braut heim. Auch der Engländer unterscheidet neben der Göttin Fortuna happiness und luck. Was alle drei Bedeutungen gemein haben, und was uns Deutsche veranlaßt hat, sie zusammenzuwerfen, ist das gemeinsame Kennzeichen, daß es sich bei der Glücksgöttin wie bei dem Glücksbewußtsein des Einzelnen und dem Gewinn und Erfolg bringenden Zufall um etwas Unberechenbares handelt, denn auch darüber, wie es der Mensch anzufangen hat, um, abgesehen von Zufälligkeiten, ein möglichst sorgenfreies und zufriednes Los zu erringen, gibt es keine allgemein giltige Regel. Die Regel ist vielmehr die, daß sich die Menschen über das, was für sie das wahre Glück sein würde, meist erst klar werden, wenn es zu spät ist. Daß man Erfolg und Gewinn bringenden Zufall, für den sich der Student der nicht schriftgemäßen Ausdrücke Torkel und Schwein bedient, der Glücksgöttin zuweist und ihn als deren freie, nur von deren Laune abhängige Gabe ansieht, ist ja begreiflich, aber wie man der blinden und unbeständigen Göttin die Verantwortung für das zusprechen könnte, was Goethe meint, wenn er sagt: Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte, fänd ich hier und fänd ich dort mein Glück, will einem doch nicht recht einleuchten.

Von welchem Glück soll nun hier im Zusammenhange mit La Fontaines Lebensweisheit die Rede sein, von der geflügelten Göttin, von dem einzelne Erfolge herbeiführenden Zufall oder von dem allgemeinen glücklichen Zustande, der bisweilen auch als Zufriedenheit bezeichnet wird? Von allen dreien, da die Anschauungen des Dichters über alle drei Punkte individuell und charakteristisch sind, und es in seinen Werken an geflügelten Worten über jede der drei Erscheinungsformen des Glücks nicht fehlt.

Es war ihm ein großer Schatz liebenswürdiger und gesunder Lebensweisheit gegeben, und obwohl er sich des Unterschieds der drei Begriffe, die wir Deutschen unbedenklich unter ein und derselben Bezeichnung zusammenfassen, recht wohl bewußt war, schreibt er in seinen Dichtungen — ob er es auch im Leben tat, mag dahingestellt bleiben — als echter Romane und als begeisterter Anhänger römischer und griechischer Klassizität der geflügelten Göttin nicht bloß die zufälligen Erfolge, namentlich also die nur durch ihre Laune veranlaßte Austeilung von Reichtum und Ansehen, sondern auch die Macht zu, den Menschen mit seinem Lose zufrieden, wie wir über Bausch und Bogen sagen, glücklich zu machen. Das, was er darüber sagt, ist ja freilich nur ein freundliches Spiel der dichterischen Einbildungskraft, und mit gläubiger Verehrung wird sich schwerlich einer unsrer Zeitgenossen an die auch heutzutage noch heiß umworbne Göttin wenden, aber in einer Zeit, wie der gegenwärtigen, wo so viele aus dem Geleise kommen, weil sie über dem Drange, durch ruheloses Schaffen und Leisten ihr Glück zu machen, die Hauptsache, die Pflege und die Erziehung ihres inwendigen Menschen, aus dem Auge verlieren, ist vielleicht ein Rückblick auf die La Fontainische Lebensweisheit, die in dem Satze gipfelt:

Digitized by Google

Apprendre à se connaître est le premier des soins
Qu'impose à tout mortel la Majesté Suprême,

und mit der sich liebenswürdige dichterische Fiktion zu einem entzückenden Gesamtbilde vereinigt, um so mehr am Platze, je lauter und je selbstbewußter heute überall die Losung derer erklingt, die von Selbsteinkehr und Maßhalten nichts wissen wollen und — sonderbares Geschlecht — in dem von ihnen konstruierten Übermenschen das Ideal menschlicher Vollkommenheit gefunden zu haben glauben.

Das Ideal eines Menschen war ja der, den seine Zeitgenossen kurzweg als le bonhomme bezeichneten, nicht: man könnte ihn eher, wenn man beim Worte Strick nicht gleich ans Hängen denken will, als eines der liebenswürdigsten, anspruchlosesten und begabtesten Exemplare dieser vom Pharisäer meist unterschätzten Kategorie ansehen, wie er ja auch in einem Verse, der sich wie ein Epitaph liest, von sich bescheidnerweise nur sagt:

Quand le moment viendra d'aller trouver les morts,
J'aurai vécu sans soins et mourrai sans remords.

Seine Gattin, die noch lange keine Xanthippe war, und der er eigentlich nur Mangel an umgänglichem Wesen vorwerfen konnte, hatte er in Château-Thierry im Stich gelassen. Ob die bekannte Geschichte wahr ist, daß er, um sich mit ihr zu versöhnen, nach Château-Thierry gefahren und von da, nach einem mehrtägigen Aufenthalt bei Bekannten, nach Paris zurückgekehrt war, ohne sie gesprochen zu haben, weil sie, als er nach ihr gefragt hatte, zum Abendgottesdienst — salut — gegangen war, mag dahingestellt bleiben. Auch als guter Wirt und Vater war er ja bekanntlich nicht berühmt, denn er hatte, wie er selbst zugibt, mangé son fonds avec son revenu, und als er die Bekanntschaft seines erwachsnen Sohnes am dritten Orte machte, war er mit der Wärme seiner Empfindungen nicht über die Befriedigung darüber hinausgekommen, daß dieser ein netter Mensch zu sein scheine. Aber abgesehen von diesen Sonderbarkeiten und von der Unfähigkeit, sich mit den prosaischen Anforderungen des täglichen Lebens ohne fremden Beistand abzufinden, war er durchaus ein genügsamer, wohlwollender, mit seinem Lose zufriedner und deshalb trotz den sehr bescheidnen Verhältnissen, in denen er lebte, glücklicher Mensch, und die Schärfe seiner Beobachtungsgabe, die einen Kenner wie Molière in Erstaunen setzte, hatte, was seine Lebensanschauung anlangte, nur den einen Erfolg, ihn für die menschlichen Schwächen und Irrtümer, die er so deutlich sah und so prächtig zu schildern verstand, doppelt nachsichtig zu machen. Nie ist ein Satiriker von Charakter liebenswürdiger, in der Form feiner und anmutiger gewesen, nie ist der menschlichen Gesellschaft der Text mit größerer Offenheit und doch mit schonenderer Rücksicht gelesen worden. Daß ein so gemäßigter, anspruchsloser, vorurteilsfreier Mann mit dem Glücke weder in der einen noch in der andern Gestalt hadern konnte, liegt ja auf der Hand, aber seine Anschauungen und Wünsche sind, was die Göttin Fortuna und deren Gaben betrifft, so persönlich und dem modernen Übermenschentum so durchaus widersprechend, daß man in eine neue Welt zu treten glaubt und sich fragt,

Digitized by Google

ob die angebliche Weisheit unsrer Tage, die den Schöpfer der Härte und Grausamkeit anklagt, nicht am Ende doch nichts andres ist als eine zur Modesache gewordne Unart.

La Fontaine war wie seine Freunde, unter denen Molière, Racine und Boileau die der Nachwelt bekanntesten sind, zu sehr mit der Milch klassischer Bildung aufgezogen, als daß ihm Erfolg und Zufriedenheit nicht als Gaben derselben geflügelten Göttin hätten erscheinen müssen, der Rom und Hellas Tempel zu errichten und Opfer darzubringen gewetteifert hatten. Nur daß sich bei ihm die Vorstellungsweise unter dem Einflusse der die heidnischen Göttergestalten in abstrakte Begriffe und Symbole verwandelnden Philosophie des siebzehnten Jahrhunderts etwas verwässert, oder wie die Naturalisten meinen, geklärt und geläutert hatte. Und während den Griechen und Römern ihre Anschauungsweise erlaubte, ihrer Verehrung in der naivsten Form und ohne jeden Schleier das Prinzip der nach der Speckseite gefeuerten Wurst zugrunde zu legen, so ist Fortuna bei La Fontaine zwar noch immer ein persönliches Wesen, das spricht und handelt, aber mit Weihrauch, saftigen Braten und honigsüßen Trankopfern war ihr seiner Meinung nach nicht beizukommen. Sie teilt vielmehr ihre Gunstbezeigungen recht wie ein Weib aus, und das beste Mittel, sie anzulocken, ist ihr den Rücken zu kehren:

Ne cherchez point cette déesse,
Elle vous cherchera: son sexe en use ainsi.

Besonders bezeichnend für die Vorstellung, die sich der Dichter von der weiblichen Launenhaftigkeit der Göttin macht, ist die zwölfte Fabel des siebenten Buchs, in der ihr von zwei Freunden der eine am Hofe, in Ostindien, in der Mongolei und in Japan nachjagt und sie, unverrichteterdinge nach vielen Fährnissen heimkehrend, an der Schwelle des zurückgebliebnen Andern sitzend und dessen Schlummer bewachend antrifft:

Désormais je ne bouge, et ferai cent fois mieux.
En raisonnant de cette sorte,
Et contre la Fortune ayant pris ce conseil,
Il la trouve assise à la porte
De son ami plongé dans un profond sommeil.

Aber auch diese Anschauung ist bei La Fontaine nicht zum System geworden, denn in der Fabel vom Schüler, der sich auf einer Brunneneinfassung schlafen gelegt hat, nimmt er die Göttin ausdrücklich gegen die Meinung derer in Schutz, die sie unbesehens für alles, was geschieht, verantwortlich machen wollen:

Un honnête homme

jagt La Fontaine, der merkwürdigerweise wiederholt über Kinder und Schüler die Schale seines ziemlich lammherzigen Zorns ausschüttet,

Un honnête homme, en pareil cas,
Aurait fait un saut de vingt brasses,

also einen Sturz 32 Meter tief.

Digitized by Google

Près de là tout heureusement
La Fortune passa, l'éveilla doucement,
Lui disant: Mon mignon, je vous sauve la vie;
Soyez une autre fois plus sage, je vous prie.
Si vous fussiez tombé, l'on s'en fût pris à moi;
Cependant c'était votre faute.
Je vous demande, en bonne foi,
Si cette imprudence si haute
Provient de mon caprice.

Man wird die überaus wohlwollende und mütterliche Form der Ermahnung um so mehr gewahr, wenn man damit die Worte vergleicht, mit denen Régnier in der vierzehnten Satire das Glück denselben unvorsichtigen Jungen anreden läßt:

Sus, badin, levez vous; si vous tombez dedans,
De douleur vos parents, comme vous imprudents,
Croyant en leur esprit que de tout je dispose,
Diraient, en me blâmant, que j'en serais la cause.

Am Schluß der vierzehnten Fabel des siebenten Buchs, die von der Undankbarkeit und der Ungerechtigkeit der Menschen gegen die Glücksgöttin handelt, und in der sich ein Kaufmann das Verdienst seiner Erfolge zuschreibt, nach deren Umschlag aber dem Glück den widrigen Ausgang seiner weitern Unternehmen zur Last legt, faßt La Fontaine die von ihm in diesem Punkte gemachten Beobachtungen dahin zusammen, daß er sagt:

Le bien nous le faisons; le mal c'est la Fortune:
On a toujours raison, le Destin toujours tort.

Wenn diese Schwankungen in dem Bilde, das wir uns nach dem Wunsche des Dichters von dem Wesen und den Gepflogenheiten der Glücksgöttin machen sollen, recht der Unberechenbarkeit des Gegenstands und der systemfeindlichen Anschauungsweise des Dichters entsprechen, und wenn er es uns überläßt, uns das, was man — um hierbei die Vorsehung ganz aus dem Spiele zu lassen — Zufall nennt, entweder durch die Launen des Glücks oder durch unser eignes Verschulden zu erklären, so ist er auf der andern Seite da, wo es sich um die Schilderung wahren Glücks, wahrer Zufriedenheit handelt, um so klarer und bestimmter. Das, was er hierüber an verschiednen Stellen ausführt, gehört zu dem Einfachsten, Natürlichsten und Verständigsten, was über diesen Gegenstand von Moralphilosophen gesagt worden ist. Von der Überspanntheit des Romantikers und dem Stolze des Übermenschen ist bei dem Verfasser der Erzählungen und Fabeln nichts zu bemerken: das Glück, das er sich und uns wünscht, beruht auf bescheidnem Maßhalten, auf weiser Vorsicht, auf anspruchloser Beschaulichkeit, auf dem Genusse der Schönheiten der Natur und des Landlebens, auf leichter, nicht überhasteter Tätigkeit und vor allem auf Zurückgezogenheit, Ruhe und vielem, sehr vielem Schlaf. Wenn man das, was er über den Schlaf, le vrai dormir, und das Nichtstun gesagt hat, ernst nehmen wollte, müßte man ihn sogar für einen Erzfaulenzer und für ein halbes Murmeltier halten. Denn er feiert nicht bloß den Schlaf, wenn er ihm zuruft:

Tu sais que j'ai toujours honoré tes autels;
Je t'offre plus d'encens que pas un des mortels,

Digitized by Google

er begeistert sich auch da, wo er von den Genüssen der papimanischen Lebensweise spricht, für das Nichtstun als solches, denn er sagt:

Ah, par Saint Jean, si Dieu me prête vie,
Je le verrai, ce pays où l'on dort.
On y fait plus: on n'y fait nulle chose;
C'est un emploi que je recherche encor.

Nun läßt freilich die geradezu einzige Vollendung der von ihm hervorgebrachten, hauptsächlich durch den Zauber der Form ausgezeichneten Kunstwerke einigen Zweifel darüber aufkommen, ob es mit dem Nichtstun als Beruf rechter Ernst bei ihm war, denn wie konnte diese Vollendung anders als durch Arbeit erreicht werden? Aber die schon erwähnte Schilderung des Glücks, das behaglich an der Tür des Schlummernden sitzt, während ihm der unternehmendere der beiden Freunde vergeblich über Land und Meer nachjagt, entspricht zu sehr der sonstigen Anschauungsweise des Fabeldichters, als daß man sie nur als poetische Schrulle ohne wirkliche Tendenz ansehen könnte. Der Dichter hielt wirklich vom Schlafen und vom Sichnichtandenladenlegen ebensoviel wie Rabelais, und es ist mit Recht gesagt worden, daß der erstaunliche Reiz seiner Darstellungsweise, der in der gesamten Literatur an Feinheit des Details, an raschem Wechsel der Empfindung, an anmutiger Verknüpfung des Kleinsten mit dem Größten kein Seitenstück findet, neben dem angebornen Talent auf dem Umstande beruht, daß La Fontaine sich nicht zur Arbeit antrieb, sondern es der Muse überließ, ob sie schweigen oder singen wollte.

Ne forçons point notre talent:
Nous ne ferions rien avec grâce:

bemerkt er sehr richtig, und auch das gelegentliche Sichgehenlassen, das im Gegensatz zu dem immer erzkorrekten Boileau so angenehm berührt, mag, obgleich man nie die Absicht sieht, bei La Fontaine nicht immer ganz ungewollt sein.

La négligence, à mon gré, si requise,

die ihm bei Frauen gefiel, mag ihm auch in der leichten Dichtung, zu der ihn seine Begabung besonders befähigte, als gelegentlicher Vorzug erschienen sein, und die Kunst, spielend zu gefallen — l'art de plaire et de n'y penser pas —, kann sicherlich nur da gedeihen, wo die literarische Produktion nicht zur Tagelöhnerei und zum Gelderwerb wird.

Zu dem Glück aber, wie es sich La Fontaine wünschte, und wie er es genossen hat, zurückzukehren, so entsprach das Bild, das er sich von einer glücklichen Existenz machte, wenn er es auch nicht in jeder Weise verwirklichen konnte, dem, was Virgil und Horaz von den Reizen des Landlebens und der Mittelmäßigkeit gesungen haben. Solche idyllische Wünsche und Pläne darf man freilich ebensowenig aus dem Munde der Dichter der Augusteischen Zeit wie aus dem der Zeitgenossen Ludwigs des Vierzehnten gar zu wörtlich nehmen. Der sie umgebende Überfluß, dem sie sich vorkommendenfalls nicht versagten, und das allseitige Buhlen um Fürstengunst, die auch sie nicht immer verachteten, erschienen ihnen in dem Maße, wie sie alle Verhältnisse beherrschten, unerträglich: ne quid nimis — rien de trop, wie La Fontaine nicht oft und nicht eindringlich genug warnen zu können glaubt — war auch in bezug auf Genußsucht, Ehrgeiz und

Digitized by Google

Strebertum ihr Grundsatz, und die goldne Mittelmäßigkeit, die Freiheit des in seinen Ansichten und Handlungen unabhängigen Mannes wußten sie durch die reizendsten Schilderungen der Freuden des Landlebens, der mit ihrem Lose zufriednen, nach keiner fremden Pfeife zu tanzen gezwungnen Bescheidenheit auch verwöhnten Gaumen annehmbar zu machen, aber als Einsiedler und Stoiker haben sie deshalb doch nicht gelebt, und was La Fontaine anlangte, so hat er weder epikureisches Genießen noch das Tanzen nach fremder Pfeife verschmäht. Man nimmt an, daß er sich in seinem Romane Psyche unter den Zügen des Polyphilus hat schildern wollen, von dem er sagt, daß er Gärten, schattige Plätze und Verse liebte et qu'il réunissait toutes les passions douces qui remplissent le cœur d'une certaine tendresse. Es ist bekannt, wie großen Raum diese „anmutigen Gefühle" und diese „gewisse Zärtlichkeit" in seinem Leben eingenommen haben: mit Ausnahme seiner Frau, die das unverzeihliche Unrecht hatte, seine Gattin zu sein, liebte er bei der Erde weg alle weiblichen Wesen, soweit sie jung und hübsch waren, von der Herzogin abwärts bis zum Nähstrumpf, den er als einen wahren Schatz bezeichnet und mit den Worten rühmt:

On lui dit ce qu'on veut, bien souvent rien du tout.

Obwohl er bei Hof kein großes Ansehen genoß, weil er sich nicht der Gunst des auch im Punkte des literarischen Geschmacks absolut herrschenden und souveränen Einfluß ausübenden Sonnenkönigs erfreute, hat er doch sein Lebtag mehr infolge seiner gesellschaftlichen Liebenswürdigkeit als durch besondre Vorzüge der Herkunft unterstützt in den ersten und exklusivsten Gesellschaftskreisen verkehrt, und als Frau von Sablière, die über zwanzig Jahre wie eine Art Vorsehung für alle seine Bedürfnisse gesorgt hatte, und in deren Haus er wohnte, ohne daß jedoch das Band der Verehrung, das ihn an diese geistreiche und liebenswürdige Frau knüpfte, je zärtlichern Gefühlen Platz gemacht hätte, gestorben war, fand sich ein Ehepaar, die Hervarts, das sich des bejahrten Waisenkindes annahm, und noch in den letzten Jahren sorgte eine Dame, die auch nach seinem Tode seine nachgelassenen Schriften herausgeben ließ, für seine Weine und Poularden. Die gerühmte bescheidne Einfachheit stand also mehr auf dem Papier, als daß sie tatsächlich die Lebensverhältnisse des von der Natur zum Epikuräer geschaffnen Mannes beeinflußt hätte, und so schön sich in seinem Munde das Lob der Freiheit und der Unabhängigkeit ausnimmt, so wenig hatte er auch in diesem Punkte gegen annehmbare Ausnahmen etwas einzuwenden. Derselbe Mann, der im „Traume eines Mongolen" persönlich in die Fabel eingreift, um begeistert auszurufen:

Si j'osais ajouter au mot de l'interprète,
J'inspirerais ici l'amour de la retraite:
Elle offre à ses amants des bien sans embarras,
Biens purs, présents du ciel qui naissent sous le pas.
Solitude, où je trouve une douceur secrète,
Lieux que j'aimai toujours, ne pourrai-je jamais
Loin du monde et du bruit, goûter l'ombre et le frais!
Oh! qui m'arrêtera sous vos sombres asiles!
Quand pourront les neuf sœurs, loin des cours et des villes,
M'occuper tout entier ....

Digitized by Google

war an den Höfen der Herzogin von Bouillon, einer Nichte Mazarins, und der Herzogin Henriette von Orléans, der Schwägerin des Königs, angestellt, bezog von dem später durch Colbert gestürzten Generalintendanten Fouquet einen schönen Jahresgehalt und wurde auch von dem Vater Ludwigs des Fünfzehnten, dem Herzog von Burgund, dem er durch Fénelon empfohlen worden war, vielfach unterstützt: mit der Weltflucht, die er im Prinzip verherrlichte, nahm er es nicht genauer als mit dem Widerwillen gegen Fürstengunst, vor der er mit den Worten warnt:

Défiez-vous des rois;
Leur faveur est glissante: on s'y trompe; et le pire,
C'est qu'il en coûte cher: de pareilles erreurs
Ne produisent jamais que de d'illustres malheurs.

Auch die entsetzlichen Schmeicheleien, die er seinen Fabeln einverleibte, wenn er sie fürstlichen Personen widmete — les dieux voulant instruire un fils de Jupiter, die zweite Fabel des elften Buchs, die für den Herzog von Maine, einen von Ludwig dem Vierzehnten in doppeltem Ehebruch erzeugten Knaben, bestimmt war, ist in dieser Beziehung ein non plus ultra von platter Kriecherei —, kommen uns, die wir Gott sei Dank eine freiere Sprache zu führen gewöhnt sind, geradezu widerlich vor: aber man darf dabei nicht vergessen, daß überschwengliche Widmungen in blumenreichster Sprache zu damaliger Zeit sogar einem Molière wie nichts aus der Feder flossen, und daß sich keiner vor dem andern zu schämen brauchte, weil sie alle, wenn von Ludwig dem Vierzehnten oder dessen Sippe die Rede war, den Mund zum Ersticken voll nahmen und vor keinem Superlativ zurückbebten. Tatsächlich war La Fontaine im Vergleich zu den übrigen noch ein Mann von unabhängiger Denkart, und daß der König dies wußte und es in seiner grenzenlosen Selbstvergötterung mißbilligte, wird am schlagendsten durch die Schwierigkeiten bewiesen, die er dem Dichter bei Gelegenheit seiner Wahl zur Akademie in den Weg legte: wie bekannt ist, bestätigte er diese Wahl erst nach mehr als sechsmonatigem Zögern, und nachdem auch Boileau, der mehr nach seinem Geschmacke war, die gewünschte Aufnahme in diese lorbeerbekränzte Körperschaft erlangt hatte. Man will wissen, die Schlüpfrigkeit der La Fontainischen Erzählungen (contes) habe dem König mißfallen; das kann wohl sein, denn der König, der für seine Person im Punkte der Liebesabenteuer von keiner Moral etwas wußte und die elementarsten Grundsätze der Wohlanständigkeit täglich mit Füßen trat, glaubte das, was er sich auf der einen Seite in frevelndem Übermut zuschulden brachte, auf der andern durch scheinheiliges Wesen wieder gut machen zu können. Aber mehr als die Prüderie wird ihn verletzte Eitelkeit und beleidigter Stolz gegen La Fontaine eingenommen haben. Die Elegie an die Nymphen von Vaux, vielleicht die einzige französische Dichtung dieser Art, die neben die Ovidischen gesetzt werden kann, soll der erste Grund seiner Unzufriedenheit gewesen sein: Fouquet, für den sich die Elegie bittend verwendet, war wirklich ein den Finanzen des Staats äußerst gefährlicher Marder, und Frankreich wird es Colbert immer zu danken haben, daß er diesen maßlosen Verschwender unschädlich gemacht hat; aber La Fontaines Absicht, als er für den Gefangnen eintrat, war edel, und ein weniger absoluter

Digitized by Google

Fürst würde das mit Freuden anerkannt haben. Bei Ludwig dem Vierzehnten freilich muß man das Wohlgefallen an der Zeder Kraft, „die zu grünen sein nicht harrt," nicht suchen. Auch die vierte Fabel des zwölften Buchs, in der Ludwig, Louis le Grand, wie sich La Fontaine ausdrückt, mit einer der beiden Ziegen verglichen wird, die ins Wasser fallen, weil keine von beiden der andern auf einem schmalen Brückenstege Platz machen will, was den Dichter an die Zusammenkunft des französischen und des spanischen Königs auf der Fasaneninsel bei Fuenterrabia erinnert, würde kaum dazu beigetragen haben, ihn bei dem nur der unqualifizierten Schmeichelei zugänglichen Fürsten in Gunst zu setzen. Aber da sie, soweit die Nachrichten hierüber reichen, erst nach dem Tode des Verfassers veröffentlicht worden ist — sie wird in den Œuvres posthumes als inédite bezeichnet, was freilich nicht hindert, daß sie im Manuskript schon bei Lebzeiten des Dichters zirkuliert haben kann —, so kann man sie hier aus dem Spiele lassen. Die Unfähigkeit des Königs, sich für das Idyllische zu erwärmen, genügt als Erklärung dafür, daß ihn der Fabeldichter kalt ließ, und wenn man noch hinzunimmt, daß die Herzogin von Bouillon vollkommen in Ungnade gefallen war, als sie zu ihrer Schwester, der Herzogin von Mazarin, nach England übersiedelte, so kann es kaum wundernehmen, daß auch ihr Günstling, La Fontaine, beim Könige nicht besonders gut angeschrieben war.

Mit der besondern Art natürlicher Lebensweisheit, die sich La Fontaine aus dem Studium der Klassiker zu verschaffen gewußt hatte, obwohl er leider griechische Autoren nur in lateinischer Übersetzung lesen konnte, steht seine in den letzten Lebensjahren erfolgte Bekehrung zu orthodoxer kirchlicher Gläubigkeit in sonderbarem Widerspruch, und die Gründe, die ihn bewogen haben können, eine Anschauungsweise, bei der er sich lange Jahre glücklich und zufrieden gefühlt, und die er sich durch reifliches Prüfen und Nachdenken selbst gebildet hatte, mit der Fürwahrhaltung eines Dogmas zu vertauschen, das uns als Ausfluß übernatürlicher Offenbarung überliefert ist, sind nie recht bekannt worden. Sehr groß und schwierig war ja der Schritt nicht von einer Philosophie, die auf der Annahme eines persönlichen, in seiner Weisheit alles zum besten wendenden Gottes beruhte, zu dem christlichen Mysterienglauben, der ebenfalls die Güte und die Weisheit der Vorsehung zur Voraussetzung hat; nur wie sich ein Mann wie La Fontaine in den Gedanken hat finden können, daß einer seiner Mitmenschen infolge erhaltner Weihen imstande sein könne, ihm Vergebungen zu verschaffen, die er sich auf sonstige Weise nicht erwirken könne, bleibt einem unklar. Das beste ist, solche physiologische Rätsel auf sich beruhn zu lassen, da uns doch ohnehin niemals ein Einblick in die vulkanische Werkstatt, die wir als das menschliche Herz bezeichnen, gewährt wird. Kirchliche Obedienz und kirchlicher Brauch waren unter dem Zepter der Marquise von Maintenon nicht bloß allgemein, sondern geradezu Bedingung jedes höfischen Erfolgs geworden: ohne sich des Umstandes bewußt zu werden, daß er sich von einer Modeströmung treiben ließ, wird wohl La Fontaine, der für den vielbetretnen Mittelweg eine natürliche Vorliebe hatte, dem Beispiel und dem Einflusse der Umgebung gefolgt sein, und über die einseitige Auffassung, die ihn veranlaßte, ein fertiges Lustspiel zu verbrennen, weil es Sünde wäre, fürs Theater zu schreiben, tröstet uns auf der

Digitized by Google

einen Seite sein harmloses, dem Seelsorger gemachtes Anerbieten, den Erlös einer neuen Ausgabe der kaum für einen solchen Zweck recht geeigneten „Erzählungen" den Armen zu widmen, und auf der andern Seite die von ihm ausgesprochne Überzeugung, Gott in seiner unendlichen Güte werde es so eingerichtet haben, daß die zum ewigen Feuertode Verdammten mit der Zeit die Hitze gewöhnt werden und darin wie der Fisch im Wasser leben würden. J'aime à croire que les damnés s'accoutumeront à leur état, et finiront par se trouver comme le poisson dans l'eau.

In unsern Tagen, wo sich materialistischer Pessimismus so vieler Gemüter bemächtigt hat, wo alles auf einen angeblichen Kampf ums Dasein zurückgeführt wird, wo niemand mit seinem Lose zufrieden ist, und das Leben ohne lange Überlegung wie ein lästiger Bettelsack abgeschüttelt wird, wo uns von den Philosophen der neusten Richtungen nicht Maßhalten und Bescheidenheit, sondern Sichausleben und stolzes Übermenschentum als zu erstrebende Ziele vorgehalten werden, wird das Herz wie durch einen Sonnenstrahl durch den Anblick eines Mannes erwärmt, der jedem Größenwahnsinn abhold ist, der sich mit größter Seelenruhe in eine Welteinrichtung findet, wie er sie in der siebenten Fabel des zehnten Buches beschreibt:

Jupin pour chaque état mit deux tables au monde:
L'adroit, le vigilant et le fort sont assis
A la première; et les petits
Mangent leur reste à la seconde,

der immer wieder darauf zurückkommt, daß die Dinge so am besten sind, wie sie Gott gemacht hat und einrichtet, und der sich so viel Lebensfreude erhalten hat, daß er das Leben an sich schon als ein Glück ansieht. Man fühlt, daß seine Anschauung die rechte und der Pessimismus eine durch Überschätzung der menschlichen Verstandeskräfte hervorgerufne Verirrung ist, eine Verirrung, an der die bösen Kräfte, ohne deren Vorhandensein wir den vor unsern Augen sich abspielenden und in unsern Herzen tobenden Kampf von Gut und Böse nicht erklären könnten, ihre besondre Freude haben, und die sie als ihre wirksamste Bundesgenossin ansehen müssen.

Stoiker war La Fontaine nicht. In der zwanzigsten Fabel des zwölften Buches, wo er von dem skythischen Philosophen erzählt, der, um es einem griechischen Gartenliebhaber nachzumachen, in seiner Heimat die Obstbäume aller ihrer Äste beraubt hatte, statt nur das Überflüssige zu entfernen, sagt er:

Ce Scythe exprime bien
Un indiscret stoïcien:
Celui-ci retranche de l'âme
Désirs et passions, le bon et le mauvais,
Jusqu'aux plus innocents souhaits.
Contre de telles gens, quant à moi, je réclame.
Ils ôtent de nos cœurs le principal ressort,
Ils font cesser de vivre avant que l'on soit mort.

Nein, er war Epikuräer in dem Sinne, daß er das Leben an sich als ein Glück ansah und sich bemühte, es nach Möglichkeit zu genießen; die stolze Verachtung des Lebens, wie sie uns mit so vielen schönen Redensarten von den

Digitized by Google

Stoikern geprieſen wird, war ihm fremd. Die Worte, die Seneca dem Mäcen über dieſen Gegenſtand in den Mund legt, waren ganz nach ſeinem Herzen. Am Schluß der Fabel, in der der Bettler den von ihm herbeigerufnen Tod ſich wieder zu entfernen beſchwört, ruft La Fontaine aus:

Mécénas fut un galant homme;
Il a dit quelque part: „Qu'on me rende impotent,
Cul-de-jatte, goutteux, manchot, pourvu qu'en somme
Je vive, c'est assez, je suis plus que content."
Ne viens jamais, ô Mort! on t'en dit tout autant.

und als der Holzhauer den ebenfalls herbeigerufnen Tod erſucht hat, ihm beim Wiederaufladen ſeiner Holztracht behilflich zu ſein, bemerkt der Dichter:

Le trépas vient tout guérir;
Mais ne bougeons d'où nous sommes:
Plutôt souffrir que mourir,
C'est la devise des hommes.

Zu unſerm Dichter kam der Tod, zwar ungerufen, aber nicht unerwartet, denn einen Monat vorher hatte er ſeinem alten Freunde, dem Domherrn Maucrois in Reims, geſchrieben: „Dein beſter Freund kann nur noch auf vierzehn Tage Lebens hoffen." Und ſo iſt er dahingegangen, wie er in Philemon und Baucis von dem Weiſen ſagt:

Approche-t-il du but, quitte-t-il ce séjour,
Rien ne trouble sa fin, c'est le soir d'un beau jour.

Am Abend dieſes ſchönen glücklichen Tages kam (am 13. April 1695) nicht der ſo leicht verſcheuchte träumebringende Freund, den er mit Vorliebe verehrt hatte, ſondern der allgewaltige, alle Träume beendende Genius mit der geſenkten Fackel; er wird ihm als einem Freunde ſeines mohnbekränzten Bruders die Augen mit beſonders ſanfter Hand zugedrückt haben, und wie es von dem Abbé d'Olivet vorausgeſehen worden war, und wie es der Tote verdient hatte, „haben alle guten Menſchen ſein Andenken für immer unter ihren Schutz genommen."

Herrenmenſchen

Roman von Fritz Anders (Max Allihn)

8. Die Beichte

Als der Doktor den Abſchiedsgruß gewinkt und nachdenklich beobachtet hatte, wie der Kahn im Nebel und aufdämmernden Mondſchein verſchwand, wandte er ſich zum Dorfe zurück. Sein Weg führte an dem Künſtlerheim Mopswende vorüber. Er fand es im Innern hell erleuchtet und vernahm in tiefen Baßtönen das alte ſchöne Lied „Und auf dem Mühlendamm, da ſaß ein Mann mit Schwamm, ach der arme, arme, arme Mann." Er wußte, daß dieſes Lied Schwechtings Feſt- und Jubellied war, das er anzuſtimmen pflegte, wenn ſeine Seele einen beſonders hohen Schwung nahm.

Digitized by Google

Ramborn mußte sich gestehn, daß er in den Sorgen der letzten Wochen seinen alten Freund einigermaßen aus den Augen verloren hatte. Schwechting hatte sein Freilichtatelier im preußischen Schlößchen beim Eintritt der schlechten Jahreszeit verlassen, war nach Mopswende zurückgekehrt und hatte dort seinen Eich vollendet. Er hatte trotz seinem Bierbasse, trotz seiner Redekunst, seinem Schlapphute und seinem Künstlerbarte im Grunde ein schüchternes Gemüt und war nicht der Mann dazu, sich in Erinnerung zu bringen, und so war der Verkehr zwischen den beiden Freunden ins Stocken geraten. Ramborn fühlte einige Gewissensbisse und trat ein, besonders auch da er die Illumination sah und das Festlied vernahm.

Er fand Schwechting am Tische sitzen. Vor ihm stand eine seiner dickbauchigen, rohrumflochtnen Flaschen und drei gefüllte Gläser. Und dahinter war das Eichbild aufgestellt, erleuchtet von Lichtern, Lampen, Laternen, kurz allem, was brennen wollte. Das Bild war von einem Rahmen umgeben, den Schwechting aus ein paar alten verwitterten Brettern und rotem Laube — echt Mopswender Arbeit — gemacht hatte. Daran hing ein Zettel mit der Aufschrift: Verkauft.

Als Ramborn eintrat, winkte ihm Schwechting zu und sagte: Salem aleikum, Doktor, nehmen Sie Platz, schenken Sie sich ein, und versetzen Sie sich in die feierliche Stimmung, die dieser große Augenblick fordert. Sie fragen wieso? Er wies mit schwungvoll-pathetischer Handbewegung auf den Zettel am Rahmen und sagte: Verkauft! Sage und schreibe: Verkauft. Und dies ohne Mitwirkung des Sekretariats und der hohen Kritik, die gelegentlich der Teufel holen möge, sondern lediglich zufolge eignen innewohnenden Wertes. Schade, jammerschade, daß Pogge nicht hier ist! Ich sehe ihn ganz deutlich sein Gesicht Nummer drei aufsetzen und höre ihn sagen: Wenn de det nochmal machst, nachher kann ickt ooch. Und darauf würde ich eine erhabne Miene machen und sagen: Mein Sohn, dieses redet aus dir der gemeine grüne Futterneid. Aber es ist auch wahr, Doktor, es ist eine harte Sache, sich jahraus, jahrein mit seinen Malsungfern herumzuschlagen, während andre ihre Eiche freihändig an die höchsten Personen verkaufen.

Ich gratuliere zu dem schönen Erfolge, sagte der Doktor.

Nicht wahr? erwiderte Schwechting, ein schöner Erfolg. Sie wissen, daß ich nicht zu den Geldmachern gehöre; dennoch muß der Mensch auch einen materiellen Erfolg zu schätzen wissen. Es ist leicht geschrieben: Ausgezeichnetes Bild, das allen Lobes würdig ist. Aber eine Hand voll Goldfüchse geben, das ist eine wirkliche und aufrichtige Wertschätzung. Sehen Sie mal da, ist das nicht eine großartige Rezension? Damit wies er auf eine stattliche Reihe von Goldstücken, die in schöner Reihe auf dem Tische lagen. Probe aufs Exempel! — Es steckt aber auch Fett in dem Bilde, bare und richtige Arbeit. Staffelsteiger würde in derselben Zeit ein halbes Dutzend seiner Offenbarungen geschmiert haben. Aber auch verkauft? Sehen Sie, das ist der Kosus! Geht mir doch mit eurer überirdischen Kunst. All euer Orakeln hilft euch nichts, wenn das verehrte Publikum, das doch schließlich den höchsten Gerichtshof bildet, nicht den Beutel zieht. Prosit, meine Herren! Schwechting stieß an die herrenlosen Gläser an und trank sie alle leer. Und das ist noch nicht einmal alles. Jetzt kommen die Arbeiten auf feste Bestellung: Eichkuh im Winter mit Elchkalb, Pendant zum alten Jakob. Prosit, meine Herren. Er stieß abermals an und sang: Er pinkt wohl einmal an, er pinkt wohl zweimal an, er pinkt wohl dreimal, viermal, fünfmal an.

Schwechting, sagte Ramborn, wenn Sie so fortfahren anzupinken, so werden Sie bald da sitzen, wo der Fürst Bibesko endete.

Schwechting lachte, kniff ein Auge zu, als wollte er sagen: Mir kann keiner, und fuhr fort zu singen: Er pinkt wohl einmal an . . .

Ramborn rückte ihm das Glas aus Greifweite und sagte: Sit tempus in redus, zu Deutsch: Tempo halten, alter Freund. Erzählen Sie inzwischen, wie das alles gekommen ist.

Es ist zwar hart, erwiderte Schwechting daß Sie mich trocken setzen, aber

Digitized by Google

ich will nicht Gleiches mit Gleichem vergelten. Sie sollen hören, wie Schwechting ein berühmter Mann wurde. O Pogge, Pogge, wenn du hier wärst! Damit angelte er wieder nach seinem Glase. Aber Ramborn legte seine Hand auf das Glas, und Schwechting ergab sich in sein Schicksal und erzählte: So wissen Sie denn, verehrter Freund und Doktor, daß ich meinen Frieden mit Hoheit gemacht habe. Sie werden sagen, das sei charakterlos, aber was half es? Wer hier in Frieden leben will, muß die Hoheit Groppoffs anerkennen. Was machte ich, wenn mir Hoheit alle Wege in den Wald verriegelte? Kurz, ich versicherte Hoheit meiner Hochachtung. was eine bewußte Lüge war, und ging die Verpflichtung ein, alle Abend um sechs Uhr mit ihm Tarock zu spielen. Bei dieser Gelegenheit sagte Hoheit — es ist schon einige Zeit her —: Wenn Sie wieder einmal ein paar Elchläufe brauchen, nächstens werden zwei Paar vakant werden. Der alte Jakob wird dran glauben müssen. O, sagte ich, das ist ja schade. Es hilft aber nichts, erwiderte Hoheit. Er habe einen Brief vom Landesoberforstmeister erhalten, Prinz Eberhard, Durchlaucht, werde demnächst zur Pirsche kommen. Und da er von Majestät die Gnade erwirkt habe, einen Elch schießen zu dürfen, und weil er etwas überständig sei —

Wer? fragte Ramborn, Durchlaucht?

Nicht doch, sagte Schwechting, der alte Jakob. Darum müsse er abgeschossen werden. Und dazu komme, daß der alte Herr auf den Beinen etwas struppiert sei.

Wer? fragte Ramborn, der alte Jakob?

Hotts Donnerwetter, nein, Durchlaucht! schrie Schwechting. Doktor, stellen Sie sich doch nicht schwerhöriger an, als Sie sind. Ich erzähle Ihnen hier einen Schachtelroman, das ist eine Erzählungsform, die zwar sehr beliebt ist, die aber auch einiges literarische Verständnis voraussetzt. Verstehn Sie mich? Also darum müsse der alte Jakob daran glauben. Bald wurde auch der Regierungsdampfer angemeldet, der Durchlaucht und sein Gefolge bringen sollte, und ich wurde von Hoheit zum Empfang befohlen. Denn Hoheit wollte auch sein Gefolge haben, wozu ihm Päsch und Nero nicht genügten. Schön. Der Dampfer kam an. Wir standen auf der Landungsbrücke, machten die vorgeschriebnen Wurmbewegungen, wurden vorgestellt und erhielten jeder seine Portion Leutseligkeit. Aber im Ernst geredet, Durchlaucht waren gar nicht übel, ein fideler alter Herr, der einen Spaß machte und einen Spaß verstand. Am Abend wurde ich auf Wunsch von Durchlaucht bei Hoheit zur Hoftafel gezogen. Eva machte die Hausfrau und sah brillant aus. Wie eine nordische Prinzessin. Famoser Käfer, diese Kleine, sagte Durchlaucht, setzte sein Augenglas ein und fing an, sich niedlich zu machen. Aber da hätten Sie einmal sehen sollen, Doktor, wie das Mädel den alten Sünder abrasseln ließ. Ich meinesteils präsentierte mich als Fachmann und tat so, als wenn ich von Mutterleib an zwischen Elchen gegrast hätte. Denken Sie mal, Doktor, die Gnade, die ich als Spaßmacher bei Durchlaucht gefunden hatte, war so groß, daß ich auf dem Pirschwagen den Platz neben ihm erhielt, denn Eva, die sonst den Bärenführer gespielt hatte, hatte kurz und bestimmt abgelehnt. Der alte Jakob stand richtig beim Bruchteiche und hatte aus der Welt kein Arg. Der Elch! der Elch! sagte man leise. Wo? wo? fragten Durchlaucht und griffen nach ihrem Glase, konnten den Elch aber nicht finden, trotzdem daß er mitten auf der Blöße stand. Wir kutschierten also im Bogen herum fünfzig Schritte näher. Der Elch! der Elch! rief ich heimlich. Aber Durchlaucht konnten ihn immer noch nicht sehen, bis der Kutscher mit der Peitsche hinwies. Jetzt eröffneten Durchlaucht Schnellfeuer. Nach dem fünften Schuß lag Jakob am Boden, aber der arme Kerl wollte durchaus nicht sterben. Und auch dem Prinzen tat er leid, und das gefiel mir von ihm. Ist eigentlich schade, sagte er, daß man ein so schönes Tier niederschießt, bloß um seine Schaufeln zu haben. Wäre mir lieber, wenn man Porträt davon haben könnte. Aber das ist wohl nicht möglich? Warum nicht, Durchlaucht, sagte ich, den alten Jakob hier habe ich porträtaliter gemalt. Ein wirkliches Porträt? fragte er; aber wie ist das

Digitized by Google

möglich? Ist gar nicht so schwer, Durchlaucht, renommierte ich, so ein Elch hält ja still wie eine alte Kuh. Kaum hatte ich das raus, so war mir auch klar, daß ich eine Dummheit losgelassen hatte. Aber ich tat, als hätte ich nichts gesagt, und Durchlaucht taten, als hätten sie nichts gehört. Darauf fuhren wir hierher, um das Bild anzusehen. Durchlaucht waren entzückt, prüften das alles auf das genauste durch ihr Glas, zeigten, daß sie die Sache viel besser verstanden, als ich gedacht hätte, und waren sehr befriedigt, daß sie alles bis auf das kleinste richtig fanden. Meinen Sie, daß Durchlaucht Pogges Philipp den Zweiten mit der Hängelippe und den hingelenbachten Beinen gekauft hätten? Ich glaube nicht. Durchlaucht waren also höchst kontentiert und sprachen den Wunsch aus, das Bild zu besitzen. Schenken konnte ich es ihm nicht, und er sprach vom Kaufen keinen Ton, obwohl ich den Preis genannt hatte. Da ging er hin, und ich glich einem Pudel, dem man den Wurstzipfel zu hoch gehängt hat. Endlich nach langem Warten, ich hatte die Sache schon aufgegeben, kam ein großer Brief an, eine Handvoll Goldfüchse und die Order, Durchlaucht kaufe das Bild, ich solle aber ein andres Geweih darauf malen, das echte Geweih des alten Jakob, das noch bei Hoheit liege. Und dazu ein Pendant, Elchkuh und Kalb im Winter. Den Winter also bleibe ich hier. Und nun geben Sie mir mein Glas, Doktor. Prosit, meine Herren!

Der Doktor freute sich aufrichtig über diesen Erfolg, einesteils seines Freundes Schwechting wegen, dem er den vorteilhaften Auftrag gönnte, anderenteils seiner selbst wegen. Denn es war ihm ein beruhigender Gedanke, in dem langen ostpreußischen Winter jemand in der Nähe zu haben, mit dem er ein verständiges Wort reden, und auf den er sich verlassen konnte.

Man hatte noch manchmal angepinkt, ehe sich der Doktor aufmachte, um zum Schlößchen zurückzukehren. Nach wenig Schritten stand er vor dem Nachbarhause, einem Gebäude, das ihm schon früher durch sein Alter und seinen mit Schnitzwerk versehenen Vorbau aufgefallen war. Man hatte ihm gesagt, daß dort ein hervorragendes Mitglied der Gemeinde, der Forstkassenrendant, wohne, der einer von den Frommen, sogar eine Art von Prophet sei. Als Ramborn vorüber ging, stand die Tür offen, ein trüber roter Lichtschein fiel auf die Gasse heraus, und man hörte den eintönigen Gesang einer Frauenstimme. Dazwischen erklang von Zeit zu Zeit ein Ton wie das Heulen eines Hundes oder wie die Stimme eines Menschen, der in höchster Angst schreit. Dann war es wieder still, der Gesang begann wieder, und dann ertönte das Geheul schrecklicher als zuvor. Es klang schauderhaft. Wurde da jemand ermordet?

Ramborn trat ein und unterschied bei dem trüben Lichte nur undeutlich einen Tisch, auf dem eine Öllampe stand, und dahinter ein altes Weib an einem Spinnrade. Im dunkeln Hintergrunde stand ein litauisches Himmelbett, und auf seinem Rande hockte ein nur dürftig bekleideter Mann, der die Hände um die Knie geschlungen hatte, mit stieren, wässerigen Augen ins Dunkle starrte und die grauftoppligen Kinnbacken schlaff hinabsinken ließ. Von Zeit zu Zeit kam ein Krampf oder ein Entsetzen über ihn, dann fing er an zu zittern und mit den Händen abzuwehren und sein Geheul auszustoßen. Die Frau nahm keine Notiz davon, sondern spann weiter und sang weiter — immer dasselbe Lied. Oder sie rief dem Manne ein paar befehlende Worte in litauischer Sprache zu, auf die jener nicht achtete. Es war ein fuliger Dunst in der Stube; am Boden lag eine zerbrochne Flasche.

Als der Doktor eintrat, erhob sich die Frau und knickste. Aber sie war nicht überrascht über den nächtlichen Besuch, sondern sagte: Guten Abend, guten Abend, Herr Doktor, wir haben auf Sie gewartet.

Auf mich? fragte verwundert der Doktor.

Ja, fuhr die Frau fort, ich habe dreimal gebetet, und beim drittenmal kamen Sie. Tropfen, Herr Doktor, Tropfen, Tropfen!

Was fehlt dem Manne? fragte Ramborn.

Die Frau wandte sich von dem Manne auf dem Bett ab, hielt die Hand

Digitized by Google

vor den Mund und sagte: Es ist des Satans Engel, der ihn mit Fäusten schlägt. Es reißt ihn hierhin, und es reißt ihn dahin, es reißt ihn bis in die Hölle hinein. Erbarmen Sie sich, Herr Doktor, geben Sie ihm Tropfen.

Ich bin ja aber gar kein Arzt, erwiderte der Doktor.

Doch diese Antwort machte keinen Eindruck auf die Frau. Sie schien kein Verständnis dafür zu haben, daß einer Doktor heißen und doch nicht Mediziner sein könne. Sie ging zu dem Manne, der auf dem Rande des Himmelbettes saß, schüttelte ihn am Arm und schrie ihm ins Ohr: Kondrot, Michel Kondrot, der Herr Doktor ist da!

Kondrot machte eine Grimasse, schüttelte die Hand von seiner Schulter ab und fing an, unsichtbare Dinge an den Fingern aufzuzählen. Dann faltete er die Hände, richtete seine verschwommnen Augen nach der Decke und begann Gebete zu sprechen. Aber es waren wirre, sinnlose Reden. Dann unterbrach er sich aufschreckend, sah in einen Winkel des Zimmers, zeigte mit zitternden Fingern ins Leere und schrie entsetzt auf. Da ist er, da ist er wieder! schrie er aufheulend und wehrte sich mit Hand und Fuß, als wenn der leibhaftige Teufel aus der Nacht herauströte und ihm die Krallen entgegenstreckte.

Kondrot, sagte die Frau, hör doch, der Herr Doktor ist da!

Kondrot suchte sich zu besinnen, kletterte von seinem Bettrande herab, kam schwankenden Schrittes auf den Doktor zu, kniete vor ihm nieder und stimmte einen litauischen Choral an.

Was soll das? fragte der Doktor unwillig.

Herr Pastor, sagte Kondrot, ich will und ich muß vor Ihnen beichten. Sela. Darauf fuhr er fort zu singen.

Ich bin nicht Ihr Pastor, sagte Ramborn, ich kann Ihre Beichte nicht annehmen.

Er kann meine Beichte nicht annehmen, stammelte Kondrot. Erbarme dich, er kann meine Beichte nicht annehmen. Ich habe es gewußt, es ist die Sünde wider den heiligen Geist. Ich habe andern gepredigt und bin selbst verwerflich erfunden worden. Es ist die Sünde, die dem Menschen nicht vergeben wird, weder in dieser noch in jener Welt. Sela. Er sank in sich zusammen, krümmte sich wie ein Wurm am Boden und fuhr fort, immer leiser und leiser zu wiederholen: Er kann meine Beichte nicht annehmen, er kann meine Beichte nicht annehmen.

Die Frau faßte ihn abermals am Arm und schrie: Höre doch, Michel, es ist ja nicht der Herr Pastor, es ist ja der Herr Doktor!

Aber Kondrot wehrte sich wie ein Verzweifelter und fing an, in langgezognen Tönen zu heulen und mit den Zähnen zu klappen wie ein Verdammter.

Der Doktor sah und hörte es mit innerm Grauen an. Er erinnerte sich der Stellen in Dantes Inferno, in denen geschildert wird, wie sich die Verdammten im glühenden Brei wälzen oder von den Teufeln mit Peitschen gezüchtigt werden, und wie ihr Geschrei an den unterirdischen Wölbungen widerhallt. Er hatte das damals gelesen mit Bewunderung für die Kraft und Schönheit der Sprache, aber ohne innere Bewegung. Es war ja divina comoedia. Die Sache konnte nicht ernst genommen werden. Gemalte Flammen, Theatergeheul. Aber das Stück Hölle, das sich ihm hier auftat, war echt. Welche höllischen Qualen müssen in dem Innern eines Menschen herrschen, wenn er dadurch gezwungen wird, zum Wurm zu werden und solche Töne auszustoßen wie dieser Kondrot. Aber es gibt auch Wahnvorstellungen, die von einem kranken Gehirn, die von krankhaften körperlichen Zuständen ausgehn. Was diesem Manne fehlte, war nicht schwer zu erraten. Er war ein Säufer. Er hatte seine Zerebralorgane durch Alkohol vergiftet. Nicht der Teufel, sondern das Delirium hatte ihn am Kragen. — Wie aber, wenn doch eine tiefere Ursache vorhanden war, wenn nicht der Trunk die Wahnvorstellung der Schuld hervorgerufen, wenn vielmehr die Schuld zum Trunke geführt hätte, und wenn beides in Aufruhr geraten war, ein zerrüttetes Gehirn und ein belastetes Gewissen? Und wenn das der Fall war, welche furchtbare Gewalt beweist dieses

Digitized by Google

sogenannte Gewissen, wenn man auch vom wissenschaftlichen Standpunkt aus sagen muß, daß es das Wahngebilde eines unklaren Willens, das Resultat einer falsch gerichteten Selbstzüchtung des Menschengeschlechts ist? Dem Schreien eines solchen Gewissens gegenüber ist es nicht zu verwundern, daß der Mensch an Teufel und Hölle glaubt. So reflektierte der Doktor in schnellem Fluge der Gedanken.

Inzwischen hatte die Frau Michel Kondrot beruhigt und ins Bett gebracht. Und er hatte sichs gefallen lassen wie ein krankes Kind. Jetzt lag er still und schluchzte, und die Frau tat ihm Zuspruche in litauischen Worten in freundlichem und tröstlichem Ton. Darauf trat sie zurück und stellte einen Stuhl vor das Bett, was die Aufforderung bedeutete, der Doktor möchte sich dort hinsetzen. Das tat er denn auch, und nun hätte er fortfahren sollen, zuzureden und zu beruhigen. Er konnte es nicht. Er fühlte zu seiner Überraschung und Beschämung, daß ihm gänzlich die Fähigkeit abging zu einer ganz einfachen Sache, zu einer Kunst, die das Weib aus dem Volke wie etwas Selbstverständliches übte. Es fiel ihm nicht ein einziges Wort ein, das hier angemessenerweise hätte gesagt werden können. Woran lag das? Um wenigstens etwas zu tun, nahm er die Hand Kondrots und fühlte nach dem Puls. Kondrot fuhr mit beiden Händen zu, drückte die Hand Ramborns und ächzte: Helfen Sie, helfen Sie! Ach, wer kann mir helfen? Aber beten Sie. Für eine verlorne Seele beten ist doch wohl keine Sünde. Versprechen Sie mirs, schließen Sie mich in Ihr Gebet.

Sein Gebet! Er betete ja nie. Seine wissenschaftliche Überzeugung machte ihm ja das Gebet unmöglich. Aber es war auch unmöglich, dieses dem Manne in diesem Augenblick klar zu machen. Er sagte also etwas, was wie eine Zusage verstanden werden konnte. Kondrot atmete erleichtert auf, faltete die Hände und versank in Apathie. Beim Gehn versprach Ramborn der Frau, am nächsten Morgen Tropfen zu schicken, wobei er an Tantchens Medizinkasten dachte. Ein paar Tropfen Opium konnten ja keinesfalls schaden.

Als er das Haus verlassen hatte und draußen in dunkler Nacht stand, hatte er das Gefühl eines, der geglaubt hatte, den Weg ganz sicher zu kennen, und der ihn doch verloren hatte. Wie einfach gestalten sich die Verhältnisse des Lebens, wenn man sie philosophisch ordnet, und wie verwickelt sind sie in Wirklichkeit. Man glaubt seiner Einsicht ganz sicher zu sein und gerät vor Abgründe, über die keine Brücke hinüber führt. Diese Gedanken beunruhigten den Doktor ernstlich. Zuhause angekommen las er noch ein paar Kapitel Zarathustra und legte sich dann in dem Troste nieder, seinen Fernblick wiedergewonnen zu haben.

Als er am andern Morgen Tantchen beim Kaffee sein nächtliches Abenteuer berichtete, war diese höchlichst erstaunt. Es war richtig, Kondrot gehörte zu den Surinkimas, das war eine Gemeinschaft auserwählter Frommer, die ihre eignen Versammlungen und Verkündiger hatten, ohne jedoch aus der Kirche ausgetreten zu sein. Vielmehr besuchten diese Leute auch hin und wieder den Gemeindegottesdienst, um den Pastor auf seine Rechtgläubigkeit zu kontrollieren. Und Kondrot war der Apsakytojis, der Verkündiger seiner Leute. Und dieser Mann — daß er trinke, wurde ja behauptet, aber das war ja nichts besondres — sollte die Zufälle eines Menschen haben, der am Delirium leidet? Sie mochten wohl, meinte Tantchen, auf religiöser Überspannung beruhen.

Und auf Alkohol, meinte der Doktor.

Jedenfalls wären ein paar Tropfen Opium nicht zum Schaden, meinte Tantchen und rüstete ihren Pompadour.

Erstaunter aber, als Tantchen hingegangen war, kam sie zurück. Die Tropfen waren nicht nötig gewesen. Kondrot hatte sich ganz ruhig und verständig gezeigt und hatte nach dem Doktor verlangt, er müsse beichten. Er könne auch ihr, dem Tantchen, nicht sagen, was er auf dem Herzen habe.

Aber Tantchen, sagte der Doktor, ich bin doch kein Pastor. Haben Sie ihm das nicht gesagt?

O ja, sagte Tantchen, aber er wollte es nicht gelten lassen. Jakobus am

Digitized by Google

fünften stehe geschrieben: Einer beichte dem andern seine Sünde. Es hilft Ihnen also nichts, Doktor, Sie müssen hin und Beichte hören.

Der Doktor sprang ärgerlich auf und rief: Wie soll ich denn das machen? Ist ja ganz unmöglich. Nein, Tantchen, das kann ich nicht.

Tantchen lächelte. Sie sind ein so kluger Mann, Doktor, sagte sie, und können das nicht? Ist es denn so schwer, einer bedrängten Seele, die sich offenbaren möchte, das Ohr zu leihen? Haben Sie denn für den, der seine Sünde bereut, kein vergebendes Wort?

Der Doktor ging erregt im Zimmer auf und nieder. Für das moderne Denken, sagte er, vor Tantchen stehn bleibend, sind die Worte Sünde, Buße, Vergebung undenkbare Begriffe. Wenn ich sie gebrauchen wollte, wenn ich ohne Widerspruch anhören wollte, daß sie ein andrer mir gegenüber gebraucht, so würde ich ja zugeben, daß es einen Gesetzgeber und eine Verantwortlichkeit gibt.

Natürlich, antwortete Tantchen.

Da es dies nun nicht gibt — fuhr Ramborn fort.

Da es dies nicht gibt — steht denn das fest? wandte Tantchen ein.

Mir steht es fest, sagte der Doktor.

Und mir steht im Gegenteil fest, daß es einen Gott im Himmel und eine Verantwortlichkeit auf Erden gibt.

Tantchen, sagte der Doktor in begütigendem Tone, wenn Sie einen Überblick über die Kulturentwicklung der Menschheit hätten, über die Geschichte dessen, was man Gut und Böse nennt, so würden Sie anders urteilen. Sie würden finden, daß das, was wir Gut und Böse nennen, relative Werte sind. Was zu einer gewissen Zeit und unter gewissen Umständen sozial nützlich war, das hat man gut genannt, und böse, was der Gemeinschaft schädlich war. Und den, der sich dagegen auflehnte, den hat man Verbrecher genannt und hat ihn unschädlich gemacht, aber man hat ihn seines Unrechts nicht überführen können. Die regierende Hand bestimmt, was gut sein soll; wechselt das Regiment, so wechselt auch die Moral. Der Rechtsgrund des gesetzgebenden Willens ist dieser Wille selbst. Er sagt zu sich Ja und hat Recht. Und Unrecht hat, wer sein Haupt beugt, wer Ja sagt, wo er Nein sagen möchte. Und was ist Reue? Reue ist Inkonsequenz, sie ist ein Makel an der Größe des Menschentums. Man soll den Leuten verbieten zu bereuen. Legt das Gewissen an die Kette.

Schämen Sie sich, Doktor, rief Tantchen empört. Sie reden ja gewissenlos. Aber ich kann nicht glauben, daß das Ihre wirkliche Meinung ist.

Was wärs denn dann?

Aufgelesnes Papier! rief Tantchen empört.

Papierne Weisheit, sagte der Doktor. So hat es Schwechting einmal genannt.

Da hat er Recht gehabt, erwiderte Tantchen. Was fangen Sie an, wenn sich das Gewissen nicht hat an die Kette legen lassen, sondern wenn es gegen des Menschen Seele wütet?

Ich werde die Sache als eine seelische Krankheit ansehen, sagte der Doktor. Ich werde sie behandeln, wie man Wahnvorstellungen, Verfolgungswahn und dergleichen behandelt, aber ich werde nicht von Sünde und Buße reden.

Schade, sagte Tantchen, der arme Mensch hatte so viel von Ihnen gehofft. Und ich auch.

Nach einer Stunde kam die litauische Frau an. Tantchen nannte sie Urte Beit und alte Margell und behandelte sie mit besondrer Freundlichkeit. Aber die Mägde lachten hinter ihr her und machten Zeichen an der Stirn, als ob ihr dort etwas fehle.

Sie brachte die Bitte von Michel Kondrot, der Herr Doktor möchte doch ja kommen. Der Doktor wurde unwillig, wies die Urte Beit unfreundlich ab und bat ebenso dringend wie entschieden, daß man ihn gefälligst verschonen möchte. Die Urte Beit sah den Doktor groß an, als habe sie den Sinn seiner Rede nicht verstanden, und blieb leise singend stehn. Als der Doktor eine Stunde später

Digitized by Google

vorüberging, stand sie noch auf derselben Stelle und sang. — Herr Doktor, sagte sie, Michel Kondrat läßt Sie bitten, Sie möchten doch um Christi Wunden willen kommen.

Der Doktor fuhr sich ärgerlich durchs Haar und kehrte sich ab, ohne ein Wort zu sagen. Dann nahm er seinen Hut und ging ins Dorf, und die Urte Beit trottete geduldig hinterher.

Ramborn trat bei Kondrot ein. Wie anders sah die Stube heute aus. Diele, Tisch und Stühle waren frisch gescheuert, das Bett war hinter seinen Gardinen verborgen. Die Sonne schien durch die blanken Fenster herein, und der große Kachelofen verbreitete eine behagliche Wärme. Auf dem Bort stand eine Reihe von Andachtsbüchern, den Goldschnitt nach litauischer Sitte nach vorn gekehrt. An der Wand hingen, an Fäden gereiht, bunte irdene Teller. Am Tische saß Kondrot im Sonntagsanzuge mit frischem, weißem Hemdkragen. Die Haare hatte er glatt zurückgekämmt. Vor ihm lag eine aufgeschlagne Bibel. Er hatte nicht darin gelesen; er hatte gewartet und nur gewartet. Er bot das Bild eines Menschen, der äußerlich seine Würde wahrt, aber es doch nicht hindern kann, einem genauer Prüfenden als ein innerlich gebrochner Mensch zu erscheinen. Mehr als am Abend vorher konnte man an den verschwommnen Augen, an den fahlen, schlaffen Zügen, an den blutleeren Lippen die Verwüstungen erkennen, die der Branntwein und die Ruhelosigkeit der Seele angerichtet hatten. Als der Doktor eintrat, begrüßte ihn Kondrot mit einem dankbaren Blick und versuchte, sich zu erheben. Aber er vermochte es nicht.

Den Doktor drängte es, dem Manne die Hand zu geben und ihm ein freundliches Wort zu sagen; aber er fand dieses Wort nicht, und so setzte er sich etwas steif Kondrot gegenüber und erwartete, was kommen würde.

Herr Doktor, begann Kondrot, indem er die Hände faltete, ich will Ihnen beichten.

Ich wundre mich, entgegnete der Doktor, daß sie sich nicht an Ihren Seelsorger wenden.

Er ist nicht mein Seelsorger, sagte Kondrot, und es steht etwas zwischen ihm und mir. Ihnen habe ich nichts getan. Ich habe Sie mit dem kleinen Wolf zusammen gesehen und weiß, daß Sie ein christliches Herz haben, und Sie wissen nicht, wer ich früher war. — Sie haben mich gestern gesehen als einen großen Sünder, den der Satan züchtigte.

War es nicht vielmehr der Branntwein, entgegnete Ramborn nicht ohne Herbigkeit, der Sie beim Kragen hatte?

Ja. Aber wer weiß nicht, daß der Branntwein eine harte Zuchtrute des Satans ist? — Ich weiß nicht, ob sich Gott je meiner erbarmen kann. Meine Sünde ist zu groß, als daß sie mir könnte vergeben werden. Aber ich muß beichten. Es muß vom Herzen herunter. Denn da ich es wollte verschweigen, fügte er mit zitternden Lippen hinzu, verschmachteten meine Gebeine von meinem täglichen Heulen, wie es im Sommer dürre wird. Ich habe es manches Jahr getragen, ich kanns nicht mehr tragen. Ich muß Zeugnis geben von dem unmenschlichen Frevel eines Mannes — er unterbrach sich, senkte den Kopf und betete: Herr Jesu, bewahre mich, daß ich nicht andre richte, der ich in derselben Verdammnis bin. — Sie kennen den Herrn Amtshauptmann, fuhr er nach einer Weile fort, während sein inneres Auge Bilder der Erinnerung zu sehen schien; wenn Sie ihn kennten, wie ich ihn kenne! Er war in seiner Jugend ein schöner Mann, fein, stolz und lebenslustig. Und seine Frau — man sagt, es sei eine Prinzessin gewesen. Als seine Frau nach ein paar Jahren gestorben war — man sagte, daß — ich will nicht sagen, was man sagte —, wurde er hart und stolz. Bisher war seine Frau die höhere gewesen, als sie tot war, wurde er der Herr. Alle Welt stand tief unter ihm, der ja eine Prinzessin zur Frau gehabt hatte. Er herrschte hier im Lande wie ein König. Und er suchte sein Leben zu genießen.

Digitized by Google

In der Herrenstube im Kruge — damals stand das Kurhaus noch nicht, und die Herren verkehrten im Dorfkruge — versammelte sich alle Donnerstage Abends eine feine Gesellschaft. Man hielt die ganze Nacht durch bei Kartenspiel und Rotwein. Und des Krugwirts Töchter waren schöne Mädchen und ließen mit sich reden. Da ging es hoch her, namentlich im Winter, wenn Besuch da war. Viel ist da verspielt worden, Geld und Ehre und Seligkeit. Und ich war die Motte, die ins Licht flog. Ja, wenn meine Frau noch gelebt hätte! Groppoff gewann und verlor wie die andern, behielt aber seinen klaren Kopf und seinen kalten Verstand, er war uns allen überlegen. — Ich hatte schon damals die Forstkasse. Nach einer bösen Nacht, in der ich an ihn viel verloren hatte, kam der Amtshauptmann früh morgens um acht und revidierte die Forstkasse. Es fehlten fünfhundertundacht Mark und fünfzig Pfennige. Groppoff sagte kein Wort, nahm das Geld aus seiner Tasche und legte es hinzu. Damit hatte er mich in die Hand bekommen, und er hat mir Ketten aufgelegt, Sklavenketten, die ich nun tragen muß bis an mein Lebensende. Ich habe das Geld längst zurückgezahlt, aber er ließ mich nicht frei. Er ließ sich einen Silberzwanziger glatt schleifen und die Zahl fünfhundertundacht darauf schreiben. Er brauchte nur auf die Zahl zu tippen, so hatte er mich in Händen, und ich mußte tun, was er befahl. Der Silberzwanziger an der Uhr war mein Schließeisen. — Ich bin unter die Frommen gegangen. Ich habe geglaubt, endlich meine Schuld durch Heiligkeit auslöschen zu können. Man hat mich gegen meinen Willen zum Apsaktytojis gemacht, dennoch trug ich meine Kette. Wenn ich glaubte, frei geworden zu sein, bereitete mir der Teufel einen neuen Fall. Da nichts helfen wollte, und um Ruhe zu finden, habe ich mich dem Branntweinteufel verschrieben, und es ist für mich eine neue Geißel daraus geworden. — In jener Zeit kam Herr Van Teren ins Land und aufs preußische Schlößchen. Und seine Frau — Kondrot unterbrach sich und schluckte, als wenn ihm Zunge und Hals trocken geworden wären —, und seine Frau, fuhr er mit heiserer Stimme fort, indem er sich scheu umsah, seine Frau war die schönste Frau, die ich gesehen habe. Groppoff machte ihr sogleich die Cour. Denn er glaubt, daß alles in der Welt nur um seinetwegen da sei. Er hätte leicht merken können, daß sie keine von denen war, die für ihn da waren, aber Nachgeben hat er nie gekannt. Je schroffer ihn Frau Van Teren zurückwies, desto hitziger wurde er. Eines Tages kam er an mit einem blutig roten Streifen auf der linken Backe. Er sagte, daß ihn der Zweig eines fallenden Baumes getroffen habe. Aber es hats ihm keiner geglaubt. Später ists doch zutage gekommen, was es gegeben hatte. Er hatte der Frau Erklärungen gemacht und war zudringlich geworden. Und das war geschehen in Gegenwart des kleinen Wolf. Groppoff hatte verächtlich geredet von Herrn Van Teren und hatte an gewisse Dinge aus seiner Vergangenheit erinnert, und wie sich Frau Van Teren seiner nicht erwehren konnte, da hat sie nach einer Reitpeitsche gegriffen und ihn damit quer über das Gesicht gehauen. Und Wolf hat aufgeschrien und ist wie von Sinnen gewesen. — Glauben Sie mir, Herr Doktor, der Hieb hat den Amtshauptmann ins Leben getroffen. Ich habe nie gesehen, daß sich ein Mensch in kurzer Zeit so verändert hätte wie er. Ich kanns nicht sagen, was es war, aber er hatte von da an ein andres Gesicht. Er sah nun aus wie — wie —

Wie ein Adler, sagte Ramborn.

Ja, Herr Doktor, erwiderte Kondrot, wie ein Adler, der auf Beute lauert. Er wurde jetzt noch herrischer, als er gewesen war, und lachen hat ihn von da an niemand mehr gesehen.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. Der Kaiser hat während seines Aufenthalts in Süddeutschland seine hohe Befriedigung über den Verlauf der italienischen Reise wiederholt auf das bestimmteste geäußert und besonders mit warmem Danke der außerordentlich lebhaften Sympathiebezeugungen gedacht, die die Bevölkerung ihm allerorten, wohin er den Fuß gesetzt hatte, dargebracht hat. Nicht minder aber der wunderbaren Reize der Landschaft, zumal des ihm bisher unbekannt gewesnen Apuliens. Der daran geknüpfte Wunsch des Kaisers, die deutschen Italienfahrer sollten sich mehr Apulien zuwenden, das in Deutschland viel zu wenig bekannt und gewürdigt sei, obwohl neben den hohen landschaftlichen Schönheiten die Erinnerungen aus der Zeit der Stauser reichen Anreiz böten — wird zweifellos nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen sein. Der Abschiedsgruß des Kaisers aus Venedig an König Viktor Emanuel spiegelt die tiefen Eindrücke wider, die der Kaiser und die kaiserliche Familie von ihrem diesmaligen Besuche Italiens mit in die deutsche Heimat genommen haben. Es dürfte nicht oft vorkommen, daß ein fremder Souverän in dem Lande eines ihm befreundeten mächtigen Herrschers wochenlang von Ort zu Ort reist und überall neben einem freudigen offiziellen Empfang den enthusiastischen Begrüßungen der Bevölkerungen begegnet. Aber die wunderbaren landschaftlichen Schönheiten Italiens erlauben ebenso wie die Norwegens den mehrwöchigen Aufenthalt auch eines gekrönten Touristen, ohne daß irgendein politischer Hintergrund damit verbunden wäre. Gefehlt hat freilich diesesmal auch ein solcher nicht; das hat die Neapler Begegnung mit den dort gewechselten Trinksprüchen deutlich genug gezeigt, und die Schlußworte des kaiserlichen Abschiedsgrußes haben noch einmal deutlich daran erinnert. — Die internationale Lage war in dem Augenblick der Heimkehr des Kaisers nicht freundlich. Weniger durch die marokkanische Angelegenheit, die durch den Beitritt Italiens und andrer Mächte zu dem Standpunkt, den Deutschland einnimmt, sogar eher ein erfreulicheres Aussehen für uns erhalten hätte, wenn sich nicht zu dem Umstande, daß alle Differenzen Deutschlands mit Frankreich über Nacht eine ernste Wendung nehmen können, die auffällige Gehässigkeit eines Teils der englischen Presse immer unverhohlner gesellt hätte. Man fragt vergebens, welches Interesse England daran hat, die vorhandnen Funken zur Flamme anzublasen. Diese Unfreundlichkeit sticht überdem grell genug von der Haltung ab, die die englische Presse trotz allem Lärmen der japanischen Zeitungen gegenüber der Neutralität einnimmt, die Frankreich der russischen Flotte in Ostasien erweist. In dieser Hinsicht sind freilich die Berechnungen Englands klar. Entweder wird die russische Flotte von den Japanern geschlagen, dann kommt sie für eine Reihe von Jahren nicht mehr in Betracht. Oder die Russen sind zur See siegreich, dann wird das seine Konsequenzen haben, und Japan wird gezwungen sein, sich noch enger an England anzuschließen. Auf alle Fälle will die englische Politik Frankreich nicht in die Notlage bringen, zwischen Rußland und England optieren zu müssen. Deshalb sieht man englischerseits ruhig zu, wie sich die asiatischen Häfen Frankreichs der baltischen Flotte öffnen. Auch ist schwerlich anzunehmen, daß der englischen Politik ein allzu siegreiches Japan sehr erwünscht wäre. Bekanntlich geht der Wunsch Englands dahin, das Bündnis mit Japan in geeigneter Form zu erneuern. Je bündnisbedürftiger Japan dann ist — und nach einem russischen Seesiege würde das sicherlich der Fall sein —, desto mehr bessert sich Englands Stellung bei der Erneuerung der Bündnisverhandlungen.

Inzwischen hat uns der britische Admiral Fitzgerald, obendrein in einer deutschen Monatsschrift, schwarz auf weiß bescheinigt, daß er in der deutschen Flotte den Hannibal ante portas sieht und eine weitere Vermehrung der deutschen Flotte, „sodaß sie mehr oder minder auf den Fuß der Ebenbürtigkeit mit England kommt," als eine Bedrohung der Oberherrlichkeit Englands zur See ansehen würde, die für Englands Existenz als unabhängige Nation notwendig sei. Nun ist seit dem Tilsiter Frieden, wo Napoleon Preußen vorschrieb, nicht mehr als 42000 Mann

Digitized by Google

unter den Waffen zu halten, ein solches Ansinnen an eine Nation, die ebensogut wie England eine europäische Großmacht ist, nicht mehr gestellt worden. Admiral Fitzgerald hat kein Kommando in der britischen Marine mehr, und wir haben zu Ende der achtziger und zu Anfang der neunziger Jahre schärfere Kriegsdrohungen und eine noch herausfordernde Sprache gegen Deutschland von aktiven russischen Generalen — man denke an Skobeleff — gelesen. Ein Krieg zwischen Deutschland und Rußland ist trotz diesen Radamontaden nicht zum Ausbruch gekommen, im Gegenteil, die Beziehungen beider Länder sind wieder recht intim geworden, und so wird hoffentlich auch Admiral Fitzgerald mit seiner leichtfertigen Publikation die Kriegsflamme nicht anblasen. Daß er als Soldat auf dem Standpunkt steht, lieber einen Krieg vom Zaune zu brechen als zu warten, bis der mutmaßliche Gegner völlig gerüstet ist, wollen wir ihm weiter nicht übel nehmen. Moltke und andre unsrer hohen Militärs haben wiederholt denselben Standpunkt eingenommen, das liegt im Beruf und gehört dazu. Aber Bismarck hat sich bekanntlich mit der Weisheit des ruhig abwägenden, überlegnen Staatsmannes gegen jeden Präventivkrieg ausgesprochen, und da Admiral Fitzgerald ja auch den Fürsten Bismarck als Autorität anruft, so wird er sich vielleicht auch der staatsmännischen Einsicht unsers ersten Kanzlers in dieser Hinsicht fügen. Wenn den Engländern die deutsche Flotte unbequem ist, was man ihnen ohne weiteres glauben kann, so ergibt sich daraus doch noch keine Notwendigkeit, sie bekämpfen zu müssen. Es würde England sehr wenig Mühe kosten, Deutschland, wenn nicht zum Bundesgenossen, so doch zum intimen Freunde zu haben. Eine kluge englische Staatsleitung sollte also zusehen, daß die fortgesetzten Gehässigkeiten in der englischen Presse gegen Deutschland, gegen den Kaiser, den Reichskanzler, die Flotte usw. in der deutschen Nation nicht schließlich ein Gefühl der Unversöhnlichkeit wachrufen, das hinterher nicht so leicht zu besänftigen sein dürfte. Vor englischen Drohungen fürchten wir uns nicht, und wenn es die Drohungen einer französisch-englischen Allianz sein sollten — erst recht nicht. Die Geschichte ist über Boulanger und Skobeleff zur Tagesordnung übergegangen, sie wird auch dadurch, daß sich Admiral Fitzgerald seinen Ärger „vom Halse schreibt," wie Goethe sagen würde, nicht aus ihren Bahnen geworfen werden. Seine Argumentationen beruhn alle auf „Wenn" und auf „Aber," sie haben ihren schwächsten Punkt in dem Vorwurfe, den er Deutschland macht, durch die Besetzung von Kiautschou „einen Länderraub an einer befreundeten Macht" begangen zu haben. Deutschland besitzt Kiautschou auf Grund eines mit China abgeschlossenen regelrechten Pachtvertrags und steht dort mindestens mit demselben, wenn nicht mit besserm Recht als die Engländer in Hongkong, in Cypern, in Ägypten und an vielen andern Punkten der Erde.

Wollte man Englands Positionen außerhalb des Vereinigten Königreichs an der Hand des „Rechts," kraft dessen sich England dort befindet, untersuchen, so würden weitaus die meisten Rechtstitel wohl noch viel weniger haltbar sein als der deutsche Rechtstitel für Kiautschou. England bedarf gar keiner Flotte, um sich gegen Deutschland zu sichern, sondern es ist ihm nur fair play und Loyalität in seiner Politik nötig. So lange diese aber darin besteht, uns mit allen Mächten, ob groß oder klein, zu verhetzen und uns überall Schwierigkeiten in den Weg zu legen, so lange wird in Deutschland die Ansicht herrschen, daß wir allen Grund haben, gegen England auf der Hut zu sein, und daß wir deshalb nicht nur so viel Kriegsschiffe bauen werden, wie England oder der Admiral Fitzgerald uns erlauben will, sondern so viel wie wir für nötig halten und bezahlen können. Weit bedrohlicher für England könnte eines Tages die amerikanische Marine werden, deren Vergrößerung mit dem ausgesprochnen Hinweise auf England geschieht, indem Amerika zugleich das Supremat auf dem Stillen Ozean in Anspruch nimmt. Wie steht es denn tatsächlich mit der „Oberherrlichkeit zur See," die Admiral Fitzgerald als Existenznotwendigkeit für Großbritannien bezeichnet, und die heute schon sowohl auf dem Atlantischen wie im Pazifischen Ozean nicht mehr vorhanden ist oder jedenfalls stark bestritten ist? In den amerikanischen Gewässern ist von der

Digitized by Google

britischen Oberherrlichkeit keine Rede mehr, und in längstens zehn Jahren wird es — ohne irgendwelche Beteiligung Deutschlands — auch auf andern Meeren nicht mehr der Fall sein; den „Existenzkampf“ wird England dann schwerlich gegen Deutschland zu führen haben.

Während Admiral Fitzgerald die deutsche Flotte als Hannibal ante portas anschreit, kommt die Army and Navy Gazette, ein Blatt, dem auf Grund seines Titels in Deutschland die Ehre einer großen Überschätzung zuteil wird, während es in der Hauptsache ein Organ für verabschiedete Offiziere ist, und nennt die deutsche Flotte ein mechanisches Spielzeug und kritisiert sie so absprechend wie möglich. Unsre Marineautoritäten sind von jeder Überhebung weit entfernt. Sie kennen die Mängel jeder unsrer Schiffsklassen ganz genau und sind von einer Division zur andern bemüht, sie zu bessern. Sie haben sich über die Überschätzung, mit der man in England die deutsche Flotte bisher zu beurteilen beliebte, zur Genüge gewundert und werden nun die Kritiken, wie die der Army and Navy Gazette, um so ruhiger ertragen können, sowohl was das Material als was die Offiziere und die Mannschaften anlangt. Daß die Mannschaften, auch wenn sie ihrer Führer beraubt sind, dem Feinde noch recht gefährlich zu werden verstehn, haben die Schlachtfelder des französischen Krieges zur Genüge bewiesen, und als Admiral Seymour im Augenblicke der höchsten Gefahr sein historisches The Gormans at the head, „die Deutschen an die Spitze!“ rief, muß er von diesen doch eine andre Meinung gehabt haben als die Herren am Redaktionstintenfaß der Army and Navy Gazette. Und sollte es so ganz ausgeschlossen sein, daß ein englischer Feldherr im Laufe der nächsten Jahrzehnte wieder in die Lage käme, den Ruf Wellingtons vom Mittag des 18. Juni 1815 zu wiederholen: „Ich wollte, es wäre Nacht, oder die Preußen kämen“? Sie kamen trotz allen Schwierigkeiten, und ihnen dankte das englische Heer seine Rettung. Das heißt, gedankt hat es ihnen nicht, es war auch weiter nicht nötig. Aber wo es solche Erinnerungen gibt, steht es englischen Seeoffizieren, und steht es der englischen Presse schlecht an, Deutschland bald von ehrgeiziger Bedrohung Großbritanniens erfüllt, bald als einen unbedeutenden Machtkonkurrenten hinzustellen. Wir halten König Eduard aber für weiser als die Staatskunst seiner Minister, die, wie die Franzosen auf die Trouée des Vosges, auf die Nordsee starren und Pläne gegen Deutschland schmieden aus keinem andern Grunde, als daß sie sich vor einer deutschen Zukunftsflotte fürchten, die doch nie die Stärke der englischen erreichen kann!

In dieselbe Kategorie gehört eine Äußerung Chamberlains in der Unterhaussitzung vom 3. dieses Monats, als er bei Beratung der Fremdenbill erklärte, von dieser Bill, die den Zuzug der niedern ausländischen Arbeiterklasse fernhalte, sei nur ein kleiner Schritt zu einer andern Bill, die er in nicht allzu langer Zeit eingeführt zu sehen hoffe, „um die Einfuhr der von diesen Leuten angefertigten Waren zu verhindern.“ Das richtet sich also nicht gegen die polnischen Juden, sondern gegen deutsche Arbeiter und deutsche Arbeit. In andrer Hinsicht charakteristisch ist auch die Äußerung des Premierministers Balfour: „Wir haben uneingeschränkt die Berechtigung, darüber zu entscheiden, unter welchen Bedingungen wir Bürger andrer Nationen zur Teilnahme an den Fortschritten unsrer Zivilisation zulassen wollen oder nicht.“ In diesen Worten liegt wohl die stärkste Rechtfertigung der preußischen Fremdenpolizei bei Ausweisung der Herren Mandelstamm und Silberfarb. Vielleicht kommt da auch der Vorwärts von seiner unerschütterlichen Bewunderung der englischen Politik und des „freien“ Englands zurück. Mehr als Balfour hat auch der preußische Minister des Innern nicht beansprucht.

Die Times hatten jüngst in einer an den Aufenthalt des Königs Eduard in Paris anknüpfenden Betrachtung ausgesprochen, daß das englisch-französische Einvernehmen ohne Hintergedanken oder Argwohn gegen irgendeine Macht abgeschlossen worden sei, und daß jeder Macht der Beitritt zu der Erhaltung des allgemeinen Friedens offen stehe, „aber sie muß aufrichtig dieses gemeinsame Ziel verfolgen und durch ihre Haltung ein Vertrauen gewinnen, das wächst, das aber nicht auf

Digitized by Google

Verlangen hergestellt werden kann." Wohl als Kommentar dazu wird dann in der Fortsetzung des Artikels ausgeführt, daß die Japaner Deutschland, von dem sie so viel Nützliches gelernt hätten, gern lieben möchten, aber Deutschland habe für sie nur schöne Worte, die man für das nehme, was sie wert seien, schöne Worte könnten weder im Osten noch im Westen Freunde werben; die Äußerung des Grafen von Bülow sei wirklich komisch, daß Deutschland berechtigt sei, ein Vertrauen zu verlangen, das andre Nationen durch ihre Haltung erst zu verdienen hätten. Nun ist Graf Bülow allerdings von allen Deutschen der Bestgehaßte der systematisch deutschfeindlichen Times, bei der die Besorgnis zu herrschen scheint, daß die Japaner zu deutschfreundlich werden und geneigt sein könnten, Deutschland neben England als zweites Eisen in das Feuer der japanischen Politik zu legen. England sowohl wie Frankreich gehn auf eine völlige Isolierung Deutschlands aus. Aber trotz den Times und trotz dem Herrn Fitzgerald hat Deutschland vollen Anspruch auf Vertrauen, denn es hat trotz seinem starken Heer und seiner zeitweisen militärischen Überlegenheit vierunddreißig Jahre lang nicht nur Frieden gehalten, sondern auch Frieden geboten, obwohl seine höchsten militärischen Autoritäten wiederholt der Ansicht zuneigten, daß es richtig sei, eine militärische Überlegenheit auch auszunutzen. Sollte England aus Furcht den Fehler begehn wollen, den ein Menschenalter lang vermieden zu haben bisher ein unbestrittner Ruhmestitel der deutschen Politik unter drei Kaisern war?

§

Italiener mit nichtitalienischer Muttersprache. Es ist fast kaum bekannt, daß sich die geborenen Italiener ihrer Muttersprache nach einteilen lassen in Italiener, Franzosen, Schwaben, Walliser, Slowenen, Serben, Albanesen, Griechen und Katalanen.

Natürlich bilden die nicht italienisch sprechenden Italiener eine ganz verschwindende Minderheit; aber immerhin verdienen diese Sprachinseln eine liebevolle Beachtung, die sich zur Bewunderung für der Menschen zähes Festhalten an der überlieferten Muttersprache steigern muß, wenn diese Inseln ganz klein sind und in einer durchaus italienischen Umgebung von jeder Landesgrenze fern liegen, wie das bei den Katalanen der Fall ist.

Die Gesamtzahl der Seelen in den sämtlichen fremdsprachigen Gemeinden Italiens betrug am 10. Februar 1901, dem Tage der letzten Volkszählung, 770011; sie verteilten sich auf 168327 Familien, von denen 58982 eine nicht italienische Sprache als Muttersprache im täglichen Verkehre gebrauchen.

Die zahlreichsten Anhänger hat das Französische. Diese 97 Gemeinden liegen ausnahmlos in der Provinz Turin, und zwar in den Bezirken Aosta, Pinerolo und Susa. Bei einer Bevölkerungszahl von 130906 Seelen in 30401 Familien sprach man in 18958 Familien französisch. Während zum Beispiel in Pont-Saint-Martin von 362 Familien nur 6, in Perosa Argentina von 532 nur 7, in Rorà von 165 nur 1 und in Borgone Susa von 368 nur 1 fremdsprachig waren, haben wir eine ganze Reihe von Ortschaften, die entweder völlig geschlossene französische Sprachinseln darstellen oder doch durchaus bedeutungslose italienische Durchsetzung haben. Das hier vom Volke gesprochne Französisch ist natürlich ein rauher Dialekt, der denen unsrer Gebildeten, die nur einige Trümmer ihres Gymnasialfranzösisch ins praktische Leben gerettet haben, völlig unverständlich ist.

Der schwäbische Dialekt ist in den Gegenden von Vicenza, Verona, Belluno und Udine zuhause und ist über die Brennerstraße eingedrungen. Es handelt sich dabei nur um sechs Gemeinden, deren genaue Angaben ich hierher setzen will:

	Gesamtbevölkerung	Zahl der Familien	Zahl der schwäbisch sprechenden Familien
Asiago	6389	1179	51
Roana	5023	969	534
Selva di Progno	2791	493	10
Sappada	1353	291	266
Sauris	844	127	127
Paluzza	3990	720	182
Gesamtsumme	20390	3779	1170

Digitized by Google

Der Walliser Dialekt ist ungefähr in derselben Stärke vertreten wie der schwäbische, verteilt sich aber auf 16 Gemeinden, die in das französische Sprachgebiet hineinragen, sodaß es Orte gibt, wo Familien mit italienischer, mit französischer und mit deutscher Muttersprache nebeneinander wohnen. Die Behörden haben in solchen Orten natürlich einen schweren Stand; doch sind eigentliche Beschwerden über die Unterdrückung einer Sprache durch die Regierung in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren nicht mehr laut geworden. Gressoney-Saint-Jean hat 949 Einwohner in 207 Familien; von diesen sprechen 197 Walliser deutsch und die übrigen 10 französisch. Höme hat bei 1003 Einwohnern in 229 Familien 214 französisch, 2 deutsch und 13 italienisch sprechende Familien. Diese Mischung tritt aber nur in der Provinz Turin auf. Bei einer Gesamtzahl von 21455 Seelen in den in Frage kommenden Gemeinden und 5351 Familien sind 1102 Familien dem Walliser Dialekt treu geblieben.

In Friaul begegnen wir dem Slowenischen und in den Abruzzen (Chieti) dem Serbischen. Slowenen finden wir in 16 Gemeinden mit 42320 Seelen in 7503 Familien, unter denen 5734 slowenische sind. Unter diesen 16 Gemeinden sind 8, die dem Italienischen bisher noch keinen Eingang in die Familien gewährt haben; die Sprachinseln sind hier völlig geschlossen. Der Serben sind im Molise bei Larino und Lanciano wenige. In 3 Gemeinden von 9672 Seelen in 2218 Familien finden wir 1047 serbische Familien.

Die albanesische Sprache hat ihr Verbreitungsgebiet von den Abruzzen an südlich bis nach Sizilien (Palermo). Unter 58 Gemeinden gibt es allerdings nur 7, die der Sprache nach ganz geschlossen sind; die andern haben zum größten Teil eine überwiegend albanesische Bevölkerung, und nur 12 Gemeinden haben weniger als 20 albanesische Familien. Dadurch, daß gerade die Dörfer und die Städtchen mit kleinen fremdsprachigen Minderheiten große Familienzahlen aufweisen, ergibt sich, daß bei der Gesamtsumme der Familien eine so große Differenz herauskommt. Die Zahlen sind: 494197 Einwohner, 107162 Familien, davon 21554 albanesische.

Die Nachkommen der eingewanderten Griechen, die Väterart noch bewahrt haben, sitzen alle in Kalabrien in 15 Gemeinden mit 40330 Seelen. Sieht man von Castrignano del Capo ab, wo unter 851 Familien nur noch 1 griechische ist, und von Palazzi, wo das Verhältnis 840 zu 42 ist, so finden wir in den übrigen solche Mehrheiten von Griechen, daß man fast nach der Sprache von geschlossenen Gemeinden reden könnte. Denn rechnet man von der Familienzahl von 9666 die eben festgestellten $850 + 798 = 1648$ nichtgriechischen ab, so bleiben 8018. In 13 Gemeinden sind nun unter 8018 Familien 7362 griechische; die fremdsprachige Bevölkerung ist also noch kaum von andern Elementen durchsetzt.

Endlich finden wir in der Provinz Sassari die Bischofsstadt Alghero, die 10741 Einwohner zählt und unter deren 2247 Familien 2055 hat, die katalanisch sprechen. In den Eigennamen finden wir die Abstammung vielfach noch ausgedrückt. Der Delrio gibt es eine ganze Menge; Salinas, Cortassa, Petretto, Serra, Loris usw. wechseln mit den echt sardinischen wie Cadeddu, Giau, Brundu und ähnlichen. Andre Orte mit katalanischer Bevölkerung finden sich keine mehr.

Die eingangs angeführten Gesamtsummen setzen sich demnach folgendermaßen zusammen:

Französisch . .	130906	Seelen	in	30401	Familien,	wovon	18958	französisch sprechen
Deutsch . . .	41845	„	„	9130	„	„	2272	deutsch „
Slawisch . .	51992	„	„	9721	„	„	6781	slawisch „
Albanesisch . .	494197	„	„	107162	„	„	21554	albanesisch „
Griechisch . .	40330	„	„	9666	„	„	7362	griechisch „
Katalanisch . .	10741	„	„	2247	„	„	2055	katalanisch „
Summe . . .	770011	Seelen	in	168327	Familien,	wovon	58982	nicht italienisch als Muttersprache sprechen.

Digitized by Google

Grundriß einer Seinswissenschaft von H. G. Opitz. Zweiter Band: Wesenslehre. Leipzig, Hermann Haacke, 1904. Die beiden Abteilungen des ersten Bandes, der die Erkenntnis- und Willenslehre als die beiden Glieder der Lehre von den Erscheinungen behandelt, haben wir im vierzigsten Heft des Jahrgangs 1898 und im sechzehnten Heft des Jahrgangs 1900 angezeigt. In den ersten Kapiteln des vorliegenden Bandes wird die Methode der Wesenslehre dargelegt. Diese sei die spekulative; sie habe von den Erfahrungstatsachen, die ihr die Beobachtung der Erscheinungen liefert, auszugehn und mit logischen Operationen aus dem Bekannten das gesuchte Unbekannte zu erschließen. Das Verfahren müsse streng wissenschaftlich bleiben, dem Gemüt dürfe keinerlei Mitwirkung erlaubt werden, und dem Traum von einer unmittelbaren, intuitiven Erkenntnis des Wesens der Dinge müsse man entsagen. Dann wird gezeigt, wie die Wesenslehre auf streng wissenschaftlichem Wege die Widersprüche der Erscheinungswelt (die Verschiedenheiten der Qualität und der Quantität, die Gegensätze von Stoff und Kraft, von Körper und Geist, von Urkraft und Erscheinung) aufhebt und zum All-Einen gelangt, das die Mannigfaltigkeit zur Einheit verknüpft. In der angewandten Wesenslehre dann wird versucht, aus dem All-Einen die Welt zu erklären. Eine scharfe Kritik der ältern Systeme der Metaphysik macht den Schluß. In der ersten Anzeige haben wir gesagt, dieser Grundriß der Seinswissenschaft verspreche ein vortreffliches populäres Lehrbuch der Philosophie zu werden, und haben das Lob in Beziehung auf die Willenslehre wiederholt. Auch der Schlußband befriedigt in zwei Beziehungen. Er vollzieht sehr gut die Aufhebung der Widersprüche, beantwortet unter anderm sehr schön die Frage, inwieweit die Geistestätigkeit dem Gesetz der Erhaltung der Kraft unterworfen sei. Man habe zu unterscheiden zwischen den Seelenvorgängen, die Einwirkung auf die Außenwelt, durch Muskelspannung, zum Zwecke haben, und den höhern Tätigkeiten, mit denen sich der Mensch eine innere Welt aufbaut. Die ersten sind vollständig in den sich selbst erhaltenden Ring der beständigen Umwandlung einer Energieform in die andre eingeschlossen. Die andern bewirken nur unbedeutende Veränderungen im Gehirn, haben aber an sich mit der Körperwelt und ihren Gesetzen nichts zu schaffen, sondern folgen ihren eignen Gesetzen. Sodann befriedigt die angewandte Seinslehre dadurch, daß sie die wesentlichen Glaubenslehren der christlichen Religion bestätigt.

Dagegen dürfte der Verfasser irren, wenn er alle seine Beweise für zwingend hält und glaubt, seine Ergebnisse könnten nur auf dem von ihm eingeschlagnen Wege erreicht werden. Die Zurückführung der sekundären Qualitäten der Dinge auf eine einheitliche Ursache: Gruppierung und Bewegung qualitätloser Atome, geht auf eine viel einfachere Weise vor sich, als in der er die Verschiedenheit der Qualitäten aufhebt, nämlich durch die einfache Überlegung, daß der Ton ohne hörende, die Farbe ohne sehende, der Duft ohne riechende, die Wärme oder die Weichheit ohne fühlende Seele gar keinen Sinn hat, daß demnach diese Qualitäten nur unserm Bewußtsein zukommen, nicht den Dingen, die unsre wechselnden Bewußtseinszustände hervorrufen. Anders ist es mit den primären Qualitäten. Daß die schwingenden Atome außer und neben einander liegen, also einen Raum füllen, daß ihre Schwingungen aufeinander folgen, also die Zeit schaffen, ist keine Eigentümlichkeit unsers Bewußtseins, sondern eine von uns unabhängige Wirklichkeit an sich. Und auch im vorliegenden Bande hat uns Opitz nicht davon überzeugt, daß der Raum etwas rein subjektives sei, und daß die Mathematik ihr Lehrgebäude „fern aller Wirklichkeit“ aufbaue, der Verstand sie, ohne Erfahrung und Anschauung, nach dem Gesetz des Widerspruchs rein aus sich selbst entwickle. Es gibt ganz gescheite Leute, die schlechthin unfähig sind, den Nerv eines geometrischen Beweises zu erfassen, und die sich das, was sie an mathematischen Vorstellungen und Begriffen haben, nur durch Anschauung erworben haben. „Was wir zählen, sind gar nicht die Gegenstände, sondern unsre Denkakte.“ Wenn ein Junge die zehn Birnen zählt, die er dem Nachbar vom Baume gemaust hat, so sind es ja selbst-

Digitized by Google

verständlich seine Vorstellungen — Denkakte kann man sie nicht wohl nennen —, die er zählt, aber nicht bloß er, sondern auch der Philosoph wird sich schwerlich einreden lassen, daß der zehnfachen Vorstellung „Birne“ nicht zehn nebeneinander liegende wirkliche Birnen entsprächen. Und wenn sie ihm, nachdem er sie verspeist hat, als Nachtisch zehn Hiebe eintragen, so zählt er freilich zehn aufeinanderfolgende Schmerzempfindungen, aber wiederum fällt es niemand ein zu leugnen, daß diese Empfindungen durch zehn aufeinanderfolgende und von der Psyche des kleinen Spitzbuben nur allzu unabhängige Armbewegungen eines Stärkern verursacht sind. Unter den Druckfehlern sind uns besonders folgende aufgefallen. Seite 82 Zeile 6 von oben: Urkunft (Urkraft); Seite 117 Zeile 17 von oben: Vorzüge (Vorgänge); Seite 167 Zeile 3 des zweiten Absatzes: Wissenslehre (Wesenslehre). Das oft vorkommende Wort „nurgedacht“ scheint „eben oder oben erwähnt“ bedeuten zu sollen.

Berichtigung. In meinem Aufsatz „Überseeische Telegraphenverbindungen“ habe ich unter den Begründern der Deutsch-Niederländischen Telegraphengesellschaft auch die Deutsche Bank und die Deutsch-Atlantische Telegraphengesellschaft genannt. Beide sind jedoch, wie ich nachträglich von maßgebender Stelle erfahre, finanziell an dem Unternehmen nicht interessiert, weshalb ich mich veranlaßt sehe, meine dahingehenden Angaben (Grenzboten Nr. 15 S. 81) hiermit richtigzustellen.

Th. Lenschau

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

64. Jahrgang

Nr. 20

Ausgegeben am 18. Mai 1905

Inhalt:

	Seite
Das alte Preußen vor 1806. Von Otto Kaemmel	341
Das Ermittlungsverfahren in Strafsachen. Von F. Elvers	352
Schulhaß und Heeresscheu. Von Ludwig Kemmer in München. (Schluß)	358
Reiseerinnerungen aus Rußland. Von Wilhelm Gittermann	365
Der Geigenbau	373
Herrenmenschen. Roman von Fritz Anders. (Fortsetzung)	377
Maßgebliches u. Unmaßgebliches: Reichsspiegel — Zur Geschichte der süddeutschen Mairevolution — David Hansemann — Urba — Bücher über philosophische Gegenstände — Hanfstaengls religiöse Kunstblätter — Eine Cell-Ikonographie	387

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Vergleichen Sie

alle Angebote in Herrenkleiderstoffen in Bezug auf Auswahl, Qualität und Preise, dann kaufen Sie bestimmt bei

Christian Günther,

Leipzig-Plagwitz.

Postfach Nr. 14.

Bekanntestes Tuch-Versandgeschäft.

Die Saison-Neuheiten sind eingegangen. Fordern Sie mit 5 Pfg.-Karte kostenlose Zusendung von Mustern.

„Wendt's Patent-Cigarren sind für empfindliche Raucher die gesundheitsdienlichsten Tabakfabrikate der Gegenwart".

Dr. G. v. Lagerheim,
Professor an der Universität Stockholm.

* * *

Wendt's Patent-Cigarren No 6 A, Perfectos, 100 Stück 6 Mark.
Eine in dieser Preislage besonders beliebte Sorte.
Unter Garantie der Zurücknahme auf Kosten der Fabrik, wenn Cigarren nicht durchaus befriedigen.

Absorption des Nicotins und der giftigen Verbrennungsgase

Nach dem Geheimen Hofrat Universitäts-Professor Dr. med. Hugo Gerold.

D.R.P. 145727

D. R. P. 99048

Wendt's Patent-Cigarren

nach Universitäts-Professor Dr. H. Thoms-Berlin.

Fabrikate direct zu haben in Preislagen von 44 bis 300 Mark, in allen Geschmacksrichtungen, Grössen, Qualitäten u. Quantitäten (auch Probe). Preisliste und Broschüre gratis.

Wendt's Cigarrenfabr. Aktienges., Bremen, Postfach 501.

Das alte Preußen vor 1806

Von Otto Kaemmel

Vor hundert Jahren tat die preußische Politik die verhängnisvollen entscheidenden Schritte, die den Staat binnen Jahresfrist in den Abgrund führten. In unverständiger Friedensliebe verweigerte König Friedrich Wilhelm der Dritte den Beitritt zur Koalition zwischen Frankreich und Rußland; dann befahl er, erzürnt über eine Verletzung seiner Neutralität durch die Franzosen, die Mobilisierung und den Aufmarsch seiner gesamten Armee und schickte den Grafen Haugwitz mit einem Vermittlungsvorschlage an Napoleon, der tatsächlich ein drohendes Ultimatum war, und doch befahl er ihm persönlich, den Frieden unter allen Umständen zu bewahren. So schloß dieser nach der Entscheidungsschlacht von Austerlitz den verhängnisvollen Vertrag von Schönbrunn, der Preußen nur noch die Wahl zwischen einer würdelosen Abhängigkeit von Frankreich und dem Kriege ließ, und wieder wurde dieser 1806 in einer an sich berechtigten aber in diesem Augenblick unklugen Aufwallung ab irato und im unglücklichsten Momente begonnen. Aber weder diese haltlose, zwischen Übereilung und Versäumnis schwankende Politik, für die unstreitig die Verantwortung den König ganz persönlich trifft, noch die veraltete Zusammensetzung und Taktik der preußischen Armee hat für sich den jähen Fall des Staates herbeigeführt. Bei Jena wie bei Auerstädt haben sich die Truppen aufs tapferste geschlagen, dort, verzettelt wie sie waren, gegen eine Übermacht, hier gegen einen Feind in fester Stellung, und die vielgeschmähten Junker ließen hier 47 tote und 221 verwundete Offiziere auf dem Platze. Die Ursachen liegen viel tiefer. Nicht an Tapferkeit fehlte es, auch nicht an Intelligenz, sondern an Entschlußkraft, an dem festen Willen zu siegen. Wenn man aus dem tiefen Saaltale bei Jena den steilen Apoldischen Steiger nach dem Landgrafenberge hinaufsteigt und dann auf der freien Hochebene den Windknollen als einen sie völlig beherrschenden langgestreckten kahlen Höhenzug vor sich sieht, so versteht man kaum, wie Fürst Hohenlohe diese fast unbezwinglichen Stellungen nicht hat besetzen und halten können, statt dann bei dem auf baumlosem, offnem Plateau in Gärten versteckten Vierzehnheiligen seine tapfern Bataillone dem überwäl-

Digitized by Google

tigenden Feuer der Franzosen preiszugeben. Aber dieser Mangel an Entschlußkraft war ein Mangel der Deutschen dieser ganzen Zeit, eine Folge der einseitig literarisch-ästhetischen, humanen, weltbürgerlichen, ganz unpolitischen Bildung. Wie hätte sonst der General Rüchel, der bei Weimar stand und den Kanonendonner im Osten seit dem Morgen hören mußte, seiner Antwort auf den Befehl Hohenlohes, ihm zu Hilfe zu kommen, gefühlvoll überflüssigerweise hinzusetzen können: „Ich helfe gern und aus Kräften als Freund," und wie hätte Hohenlohe, über diesen selbstverständlichen Gehorsam gerührt, seine ebenfalls überflüssige Erwiderung mit der ebenso gefühlvollen Bemerkung schließen können: „Sie sind ein braver Mann und rechtschaffner Freund." Als ob es sich hier um einen persönlichen Freundschaftsdienst gehandelt hätte und nicht um die Erfüllung einer einfachen Pflicht! Diese Zeilen sprechen Bände; sie sind geradeso bezeichnend wie die Bemerkung des Philosophen Schelling in Jena, der in dem vorüberreitenden Napoleon den „Weltgeist" verkörpert sah, nicht den Todfeind seines Vaterlandes. Auf dem Schlachtfelde zwischen den beiden Städten, die ihre Hauptsitze waren, hat diese feine und hohe Bildung eben doch bewiesen, daß sie unzulänglich sei; sie ist dort geschlagen worden, nicht nur eine veraltete Taktik.

Diese ganz unpolitische, dem Staate gleichgiltig und verständnislos gegenüberstehende Bildung konnte doch aber nur deshalb zur Herrschaft gelangen, weil der damalige absolute Staat das Volk, das er umschloß, von jeder Teilnahme an der Regierung fern hielt, und weil alle die deutschen Staaten unfertige, durch tausend Zufälle entstandne, ihre Grenzen häufig ändernde politische Gebilde waren, die in ihrer Mehrzahl ihren Angehörigen wohl eine gewisse Anhänglichkeit, aber keine Ehrfurcht und keinen entschlossenen Patriotismus einflößen konnten. Eine eidgenössische Gesinnung vollends wie in der Schweiz, wo es niemals einem Kanton eingefallen ist, den andern unterwerfen oder ihm ein Gebiet abnehmen zu wollen, gab es in Deutschland schlechterdings nicht. Kein deutsches Fürstenhaus hat sich 1803 bis 1806 gescheut, seine Nachbarn zu berauben; der deutsche Geist ist niemals föderativ, wie die immer wiederholte, obwohl schon von Treitschke widerlegte Phrase behauptet, sondern immer partikularistisch gewesen. Er war es auch im damaligen Preußen, und daran ist das alte Preußen 1806 vornehmlich zugrunde gegangen. Dies im einzelnen nachgewiesen und aus zahllosen Einzelheiten ein höchst anschauliches und überzeugendes Bild gezeichnet zu haben, ist ein besondres Verdienst Max Lehmanns im zweiten Bande seines Stein, der den Höhepunkt im Leben seines Helden, die Jahre der Reform 1807/08 darstellt.*)

Der preußische Staat war durchaus kein Einheitsstaat im modernen Sinne, sondern eine Art von Föderativstaat, „ein Aggregat von Provinzen und Provinzsplittern, die ursprünglich nichts gemeinsam hatten als die Person des Monarchen und dessen Hof. Im Laufe von anderthalb Jahrhunderten war ein gemeinsames Heer, Beamtentum und Recht entstanden, aber allerorten behauptete noch der provinziale Gedanke einen breiten Raum." Es gab deshalb weder

*) Freiherr vom Stein von Max Lehmann. Zweiter Teil. Leipzig, S. Hirzel, 1903. VI und 607 Seiten.

Digitized by Google

ein wirkliches Gesamtbewußtsein noch auch nur einen gemeinsamen amtlichen Namen; es gab einen „König von Preußen," aber nicht einen Staat Preußen, diese Bezeichnung betraf nur die Provinz; wollte man das ganze Gebiet bezeichnen, so sagte man: „Alle Seiner Königlichen Majestät Provincien und Lande," etwa wie heute noch der Kaiser von Österreich amtlich nur von seinen „Königreichen und Ländern," aber nicht von Österreich spricht. Auch die Verwaltung war keineswegs wirklich zentralisiert. Das Generaldirektorium Friedrich Wilhelms des Ersten (seit 1723) bestand von Anfang an aus Provinzialministerien, die nur örtlich in Berlin zusammengefaßt waren, und deren es damals (1806) nach den großen Gebietserwerbungen des achtzehnten Jahrhunderts fünf gab, Brandenburg, Pommern und Südpreußen (d. i. Posen), Ost-, West- und Neuostpreußen (d. i. das nordöstliche Russisch-Polen), Schlesien, die niedersächsischen und die westfälischen Lande, Ansbach-Bayreuth und Neufchatel, eine Einteilung, die beiläufig gar nicht danach fragte, ob die Provinz zum Deutschen Reiche gehöre oder nicht, denn in der Tat war das damals gleichgiltig. Damit verband sich eine Reihe von Fachministerien für Justiz, Handel und Fabrikwesen, aber es gab keine Generalstaatskasse, eine Übersicht über die Einnahmen und die Ausgaben des Staats hatte somit außer dem Könige niemand. Auch das Recht, das Steuerwesen, die Militärpflicht waren in den verschiednen Landesteilen verschieden geordnet. So war der König ganz persönlich der Mittelpunkt, ja die bewegende Kraft des Staats; alle Beamten galten der Idee nach als Vollstrecker seines persönlichen Willens. Aus dieser Stellung ergab sich die Notwendigkeit und die Bedeutung des Geheimen Kabinetts, das die Eingänge an ihn und die von ihm ausgehenden Anordnungen vermittelte; die Minister verkehrten amtlich gar nicht mit ihm.

Rechtlich war der König absolut, in ihm vereinigten sich noch nach dem Allgemeinen Landrecht alle Rechte und Pflichten des Staats gegen seine Bürger, ihm stand das Recht zu, Gesetze zu geben, auszulegen und wieder aufzuheben. Die alten Landstände bestanden nur in den westlichen Provinzen in ihrer alten Wirksamkeit fort, in den ostelbischen Provinzen, den Kernländern des Staats, waren sie politisch machtlos, in Schlesien, in Westpreußen und in den später erworbnen polnischen Provinzen fehlten sie ganz. Aber ihre soziale Bedeutung war unerschüttert, denn die Bevölkerung war noch wie damals überall ständisch gegliedert in Adel, Bürger und Bauern, die sich beinahe kastenartig voneinander abschlossen, und zwar mit dem entschiedensten Übergewicht des Adels, der Rittergutsbesitzer, und in den untern Verbänden übten sie auch auf die Verwaltung noch einen großen Einfluß. Neben den ausgedehnten Domänen, die im Durchschnitt etwa den dritten Teil des gesamten Grund und Bodens umfaßten — in Preußen sogar 326054 von 518756 Hufen, im Kammerbezirk Gumbinnen allein 117510 Hufen von 137851 —, standen die steuerrätlichen Kreise für die accisenpflichtigen Städte und die landrätlichen Kreise für die Rittergüter, deren Besitzer mit einigen Kommissaren der Regierung den Kreistag bildeten und über die Erhebung der ländlichen Steuern, vor allem der bäuerlichen Grundsteuern beschlossen. Im ganzen Osten herrschten die Domänen und die Rittergüter vor, also die königlichen und die adlichen Grund-

Digitized by Google

herrschaften; sie gaben dem Lande das Gepräge des Agrarstaats, und sie regierten als „Herrschaft“ (Dominium) ihre „Untertanen,“ die gutsangehörigen Bauern, wie kleine immune Fürstentümer; sie waren von der Grundsteuer, von der Accise und von den Zöllen frei, sie hatten das Bier- und das Branntweinmonopol und das Jagdrecht, sie übten die Gerichtsbarkeit und die Polizeigewalt und über die Kirche das Patronat. Noch in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sah man auf herrschaftlichen Höfen Schlesiens als Sinnbild dieser erloschnen obrigkeitlichen Rechte das schwarzweiß gestrichne Schilderhaus. Den Dorfschulzen ernannte der Gutsherr, unter dessen Vorsitz erkannte das Dorfgericht, d. h. der Schulze mit zwei Schöffen, über kleine Polizeivergehn und beglaubigte rechtliche Handlungen, alles unter der Aufsicht des Gutsherrn. Da die Rittergutsbesitzer zugleich einen eximierten Gerichtsstand hatten, insofern als sie nur dem höchsten Gerichte der Provinz unterworfen waren und tatsächlich als der anerkannt erste Stand im Staate ein Privilegium für die höhern Beamtenstellen wie vor allem für die Offizierstellen genossen, so waren sie tatsächlich der herrschende Stand und obendrein ein in sich geschlossener Stand, denn der Adliche konnte eine vollkommen rechtsgiltige Ehe nur innerhalb seines Standes, eine Ehe mit einer bürgerlichen Frau nur zur linken Hand schließen. Diesen Zustand zu erhalten, tat der Staat alles. Nach dem Siebenjährigen Kriege gründete er ländliche Kreditinstitute, um den schwer geschädigten Rittergutsbesitzern die Erhaltung ihres Besitzes zu ermöglichen, und noch 1785 verbot Friedrich der Große den Bürgerlichen den Erwerb von Rittergütern. Dem Adel gegenüber waren die Bauern in der Tat „Untertanen,“ dem Gutsherrn zu Spann-, Hand- und Gesindediensten der mannigfachsten Art verpflichtet, in der Verfügung über die eigne Person, die Kinder und das Gut durchaus von seiner Erlaubnis und Zustimmung abhängig. Diese Gebundenheit des bäuerlichen Grundbesitzes erschien notwendig, schon um dem Heere seine Rekruten zu sichern, weshalb denn auch auf die Erhaltung der Hufenzahl sorgfältig Bedacht genommen wurde, aber sie erschwerte jeden Fortschritt über die Dreifelderwirtschaft hinaus, um so mehr, als die grundherrlichen Weideservituten auf der Dorfflur, die mit der Bedeutung der Schafzucht für die Tuchmacherei zusammenhingen, die Fortdauer ausgedehnter Brachen verlangten.

Auf der andern Seite lag den Rittergutsbesitzern die Pflicht ob, sich ihrer Untertanen in Notfällen anzunehmen, sie gegen Wucher und andre Übervorteilungen zu sichern, den noch nicht Angesessenen zu einem angemessenen Unterhalt zu verhelfen, für eine gute und christliche Erziehung zu sorgen. Dieser letzten Pflicht genügten sie freilich meist in sehr unzulänglicher Weise. In der Kurmark war ein Fünftel der Dörfer ohne Schule, die Lehrer waren meist mangelhaft vorbereitet und schlecht bezahlt, die Schulhäuser ganz ungenügend, sodaß der Unterricht meist in der Wohnstube der Lehrerfamilie erteilt werden mußte, dieser selbst inhaltlich auf Lesen und Religion und zeitlich auf die Wintermonate beschränkt. Hielten doch die meisten Rittergutsbesitzer die Bildung der Kinder des gemeinen Mannes geradezu für nachteilig. Und das alles trotz der gesetzlichen Einführung der allgemeinen Schulpflicht unter Friedrich Wilhelm dem Ersten!

Digitized by Google

In diesem Agrarstaat standen die Städte unter allen Umständen in der zweiten Reihe. Autonome Stadtgemeinden waren in den ostelbischen Kolonialländern erst im dreizehnten Jahrhundert entstanden; sie hatten sich dann bis tief ins Binnenland hinein der Hansa angeschlossen, die ihnen gegenüber der landesherrlichen Gewalt eine Stütze gewährte; doch hatten sich dieser die preußischen im fünfzehnten Jahrhundert entfremdet, die brandenburgischen waren von den ersten Hohenzollern zum Austritt gezwungen worden. Der Dreißigjährige Krieg hatte sie alle ruiniert und ihr Selbstgefühl gebrochen, Friedrich Wilhelm der Erste hatte sie seinem Militärstaat eingeordnet und den meisten sogar die freie Ratswahl entzogen. Diese war ihnen von Friedrich dem Großen zurückgegeben worden, aber autonom waren die Städte nur dem Namen nach. Die Mitglieder der Magistrate wurden auf Lebenszeit bestellt und vom König bestätigt und ergänzten sich bei Vakanzen meist selbst durch Zuwahl; die ersten städtischen Beamten ernannte der König, die übrigen hatte er zu bestätigen. Bevorzugt wurden Juristen und ausgediente Militärs, die einen solchen Posten als Invaliden- und Altersversorgung auffaßten; wer ein Gewerbe betrieb, galt dafür als nicht geeignet. In vielen Städten gab es „Stadtverordnete," „Bürgerrepräsentanten" oder wie sie sonst hießen, aber sie vertraten nur die Zünfte und die Kaufmannsgilden. Die ganze städtische Verwaltung, namentlich die des Kämmerei- (Gemeinde-)vermögens, nicht nur der Accise wurde vom Steuerrat und dessen vorgesetzter Behörde, der Kriegs- und Domänenkammer, und über dieser von dem Provinzialdepartement des Generaldirektoriums bis in die kleinste Einzelheit überwacht, ja geleitet. Wirklich autonom war die Stadt nur in der Handhabung der Justiz und des Patronats über Kirchen und Schulen; die zahlreichen kleinen „Mediatstädte" standen unter ihren meist adlichen Grundherren nicht anders als die Dörfer. Zu dieser strengen Abhängigkeit kam die schwere Garnisonlast, die durch brutales Auftreten vieler Offiziere noch fühlbarer gemacht wurde.

Diese ganze Staatsordnung war in ihren Grundlagen, in dem Übergewicht der Rittergüter, aus der alten militärischen Organisation dieser einst von dem niedersächsischen Adel eroberten Grenzlande erwachsen; sie war in derselben Richtung seit dem Großen Kurfürsten weiter ausgebildet worden, weil die erste Aufgabe des Staats die Erhaltung der Wehrmacht zu seiner Selbstbehauptung war. Seit dieser Zeit und vollends seit Friedrich Wilhelm dem Ersten war der Adel in den Dienst des Heeres und der Verwaltung (vornehmlich durch das Landratsamt, die genialste Bildung im Staate des Großen Kurfürsten) gezogen und dadurch zu einem militärisch-monarchischen Adel erzogen worden, der in Europa nicht seinesgleichen fand; daher auch seine soziale Bevorzugung. Die Bauern lieferten dem Heere die Rekruten und zahlten die Grundsteuer, die „Kontribution," die ursprünglich zu militärischen Zwecken bestimmt war; die Bürger waren vom Heeresdienst ausgeschlossen, aber sie trugen durch die Accise zur Erhaltung des Heeres bei. Es war kein bequemes Regiment, und für sogenannte Kulturaufgaben hatte es wenig übrig; aber indem dieser deutsche Nordosten den modernen Staatsbegriff, die Unterordnung des Einzelnen unter den Staatszweck, in voller Schärfe, so, wie es sonst in Deutschland nirgends geschah, ausbildete, hat

Digitized by Google

er die Grundlagen für die Erneuerung des Reichs geschaffen und also die Lasten für die ganze Nation getragen, damit aber auch seine Angehörigen zu einem stolzen Selbstbewußtsein erzogen, das den Deutschen außerhalb seiner Grenzen fehlte und ihnen als befremdlich erschien. Wenn Dichter des Fridericianischen Zeitalters Preußen mit Sparta oder mit Makedonien verglichen, so hatte dieser Vergleich einen tiefern Sinn, als sie selbst wußten.

Aber diese Zustände gerieten mit der Auffassung der von England ausgegangnen, von Frankreich aus verbreiteten „Aufklärung“ in zunehmenden Widerspruch. Wo gab es hier, was diese verlangte, das gleiche Recht für Alle, die persönliche Freiheit, eine Teilnahme des Volkes an der Regierung? Und doch war Friedrich der Große selbst ein begeisterter Anhänger der Aufklärung gewesen, er hatte sich selbst als den ersten Diener seines Volkes bezeichnet, und er war es wirklich gewesen. In seinem Allgemeinen Landrecht von 1784 kam dieser Zwiespalt zum Ausdruck. Seine Bearbeiter neigten dem Neuen zu, aber sie suchten es mit dem bestehenden Alten in Einklang zu bringen. Das Gesetzbuch bezeichnet „das allgemeine Wohl“ als den Zweck des Staats; nur um seinetwillen darf er die „natürliche Freiheit“ seiner Bürger beschränken, aber auch Privilegien aufheben; die Leibeigenschaft hob es in der Tat auf. Friedrich Wilhelm der Zweite zeigte „der öffentlichen Opinion“ sogar schon eine schwächliche Nachgiebigkeit; ihr zuliebe ließ er das einträgliche und zukunftsreiche Tabakmonopol sowie die Zentralisation der Accisevertwaltung in der „Regie“ fallen. Friedrich Wilhelm den Dritten bezeichnete einer seiner Berater geradezu als einen Demokraten, und in der Tat zeigt ihn eine kurz vor seinem Regierungsantritt verfaßte Denkschrift als einen Anhänger der neuen Physiokratie, die im Gegensatze zu dem fast anderthalb Jahrhunderte herrschenden Merkantilismus die Interessen des Ackerbaues in den Vordergrund stellte und deshalb die Befreiung des Bodens, also der Bauern verlangte. So gingen von zwei verschiednen Punkten Reformströmungen aus, die eine vom Geheimen Kabinett, also vom Monarchen selbst. Mit der Ernennung eines Ministers zum Generalkontrolleur der Finanzen 1798 wurde die Aufstellung eines allgemeinen Budgets ermöglicht, mit der Entlassung der Domänenbauern aus der Erbuntertänigkeit in den östlichen Provinzen und ihrer Ausstattung mit echtem Eigentum die Befreiung des gesamten Bauernstandes angebahnt. Die zweite davon unabhängige Strömung ging von Altpreußen aus. Das alte Ordensland stand mit den Kernlanden des Staats nur in sehr loser wirtschaftlicher Verbindung, da die Verkehrsmittel sehr dürftig waren — von Königsberg bis Berlin fuhr man damals neun Tage —, und der ganze Osten durch die noch unüberbrückte wilde Weichsel oft wochenlang vom Westen abgeschnitten blieb. Um so lebhafter war der Seehandel mit Getreide und Holz aus dem weiten, durch die polnischen Erwerbungen eröffneten Hinterlande nach Schweden, Holland und England, und mit den englischen Kolonial- und Industriewaren kamen auch englische Ideen ins Land, vor allem nach Königsberg, dem überaus regen geistigen Zentrum der Provinz. Hier an der Universität war der Nationalökonom Jakob Wilhelm Kraus ein begeisterter Anhänger der Lehre von Adam Smith und ihr wirkungsvoller Verkündiger unter seinen Zuhörern, zu denen sehr viele Edelleute der Provinz ge-

Digitized by Google

hörten; J. Kant verwarf, erfüllt von den Ideen der französischen Revolution, die Erblichkeit des Adels, die Erbuntertänigkeit und die Leibeigenschaft als eine „Absurdität." In diesem Sinne begann der Provinzialminister (seit 1795), Reichsfreiherr Friedrich Leopold von Schrötter (geb. 1743), ein geborner Ostpreuße, unterstützt von Männern wie dem Königsberger Kammerpräsidenten Rudolf von Auerswald, dem jungen Theodor von Schön u. a., eine Reihe von Reformen. Er hob die Dienste der Domänenbauern (d. h. in mehr als drei Fünfteln des Landes) auf, begann die Domänen in Erbpacht zu geben, beseitigte auf ihnen den Bierzwang, erlaubte die Leinen- und Baumwollenweberei auf dem platten Lande, ging an die Aufhebung der städtischen Zünfte, namentlich der Brauerzünfte in Thorn und in Kulm, und des Getreidemonopols der Königsberger Kaufleute. Auch einzelne Grundherren, wie Schrötter selbst, alle Dohnas, ein Finckenstein hoben auf ihren Gütern freiwillig die Erbuntertänigkeit auf. Das erst 1795 erworbne Neuostpreußen verdankte zugleich dem Minister die Begründung seines gesamten Schulwesens und große Landesmeliorationen, die nach dem Verluste des Landes wieder zugrunde gegangen sind (vgl. den Artikel von Gottlieb Krause in der Allgemeinen Deutschen Biographie Bd. 32, S. 579 ff.). Welche Ziele er verfolgte, zeigte er in einer großen Denkschrift an den König von 1802: „Eigentum der Person und der Grundstücke für die untern und möglichste Freiheit der Gewerbe und des Handels für alle Volksklassen." Wie sein Standes- und Gesinnungsgenosse Karl vom Stein in den Westprovinzen reformierte, hat M. Lehmann schon im ersten Bande seines Werkes gezeigt (vgl. Grenzboten 1903, Nr. 36, S. 567 ff.).

Aber auch im Volke begann es sich zu regen. Dabei gingen die Stände, d. h. der Adel, voran, die Bauern folgten, am zahmsten zeigten sich die Städte. Die Stände, zunächst die ostpreußischen, begehrten Anteil oder erweiterten Anteil an der Staatsverwaltung und machten zugleich Reformvorschläge, keineswegs ohne Erfolg. Den ostpreußischen Ständen gab Friedrich Wilhelm der Zweite das ihnen nach dem Siebenjährigen Kriege entzogne Recht der Landratswahl zurück und versprach ihnen, sich bei neuen außerordentlichen Steuerforderungen mit ihnen zu beraten; Friedrich Wilhelm der Dritte dachte um ihre Zustimmung zur Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit nachzusuchen. Das ermutigte die ostpreußischen Stände, auf dem Landtage vom Jahre 1798 eine Reihe von volkswirtschaftlichen Verbesserungen, und zwar ganz und gar im freihändlerischen Sinne zu fordern, denen Schrötter meist zustimmte; die vom Landtage noch ausgeschlossenen Großbauern (Köllmer) verlangten ihrerseits die Aufhebung der Patrimonialgerichte und der Erbuntertänigkeit. Ganz ähnlich wie ihre Genossen in Ostpreußen äußerten sich die damals zur Huldigung nach Königsberg berufnen Abgeordneten der Provinzen Westpreußen, Südpreußen und Neuostpreußen, die weder Landtage noch auch nur (mit Ausnahme Westpreußens) Kreistage hatten; sie begehrten auch die Begründung dieser Institutionen, sie beantragten sogar die Abschaffung der Erbuntertänigkeit. Ja noch mehr. Da Friedrich Wilhelm der Zweite die Mitwirkung der Stände bei den neuen Gesetzbüchern des Staats, dem allgemeinen wie den provinzialen, in Aussicht genommen hatte, so tauchte der Gedanke auf, eine allgemeine Ständeversammlung zu berufen, und

Digitized by Google

obwohl dieser bald wieder aufgegeben wurde, so wurden doch bei den Provinzialgesetzbüchern die Stände allerorten gehört und äußerten sich nachdrücklich, teilweise freilich in dem Sinne einseitiger Standesinteressen, in Minden und Ravensberg, in Westpreußen, in Brandenburg, in Schlesien, was dann Friedrich Wilhelm den Dritten zur Zurückweisung solcher Wünsche veranlaßte (1798). Aber grundsätzlich hielt er an der ständischen Mitwirkung fest; als er die adliche Steuerfreiheit einzuschränken versuchte, forderte er die Opposition heraus. Die begehrte oder gewährte Mitwirkung der Stände war also den in dem Sinne der Zeit liegenden Reformen keineswegs durchaus günstig, das Beachtenswerte war aber die Tatsache einer gewissen Mitwirkung, denn sie bedeutete eine Reaktion gegen den Absolutismus.

Einen andern Charakter trug die Bewegung unter den Bauern, denen die Vorgänge in Frankreich nicht ganz verborgen bleiben konnten, und auf die zugleich die naturrechtlichen Grundsätze des im Jahre 1794 in Kraft gesetzten Allgemeinen Landrechts wirkten. Da sie keine Organe hatten, so griffen sie zur Gewalt, wie kurz vorher im Jahre 1790 in der Lommatzscher Pflege, der fruchtbarsten Gegend Kursachsens. In den Jahren 1792, 1793 und 1794 waren weite Landstriche in Aufruhr, besonders in den Gebirgsgegenden Schlesiens, unter der bedenklichen Losung: „Wir möchten, daß die Franzosen kämen.“ Hier waren um Liebau, Schmiedeberg, Schweidnitz und Striegau namentlich die Weber wegen der Herabsetzung ihrer ohnehin dürftigen Löhne, einer Folge der Koalitionskriege, eifrig bei der Sache. In andern Gegenden der Provinz, so um Ohlau, Nimptsch, Neumarkt, Grottkau, später auch um Öls, Trebnitz, Groß-Strehlitz und Ratibor verweigerten die Bauern Dienste und Leistungen. Nur mit militärischem Aufgebot und mit strengen Strafen (sogar mit Spießrutenlaufen!) konnte damals die Ruhe wiederhergestellt werden. Aber beim Regierungswechsel im Jahre 1797 begann die Bewegung aufs neue und äußerte sich in zahllosen Bittschriften an den König, und wieder tauchte im Jahre 1803 die Parole vom Jahre 1793 auf, die sich drei Jahre später erfüllen sollte; ja man fürchtete einen allgemeinen Bauernaufstand.

Viel schwächer äußerte sich der Bürgerstand; eingeschüchtert und bevormundet, wie er war, brachte er es im Gegensatz zu Frankreich, wo er vorangegangen war und bald die Führung der Bewegung übernommen hatte, nicht über vereinzelte und deshalb fast unwirksame Kundgebungen hinaus. So forderten Memel (1799) und Thorn (1802) Beaufsichtigung der städtischen Vermögensverwaltung durch die Bürgerschaft, der Potsdamer Magistrat protestierte im Jahre 1806 gegen die Verkürzung seines Wahlrechts. Kraftvoller rührten sich die untern Schichten der städtischen Bevölkerung. In Breslau erzwangen die Handwerksgesellen zu Ende April 1793 die Freilassung eines wegen Kontraktbruchs verhafteten ungarischen Schneidergesellen, obwohl die Artillerie mit Kartätschen unter die Massen feuerte, sodaß 37 Tote und 41 Verwundete auf dem Platze blieben; ja die Behörden mußten die Gefallnen auf öffentliche Kosten beerdigen, die Verwundeten verpflegen lassen und eine allgemeine Amnestie gewähren. In Berlin streikten die Handwerker mehrmals und setzten ihre Forderungen durch. In allen diesen Fällen zeigten die Behörden

Digitized by Google

erst unvernünftige Härte, dann feige Nachgiebigkeit (vgl. auch M. Philippson, Geschichte des preußischen Staatswesens II, S. 25 ff.).

In der Tat, das preußische Beamtentum dieser Zeit war nicht mehr das alte, so tüchtige Männer es auch noch enthielt. Klagen über Mangel an Pflichtgefühl, Uneigennützigkeit und Treue wurden immer wieder erhoben, auch vom Könige selbst schon 1797, und den Subalternen vollends warf man Unwissenheit, Faulheit und Bestechlichkeit vor. Ein Teil der Beamten fühlte wohl selbst, daß ihre Kenntnisse und Fähigkeiten nicht mehr ausreichten, daß die Zustände, in denen sie emporgekommen waren, innerlich unhaltbar seien und umgestaltet werden müßten, denn die alten Grundlagen waren im Schwinden begriffen, sie zersetzten sich. Das persönliche Regiment des Königs war längst eine Fiktion geworden, aber die Regierung, das Generaldirektorium, bildete noch keine wirkliche Einheit, sondern ein verworrnes Gemisch von Provinzial- und Fachministern, die in beständigen Kompetenzkonflikten lagen; nicht einmal die Finanzverwaltung war einheitlich organisiert. Aber auch der Absolutismus war durch die ständische Bewegung in Frage gestellt. Die bevorzugte Stellung der Rittergutsbesitzer als des in der Verwaltung und im Heerwesen herrschenden und auf den Gütern mit obrigkeitlichen Befugnissen ausgestatteten Standes hatte jede innerliche Berechtigung verloren, seitdem die jungen Edelleute nicht mehr ausreichten, die Offizierstellen zu besetzen, und seitdem, was wichtiger war, die Rittergüter wegen Verschuldung oft den Besitzer wechselten und somit das patriarchalische Verhältnis zwischen dem Grundherrn und seinen Bauern unmöglich wurde; denn was man einer durch viele Generationen erblichen Herrschaft hatte zugestehn können, das konnte man nicht jedem beliebigen Käufer zugestehn. Die Erbuntertänigkeit der Bauern wurde als unerträglich empfunden und war grundsätzlich schon aufgegeben, ja teilweise schon aufgehoben. Die Städte drängten nach Erweiterung oder Wiederherstellung ihrer Selbstverwaltung, und auch die alten sozial-wirtschaftlichen Grundlagen ihrer Existenz, die Zünfte, erschienen als veraltet. Die wirtschaftliche Scheidung zwischen Stadt und Land, die Grundlage des ganzen Steuerwesens, war in den Westprovinzen und in einzelnen Teilen Schlesiens niemals durchführbar gewesen, und sie wurde jetzt auch in den agrarischen Ostprovinzen hier und da schon aufgegeben. Kurz und gut, das Bedürfnis nach einer gründlichen allseitigen Umgestaltung regte sich überall, es wurde auch an leitender Stelle anerkannt, ja in einzelnen Fällen und in einzelnen Landschaften sogar befriedigt. Warum ist es nun zu einer solchen allgemeinen Reform vor 1806 nicht gekommen?

Dafür war eben doch die Tradition noch viel zu stark, und Traditionen pflegen nur vor Tatsachen und nicht vor Gründen zu weichen. Die Krone und ihr Geheimes Kabinett hielten doch an dem patriarchalisch feudalen Staatsbegriffe durchaus fest. „Sie waren weit davon entfernt, den Bauern völlig freie Bewegungsfreiheit zu gewähren.“ Es war ihnen ganz recht, wenn die Scheidung der Stände möglichst erhalten blieb, der Sohn dem Berufe des Vaters folgte, wenn der Zuzug vom platten Lande in die Städte möglichst gehemmt wurde, und darin lag in der Tat viel unbewußte Weisheit, die der Gegenwart fehlt. Sie wollten den Übergang von Rittergütern an bürgerliche

Digitized by Google

Besitzer nur als Ausnahme zulassen und die Patrimonialgerichtsbarkeit keineswegs aufgeben. Sie kamen nicht auf den naheliegenden, in Frankreich im Jahre 1789 verwirklichten Gedanken, gegen den Adel den „dritten Stand" zu benutzen, also zum Beispiel die Köllmer zum ostpreußischen Landtage zuzulassen und damit ein Gegengewicht gegen den Adel zu schaffen, und mit der Idee, die Zustimmung der Stände zu gesetzgeberischen Maßregeln einzuholen, wußten sie praktisch nichts anzufangen. Noch konservativer äußerte sich das Generaldirektorium; in einem Immediatbericht vom 15. März 1800 verwarf es die Aufhebung der Erbuntertänigkeit auf das bestimmteste, und von dem Versuche, die Nation am Staate zu beteiligen, wollte auch Schrötter nichts wissen. So blieb es bei einzelnen Anläufen; an die Grundlagen des „Systems," unter dem Preußen in der Tat groß geworden war, wollte niemand rühren. Also trieb der Staat, von dem Gefühl der Unhaltbarkeit des Bestehenden und von dem unbefriedigten Drange nach Reformen erfüllt, mit schon erschütterten Grundlagen, mit einem provinziell und ständisch gespaltnen Volke, das keinen Anteil am Staate hatte, in ihm nur eine Steuern und Rekruten heischende Zwangsanstalt sah, deshalb auch ohne ein wirklich politisches Gemeingefühl dahinlebte, der Katastrophe von Jena zu. Aber so schmerzlich sie war, sie war notwendig. „Erst mußte das mit den Ansprüchen der absoluten Monarchie und den Aspirationen des Erbadels so eng verbundne fridericianische Heer auf dem Schlachtfelde unterlegen sein, ehe von einer Reform im Ernste die Rede sein konnte."

Nun ist es aber doch für Preußen charakteristisch, daß nach Jena eben eine Reform kam und nicht eine Revolution wie in Frankreich, denn die Grundlagen des Volkslebens waren eben viel gesünder als dort. Eingeleitet hat sie die große Denkschrift, die der im Januar 1807 ungnädig entlassene Freiherr vom Stein auf seinem Stammschlosse bei Nassau zunächst für den ihm befreundeten Fürsten Anton von Radziwill, den Gemahl der Prinzessin Luise von Preußen, im Juni 1807 vollendete („Über die zweckmäßige Bildung der obersten und der Provinzial-, Finanz- und Polizei-Behörden in der preußischen Monarchie"). Was im einzelnen schon bisher gefordert und geplant worden war, das erscheint hier als ein großes geschlossenes, auf dem Boden des Bestehenden aufgebautes Reformprogramm. An die Stelle des Kabinetts tritt das Ministerkollegium, in Fachministerien gegliedert; denn die Provinzialdepartements sind nur geeignet, die Interessen ihrer Provinzen, nicht die des ganzen Staates wahrzunehmen. Die Verwaltung wird von der Justiz getrennt, die besondern Behörden zu überweisen ist; an die Stelle der „im Prinzip und in der Ausführung fehlerhaften" Patrimonialgerichte treten Kreisgerichte. Die Landschulen sollen verbessert werden. Den Bauern ist die persönliche Freiheit und das Eigentum ihrer Hufen zu gewähren, ihre Abgaben und Dienste sind durch Urbarien festzustellen und können abgekauft werden. In allen Provinzen sollen Landstände bestehn, die einen Anteil an der Verwaltung der Provinz und der niedern Verbände haben. Dadurch soll eine enge Verbindung zwischen dem Staate und der Nation hergestellt werden; unter der Nation im politischen Sinne versteht Stein aber nur die „Eigentümer aller Klassen," Grundbesitzer, Fabrikanten, Kaufleute, Rentner, auch Vertreter „aller gebildeten Klassen,"

Digitized by Google

keineswegs das ganze Volk ohne Unterschied. So hoffte er den Einfluß der Bureaukratie zu beschränken, deren „Mietlingsgeist“ der stolze Edelmann verachtete. Die Städte sollen von gewählten, unbesoldeten, von der Regierung nur bestätigten Magistraten verwaltet werden, neben ihnen aber überall Stadtverordnete stehn. Ebenso sollen die ländlichen Gemeinden ihre „Dorfgerichte“ selbst wählen und Vertreter zu den Kreistagen entsenden. Den Gemeindeobrigkeiten, die ihre gerichtlichen Befugnisse größtenteils an die Kreisgerichte abgeben, bleiben die Ortspolizei, die Verwaltung des Gemeindevermögens und der Anstalten für den öffentlichen Unterricht, die Wohltätigkeit und andre Gemeindebedürfnisse; bei den Beratungen sind die Stadtverordneten zuzuziehn. Über das alles hat die Regierung nur das Aufsichtsrecht, die Bevormundung durch den Steuerrat hört auf. Damit fallen die steuerrätlichen Kreise. Dagegen dauern die von den Landräten verwalteten rein topographischen Kreise und die Kreistage fort. Aber zu diesen werden neben den mit Virilstimmen ausgestatteten Rittergutsbesitzern die Vertreter der städtischen und der ländlichen Gemeinden berufen; diese wählen dann die Abgeordneten zu den Landtagen aus den „Eigentümern,“ die eine schuldenfreie Rente mindestens von dreihundert Talern haben. Dem Landtage der Provinz steht die „innere Polizei“ zu, d. h. die Beratung des Provinzialgesetzbuchs, die bäuerlichen Verhältnisse, die Unterrichts- und Armenanstalten, die Gemeinheitsteilungen, die Austrocknung der Sümpfe und der Moore, das Straßenwesen. Dafür erhält jede Provinz einen besondern Fonds. An der Spitze der Provinz steht die „Kammer“ aus königlichen Beamten und Deputierten des Landtags, die der König auf Vorschlag für sechs Jahre auswählt. Doch behalten die Berufsbeamten die Verwaltung des öffentlichen Einkommens, die Militärsachen, die oberste polizeiliche Aufsicht und alles, was den Gesamtstaat betrifft, auch wird ihnen der „Präsident“ entnommen. Als Abschluß dieser ganzen Reform denkt sich Stein, wie aus einem Briefe an Hardenberg aus Memel vom 8. Dezember 1807 hervorgeht, in der Zukunft „Reichsstände.“ Er zweifelt nicht, daß sich für die von ihm vorgezeichnete Selbstverwaltung geeignete Männer in genügender Zahl finden würden, und daß ihre Teilnahme an der Verwaltung die Fundamente des Staats nur verstärken, nicht erschüttern würde. Auch die aufständischen Polen, deren Abtrennung er noch nicht voraussah, glaubt er mit dem deutschen Staate durch „freie Entwicklung und Veredlung der eigentümlichen Natur jedes Völkerstammes“ versöhnen zu können; ja er will dem König von Preußen auch den Titel eines Königs von Polen geben und in Warschau einen Statthalter aus dem polnischen Adel einsetzen.

So das Programm, das Erinnerungen an die von Stein immer geschützte blühende westfälische Selbstverwaltung, an das von ihm bewunderte englische Selfgovernment und nicht zum wenigsten an die Umgestaltungen in Frankreich, an die Ideen von 1789, zu einem wohldurchdachten, doch dem germanischen Geiste entsprechenden und alle lebendigen Kräfte des Volks zur Mitarbeit aufrufenden Ganzen verband. Ebendeshalb ist es dem großen Minister vergönnt gewesen, es in einigen grundlegenden Teilen selbst zu verwirklichen, und das in den Trümmerstücken eines bis aufs Blut ausgesognen, noch von den Feinden

Digitized by Google

besetzten Staats. Aber weder die Reform der Kreistage noch die der Provinziallandtage vermochte er (außer in Ostpreußen) durchzusetzen, und vollends die Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit scheiterte an dem hartnäckigen Widerspruch vornehmlich des schlesischen Adels; sie ist erst nach 1848/49 gelungen. Sogar der Rücktritt Steins am 24. November 1808 war, wie M. Lehmann das überzeugend nachweist, keineswegs nur eine Folge der Feindschaft Napoleons, sondern ebensogut ein Ergebnis der wachsenden Opposition, die seine radikalen, fast revolutionären Rüstungsvorschläge, seine zu verwegne auswärtige Politik und seine tiefeinschneidenden Reformprojekte unter seinen eignen Mitarbeitern, am Hofe, unter den vielen verabschiedeten Beamten und auch beim König selbst erweckten. Mit Steins Rücktritt am 24. November 1808 siegte nicht nur Napoleon über den deutschen Patrioten, sondern auch noch einmal das alte Preußen über das neue, das sich nach Steins Ideen heraufrang. Aber es ist dann doch in seinen Bahnen weitergegangen, und auch der Adel, von dem er so gering dachte, hat danach auf hundert Schlachtfeldern bewiesen, daß er für dieses neue Preußen so gut zu sterben wußte wie für das alte.

Das Ermittlungsverfahren in Strafsachen

In Neudorf ist eine Wirtshausschlägerei gewesen, bei der der Knecht Nowak einen Messerstich erhalten hat. Der Gendarm ist gerufen worden, als er erscheint, ist jedoch die Schlägerei beendet. Von den aufgeregten, angetrunknen Leuten hört er, daß der aus dem Nachbardorf herübergekommne Tagelöhner Petersen der Messerstecher gewesen sei. Er überzeugt sich, daß die Verletzung nicht lebensgefährlich ist, und veranlaßt den Nowak, einen Arzt aufzusuchen, daß er später ein Attest über die Verletzung beibringen kann. Weiter kann der Gendarm zunächst nichts tun.

Am nächsten Morgen schreibt er eine Anzeige über den Vorfall und gibt sie gemäß seiner Instruktion (Reskript vom 7. August 1880, Ministerialblatt für Innere Verwaltung S. 239) an den Amtsvorsteher des Tatortes ab, worauf dieser sie, da unaufschiebbare Ermittlungen nicht vorzunehmen sind, gemäß Paragraph 161 der Strafprozeßordnung an die Staatsanwaltschaft weiter gibt.

Der Staatsanwalt kann sich natürlich auf die kurze Gendarmenanzeige allein hin über die Erhebung der Anklage nicht schlüssig machen. Er schickt sie also dem Amtsvorsteher zurück mit dem Ersuchen, den Tatbestand durch protokollarische Vernehmung der Beschuldigten und der Zeugen festzustellen. Hierbei stellt sich heraus, daß ein paar der wichtigsten Zeugen nicht im Bezirk wohnen. Der Staatsanwalt sieht sich also genötigt, nachdem er die Protokolle des Amtsvorstehers zurückerhalten und durchgearbeitet hat, die Akten an den benachbarten Amtsvorsteher zur weitern Zeugenvernehmung zu geben. Sind nun gar die Zeugen oder die Beschuldigten inzwischen weggezogen, oder wie

Digitized by Google

das so häufig vorkommt, anderwärts auf Arbeit gegangen, so ist des Hin- und Hersendens der Akten kein Ende; ebenso, wenn die Protokolle der Amtsvorsteher nicht sorgfältig und geschickt genug verfaßt sind, daß aus ihnen ein klares Bild der Vorgänge gewonnen werden kann, und deshalb oder aus andern Gründen noch die Gerichte mit den Vernehmungen befaßt werden müssen.

Die Nachteile, die sich aus diesem Gang des Verfahrens ergeben, liegen auf der Hand.

Der erste ist die überaus lange Dauer der Ermittlungen. Die Strafe soll der Tat auf dem Fuße folgen. Später wird sie nur zu leicht als ein unverdientes, mit der Tat in keinem Zusammenhang stehendes Übel betrachtet. Bei unserm Verfahren tritt dieser Fall oft genug ein.

Drei Monate sind vielfach den Staatsanwaltschaften als äußerste Grenze gesetzt, in denen sie ihre Ermittlungen abzuschließen haben. Jeder aber, der in ländlichen Bezirken als Staatsanwalt gearbeitet hat, wird bestätigen können, wie schwer, ja bei verwickelten Sachen, und wenn wanderndes Volk beteiligt ist, unmöglich die Einhaltung dieser Frist ist. Aber auch ganz einfache Sachen brauchen immerhin Wochen, bis sie zur Anklageerhebung kommen; und dann folgt noch das Eröffnungsverfahren, und dann erst die Anberaumung des Hauptverhandlungstermins. So wird es nur in den seltensten Fällen gelingen, eine Straftat früher als sechs bis acht Wochen nach ihrem Geschehen zur Aburteilung zu bringen.

Das ist aber für die große Masse der einfach liegenden Straftaten (von schweren verwickelt liegenden Verbrechen ist hier natürlich nicht die Rede) viel zu spät.

Hand in Hand mit dem Zeitverlust geht eine überaus große Steigerung der Arbeitslast.

Wir haben gesehen, wie oft die Akten hin und her gesandt worden sind, und wie immer neue Beamte der Staatsanwaltschaft, der Gendarmerie, der Polizei und der Gerichte sie durcharbeiten mußten, um sie sachgemäß ergänzen zu können. Es liegt nur zu nahe, daß diese Durcharbeitung nicht immer mit der nötigen Gründlichkeit geschehen wird, oder auch nur bei der Mitwirkung so vieler teils kriminalistisch ungeschulter, teils überlasteter Beamten geschehen kann. Jedenfalls bietet die ineinander greifende Tätigkeit so vieler Personen eine Öffnung, durch die sich Irrtümer und Mißverständnisse allzuleicht in die Akten einschleichen können. Die lange Dauer der Untersuchung bringt aber auch Gefahr für die Richtigkeit ihres Ergebnisses, einmal nach der Richtung, daß der so wichtige erste Angriff der Ermittlungen durch das Hin- und Hersenden der Akten verzögert und abgeschwächt wird, dann nach der Richtung, daß Zeugen und Beschuldigte mehr und mehr vergessen, was sie wirklich beobachtet haben, und sich in Phantasien einleben, die mit den wirklichen Vorgängen nur noch sehr locker im Zusammenhang stehn. Es ist eine bekannte Tatsache, daß häufig Zeugen, namentlich aus ungebildeten Kreisen, je länger nicht desto weniger, sondern desto mehr von den Vorgängen, die sie beobachtet haben, wissen wollen. Noch neulich ist mir eine Frau vorgekommen, die, wie man annehmen kann, vielleicht den Lärm einer Rauferei gehört hatte, die aber,

Digitized by Google

ihre Darstellung mehr und mehr ergänzend, schließlich in mondloser Märznacht um drei Uhr im dichten Kiefernbestand das Ringen zweier Menschen in seinen Einzelheiten beobachtet haben wollte. Es liegt auf der Hand, wie gefährlich bei solchen Zeugen jede Verzögerung der Urteilssprechung ist.

Die größte Gefahr unsers Ermittlungsverfahrens besteht aber darin, daß der Staatsanwalt seine Entscheidung, ob er Anklage erheben oder einstellen soll, allein auf Grund der Akten treffen muß. Diese können aber ein wirklich klares Bild der Vorgänge nur sehr schwer ergeben.

Jede vernommne Person trägt subjektives Empfinden in ihre jedesmalige Darstellung hinein, ebenso aber auch jeder vernehmende Beamte in das, was er als Resultat der Vernehmung zu Papier bringt. Und endlich steht auch jeder Leser unter dem Eindruck subjektiver Empfindungen und liest etwas andres aus den Akten heraus als ein andrer. Ein solch verzerrtes Bild ist es also, das der Staatsanwalt beim Lesen der Akten erhält, auch wenn diese mit aller Gewissenhaftigkeit und von Leuten zusammengestellt sind, die die schwere Kunst des Vernehmens verstehn. Das ist aber durchaus nicht immer der Fall. Es ist ganz außerordentlich schwer und zeitraubend, aus den zu vernehmenden Personen das herauszubekommen, was sie wirklich wissen und sagen wollen, und es ist ebenso schwer, dies so, wie es gemeint ist, zu Papier zu bringen.

Um auf unsern Fall zurückzukommen, so hat Petersen unklar, zögernd und stockend dem vernehmenden Amtsvorsteher vielleicht eine lange Geschichte erzählt des wesentlichen Inhalts, er sei schon einmal von den Neudorfer Knechten eines Mädchens wegen verprügelt worden und ginge deswegen gar nicht in das Dorf, aber seine Mutter sei krank gewesen, und er habe dort in der Apotheke Arznei holen müssen. Als er dann auf dem Rückweg an dem Wirtshaus vorbeigekommen sei, hätte ihm jemand den Weg versperrt. Er habe versucht, in Güte vorbeizukommen, als dies nicht gelungen sei, sich vielmehr andre Leute um ihn gesammelt hätten, habe er den Gegner beiseite gestoßen und sei fortgelaufen, verfolgt unter furchtbaren Drohungen von der ganzen Horde. Einer von diesen hätte ihn erreicht, und um nicht von ihm festgehalten und von der Menge erschlagen zu werden, habe er mit dem Messer nach ihm gestochen.

Es liegt auf der Hand, daß für die von Petersen behauptete Notwehr der frühere Streit und die Frage, wie er in das Wirtshaustreiben hineingekommen ist, von größter Wichtigkeit ist. Wenn der Amtsvorsteher das aber nicht erkennt oder denkt: Das ist doch alles nicht wahr! oder: Das kann immer noch vorgebracht werden, so lautet nach dem Protokoll die Petersensche Aussage etwa so (ich übertreibe nicht): „Ich gebe zu, den Nowak mit dem Messer gestochen zu haben, als er vom Wirtshaus her hinter mir herlief. Ich fürchtete, daß ich sonst verprügelt würde."

Der Staatsanwalt, der dies liest, kann natürlich die Notwehr dem Petersen nicht zugestehn, hat auch keinen Anlaß, nach dieser Richtung weiteres zu ermitteln, sondern erhebt sofort Anklage. Aber wenn nun auch der Akteninhalt mit Verständnis und Fleiß zusammengetragen ist, so ist doch für die Würdigung

Digitized by Google

ihres Inhalts der persönliche Eindruck der vernommnen Personen und die Art, wie sie ihre Aussage beschafft haben, von größter Wichtigkeit. Diese Umstände aber lassen sich in den Akten so gut wie gar nicht wiedergeben und gehn dem Staatsanwalt bei der Anklageerhebung völlig verloren.

Endlich ist es nicht der persönliche Eindruck allein, von dem die Glaubwürdigkeit einer Person abhängt, ihr Vorleben, ihr Leumund, ihre geistigen Fähigkeiten fallen nicht weniger ins Gewicht. Hier aber weiß sowohl der Staatsanwalt als auch das erkennende Gericht viel zu wenig. Bei unserm Fall zum Beispiel ist es von fast ausschlaggebender Bedeutung, genau zu wissen, ob der Messerstecher oder sein Gegner als Raufbolde bekannt und gefürchtet sind. Aber, abgesehen hiervon, hat etwa eine als Zeugin vernommne Dienstmagd bekundet, sie habe gesehen, daß Petersen schon ein blankes Messer in der Hand gehabt habe, als er noch ganz unbehelligt am Wirtshaus vorüber gegangen sei. Petersen bestreitet das und macht geltend, das Blanke sei vielleicht die Medizinflasche gewesen. Die Zeugin aber stellt das in Abrede und erklärt immer bestimmter, nein, das sei ein Messer gewesen. Jeder im Dorf weiß nun, daß das Mädchen sehr phantastisch angelegt ist, und daß ihre Erzählungen mit der größten Vorsicht aufzunehmen sind. In den Akten aber steht davon nichts, und nur durch Zufall wird es in der Hauptverhandlung zur Sprache kommen, denn von selber sagen die Leute so etwas nicht, und danach zu fragen hat der Richter keinen Anlaß, denn die Zeugin macht ihre Angaben ganz ruhig und bestimmt.

Nach alledem ist der Baugrund, auf dem der Staatsanwalt seine Anklage aufbaut, der Akteninhalt, sehr unsicher. Das sollte man bedenken, wenn man sich in der Presse und im Landtag über die angeblich besonders häufigen Freisprechungen bei uns (16 bis 30 Prozent) beklagt und daraus den Schluß ziehn will, die Staatsanwaltschaft sei sich der Bedeutung der Anklageerhebung nicht genügend bewußt. Dies soll man aber auch bedenken, wenn Abweichungen von dem Akteninhalt bei den Vernehmungen in der Hauptverhandlung zutage treten. Leider aber besteht eine merkwürdige Neigung, diesen als ein ganz getreues Spiegelbild der Vorgänge anzusehen, und hieraus folgt ein weiterer Mangel unsers Verfahrens.

Immer und immer wieder hören wir nämlich, wie Angeklagten und Zeugen auch bei kleinen Abweichungen vorgehalten wird: „Sie haben doch laut Protokoll vom so und so vielten gesagt —“ Und dieser Vorhalt geschieht mit einem Ton der Entrüstung, und aus der angeblichen Verschiedenheit der Aussagen werden Folgerungen gezogen, die dem ein Rätsel sind, der das bei Aussage und Vernehmung mitspielende psychologische Moment kennt und weiß, mit welcher Hast und wie mangelhaftem Verständnis oft die Protokolle zustande gebracht werden.

Zusammenfassend, leidet also unser Ermittlungsverfahren daran, daß es zu zeitraubend ist und eine unverhältnismäßig große Arbeitsmenge verlangt. Hierbei mag zugegeben werden, daß diese Mängel dadurch häufig etwas verringert werden, daß sich die Polizeibehörden nicht allzu streng an die Vorschriften des Paragraphen 161 der Strafprozeßordnung halten, sondern die Sachen

Digitized by Google

erst nach Abschluß aller ihnen nötig erscheinenden Ermittlungen an die Staatsanwaltschaft abgeben. Immerhin schiebt sich auch hier die Staatsanwaltschaft als eine neue zeitraubende Instanz zwischen die eigentliche Ermittlungsbehörde und das erkennende Gericht. Für alle Fälle aber bleibt der weitere Mangel unsers Verfahrens, daß der Staatsanwalt seine Entscheidungen zu treffen hat allein auf Grund des Akteninhalts, der kein völlig richtiges Bild der Vorgänge geben kann, daß der Staatsanwalt des persönlichen Eindrucks der in Betracht kommenden Personen entbehrt, und daß er die Verhältnisse, auf deren Boden die Straftaten erwachsen sind, zu wenig kennt.

Es fragt sich, wie hier zu helfen ist. Dabei wird man davon ausgehn müssen, daß das Hauptübel unsers Ermittlungsverfahrens, wie wir gesehen haben, in der Mitwirkung so vieler verschiedner Behörden und Beamten liegt (Staatsanwaltschaft, Amtsgericht, Gendarmerie, Polizei, und unter Umständen noch der Untersuchungsrichter). Rein theoretisch betrachtet wäre also dem Übel leicht dadurch abzuhelfen, daß man an Stelle der verschiednen Behörden eine einheitlich geordnete Behörde setzte, die die Aufgabe hätte, die gesamten Ermittlungen bis zur Einstellung oder Abgabe der Sachen an das Gericht selber vorzunehmen. Die Schwierigkeit liegt aber darin, wie eine solche Behörde zu organisieren, und wem sie unterzuordnen wäre. Schon nach unsrer jetzigen Strafprozeßordnung (Paragraph 159) hat der Staatsanwalt das Recht, alle Ermittlungen mit Ausnahme ganz bestimmter dem Gericht vorbehaltner Handlungen selber vorzunehmen. Er ist dazu aber in den meisten Fällen so gut wie ganz außerstande, da er, am Ort des Landgerichts sitzend, zu spät von den Vorkommnissen erfährt, da er nicht das nötige Personal von Unterbeamten und mittlern Beamten zur Verfügung hat, da er nicht die nötige eigentlich kriminalistische Schulung hat, und da ihm vor allem die nahe Fühlung mit dem Publikum fehlt, ohne die erfolgreiche Ermittlungen einfach nicht gemacht werden können. Darum ist dann auch, wenigstens in den Städten, die Polizei die eigentliche Trägerin des Ermittlungsverfahrens geworden, wozu sie mit ihrem großen Beamtenpersonal und ihrer immerwährenden Berührung mit dem Publikum besonders geeignet erscheint. Hieraus ergibt sich, daß man entweder die Staatsanwaltschaft anders organisieren, oder daß man unter Beseitigung der Staatsanwaltschaft der Polizei das Recht der Anklageerhebung erteilen muß. Dieser letzte Ausweg unterliegt aber dem Bedenken, daß die Macht der Polizei bei uns schon überaus groß ist. Diese durch die wichtige Befugnis der Anklageerhebung noch zu steigern, wird also nirgends Neigung bestehn. Außer in den großen Städten, wo ihre Kriminalabteilungen nicht allzu schwer entsprechend umgestaltet werden könnten, fehlt es aber auch an einer Polizeibehörde, der das Amt der Anklageerhebung übertragen werden könnte, denn daß die Amtsvorsteher und die Polizeibehörden der kleinen Städte hierzu nicht in der Lage sind, bedarf keiner Erörterung.

So bleibt nur der andre Ausweg, die Umgestaltung der Staatsanwaltschaft. Dies würde für die großen Städte gleichbedeutend sein mit einer Abtrennung der Kriminalpolizei von der übrigen Polizei und ihrer Unterordnung unter die Staatsanwaltschaft (für die man die Bezeichnung Sicherheitsbehörde

Digitized by Google

vorgeschlagen hat). Im übrigen würde man die Staatsanwälte in den Bezirken verteilen müssen, sodaß jeder einen oder mehrere Amtsgerichtsbezirke unter sich hätte, in denen er alle Strafsachen von Anfang an und möglichst an Ort und Stelle bis zur Abgabe an das Gericht bearbeiten müßte. Zur Hilfe würden ihm einige im Bezirk verteilte Kriminalbeamte beizugeben sein.

Die Bedenken, die einer solchen Umgestaltung der Staatsanwaltschaft entgegenstehn, sind zunächst finanzieller Natur. Die große Zahl der Amtsvorsteher besorgt die Kriminalpolizei ohne Unkosten für den Staat. Die städtischen Polizeibehörden arbeiten auf Stadtkosten. Demgegenüber würde bei der vorgeschlagnen Neuorganisation der Fiskus die gesamte Kriminalpolizei durch besoldete Beamte auszuüben haben. Auch würde eine gewisse Vermehrung der im Kriminaldienst beschäftigten Polizeibeamten nötig sein, da die Hilfe, die jetzt von den andern Polizeibeamten nebenher der Kriminalpolizei geleistet wird, später nicht in demselben Maße mehr zu haben sein würde.

Andrerseits muß aber bedacht werden, daß die Amtsvorsteher schon jetzt so mit Geschäften überbürdet sind, daß man über kurz oder lang an ihre Entlastung wird herantreten müssen. Die Städte könnte man zur Tragung der Kosten in ähnlicher Weise heranziehn wie jetzt, wo die Städte mit königlicher Polizei zu deren Kosten beizutragen haben (Gesetz vom 20. April 1892). Die Vermehrung der Kriminalbeamten würde endlich dadurch — wenigstens zum Teil — ausgeglichen, daß die Untersuchungsrichter und die Ermittlungsrichter der Amtsgerichte wegfallen würden.

Es bleibt die Frage, wem die neugeordnete Behörde unterzuordnen wäre, dem Justizminister oder dem Minister des Innern. Da sie eine politische Behörde sein und auch in Zukunft häufig auf die Hilfe und die Mitwirkung der Polizei (Wohlfahrts- und Sicherheitspolizei) angewiesen sein würde, so spricht dies dafür, sie unter denselben Chef, den Minister des Innern, zu stellen. (In Österreich beabsichtigt man dies zu tun.) Andrerseits kann nicht verkannt werden, daß das Abrücken von dem eigentlichen Kreis der Verwaltung, wenn nicht größere Sicherheit, so doch den Anschein einer solchen dafür gewährt, daß die Justiz nicht zu politischen Zwecken gemißbraucht werden soll. Wenn man also die Anklagebehörde von dem Justizministerium loslösen wollte, so würde man durch Erweiterung der Befugnisse des Verteidigers im Vorverfahren und durch Ausdehnung der Rechte des Verletzten, die Anklage zu erzwingen, darauf hinzuwirken haben, daß das Vertrauen des Publikums in die neue Behörde nicht erschüttert würde. Alles in allem scheinen die Schwierigkeiten, die der vorgeschlagnen Neuregelung der Strafverfolgung im Wege stehn, nicht unüberwindbar zu sein. Der Nutzen aber liegt auf der Hand.

Bei unserm Falle würde sich der Staatsanwalt alsbald nach Empfang der Nachricht, und bevor sich die Beteiligten in alle Winde zerstreuen konnten, an Ort und Stelle zu begeben und sie hier, während sie noch unter dem frischen Eindruck des Erlebten stünden, auch sich noch nicht über die zu machenden Aussagen im einzelnen verständigen konnten, zu vernehmen haben. Von Petersen würde er sich die Medizinflasche vorzeigen lassen oder durch Nachfragen in der Apotheke alsbald die Richtigkeit seiner Angaben feststellen

Digitized by Google

können. Mit den Gemeindeältesten würde er über den Leumund und die Glaubwürdigkeit der Leute sprechen, kurz nach jeder Richtung würde er den Fall persönlich aufzuklären haben. Jetzt, und wirklich jetzt erst, wäre er in der Lage, sich ein einigermaßen klares Bild des Vorgangs zu machen und zu beurteilen, wer in die Rolle des Angeklagten und des Zeugen zu versetzen sei. Und so erst, mit der vollen Kenntnis des Geschehenen und der mitwirkenden Personen, wäre er in der Lage, dem Gericht sachgemäß den Stoff zur Urteilsfällung zu unterbreiten. Es wäre hiermit die größte Schnelligkeit der Strafverfolgung gewährleistet, mit der eine große Arbeitsersparnis Hand in Hand gehn würde. Der Umstand, daß alle Ermittlungen alsbald und von geschulten Beamten vorgenommen würden, würde endlich die Gewähr ihrer Gründlichkeit, und soweit dies möglich wäre, der Richtigkeit ihres Ergebnisses verbürgen.

Möchte die bevorstehende Umgestaltung des Strafprozesses uns die vorgeschlagne Vereinfachung des Ermittlungsverfahrens bringen. F. Elvers

Schulhaß und Heeresscheu

Von Ludwig Kemmer in München

(Schluß)

Fünfzig Jahre bevor der Verfasser von „Jena oder Sedan?“ als Einjährig-Freiwilliger eines sächsischen Feldartillerieregiments die Erfahrungen machte, die ihm die Scheu vor dem Heere eingeflößt haben, hat ein andrer deutscher Dichter in einem preußischen Infanterieregiment seiner Wehrpflicht genügt. Er hatte sich um ein akademisches Lehramt beworben und dadurch ohne jede böse Absicht die rechte Zeit, seiner Dienstpflicht als Einjährig-Freiwilliger zu genügen, versäumt. Er wurde als „säumiger Cantonist“ behandelt und vor der Ersatzkommission, unter dem Meßapparat, als Gemeiner für den dreijährigen Dienst vereidigt. Als er den Termin zum Eintritt infolge einer Erkrankung nicht einhalten konnte, ordnete die Ersatzkommission, obwohl ein amtsärztliches Zeugnis seine Erkrankung bestätigte, an, daß er per Schub zu seinem Regimente geschafft werden solle. Krank rückte er in Breslau ein, wurde vom Regimentsarzt behandelt, bis er dienstfähig wurde, und dann im Schmuck der inzwischen vom König wieder bewilligten schwarz-weißen Schnur gedrillt. Er „gewann reichlich Gelegenheit, das Kleinleben der Kaserne kennen zu lernen, chargierte und sprang im Bajonettfechten jedem Feinde verderblich umher, und merkte, daß diese Turnübung für ihn von dauerndem Nutzen sein könne.“ Er hatte wohl einen Oberst von Falkenhein, aber keinen Hauptmann von Wegstetten oder Güntz gefunden. Sein Hauptmann, „ein alter Knabe, der seit dem Jahre 1813 ohne gute Aussichten für sich in Dienst stand, und als Bärbeiß übel beleumundet war,“ ließ ihn, als er sich beim Exerzieren „in dem dünnen Anzug, wie er damals war, und wie ihn der Hauptmann befahl,“ erkältet hatte, als Simulanten aus seiner

Digitized by Google

Wohnung in das Lazarett schaffen. Nachdem er das hitzige Nervenfieber, das in einer überfüllten, dunstigen Krankenstube zum Ausbruch kam, überstanden hatte, wurde er als Armeereservist entlassen. Er schrieb sich die Hauptschuld an seinen Leiden zu, und die milden Worte: „Aber mein altes Preußen hatte mich auch nicht mit Sammetpfötchen angefaßt," womit er die Schilderung seines Soldatenlebens schließt, zeigen, daß keine Bitterkeit in ihm zurückblieb. Es fiel diesem Dichter nicht ein, durch ein Buch „Jena oder Dennewitz?" Gift in sein Volk zu tragen, obwohl seine gute preußische Gesinnung, seine Freude am Waffendienst und das patriotische Herz seines geliebten Vaters durch die unzeitige Rauheit der Militärbehörden aufs tiefste verletzt worden waren. Er bescherte seinem Volke die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit," das Lustspiel „Die Journalisten," den Roman „Soll und Haben," und dreiundzwanzig Jahre nach seiner Dienstzeit, als „Furcht vor Steuerdruck, Groll gegen die bevorzugte Stellung des Offizierkorps im Staate, Pietät gegen die Idee der Landwehr, Abneigung gegen das Ministerium" in der Konfliktzeit die große Mehrzahl des preußischen Volks auf die Seite der die Armeereorganisation verwerfenden Majorität des Abgeordnetenhauses geführt hatte, schrieb er, der während seiner Dienstzeit so hart angefaßt worden war, im vierzigsten Hefte des Jahrgangs 1862 der Grenzboten: „Die Aufregung in der letzten Zeit hat das Auge für Mängel der preußischen Heerverfassung sehr geschärft, und die Preußen scheinen zuweilen zu vergessen, wie vortrefflich trotz aller einzelnen Übelstände auch jetzt noch die letzten Grundlagen der preußischen Heerverfassung sind. Die allgemeine Dienstpflicht ohne Stellvertretung, die kurze Dienstzeit, mag diese nun $1^1/_2$ oder $2^1/_2$ Jahr dauern, und die tüchtige technische Bildung des Offiziercorps müssen noch immer von jeder Nation Europas beneidet werden, Frankreich nicht ausgenommen. Es ist wahr, Vieles bleibt zu wünschen übrig, um das Heer mit der fortgeschrittenen Entwickelung des Staatskörpers in Einklang zu bringen, aber ebenso deutlich ist, daß die Umänderungen zum Theil nur langsam als nothwendige Folge nationaler Fortschritte sich entwickeln können, und daß bei dem größten Theil derselben nicht der Landesvertretung, sondern einem Ministerium, zu welchem die Kammer Vertrauen hat, die Inangriffnahme überlassen werden muß."

Wenn ein junger Dichter, der jetzt die Waffen trägt, auch kein Tyrtäuslos findet wie Körner, so hart wird seine Dienstzeit doch nicht sein wie die Freytags, und hohe Aufgaben harren seiner, die er unter ritterlichen Offizieren, neben tüchtigen, biedern Unteroffizieren, in Reih und Glied mit den Söhnen der Heimat, seinen Brüdern, freudig erfüllen kann. Er marschiert viele Straßen weit, viele Stunden lang im gleichen Schritt und Tritt an der Seite junger Volksgenossen, die Anhänger einer politischen Irrlehre sind. Kann er sie nicht bekehren, belehren kann er sie immer, ganz können sie sich seinem Einflusse nicht entziehn. Er kann durch freudige Pflichttreue nicht nur sich, sondern auch der Staatsautorität die Achtung der Mißleiteten gewinnen, die widerwillig ihrer Dienstpflicht genügen, und durch treue Kameradschaft verhindern, daß sich nach dem letzten gleichen Schritt die alte Kluft zwischen ihnen auftut und ihre Lebenswege für immer scheidet. Wie sich in Kriegszeiten ein Band der Liebe um

Digitized by Google

einen hochgebildeten jungen Gelehrten und einen einfachen Schneidergesellen geschlungen hat, haben die Leser der Grenzboten — gewiß mit Rührung — von Friedrich Ratzel erfahren. Sollte das Heer die Kraft, soziale Gegensätze zu mildern und auszugleichen, nur im Kriege haben? Alle die jungen, zur Führung ihrer Altersgenossen bestimmten Männer, die die bunte Schnur um die Achselklappe tragen, sollten vom Gymnasium den Entschluß, ihrem Vaterlande Herz und Hand zu weihen, auch wenn ihnen alle Wegweiser der Zeit nach Jena zu weisen scheinen, und die sittliche und körperliche Kraft, unbewährte Waffen im Frieden, siegreiche und geschlagne im Kriege freudig für das Vaterland zu führen, mitbringen. Dann erwüchse aus dem Friedensdienste im Heere allmählich der soziale Friede.

Daß die Schule nicht allen die sittliche und körperliche Kraft mitgibt, die das Streben nach diesem hohen Ziele fordert, hat der Fall Eras gezeigt. Ein junger Mann, der seine Universitätstudien abgeschlossen hat, versucht, sich dem Waffendienste, dessen Forderungen er sich nicht gewachsen fühlt, auf Schleichwegen zu entziehn. Der Versuch mißlingt, der „Freiwillige“ wird nach genauer Untersuchung tauglich befunden, wegen falscher Anschuldigung und verleumderischer Beleidigung eines Vorgesetzten verurteilt, schließlich wegen einer Psychose, die er in seiner Jugend überstanden hat, und wegen Hysterie zur Disposition der Ersatzbehörden entlassen. Ich bin überzeugt, daß sich dieser Vorgang nicht ereignet hätte, wenn Eras in den Schuljahren die Erziehung genossen hatte, die das Gymnasium verheißt, aber nicht gewährt.

Nicht immer tritt die Heeresscheu so deutlich und so häßlich zutage wie bei Eras und bei gewissen Dichtern unsrer Zeit. Dieser Umstand läßt ihre Verbreitung geringer erscheinen, als sie ist. Wir haben es nicht nur mit Einzelnen zu tun, die in verleumderischen Briefen und in tendenziösen Schriften ihre Klage über die Härte des Heeresdienstes erheben. Die Einzelnen sind Chorführer, ihnen folgt ein murrender Chor, der die Härte, womit die militärische Erziehung auf den unausgebildeten verkümmerten Körper und auf das ungezügelte Selbstbewußtsein vieler jungen Leute wirkt, still, aber nicht willig erträgt und nicht vergißt, der die eigne Tadelsucht unterdrückt, aber die feindselige Schilderung des Heeres freudig begrüßt und ihre Wirkung murrend verstärkt. Die Verbreitung des Simplicissimus und der Erfolg von Büchern wie „Jena oder Sedan?“ geben einen Maßstab für die Größe dieses Chors der Heeresscheuen. Er umfaßt nicht nur gediente Leute, sondern auch gebildete und ungebildete Rekruten, die von dem Simplicissimus und seinen Genossen beeinflußt sind. Wenn der gesunde, gut gewachsne, allerdings am Gymnasium verkümmerte Sohn eines reckenhaften, im Landwehrdienst ergrauten Vaters, der Neffe eines an der Loire gefallnen Onkels sich freut, zum Heeresdienst untauglich zu sein, und erwartet, daß alle seine Angehörigen seine Freude teilen, so deutet dies auf ein bedenkliches Schwinden des kriegerischen Geistes in unsrer Jugend. Mag nun das Bewußtsein körperlicher Schwäche oder die durch das Selbstbewußtsein des Polyhistoren und durch die Offizierkarikaturen der Witzblätter erzeugte Verachtung des Offizierkorps und des Heeres, oder Egoismus, der im Heeresdienst eine unwillkommne Hemmung des Berufsstrebens sieht, oder ästhetische Ver-

Digitized by Google

feinerung, für die der Gedanke an Kampf und Tod abstoßend ist, der Grund dieser Erscheinung sein — in jedem Fall ist sie bedenklich. Soweit die Heeresscheu durch die zügellose Heereskritik der Witzblätter und durch eine wertlose aber wirksame Skandalliteratur erzeugt wird, hat das Offizierkorps des Beurlaubtenstandes die Aufgabe, durch die Bekämpfung und Widerlegung heeresfeindlicher tendenziöser Zeitungsnachrichten, Witze, Bilder und Romane im Kreise der Berufsgenossen und der Verwandten die öffentliche Meinung allmählich zu desinfizieren. Diese desinfizierende Tätigkeit — man verzeihe den Ausdruck — werden die Offiziere der Reserve und der Landwehr besonders wirksam auch dadurch ausüben können, daß sie in ihrem amtlichen und privaten Einflußkreise kaiser- und heeresfeindliche Witzblätter rücksichtslos unterdrücken.

Dafür, daß nicht Körperschwäche und maßloser Bildungs- und Wissensdünkel die gebildeten Wehrpflichtigen entwertet, haben die Mittelschulen zu sorgen. Die Tüchtigkeit des Charakters und des Körpers darf nicht mehr, wie bisher, ein von der Gunst der Verhältnisse geschenktes, nicht von den Erziehern erarbeitetes Ergebnis der Mittelschulbildung sein. Das Hauptziel dieser Schulen muß neben der Bildung des Verstandes die sittliche und körperliche Tüchtigkeit ihrer Schüler sein. Soweit die Lehrpläne die Erreichung dieser Ziele erschweren oder ausschließen, müssen sie geändert werden.

Ich lebe nicht in dem Wahne, als seien die höhern Schulen allein schuld an dem Rückgange der Wehrfreudigkeit unsrer Jugend. Ich weiß, daß viele Eltern ihre Kinder mit einer Bequemlichkeit umgeben, die allenfalls greisen, von der Arbeit eines langen Lebens müden Menschen zukommt, und ihnen soviel Genüsse zugänglich machen, daß sie frühzeitig unfähig werden, zu genießen. „Meine Kinder sollen es besser haben, als ich es in meiner Jugend hatte," das ist die Redensart, womit verblendete Väter, die ihre geschonte und gestählte Arbeits- und Schaffenskraft einer armen, engen Jugend verdanken, ihre gefährliche Schwäche gegen geliebte Kinder entschuldigen. Die Fehler von Individuen gefährden Familien, die Fehler von Einrichtungen gefährden das Volk.

Die Schule darf nicht verblendet sein. Und doch — wie wird sie zum Beispiel der Forderung, in ihren Schülern den Mut zur Wahrheit nicht zu ertöten, sondern auszubilden, gerecht? Sie nimmt vielen Schülern durch das Übermaß ihrer Forderungen die Körperfrische und die Geistesfrische, die sie fähig machen, die Prüfungsart der Mittelschule, von der ersten Schulaufgabe in Sexta bis zur Reifeprüfung, zu überwinden. Dann erwartet sie von ihnen das mutige Geständnis, daß sie sich der oder jener entscheidenden Aufgabe nicht gewachsen fühlen, und mutige Ergebung in die oft schweren Folgen. Von jungen, unreifen Menschen heroische Wahrheitsliebe verlangen, heißt die Anlage zur Wahrheitsliebe in ihnen ertöten.

Die Schule soll auch den körperlichen Mut in der Jugend ausbilden, zum mindesten nicht ersticken. Vor achtundachtzig Jahren klagte Guts Muths in seinem „Turnbuch für die Söhne des Vaterlandes": „Sorgfältige, tausendfach wiederholte Warnungen predigen im Hause und in der Schule große Vorsicht, große Sorgsamkeit im Verhalten, Vermeidung der Gefahr, selbst wo keine ist, Bedächtlichkeit. Überall ein starkes, strenges Zurückdrängen des natürlichen Mutes von

Digitized by Google

Kindheit an. Zähmung! Zähmung! Das ist die Losung!" Und heute predigen sorgfältige, tausendfach wiederholte Warnungen und Verbote den Knaben, die später als Männer keinen Schimpf und keinen Schlag dulden und Blut und Leben für die Ehre und den Bestand des Vaterlandes hingeben sollen, daß jede Selbsthilfe aufs strengste verboten ist. Dieses Verbot wirkt geradezu verderblich auf die Charakterbildung. Schwache, feige Naturen fühlen sich dadurch berechtigt, von Altersgenossen Schimpf und Schläge hinzunehmen, und obendrein wird die Neigung zum Denunzieren großgezogen. In ritterlichen Naturen wird ein Zwiespalt zwischen der Achtung des Gebots der Obrigkeit und der Abneigung gegen die Anrufung fremder Hilfe in Streitfällen eine Verbitterung gegen die Obrigkeit und eine Lähmung der Entschlußfähigkeit erzeugen, die nicht nur den Mut, sich selbst zu helfen, sondern auch die Bereitwilligkeit, andre vor Unrecht und Gefahr zu schützen, beeinträchtigt. An einem süddeutschen Gymnasium hat der Lehrerrat vermutlich unter dem Drucke der Haftpflicht und in dem an die Klage des Turnvaters Guts Muths erinnernden Bestreben, die Schüler vor Gefahr zu schützen, „selbst wo keine ist," den Schülern verboten, sich auf dem großen für Laufspiele hergerichteten Platze hinter dem Schulgebäude während der Pausen anders als im Schritte zu bewegen. Gewiß, es können sich durch Zusammenstöße in der schnellsten Gangart, durch Stolpern und Stürzen Unfälle ereignen. Dann aber auch weg mit allen Fuß- und Schlagballspielen und mit dem Eislaufe! Die bringen dieselben Gefahren gesteigert mit sich.

So weit war ich bei der Niederschrift der sich mir immer wieder aufdrängenden Gedanken gekommen, als mir ein Buch in die Hände kam, das den mich ungemein sympathisch berührenden Titel „Wehrkraft durch Erziehung"*) trägt. Dieses Buch überhebt mich der Aufgabe, meine Forderungen zu formulieren. Es fordert, was auch ich in meiner dreizehnjährigen Tätigkeit als Lehrer an bayrischen Gymnasien als unbedingt notwendig erkannt habe: Raum für die Palästra neben dem Didaskaleion! Es stellt Schäden fest und zeigt Wege zur Besserung. Weitgedehnte Wege, die noch nicht einmal beschritten sind. Hier nur ein Beispiel.

Einer der Herausgeber, Dr. Hermann Lorenz, Direktor der Guts Muths-Realschule in Quedlinburg, bezeichnet es als Pflicht der Schule, die Augen der Schüler nicht nur zu schützen, sondern auch zu schärfen! Er sagt bei der Besprechung der Maßregeln zum Schutze der Schüleraugen: „Es bedarf der unermüdlichen, straffen Einwirkung des Lehrers, um zu verhindern, daß die Schüler ihre Augen auf weniger als 35 cm der Schrift nähern. Wer es mit dieser Pflicht ernst nimmt, wird bestätigen, daß sie zu den allerschwierigsten Aufgaben der Schulerziehung gehört: auch muskelkräftige Schüler sinken immer und immer wieder in die ihnen bequemere schiefe Haltung hinein und strengen dabei die Augen unnötig an." Das ist sehr wahr. Aber wer es mit dieser Pflicht ernst nimmt, wird andre Pflichten vernachlässigen müssen. Woher soll

*) Herausgegeben von E. von Schenckendorff und Dr. Hermann Lorenz im Namen des Ausschusses zur Förderung der Wehrkraft durch Erziehung. R. Voigtländers Verlag in Leipzig, 1904.

Digitized by Google

der Lehrer die Zeit zu einer so eingehenden Sorge für das körperliche Wohl seiner Schüler nehmen, solange das Übermaß der in der Schulordnung fixierten Forderungen ihn zu einer rastlosen Applizierung des Unterrichtsstoffs zwingt? Wie wichtig die Sorge für die Augen der Schüler ist, zeigt ein Aufsatz des Majors z. D. Richelmann über „Einige Eigenschaften der Afrikaner, welche im Kriege eine Rolle spielen“ in Nummer 65 des Jahrgangs 1904 des Militärwochenblattes. Der Offizier hebt darin auf Grund seiner in Afrika gesammelten Erfahrungen hervor, daß sich die Afrikaner nicht sowohl durch Sehschärfe als durch Schübung unsern Truppen, soweit sie noch normalsichtig sind, überlegen zeigen. Dr. Lorenz fordert unter anderm, daß es dem ermüdeten Schülerauge schon innerhalb des Schulzimmers möglich gemacht werden soll, sich zu erholen. Er verlangt zu diesem Zwecke für die Schulsäle gefälligen und reichlichen Wandschmuck. „Wenn der Schüler in seiner Klasse nach allen drei Wandseiten hin nur graue oder grünliche Wandflächen vor sich sieht, deren Öde nur hier und da durch ein einsames Bild unterbrochen wird, so wird dem Akkommodationsmuskel so gut wie keine Gelegenheit geboten, sich zu entspannen. Ob eine eintönige, graue Fläche vier, zehn, hundert oder mehr Meter vom Gesicht entfernt ist, bleibt ohne Bedeutung. Der Mangel an Anregung ist in allen Fällen gleich groß.“ Es gibt Gymnasien, in denen die untern Scheiben der Klassenzimmerfenster aus Milchglas hergestellt sind, damit der Blick auf die Baumkronen des Schulhofs oder die Rückseite einer grauen Häuserzeile nicht zerstreuend auf die Schüler wirkt. Wie viele Lehrer werden unter diesen Umständen einen Schüler, der während des Unterrichts den Blick auf die obersten Zweige der Bäume oder auf ein Wandbild heftet, nicht ohne weiteres als unaufmerksam betrachten, sondern in dem Fixieren eines vom Unterricht abliegenden Gegenstands ein Symptom des Ruhebedürfnisses übermüdeter Augen sehen?

Weit ist der Weg von solchen Verhältnissen zur Aufnahme von Augenübungen in das Erziehungsprogramm der Schule. Dieses Erziehungsprogramm muß selbst erst aufgestellt werden. Am besten dürfte das durch eine Konferenz von Schulmännern und Offizieren geschehen. Wie ernst der Anteil der Offiziere an der Erziehung unsrer Jugend ist, wie tief ihr Verständnis in Erziehungsfragen eindringt, zeigen die trefflichen Aufsätze von General der Infanterie Freiherrn Colmar von der Goltz, Generalleutnant A. von Boguslawski, Generalfeldmarschall Graf von Häseler, General der Infanterie W. von Blume, Oberstleutnant Max Jähns und andern, die mit nicht minder trefflichen Ausführungen von Lehrern zu dem besprochnen Buche vereinigt sind.

Ich bin darauf gefaßt, daß man mir entgegnet: „Die Forderungen, die du neben den Autoren dieses Buches erhebst, sind schon oft erhoben worden, nur viel klarer und weniger subjektiv gefärbt als in deinem Durcheinander von Pessimismus und Wehleidigkeit.“ Nichts liegt mir ferner, als mir einzubilden, daß ich bisher nicht erkannte Irrwege unsers Erziehungswesens erkannt und neue Wege zur Wohlfahrt unsers Volkes gezeigt habe. Sind denn aber die schon so oft erhobnen Forderungen erfüllt? Nein, höchstens mit dürftigen Halbheiten. Zeiten, wie die unsern, die zeigen, wie rasch sich ein halbbarbarisches Volk unsre Bildung bis zur Konkurrenzfähigkeit aneignen kann, wie leicht sich

Digitized by Google

beſonders auch ein barbariſches Volk unſre Kriegstechnik ſo weit aneignen kann, daß ſeine Überwindung den hochgebildeten Gegner ſchwere Opfer koſtet, ſolche Zeiten lehren, daß eine Erziehung, die den zur Führung der Nation berufnen jungen Leuten nur eine einſeitige den Verſtand ſchärfende Bildung gibt, ganz unzulänglich iſt. Ein Volk, das Weltpolitik treiben muß wie wir, braucht nicht nur ſtarke Verſtandeskräfte, ſondern auch ſtarke Seelen- und Körperkräfte. Es darf nicht länger mit einer einſeitigen Ausbildung des Verſtandes, die das Gemüt und den Körper verkümmert, gegen ſich ſelbſt wüten. Denn die Mittelſchulbildung ſtellt einen Verbrauch, nicht eine Konſervierung, oder was ſie eigentlich ſein ſollte, eine Steigerung unſrer Volkskraft dar. Wer dieſes erwägt, muß zugeben, daß die Bildung des Charakters und des Körpers in der Erziehung unſers Volkes gleichberechtigt neben die Bildung des Verſtandes treten muß. Solange dieſe Forderung nicht erfüllt iſt, muß ſie immer und immer wieder erhoben werden. Auch ich habe verſucht, dieſer Pflicht zu genügen.

Generalfeldmarſchall Graf Häſeler hat die Lücke in der Jugenderziehung, die zwiſchen der Erziehung im Vaterhauſe und in der Volksſchule auf der einen und der Armee auf der andern Seite klafft, als gefahrvoll bezeichnet. Er unterſchätzt die Lücke, ſie iſt größer. Sie durchzieht unſre ganze Erziehung von der Spielzeit des Kindes bis zur Heeresdienſtzeit des jungen Mannes. Moltke hat auf ſie hingewieſen, als er am 16. Februar 1874 im Reichstage bei der erſten Leſung des Reichsmilitärgeſetzentwurfs ſagte: „Die Schule nimmt nicht die ganze Jugend in ſich auf und ſie begleitet die Mehrheit derſelben nur auf einer verhältnismäßig kurzen Strecke ihres Lebensganges. Glücklicherweiſe tritt bei uns da, wo der eigentliche Unterricht aufhört, ſehr bald die Erziehung ein, und keine Nation hat bis jetzt in ihrer Geſamtheit eine Erziehung genoſſen, wie die unſrige durch die allgemeine Wehrpflicht. Man hat geſagt, der Schulmeiſter habe unſere Schlachten gewonnen. Das bloße Wiſſen aber erhebt den Menſchen noch nicht auf den Standpunkt, wo er bereit iſt, das Leben für eine Idee, für Pflichterfüllung, für die Ehre des Vaterlandes einzuſetzen: Dazu gehört die ganze Erziehung des Menſchen. Nicht der Schulmeiſter, ſondern der Erzieher, der Militärſtand, hat unſere Schlachten gewonnen, der Stand, welcher jetzt bald ſechzig Jahrgänge der Nation zu körperlicher Rüſtigkeit und geiſtiger Friſche, zu Ordnung und Pünktlichkeit, zu Treue und Gehorſam, zu Vaterlandsliebe und Mannhaftigkeit erzogen hat. Sie können die Armee, und zwar in ihrer vollen Stärke, ſchon im Innern nicht entbehren für die Erziehung der Nation!“

Seit Moltke dieſe Worte geſprochen hat, iſt die Mittelſchule noch mehr Unterrichtsanſtalt geworden, und die Erziehung zur Wehrhaftigkeit tritt noch unvermittelter als damals, Schwache, Zarte, Empfindſame geradezu abſchreckend, die jungen Wehrpflichtigen an. Der greiſe Feldherr verſagt aus der Fülle ſeiner Erfahrung der Schule hartnäckig die Gleichſtellung mit dem Heere in der Erziehung unſers Volkes. Hat er Unrecht?

Digitized by Google

Reiseerinnerungen aus Rußland

Von Wilhelm Gittermann

Einige Jahre sind darüber hingegangen, daß ich mich endlich auf wiederholte dringende Einladungen meiner russischen Freunde zu einer Reise nach St. Petersburg entschloß. Bei uns im südlichen Deutschland erwachte in den ersten Märztagen die Natur schon aus dem Winterschlafe, Frühlingsahnung kam in das Land gezogen, und fröhlichen Herzens dampfte ich dem Norden zu in der Erwartung, daß auch dort schon die schlimmste Eiszeit vorüber sein würde. In Königsberg, der alten preußischen Krönungsstadt, gab es die erste längere Unterbrechung, denn auch hier warteten gute Freunde, die mich durch einen Trunk im Blutgericht, dem altberühmten Weinkeller, wo sich die Königsberger ihr Zipperlein und sonstige Gebrechen antrinken, auf die Überschreitung der Grenze in würdigster Weise vorbereiten wollten. Nun ich bekam einen tüchtigen Vorgeschmack von dem mich erwartenden russischen Leben, denn nach einer vierstündigen Sitzung im tiefen Keller erschien mir die Oberwelt höchst merkwürdig, und ich gondelte in einer für einen Rußlandreisenden durchaus angemessenen Verfassung weiter, vorläufig bis Stallupönen, um einer in der Nähe wohnenden Familie meinen Besuch zu machen. Das schreckliche Blutgericht spukte noch in meinem Körper umher, und als nach dem Abendessen ein Getränk serviert wurde, das man mit dem lieblichen Namen „Ostpreußischer Maitrank" benennt, da fühlte ich eine große Sehnsucht nach meinem großen Himmelbette, worin nach Erzählung der Hausfrau vor Jahren der nachmalige Kaiser Friedrich als Kronprinz mehrere Nächte geschlafen hatte.

Am andern Mittag fuhr ich mit dem Schnellzug der kaum eine Meile entfernt liegenden preußischen Grenzstation Eydtkuhnen zu; die Sonne schien auch hier schon warm vom klaren Frühlingshimmel, hell glänzten die roten Ziegeldächer des freundlichen Städtchens, und auf dem saubern Bahnhofe machte alles einen friedlichen Eindruck, denn die bewaffnete Macht wurde nur durch einen einzigen schon ziemlich alten Gendarmen repräsentiert. Unser Zug war schwach besetzt, deutsche Passagiere schienen außer mir nicht vorhanden zu sein, denn ich hörte nur Russisch und Französisch sprechen. Man hatte mir gesagt, daß das Betreten des russischen Reichs allen Fremden wie der Eintritt in eine neue Welt erschiene, und neugierig stand ich am Fenster, als sich der Zug nach zehn Minuten langsam in Bewegung setzte. Bald wurde das nur einige hundert Schritt entfernt liegende Grenzflüßchen passiert, dessen Übergang zwei russische Soldaten in zerlumpten grauen Mänteln mit aufgepflanztem Bajonett bewachten, und wenig Minuten später war Wirballen erreicht. Hier tat sich allerdings

Digitized by Google

eine neue Welt auf, denn so friedlich der Eindruck von Eydtkuhnen gewesen war, so düster und kriegerisch zeigte sich der Bahnhof der russischen Grenzstation.

Kaum hielt der Zug, da standen vor allen Wagentüren bis an die Zähne bewaffnete Gendarmen, während der ganze Perron von Soldaten wimmelte, die uns mit ihren stumpfsinnigen Tatarengesichtern mißtrauisch anstarrten. „Alles mit Gepäck aussteigen," hieß es, und dann trieb man uns wie eine Herde in einen großen Saal, wo von einem Offizier die Pässe abgenommen wurden, während Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett die Ausgänge bewachten. Steuerbeamte, die bei der im Saale herrschenden Kälte mächtige Pelze über die Uniform trugen, machten sich an die Revision des Gepäcks, und auch ich klappte gerade meinen Koffer auf, als ein Herr in Uniform meinen Namen rief, worauf er mich herzlich begrüßte und schleunigst am Arm aus dem Saale führte. Die übrigens in durchaus höflicher Form ausgeführte Gepäckvisitation sowie alle andern Formalitäten waren für mich vorüber, bedienert von allen Beamten wanderte ich vergnügt an Freundeshand in das bessere Land der vorzüglichen Bahnhofswirtschaft und lernte gleich die Wahrheit der Worte verstehn, daß in Rußland schon der etwas gilt, der einflußreiche Männer zu Freunden hat. Meine Ankunft war vorher gemeldet, und der Herr besorgte mir nun alle Bequemlichkeiten, die auf deutschen Bahnen gewöhnlichen Sterblichen nicht zuteil werden. Ein besondres Abteil in einem großen Wagen zweiter Klasse wurde mir zur Verfügung gestellt, und die Zeit bis zum Abgang des Zuges konnte ich unter Führung meines sachkundigen Begleiters zu allerlei Beobachtungen benutzen. Vor dem in dem Zuge eingestellten Postwagen lagen mächtige Ballen, die mit Ochsenhäuten umwickelt und durch schwere Ketten mit Schlössern gesichert waren. Auf meine Frage wurde mir gesagt: Das sind Postpakete, wenn die nicht auf solche Weise gesichert und zu großen Packen zusammengelegt würden, dann möchte wohl kaum eine Sendung ankommen, vielmehr alles unterwegs gestohlen werden.

Das Reisen ist in Rußland billig, es besteht Zonentarif, der mit steigender Entfernung immer billiger wird, und man sagt, daß schließlich der noch Geld herausbekomme, der bis an das Ende des großen Reichs fahren wolle; die so viel gerühmte Bequemlichkeit habe ich aber auf dieser Hauptstrecke nicht bestätigt gefunden, denn die Wagen fuhren schlecht, und die Sauberkeit ließ in der zweiten Klasse viel zu wünschen übrig. Zum Schutze gegen die Kälte waren überall Doppelfenster angebracht; die äußern ließen sich niemals öffnen, und im Innern des mit Holz überheizten Wagens herrschte eine fürchterliche Temperatur. Ich habe überhaupt nirgends so sehr unter der Hitze zu leiden gehabt als in Rußland! Das mir zur Verfügung gestellte vollständig abgeschlossene und bequem eingerichtete Coupé lag am Ende des Wagens, sein ganzer Rest bildete einen großen Salon mit gepolsterten Bänken, die ohne Unterbrechung an den Wänden entlang liefen. Die Mitte war frei, und das mag am Tage ganz angenehm sein; in der Nacht fehlte aber jede Bequemlichkeit, die dicht gedrängt sitzenden Reisenden konnten sich nirgends anlehnen, und wer in Deutschland die zweite Klasse gewohnt ist, wird in Rußland am besten erster fahren. Im übrigen ist der lautlose Verkehr auf unsern norddeutschen Bahnhöfen in

Digitized by Google

Rußland noch unbekannt. Ehe sich dort der Zug in Bewegung setzt, geht ein Höllenspektakel los; es wird mehrmals geblasen, dann in ohrbetäubender Weise mit großer Kunstfertigkeit geklingelt, schließlich stößt die Maschine ein greuliches Geheul aus, bis sie sich endlich zischend in Bewegung setzt. Auf jeder Station wiederholt sich dieses Konzert, und überall fiel mir immer ein junger Mensch auf, der unter merkwürdigen Körperverrenkungen seiner Stationsglocke einen so musikalischen Trommelwirbel zu entlocken wußte, daß er darauf einstudiert zu sein schien.

Aber welcher Gegensatz der Szenerie diesseits und jenseits der Grenze! Auch im Nordosten unsers Vaterlandes überall freundliche Dörfer, sauber und wohlhabend aussehende Gehöfte, gut gehaltne Straßen; das alles ist wie abgeschnitten, seitdem wir auf russischem Boden sind. Überall Schmutz, nichts als Schmutz, grundlose Wege, verfallne Hütten, in denen Mensch und Vieh unter einem Dache hausen; zerlumpte barfüßige Kinder und grunzende Schweine stehn vor den Türen und schauen stumpfsinnig dem Zuge nach, alles sieht hungrig und verkommen aus. Wir fahren stundenlang durch Kiefern- und Birkenwälder, aber das ist nicht der von Dichtern besungne Wald unsrer deutschen Heimat, wo das Märchen wandelt; hungrig und verfallen ist auch hier der Eindruck, denn die Bäume sind krüppelhaft, strichweise vom Sturm geknickt, und nirgends sieht man die pflegende Hand des Menschen. Als es dunkel wurde, begleitete eine mächtige Feuersäule unsern Weg, denn die Lokomotiven werden auf dieser Strecke teilweise noch mit Holz geheizt. Endlich, am Abend gegen neun Uhr, wird Wilna erreicht, wo längerer Aufenthalt ist; mein als Balte gut deutsch sprechender Schaffner sagt mir, daß man auf dem Bahnhofe gut zu Abend speist, und will mein Coupé noch besonders durch einen Schlüssel verschließen, da ich sonst von meinem Gepäck im Wagen nichts mehr vorfinden würde. Das Essen war großartig, ein Büfett fertiger Speisen stand bereit, wie ich auf den besten deutschen Bahnhöfen nicht annähernd gesehen habe. Gleich nach der Mahlzeit suchte ich meinen Wagen wieder auf, weil mich die Mitteilungen von der unglaublichen Stehlerei neugierig gemacht hatten. Ich fand Vorhalle und Seitengang gedrängt voll zerlumpter Juden, die an den Coupétüren herumprobierten und mich dabei vergnügt grinsend ansahen; auf meine Frage, warum man die Bande nicht wegjagte, meinte der Schaffner: Ach das nützt nichts, prügeln wir sie auf der einen Seite herunter, dann sind sie am andern Ende des Wagens wieder oben; wir schließen lieber alles doppelt zu.

Von Wilna ab war unser Wagen ganz überfüllt, dicht gedrängt saßen die Reisenden nebeneinander, besonders zahlreiche Offiziere, die Zigaretten rauchend ungeniert um sich spuckten. Als der Schaffner kam, um mein Nachtlager zurecht zu machen, folgte ihm ein Herr, der sich in gutem Deutsch als Petersburger Kaufmann vorstellte und bat, daß ich ihm für die Nacht mein zweites Kanapee überlassen möchte; er komme von der Leipziger Messe, sei todmüde und würde mir gern wieder gefällig sein. Trotz dem bedenklichen Gesichte meines Schaffners erfüllte ich seinen Wunsch, aber unter der Bedingung, daß er in meiner Gegenwart keine Zigaretten rauchen dürfe. Von meinen Petersburger Freunden wurden mir später wegen meines Leichtsinns Vorwürfe gemacht, denn der Mann

Digitized by Google

war ganz unbekannt, er konnte auch etwas andres sein, und Raubmorde sollen auf russischen Bahnen nicht selten vorkommen. Nun, mein Gefährte war ein ehrlicher, gefälliger Mensch, aber leider plagte ihn ein böser Husten; da er mich aber für ein großes Tier hielt, so stand er nach einem Hustenanfall jedesmal leise auf und spuckte durch die geöffnete Tür einfach in den Wagen. Da erhob sich unter den dort schnarchenden Menschen ein großer Spektakel, und eine brüllende Stimme schrie zornig russische Worte gegen unsre Tür.

Macht nichts, sagte gelassen mein Kamerad; ich habe wahrscheinlich aus Versehen einen Herrn beschmutzt.

Schließlich war ich doch vor Müdigkeit eingeschlafen, und als ich erwachte, dämmerte der Morgen. Die Außenfenster waren ganz zugefroren, die Scheiben voller Eisblumen, und als ich sie aufgetaut hatte, fiel mein Blick auf meterhohe Schneemauern. Wir waren also wieder mitten im Winter. Über die Schneeschanzen hinweg fiel das Auge auf flaches schneebedecktes Land, aus dem zeitweise einzelne Gehöfte und ganze Dörfer mit wunderlich geformten Türmen und Dächern auftauchten; aber alles sah hier viel freundlicher aus, auch die in langen Filzstiefeln und Schafpelze gekleideten Menschen machten einen bessern Eindruck als in den Grenzprovinzen. In Pskow herrschte auf dem Bahnhof ein buntes Treiben, es mußte aber sehr kalt sein, denn die Menschen schlugen mit ihren Händen gegen den Bauch; wir bekamen guten heißen Kaffee, und mein Reisegefährte brachte eine große Düte mit, die ein ganz merkwürdiges Gebäck enthielt. Der Form nach waren es frischgebackne Pfannkuchen, die aber anstatt Zucker und Süßigkeiten alle möglichen andern Dinge enthielten, nämlich Kohl, Spinat, gehackte Zwiebeln, Rühreier mit Schinken, Fleisch, geräuchertem Fisch usw. Der Preis für dieses echt russische Frühstück war so gering, daß man nach dem Aufbrechen einfach beiseite warf, was nicht schmeckte.

Wir näherten uns Petersburg; das Land zeigte sich immer dichter bevölkert, unser zwischen hohen Schneeschanzen fahrender Zug hielt öfter an und nahm zahlreiche Passagiere auf, besonders viel Offiziere, die in ihrem Baschlik — Kopftuch zum Schutz des Gesichts gegen Kälte — einen mehr koketten als kriegerischen Eindruck machten. Gatschina war erreicht, und eine halbe Stunde später fuhren wir in den schmucklosen Warschauer Bahnhof ein, wo ich von guten Freunden empfangen wurde.

Auf dem Wege vom Bahnhof in die Stadt empfinden wir dieselbe Enttäuschung wie nach dem Überschreiten der Grenze; die Straße ist holprig, und man sieht nichts als häßliche kasernenartige Bauten, untermischt mit unansehnlichen Häusern, darunter sogar noch eine buntangestrichne Holzbude. Aber je mehr wir uns dem Innern der Stadt nähern, um so stärker verändert sich das Bild, und als wir den Newsky-Prospekt erreicht haben, da packt mich der Anblick, und ich bitte, unsern Wagen einen Augenblick halten zu lassen. Eine lange gerade, unendlich breite Fahrstraße, auf der unzählige Geschirre der verschiedensten Art in allen Gangarten dahinsausen, zu beiden Seiten breite Trottoirs, auf denen sich ein bunter Menschenstrom dahinschiebt, und palastähnliche Gebäude von riesigen Dimensionen. Schön ist eigentlich nichts, was man in Petersburg sieht, aber großartig, vielleicht etwas protzig. Man sagt allerdings, daß ein

Digitized by Google

Blick von einer der zahlreichen Brücken auf den gewaltigen Newastrom und die üppig bewachsnen Inseln nach dem ersten Schneefall und im Frühling einzig schön sein soll, doch kann ich darüber aus eigner Anschauung nichts sagen. Ich hatte überhaupt so ziemlich die schlechteste Jahreszeit getroffen, denn die Periode der ruhigen angenehmen Kälte war schon vorüber, und die lebhaften Märzwinde wirbelten einen Straßenschnee umher, der durch Beimischung von Staub und Pferdemist besonders lästig wirkte. Von der Stadt selbst und ihren Sehenswürdigkeiten kann ich auch nur wenig berichten, denn ich habe nicht viel davon gesehen; mich interessierten vor allen Dingen die Menschen, und es gelang mir, einen ziemlich tiefen Blick in die vornehme russische Gesellschaft zu tun, der mich veranlaßt, meine Aufzeichnungen gerade jetzt zu veröffentlichen, wo die Augen der zivilisierten Welt mehr als je auf das nordische Reich gerichtet sind.

Das gastliche Haus, dessen Pforten mich aufnahmen, gehörte einer alten vornehmen Dame, die, von allen verehrt und geliebt, wie eine Patriarchin ihrem großen Hauswesen vorstand. Zwei Söhne und ein Neffe dienten als Offiziere im Preobraschenskojeregiment, das unserm ersten Garderegiment zu Fuß entspricht; sie selbst nahm als Aristokratin und begüterte Witwe eines verdienten russischen Generals eine hohe Stellung in Petersburg ein, und fast jeden Abend pflegte sich eine vornehme Gesellschaft in den gastlichen Räumen des großen Hauses einzufinden. Mehr als ein Dutzend männliche und ebensoviel weibliche Domestiken waren im Haushalt tätig, meist frühere Leibeigne oder Abkömmlinge von Leibeignen, die von den Gütern der Generalin stammten. Jedes Familienmitglied hatte eigne Dienerschaft, auch mir wurde ein dienender Geist zugewiesen, der nur für meine Bequemlichkeit zu sorgen hatte. Leider sprach er kein Wort Deutsch, aber er folgte mir wie mein Schatten und suchte alle Wünsche an meinen Augen abzulesen. An der Spitze der gesamten Dienerschaft stand ein Zwerg, der noch in vielen vornehmen Häusern dort zu finden ist. Beim Diner Abends $6^1/_2$ Uhr erschien dieser Knirps, der kaum über den Tisch sehen konnte, in tadellos schwarzem Frackanzug mit weißer Halsbinde und dirigierte mit vornehmen Handbewegungen die bedienenden Geister; darauf verschwand er und wurde bis zum nächsten Mittag nicht wieder gesehen. Auf meine Frage, was der Zwerg denn die übrige Zeit treibe, wurde mir lachend erwidert: Ja, der hat jetzt sein Quartal, das heißt er bildet sich ein, daß er so aller paar Monate einmal eine Reinigungskur mit seinem Körper vornehmen müsse, und das geschieht dadurch, daß er dann acht Tage lang jeden Abend eine ganze Flasche Schnaps austrinkt; jetzt wird er wohl in der Küche wieder auf dem Schoß der Köchin sitzen und seinen Rausch ausschlafen, bis ihn ein Diener in das Bett trägt. Der Mann tut das nicht aus Liebe zum Schnaps, sondern er hält eine solche Kur von Zeit zu Zeit für notwendig, um gesund zu bleiben.

Die Temperatur betrug am Tage meiner Ankunft gegen — 20 Grad Celsius, aber es war eine trockne angenehme Kälte, und ich kann nur sagen, daß ich im Winter noch niemals so unter Hitze zu leiden hatte als zu der Zeit meines Petersburger Aufenthalts. Die Häuser sind stark gebaut, teilweise sogar mit doppelten, durch eine Luftschicht getrennten Wänden, Türen und

Digitized by Google

Fenster hält man dicht verschlossen. Die Fenster werden wohl den ganzen Winter nicht geöffnet, doch sind in jedem Zimmer Ventilatoren angebracht, die von Zeit zu Zeit in Bewegung gesetzt für gute Luft sorgen. Meist wird Birkenholz gebrannt, das auf den Straßen den ganzen Tag lang in großen zweirädrigen Karren umhergefahren wird, und der Russe versteht zu heizen. Hausflur, Korridore, Wohn- und Schlafzimmer zeigen eine gleichmäßige Temperatur, die aber für deutsche Gewohnheit viel zu hoch ist. Ich konnte trotz der Winter und Sommer in Petersburg üblichen dünnen Steppdecke die ersten Nächte vor Hitze nicht schlafen, bis auf dringendes Bitten in meinem Zimmer nicht mehr geheizt wurde. Im übrigen herrscht in feinen Häusern eine peinliche Sauberkeit, entsprechend der fast übertriebnen Reinlichkeit, die dem vornehmen Russen eigen ist; die Badeeinrichtungen sind vollkommen, und Leitungen für heißes und kaltes Wasser finden sich in jedem Schlafzimmer.

Schon in unserm deutschen Vaterlande wächst die Gastfreundschaft, je mehr wir uns dem Osten nähern, aber nirgends steht sie auf einer so hohen Stufe wie in Rußland. Der Gastfreund ist in einem russischen Hause die wichtigste Persönlichkeit, um ihn dreht sich alles, jeder ist bestrebt, ihm Gutes zu tun und seine Zuneigung zu beweisen. Man legte mir täglich die Speisekarte zur Begutachtung vor, man fragte mich, was ich wohl essen und trinken möchte, und wo es nur anging, wurde mir von den Familienangehörigen eine kleine Freude gemacht. Wenn ich Morgens gegen 8 Uhr im Speisezimmer erschien, um meinen Kaffee einzunehmen, saß die alte Generalin todmüde in ihrem Lehnstuhl, und als ich ihr Vorwürfe machte, daß sie meinetwegen so früh schon aufgestanden sei, antwortete sie lächelnd: Nein, lieber Freund, nicht schon aufgestanden, denn ich habe noch gar nicht im Bett gelegen, ich wollte Ihnen erst noch beim Kaffee Gesellschaft leisten.

Ich sehe sie noch vor mir, die alte stattliche Dame mit ihrem energischen und doch so liebenswürdigen Gesicht, das den Ausdruck innigster Herzensgüte trug; sie war eine Edelfrau im wahren Sinne des Worts, aber von altem Schrot und Korn, die für moderne Frauenbewegung nichts übrig hatte. Wer unter ihrem Dache wohnte, der war gut aufgehoben, mochte er Diener, Gast oder Familienangehöriger sein. Sie sprach ein vorzügliches Deutsch und liebte unser Vaterland — im Gegensatz zur großen Menge vornehmer russischer Damen —, das sie auf vielen Reisen kennen gelernt hatte; dabei war sie als begeisterte Patriotin überzeugt von der Kraft des russischen Volks und der unbegrenzten Macht des heiligen Zarentums, das nach ihrer Ansicht in Zukunft die Welt beherrschen würde. Jetzt deckt sie auch schon der kühle Rasen, und es ist vielleicht gut so, denn das Unglück ihres Landes würde sie viele Tränen gekostet haben.

Die schönen Worte „Dein Haus sei deine Welt“ haben in Petersburg ganz besondre Bedeutung, denn es gibt dort zahlreiche ältere Herren und Damen, die während des ganzen langen Winters ihre Häuslichkeit nicht verlassen. Auch unsre alte Exzellenz gehörte zu diesen Hausglucken, und da sie als gastfrei bekannt war, so sammelte sich ohne Einladung jeden Abend in den großen Räumen eine vornehme Gesellschaft, aber erst gegen 11 Uhr, also zu

Digitized by Google

einer Zeit, wo bei uns schon die meisten Leute im Bett liegen. Es waren fast immer dieselben Gäste, alte Generale mit ihren Damen, Diplomaten und Offiziere des Preobraschenskojeregiments; man setzte sich um den großen Tisch des Speisesaals, auf dem die ganze Nacht der Samowar brummte und eine Schüssel Kaviar zum beliebigen Gebrauch bereit stand. Dieser ist wohl in den verschiedensten Abstufungen, was Qualität anlangt, auf jedem wohlhabenden russischen Tisch zu finden und wird auch bei kurzen Visiten mit einigen Gläsern Wodki kredenzt, etwa wie bei uns ein Glas Wein mit Konfekt.

Gelegentlich kostete ich auch von einer Sorte, die im Auslande überhaupt nicht zu haben ist, weil sie den Transport nicht verträgt; dieser vollständig unpräparierte Kaviar wird zu gewissen Zeiten durch eigne Kuriere mit möglichster Schnelligkeit von der Wolga nach Petersburg gebracht und gilt als hervorragende Delikatesse.

Ein Teil der Gäste nun blieb am gemeinschaftlichen Tisch im Speisezimmer sitzen, die größere Zahl aber, besonders ältere Damen und Herren, ließen sich überall an kleinen Spieltischen nieder, wo bis in den Morgen hinein beim Zigarettenrauch und dem Geklapper der Teetassen „Wind," ein dem Whist ähnliches Spiel, zu hohen Sätzen eifrig gespielt wurde. Die Unterhaltung war bei uns zuerst immer sehr zaghaft, denn Russisch wollte man aus Rücksicht auf mich nicht sprechen, und mit der deutschen Sprache wagte man sich nicht so recht heraus. Seit Alexander dem Dritten wird auch in den vornehmsten Kreisen meist Russisch gesprochen; der Russe hat aber ein besondres Sprachentalent, denn er spricht das Französische wie ein Franzose, und von der jüngern Generation hörte ich auch ein fließendes Deutsch. Wer weder Deutsch noch Französisch verstand, kam wenigstens im Laufe des Abends einmal zu mir, faßte bedauernd meine Hand und ließ mir übersetzen, daß er sich wegen mangelnder Sprachkenntnisse leider nicht mit mir unterhalten könne. Eine alte Generalin unterhielt mich oft stundenlang auf Französisch und sprach so schnell, daß ich oft nicht folgen konnte; für einen mir unbekannten Ausdruck gab sie mir unerwartet eine fließende deutsche Erklärung und fügte auf mein Erstaunen hinzu: Ja, mein Herr, ich spreche gut Deutsch, aber ich liebe die Deutschen nicht und nehme ihre Sprache darum ungern in den Mund.

Den Haß gegen alles Deutschtum findet man am stärksten bei den Damen ausgeprägt; er glimmt aber überall, in hohen und in niedern Kreisen, bei Gebildeten und Ungebildeten. Tolstoi und Gorki sind als große Deutschenfresser bekannt, was aber unsre freisinnige Presse nicht abgehalten hat, sich für Gorki zu blamieren. Ich habe oft mit gebildeten Russen über diese nationale Abneigung gesprochen, die zweifellos tiefer wurzelt, als man sich merken läßt, und hörte, daß sie auf verschiedne Ursachen zurückzuführen sei. Man gönnt uns die Erfolge von 1870 nicht und glaubt, daß sich Fürst Bismarck für die damals wohlwollende russische Neutralität undankbar gezeigt habe. Dazu kommt noch, daß die vielen in Rußland ansässigen Deutschen nicht beliebt sind. Der Russe ist ein gutmütiger, nicht sehr geschäftlich angelegter Mensch, der nur ungern arbeitet und vor allen Dingen sein Leben genießen will; der Deutsche dagegen ist ihm an geschäftlicher Routine und an Fleiß weit überlegen, er

Digitized by Google

kommt vorwärts und hat es verstanden, mit der Zeit ganze Geschäftszweige an sich zu reißen. Mit einem Wort: „Was man hier unsern israelitischen Mitbürgern in geschäftlicher Beziehung nachsagt, das denken die Russen von den Deutschen.“ Ich habe übrigens mancherlei gehört, was mir nicht von unsern Landsleuten gefallen hat; man will mit Gewalt Geld verdienen, und es gibt dort sogar Leute, die sich nicht scheuen, unter dem Pseudonym einer französischen Firma zu arbeiten, in der Hoffnung, daß sie dann mehr Zuspruch haben.

Mein Aufenthalt brachte mich mit vielen russischen Gardeoffizieren in Berührung, und ich muß sagen, daß ich selten so liebenswürdige, gebildete und doch bescheidne Menschen kennen gelernt habe, wie diese Angehörigen der höchsten Aristokratie. Da war nichts von hochmütiger Überhebung, und jede Markierung eines Abstandes zwischen den Trägern vornehmster Namen und dem einfachen Zivilisten wurde fast ängstlich vermieden. Ich weiß nicht, ob sich die russischen Gardeoffiziere mit den unsrigen an Kriegstüchtigkeit messen können, an allgemeiner Bildung standen sie keinesfalls zurück, und ihr gesellschaftliches Auftreten machte den besten Eindruck. Weniger imponierten mir die Herren auf der Straße, und besonders die ältern Offiziere zeigten oft eine geradezu unmilitärische Haltung. Meist sieht man blasse verlebte Gesichter und Gestalten, die von der bei uns gewohnten militärischen Strammheit nichts an sich haben; in hohen Galoschen, den Kopf tief im Kragen vergraben oder von einem Baschlick umwickelt, die Hände in den Manteltaschen, so schlürfen sie müde dahin. Es macht auch einen merkwürdigen Eindruck, daß sogar die Offiziere einer Garnison auf der Straße teilnahmlos aneinander vorübergehn; man grüßt nur die Regimentskameraden und Exzellenzen vom Generalmajor aufwärts, sonst beachten sich die Herren gegenseitig nicht. Die Mannschaften gefielen mir besser, denn man sieht in Petersburg nur große kräftige Kerle, die mit Sorgfalt für die Garde ausgesucht worden sind. Das Preobraschenskojeregiment hat meist dunkle Leute aus dem Süden, darunter auch viele Tataren; ein andres Garderegiment, wenn ich nicht irre das Ismailoffsche, soll dagegen nur aus Blondköpfen bestehn. Ich hatte immer meine Freude, wenn bei einem Nachmittagsspaziergang mit einem befreundeten Offizier seine Leute mit einem Satz von dem Trottoir sprangen, um ihm in strammster Haltung laut zuzurufen: Wir wünschen Ihnen eine gute Gesundheit! Eine gute Gesundheit ist in Rußland so ziemlich das höchste, was man wünschen kann; man ist dort um seine Gesundheit noch besorgter als bei uns, und vielleicht genießen auch deswegen die russischen Ärzte ein viel höheres Ansehen, als es im lieben Vaterlande leider der Fall ist. Die Petersburger Ärzte stehn zweifellos auf der Höhe der Wissenschaft, man redet auch dort viel in wissenschaftlichen Vereinen und schreibt mehr, als gut ist — tout comme chez nous; aber bei dem unsinnigen Leben, das der vornehme Russe führt, nutzt alle ärztliche Kunst nicht viel, der Körper verbraucht sich schnell, und das Alter tritt um mindestens zehn Jahre zu früh ein. Ein junger Lebemann erzählte mir, daß er einem Klub vornehmer Herren angehörte, die sich mehreremal in der Woche zu einer lustigen Sektkneiperei vereinigten; da sei es denn nicht selten vorgekommen, daß man

Digitized by Google

zum Schluß eine ganze Kiste Eau de Cologne ausgetrunken hätte, um noch berauschter zu werden. „Die Liebe und der Suff, die reiben den Menschen uff" — so kann man in Rußland mit Recht sagen.

(Schluß folgt)

Der Geigenbau

Wer je einmal Gelegenheit gehabt hat, eine der alten berühmten italienischen Violinen näher kennen zu lernen, besonders sie mit einer andern Geige zu vergleichen, der kann den tiefen Eindruck, den diese wunderbaren Werke auf jedes musikfühlende Herz machen, nie vergessen: diesen milden, runden und doch durchdringenden Ton, der in gleicher Fülle und Lieblichkeit im zartesten Piano wie im Fortissimo den Saiten entströmt, diese Modulationsfähigkeit, die dem Künstler erlaubt, alles auszudrücken, was das Herz eines Menschen bewegen kann, von der schmerzlichsten Klage bis zur jauchzenden Lust, von der Innigkeit der Liebe bis zum wilden Zorne. Dann begreift man, daß es der höchste Wunsch des Geigers ist, ein solches Instrument zu besitzen, und man versteht, daß die besten dieser Violinen mit fabelhaften Preisen bezahlt werden. Auf der andern Seite versteht man aber auch, daß sich ganze Generationen von Geigenbauern abgemüht haben, das Geheimnis der alten Cremoneser Meister wiederzufinden und den eignen Produkten dieselbe Vollendung zu geben wie jene. Was ist dabei nicht alles versucht worden! Nicht nur in sklavischer Nachahmung der alten Modelle hat man das Heil gesucht, man hat auch auf ganz neuen Wegen dem ersehnten Ziele nahekommen wollen, man hat Geigen aus Kupfer, Stahl, Silber, sogar Schildpatt gebaut, man hat neue Holzarten angewandt, die Form der Violine verändert, ihr manchmal ganz abenteuerliche Gestalten gegeben: es war alles verlorne Arbeit.

Man hat dabei häufig sehr schön klingende Instrumente erzeugt, nur das, was man suchte, fand man nicht: es waren keine Geigen mehr. Das, was gerade diesem Instrument seinen eigentümlichen Charakter gibt, war nicht auf anderm Wege zu erreichen, und alle neuen Erfindungen konnten kein Recht auf den Namen Geige erwerben und hatten damit auch keine eigentliche Existenzberechtigung.

Auch theoretisch kam man nicht zum Ziele; die gründlichen wissenschaftlichen Untersuchungen, die einzelne Gelehrte, besonders der französische Akustiker Savart, vornahmen, führten zu einer ganzen Reihe neuer interessanter Entdeckungen, dem praktischen Geigenbauer aber halfen sie nicht einen Schritt vorwärts in dem Dunkel, das ihn umgab.

So steht man vor der merkwürdigen Tatsache, daß die Geige schon vor hundertundfünfzig bis zweihundert Jahren ihre höchste Vollendung erreicht hat, und daß es trotz den ungeheuern Fortschritten der Technik und der Naturwissen-

Digitized by Google

schaften, trotz der intensiven Arbeit, die gerade diesem Gegenstande zugewandt worden ist, noch heute die besten Meister ihren höchsten Ehrgeiz darin suchen, das wieder zu erreichen, was man zu jener Zeit schon hatte.

Wie konnte es nun aber kommen, daß das „Geheimnis" der alten Meister verloren gegangen ist, vorausgesetzt, daß sie ein solches überhaupt hatten?

Schon seit dem frühen Mittelalter, Jahrhunderte vor dem Erscheinen der Cremoneser Meister, haben alle europäischen Völker Streichinstrumente benutzt. Es ist deshalb auch nicht richtig, von einem Erfinder der Violine zu sprechen; diese ist vielmehr ganz allmählich entstanden. Ihre Entstehungsgeschichte kann auch aus alten Zeichnungen und Skulpturen sowie an der Hand einzelner noch vorhandner Instrumente ziemlich lückenlos verfolgt werden und ist auch schon mehrfach dargestellt worden. Die großen Cremoneser, die Maggini, Amati, Stradivari und Guarneri, haben nur die vorgefundnen Formen weiter entwickelt und sie mit der Sicherheit des Genies auf eine Höhe gebracht, die bis jetzt nicht übertroffen werden kann. Diesen Meistern selbst und ihren Schülern aber sind ihre eignen Werke schwerlich als vollendete, keiner Verbesserung fähige Instrumente erschienen. In ihren Augen war es keine unmögliche Aufgabe, noch besseres zu leisten. Es kommt dazu, daß die größten Meisterwerke ihre vollkommne Schönheit erst erreichen, wenn sie jahrzehntelang fleißig und gut gespielt werden. Man hat in neuerer Zeit alte Geigen von unzweifelhafter Echtheit aufgefunden, die wenig oder wohl gar nicht gespielt worden waren; sie hatten in ihrem Ton alle Merkmale neuer Geigen. Es ist also mit Sicherheit anzunehmen, daß die großen Meister die höchste Vollendung ihrer Werke nicht oder nur teilweise erlebt haben. So lag weder für sie noch für ihre Schüler Veranlassung vor, sich mit dem Erreichten zu begnügen. Man änderte vielmehr und versuchte weiter. Der genialste der Nachfolger, der Tiroler Jakob Stainer, der 1683 starb, hat selbst den Anstoß dazu gegeben. Er ging von der flachen Bauart der Italiener ab und wölbte Decke und Boden seiner Instrumente stärker, auch machte er das Holz dünner und erreichte dadurch, daß seine Geigen leichter und milder ansprachen als die der Italiener. Dafür verlor aber der Ton an Fülle und Kraft. Seine Nachahmer gingen zum Teil noch weiter, und so kam es, daß man plötzlich merkte, daß man auf Abwege geraten war. Während die Geigen der Cremoneser Meister mit dem Alter an Schönheit immer zunahmen, fielen die der jüngern, abgesehen von den besten Stainerschen und denen einiger andrer Meister, mit der Zeit ab oder erreichten wenigstens nicht die Höhe jener.

Nun begann die Zeit des Probierens. Da keine, geschweige denn eine sichere theoretische Grundlage für den Geigenbau vorhanden war, so war der Phantasie der freieste Spielraum gelassen. Bald sollte allein der Lack der Meistergeigen, dessen Zubereitungsweise verloren gegangen war, die Ursache der unerreichbaren Vorzüge sein, bald waren es die kleinen Pfosten, die im Innern die spitzen Ecken verstärken, bald dies, bald jenes wurde für das Wesentliche erklärt und daraufhin versucht und wieder versucht. Abgesehen von ganz wilden Experimenten, die schon erwähnt worden sind, bewegte sich die Tätigkeit der Geigenbauer im großen und ganzen in zwei Richtungen: die

Digitized by Google

einen ahmten die guten Vorbilder auf das genaueste nach, zum Teil so peinlich, daß sogar Schäden, die die alten Geigen im Laufe der Zeit erlitten hatten, auf das getreueste an der Kopie angebracht wurden. Den neuen Instrumenten wurde durch Beizen und allerlei andre Manipulationen das Aussehen alter Instrumente gegeben. Einige Geigenbauer gingen in ihrer Selbstverleugnung so weit, daß sie ihren Werken — und zwar kaum in betrügerischer Absicht — nachgeahmte Zettel der alten Meister einklebten. Mancher tüchtige Geigenbauer, der ganz gute, wenn auch nicht hervorragende Werke so unter längst erloschner Firma auf den Markt gebracht hat, hat es der Nachwelt unmöglich gemacht, seine Arbeiten zu würdigen, hingegen Schwindlern das Geschäft sehr erleichtert. Es ist wesentlich auf diese Unsitte zurückzuführen, daß es heutzutage sehr schwer, oft sogar unmöglich ist, echte Geigen von solchen oft ursprünglich ganz unbeabsichtigten Fälschungen äußerlich zu unterscheiden.

Immerhin sind aber durch diese Nachahmungen zum Teil recht gute Violinen entstanden, wenn sie auch den Vergleich mit ihren Vorbildern nicht aushalten. Geigenbauer zum Beispiel wie Lupot und Gand, die in der ersten, Villaume, der in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts lebte, und manche andre genießen einen wohlverdienten Ruhm, so spielte Spohr viele Jahre lang eine von Lupot gebaute Violine.

Zu bedenklichern Ergebnissen kamen die Geigenbauer, die bestrebt waren, ihren Geigen von vornherein den Glanz des Tones zu verschaffen, den jedes Instrument erst mit dem Alter erhält. Man bildete sich ein, die alten Instrumente seien im Holze zu dick und sprächen deshalb zuerst zu schwer an, das Holz sei gewissermaßen zu träge und zu schwer, die Schwingungen der Saiten aufzunehmen. Deshalb baute man nicht nur die neuen Instrumente dünner, sondern man scheute nicht einmal davor zurück, alle echten Instrumente auszukratzen oder, wie man es nannte, „auszuschachteln," um sie dünner und leichter zu machen. Es zeigte sich bald, daß die so behandelten Instrumente zwar zunächst sehr schön klangen, aber nach kurzer Zeit alle guten Eigenschaften verloren. Manche schöne Stradivari- oder Amatigeige ist dieser Barbarei zum Opfer gefallen. Ebenso resultatlos blieb das Bestreben, durch künstliche Austrocknung oder chemische Präparation des Holzes neuen Geigen den Ton der alten zu geben. Der anfänglich bestrickend schöne Ton solcher Instrumente wurde nach wenig Jahren dem einer mit Saiten bespannten Schachtel gleich.

Als Ergebnis dieser Entwicklung kann man die Erkenntnis ansehen, die heute wohl alle Fachmänner teilen, daß von einem eigentlichen „Geheimnis" der alten Meister, abgesehen vielleicht von einzelnen weniger wichtigen Manipulationen, kaum geredet werden kann, daß vielmehr die Schönheit der alten Instrumente auf die große Sorgfalt zurückzuführen ist, mit der ihre Schöpfer das Material ausgewählt und die Instrumente gebaut haben, und daß sich die höchste Vollendung der Geigen erst nach jahrzehntelangem gutem Spielen entwickelt hat. Diese letzte Erscheinung kann man sich leicht klar machen, wenn man sich vorstellt, daß das Holz der Geige beim Spielen nicht als Ganzes schwingt, sondern daß die Schwingungen dadurch zustande kommen, daß die kleinsten Holzfasern, -zellen oder Moleküle, oder wie man es nennen will, an-

Digitized by Google

einander schlagen und sich voneinander entfernen. Es ist nun wohl einleuchtend, daß der Widerstand, den neues Holz diesen Schwingungen entgegensetzt, zuerst groß ist und sich erst bei jahrelangem Spielen allmählich verringert. Der Ton spricht dann leichter an, und allerhand unschöne Nebengeräusche, die die Folgen des zu großen innern Widerstandes im Holze waren, verschwinden. Das Holz hat sich gewissermaßen an das Schwingen gewöhnt. Aber nur unter den Händen eines guten Spielers entwickelt sich die Geige zu der höchsten Vollendung, zu der sie nach Material und Bauart befähigt ist, denn nur ein schöner kraftvoller Bogenstrich verbunden mit ganz reiner Intonation zwingen die neue Geige gerade zu den Schwingungen, deren sie bedarf. In der Hand des Stümpers kann aus einer noch so gut gebauten Violine nie etwas gutes werden.

Andrerseits ist auch klar, wie sehr es neben der Bauart auch auf das Material ankommt. Man kann hoffen, daß in neuerer Zeit, wo die besten Meister des Geigenbaues ihr Augenmerk wieder in dem wünschenswerten Maße auf diese Anforderung gerichtet haben, ihre Produkte den Meisterwerken der klassischen Zeit wieder näher kommen werden. Das Holz, das zu den Decken und Zargen (den Seitenwänden) verwandt wird, wird von einer besondern Fichtenspielart genommen, die vorzugsweise in den südlichen Alpentälern zu finden ist. Stradivari pflegte jeden Winter in die Wälder zu reisen und an Ort und Stelle sein Holz auszusuchen. Stainer erwarb von seiner Regierung das Recht, jeden Baum in den Staatsforsten, der ihm geeignet erschien, fällen zu lassen. Dieses Vorrecht hat sich auf die Mittenwalder Geigenmacher vererbt und wird von ihnen heute noch ausgeübt. Zu den Boden der Geigen wird Ahornholz benutzt. Dieses bezogen die Italiener aus den Donauländern, von wo es die Türken in großer Menge nach Venedig exportierten. Die Venezianer verwandten das Ahornholz zu Rudern für ihre Kriegsschiffe, und die Sage behauptet, die Türken hätten aus Eifersucht auf die venezianische Seemacht das Holz vorher immer gründlich gewässert, um es brüchiger zu machen, und gerade dieses Holz sei für die Geigenböden besonders geeignet gewesen.

Noch heute ist es eine schwere Aufgabe für den Geigenmacher, sich geeignetes Holz zu verschaffen, und die Fähigkeit, es zu beurteilen, gibt schon allein einen Maßstab, der den Künstler vom Handwerker unterscheidet. Der Handel mit Geigenholz ist darum auch zu einem ausgebreiteten Geschäftszweige geworden. Das Holz wird in Klötzen, die für je eine Decke oder einen Boden ausreichen, verhandelt und erreicht in der besten Qualität hohe Preise. In der Werkstätte des Geigenbauers bleibt es sodann mehrere Jahrzehnte lang liegen und wird erst, wenn es vollständig ausgetrocknet ist, bearbeitet. Dazu wird der Klotz zunächst gespalten, die Teile werden dann so aneinander geleimt, daß die beiden Hälften der zukünftigen Decke genau symmetrisch sind, und dann beginnt mit Hobel und Schnitzmesser das Herausarbeiten genau nach dem Modell, dem der Meister folgen will. Gebogen werden nur die Seitenteile, die die Verbindung zwischen Decke und Boden herstellen. Dann wird das corpus der Geige mit all den Leistchen und Klötzchen, die dazu ge-

Digitized by Google

hören, zusammengeleimt, Hals und Griffbrett werden ebenfalls mit Leim daran befestigt, worauf die Geige gebeizt und lackiert wird. Diese hier in ein paar Worten erzählte Arbeit nimmt Wochen in Anspruch. Gewöhnlich nimmt der Geigenbauer, um in den zum Trocknen des Leims und des Lackes nötigen Pausen nicht müßig zu sein, mehrere Geigen, die genau gleich werden sollen, zusammen in Arbeit.

Ist das Instrument so weit fertig, so wird es mit Saiten bespannt, und nun beginnt die mühsame Arbeit des Einsetzens der „Stimme." Unter dieser versteht man das in der Geige senkrecht zwischen Decke und Boden stehende Stäbchen, auf dessen Länge und Stellung sehr viel ankommt. Ist es endlich gelungen, die Stimme so gut wie möglich anzubringen und auszuprobieren, welche Saitenstärke der Geige am besten zusagt — wobei der Erbauer seinen künstlerischen Geschmack und musikalisches Gehör zu beweisen hat —, so ist seine Arbeit fertig. Und wie oft ist der Meister enttäuscht. Von fünf bis sechs Geigen, die ganz gleich, mit demselben Material und derselben Sorgfalt hergestellt sind, ist vielleicht eine, oder wenn er Glück hatte, sind zwei so ausgefallen, daß sie die aufgewandte Mühe wirklich lohnen. Der Preis von mehreren hundert Mark, der für ein solches gut geratnes Instrument heutzutage gezahlt wird, ist wirklich nicht hoch.

Kommt ein solches Instrument dann in die rechten Hände, so ist es erstaunlich, wie schon in wenig Jahren der Ton an Fülle und Lieblichkeit zunimmt.

So kann man hoffen, daß man nunmehr auf dem richtigen Wege ist, wieder Instrumente zu erhalten, die versprechen, unsern Nachkommen das zu werden, was uns die Meisterwerke der klassischen Zeit sind. Nicht durch Suchen nach allerlei Geheimnissen und durch Probieren ins Blaue hinein ist dieser Erfolg erreicht worden, sondern durch ehrliche, gründliche Arbeit, und darin liegt die beste Aussicht für seine Dauer.

Herrenmenschen

Roman von **Fritz Anders** (Max Allihn)

(Fortsetzung)

Wenn man früher hoch gespielt hatte, so geschah es jetzt erst recht. Man bemühte sich, Herrn Van Teren in den Kreis zu ziehn. Der Amtshauptmann nicht — Gott bewahre! Der Amtshauptmann tat so, als sei ihm gar nichts daran gelegen, daß Van Teren spiele. Aber seine Freunde, die seine Knechte waren, die haben es durch teuflische Verführungskünste bewirkt, daß er zuletzt doch die Karte angriff. Er hat sich zuerst redlich gewehrt, aber es half ihm nichts, da ihm der Spielteufel im Herzen saß. Als er aber erst den ersten Einsatz gemacht hatte, war er wie verzaubert und gebannt und der leidenschaftlichste Spieler von allen. Wie der Winter vorüber war, hatten wir ihn so weit, daß er sich nicht mehr rühren konnte. Und ich habe mit helfen müssen! Und wenn ich mich weigerte

Digitized by Google

oder gehn wollte, so sah mich Groppoff höhnisch an und tippte wie zufällig auf den Zwanziger an seiner Uhrkette, und ich war sein willfähriger Sklave. — Es war gegen Morgen nach einer durchspielten Nacht, da kam es zur Entscheidung. Beide hatten viel getrunken, Groppoff war kalt geblieben, und Van Teren war das Blut in den Kopf gestiegen. Van Teren hatte alles verspielt und forderte von Groppoff Vorschuß. Aber Groppoff wollte ihm nichts mehr borgen. Van Teren wurde heftig, schmähte Groppoff und nannte ihn ein verdammtes Raubtier. Groppoff griff als Antwort in die Tasche und legte eine Anzahl Schuldscheine auf den Tisch, die Van Teren ausgestellt hatte. Die Schuld belief sich auf eine grausam hohe Summe. Was soll ich damit? schrie Van Teren. Ehe ich das zahle, schieße ich mir eine Kugel vor den Kopf. — Sie sind nicht der Mann dazu, das zu tun, antwortete Groppoff mit kaltem Hohne. Aber merken sie sich, diese Scheine müssen bis morgen Mittag um zwölf eingelöst sein. — Jetzt kam Van Teren zu sich und wurde leichenblaß. Herr Doktor, ich habe nie einen Menschen so um Barmherzigkeit bitten sehen wie ihn. Aber Groppoff und barmherzig! Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin, sagte er, und wenn er — Van Teren — jetzt als ein wortbrüchiger und ehrloser Mann vor ihr stünde, so wäre das seine Revanche. Sie wisse schon wofür. — Herr Doktor, verstehn Sie die Größe der Geduld Gottes, daß er über Groppoff nicht Schwefel und Feuer regnen läßt?

Sie sind seinesgleichen, sagte der Doktor, Sie haben dem Raubtier das Wild zugetrieben. Er würde auch Sie mit Feuer und Schwert treffen.

Ich wills dulden ohne Klage, erwiderte Kondrot, das Haupt senkend, doch würde ich mich freuen, wenn ihn das Gericht zuerst erreichte. — Aber ich will nicht richten. Herr Doktor, fallen Sie mir in die Rede, wenn ich es tun sollte. Ich habe mit ihm gelogen, gestohlen und gemordet, er steht da wie ein Herr, den nichts anficht, und mich erwürgt es. — Wie die Sonne aufging, ging Van Teren davon, taumelnd wie im Traume. Eine Stunde später fanden sie ihn im Walde, er hatte sich erschossen. Sie fragen, wo er die Pistole herbekommen hat? Ich habe sie ihm in die Manteltasche gesteckt. Ich habe es getan aus Mitleid mit dem Manne und aus Haß gegen Groppoff. Ich glaube, es ist nicht die schlechteste Tat, die ich getan habe.

Und Frau Van Teren wußte um den Handel? fragte Ramborn.

Frau Van Teren hat nie etwas davon erfahren. — Nun gab es ein paar Jahre Ruhe. Dennoch lebte ich in steter Angst, daß mir der Boden unter den Füßen einbrechen werde. Daß das letzte Wort noch nicht gesprochen sei, das wußte ich, dazu kannte ich Groppoff zu gut. Seit Sie hier sind, haben wir wieder Krieg.

Aber mein Gott, rief Ramborn, was habe ich denn damit zu tun?

Sie? rief Kondrot. Er haßt Sie. An dem Tage, wo er hörte, Sie seien in das preußische Schlößchen gezogen, schwur er, daß er Sie unter die Füße treten werde. Ich bin zugegen gewesen, als er es tat. Er oder ich, rief er. Ich dulde es nicht, daß mir jemand in den Weg tritt.

Der Doktor lachte. Dachte er vielleicht, ich wollte Frau Van Teren heiraten?

Vielleicht. Jedenfalls standen Sie ihm im Wege. Den Mann hatte er zugrunde gerichtet, jetzt wollte er die Frau mürbe machen. Er wollte die Hand auf ihr Gut legen und eines Tags sprechen: Wähle, mich oder den Bettelstab. Er war nahe am Ziele. Den Käufer für das Gut hatte er schon, die Frauen waren in Not, und Heinemann tat alles, das Gut zu ruinieren. Wissen Sie, Herr Doktor, wer diesen Menschen zum Inspektor ausgewählt und zu dem gemacht hat, was er ist? Wissen Sie, wer den schändlichen Kontrakt ausgedacht hat? Wissen Sie, wer alle Briefe liest, die auf der Post abgegeben werden?

Aber zum Henker, rief Ramborn, wie kann Matut gegen seine Pflicht Briefe öffnen?

Er hat ihn auch unter der Hand, sagte Kondrot, er hat sie alle unter der Hand, den einen so und den andern so. Er hat sie alle zu Schuften gemacht.

Digitized by Google

Und dann rühmt er sich seiner reinen Hände, weil er seine schmutzige Arbeit durch andre machen läßt. — Herr Doktor, unterbrechen Sie mich; ich will ja nicht richten. — Da kamen Sie und nahmen die Sache in die Hand und brachten den Wagen wieder auf die Räder. Und er soll Sie nicht hassen? Er, der tödlich hassen kann? Und mich hat er gezwungen — gezwungen —

Er schlug die Hände vor das Gesicht und stöhnte.

Ramborn war sehr aufmerksam geworden und fragte streng: Wozu hat er Sie gezwungen?

Ich kanns nicht sagen, erwiderte Kondrot, bei Gott, ich kanns nicht sagen.

Kondrot, sagte der Doktor, wenn Sie beichten wollen, so beichten Sie wenigstens ehrlich, sonst ersparen Sie lieber sich und mir die Komödie.

Kondrot schrak zusammen unter dem harten Worte und erwiderte demütig: Haben Sie Geduld mit mir, Herr Doktor. Ich bin ein großer Sünder und will mich nicht entschuldigen, aber es ist doch hart, sich selbst anklagen zu müssen, hinzutreten und zu sagen: Dieser gemeine Mensch bin ich.

Welcher gemeine Mensch? forschte der Doktor.

Die Briefe — stöhnte Kondrot.

Welche Briefe? rief der Doktor, der aufgesprungen war und den Beichtenden beim Kragen faßte und schüttelte.

Die Briefe an Frau Van Teren —

Diese schändlichen Verleumdungen, die die Ehre einer edeln und unglücklichen Frau besudelten und sie in den Tod getrieben haben, die haben Sie geschrieben?

Kondrot versuchte zu antworten, aber es kam kein Ton über seine trocknen Lippen.

Mensch, Mensch! rief Ramborn in flammendem Zorne, wie konnten Sie das tun? Haben Sie denn kein Gewissen? fürchten Sie sich denn nicht der Sünde? Wie wollen Sie mit dieser Schuld auf dem Herzen es wagen, je einem Menschen ins Angesicht zu sehen? Vor der Sonne am Himmel müssen Sie sich verstecken.

Er hat mich gezwungen, sagte Kondrot mit bebenden Lippen.

Ist es nicht doppelt gemein, in fremdem Dienste zu morden?

Wäre es denn besser gewesen, wenn ichs aus eignem Willen getan hätte? erwiderte Kondrot. Ich hätte es, so wahr Gott lebt, nicht getan, aber er hat mich gezwungen.

Man läßt sich nicht zwingen, rief der Doktor. Einen Ausweg, denselben, den Sie Van Teren gezeigt haben, gibt es immer.

Ach, Herr Doktor, sagte Kondrot, die Knechte der Großen sind Feiglinge. Sie sind es von Natur nicht, aber sie werden es. Gehn Sie zehn Jahre in Ketten, und Sie verlieren die Kraft, Nein zu sagen.

Aber nicht die Verantwortung, hören Sie, Kondrot, nicht die Verantwortung!

In der Stunde, wo ich hörte, fuhr Kondrot fort, daß die gnädige Frau in den Bruchteich gegangen sei, brach der Himmel über mir zusammen, da habe ich es fühlen lernen, wie es Kain zumute war, als Gott zu ihm sprach: Was hast du getan? Da habe ich keine Ruhe gehabt, weder Tag noch Nacht. Da hat immer ihr Bild vor mir gestanden, wie sie früh vor Tage aus dem Hause ging und in den Tod. Und ich war ihr Mörder.

Kondrot fing an mit den Händen abzuwehren und starr auf eine Stelle zu schauen, wo die Sonne einen länglichen Lichtstreifen an der Wand gezeichnet hatte. Der Doktor achtete nicht darauf, sondern hielt dem Manne, der ihm seine Sünden gebeichtet hatte, eine flammende Strafpredigt, wie sie ihm sein Zorn eingab. Er schenkte ihm nichts, er nannte seine Taten mit richtigen Namen, er schalt ihn einen gemeinen und gewissenlosen Menschen und Heuchler, er nannte sein Christentum Gotteslästerung und eiferte gegen Menschenfurcht und Menschendienst. Es fehlte nicht viel, so hätte er Bibelsprüche gebraucht. Von den modernen Erkenntnissen, die er vor einer Stunde Tantchen mit soviel Überzeugung vorgetragen hatte, war

Digitized by Google

in seiner Rede nichts enthalten, wohl aber eine ehrliche Entrüstung über Taten und Menschen, die ihm das unmittelbare Gefühl des Abscheus einflößten. Als er mit ein paar kräftigen Sentenzen geschlossen hatte, wollte er nach seinem Hute greifen und gehn. Kondrot hatte die Rede über sich ergehn lassen wie einer, dem es eine Erleichterung gewährt, eine wohlverdiente Züchtigung zu erhalten. Als er nun sah, daß der Doktor gehn wollte, schrie er auf, streckte die Hände aus und rief flehentlich: Erbarmen! ein einziges Wort des Erbarmens! einen einzigen Tropfen Wasser auf meine Zunge!

Erbarmen? erwiderte der Doktor, Erbarmen für Sie? Meinen Sie, wenn Sie Ihre Schandtaten erzählen und winseln wie ein Hund, dann sei ungeschehen, was geschehen ist?

Ja, aber es steht geschrieben, flehte Kondrot, ob eure Sünden gleich blutrot sind, so sollen sie doch schneeweiß werden. Sagen Sie mir, daß es einen barmherzigen Gott gibt.

Sagen Sie sich das selbst, erwiderte der Doktor, oder lassen Sie sichs von Ihrem Pastor sagen.

Nein, sagen Sie es mir. Ihnen habe ich nichts getan.

Mir nicht? Kondrot, überlegen Sie sichs, mir nicht?

Kondrot sank in sich zusammen und rang die Hände. Der Doktor griff abermals nach seinem Hute, und Kondrot flehte: Verlassen Sie mich nicht, Sie sind meine einzige Hoffnung, verlassen Sie mich um Gottes Jesu willen nicht.

Was sollte er tun? Konnte er dem Manne wiederholen, was er Tantchen gesagt hatte? Konnte er sagen: Reue ist Inkonsequenz? Gib dir Recht, und du hast Recht. Sage Ja zu dir, lebe dich aus, verleumde mit Bewußtsein, schlage mir ins Angesicht, ich darf dich zwar wieder schlagen, aber Vorwürfe darf ich dir nicht machen und brauchst du dir nicht zu machen. Das war ganz unmöglich. Das hätte geheißen, sein eignes Recht und den Namen einer teuern Toten preisgugeben. Oder sollte er sagen: Sünden können getan aber nie vergeben werden? Schuld wird aufgeladen, aber nie abgenommen? Das würde heißen, dem Menschen eine Bürde auflegen, die seine Seele nicht tragen kann. Einen Weg gab es, eine Lösung, nach der der verzweifelnde Mensch vor ihm die Hände ausstreckte. Er sah zu ihm auf mit einem Blicke wie aus der Hölle. Etwas mußte geschehen. War es Unrecht, einem Kranken das Heilmittel vorzuenthalten, an das er glaubt, wenn man kein andres zu bieten hat? Auf dem Tische lag die Bibel. Er schob sie mit abgewandtem Gesicht Kondrot zu. Er tat es mit Herzklopfen, mit dem Gefühl eines, der Verrat an sich selbst übt. Kondrot ergriff das Buch, drückte es mit Inbrunst an seine Brust, glitt vom Stuhle hinab und fing an zu beten.

Der Doktor verließ leise das Zimmer. Dabei stieg in ihm die Erinnerung an ein Wort aus der Apostelgeschichte auf — er hatte in der Prima die Apostelgeschichte in der Ursprache gelesen: Der Herr sprach zu ihm, stehe auf und gehe hin in die Gasse, die da heißt die richtige, und frage in dem Hause Judas nach Saul mit Namen von Tarsus, denn siehe, er betet.

Als Ramborn in seinem Zimmer allein war, bewegten ihn viele Fragen: Gibt es eine Schuld? Der Philosoph leugnet es. Aber ist sie nicht doch tatsächlich da? Ist das Schuldbewußtsein nicht ihr Existenzbeweis? Ist dieses Bewußtsein das Resultat einer durch Priester und Religionen falsch gerichteten Züchtung des Menschengeistes, oder eine gegebne Realität, etwa so wie der Schmerz, der sich nicht wegdisputieren läßt? Wer sein Gewissen dressiert, den beißt es, sagt Nietzsche. Er betrachtet es wie einen Hund, den man mit einem Tritte verjagt. Wenn es sich aber nicht verjagen läßt, wenn es beißt, gleichviel ob man es dressiert oder nicht? Und wie die Wunden, die es verursacht, heilen? Wenn es ein Beweis für die Güte einer Theorie ist, daß sie praktisch brauchbar ist, was war dann seine Theorie über Schuld und Vergebung wert, die sich praktisch so wenig brauchbar erwiesen hatte? Er setzte sich an seinen Zarathustra, aber Zarathustra brachte keinen Aufschluß.

Digitized by Google

Es läutete zu Tisch. Ramborn begab sich hinab, seine Fragen im Kopfe mit sich nehmend. Wolf brachte seine Bücher und beklagte sich, daß er wieder keinen Unterricht gehabt habe, und Tantchen betrachtete ihren Doktor verstohlen mit besondrer Zärtlichkeit und legte ihm die besten Stücke vor. Urte Beit war nämlich dagewesen. Urte Beit hatte an der Tür gehorcht und hatte Tantchen Bericht gegeben von dem, was bei Kondrot geschehen war. Der Herr Doktor hätte es schöner gemacht als der Herr Pastor.

9. Aufklärungen

Wolfs Geburtstag hätte man beinahe vergessen. Die Mutter war ja nicht da, die daran erinnert hätte. Tantchen, so sorglich sie auch war, und ein so gutes Herz sie auch hatte, Geburtstage zu merken, darin war sie doch nicht so zuverlässig, wie es eine Mutter ist. Und Wolf war der letzte, der daran erinnert hätte. Ja als man im letzten Augenblicke noch daran dachte, bat Wolf dringend, seinen Geburtstag nicht zu feiern. Er müsse immer an Mama denken, und dabei könne er keinen Kuchen essen.

Und so tat man ihm seinen Willen. Da brachte der Briefbote ganz unerwartet ein für Wolf bestimmtes Paket — aus Genf. Die Adresse war mit fremder, flüchtiger Hand geschrieben, ein Brief lag nicht bei, und das Paket enthielt eine Schachtel mit Datteln. Wolf jubelte in frohem Schreck auf und rief: Meine Datteln! — Die Datteln hatten im preußischen Schlößchen ihre besondre Bedeutung. Frau Mary hatte sie gern gegessen, da sie dabei an vergangne Zeiten erinnert wurde. Und Wolf hatte die Vorliebe für Datteln von seiner Mutter geerbt, und so durften Datteln auf keinem Weihnachts-, keinem Geburtstagstische fehlen. Tantchen war ganz gerührt und machte sich Vorwürfe, daß sie Wolfs Datteln vergessen hatte. Aber wer konnte die Datteln gesandt haben? Wer konnte es wissen, welche Bedeutung für Wolf Datteln hatten? Tante Husefand? Es war nicht anzunehmen, daß diese auch nur das Datum von Wolfs Geburtstag wußte. Es blieb kaum etwas andres übrig, als an Frau Mary zu denken. Dieser Gedanke verursachte eine lebhafte, frohe Unruhe, mehrte aber auch die Spannung der Ungewißheit. Wie gern hätte man dem stummen Zeugnisse der Datteln geglaubt, wenn man sich nicht vor der Möglichkeit einer Enttäuschung gefürchtet hätte. Daß Mary in hoher Erregung geflohen war, das war zu verstehn, nicht aber, wie sie dazu gekommen sei, sich so lange Zeit zu verbergen. Sie mußte doch wissen, welchen Schmerz sie damit ihren Lieben bereitete.

Während man noch dies miteinander besprach, kam der Herr Pastor zu ungewöhnlicher Zeit und mit ungewöhnlich beschleunigten Schritten an. Nachdem er kaum gegrüßt hatte, suchte er mit hastiger Eile seine Tasche durch und brachte einen Brief zum Vorschein, der, wie auf den ersten Blick zu sehen war, von derselben Hand geschrieben war wie die Adresse auf Wolfs Paket.

Wir haben allen Grund, Gott zu danken, rief der Herr Pastor, daß unsre Befürchtungen ungegründet waren, und daß auch für die Zukunft keine Gefahren mehr vorhanden zu sein scheinen. Aber lesen Sie selbst. Bitte, lesen Sie. Und damit reichte er den Brief dar. Er war von Frau Staatsrat Wedenbaum geschrieben und an den Herrn Pastor in Kallpillen gerichtet. Mit flüchtiger Schrift und ebenso flüchtigen Gedanken, teils in schlechtem Deutsch, teils durch eingeschobne französische Worte und Zeilen teilte Frau Staatsrat aus Genf mit, daß die schwerste Gefahr vorüber sei, daß Frau Mary die Besinnung wieder erlangt habe und wünsche, daß sie, die Frau Staatsrat, an den Herrn Pastor schreibe. Wie Mary nach Genf gelangt sei, in welchem Verhältnisse sie zu der Briefschreiberin stehe, wo sie sich bisher aufgehalten und warum sie bisher geschwiegen habe, darüber enthielt der Brief kein Wort. Mary habe den unsinnigen Gedanken, fuhr Frau Staatsrat fort, sogleich nach Hause zurückkehren zu wollen. Aber davon könnte keine Rede sein. Sie sei viel zu schwach, die lange Reise nach dem Norden machen zu können,

Digitized by Google

müßte vielmehr bis zu ihrer völligen Genesung mit ihr an die Riviera oder noch weiter südlich gehn. Sie, die Frau Staatsrat, komme für alle Kosten auf und bitte den Herrn Pastor, er möchte doch seinen Einfluß bei den Verwandten dahin geltend machen, daß man ihr abrate, zurückzukehren. Man möge niemand ein Wort von diesem Briefe sagen und Mary bis auf weiteres verschwunden sein lassen. Wer tot sei, sei vor Verfolgungen am sichersten. Sie habe an den Herrn Pastor geschrieben und nicht direkt nach Tapnicken, weil, wie sie höre, die Post in Tapnicken unzuverlässig sei.

Nachdem dieser Brief studiert, und nachdem sein Sinn nicht ohne Schwierigkeit festgestellt worden war, sahen sich alle Beteiligten mit großer und freudiger Verwunderung an, und Wolf lachte hell auf. Daß Frau Mary in krankhafter Erregung davonlaufen, auch vielleicht ins Wasser gehn könnte, das war ihr zuzutrauen, aber daß sie von Ostpreußen schlankweg nach der Schweiz reisen werde, war mehr, als man erwarten durfte. Auch darüber war man einig, daß die Idee der Frau Staatsrat, Mary weiter nach dem Süden reisen zu lassen und sie vor der Welt als Gestorbne zu behandeln, eine höchst kuriose Idee sei.

Aber bei weiterm Nachdenken fand man doch, daß es ratsam sei, Mary bis zu ihrer völligen Genesung im Süden zu lassen, und daß man den Vorschlag der unbekannten Freundin, für die Kosten aufzukommen, dankbar annehmen könne. Auch war ganz richtig, daß wer tot ist, vor Verfolgungen am sichersten ist. Da nun Mary offenbar in dem Zustande einer Art von Verfolgungswahn gehandelt hatte, so mußte es ihr zur Beruhigung dienen, wenn sie für tot gehalten wurde, und es war nicht zu fürchten, daß gewisse bösartige Briefe sie in der Ferne finden konnten. Es war ja weiter nichts nötig, als diesen Brief der Frau Staatsrat zu verschweigen, und man war ja nicht verpflichtet, irgend jemand Mitteilungen über Frau Mary zu machen. Als man die Geschichte nochmals von vorn nach hinten und von hinten nach vorn durchgesprochen hatte, kam man zu dem endgiltigen Beschluß, über den Brief aus Genf Stillschweigen zu beobachten, wobei auch der Herr Pastor zugeben mußte, daß eine verschwiegne Wahrheit noch keine Unwahrheit zu sein brauche. Und Wolf war der eisrigste Schweiger. Er preßte die Lippen so fest aufeinander und machte eine so abweisende Miene, daß er aussah wie eine verschlossene Sparbüchse. Also niemand sollte erfahren, daß Mary in Genf sei, auch Eva nicht, auch Schwechting nicht. Nur einen behielt sich der Doktor vor, in das Geheimnis zu ziehn — Kondrot.

Der Herr Pastor hatte sich schon erhoben, um sich zu verabschieden, da hörte man den Galopp eines Pferdes und in der Ferne das Töfftöff eines Automobils. Ramborn trat an das Fenster, das nach dem Hofe führte. Da hielt vor dem Fenster auf ihrem erhitzten Pferde Eva in ihrer ganzen blonden Schönheit. Sie war in ein knapp sitzendes Reitkleid gekleidet, hatte ein keckes Hütchen auf dem krausen goldnen Haar. Dem Doktor war sie noch nie so schön erschienen wie in diesem Augenblick. Und wirklich, sie sah besonders vorteilhaft aus, verschönt von dem Ausdrucke einer warmen Freude, wie ein Marmorbild besonders schön aussieht, wenn es von einem warmen Sonnenstrahl beleuchtet wird.

Was geben Sie mir, Doktor, rief Eva, die eine Hand auf den Rücken haltend, wenn ich Ihnen gebe, was ich in der Hand halte?

Der Doktor war weit entfernt, eine billige und naheliegende Antwort zu geben. Dazu war Prinzeßchen denn doch zu gut.

Was geben Sie mir, Doktor, wiederholte sie.

Was Sie wollen, antwortete der Doktor.

Ohne Einschränkung?

Ja. Nur mit der Einschränkung, die Ihr Verstand und Ihr gutes Herz selbst machen.

Von, es gilt, rief Eva, wobei ich jedoch bitte, auf mein gutes Herz nicht zu sehr zu vertrauen.

Digitized by Google

Eva hielt einen mit einem Pelzbesatz versehenen Handschuh in die Höhe. Ehe es jedoch darüber zu einer Erörterung kam, was der Handschuh zu bedeuten habe, kam unter Töfftöff, pustend und gleichsam hinkend ein Automobil auf den Hof gefahren und blieb mitten in seinem schönsten Bogen im weichen Boden stecken. Worauf zwei Teckel aus dem Gefährt herausſprangen, einen großen Lärm machten und dem Automobil, das nicht fahren wollte, in die Räder bissen. Auf dem vordern Sitze des Automobils hinter dem Steuerrad saß ein wohlbeleibter Herr mit weinrotem Gesicht und einem schwarzen Starostenbart, ein Mann in seinen besten Jahren. Er trug einen Jagdanzug und hatte neben sich ein Jagdgewehr im Futteral stehn. Auf die zweite Sitzbank war eine große Holzkiste gestellt, die am Glaszeichen, der Aufschrift Vorsicht und sonstigen Merkzeichen als eine Weinkiste erkannt werden konnte.

Eva, Fräulein Eva, Kindel, Mädel! rief der Herr im Auto, vergessen Sie doch ja nicht, meinen und meiner Teckel Antell an dem Funde in das rechte Licht zu setzen.

Eva nahm keine Notiz von der Rede, sprang ab, warf den Zügel ihrem Pferde über den Rücken und eilte ins Haus. Das Pferd schüttelte den Kopf, ging bedächtig um das Auto herum und meldete sich an der Tür des Pferdestalles, wo es von David in Empfang genommen wurde. Der Herr auf dem Auto hantierte mit seinem Auto herum und mißhandelte die Maschine, worauf diese den Dienst völlig einstellte. Der Herr fluchte gewaltig, stieg wegen seines Körpergewichts mühsam aus, stampfte über den Hof, grüßte den Herrn Pastor, der sich eben entfernte, hochachtungsvoll und stellte sich dem Doktor vor wie einer, der es als weltbekannte Persönlichkeit eigentlich nicht nötig hat, sich bekannt zu machen. Er hob also seine Jagdmütze, zeigte eine aufgehende Glatze und sagte in dem Tone, als mache er einen guten Witz: Baron Bordeaux!

Doktor Ramborn.

Gehorsamer Diener, erwiderte Baron Bordeaux. Pardon, Herr Doktor, wenn ich Sie so ohne weiteres überfalle, aber wie Sie sehen, ist mein Schnauferl eben kreptiert. Ich sitze also fest und werde Sie sogar um Vorspann bitten müssen. Wissen Sie, eine alte Kuh — genügt vollständig.

Der Doktor führte seinen Gast ins Haus, und dieser trat ein als ein Mann, der sich in der Welt zu bewegen gewöhnt ist, und als ein alter Bekannter. Was auch zutraf. Denn erstens war er schon manchmal im preußischen Schlößchen eingekehrt, und dann war im weiten Umkreise niemand so bekannt und beliebt wie Baron Bordeaux. Jedermann wußte, daß es, wo dieser sein rotes Gesicht zeigte, etwas zu trinken und zu lachen gab. — Übrigens war der Name Baron Bordeaux nur sein Spitzname. Sein Name war einer der angesehensten Namen der Provinz. Seine Verwandten waren Großgrundbesitzer und hohe Beamte, er aber benutzte die Einkünfte seines schönen Ritterguts, das jenseits der Pempler Heide lag, dazu, sie in Rotwein anzulegen. Bei dem Eifer und der Ausdauer, mit der er dies tat, ist es nicht zu verwundern, daß er es im Rotweintrinken zu einer hohen Meisterschaft und zu dem von allen Sachverständigen bewunderten Rekord von acht Flaschen pro Tag gebracht hatte. — Er war Junggeselle. Er behauptete, keine Frau ernähren zu können — er, der Besitzer eines der schönsten Herrensitze in der Provinz. Doch mochte er nicht ganz Unrecht haben, da er sehr große Summen für Rotwein ausgab, und da auf seinem Gute polnische Wirtschaft herrschte. — Übrigens trank er nur seinen eignen Wein. Wenn er unterwegs war, so nahm er seinen Bedarf mit, was, wie gesagt, nicht wenig war, oder er legte zuvor Etappen und Magazine an, und man konnte seines Besuchs gewiß sein, wenn seine Rotweinkisten ankamen.

Nachdem man sich begrüßt hatte, ließ sich Baron Bordeaux in einem Fauteuil am Ofen nieder, und der Fauteuil stöhnte entsetzt über die unerhörte Last auf. Der Doktor setzte sich zu seinem Gaste.

Digitized by Google

Währenddessen hatte Eva Tantchen mit atemloser Dringlichkeit gebeten, den Handschuh zu holen, der seinerzeit am Bruchteiche gefunden war. Tantchen tat es, ohne sich dabei zu erregen. Sie weiß noch nicht, dachte Eva, was dieser Handschuh bedeutet. Als der Handschuh herbeigeholt war, zeigte sichs, daß dieser und der eben gefundne zusammengehörten. Eva stieß einen leisen Freudenruf aus, kriegte Wolf beim Kopfe und küßte ihn.

Kannst du denn auch küssen? fragte Wolf ernst und verwundert.

Ja warum denn nicht? erwiderte Eva. Ist denn das so schwer?

Schwer gerade nicht, meinte Wolf, aber mancher kanns doch nicht. Und sonst tust du es ja auch nicht.

Ja aber heute, sagte Eva, ist dein Geburtstag. Und, Wolf, weißt du auch, wem dieser Handschuh gehört?

Der Mama, antwortete Wolf ohne Bedenken.

Sieh mal, sagte Eva, den haben wir in der Pempler Heide gefunden.

Baron Bordeaux hatte die letzten Worte gehört, unterbrach eine längere Erzählung, die er eben abwickelte, und sagte: Eva, Sie haben mir versprochen, meine Verdienste nicht schmälern zu wollen. Den Handschuh habe ich gefunden, oder vielmehr meine beiden unglaublich findigen Teckel Schorsch Eins und Schorsch Zwei.

Hier kam zutage, daß Schorsch Eins und Zwei ins Zimmer geschlichen waren, in einer Ecke lagen und sich damit beschäftigten, eine Sofatroddel zu zerkauen. Sie wurden also von Tantchen mit Nachdruck und Entrüstung hinausgebracht. Baron Bordeaux schnitt eine neue Geschichte an, Ramborn bemühte sich zuzuhören, und Eva erzählte: Sie habe einen weiten Spazierritt bis tief in die Pempler Heide gemacht. Da sei Baron Bordeaux ihr im Automobil entgegengekommen, und sie sei, weil ihr Fuchs sich geängstigt hätte, abgestiegen. Vor dem Automobil seien die Teckel hergelaufen, und Schorsch Eins habe ihr einen Handschuh apportiert, den sie sogleich als das Eigentum von Frau Mary erkannt habe.

Wessen Eigentum? fragte Baron Bordeaux.

Tantchens Eigentum, antwortete Eva mit großer Bestimmtheit und setzte leise hinzu: Was braucht der Mensch zu wissen, wem der Handschuh eigentlich gehört, und was er bedeutet? Aber nun gab es ein Wettrennen um den Handschuh, den der Baron haben wollte, und den ich nicht herausgab. Ich habe leicht gesiegt, weil das Schnauferl in allen Löchern stecken blieb. Tantchen, es war eine Komödie, wie der Baron in seinem Auto gewirtschaftet und geschwitzt hat. Und was bedeutet nun dieser Handschuh?

Tantchen kam nicht dazu, darauf zu antworten, denn da war wieder der Baron Bordeaux und beanspruchte seinen Handschuh, um ihn mit Feierlichkeit zu überreichen. Eva ärgerte sich ernstlich. Sie hätte am liebsten laut aufgejubelt und hätte mit Wolf durch die Stube getanzt, aber sie durfte es nicht wegen dieses Baron Bordeaux, der ihr von jeher zuwider gewesen war.

Wolf, sagte Eva zu Wolf, geh mal hin und frage einmal den dicken Herrn, ob er keinen Durst habe. Vielleicht geht er dann.

Wolf ging hin und richtete die Bestellung aus.

Alle Donnerwetter, Junge, rief der Baron, das hätte ich ja beinahe vergessen. Einen Riesendurst habe ich, einen Drei- bis Vier-Flaschendurst habe ich. Damit stampfte er hinaus zu seinem Auto und kam zurück, unter jedem Arm ein paar Flaschen tragend.

Der Doktor, der die Eigentümlichkeit des Barons Bordeaux, nur seine eignen Weine zu trinken, nicht kannte, empfand sein Verfahren als Taktlosigkeit und duldete es nicht, daß im preußischen Schlößchen fremde Weine getrunken wurden. Er war bereit, selbst ein paar Flaschen zu opfern, aber daran lag nun wieder dem Baron nichts. Er packte also seine Flaschen wieder weg, versuchte es, betrübt und durstig, sein Auto flott zu machen, und spannte, da die Maschine versagte, eine alte Kuh — Strafe müsse sein, behauptete er — vor und zog zum ungemessenen Erstaunen

Digitized by Google

der Einwohnerschaft und zur großen Belustigung von Schwechting, der sich eben zu einer Partie Tarock begab, durch Tapnicken zum Kurhause.

Wenn man nun was gelernt hätte, sagte Schwechting zu sich selbst, so müßte man das malen. Er machte auch eine Farbenskizze, aber diese gab lange nicht das wieder, was er im Sinne hatte. Es wurde ein Automobil und eine Kuh und zwei Teckel, aber daß der Held der Geschichte der Baron Bordeaux war, und der ganze feuchte Humor der Sache, war nicht zu erkennen. Es gibt doch eigentlich eine ganze Menge Bilder, sagte Schwechting zu sich, die sich mit Pinsel und Farbe gar nicht darstellen lassen, und weiß der Henker, das sind immer die Gegenstände, auf die ich verfalle.

Als Baron Bordeaux verschwunden war, tanzte Eva wirklich mit Wolf, der nur gezwungnerweise mitmachte, im Zimmer umher. Dann blieb sie vor dem Doktor stehn und sagte: Doktor, freuen Sie sich denn nicht? Tantchen, freuen Sie sich denn nicht?

Worüber? antwortete Ramborn.

Nun wenn die beiden Handschuhe Frau Marys Handschuhe sind, und der zweite lag im Pempler Forste, so kann sie doch nicht im Bruchteiche liegen.

Das ist richtig, sagte der Doktor, jedoch sagte er es nicht mit der frohen Erregung, die Eva erwartet hatte. Für ihn war ja die Tatsache, daß Mary lebe, nichts neues, und die Handschuhfrage war längst erledigt.

Sie sind rechte Stockfische, rief Eva unwillig, Sie, Doktor und auch Tantchen. Ich freue mich unbändig.

Warum freute sich denn Eva so sehr? Sie ahnte, von wem die Briefe ausgegangen waren, die Mary in die Fremde getrieben hatten, und wer der eigentliche Schuldige sei.

Und was werden Sie nun tun, Doktor? fragte sie.

Ich werde die Spur sogleich verfolgen lassen, antwortete Ramborn.

So, Herr Doktor, sagte Eva lachend und mit glänzenden Augen vor ihn tretend, nun fordre ich mein Geschenk. Sie haben sich mir verpfändet, und ich kann nehmen, was ich will.

Ich kanns nicht leugnen, erwiderte der Doktor, aber ich will hoffen, Sie werden nicht als ein Shylock an mir handeln.

Eva dachte einen Augenblick nach.

Schenken Sie mir ein Buch, sagte sie. Schenken Sie mir das Buch, worin Sie gestern zuletzt gelesen haben.

Das kann ich leider nicht, antwortete der Doktor, denn das Buch gehört nicht mir, und ich weiß auch nicht —

O! rief Eva traurig, erst waren Sie so nett, und jetzt sind Sie ein gewöhnlicher —

Ein gewöhnlicher Drückeberger, fuhr der Doktor fort.

Ja, Drückeberger, bestätigte Eva.

Urteilen Sie selbst, sagte der Doktor. Hier liegt das Buch.

Eva schlug es auf, es war Tantchens Bibel. Eva lachte, aber es klang etwas verlegen, und sie sah unsicher, als verstehe sie nicht, ob das Scherz oder Ernst sei, vom Doktor auf Tantchen.

Sie wundern sich, Fräulein Eva, sagte der Doktor, daß ich in der Bibel lese? Ich habe die Zenta Vesta gelesen, die Edda und den Koran, soll ich nicht auch die Bibel lesen? Tantchen hat mir gestern ein Kapitel aufgeschlagen, das gehört zum schönsten, was erhabner Dichtergeist je gedacht und ausgesprochen hat.

Eva machte eine ungläubige Miene.

Hören Sie zu, fuhr der Doktor fort. Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz und eine klingende Schelle.

O, rief Eva, das kenne ich, das haben wir in der Schule gelernt. Und wir

Digitized by Google

haben viel darüber gelacht, weil unser Professor immer sagte: Und hädde der Liepe nicht, und den Kopf so schief dabei hielt.

Dieses Hohelied der Liebe, sagte der Doktor, verdient es, daß man es ernst nimmt. Und er las das Kapitel mit Schwung und edelm Ausdruck vor, wie man ein wertvolles Gedicht vorträgt.

Tantchen hatte die Hände gefaltet, war gerührt und sagte, Eva ansehend: Die Liebe, die alles duldet, hofft und erträgt, und die nimmer aufhört, das ist das Beste in der Welt.

Eva schwieg und schüttelte mit dem Kopfe. Ich kanns nicht aussprechen, wie ich es meine, sagte sie. Die Liebe, die hier besungen wird, dient. Ich mag nicht dienen. Eine Dienerin kann nicht das höchste sein.

Aber, sagte Tantchen, Liebe, die herrscht, gibt es nicht, es gibt nur Liebe, die dient. — Dann nahm sie das Buch und legte es Eva auf den Schoß und sagte: Ich schenke dirs, es hat dir viel zu sagen.

Eva zögerte, es anzunehmen. Es war ein altes Buch, dem man es ansah, daß es viel gelesen worden war. Sie hatte zuhause ihre Konfirmationsbibel mit Goldschnitt und goldnem Aufdruck, aber die goldrandigen Blätter klebten aneinander. Sie fühlte, daß ihr hier Tantchen etwas schenkte, was mehr wert war als der teuerste Prachtband.

Nimm nur, Kind, sagte Tantchen, ich schenke das Buch niemand lieber als dir. Nun aber mußt du den Doktor freigeben, setzte sie lächelnd hinzu, den brauchen wir selbst.

Eva nahm das Buch mit einer gewissen Scheu, dankte dem Tantchen, indem sie ihr um den Hals fiel, und rüstete sich zur Heimkehr. Es wurde verabredet, daß niemand etwas von dem Handschuh und den sich an den Fund knüpfenden Hoffnungen erfahren solle. Hatte Frau Mary die Absicht gehabt, verschollen zu sein, so wollte man auch diese Absicht nicht vereiteln.

Jawohl, sagte Eva, Frau Mary soll nach wie vor tot sein. Warum? Weil es Leute gibt, die sich vor Gespenstern fürchten, und das kann uns nützlich sein.

Kondrot? fragte der Doktor.

Wieso Kondrot? erwiderte Eva. Nein, Papa!

Der Doktor geleitete Eva hinaus und half ihr beim Aufsteigen. Fräulein Eva, sagte er, als er ihr das Buch hinaufreichte, man kann die eigentümlichen Schönheiten dieses Buchs anerkennen und genießen, braucht aber darum sich selbst nicht aufzugeben. Tantchen meint es gut, aber sie urteilt von ihrem persönlichen Standpunkt aus. Liebe ist nicht das höchste, weder die dienende, noch die herrschende, sondern die innere Freiheit, die innere Harmonie, das in sich selbst ruhende Gleichgewicht des Willens. Wie ein Adler, der seine Flügel ausbreitet und seine majestätischen Kreise zieht. Unerreicht und unangefochten, nichts bedürfend und zu nichts verpflichtet, ein Herr seiner selbst. War es das nicht, was Sie meinten und nicht aussprechen konnten?

Der Doktor küßte die Hand, die sie ihm vom Pferde herabreichte. Eva errötete, nickte ihm mit königlicher Anmut zu und galoppierte davon, sehr zufrieden mit dem Ausgange der Geschichte. War es des Doktors abgeklärte Bedürfnislosigkeit, die sie so zufrieden machte?

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. Es ist ein bemerkenswertes Symptom der Lage, daß Italien beginnt, seine Stellung als Mittelmeermacht stärker zu betonen. Die italienischen Flottenmaßnahmen, die Entsendung von Schiffen nach Kreta, und die sehr bestimmte Sprache der italienischen Regierung vor der Kammer über Tripolis sind Anzeichen in dieser Richtung. Auch ist es wohl nicht unbemerkt geblieben, daß die „Hohenzollern" in jedem italienischen Hafen, den sie mit den sie begleitenden Schiffen anlief, italienische Kriegsschiffe, oder doch wenigstens eins vorfand, das der deutschen Kaiserstandarte die Ehrenbezeugungen erwies und der deutschen Flagge gegenüber die italienische repräsentierte. Es war das nicht nur ein Höflichkeitsakt, sondern zugleich die Bekundung eines starken und selbstbewußten Nationalgefühls. Die Seerüstungen Italiens sind überdies aber auch eine sprechende und überzeugende Widerlegung der französischen Behauptung, daß der Dreibund Italien „unerschwingliche militärische Lasten" auferlege. Die Verstärkung der italienischen Flotte hat mit dem Dreibunde gar nichts zu tun, sie ist im Gegenteil nötig geworden trotz dem guten Einvernehmen mit England und trotz dem wesentlich gebesserten Verhältnis zu Frankreich. Aber Italien begreift, daß wenn es in den Zukunftsfragen, die auf und am Mittelmeere des Austrags harren, seine Stellung behaupten will, es dies in einer Stärke tun muß, die es davor schützt, von einem Stärkern an die Wand gedrückt zu werden.

Was Italiens Stellung im Dreibunde anlangt, so hat sich Minister Tittoni vor wenig Tagen erschöpfend darüber ausgesprochen und die von französischer Seite sorgfältig genährte Anschauung zurückgewiesen, daß der Dreibund weniger vorteilhaft für Italien als für Deutschland und Österreich-Ungarn sei. Wäre dies der Fall, so würden nicht König Umberto und Crispi so überzeugte Anhänger des Bündnisses gewesen sein, und König Viktor Emanuel sowie seine Berater hätten keinen Grund gehabt, ein Verhältnis zu verlängern, das für Italien nur Nachteile und keine Vorteile bot. Die Italiener sind jedenfalls die besten Wächter ihrer Interessen. Sie wissen ganz genau, daß eine Trennung vom Dreibunde sie in das Verhältnis einer Satrapie zu Frankreich und in einen Gegensatz zu Österreich bringen würde. Minister Tittoni stellte dem Dreibunde das Zeugnis aus, daß er sich als „ein kostbares Element für die Erhaltung des europäischen Friedens" erwiesen habe, und daß Italien ihn auch ferner „als ein Unterpfand und eine Garantie des Friedens und als einen wichtigen Faktor unsrer Politik" betrachte. So sagte wörtlich der italienische Minister in der Kammersitzung vom 12. dieses Monats. Er fügte hinzu: „Wenn der deutsche Kaiser der willkommen geheißne Gast Italiens und seines Königs war, und wenn Graf Goluchowski in Venedig den Besuch erwiderte, den ich ihm in Abbazia gemacht habe, so hatte weder der Besuch des deutschen Kaisers den Zweck, die Bande des Dreibundes zu stärken, denn diese hatten sich nicht gelockert, noch hatte die Zusammenkunft in Venedig den Zweck, unsre Beziehungen zu Österreich-Ungarn, die ausgezeichnet sind, zu bessern oder das Einvernehmen, das schon vollständig war, noch enger zu gestalten. Alle Fragen wurden mit Österreich freundschaftlich besprochen und geregelt, Deutschland hatte den einzigen Wunsch, daß das Einvernehmen zwischen Italien und Österreich-Ungarn weiter fortbestehe." Diese Erklärung ist gewissermaßen die amtliche und parlamentarische Bestätigung der Freundschaftsversicherungen, die in dem Depeschenwechsel des deutschen Kaisers und des Königs von Italien so bestimmt ausgedrückt worden waren. Es ist für Italien sicherlich von großem Wert, sowohl Frankreich als auch England gegenüber, daß es Deutschland und Österreich-Ungarn so mit voller Gewißheit hinter sich hat, und immer wieder stellt sich von neuem heraus, daß der Dreibund schließlich doch der friedeheischende Regulator der europäischen Politik ist. Feindliche Machenschaften werden dagegen nicht aufkommen, und im Grunde genommen müßte jede verständige englische Staatskunst darauf ausgehn, nicht den

Digitized by Google

Dreibund zu sprengen, sondern ihn zusammenhalten für den Fall, daß sie seiner je bedürfen sollte.

Zugleich mit dem Bekanntwerden der italienischen Flottenverstärkungen hat der französische Marinerat eine Sitzung abgehalten, in der zugestandnermaßen „die Verteidigung der großen Kriegshäfen Frankreichs“ auf der Tagesordnung gestanden hat. Eine Hafenverteidigung ist im wesentlichen eine artilleristisch-fortifikatorische Frage. Man wird deshalb im vorliegenden Falle wohl mit einiger Berechtigung annehmen dürfen, daß unter dem obigen Titel die gesamte französische Flottenfrage zur Beratung gestanden hat. Die Forderung, daß Frankreich seine „Superiorität“ zur See wahren müsse, ist schon ausgesprochen worden. Die neue Dislokation der englischen Flotte kann trotz der augenblicklichen entente cordiale für Frankreich nicht gleichgiltig sein, ebensowenig das Anwachsen der italienischen wie der deutschen Flotte, und Zukunftsfragen, die in Ostasien heraufziehn, verlangen erst recht eine Prüfung der Frage, wieweit die Seestreitkräfte Frankreichs internationalen Verwicklungen gewachsen sein möchten, die vielleicht zugleich in Ostasien und in Europa auszutragen wären. Frankreich wird nicht umhin können, seine Flotte solchen Möglichkeiten anzupassen.

Auch Rußland hat schon einleitende Schritte zum Neubau einer großen Flotte getan, die um der größern Beschleunigung willen zum großen Teil in Amerika gebaut werden soll. Auch dann, wenn die nach Ostasien entsandte baltische Flotte dort stark versehrt werden sollte, würde Rußland somit innerhalb fünf Jahren wieder über eine achtunggebietende Seemacht verfügen und inzwischen wohl auch zuhause die Reformen vollzogen haben, die durch Beseitigung des Schlendrians und der Gewissenlosigkeit in der Marineverwaltung der russischen Flotte eine wesentlich größere Bedeutung verleihen würde. Daß sich große Entfernungen überwinden lassen, hat die unter größten Schwierigkeiten unternommne Fahrt der beiden baltischen Geschwader gezeigt. Allerdings muß zugegeben werden, daß la France y était pour quelque chose; ohne die gastliche Hilfe in den französischen Häfen Europas, Afrikas und Asiens hätten die Admirale Roschdestwensky und Nebogatow ihr Ziel nicht erreichen können, das sie mit anerkennenswerter Geschicklichkeit angestrebt haben. Aber Frankreich wird in Ostasien mit Rußland immer Hand in Hand zu gehn suchen, und England wird, um einen Konflikt mit Frankreich zu vermeiden, dabei doch immer nach Möglichkeit ein Auge zudrücken. Wie sehr aber die leitenden Kreise Großbritanniens mit der Eventualität eines Weltkriegs, das heißt also eines großen Koalitionskriegs gegen England rechnen, beweisen die auf zwei Jahre vorgesehenen, den gesamten Erdball umfassenden Manöver der englischen Flotte. England will sich nicht überraschen lassen. Je mehr sich die Meere mit Kriegsschiffen aller Nationen füllen, desto größer wird die Gefahr eines Zusammenstoßes.

Bisher war es ja für England leicht, ein Jahrhundert lang eine Oberherrlichkeit zur See zu behaupten, neben der französischen gab es kaum eine nennenswerte Flotte. Seitdem aber sind in Europa neben der französischen auch die russische, die italienische und die deutsche Flotte entstanden, die beiden ersten verbündet, die beiden letzten bis zu einem gewissen Grade auch, wobei denn auch noch die österreichische Flotte mit in Betracht käme, die zwar an Zahl klein, in der Qualität von Schiffen und Besatzungen aber sehr tüchtig ist; die amerikanische Flotte wächst in großen Dimensionen mit sehr bestimmten Ansprüchen auf Seeherrschaft; in Ostasien ist die japanische Flotte entstanden, die wenn auch durch den Krieg stark geschwächt, nach dem Kriege ihre Lücken schnell wieder schließen wird, und auch China bereitet sich vor, wie es scheint unter japanischem Einfluß und unter japanischer Mitwirkung, sich zur See wieder stärker zur Geltung zu bringen. Die maritimen Verhältnisse haben sich mithin auf allen Ozeanen der Weltkugel stark verschoben, jede Großmacht, die nicht auf ihre Existenzberechtigung verzichten will, muß dem Rechnung tragen, und der britischen Admiralität ist es nicht zu verdenken,

Digitized by Google

wenn sie für ihre Flottenübungen die Eventualität eines Koalitionskrieges mit drei oder vier Seemächten ins Auge faßt, der alle Meere zugleich berührt. Im Unterhause hat sich Mr. Balfour sehr eingehend über die Möglichkeit einer indischen Verwicklung und einer Invasion Großbritanniens ausgesprochen. Er hat einen feindlichen Einfall in Indien als sehr unwahrscheinlich, eine Invasion Großbritanniens als ausgeschlossen bezeichnet. Dies trifft jedenfalls zu, so lange eine englische Flotte von hinreichender Stärke vorhanden ist, eine feindliche, den Landungstransport deckende Flotte zu schlagen und auch nachher noch aktionsfähig zu bleiben. Unter dieser Voraussetzung ist eine feindliche Landung in England ausgeschlossen, wenigstens die eines Heeres, das für größere Operationen stark genug wäre. Mr. Balfour hat ausdrücklich auf Frankreich verwiesen. Würde die englische Flotte in einer Seeschlacht unterliegen, so dürfte freilich weder die Zahl der für Transporte und Landung von hunderttausend Mann nötigen Schiffe, noch die mehrtägige Dauer der Landung für ein französisches Heer ein unüberwindliches Hindernis darbieten. Eine überraschende Landung würde allerdings nur bei einem Versagen des englischen Küstendienstes möglich sein. Es ist immerhin bemerkenswert, daß der britische Premier zur Beruhigung der öffentlichen Meinung solche Darlegungen in öffentlicher Kammersitzung für nötig hält, aber sie werden nicht nur in England, sondern in der ganzen Welt gelesen und werden namentlich in den militärischen Kreisen ein lebhaftes Echo finden. Offiziere aller Nationen werden infolgedessen die Frage einer Landung in England studieren, und die englische Presse darf sich dann nicht beklagen, wenn irgendwo wieder phantastische Arbeiten über dieses Thema und daran anknüpfende Zukunftsschlachten veröffentlicht werden.

Deutschland hat inzwischen durch seine großartige Schillerfeier bewiesen, daß der Glaube an die Ideale, der unser Volk in den schwersten Tagen getragen und es zur Erreichung hoher Ziele stark und fähig gemacht hat, unter dem politischen und wirtschaftlichen Hader der letzten Jahrzehnte so wenig gelitten hat wie durch das starke Hervortreten materieller Interessen und aller Widerlichkeiten der sozialdemokratischen Volksverhetzung. Es war eine Feier, die weit über die Grenzen des Reiches hinaus bis an die Arndtschen Grenzen drang, „so weit die deutsche Zunge klingt," eine Feier der Jungen wie der Alten, des heranwachsenden Geschlechts, das durch die Pflege der idealen Güter in den jungen Herzen stark gemacht und gefestigt werden muß für die ihm bevorstehenden Kämpfe, und der Erwachsnen bis zum Greisenalter hinauf, die sich der mannigfachen Augenblicke in ihrem Leben erinnerten, wo Schiller ihnen Erhebung und Trost, Hoffnung und Zuversicht, Glaube und Liebe gewesen ist.

Von den Graubärten war mancher darunter, dem die beiden ersten Zeilen des brausend ertönenden Schillerschen Reiterlieds einst oft genug in der Morgendämmerung der Biwaks auf französischem Boden als Feldsignal erklungen waren: Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd, ins Feld, in die Freiheit gezogen! Die Schillerfeier war im wahrsten Sinne des Wortes ein Nationalfest. Sie enthüllte von neuem den ewigen Jungbrunnen des deutschen Idealismus mit seiner nie versiegenden Schöpferkraft. Diesem Jungbrunnen entsteigen in den großen Augenblicken unsrer Geschichte die Völkerschicksale, wenn uns Gott den Herrscher und den Staatsmann gibt, der den rechten Augenblick zu erkennen und zu benutzen vermag. Aber er wird es immer nur können, wenn er selbst den starken Glauben an die siegende Kraft des deutschen Idealismus im Herzen trägt und sich ehrlich zu ihm bekennt. Im Zeitalter der großen Volkskriege wird der Erfolg nur da sein, wo der Einsatz der Kraft aus der innersten Tiefe des Volksgemüts genommen wird. Die Pflege dieser Kraft in der Zeit gesicherten Friedens ist eine der ersten Pflichten einer vorschauenden Regierung für die Kriegsvorbereitung. Eher als die Regimenter müssen die Herzen „mobil" sein; in diesem Zeichen haben wir 1813 wie 1870 gesiegt.

Digitized by Google

Die Zentrumsblätter haben in diesen Tagen Stoff zu mancherlei Betrachtungen geboten. Sie übertragen die pessimistische Auffassung, die sie wegen ihrer eignen Parteiverhältnisse hegen, ohne weiteres auf das Reich und suchen durch allerlei Drohungen und Beschwörungen die Regierung davon abzuhalten, dem Reichstage im nächsten Herbst mit Vorlagen zu kommen, die für die Einigkeit der Zentrumsfraktion eine zu harte Probe sein würden. Möge das Reich zugrunde gehn, wenn nur die Zentrumsfraktion bleibt! Darum die Unkenrufe über eine bevorstehende Reichstagsauflösung, wofür die Finanzreform, die Flottenvorlage und alle möglichen andern Dinge als Ursache dienen müssen. Diese auffällige Zimperlichkeit einer etwaigen Reichstagsauflösung gegenüber gibt allerdings zu denken. Bis jetzt hat jede Reichstagsauflösung in Deutschland nur klärend und luftreinigend gewirkt. Dasselbe wird sicherlich der Fall sein, wenn die Sachlage im nächsten Winter zu einer Auflösung führen sollte, wenn nur die Regierung unerschütterlich und beharrlich, ohne Rücksicht auf populäre Strömungen des Augenblicks, auf ein als richtig und unabweisbar erkanntes Ziel losgeht. Die Auflösung des Parlaments ist im konstitutionellen Staatsleben das notwendige Sicherheitsventil, den überschüssigen Dampf rechtzeitig abzuleiten. Auflösung und Neuwahlen bewirken, daß sich die Nation auf sich selbst besinnt.

Sie bieten zudem den großen Vorteil, daß die Wahlen auf ein bestimmtes Regierungsprogramm hin geschehen, daß die Regierung in ihrer eigentlichen Rolle als führend hervortritt, und die Parteien ihren Standpunkt dazu nehmen müssen. Deutschland ist von allen Großmächten der Erde die einzige, die mit dem Einkammersystem lebt. Unsrer Gesetzgebungsarbeit fehlt der ausgleichende Regulator, den in England, Frankreich, Italien, in Österreich und Ungarn, in der Schweiz und in den Vereinigten Staaten das Oberhaus, der Senat, die Erste Kammer bilden. Der Bundesrat ist nicht Oberhaus, sondern Regierungsvertretung, ein großer Regierungsausschuß; bekäme Deutschland heute ein Oberhaus, so brauchte der Bundesrat sich nicht um eines Haares Breite zu ändern, er würde genau die Bedeutung behalten, die er bisher hatte, ein Oberhaus würde die Funktionen des Bundesrats in keiner Weise beeinflussen. Da wir aber diesen wichtigen Regulator im Staatsleben nicht haben, ist es um so notwendiger, von Zeit zu Zeit durch Öffnung des Sicherheitsventils die Reinigung der Luft zu bewirken. Das zeugt zugleich von einer Stärke der Staatsaktion, die dem Reiche bisher jedesmal gut bekommen ist. Die Parteien haben sich vor der Auflösung zu fürchten, sobald sie sich den vitalen Interessen des Reichs gegenüber ins Unrecht setzen, die Regierung niemals, wenn sie diese Interessen mutig verficht. Denn die größere Notwendigkeit ist immer die des Bestehens des Reichs! *§*

Zur Geschichte der süddeutschen Mairevolution. Von befreundeter Seite werden uns zwei interessante Dokumente mitgeteilt, die Erinnerungen an den badisch-pfälzischen Aufstand von 1849 wecken. Nachdem sich die badischen Aufständischen am 14. Mai in Karlsruhe in dem „Landesausschuß“ und in der „Vollziehungsbehörde“ ein notdürftiges Regierungsorgan geschaffen hatten, wurden alsbald Versuche unternommen, eine einheitliche Verbindung mit den Revolutionären der Rheinpfalz herzustellen. Am 17. Mai wurde zwischen dem „Landesausschuß von Baden“ und der „Provisorischen Regierung der Rheinpfalz“ ein Vertrag abgeschlossen, der die militärische Union zwischen beiden Ländern aussprach, sofortige Abschaffung des Brückengeldes auf den Baden und die Rheinpfalz verbindenden Brücken verfügte und erklärte, daß die Einwohner beider Länder in allen Beziehungen so anzusehen seien, als gehörten sie einem und demselben Staate an. Über dieses Vertragspapier sind die Unionsbestrebungen aber nicht weit hinausgediehen, und Struve klagt in seiner „Geschichte der drei Volkserhebungen in Baden,“ daß es auf beiden Seiten an der nötigen Einsicht gefehlt habe, rasch eine Verbindung beider Staaten zu bewirken. Ebenso geben Effelen und Becker in ihrer „Geschichte

Digitized by Google

der süddeutschen Mairevolution" der Unfähigkeit der beiden Regierungen die Schuld, daß eine reelle Vereinigung der beiden aufständischen Länder nicht zustande gekommen sei. Die Vermittlung zwischen ihnen sei den Reichsabgeordneten Schütz aus Mainz und Julius Fröbel übertragen gewesen, die sich auch viele Mühe gegeben hätten. Immerhin haben es die Aufständischen sogar zu den Anfängen gemeinsamer Missionen ins Ausland gebracht, und unsre Urkunden sind die Schreiben, durch die der ebengenannte Schütz aus Mainz zum Geschäftsträger beider Länder in Paris ernannt wird. Das badische Schreiben ist deutsch abgefaßt und lautet:

„Der Landesausschuß für Baden ernennt hiermit den Bürger Friedrich J^b Schütz von Mainz, Mitglied der Nationalversammlung zu Frankfurt a. M., zum diesseitigen Geschäftsträger bei der französischen Regierung zu Paris.

Sein Auftrag geht dahin, diplomatische Beziehungen zwischen dem Lande Baden und Frankreich einzuleiten und die Interessen des badischen Volkes gegenüber dem französischen Volke zu vertreten.

Karlsruhe, den 27. Mai 1849.

Der Landesausschuß:

Vizepräsident G. Struve. Happel. Peter. Cordel. Stark. Barbo. Heneka. Torrent. Willmann.

Die Vollziehungsbehörde:

L. Brentano. Peter. Goegg. Barbo. Mayerhofer, Kriegsminister."

Das pfälzische Ernennungsschreiben hat folgenden französischen Text:

Au nom du peuple du Palatinat.

Par ces présentes le citoyen Schütz de Mayence, membre de la constituante à Francfort, est nommé chargé d'affaires pour ce dernier pays auprès du gouvernement Français à Paris.

Sa mission spéciale est d'établir et d'entretenir les rapports diplomatiques, qui doivent exister entre la France et le Palatinat. Spécialement il est chargé par nous de faire tout ce qui est en son pouvoir, pour que le gouvernement français prenne sous sa protection le peuple du Palatinat, qu'il lui accorde des secours soit par envoi de munition et de généraux, soit même en faisant marcher ses troupes contre les Prussiens, qui sont sur le point d'envahir notre pays.

En fait de quoi nous avons signé.

Kaiserslautern, le 26. mai 1849.

Le gouvernement provisoire du Palatinat.

N. Schmitt. Reichard. P. Fries. Greiner. Dr. Hepp.

Bemerkenswert ist der Unterschied des Tons in beiden Schriftstücken. Von dem zweiten kann man sagen, daß es gegenüber Frankreich der „erforderlichen Würde" entbehrt habe, die sogar nach Struves Ansicht bei allen an Frankreich gerichteten Proklamationen der pfälzischen Revolutionsregierung zu vermissen war. Es scheint übrigens nicht, daß Schütz in die Lage gekommen ist, den ihm angewiesnen Posten in Paris anzutreten und seinem Auftrag gemäß um französische Waffenhilfe für die Revolution zu werben. Nach einer der zeitgenössischen Parteiquellen soll die nach Paris geschickte badisch-pfälzische Gesandtschaft aus einem Mitglied der Pfälzer provisorischen Regierung Kullmann, Karl Blind und Didier bestanden haben. Schütz wird hier nicht erwähnt. Er gehörte dem Frankfurter Parlament als eins der radikalsten Mitglieder an. Er zählte sich zum „Donnersberge" und war Sozialist, seine Reden waren, wie Biedermann in seinen „Erinnerungen aus der Paulskirche" sagt, nach neusten französischen Mustern abgeklatscht. Was ihn sonst noch für die bedenkliche diplomatische Mission, die ihm zugedacht war, geeignet machte, ist schwer zu sagen. Es wäre von Interesse, festzustellen, ob seine Sendung überhaupt zustande gekommen ist, ob er sie abgelehnt hat, oder ob sie einfach zu den vielen infolge der schnellen Entwicklung der Ereignisse unausgeführt gebliebnen Absichten der Revolutionsleiter gehört. Auf die Skrupellosigkeit dieser Absichten wirft das pfälzische Schriftstück jedenfalls ein helles Licht.

Digitized by Google

David Hansemann. In den Nummern 7 und 8 der Grenzboten hat A. Robolski einen vom 19. Januar 1849 datierten „Brief aus trüber Zeit“ mitgeteilt, worin ein deutscher Gutsbesitzer aus Posen über seine Erlebnisse während der polnischen Insurrektion von 1848 berichtet. Auf Seite 450 findet sich nun ein heftiger, von derben Schmähungen begleiteter Ausfall gegen David Hansemann, den der Briefschreiber im Frühling 1848 in Berlin als Finanzminister getroffen hatte. Wir haben den Satz ebenso wie den ganzen Brief als Stimmungsbild aus der Revolutionszeit wortgetreu wiedergegeben, ohne die der augenblicklichen Erregung des Briefschreibers entstammenden Urteile zu berichtigen, weil wir annahmen, daß jeder Leser in ihm nur einen neuen Beweis dafür sehen würde, bis zu welchem Grade die leidenschaftliche Erhitzung der Zeit das Urteil auch vernünftiger Männer beeinflussen konnte. Da wir aber darauf aufmerksam gemacht werden, daß das Fehlen jeder redaktionellen Bemerkung zu dem schmähenden Urteil doch der Mißdeutung ausgesetzt sein kann, als hätten wir gegen den Inhalt des Satzes nichts einzuwenden, so möchten wir an dieser Stelle noch ausdrücklich erklären, daß Hansemann nicht nur ein treuer Patriot und lauterer Charakter gewesen ist, sondern sich gerade als Finanzminister im Jahre 1848 trotz allen Anfeindungen von demokratischer und reaktionärer Seite bleibende Verdienste um den Staat erworben hat. Wir verweisen bei dieser Gelegenheit auf die 1901 erschienene Biographie Hansemanns von Alexander Bergengrün, die die Bedeutung des hervorragenden Mannes zum erstenmal in das rechte Licht gerückt hat.

Vrba. Der Tscheche mit dem unaussprechlichen Namen kämpft im Namen des Christentums gegen den Anspruch der herrschenden Kulturvölker, daß sich ihnen die kleinen Nationalitäten unterordnen oder wohl gar auf ihr Sonderdasein verzichten sollen, und weist dem österreichischen Staate die providentielle Bestimmung zu, den kleinen Völkern des südöstlichen Europas diese ihre Sonderexistenz zu wahren. Bei der Besprechung einer Schrift des Mannes, der offenbar ein sehr achtungswerter Charakter ist, im letzten Hefte des Jahrgangs 1898 der Grenzboten haben wir geäußert, daß wir die Betrübnis und den Ingrimm der Patrioten solcher Völker verstehn, daß aber der Unterschied zwischen großen und kleinen, höher und minder begabten, fortgeschrittnen und zurückgebliebnen, herrschenden und abhängigen Nationen eine Tatsache ist, die man weder durch Raisonnement noch durch das Christentum aus der Welt schaffen kann, und wir haben bei der Gelegenheit gezeigt, daß sich gerade den Tschechen sehr gute Aussichten eröffnen, weil in der Lage, die seit 1866 eingetreten ist, die Auflösung Österreichs in einen Bund kleiner Staaten für die Deutschen das beste sein und damit auch das Ideal der Tschechen, die Wiederherstellung der Wenzelskrone, verwirklicht werden würde. Die Deutschen der Alpenländer wären dann unter sich und Herren in ihrem Hause; die Deutschen der Sudetenländer blieben zwar in einer übeln Lage, die jedoch nicht schlimmer werden könnte, als sie jetzt ist, aber alle Deutschen wären der Notwendigkeit überhoben, die Mißwirtschaft der polnischen Schlachtschitzen und der magyarischen Magnaten aus ihrer Tasche zu bezahlen und sich noch obendrein in ihrer Gesamtheit von den interessanten Nationalitäten majorisieren zu lassen. Vrba hat seiner ersten Schrift (Die Palackyfeier und ihre Widersacher) zwei weitere folgen lassen, die dasselbe Thema breittreten: „Der Nationalitäten- und Verfassungskonflikt in Österreich,“ 1900, und „Österreichs Bedränger; die Los-von-Rom-Bewegung; Studien über politische, religiöse und soziale Zustände der Gegenwart,“ 1903. (Beide im Selbstverlage des Verfassers Rudolf Vrba in Prag erschienen, die erste in Kommission der Cyrillo-Methodschen Buchhandlung, G. Frankl, die zweite in Kommission der Buchhandlung Fr. Rivnac.) Auch diese beiden Bücher sind ein wüstes Gemengsel von Zeitungsartikeln, Reden, Zitaten aus Büchern und Statistiken, aber eben wegen der großen Stoffmasse, die der sehr fleißige Verfasser zusammengetragen hat, eine wertvolle Vorarbeit für Historiker. Ja man könnte das zuletzt

Digitized by Google

angeführte Buch, Österreichs Bedränger, geradezu als statistisches Handbuch empfehlen, wenn man sicher wäre, daß alle seine Tabellen zuverlässig sind. Zwar führt er meist seine Quelle an, aber er nimmt alles, was er irgendwo findet, kritiklos auf, mögen sich dabei auch Widersprüche ergeben. So zum Beispiel werden für das französische Nationalvermögen Seite 541 andre Zahlen angegeben als auf Seite 535. Es ist unglaublich, was man in diesem Buche über den österreichischen Nationalitätenstreit alles findet. Unter anderm die Namen sämtlicher jüdischer Bankiers in Berlin, die Geschichte der im Jahre 1901 verkrachten reichsdeutschen Banken, die Geschichte der Austreibung der Kartäuser in Frankreich (die Juden beherrschen nach Vrba dieses Land und besitzen die Hälfte des französischen Nationalvermögens), den Brief einer französischen Oberin und Schulleiterin zu Eski-Schehir, worin sie sich über die Germanisierung und Protestantisierung beklagt, die von den deutschen Behörden der Anatolischen Bahn betrieben werde. Die Bedränger Österreichs sind nämlich nach Vrba die Preußen, die sich der Alldeutschen als eines Werkzeugs bedienen, und die Juden, wobei denn wieder merkwürdig ist, daß die Alldeutschen nicht weniger stramme Antisemiten sind als unser Vrba.

Bücher über philosophische Gegenstände. Über die Natur der Seele und ihr Verhältnis zum Leibe ist in neuerer Zeit unendlich viel geschrieben worden. Aber eben darum hat Ludwig Busse, Professor der Philosophie in Königsberg, sehr Recht, wenn er meint, „ein Buch, das diese Frage in umfassender, möglichst alle Gesichtspunkte berücksichtigender Weise behandelt," möchte nicht ganz unzeitgemäß sein. Sein Buch: Geist und Körper, Seele und Leib (Leipzig, Dürrsche Buchhandlung, 1903) löst die Aufgabe erschöpfend. Busse beleuchtet darin kritisch die Ansichten aller modernen Psychologen, Physiologen und Biologen; und er bleibt nicht in der Kritik stecken, sondern gibt eine positive Antwort auf die große Frage, eine Antwort, die so viel Befriedigung gewährt, als wir bei der Beschränktheit unsers Erkenntnisvermögens zu erwarten berechtigt sind. Bei einer andern Gelegenheit gedenken wir ausführlich auf das ausgezeichnete Werk einzugehn; hier können wir den Inhalt nur andeuten. Busse zeigt unwiderleglich die Unmöglichkeit aller Versuche einer materialistischen Ableitung des Seelenlebens, zeigt auch die Unzulässigkeit des Parallelismus, mit dem Wundt, Paulsen und viele andre die Schwierigkeit zu heben versuchen, und nimmt mit Lotze eine Wechselwirkung zwischen Leib und Seele an. Den Leibnizischen Grundgedanken mit den nötigen Abänderungen festhaltend, läßt er das Universum aus Dingmonaden bestehn, zu deren Gruppierungen in Organismen Seelenmonaden hinzutreten, und zwar verschiedne zu den auf verschiednen Stufen der Entwicklung stehenden Organismen. Menschenseelen entstehn weder aus dem Organismus noch entwickeln sie sich aus den Seelen niederer Organismen; Menschenseelen sind keine Affenseelen. Beide Arten von Monaden hat Gott in Beziehung zueinander gesetzt, sodaß sie — freilich in einer uns unerforschlichen Weise — aufeinander wirken können. Die Einwendungen, die aus dem Gesetz der Erhaltung der Energie gegen geistige Einwirkungen auf den Leib erhoben werden können, widerlegt er durch die Unterscheidung der beiden Bedeutungen, die dem Gesetz beigelegt zu werden pflegen. Als Gesetz der Äquivalenz sagt es, daß bei jeder Veränderung an die Stelle des einen Energiequantums ein andres gleichwertiges tritt, die Ursache vollständig in der äquivalenten Wirkung verschwindet, die Wirkung ohne die äquivalente Ursache nicht denkbar ist. Dieses Gesetz wird durch die Einwirkung der Seele auf den Leib nicht angetastet. Dagegen wird das Gesetz der Konstanz aufgehoben, nach dem die Summe der im Universum vorhandnen materiellen Energie ein für allemal gegeben, unveränderlich, konstant sein soll, wenn die Seele dem Leibe Energie zuführt. Aber diese Konstanz ist weder bewiesen noch beweisbar. — Aus dem Gebiet des Abstrakten und Metaphysischen führt uns O. Flügel mit seinem Buche: Das Ich und die sittlichen Ideen im Leben der Völker (Vierte Auflage. Langensalza, Hermann Beyer

Digitized by Google

und Söhne, 1904) zum Sinnfälligen zurück. Die dem Denker schwierigsten und dunkelsten Begriffe, sagt er in der Einleitung, erscheinen dem gewöhnlichen Menschen nicht selten als die einfachsten und verständlichsten. Sein eignes Ich glaubt ein jeder besser als alles andre zu erkennen; es ist ihm gar kein Geheimnis. Nach und nach wandelt sich dieses Ich, nimmt immer mehr Bestandteile auf, wird ein verwickeltes Ding und zuletzt ein unergründliches Problem. Flügel zeigt nun, wie das heutige Ich allmählich geworden ist, auf dem Wege, den die Überschriften der Hauptabschnitte des ersten Teils andeuten: Das Ich als eigner Leib, das Ich und seine Umgebung, das Ich und der Name, das Ich als Inneres, das Ich als tätiges Prinzip. Im zweiten Teile wird die Entwicklung der fünf sittlichen Ideen im Völkerleben gezeigt, und in beiden Teilen bekommen wir viel interessantes ethnologisches Material zu kosten. Obwohl der Verfasser meint, daß sich die sittlichen Ideen an der Umgebung entwickeln, versteht er nach dem Vorbilde Herbarts, dessen Jünger er ist, mit dieser Entwicklung und der durch sie verursachten Mannigfaltigkeit sittlicher Anschauungen die Ursprünglichkeit und Absolutheit des Kerns der Sittlichkeit, der ethischen Wertschätzung, des sittlichen Urteils, zu vereinigen. — Ein grundsätzlicher Gegner Herbarts, weil Anhänger der Entwicklungslehre im Sinne der meisten Biologen, ist Paul Bergemann. Der erste Teil seiner Ethik als Kulturphilosophie (Leipzig, Theodor Hofmann, 1904) behandelt in der ersten Hälfte dasselbe wie der zweite Teil des Buches von Flügel, nämlich „die Entwicklung des sittlichen Bewußtseins in Geschichte und Tat der Menschheit," aber in ganz andrer Weise und mit anderm Material. Die zweite Hälfte: „Die Entwicklung der sittlichen Anschauungen," ist eine gute und gründliche Geschichte der Ethik, nur läßt sie die Objektivität vermissen. Herbart kommt, wie zu erwarten war, schlecht weg; dagegen wird der Verfasser Adam Smith vollauf gerecht, der bis jetzt von den deutschen Ethikern wenig beachtet worden ist. Der zweite Teil ist „Ethik als Kulturphilosophie" überschrieben, und seine zweite Hälfte enthält eine Tugend- und Pflichtenlehre. Der Verfasser ist in der Sexualmoral Rigorist und preist die Frauenbewegung, die sich die Erziehung der Männer zur strengen Monogamie zum Ziele gesetzt hat. Dagegen will er nicht, daß die Frauen den Männern in der Berufstätigkeit Konkurrenz machen. Die Erziehung ihrer eignen Kinder soll der eigentliche Beruf der Frau bleiben oder eigentlich erst werden, da sie zu seiner gehörigen Erfüllung dem Manne in der Bildung ebenbürtig sein müsse. Als Mittel für eine bessere Ausbildung der Frauen empfiehlt er genossenschaftliche Wirtschaftsführung und soziale Hilfsarbeit. Lehnt er freie Liebe und die Erziehung der Kinder durch den Staat entschieden ab, so neigt er dafür in Beziehung auf das Eigentumsrecht dem Sozialismus zu. „Eine Gesellschaft, in der nur die verhältnismäßig wenigen Besitzenden und Gebildeten die Träger der Kultur sind, kann auf die Dauer nicht lebensfähig sein." Bergemanns Werk ist ein brauchbares Handbuch der ethischen Theorien, aber um die praktische Wirksamkeit bringt ihn das Ziel des Weltprozesses, das er predigt: Der Mensch selbst und seine persönliche Vollkommenheit sind nur Mittel, Selbstzweck ist allein die Kultur. Die Zahl der Menschen ist nicht groß, die des Kulturfortschritts wegen geneigt sein werden, schwere Pflichten zu erfüllen und Opfer zu bringen. Bergemann erkennt selbst, daß sein Weltzweck keine allgemein wirkende Motivationskraft hat, und sucht darum eine Ergänzung. Da er aber die vom Christentum dargebotne zurückweist, findet er nur eine ganz dürftige, die gar keine ist. Das Ziel des Kulturprozesses sei die Harmonie der Ideellen und der materiellen Kräfte. Das ist doch nur ein schattenhafter Begriff, während Kultur immerhin ein zwar schwankender, aber an deutlichen Vorstellungen sehr reicher Begriff ist und darum wenigstens für einzelne Menschen kräftige Beweggründe zum Handeln abgibt. Einen Ingenieur vermag die Großartigkeit der modernen Technik, einen Staatsmann die Vorstellung von einem vollkommnen Staate so zu begeistern, daß jeder von beiden seinem Ideal sein Leben opfert. — Dr. Paul Weisengrün veröffentlicht unter dem Titel: Der neue Kurs in der Philosophie (Wiener Verlag, Wien und Leipzig, 1905) Prole-

Digitized by Google

gomena zu einem dreibändigen System der Philosophie, an dem er arbeitet. Dieses wird zeigen, daß die Philosophie eine exakte Wissenschaft ist, sofern man sie auf die Erkenntnistheorie, die „Analyse des unmittelbar Gegebnen" beschränkt, wird auf dieser einen psychologischen Überbau errichten, ohne in Metaphysik zu verfallen, und mit einer Methodenlehre abschließen. Wir fürchten, sein Werk wird uns wenig befriedigen; denn wir gehören zu denen, die eine Seele zu haben glauben, Weisengrün aber lehrt: „Substanz und Seele, das ewige Selbst, die Idee und die Materie, von all diesen lieben alten Bekannten müssen wir Abschied nehmen. . . . Die Erkenntnistheorie hat den Begriff der Seele gänzlich zerstört." — Wir fügen noch eins von den Büchern geistreicher Dilettanten an, bei denen man nicht recht weiß, ob man sie ernst nehmen soll: „Bedürfnisse und Fortschritte des Menschengeschlechts. Leben, Nahrung, Produktion und Geisteskultur in ihren Grundlagen und Zielen, im Rahmen der Weltentwicklung. Mit Vorschlägen zur Lösung des Rätsels von Stoff und Kraft von C. Beckenhaupt" (Heidelberg, Karl Winter, 1904). Der Verfasser ist nicht in allem Dilettant, in der Chemie hat er sehr gründliche Kenntnisse, doch scheint sie nicht sein eigentlicher Beruf zu sein. Er ist wahrscheinlich Autodidakt ohne Gymnasialbildung, wie die Schreibweise „Chlorophil" und manches andre vermuten läßt. Er hat ursprünglich nur eine Nahrungsmittellehre schreiben wollen und ist dabei unversehens in die Metaphysik geraten. Sehr vernünftig äußert er sich über den Alkohol. Er empfiehlt nur Mäßigkeit, nicht Abstinenz. Man müsse doch anerkennen, daß sich in den Weingegenden Menschenschläge entwickelt haben von höchster geistiger und künstlerischer Befähigung, von warmer Impulsivität und Begeisterungsfähigkeit. „Steht die Wissenschaft auf der Höhe des zwanzigsten Jahrhunderts, wenn sie im Alkohol nur Gift sieht und nur die Kalorien zählt, die er liefert, die Ernährung des Menschen nach denselben Grundsätzen beurteilt wie die des Viehs? Verdanken wir den Kulturforschritt den Menschen der Stämme, die sich heute noch an Quellwasser, Wurzeln und Früchten genügen lassen und nach eingenommner Mahlzeit schlafen, oder den andern, die leidenschaftlich neue Eindrücke und Genüsse suchen?" Die Lehre von der Lebensmittelerzeugung führt ihn, weil der Acker-, Garten-, Wein- und Obstbau nur durch Verfeinerung und Vervielfältigung der Qualitäten rentabel gemacht werden kann, zu der Frage, wie Sorten entstehn und welche chemischen Bestandteile Aroma erzeugen, und da dringt er denn durch die chemischen Verbindungen bis zum Weltäther vor, der Gott ist und uns mittelst der Kohlenhydrate und ätherischen Öle die Seele und das Gewissen schafft. Dieses sagt uns, daß wir Verwalter Gottes im großen Weltgarten sind, den Stoffwechsel rationell organisieren und dadurch die sozialen Übel heben sollen. Auch er will die Wissenschaft von den höchsten Dingen exakt machen, nur ein bißchen anders als Weisengrün: er will „das Studium der seelischen Vorgänge aus dem Gebiete philosophischer Haarspalterei in das der exakten mathematischen Forschung hinüberführen." Von der neuern energetischen Atomistik weiß er nichts. Wie die meisten Chemiker verleiht er den Atomen Körperlichkeit; er glaubt, daß sie die Gestalt von Tetraedern haben.

Hanfstaengls religiöse Kunstblätter. Alljährlich um die Zeit der Konfirmationen pflegt sich das Antlitz unsrer Bilderläden zu ändern, und auf eine Weile macht dann der moderne Cancan andern Gebilden aus bessern Zeitaltern Platz. Diesem Verlangen ist ein hübsches Heft mit etwa dreihundert kleinen, aber sehr vollkommnen Abbildungen nach religiösen Gemälden moderner und alter Meister entgegengekommen, das der Kunstverlag von Franz Hanfstaengl in München gegen Einsendung von sechzig Pfennigen verschickt, zunächst als Wegweiser für Bestellungen, von der Einmarkphotographie bis hinauf zu kostbaren Grabüren und farbigen Reproduktionen. Aber auch solchen, die keine Konfirmanden zu beschenken haben, wird das feine, kleine Album an und für sich Genuß und Belehrung bringen. Die Abteilung der alten Meister, in der wir auch die noch wenig bekannten Rembrandts und Murillos der Petersburger Eremitage erhalten, ist die

Digitized by Google

kleinere, aber wie überragt sie die modernen an Erfindung und Ausdruck! Das Gute bei den Neuern beruht auf Nachahmung oder doch deutlicher Nachempfindung. Tüchtige Maler, wie Defregger, erscheinen armselig, wenn sie auf das religiöse Gebiet hinübergreifen. Unter den vielen modernen Madonnen genügt nur eine, die von Anselm Feuerbach in der Dresdner Galerie. Am besten macht seine Sache ohne Frage der Dresdner Hofmann, kein großer, starker Erfinder, aber ein feiner, anempfindender Darsteller der alten Stoffe, mit einem modernen Einschlag, der niemals stört, wogegen bei den andern das Moderne nur zu häufig sentimental parodierend wirkt. Interessant ist zu beachten, wie sich von der allgemein christlichen Malerei eine katholisierende Richtung abhebt, im ganzen nicht vorteilhaft, indem sie entweder schemenhaft in der Art der Beuroner Bilderfabrikation Typen wiederholt in möglichst abgeschwächter Sinnlichkeit, oder die Gefühlserregung stark betont, wie es einst die spanischen Devotionsmaler taten, ohne doch deren künstlerische Wirkungen zu erreichen. Man bekommt eben den Eindruck einer stagnierenden Kunstübung, die sich nicht weit genug umgesehen hat. Wie ist eigentlich ein so hölzernes Papstbildnis noch möglich — Pius der Zehnte von Lippay —, nachdem Raffael, Tizian und Velazquez die allbekannten großen Vorbilder gegeben haben! Unser Bilderkatalog kann uns noch zu weitern Gedanken anregen. Übersieht man die ganze italienische religiöse Malerei bis zu ihrem Abblühen, und nimmt man allenfalls noch die spanische hinzu, so sollte man meinen, daß das Gebiet erschöpft sei. Aber daneben waren ja schon lange die Niederländer ihren eignen Weg gegangen, und, zunächst im Anschluß an sie, die Altdeutschen, und danach gab Rubens noch seine glänzende Synthese des Nordischen und des Italienischen. Ganz für sich stand um dieselbe Zeit Rembrandt, er zeigte, wie man alte Gegenstände völlig naiv aus dem Denken und Fühlen einer neuen Zeit beleben kann, und dieser Weg, der erst in unsern Tagen wieder eingeschlagen worden ist, am glücklichsten von Gebhardt, dann von vielen andern, gelegentlich sogar von Uhde, wenn er dem leidigen Parodieren widersteht, scheint uns der einzige zu sein, auf dem eine moderne religiöse Kunst, die nicht bloß nachahmen und wiederholen will, noch möglich sein wird. Man nennt ja diese Richtung protestantisch, wiewohl auch Katholiken mitgehn, zum Beispiel Scheurenberg, und ohne den Protestantismus hätte sie sich nicht entwickeln können. Jedenfalls lassen sich auf jenem andern Wege, durch Verstärkung der religiösen Affekte, keine künstlerischen Erfolge mehr erreichen, höchstens Karikaturen. Das haben die alten Meister in allen Variationen bis auf den Grund erschöpft.

Eine Tell-Ikonographie. Wenn in diesen Wochen das Andenken an Schiller in der mannigfaltigsten Weise erneuert und gefeiert wird, kann auch auf ein Heft hingewiesen werden, das schon früher erschienen ist, da es mit einem der beliebtesten Dramen in Zusammenhang steht. Es ist die Tell-Ikonographie von Dr. Franz Heinemann (Luzern und Leipzig, 73 Seiten Quart) Wilhelm Tell und sein Apfelschuß im Lichte der bildenden Kunst eines halben Jahrtausends (fünfzehntes bis zwanzigstes Jahrhundert), mit Berücksichtigung der Wechselwirkung der Tellpoesie. Mit 4 Kunstbeilagen und 54 Originalreproduktionen. Der Verfasser betrachtet zuerst den Einfluß der prosaischen und der poetischen Literatur auf die bildliche Telldarstellung, dann die zeitliche Wandlung des künstlerischen Tellmotivs in der Zeichenkunst, den vervielfältigenden Künsten, der Buchillustration, der Malerei, der Plastik (Münz- und Siegelbild, Waffen, Becher, Zinnteller, Elfenbeinrelief, Massivplastik), Tell auf Glocken, Ofenkacheln, in der heraldischen Kunst. Ein weiterer Abschnitt ist dem Bühnen-Tell und der Tellphysiognomie gewidmet. Endlich wirft der Verfasser einen Blick auf die Tellkapellen und die internationale Pfeil- und Apfelschußsage in der Kunst. Sein Werk ist wohl imstande, durch die Reichhaltigkeit der Tatsachen zu interessieren.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

64. Jahrgang
Nr. 21
Ausgegeben am 25. Mai 1905

Inhalt:

	Seite
Die Zukunft des deutschen Volkstums und der deutschen Sprache in den Vereinigten Staaten von Amerika. Von Emil Mannhardt in Chicago	397
Der britische Staatshaushalt. Von Hugo Bartels	403
Plato	411
Die moralischen Wochenschriften. I. Die ältesten deutschen Nachahmungen. Von J. H. Eckardt	419
Reiseerinnerungen aus Rußland. Von Wilhelm Gittermann. (Schluß)	427
Herrenmenschen. Roman von Fritz Anders. (Fortsetzung)	435
Maßgebliches u. Unmaßgebliches: Reichsspiegel — Vom römischen Grenzwall — Zum erbarmungslosen Paragraphen — Römischer Fanatismus im Zwiespalt mit der Idee des Katholizismus	446

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Solbäder im Hause! m. neuem eisenhalt. **Mutterlaugen-** Neurogen **Badesalz**
gegen Scrophulose, Rheumatismus, Gicht, Nerven-, Herz-, Nieren, Frauen- und Kinderkrankheiten. — Preis: 100 Ko. M. 6.30, 50 Ko. M. 4.25, 25 Ko. M. 2.70, ab Bahnhof Leipzig. Die Wirkung dieser Solbäder wird außerordentlich erhöht durch **Abreibungen** mit dem angefeuchteten, aber noch nicht gelösten Neurogen während des Bades. **Prosp. gratis v. Dr. med. Alwin Müller, Leipzig A.**

„Wendt's Patent-Cigarren sind für empfindliche Raucher die gesundheitsdienlichsten Tabakfabrikate der Gegenwart".

Dr. G. v. Lagerheim,
Professor an der Universität Stockholm.

Wendt's Patent-Cigarren No. 5 A, Perfectos, 100 Stück 6 Mark.
Eine in dieser Preislage besonders beliebte Sorte.
Unter Garantie der Zurücknahme auf Kosten der Fabrik, wenn Cigarren nicht durchaus befriedigen.

Absorption des Nicotins und der giftigen Verbrennungsgase.

Nach dem Geheimen Hofrat
Universitäts-Professor
Dr. med. Hugo
Gerold.

Wendt's Patent-Cigarren

D.R.P. 145727

D. R. P. 66648

nach Universitäts-
Professor Dr. H. Thoms-Berlin.

Fabrikate direct zu haben in Preislagen von 34 bis 300 Mark, in allen Geschmacksrichtungen, Grössen, Qualitäten u. Quantitäten (auch Proben). Preisliste und Broschüre gratis.

Wendt's Cigarrenfabr. Aktienges., Bremen, Postfach 501.

Brennabor

Das Ideal aller Radler!

Die von keiner anderen deutschen, französischen oder englischen Fabrik erreichte Anzahl verkaufter Fahrräder (gegen [illegible] in jedem der letzten Geschäftsjahre) bestätigt zur Genüge, dass kein Fahrrad so beliebt und begehrt ist, wie die berühmte Marke „Brennabor".

Kataloge in deutscher, englischer, russischer, französischer, dänischer, schwedischer und [illegible] Sprache und Wunsch postfrei.

Digitized by Google

Die Zukunft des deutschen Volkstums und der deutschen Sprache in den Vereinigten Staaten von Amerika

Von Emil Mannhardt in Chicago

In der Januarsitzung des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins in dem Zweigverein Berlin-Charlottenburg hat Professor Dr. Paul Förster aus Friedenau einen Vortrag über „Deutsches Volkstum und deutsches Lied in den Vereinigten Staaten" gehalten, über den sich in der Unterhaltungsbeilage der Berliner Täglichen Rundschau vom 6. Februar dieses Jahres der nachstehende Bericht findet:

Der Vortrag gab einige Beiträge zur Geschichte und zu der heutigen Lage der Deutschen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, gesammelt aus Büchern, Zeitschriften, Aufsätzen, Briefen. Er berichtigte auch mißgünstige oder irrige Urteile von Deutschen diesseits und jenseits, oft recht leichtfertige sogenannte „maßgebende" Urteile. An dreizehn Millionen Deutsche sind seit vollen zwei Jahrhunderten (seit 1683) in die Vereinigten Staaten eingewandert, an zehn Millionen sprechen heute deutsch, und deutsch wird jetzt, an Stelle des Französischen, als zweite Sprache in den Schulen gelehrt. Die Ausgewanderten litt es entweder nicht zuhause, oder die Heimat litt sie nicht. Wertvolle Kräfte sind uns so verloren gegangen; es gilt, sie drüben festzuhalten, das Deutschtum in ihnen zu bewahren. Sie können und sie wollen die Treue zur neuen Heimat mit der Liebe zur alten verbinden; sie können und wollen insonderheit die Sprache, das entscheidende Kennzeichen des Volkstums, bewahren. Mag man immerhin leugnen, daß es „Deutsch-Amerikaner" gebe, [und behaupten,] es gebe nur „Amerikaner" schlechthin, so ist das vollständig irrig. Jene sind da und werden bleiben; der Typus aber „Amerikaner" ist nur ein Begriff, keine Wirklichkeit; es gibt drüben keine völkische [!] Einheit, und es wird vermutlich eine solche nie geben. Und warum soll die Union nicht ein Staatenbund oder ein Bundesstaat nach der Art der Schweiz werden, die reichste Fülle von Verschiedenheiten, ja Gegensätze zu einer Einheit verbindend? Gemeinsam allen „Amerikanern" ist zurzeit nur das Recht und die englische Amtssprache; eine amerikanische „Rasse" aber gibt es so wenig, wie etwa eine schweizer[ische] oder österreichische oder auch romanische Rasse. Die Deutschen drüben recken sich nachgerade auf, sie haben die übertriebne Bescheidenheit satt, sie wollen nicht nur „Kulturdünger" mehr sein. Und warum auch sollten sie den Rat befolgen, sich zu „akklimatisieren"? Immer weitere Kreise erwachen zum Bewußtsein, welche Wichtigkeit die Erhaltung der Muttersprache habe. Einzelne, wie Gesellschaften (Nationalbund, deutsch-amerikanisch historische Gesellschaft), pflegen die Erinnerung an die Vergangen-

Digitized by Google

heit und die Sprache und Dichtung in der Gegenwart. Die Jahre 1870/71 und die Reise des Prinzen Heinrich sind für diese Einkehr und Selbstbesinnung wichtig geworden. Seit je hat man den deutschen Einwandrern höchstes Lob gezollt, als Bahnbrechern, Erfindern, Freiheitskämpfern, Siedlern, dementsprechend sollen sie ihre Rolle auch weiter spielen. Es regt sich in ihnen, wie ein Amerikaner sagt, der Slumbering giant, der „Deutsche Michel" erwacht; ein schönes Zeugnis stellt ihnen auch das Buch der Lucy Forney Bittinger aus: „Die Deutschen in der Kolonialzeit." Mit Recht sagt Karl Thiersch auf dem „Deutschen Tage" in St. Louis: „Wer an den dauernden Rückgang des amerikanischen Deutschtums glaubt, der unterschätzt die keimende Kraft im deutschen Volke, die immer neue Blüten treibt." Und Professor Göbel an der Stanford-Universität fordert in seinem Buche „Deutscher Geist in den Vereinigten Staaten" voller Begeisterung alle Deutsch-Amerikaner auf, sich als Deutsche zu vereinigen; denn „der Löwenanteil an der stillen Kolonisation, welche den Grund zum Wohlstande Amerikas legte, ist den Deutschen zuzuschreiben"; demgemäß „sollten diese auch in dem Bestreben, der neuen Nation den deutschen Lebensbegriff — das Beste unsers deutschen Volkstums und vor allem die heilige Quelle, aus welcher dieser Besitz uns zugeflossen [ist], die Muttersprache — zu wahren, als ein mächtiges Ganzes auftreten." Unsre, der Deutschen in der alten Heimat, Pflicht ist es, uns all dieser Bestrebungen, dieser Wiederbelebung zu freuen, dies unsern Brüdern drüben auszusprechen und sie damit zu ermutigen. Wichtig dafür kann auch der vom Kaiser angeregte Professoren- und Studentenaustausch werden; die amerikanischen Hochschulen sind rührig und nicht gering zu schätzen. „Das Ziel ist also erkannt, nun auch die Kräfte gespannt"; der Anfang ist gemacht, der Weg ist gebahnt, vorwärts mutig der Zukunft entgegen! Die Wichtigkeit der Erhaltung der deutschen Sprache und damit des deutschen Schrifttums, nicht nur für die Deutschen, sondern für ganz Nordamerika besteht in folgendem: 1. Die deutsche Sprache ist ein Mittel des Ausdrucks für Gemüt und Einbildungskraft und darum eine notwendige Ergänzung der englischen Geschäfts- und Verkehrssprache. 2. Ohne das Deutsch können die Geistesschätze deutscher Kunst und Wissenschaft aus Vergangenheit und Gegenwart drüben nicht zunutze gemacht werden, es bleibt die Befruchtung des innern Menschen aus. 3. Mit dem Verluste der Muttersprache, einer Art geistiger Entmannung und Verödung, geht ein großes Stück unser selbst verloren. 4. Zwei Sprachen sind doppelter Gewinn, doppelte Macht; sie sind zusammen die Beherrschung der äußern und [der] innern Welt. 5. Der Untergang der deutschen Sprache in Amerika würde für die deutsche Welt eine große Minderung ihres Machtgebiets sein, nicht minder aber ein Verlust für Amerika selbst.

Da Professor Dr. Förster die Absicht ausgesprochen hat, eine größere Arbeit über das deutsche Volkstum in Amerika zu veröffentlichen, so dürfte es für ihn und seine Arbeit von Vorteil sein, wenn er auf einige der zum Teil schweren Irrtümer aufmerksam gemacht wird, in denen er offenbar befangen ist, und die, blieben sie unberichtigt, den Wert seines Werkes stark beeinträchtigen würden.

Zunächst sei bemerkt, daß die fünf Punkte, die Professor Förster zugunsten der Erhaltung der deutschen Sprache in den Vereinigten Staaten anführt, nicht beanstandet zu werden brauchen und sich mit den Gründen decken, die dafür von der deutsch-amerikanischen Presse und von deutschen und amerikanischen Gelehrten und Staatsmännern ins Feld geführt worden sind. Es gibt aber noch einen weitern, sehr wichtigen Grund. Doch davon später.

Zunächst zu den Irrtümern. Herrn Förster zufolge wären seit dem Jahre 1683 nicht weniger als dreizehn Millionen Deutsche in die Vereinigten Staaten eingewandert, und davon sprächen noch zehn Millionen deutsch! Die wirkliche deutsche Einwanderung beziffert sich aber nach den von mir angestellten sehr

Digitized by Google

sorgfältigen Berechnungen auf 5551080 während der Jahre 1820 bis 1900 und auf 150000 bis 170000 von 1683 bis 1820. Wahrscheinlich beruht die Angabe auf einer Verwechslung mit der für den Bestand der deutschen Einwanderung des neunzehnten Jahrhunderts und der von dieser gezeugten Nachkommenschaft für das Jahr 1900 berechneten Zahl — nicht ganz 13¼ Millionen. (Siehe Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter, Band 3, Heft 3, Seite 30.) Aber diese 13½ Millionen setzen sich zusammen aus ein wenig über drei Millionen eingewanderter Deutschen und über zehn Millionen hier erzeugter Kinder, Enkel und Urenkel.

Auf welche Gründe oder Statistik sich die Angabe stützt, es sprächen von diesen dreizehn Millionen noch zehn Millionen deutsch, läßt sich nicht vermuten. Eine Sprachenstatistik gibt es in den Vereinigten Staaten nicht. Meine und andrer persönliche Erfahrung spricht gegen die Richtigkeit der Förster'schen Behauptung. Von den Kindern, Enkeln und Urenkeln der eingewanderten Deutschen sprechen leider nur sehr wenig mehr — lesen noch viel weniger — deutsch. Auch bei den Kindern, die infolge des Verkehrs mit den Eltern noch deutsch verstehn und vielleicht auch sprechen können, bildet es, auch unter sich, nur in den seltensten Fällen die Umgangssprache. Die Zahl derer unter ihnen, die deutsche Bücher und deutsche Zeitungen lesen, ist nach meinen Beobachtungen kaum größer als die Zahl der Eingewanderten, die ihr Deutsch gänzlich vergessen und verlernt haben — was zwar hauptsächlich bei den im Kindesalter Eingewanderten, aber auch bei Erwachsnen vorkommt, die lange Zeit unter einer überwiegend eingebornen Bevölkerung gelebt haben.

Die Angabe: „Deutsch wird jetzt an Stelle des Französischen als zweite Sprache in den Schulen gelehrt," muß in dieser Fassung ebenfalls als unrichtig bezeichnet werden und muß in Deutschland ganz irrige Vorstellungen erwecken. Denn erstens ist das Französische in amerikanischen Schulen nie in dem Sinne wie in Deutschland als zweite Sprache gelehrt worden, und zweitens wird deutsch allerdings gelehrt, aber nicht in den Schulen, sondern nur in den Schulen einiger größerer Städte, in denen viele Deutsche wohnen, und dann nicht als ein regulärer Unterrichtszweig, an dem alle Schüler und Schülerinnen teilnehmen müssen, sondern als optioneller, wie etwa das Hebräische und, in neuerer Zeit, das Englische auf den deutschen Gymnasien. Alles, was sich sagen läßt, ist, daß dem Deutschen an den Hochschulen jetzt mehr Aufmerksamkeit geschenkt wird als dem Französischen; dagegen hat der deutsche Unterricht in den Volksschulen neuerdings mehrfach starke Einbuße dadurch erlitten, daß er gänzlich oder teilweise abgeschafft worden ist. Und es ist außerdem noch die beschämende Tatsache mitzuteilen, daß wenigstens an sehr vielen Orten, auch solchen mit großer deutscher Bevölkerung, die am deutschen Unterricht teilnehmenden Kinder vorwiegend nichtdeutscher Abkunft sind. Richtig würde es gewesen sein, zu sagen, daß erfreulicherweise unter den gebildeten Klassen des Landes das — meist erst nach der Schulzeit eintretende — Bedürfnis, sich mit den deutschen Geisteswerken bekannt zu machen, in beständigem Wachstum begriffen ist und zu der Hoffnung berechtigt, daß die deutsche Sprache hier die zweite Sprache des gebildeten Teils der Bevölkerung werden wird, wie es früher die französische in Europa war.

Digitized by Google

Wenn der Bericht dem Herrn Professor Förster die Worte in den Mund legt: „der Typus »Amerikaner« sei nur ein Begriff, aber keine Wirklichkeit," so ist auch das eine Behauptung, die in dieser Allgemeinheit nicht aufrecht erhalten werden kann. Richtig ist zwar, daß es zurzeit keine Einheit der Bevölkerung in den Vereinigten Staaten gibt — die natürliche Folge der fortgesetzten massenhaften Einwanderung der verschiedensten Bestandteile. Aber daß es eine solche „nie gegeben habe," widerspricht den Tatsachen, und daß es eine solche „vielleicht nie geben werde," vernünftiger Voraussicht. Denn die Einwanderung muß schließlich doch einmal aufhören, entweder weil andre Völker nichts mehr abzugeben oder die Vereinigten Staaten nichts mehr zu bieten haben und aufhören werden, aufnahmefähig zu sein — ein Zeitpunkt, der gar nicht mehr so fern liegt. Dann aber wird sich der Verschmelzungsprozeß zu einer Einheit, der heute, trotz den fortwährenden Störungen durch Zuführung neuer Elemente, langsam vor sich geht, schnell vollziehn, und es wird sich ein amerikanischer Typus ausbilden, wie sich ein solcher in der nahezu einwanderungslosen Zeit vom Beginn des Unabhängigkeitskrieges bis zum Beginn der starken neuen Einwanderung in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts, also in einem Zeitraum von fünfundfünfzig bis sechzig Jahren, schon, und zwar ziemlich scharf, ausgebildet hatte. Von dem damaligen Typus ist der heutige schon verschieden; noch verschiedner vom heutigen wird der zukünftige sein, da sich an seiner Bildung alle hier zusammengeführten Volksarten beteiligen werden.

Bei Stellung der Frage, warum die Vereinigten Staaten nicht ebensogut wie die Schweiz ein Staatenbund oder Bundesstaat mit verschiedensprachiger Bevölkerung werden könnten, hat Professor Förster doch wohl übersehen, daß die verschiednen Sprachen Volks- und Amtssprachen in den Kantonen waren, ehe sich diese zum Schweizer Bundesstaat vereinigten. Die Verschiedensprachigkeit der Schweiz steht deshalb auf historischem Rechte und ist eine Folge historischer Entwicklung. Die Vereinigten Staaten enthalten keine Landesteile, in denen es eine andre Amtssprache, und auch keine, in denen es eine andre ausschließliche oder überwiegende Verkehrssprache gibt als die englische. Auch in den früher spanischen und französischen Landesteilen hat die englische Sprache die andern schnell in den Hintergrund gedrängt, wenn nicht ganz vertrieben, und haben die frühern staatlichen Einrichtungen den amerikanischen schnell Platz gemacht.

Wenn sich hier einmal eine deutsch-englische Mundart oder Mischsprache — die deutsch-pennsylvanische — ausbilden konnte, so geschah das zu einer Zeit, wo der Verkehr gering war, und Deutsche in überwiegender Zahl — fast ausschließlich — von ihnen zuerst besiedelte Landesteile bewohnten, Zustände, die sich nicht wiederholt haben, und deren Wiederholung in der Zukunft deshalb unmöglich ist, weil es in den Vereinigten Staaten keine leeren Landesteile mehr gibt, die von den Deutschen allein oder vorwiegend besiedelt werden könnten. Aber wenn es auch solche gäbe, und sie würden ausschließlich von Deutschen besiedelt, es bildete sich zwar ein ausschließlich von Deutschen bewohntes Territorium, aber das würde doch immer unter der Souveränität der Vereinigten Staaten geschehn, deren Staats- und Rechtseinrichtungen es sich von vornherein

Digitized by Google

anpassen müßte. Es könnten darin keine spezifisch deutschen Einrichtungen getroffen werden; es könnte zu keiner spezifisch deutschen Entwicklung kommen, es könnte sich nicht gegen den Verkehr mit den umliegenden Landesteilen zum Zweck ungestörter deutscher Entwicklung abschließen, und könnte es das, so wäre ihm natürlich jede Lebensader unterbunden. Diese Frage ist deshalb mit einem entschiednen „Unmöglich" zu beantworten, und die darin ausgesprochne Hoffnung in das Gebiet der utopischen Träume zu verweisen.

Nicht besser steht es mit der Hoffnung, daß die Deutschen in Amerika an ihrer Sprache dauernd festhalten werden, daß hier für immer, wie heute, von einem großen Teile der Bevölkerung deutsch gesprochen werden wird. Wie es mit dem Sprechen der deutschen Sprache unter den Kindern der deutschen Eingewanderten heute steht, ist schon besprochen worden. Eine Besserung in dieser Hinsicht steht nicht in Aussicht, und zwar aus folgenden Gründen.

Zunächst muß ins Auge gefaßt werden, daß die eingewanderten Deutschen, so groß ihr Anteil an der Bevölkerung auch ist, doch überall — einige kleine Kommunen ausgenommen, die nicht mitzählen — in der Minderheit sind. Die geschichtliche Erfahrung lehrt, daß immer die Mehrzahl der Minderzahl ihre Sprache aufdrängt. Die Sprache der Mehrzahl in den Vereinigten Staaten ist aber die englische, und sie kann aus ihrer herrschenden Stellung nicht vertrieben oder verdrängt werden, weil sie das Verständigungsmittel zwischen den verschiednen sich hier begegnenden Völkerschaften ist. Es läßt sich schlechterdings nicht erwarten, daß Polen, Tschechen, Slowaken, Italiener, Griechen, Spanier, Franzosen, Schweden, Norweger, Dänen, Finnen, Syrer, Indier, Chinesen und Japaner usw. in Amerika eine andre zweite Sprache erlernen werden als die, durch die sie sich mit allen Andersprechenden verständigen können. Denn lernten sie zum Beispiel deutsch, so würden sie sich nur mit den Deutschen und mit keinem andern verständigen können. Mit andern Worten: nicht nur weil sie die Amts- und die Rechtssprache, sondern weil sie das vorhandne und deshalb gewiesne einzige Verständigungsmittel zwischen unsrer gesamten vielzungigen Bevölkerung ist, drängt sich die englische Sprache jedem Bewohner der Vereinigten Staaten als ein Muß auf. Mit jedem neuen Einwandrer, halte er im Verkehr mit seinen Landsleuten auch noch so sehr an seiner Muttersprache fest, gewinnt die englische Sprache eine Stärkung und Vermehrung ihres Übergewichts über jede andre in den Vereinigten Staaten gesprochne Sprache. Und daraus folgt für jede dieser andern die Unmöglichkeit, sich ihr gegenüber zu behaupten.

Auch für die deutsche! Und wenn ich trotz dieser klaren Erkenntnis zu denen gehöre, die mit aller ihnen zu Gebote stehenden Kraft für ihre Erhaltung — so lange als möglich! — gekämpft habe und kämpfe, so leiten mich dabei folgende Gründe.

Die Sprache eines Volks ist der Ausfluß seines Seelenlebens und seines Charakters. Wenn — nach Jahrhunderten — der unvermeidliche Verschmelzungsprozeß in den Vereinigten Staaten vollzogen sein, und wenn es ein einheitliches amerikanisches Volk geben wird, so wird sein Typus, sein Charakter und seine Sprache durch die Elemente geschaffen sein, die auf den Bildungsprozeß physisch und seelisch am stärksten eingewirkt haben. Die deutsche ist von den einzelnen

Digitized by Google

Bevölkerungsgruppen in den Vereinigten Staaten heute die stärkste. Sie wird es voraussichtlich bleiben. Nach der englischen und der irischen ist sie auch am längsten am Bildungsprozeß beteiligt gewesen. Das zukünftige amerikanische Volk sollte deshalb einen vorwiegend deutschen Charakter tragen und eine vorwiegend deutsche Sprache sprechen. Der Grad des Vorwiegens wird ein größerer oder ein geringerer sein, je länger oder je kürzer sich die eingewanderten Deutschen ihre deutschen Charaktereigenschaften und ihre Sprache, die zugleich Ausfluß und Bildnerin des Charakters ist, zu erhalten und auf ihre Kinder zu vererben wissen werden. Es ist ganz selbstverständlich, daß je länger in den Vereinigten Staaten deutsch gesprochen wird, desto mehr deutsche Worte und deutsche Gedanken in die amerikanische Sprache und das amerikanische Geistesleben übergehn werden, wie es in geringem Maße schon geschehen ist; und die amerikanische Sprache wird dann, besser als die heutige englische, imstande sein, dem deutschen Geistes- und Gemütsleben Ausdruck zu verleihen.

Die Anstrengungen zur Erhaltung der deutschen Sprache in den Vereinigten Staaten werden deshalb nicht weggeworfne Mühe sein, sondern einem großen Zukunftszwecke dienen.

Der deutsche Kaiser hat kürzlich in Bremen die Deutschen das Salz der Erde genannt. Daß sie diese Rolle in den Vereinigten Staaten in der Vergangenheit erfüllt haben und noch erfüllen, läßt sich auf den verschiedensten Gebieten nachweisen. Sie werden hoffentlich, ja sicher fortfahren, es zu tun, und helfen, eine schmackhafte und verdauliche Völkermischung herzustellen. Aber wie das Salz in der Speise verschwindet, die es würzt, werden auch die Deutschen in der Masse der amerikanischen Bevölkerung aufgehn, und kein menschliches Bemühen wird es verhindern können. Wohl aber läßt sich viel dazu tun, daß das Salz rein erhalten wird und seine würzende Kraft behält, daß es — wie es in der Bibel heißt — nicht dumm wird. Und jede Bemühung in dieser Richtung drüben wird hüben dankbar empfunden und anerkannt werden.

Es mag noch hinzugefügt werden, daß wenn der Untergang der deutschen Sprache als eine der Volkssprachen in den Vereinigten Staaten für die deutsche Welt allerdings eine große Minderung ihres Machtgebiets, und ihr baldiger Untergang aus den angeführten Gründen ein Verlust für das in der Entwicklung begriffne amerikanische Volk sein würde, daß dann die am meisten auf diesen baldigen Untergang hinarbeiten, die, statt die deutsche Einwanderung nach den Vereinigten Staaten zu fördern, sie von ihnen ablenken möchten.

Freilich würden solche Bemühungen schwerlich irgendwelchen nennenswerten Erfolg haben. Denn Völkerwanderungen werden nicht durch Machtgebote und Abmahnungen veranlaßt oder zurückgehalten, sondern durch wirtschaftliche Bedingungen. Der gewaltige Rückgang in der deutschen Auswanderung nach Amerika, der seit einem Jahrzehnt eingetreten ist (wie in der deutschen Auswanderung überhaupt), ist auf die gewaltige Hebung der deutschen Industrie zurückzuführen, die die gesamte nationale Kraft des Deutschen Reichs anspannt und dessen ganzer Bevölkerung lohnende Beschäftigung und — alles in allem — ein ebenso gutes Dasein gewährt, wie es — durchschnittlich — in den Ver-

Digitized by Google

einigten Staaten heute erreicht werden kann, während das ungeheure Anschwellen der Einwanderung von Slawen, Italienern, russischen Semiten usw. nur daraus erklärt werden kann, daß die Lebensbedingungen in den Vereinigten Staaten heute noch so sehr viel besser sind als in den Auswanderungsländern.

Zusammengefaßt: Es ist ganz unmöglich, aus den Vereinigten Staaten jemals ein deutsches Land mit deutscher Sprache zu machen. Wenn es dem Deutschen Reiche schwer wird, trotz dem ungeheuern Übergewicht seiner deutsch sprechenden Bevölkerung, zum Beispiel seine polnischen Angehörigen in der Sprache und anderweitig zu verdeutschen, wie gänzlich aussichtslos würde unter den in den Vereinigten Staaten vorhandnen Bedingungen das Bemühen der deutschen Minderheit sein, sich die überwältigende — immer mehr zunehmende — Mehrheit zu assimilieren.

Es gilt — auch im Völkerleben — dem Erreichbaren zuzustreben. Und alles, was sich von den Deutschen in den Vereinigten Staaten erreichen läßt, ist eine Bereicherung der amerikanischen Sprache, eine Verstärkung und Erneuerung ihres deutschen Stammes, und im amerikanischen Volke der Zukunft eine starke Beimischung deutschen Charakters, deutscher Seele und deutschen Geistes.

Der britische Staatshaushalt

Von Hugo Bartels

England gehört zu den Ländern, die frühzeitig zu nationaler Einheit gelangt sind, und es steht unter ihnen obenan darin, daß es nach Überwindung des Feudalismus als erstes ein modernes Staatswesen entwickelt hat. Auf der Staatsordnung der Tudors beruht die ganze großartige Entfaltung Englands in der Neuzeit, ein Beweis, daß sie dem Lande und dem Volke angemessen war. Ihre Grundzüge lassen sich auch noch in den Verhältnissen von heute erkennen. Die Regierungsmaschine ist in der Anlage noch dieselbe wie die der Zeit Elisabeths, sie ist bloß umfangreicher geworden, entsprechend den höhern Anforderungen, die an einen Staat gestellt werden, der eine wohl zehnfach größere Bevölkerung und einen die Welt umspannenden Gürtel von Kolonien sein eigen nennt. Der Staatshaushalt unter Elisabeth rechnete mit Tausenden, wo man jetzt mit Millionen schaltet.

Zum Kriegführen gehört Geld, Geld und nochmals Geld. Aber zur Leitung eines Staates in friedlichen Zeiten ist Geld nicht minder notwendig. Der patriarchalische Hirtenstaat — wenn man die Bezeichnung Staat dafür anwenden darf — konnte ohne Geld so wenig bestehn wie der römische Kulturstaat, nur gebrauchte er als Zahlungsmittel die wirklichen Tiere seiner Herden, während der Römer sich des gemünzten Metalls bediente und bloß in dem Namen pecunia die Erinnerung an den ursprünglichen Wertmesser festhielt,

Digitized by Google

wie auch das englische fee, das eine Gebühr bedeutet, nichts andres ist als unser Vieh, altenglisch feoh.

Man kann geradezu sagen, die Geschichte eines Staates ist die Geschichte seiner Finanzen, wobei natürlich Staat nicht als Volk aufgefaßt werden darf. Denn in der Geschichte eines Volkes spielen die rein sittlichen Kräfte von Religion, Kunst und Wissenschaft eine wichtige, die Religion oft sogar eine ausschlaggebende Rolle, während der Staat vor allem eine Organisation zu Schutz und Förderung der greifbaren, durch Geld meßbaren Werte ist, jedoch ohne darauf beschränkt zu sein oder sich darauf beschränken zu dürfen. Eine scharfe Scheidung wäre auch an sich schon unmöglich, weil sich rein geistige Ergebnisse, zum Beispiel in den Naturwissenschaften, oft als recht wertvoll auch in materieller Beziehung erweisen. Bei allen zivilisierten Staaten finden wir darum eine größere oder geringere Würdigung und Berücksichtigung dieser sittlichen Kräfte. Doch das Maß der Unterstützung durch den Staat hängt, wenigstens bei Kunst und Wissenschaft, wieder von dem Stande seiner Geldmittel ab und führt uns wieder zu der leidigen Geldfrage als der wichtigsten im ganzen Staatsleben zurück.

Wo ein Staat große Aufwendungen machen kann für Kunst und Wissenschaft, da ist wohl ein Schluß auf den Wohlstand seiner Bürger erlaubt. Verfehlt dagegen wäre umgekehrt zu schließen, daß wo der Staat zurückhält, das Volk arm sein müsse. Mit Sicherheit läßt sich in diesem Falle nur folgern, daß der Staat seine Kreise eng gezogen hat; aber die Möglichkeit einer hohen Blüte von Kunst und Wissenschaft wird dadurch nicht ausgeschlossen.

Der britische Staat liefert den Beweis. Großbritannien hat hervorragende Dichter, Denker, Gelehrte und Künstler in Fülle hervorgebracht, und der Staat hat keinen Anteil daran gehabt. Der Reichtum der gebildeten Stände und ihr Gemeinsinn reichten aus, sein Eingreifen entbehrlich zu machen und ihm als Aufgabe nichts als den Schutz der rein materiellen Güter anzuweisen. In neuerer Zeit freilich ist der Brite von seinem ablehnenden Verhalten gegen den Staat zurückgekommen, weil er die Notwendigkeit besserer Organisation einsieht, und er hat der Staatsfürsorge weite Gebiete überantwortet, die er früher der Betätigung des Einzelnen vorbehalten zu müssen glaubte. Das hat nicht verfehlt, eine gewaltige Veränderung im Staatshaushalte zu bewirken, und so kann man gerade von Großbritannien sagen, daß sich seine Entwicklung in seinen Finanzen abspiegelt.

Der Feudalstaat beruhte wesentlich auf Naturalwirtschaft. Erst der moderne Staat mit seiner Zusammenfassung der Verwaltung konnte ein eigentliches Finanzwesen entwickeln. Unter dem englischen Feudalsystem, das den König, den Oberlehnsherrn als den einzigen wirklichen Eigentümer alles Landes ansah, konnte keine Unterscheidung zwischen dem Einkommen des Königs und dem des Staates gemacht werden. Der König war der Staat. Alle Bedürfnisse des Königreichs in Krieg und Frieden mußten aus seinen Einnahmen bestritten werden, die zum Teil in dem Ertrage seiner eignen, ursprünglich, d. h. unter Wilhelm dem Eroberer, sehr großen Güter bestanden, teils aus den mancherlei Abgaben flossen, die ihm als Oberlehnsherrn von den Vasallen zustanden.

Digitized by Google

Durch kostspielige auswärtige Kriege und verschwenderische Hofhaltung schmolz jedoch das Krongut bald zusammen, und der König sah sich oft genötigt, seine lieben und getreuen Untertanen um Beihilfen anzugehn, die wohl bewilligt wurden, aber auch zu einer Beschränkung der königlichen Macht führten und den Geldgebern einen großen, ja überwiegenden Einfluß auf die Leitung der Reichsangelegenheiten verschafften, bis die Vernichtung des Großadels in den Rosenkriegen dem Königtum seine frühere Stellung wiedergab. Die Einziehung des Kirchengutes in der Reformation stattete das Königtum auch wieder mit reichen Mitteln aus. Aber für die großen Aufgaben, die England in der Neuzeit zu lösen hatte, für die Begründung und die Verteidigung eines den Erdkreis umspannenden Kolonialreichs hätten auch die Reichtümer der Kirche nicht ausgereicht, auch wenn sie durch sorgfältige Verwaltung noch vermehrt, anstatt verschleudert und vergeudet worden wären. Elisabeth vermochte bei ihrer sparsamen, um nicht zu sagen knauserigen Wirtschaft noch auszukommen, weil sie sich von äußern Verwicklungen fernhielt. Ihre Nachfolger kamen nie aus der Geldverlegenheit heraus und mußten, was sie zu vermeiden gewußt hatte, sich wieder und wieder um Unterstützung an die im Parlamente vereinigten Reichsstände wenden.

Das siebzehnte Jahrhundert ist erfüllt von innern Kämpfen, in denen es sich darum handelt, wie Mittel für die wachsenden Bedürfnisse des Staates zu finden sind, und wie ihre Verwendung gegen Mißbrauch durch die Krone gesichert werden kann. Nun vermag wohl eine unumschränkte Regierung ein Land ebenso gut, unter begabten, kräftigen und pflichtgetreuen Fürsten sogar besser zu verwalten als eine, die durch Stände oder Volksvertretung beschränkt ist, wie das Beispiel des Hohenzollernstaates zeigt. Doch auch hier hat sich bei der Erweiterung der Staatsaufgaben und der Staatslasten die Teilnahme einer Volksvertretung notwendig erwiesen, während in Frankreich die Überspannung der Selbstherrlichkeit und das Überwiegen der Herrscherrechte über die Herrscherpflichten zu einer Fäulnis des ganzen Staates und zum Fall des Königtums geführt haben. Den Stuarts in England ist ihr Bestreben, es den Bourbonen gleich zu tun, übel ausgeschlagen. Wenn wenigstens ihre Politik große Erfolge nach außen gehabt hätte, so wäre ihnen vieles nachgesehen worden. Cromwell war in seiner Mißachtung des Parlaments um kein Haar besser als Jakob oder Karl und überdies ein gut Teil gewalttätiger. Bessere Leistungen hatte er aufzuweisen, aber dafür forderte der Staatshaushalt unter ihm weit größere Summen als die Beträge, die man seinen Vorgängern am Ruder mißgönnt hatte. Die Mißstimmung, die durch Cromwells schwere Hand entstand, erklärt es, daß man den Stuarts nach ihrer Wiederherstellung noch einmal mit einem Vertrauen begegnete, das sie durch ihre Vergangenheit nicht verdient hatten und sehr schnell auf Nimmerwiederkehr zu verscherzen verstanden.

Die Thronbesteigung des Oraniers ist wie für die ganze englische Verfassung so auch für den Staatshaushalt der Ausgangspunkt der neuern Entwicklung, in der das Einkommen des Königs von dem des Staates streng geschieden ist, und in der die Partei, die im Parlamente die Mehrheit hat, den

Digitized by Google

Ausschlag gibt. Der Weg zur Staatskrippe konnte früher nur durch den König eröffnet werden, jetzt wurde der Schlagbaum von einer vielköpfigen Parlamentsmehrheit gehütet, hinter der eine zahlreiche hungrige Vetternschaft stand, die versorgt werden wollte. Wo es früher einen Schmarotzer gab, gab es nun zehn. Statt Einschränkung brachte also die neue Ordnung eine Steigerung der Ausgaben auf eine Höhe, für die das althergebrachte Einkommen der Krone auch mit Hilfe von neuen Steuern nicht ausreichte.

Die Kronländereien, die nach der frühern Verschleuderung noch übrig waren, warfen nur noch verhältnismäßig wenig ab. Die Zölle dagegen, die sich mit Sicherheit bis auf die Zeit Richards des Ersten zurückverfolgen lassen, fingen an bessere Erträge zu liefern und sich mit dem Aufblühen des Handels zu einer Haupteinnahmequelle des Staates auszuwachsen. Im Mittelalter hatte die Krone nicht geringen Nutzen aus den feudalen Rechten gezogen, als da waren Gebühren für Nachfolge in ein Lehen, Vormundschaft minderjähriger Erben, Heimfall und Einziehung von Lehen. Ferner erhielt die Krone Subsidien, die auf dem Danegeld der Angelsachsen beruhten und vornehmlich auf dem Lande als dem Hauptreichtum hafteten. Weitere Einnahmequellen waren die Herdsteuer, oft auch eine Kopfsteuer, Monopole und mehr oder weniger freiwillige, unter Johann ohne Land sogar durch die Überredungskraft des Hofzahnausreißers bewirkte „Anleihen“ bei reichen Leuten.

Bis auf die feudalen Abgaben sind alle diese Einnahmen, wenn auch zum Teil unter andrer Form und anderm Namen, in unsre Zeit herübergegangen. Die feudalen Verpflichtungen des Adels und der Ritterschaft gegen die Krone, unter denen die Herren im Genusse ihrer Güter waren, wurden unter Karl dem Zweiten aufgehoben, ein Zeichen des wachsenden Einflusses der Gesellschaftsklasse, die bald darauf in der glorreichen Revolution die Herrschaft an sich riß. Es fand keine Ablösung statt, der Befreiung stand keine Gegenleistung gegenüber, und die Herren sahen zu, daß ihre Rechte gegen ihre Hintersassen unangetastet blieben. Für den Staatshaushalt war der Ausfall fühlbar genug und mußte auf irgendeine Weise wett gemacht werden. Die Ausgleichung geschah durch eine neue indirekte Steuer, die excise duty auf Bier, Wein, Spirituosen usw., die heute an Ergiebigkeit mit den Zöllen wetteifert.

Obwohl sich nun mit dem steigenden Wohlstande das Einkommen des Staates unter Wilhelm von Oranien mehr als verdoppelte, so reichte es doch bei weitem nicht für die Bedürfnisse aus. Daß die ganze Verwaltung kostspieliger wurde, ist schon erwähnt worden. Dazu kam aber noch, daß England jetzt begann, in die Angelegenheiten des Festlandes tätig einzugreifen und den Wettkampf mit Frankreich aufzunehmen.

Wie verhängnisvoll das Fehlen eines geordneten Finanzwesens ist, das weiß niemand besser als das deutsche Volk. Mit dem Scheitern des Reichsregiments und des Planes, dem Reiche durch den gemeinen Pfennig oder durch Reichszölle ein sicheres Einkommen zu verschaffen, hörte Deutschland auf, ein Staat zu sein, und gerade in der wichtigen Zeit, wo die Neue Welt erschlossen wurde, versagte es sich die Mittel zu überseeischer Ausdehnung, an

Digitized by Google

der teilzunehmen es nach Volkszahl und wirtschaftlicher Kraft zu allererst berufen war. Mit dem unzulänglichen Mittel der Matrikularbeiträge hat das alte Reich noch dreihundert Jahre lang nur ein Scheindasein geführt. Wirkliches Leben konnte nicht in ihm sein.

In England dagegen war Leben, volles kräftiges Leben. Da standen der Regierung, als sie ihre Blicke unter Wilhelm dem Dritten nach außen wandte, nicht bloß Zölle und Steuern zur Verfügung, sondern sie konnte, wenn die regelmäßigen Einkünfte nicht ausreichten, auf den Kredit des Landes zurückgreifen und ihre Bedürfnisse aus Anleihen decken. Das gab dem englischen Volke in seinem Ringen um die Handels- und Seeherrschaft eine Kraft, der auch die beispiellose Korruption des achtzehnten Jahrhunderts nichts anhaben konnte. Nichts kennzeichnet den Unterschied der stuartischen Zeit und der Wilhelms des Dritten besser als die Benutzung des Kredits. Bei Karl dem Zweiten war er noch persönlich, und die „Anleihe“ von 1323000 £, die er mit Mühe von den Goldschmieden von London aufbrachte, unterschied sich nur dem Namen nach von einem erpreßten Geschenke. Unter Wilhelm dem Dritten ging man anders zu Werke. Von der Bank von England, die eigens für den Zweck gegründet und mit Vorrechten begabt wurde, erhielt die Regierung ein Darlehen von 1200000 £, von der Ostindischen Gesellschaft eins von 2000000 £. Beide bildeten den Grundstock der festen oder fundierten Schuld, so genannt, weil ihre Verzinsung durch Anweisung fester Beträge aus den Steuern gesichert war. Auf die feste Schuld wurde 1706 auch ein Teil der von Karl dem Zweiten bei den Goldschmieden gemachten Anleihe übernommen, wobei diese aber auf alle rückständigen Zinsen verzichten mußten. Was die von ihr selbst eingegangnen Verpflichtungen betrifft, so kam die Regierung Wilhelms ihnen jederzeit nach, und dadurch gewann sie bei der Geschäftswelt ein Vertrauen, das ihr in ihrer ewigen Geldverlegenheit sehr zustatten kam. Gewiß mußte den Geschäftsleuten alles daran liegen, eine Rückkehr der Stuarts zu hindern und die neue Ordnung zu stützen. Doch wenn sie ausgeplündert worden wären, wer weiß, ob sie sich nicht eines andern besonnen und ihren Einfluß wieder auf die Seite des vertriebnen Königshauses geworfen hätten? Doch solange die Regierung ihre Verpflichtungen erfüllte und für den englischen Handel eintrat, hatten sie keine Ursache, die Stuarts zurückzuwünschen. Außer den genannten Summen der festen Schuld erlaubten sie dem Staate, sich eine bedeutende schwebende Schuld aufzuhalsen, die 1697, nur neun Jahre nach der Vertreibung Jakobs, schon 13 Millionen überschritt.

Die Anleihen mochten notwendig sein. Ob es aber notwendig war, dabei wie ein leichtsinniger, junger Fant zu verfahren, der ohne einen Gedanken an die Zukunft alles bewilligt, nur um für den Augenblick Geld zu erhalten? Ein oft gebrauchtes, und wenn vernünftig gehandhabt, empfehlenswertes Mittel der Schuldentilgung ist die Zahlung von Jahresrenten auf eine bestimmte Spanne Zeit, nach deren Ablauf das Kapital als zurückgezahlt gilt, und jeder Zinsanspruch erlischt. Wenn sich aber eine Regierung, wie damals die englische tat, für eine Summe von etwas über 100 £ zu einer Rente von 14 £

Digitized by Google

auf neunundneunzig Jahre verpflichtet, so kann man das nur als leichtsinnige Schuldenmacherei bezeichnen. Eine solche Rente entspricht einem einfachen Zinsfuße von dreizehn Prozent, der nur im höchsten Notfalle gerechtfertigt ist, und in einer solchen Zwangslage ist England nie gewesen. Daß daneben auch das von Mephistopheles dem Kaiser empfohlne Papiergeld nicht vernachlässigt wurde, braucht kaum besonders erwähnt zu werden.

Unter der Königin Anna war infolge des Spanischen Erbfolgekriegs und der Mißwirtschaft Marlboroughs und seiner Freunde an Sparsamkeit noch weniger zu denken, und bei Ausgaben, die das Dreifache der Einnahmen ausmachten, war ohne eine starke Vermehrung der Staatsschuld nicht auszukommen. In den zwölf Jahren der Königin Anna wuchs sie auf 36 Millionen an, die für Verwaltung, Zinsen und Tilgung über 3 Millionen jährlich beanspruchten aus einem Gesamteinkommen des Königreichs von weniger als 6 Millionen.

Unter dem ersten Georg tauchte dann bei der Südseegesellschaft, die dem Staate schon 10 Millionen vorgestreckt hatte, der Plan auf, die ganze Schuld durch Umwandlung in Südseeaktien zusammenzufassen. Wo die Regierung so leichtsinnig war, ist es nicht zu verwundern, daß auch weite Kreise des Volks es waren und blindlings in den Strudel der Spielwut stürzten. Die Hoffnung, mühelos durch Spekulation reich zu werden, trieb die Aktien immer mehr in die Höhe, bis das unvermeidliche Ende des Schwindels kam, und die Seifenblase platzte. Auf solchem Wege war die Schuldenlast nicht abzuschütteln oder zu erleichtern. Beim Tode Georgs jedoch betrug der jährliche Aufwand nur $2^3/_4$ Millionen, obgleich die Schuld selbst auf mehr als 50 Millionen angewachsen war. Die Besserung war eine Folge der Herabsetzung des hohen Zinsfußes früherer Anleihen, der bei dem überraschend schnellen Aufblühen des Handels und der sich daraus ergebenden Stärkung des Staatskredits unverantwortlich war und eine gesunde Wirtschaft schlechterdings ausschloß. Auch sonst ließen sich die Dinge besser an, und die friedliche, nur auf Förderung von Handel und Gewerbe bedachte Verwaltung Walpoles während der ersten Zeit Georgs des Zweiten erlaubte sogar so viel zu erübrigen, daß die Schuld auf $46^1/_2$ Millionen hinunterging. Wäre nicht die Korruption der ganzen Regierungsmaschine gewesen, so hätte noch mehr geleistet, und bei Fortdauer des Friedens die ganze Schuld in weniger als einem Menschenalter getilgt werden können.

Aber auch eine langsame Abtragung wurde verhindert durch das Ende des Friedens. Denn 1739 begann die Zeit der großen Kriege um die Herrschaft über die Meere, die von Britannien zur See mit seiner Flotte, auf dem europäischen Festlande aber vornehmlich mit seiner Kapitalkraft durch finanzielle Unterstützung seiner Verbündeten geführt wurden. Die Hilfsgelder an diese und die eignen Rüstungen verschlangen ungeheure Summen, und dabei blieb die Kostspieligkeit der Verwaltung im vollen Umfange bestehn, aus Rücksicht auf die Parlamentsmitglieder und ihren versorgungsbedürftigen Anhang. So mußte der Staatskredit fortwährend und in immer gesteigertem Maße in Anspruch genommen werden.

Digitized by Google

Die nachstehende Aufstellung gibt die Hauptstufen im Anwachsen der gesamten Staatsschuld, der festen wie der schwebenden, seit 1739.

1739	46613000 £	Krieg mit Spanien
1748	75812000 „	Ende des Österreichischen Erbfolgekriegs
1763	138865000 „	Ende des Siebenjährigen Kriegs
1775	127162000 „	Beginn des amerikanischen Unabhängigkeitskriegs
1783	231843000 „	Ende des amerikanischen Kriegs
1793	247874000 „	Krieg gegen das revolutionäre Frankreich
1802	537653000 „	Friede von Amiens
1816	900436000 „	Ende der napoleonischen Kriege
1854	808024000 „	Beginn des Krimkriegs
1856	837123000 „	Ende des Krimkriegs
1857	838918000 „	Indischer Aufstand
1899	627562000 „	Beginn des Burenkriegs
1903	770778000 „	

Im achtzehnten Jahrhundert war seit 1739 nur die Zeit von 1763 bis 1775 imstande, einige Millionen abzuzahlen. Der amerikanische Krieg ließ die Schuld wieder stark anschwellen, und endlich die napoleonischen Kriege brachten sie auf ihren höchsten Punkt. Manchesmal wohl mochten den Ministern Bedenken aufsteigen. Nur ein paar Jahre nach dem Beginn der Revolutionskriege glaubte Pitt, mit einer weitern Anleihe von 20 Millionen würde der Kredit des Staates erschöpft sein. Aber das Land hielt noch mehr aus, trotz einer Reihe schlechter Ernten und trotz schwerer Störungen des Handels. Gegen die Anleihen, die noch zu machen waren, erscheinen alle frühern fast als geringfügig, und am Ende der napoleonischen Zeit fand sich das Vereinigte Königreich mit der ungeheuern Schuld von mehr als 900 Millionen Pfund belastet.

Dabei hatte der Staat keineswegs 900 Millionen wirklich erhalten. Gegen die frühere Gewohnheit eines hohen Zinsfußes wurden in der Zeit, als Anleihe auf Anleihe folgte, meistens nur 3 oder 4 Prozent gewährt. So gut stand nun der Staatskredit nie, daß ein solcher Zinsfuß die Geldleute angelockt hätte. Die Anleihen konnten nur zum Kurse von etwa sechzig angebracht werden, sodaß der wirkliche Zinsfuß bedeutend höher war. Was aber die Geldleute wirklich anzog und sie bewog, lieber einen niedrigen Zinsfuß bei niedrigem Kurse als einen höhern Zinsfuß bei vollwertigem Kurse zu nehmen, war die Möglichkeit, mit solchen Anleihen ein spekulatives Geschäft zu machen, und das erklärt die Leichtigkeit, mit der die Regierung immer Geld erhalten konnte, wobei natürlich der Reichtum, den England aus dem Handel zog, die notwendige Voraussetzung war. Es darf auch nicht übersehen werden, daß England im Besitze der Seeherrschaft unangreifbar war, und die Darleiher über die Sicherheit ihres Kapitals beruhigt sein konnten. Sie brauchten nur den Staatskredit zu stützen, und alles mußte gut ablaufen.

Für die Geldleute also war die Weise der Anleihebegebung vorteilhaft. Sie heimsten beim Steigen des Kurses eine reiche Ernte ein. Anders aber lag die Sache für die Steuerzahler. Denn sie hatten nicht nur das aufgenommne Geld weit höher zu verzinsen, als angegeben war, sondern sie mußten

Digitized by Google

obendrein ein viel größeres Schuldkapital tilgen. Um den vollen Nennwert der Anleihe zu erhalten, wäre natürlich ein höherer Zinsfuß als drei oder vier nötig gewesen. Aber das Schuldkapital wäre um mehr als ein Drittel niedriger geblieben, und in bessern Zeiten hätte der Zinsfuß leicht herabgesetzt werden können. Ein so geringer Satz wie 3 Prozent ließ in absehbarer Zeit keine Minderung zu, und erst ganz vor kurzem, 1902, ist es möglich gewesen, ihn auf $2^1/_2$ Prozent herabzusetzen. Noch heute hat der britische Steuerzahler Zinsen aufzubringen für viele Millionen, die der Staat vor hundert Jahren nicht erhalten hat.

Es scheint ein Widerspruch, ist aber nichtsdestoweniger wahr, daß die Schuldentilgung selbst nicht wenig zur Vermehrung der Schulden beigetragen hat. Nach dem ersten Versuche Walpoles nahm 1786 Pitt die Frage einer regelmäßigen Schuldentilgung wieder auf, obwohl er selbst in diesem Jahre mit einem Fehlbetrage zu rechnen hatte. Ein besondrer Tilgungstock sollte durch Zinseszins die ganze Schuld allmählich abtragen. Doch nur Verluste ergaben sich aus seinem Wirken. Denn bis 1815 forderte die Kriegführung Anleihe auf Anleihe in immer größern Beträgen, und das Einkommen reichte nie für die Ausgaben aus. Nur um dem Gesetze gemäß einen Teil der alten Schuld abzukaufen, mußte eine neue gemacht werden, und da der Kurs der alten jedesmal höher stand als der Kurs, zu dem die Regierung Geld erhalten konnte, so bedeutete die ganze Tilgungkomödie nichts, als daß die alte Schuld gegen eine um 4 bis 7 Prozent höhere neue umgetauscht wurde. Trotzdem hielt man noch lange an dem widersinnigen Plane fest, und erst 1829 bequemte man sich zu der einfachen Einsicht, daß eine Schuldentilgung nur mit einem Überschuß der Einnahmen über die Ausgaben durchgeführt werden kann.

Eine solche vernünftige Schuldentilgung war möglich nach dem Abschlusse der napoleonischen Kriege, der das festländische Europa erschöpfte, Großbritannien aber im Besitze der Seeherrschaft und einer Industrie ließ, der sich auf der ganzen Erde keine an die Seite stellen konnte. So groß die Last war, die sich Großbritannien aufgebürdet hatte, für den wachsenden Wohlstand war sie nicht zu groß. Die Besorgnisse vor einem Zusammenbrechen des Staatskredits hatten sich als unberechtigt gezeigt, und es fehlte nicht einmal an Stimmen, die in der großen Staatsschuld etwas Wohltätiges sahen. Soweit ging zwar die Regierung nicht, aber sie strengte sich auch nicht übermäßig an, die Schuld zu verringern. Die Anleihen, die durch die Teuerung in Irland, den Krimkrieg und andre Ereignisse nötig wurden, hielten sich in verhältnismäßig bescheidnen Grenzen. Wenn man bedenkt, daß der größte Teil der Schuld, volle 773 Millionen, seine Entstehung der kurzen Spanne von vierzig Jahren von 1775 bis 1815 verdankt, so ist es deshalb keine besondre Leistung, daß die fünfundachtzig übrigen Jahre des durch wirtschaftliche Blüte ausgezeichneten neunzehnten Jahrhunderts die Gesamtsumme nur um 273 Millionen vermindert haben. Durch den Burenkrieg ist dann die Schuld wieder bedeutend gestiegen, nämlich von $627^1/_2$ auf $770^3/_4$ Millionen, und am 31. März 1905 betrug sie 796 736 490 £.

Digitized by Google

Der gegenwärtige Bestand der Schuld ist gewiß alles andre als gering, aber er flößt niemand Besorgnisse ein, und trotz der Herabsetzung des Zinsfußes der festen Schuld auf $2^1/_2$ Prozent hält sich der Marktpreis doch ungefähr auf der Höhe der preußischen dreiprozentigen Staatspapiere, hinter denen das ganze große Vermögen des preußischen Staates steht, während das Vermögen des britischen Staates verschwindend gering ist. In etwas mag der verhältnismäßig hohe Preis der Konsols beeinflußt sein durch die in England herrschende Neigung zu Vermögenspflegschaften. Das Gesetz läßt den Pflegern nur eine ziemlich geringe Zahl von Anlagewerten zur Auswahl, unter denen die Staatsschuld selbstverständlich obenan steht. Die starke Nachfrage nach mündelsicherer Anlage wird also Einfluß auf den Marktpreis ausüben; doch bei der großen Masse der Schuld kann er nicht stark sein. In der Hauptsache ruht die Bewertung doch auf dem Vertrauen der Staatsgläubiger auf die Fähigkeit des Staates, seine Verpflichtungen pünktlich erfüllen und die Güter seiner Bürger überall schützen zu können. Die britische Flotte ist die stärkste Stütze des Staatskredits. Nur einmal, 1798, ist der Staatskredit ins Schwanken gekommen, und der Kurs der Konsols bis auf $47^1/_2$ gefallen; doch die Erkenntnis dessen, was auf dem Spiele stand, half schnell über den gefährlichen Zustand hinweg, die Erfolge zur See stellten das Vertrauen wieder her, und die Regierung konnte in den folgenden Jahren noch Hunderte von Millionen Pfund aufnehmen, ohne einen Zusammenbruch befürchten zu müssen.

(Fortsetzung folgt)

Plato

Oberflächlich gesehen steht keine Zeit der griechischen Philosophie ferner als unsre realistische. Der Tieferschauende jedoch gewahrt deutlich, daß zwei starke Bänder die beiden aneinander fesseln: das exakte Denken und die Religion. Die unsre heutige Welt beherrschende Technik ruht auf den Naturwissenschaften, und diese würde alles Beobachten und Experimentieren nicht geschaffen haben ohne die in der Schule der Alten erworbne Kunst und Gewohnheit des streng logischen Denkens. Seitdem Wilamowitz-Moellendorf sein Griechisches Lesebuch herausgegeben hat, kann sich jeder ohne großen Zeitaufwand davon überzeugen, wie die Griechen mit ihren philosophischen Denkgewohnheiten die Mathematik, die Astronomie, die Geographie, die Physik begründet haben, und daß die großen Physiker des sechzehnten und des siebzehnten Jahrhunderts den fallen gelassenen Faden nur wieder aufzunehmen und fortzuspinnen brauchten. Gingen diese Denkgewohnheiten verloren, hörte die logische Schulung auf, so würden die Naturwissenschaften in rohe Empirie versinken und auf der von den großen Forschern erreichten Stufe stehn bleiben, wie sie vor Jahrtausenden bei den Asiaten stehn geblieben sind. Das andre Band ist die Religion. Die

Digitized by Google

christliche Dogmatik wurzelt in der griechischen Philosophie. Wie lebhaft aber die religiösen Probleme unser heutiges Geschlecht bewegen, das beweist nicht allein die Unzahl literarischer Versuche einer Wiederbelebung, Erneuerung oder Fortbildung unsrer Religion, sondern auch der leidenschaftliche Haß, mit dem sie von andrer Seite bekämpft wird. Leidenschaftlicher Haß verrät immer eine heimliche Liebe, und außerdem, daß man den Gegner für stark und mächtig hält. Die griechische Philosophie nun verkörpert sich uns in einem Manne: in Plato.*) In ihm laufen alle Vorübungen des philosophischen Denkens und Forschens zusammen, von ihm gehn die Schulen und die Lehrgebäude aus, und seine Dialoge sind die einzigen philosophischen Schriften des Altertums, die in guter Bearbeitung auch bei uns noch allgemeine Lektüre der Gebildeten werden können. Die Vorlesungen des vor zehn Jahren gestorbnen englischen Ästhetikers Walter Pater über Plato werden erst jetzt bei uns weitern Kreisen bekannt durch die bei Eugen Diederichs erschienene deutsche Ausgabe. Die Übersetzung der Griechischen Studien war am Ende kein dringendes Bedürfnis. Unsre deutschen Historiker, Archäologen, Mythenforscher, Kunstschriftsteller, zuletzt noch Jakob Burckhardt, haben auf diesem Gebiete so Großes geleistet, daß uns der Engländer, der übrigens die deutschen Autoren fleißig benutzt hat, über Dionysos, Demeter, Persephone, die Anfänge der griechischen Skulptur, das Zeitalter der athletischen Preiskämpfer kaum etwas neues sagen kann. Doch wird jedermann den „verborgnen Hippolytos," die Hippolytsage in Novellenform, mit Vergnügen lesen, und in den übrigen Studien sind uns zwei Gedanken aufgefallen, die verbreitet zu werden verdienen: daß Hephästus, der lahme Schmied, als Gemahl der Göttin der Schönheit und Anmut erscheint, weil die Griechen den Aphroditekult zusammen mit der Kunst der Metallbearbeitung über Cypern von den Phöniziern empfangen haben, und daß der moderne Beschauer griechischer Skulpturen über dem geistigen Gehalt dieser Bildwerke zu leicht vergißt, was für tüchtige Handwerker ihre Schöpfer gewesen sein müssen; das werde um so leichter vergessen, weil ja die modernen Bildhauer nur das Modell anfertigen, das Marmorbild aber mechanisch herstellen lassen; die griechische Skulptur sei nur zu verstehn auf dem bunten Hintergrunde des reichgestaltigen Kunsthandwerks, von dem uns ja glücklicher-

*) Walter Pater, Plato und der Platonismus. Aus dem Englischen übertragen von Hans Hecht. Jena und Leipzig, Eugen Diederichs, 1904. — Walter Pater, Griechische Studien. Übersetzt von Wilh. Nobbe. Ebenfalls bei Eugen Diederichs, 1904. — Platos Ideenlehre. Eine Einführung in den Idealismus von Paul Natorp, ordentl. Professor der Philosophie an der Universität Marburg. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung, 1903. — Platons Phaidros, ins Deutsche übertragen von Rudolf Kaßner. Bei Eugen Diederichs, 1904. Liest sich sehr angenehm. — Platons Dialoge. Inhaltsdarstellungen 1. der Schriften des spätern Alters von Constantin Ritter. Stuttgart, W. Kohlhammer, 1903. Der Verfasser behandelt die Dialoge: Parmenides, Sophistes, Politikos, Philebos, Timaios, Kritias und sagt von ihnen im Vorwort: „Im Original sind sie schwer zu lesen; auch Übersetzungen sind nicht leicht verständlich und dazu kaum genießbar. Deshalb zweifle ich nicht, daß der Versuch Anklang finden wird, den ich hier gemacht habe: nämlich mit Umgehung aller Schwierigkeiten und unnötigen Umständlichkeiten des Ausdrucks nur die Gedanken festzuhalten und sie in scharfer Fassung so klar als möglich wiederzugeben." Als weitere Hilfsmittel zum Verständnis sind kurze Übersichten und ein sehr ausführliches Register beigefügt.

Digitized by Google

weise genug Proben erhalten sind. Können wir also den Griechischen Studien keinen besonders hohen Wert beimessen, so müssen wir dafür die Vorlesungen über Plato desto mehr loben und empfehlen. Sie bieten ein so lebensvolles, überzeugendes Bild des großen Denkers, seiner Persönlichkeit und seines Wirkens, daß wir der Versuchung nicht widerstehn können, die Umrisse nachzuzeichnen, obwohl dabei natürlich gerade das Anziehende des Bildes, das ja in der Ausführung liegt, verloren geht.

Plato hat als Jünger seines Meisters begonnen und in seinen Dialogen zunächst dessen mündliche Arbeit schriftlich fortgesetzt. Sokrates hatte bemerkt, daß jedermann sich einbilde, viel zu wissen und alles, was ihm vorkommt, zu verstehn, daß aber dieses vermeintliche Wissen und Verstehn die Prüfung nicht aushalte. Den Spruch des Orakels, das ihn für den weisesten aller lebenden Menschen erklärte, hatte er sich dahin ausgelegt, daß er der einzige sei, der wenigstens dieses eine genau wisse und einsehe, daß er nichts wisse, und unter dem Schein, sich von andern belehren zu lassen, hatte er mit seinem abscheulichen Fragen, das die Selbstgewissen, die Eingebildeten und Hochmütigen wütend machte, die Gutwilligen zur Erkenntnis ihrer eignen Unwissenheit gebracht. Diese Unwissenheit aber, und mehr noch das eingebildete falsche Wissen, hatte Sokrates für äußerst gefährlich gehalten, weil beides sich auch über das ethische und das politische Gebiet erstreckte, niemand aber tugendhaft sein und dem Staate nützen könne, wenn er keinen klaren und richtigen Begriff von der Tugend und vom Gemeinwohl habe. Die Kunst, methodisch Begriffe zu bilden und richtige Urteile zu fällen, das ist nun das Ergebnis der scheinbar so populären Lehrweise des Sokrates für die Philosophie. Dem Verfahren des gemeinen Mannes, wie wir es heute noch bei allen Ungeschulten wahrnehmen, daß er auf die Frage, was schön sei, eine Anzahl schöner Gegenstände oder Personen aufzählt, stellt er die strenge Definition gegenüber und zeigt, wie man durch Zusammenfassung des mehreren Dingen Gemeinsamen und durch Absonderung des Ungehörigen zum Begriff des Schönen oder einer einzelnen Tugend oder sonstigen Eigenschaft gelangt. Damit ist die Logik begründet, die Plato Dialektik nennt, weil sie Sokrates in Unterredungen geschaffen hat, und weil sie überhaupt nur auf dem Wege der Unterredung, sei diese auch nur eine Zwiesprache des Forschers mit sich selbst, gewonnen werden kann. Die Form des Dialogs ist darum den Untersuchungen Platos wesentlich. Es liegt darin zugleich das Eingeständnis, daß absolut Gewisses, worin alle ohne Ausnahme übereinkommen müssen, abgesehen von der Mathematik und der formalen Logik selbst, auf keinem Gebiete menschlichen Denkens und Forschens erlangt werden könne, und daß man sich beim Suchen nach der Wahrheit jedes Dinges mit einem Annäherungswerte begnügen müsse, wie ihn zwei ehrliche Vertreter entgegengesetzter Richtungen in der Diskussion zu vereinbaren vermögen. Zwischen dem von der Gottheit begeisterten Seher der ältern Zeit, der, was er geschaut hat, wie Pythagoras oder Empedokles, in Versen vorträgt, und dem Schulmeister, der, wie Aristoteles und die Scholastiker, seine Dogmen in Abhandlungen entwickelt und beweist, steht Plato mit der poetischen Prosa seiner Dialoge, und er steht nicht allein zwischen beiden, sondern zugleich über

Digitized by Google

ihnen, wie der moderne Essayist, der vom dogmatischen Dünkel befreit und zur sokratischen Bescheidenheit auf den Standpunkt des Kritizismus zurückgekehrt, die Unzulänglichkeit der menschlichen Erkenntniskraft eingesteht, ohne weder auf die Strenge der Methode noch auf das ernstliche Streben nach Wahrheit zu verzichten. Wer die Schwäche der menschlichen Erkenntnis als Vorwand mißbraucht, den Leuten jede beliebige Lüge aufzuschwatzen, da Wahrheit ja doch nicht erreichbar, und alle sogenannte Erkenntnis rein subjektiv sei, der ist im Gegensatz zum ehrlichen Wahrheitsfreunde, zum Philosophen, ein Sophist. Als eine Methode ehrlicher Kritik und Forschung, als Tendenz: Streben nach der Wahrheit, kann der echte Platonismus niemals „System“ oder dogmatische Lehre werden.

Und das ist er auch nicht durch seine Ideenlehre geworden, die man als das ihm allein Eigentümliche und als seine Wesenheit anzusehen pflegt. Sie ist aus einem Zwiespalt in Platos Persönlichkeit entsprungen, der ein Zwiespalt der griechischen Volksseele und vor ihm in getrennten Persönlichkeiten zutage getreten war, ja sich zu einem großen geschichtlichen Gegensatz ausgewachsen hatte. Dem leicht beweglichen jonischen Element (Pater nennt es das asiatische, das entgegengesetzte das europäische, wogegen sich manches einwenden ließe) war das feste, einfache, bestimmte, ernste, dorische gegenübergetreten, dessen Symbol der Gott Apollo ist, und das im spartanischen Staatswesen politische Gestalt gewonnen hatte. Der jonische Geist drängte zur Entfaltung jeder Individualität, zerflatterte in launenhafter Willkür und bunter, prächtiger Ausstattung des Daseins. Damit löste er die alte Sitte, die Tugend, die Familie und den Staat auf. Die Sophistik war die dieser Geistesrichtung gemäße Philosophie; ganz Athen war der große Sophist, das heraklitische: „Alles fließt“ die Seele dieser Philosophie, die nur sich unaufhörlich wandelnde Erscheinungen, nichts Festes, Beständiges: keine absolut giltige Wahrheit, kein unbedingt bindendes Gesetz in der Welt zu sehen vermag. Diesem Geiste der Auflösung traten Sokrates und Plato mit dorischem Sinn entgegen, aber freilich zugleich mit einer Methode, die sich auf den ersten Blick von der sophistischen nicht zu unterscheiden schien, die aber in Wirklichkeit gar kein andres Ziel hatte, als das ewig Dauernde und Unveränderliche, darum allein Wahre zu suchen. Die Eleaten glaubten es schon gefunden und ergriffen zu haben, dieses Eine, und sie waren von seinem Anblick so geblendet und entzückt, daß ihnen die ganze bunte und veränderliche Welt zum wesenlosen Scheine wurde. Im Paradoxen einander überbietend, leugneten sie die Bewegung, die Veränderung. Diese beiden Richtungen sind bekanntlich bis auf den heutigen Tag die Grundrichtungen des europäischen Geisteslebens geblieben. Heraklitiker sind die Darwinianer, die keine beständigen Arten, nur unaufhörlich sich wandelnde Formen kennen, Eleaten aber sind nicht allein Philosophen wie Spinoza, sondern auch die modernen Physiker, die zwar die Bewegung nicht leugnen, aber sie für einen vorübergehenden Zustand erklären, der dereinst ewiger Erstarrung Platz machen werde. Die Entropie, wie Clausius den Zustand der in der Kälte des Weltalls zur Ruhe gebrachten Energie nennt, strebt einem Maximum zu, auch nach Herbert Spencer. Bei den eleatischen

Digitized by Google

Philosophen vollends — und von deren Phantasien sind die der spätern Mystiker nicht wesentlich verschieden — nahm das ruhende Eine die Gestalt des von allen wahrnehmbaren Eigenschaften entblößten allgemeinen Seins an, das sich vom Nichts nur noch durch den Namen unterschied. Mit diesem leeren Gespenst konnte sich die vollblütige und lebensfrohe jonische Seele, die neben der dorischen in Plato lebte, nicht zufrieden geben. Wenn Plato seinen Sokrates sich als Virtuosen in der Kunst zu lieben vorstellen läßt, so meint er sich selbst. Er war mit den schärfsten Sinnen und der lebhaftesten Sinnlichkeit begabt. Er nahm die feinsten Schattierungen wahr in Farbe und Gestalt der sichtbaren Dinge wie in dem Rhythmus und der Melodie der Musik und der Sprache. Und er liebte diese bunte Welt der Erscheinungen, die für ihn nicht ein wesenloser Schein, sondern packende, aufregende Wirklichkeit war. Darum personifizierte er die edelsten und höchsten unter den Begriffen, nannte sie Ideen und schuf sich so eine unsterbliche und unveränderliche, aber nicht tote, leere und öde Welt des wahrhaft Seienden; eine Welt göttlich schöner Gestalten, nach deren Muster die unvollkommnen Dinge dieser irdischen Welt geschaffen seien; Gestalten, die wir selbst in unserm frühern Dasein geschaut hätten, sodaß uns die dunkle Erinnerung daran in den Stand setze, ihren Abglanz auf den irdischen Nachbildern zu erkennen und damit das Wesenhafte dieser irdischen Dinge zu erfassen. So sei denn die Erkenntnis der Begriffe, die das Wesen der Dinge bezeichnen, nur ein Erinnern, eine Besinnung auf unser eignes eigentliches Leben, das wir schon einmal, vor diesem irdischen Schattendasein, gelebt hätten und dereinst wieder leben würden. Und in den Gestalten der edlern unter seinen Zeitgenossen und Freunden, die er uns in seinen Dialogen vorführt, sah und liebte er die irdische Verkörperung seiner Ideen.

Aber durch die Freude an dieser durch seine Phantasie verdoppelten bunten Welt ließ er sich von dem ernsten Ziele, das ihm seine dorische Seele steckte, nicht abbringen. Rettung Griechenlands durch die Vereinfachung des Denkens und des Lebens und durch strenge Zucht nach dem Vorbilde Spartas war dieses Ziel. Das Gute, die Gerechtigkeit, ist ihm im Staat wie in der Seele die richtige Ordnung, die Harmonie, die Einfügung jedes Teils an der Stelle, an die er gehört, und die treue Ausübung der ihm zukommenden Verrichtung. So sollen in der Seele die niedern Triebe der Vernunft, im Staate die verschiednen Stände den Vertretern der Vernunft, den Philosophen dienen und gehorchen. Es ist nach ihm nicht wahr, daß jeder Mensch zu allem Möglichen befähigt sei. Die Menschen sind verschieden geboren. Jeder ist für eine bestimmte Verrichtung, zum Regieren oder zum Kämpfen oder zur Mathematik oder Musik oder zum Pflügen oder zum Schustern bestimmt; dazu ist er auch befähigt, dafür muß er erzogen werden, und an seinem Platze muß er bleiben. Wenn aber Plato die Philosophen zu Königen machen will, so geschieht das nicht darum, weil sie die Weisesten sind, als solche das Staatswesen weise einrichten und auch Weisheit verbreiten werden, sondern weil sie die einzigen sind, die in ihrer Philosophie ein höheres Gut besitzen, als das Königtum eins ist, und die darum dieses nicht begehren. Wenn solche herrschen, denen die

Digitized by Google

Herrschaft persönliche Vorteile bringt, dann wird sie für den persönlichen Vorteil des Inhabers ausgebeutet werden und außerdem noch ein Zankapfel von Konkurrenten sein. Der Weise opfert sich, indem er die Herrschaft übernimmt, um der Strafe zu entgehn, die Folge der Weigerung sein würde, und die darin bestehn würde, daß er sich selbst von einem Unfähigen und Unwürdigen regieren lassen müßte.

Am stärksten tritt die dorische Strenge Platos in seinem Erziehungsideal hervor. Er, der, wie seine Dialoge beweisen, die packendsten Tragödien und Komödien hätte schreiben können, verbannt um der Jugend willen die größten Dichter aus seinem Staate. Wir lassen, da die Sache aktuelle Bedeutung hat, ihn selbst in Paters freier Umschreibung sprechen. Weil der Trieb zur Nachahmung unwiderstehlich und die Vereinfachung der Menschennatur der ausgesprochne Zweck unsrer idealen Stadtgründung ist, so wird unsre Musik, Kunst und Poesie einen strengen Charakter tragen; wir werden eine leidenschaftlich ästhetische Gemeinde, zugleich aber auch leidenschaftliche Asketen sein. Die Seelen der Menschen sind sozusagen die Geschöpfe der Gesichts- und der Gehörseindrücke, die sie empfangen. Was nun die Kunstwerke anlangt, so ist es weniger der Gegenstand, der Eindruck macht, zum Beispiel die Fabel eines Bühnenstücks, als die Form und ihre Eigenschaften: Knappheit, Einfachheit, Rhythmus, oder ihr Gegenteil: Weitschweifigkeit, Buntheit, Mißklang. Diese ästhetischen Eigenschaften verwandeln sich in der Seele des Zuschauers oder Hörers in moralische; sie bilden seinen moralischen Geschmack, seinen Charakter. Da nun die jungen Leute zu tauglichen Mitgliedern unsers Gemeinwesens erzogen werden sollen, sodaß dereinst jeder die ihm zufallende Verrichtung so gewissenhaft ausübt wie der Sänger oder der Musiker in einem Chor, so muß unsre Kunst den Charakter der Entsagung, der Selbstbeschränkung tragen. So wenig Abwechslung wie nur möglich muß unser Grundsatz sein. Ausgeschlossen muß vor allem alles Wüste und Regellose bleiben. Keine freie Wiedergabe tierischer Laute, mechanischer Geräusche in der Musik, keine Darstellung, die, wie gewisse Spiegel, alles verkehrt oder verzerrt zeigt, keine Nachahmung des rohen Treibens und der schmutzigen Verrichtungen der untern Klassen! Unsre königliche Jugend darf so etwas nicht einmal denken. Unsre Jugend darf nicht singen, wie der Vogel singt. Eine große Klasse von Künstlern, Musikern und von Dichtern muß aus unsern Mauern verbannt werden; mag sie zu unsern Feinden gehn und deren Brunnen vergiften! Nicht weil sie schlechte, sondern weil sie sehr gute Künstler sind und durch die verführerische Wirkung ihrer Kunstwerke die Jugend verlocken und die Disziplin auflösen würden, die die eigentliche Kunst unsers Staates ist, müssen sie weg. Angenommen, ein Poet fände zu uns seinen Weg, den sein Genius befähigte, alle möglichen Gestalten anzunehmen und seine Zuhörer mit zu verwandeln in alle möglichen Personen und die verschiedensten Stimmungen in ihnen zu erzeugen, dann würden wir ihm als einem heiligen, wunderbaren, freudebringenden Wesen gewiß die höchsten Ehren erweisen, aber bleiben dürfte er nicht. Wir würden sein Haupt salben und krönen und ihn weggeleiten, uns aber mit einem strengern und weniger anmutigen Poeten begnügen. Derselben strengen Aufsicht sind aber auch alle

Digitized by Google

andern Arbeiter zu unterwerfen. Da alle Formlosigkeit, Maßlosigkeit, jeder Mangel an Rhythmus und Harmonie die Äußerung einer ungeordneten Seele ist, so müssen die Handwerker verhindert werden, ihren etwaigen schlechten Charakter ihren Werken aufzuprägen und dadurch diesen schlechten Charakter zu verbreiten. Sind sie nicht imstande, gut zu bilden und zu bauen, so muß man ihnen die Ausübung ihrer Kunst verbieten, damit unsre Wächter (Soldaten) nicht unvermerkt, während sie vor den Abbildern des Lasters groß werden, wie auf einer schlechten Weide bald hier bald dort ein Giftkräutlein zu sich nehmen, bis die Masse des Gifts ihre Seelen überwältigt. Ist es nicht vielmehr unsre Pflicht, nach solchen Künstlern Umschau zu halten, denen es gegeben ist, kraft ihrer eignen angebornen Vortrefflichkeit die Natur des Schönen und Geziemenden zu ergründen, auf daß unsre Jugend wie in einem heilbringenden Orte leben und von allen Seiten nur Gutes empfangen möge, ein gesunder Luftzug sie umwehe, und daß sie so, ohne es selbst zu merken, von Kindheit an zur Ähnlichkeit, Freundschaft und Übereinstimmung mit der schönen Vernunft herangebildet werde?

Pater findet, daß nicht allein die dorische Kunst, sondern auch der gotische Baustil den Anforderungen Platos entspreche, wie denn überhaupt der Lakonismus und Platos Idealstaat ein mönchisches Gepräge trügen. Er läßt einen Jünger Platos, der das Ideal des Meisters verkörpert schauen möchte, nach Sparta pilgern und entrollt ein anmutiges Bild der Landschaft, der Architektur und des spartanischen Lebens, ein Bild, das uns glauben machen möchte, die Spartaner seien, die Heloten nicht ausgenommen, sogar glücklich gewesen. Auf die Äußerung, die Athenäus verzeichnet: über die Todesverachtung der Spartaner brauche man sich nicht zu wundern, denn jeder Vernünftige werde lieber zehntausendmal sterben, als bei ihrer Kost leben, ist zwar nichts zu geben, denn der das sagt, ist ein Sybarit. Beachtenswerter wäre schon, daß in der großen Rede des Perikles das spartanische Leben als hart charakterisiert wird, und daß Plato selbst in der Politie den Adimantus sagen läßt, Sokrates mache die Bürger seines Idealstaats nicht eben sehr glücklich. Entscheidend aber ist, daß nicht allein Platos Reformbestrebungen für Athen und Griechenland zu spät kamen, sondern daß auch Sparta rasch verfiel, der Dorismus also für sich allein als erhaltende Kraft nicht genügt hat. Was gefehlt haben oder in der Konstruktion des kleinen Staates verfehlt gewesen sein mag, soll hier nicht untersucht werden. Trotz dem lakonischen Grundirrtum, der mit dem platonischen so ziemlich zusammenfällt, behalten die oben skizzierten Erziehungsgrundsätze Platos und seine Ansicht von dem Einflusse der Kunst auf den Charakter ihren unvergänglichen Wert.

Von den geistreichen Essays des Engländers unterscheidet sich das Werk Natorps nicht bloß als eine streng wissenschaftliche Untersuchung der Form nach, sondern auch in den Ergebnissen. Er will den Leser in das Zentrum der platonischen Gedankenwelt: die Lehre von den Ideen, versetzen und handelt fast ausschließlich von Platos Dialektik. „Am meisten möchte diese Begrenzung unsrer Aufgabe gegen solche der Verteidigung bedürfen, die überhaupt nicht dies oder jenes, sondern alles in allem: die volle Persönlichkeit Platos wie

Digitized by Google

in einem eindrucksvollen Monument vor sich hingestellt sehen möchten, statt daß dieses Buch nur Sache und immer wieder Sache bringt. Aber nur aus der Sache und nur aus dem Zentrum der Sache ist das Verständnis einer Persönlichkeit wie die Platos zu gewinnen." Und zwar hat er dabei den Zweck vor Augen, das Verständnis des Idealismus, das unserm Zeitalter so gut wie abhanden gekommen sei, diesem wieder zu erringen.

Er zeigt nun in der Zergliederung der einzelnen chronologisch angeordneten Dialoge, wie sich Platos Dialektik entwickelt habe. In einigen Hauptpunkten trifft er mit der herkömmlichen Auffassung zusammen. Nur läßt er bei der Definition des Guten schärfer hervortreten, daß die Harmonie, die richtige Ordnung, in der es besteht, Gesetzlichkeit ist; ästhetisch angesehen ist diese gesetzliche Ordnung das Schöne, als Lebensbedingung, als Erhalterin ist sie das Gute, und zugleich ermöglicht sie die Erkenntnis und wird dadurch zum Wahren. Nur durch die Begriffsbildung erkennen wir die Gegenstände, und die Grundbegriffe, die wir, zwar durch die Tätigkeit der Sinne angeregt, aber nicht durch die Sinne, sondern unabhängig von ihnen bilden, das sind die Ideen, die Ordnerinnen des Wahrgenommnen, die Werkzeuge der Erkenntnis. „Das Gesetz des Logischen ist früher als das Sein, ist über dem Sein nach Plato; das ist das Abc des Idealismus," des kritischen Idealismus, den Kant wiederbelebt und vollendet hat. Und — nun kommt das Neue, von der hergebrachten Auffassung Abweichende — es ist nicht wahr, daß Plato jemals außer dieser Bedeutung seinen Ideen noch eine andre gegeben, daß er sie, wie Aristoteles in seiner Polemik gegen den Meister meint, von den Begriffen losgelöst und ihnen ein selbständiges, transzendentes Dasein zugesprochen, die Welt der Wirklichkeiten verdoppelt habe. Freilich sei Plato schon von seinen allerersten Schülern so mißverstanden worden, und er habe dieses Mißverständnis durch seine mythologischen und poetischen Einkleidungen einigermaßen verschuldet. Aber er habe den Irrtum im Parmenides zurückgewiesen und im Sophist seine nicht mit ihm fortgeschrittnen Schüler selbst bekämpft. Plato lehre nirgends die Transzendenz, das Jenseits. Sein Gott sei die im Menschen waltende Vernunft. Was er von einem Schöpfer sage, das sei teils mythische Einkleidung, teils Ironie. Dem Beweise der persönlichen Unsterblichkeit im Phädo messe er selbst keine zwingende Kraft bei, und im Symposion gebe er die persönliche Fortdauer nach dem Tode preis. Die Unsterblichkeit, die er hier lehre, sei die Fortzeugung der Gedanken des Ewigen, und daraus müsse man schließen, daß auch im Phädo mit der Unsterblichkeit nur die Erhebung der Gedanken zum Ewigen gemeint sei. Der Sinn der Liebeslehre des Symposion aber sei: der Eros ist das Verlangen nach dem ewigen Besitz des Schönen, das ja eins ist mit dem Guten. Der erotische Drang geht also auf Unsterblichkeit. Die Unsterblichkeit des Sterblichen aber ist Fortzeugung; durch diese wird die menschliche Natur so unsterblich gemacht, wie sie zu sein vermag, verewigt sie sich. Die vollkommenste Selbstverewigung aber besteht in der philosophischen Erziehung der jüngern Generation.

Wenn wir Natorp recht verstehn, meint er mit seinem Idealismus bloß den erkenntnistheoretischen. So schätzenswert dieser nun auch sein mag, dem

Digitized by Google

ethischen Idealismus, auf den es uns, und wahrscheinlich auch Natorp, doch hauptsächlich ankommt, dürfte er keine besondern Dienste leisten. Mit der Transzendenz nimmt uns Natorp den halben Plato, und die erkenntnistheoretische Hälfte, die er uns übrig läßt, ist keineswegs mehr als das Ganze. Natürlich denken wir uns unter den transzendenten, verdinglichten Ideen nicht eine Art jenseitiges Wachsfigurenkabinett hübscher Puppen, sondern wie die christlichen Philosophen, die den Plato weitergebildet haben, die Gedanken Gottes, die der Schöpfung zugrunde liegen, und die sich in den vollendeten Menschenseelen im Jenseits verwirklichen sollen. Aus der Hoffnung auf diese Verwirklichung schöpft der christliche Idealist die Kraft zur unverdrossenen Arbeit daran. Denn daß diese Arbeit jemals im Diesseits zum Ziele führen werde, glauben doch nur die Utopisten. Da die meisten Weisen mit den meisten Unweisen darin übereinstimmen, daß jedes einzelnen Menschen Dasein — ohne die gehoffte jenseitige Ergänzung und Vollendung — unbefriedigend verläuft, so kann auch die Fortzeugung dieses Unbefriedigenden, und daure sie wirklich die ganze Ewigkeit, den Drang des Eros nicht stillen, der darum zwecklos erscheint, als eine Täuschung, die den unglücklichen Sterblichen nur zum Narren macht. Abgesehen von der entschiednen Diesseitigkeitstendenz ist Natorps Werk ein Hilfsmittel ersten Ranges zum Verständnis der platonischen Dialoge; ein ausführliches Namen- und Sachregister erhöht seine Brauchbarkeit.

Die moralischen Wochenschriften

Von J. H. Eckardt

I. Die ältesten deutschen Nachahmungen der englischen moralischen Wochenschriften

In den letzten Jahren ist eine ganze Literatur über diese Zeitschriften erschienen. Meist sind es Schulprogramme oder Festschriften einzelner Gesellschaften, die sich mit dem Thema befassen, manches Neue und Wissenswerte bringen und Licht schaffen in diesem ziemlich unerforschten, für die Geistesentwicklung aber höchst wichtigen Gebiet.

Man hat die Acta Eruditorum des Otto Mencken und „Die Monatsgespräche" des Thomasius als Vorläufer der Moralischen Wochenschriften bezeichnet, genau genommen sind sie es nicht, es fehlt ihnen das bestimmte große Ziel, das sich die Moralischen Wochenschriften in der Erziehung des Menschen setzten.

In der heutigen Zeit, wo wir mit Zeitungen und Zeitschriften mehr als reichlich gesegnet sind, von denen sich viele auch die „Erziehung des Menschen" zum Wahlspruch nehmen, dürfte es interessant sein, diese Wochenschriften aufzuzählen und näher zu betrachten; vielleicht gelingt es noch hie und da weitere zu entdecken und dieses und jenes Bruchstück richtig einzuordnen.

Digitized by Google

Die Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg oder, richtiger gesagt, die Zeit vom Westfälischen Frieden bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Großen war der Entstehung solcher Zeitschriften sehr günstig, das nationale Selbstgefühl lag tief danieder, jeder politische Gemeinsinn fehlte, und die sogenannten politischen Zeitungen durften nur bringen, was der Regierung und dem Hofe genehm war. Erst allmählich regen sich wieder die Schwingen deutschen Geistes, und fast zu derselben Zeit, als Friedrich der Große seine Schlachten schlug und den deutschen Namen wieder zu Ehren und Ansehen brachte, entfalten sie sich ganz und bringen den deutschen Geist zu einer nie geahnten Blüte und auf eine nie geahnte Höhe. Das Volk für diese Entwicklung reif gemacht und vorbereitet zu haben ist das große Verdienst der Moralischen Wochenschriften und ihrer Vorläufer.

Unter ihnen müssen wir zuerst die Acta Eruditorum nennen, die seit 1682 erschienen und sich ein Jahrhundert lang lebensfähig erhalten haben, trotzdem daß sie in lateinischer Sprache abgefaßt waren und deshalb nur einen beschränkten Absatzkreis haben konnten. Die hervorragendsten Gelehrten der Zeit, vor allem Leibniz, waren Mitarbeiter dieser Zeitschrift, die einen vorwiegend wissenschaftlichen Charakter trug und gewisse Gebiete des geistigen Lebens vollständig ausschloß. Die vollständige Zeitschrift besteht aus 93 Quartbänden und 24 Supplement- und Registerbänden. Ihr Begründer war Otto Mencken, Professor der Moral und Philosophie an der Universität Leipzig. Bis zu ihrem Eingehn blieb die Zeitschrift Besitz der Menckenschen Erben, wenn auch die Redaktion seit 1754 der Professor Karl Andr. Bel führte. Bismarcks Großvater Anastasius Mencken war ein entfernter Verwandter der Familie, da sein Urgroßvater Lüder Mencken ein Vetter des Begründers war.

Die Acta fanden eine große Zahl Nachahmer, fast jede Hochschule mußte eine Gelehrtenzeitung haben, und die großen Reichsstädte, wie Frankfurt und Nürnberg, schlossen sich ihnen an. Größere Bedeutung haben die meisten dieser Professorenblätter nicht errungen, einige haben allerdings den Grundstock für noch bestehende wissenschaftliche Zeitschriften gegeben.

Der erste, der eine Zeitschrift herausgab, die für das große Publikum bestimmt war, ist Thomasius, der hervorragende Förderer deutscher Kultur, der zuerst mit dem alten Zopf brach und eine deutsche Vorlesung am schwarzen Brett der Universität Leipzig ankündigte. Er hatte das richtige Gefühl, daß man nur auf das Volk wirken könne, wenn man in seiner Sprache zu ihm rede, und daß man der Sprache des Volks bedürfe, wenn man den Kampf gegen das verknöcherte Formelwesen und den scholastischen Zunftbetrieb wagen wolle. Im Jahre 1688 wendet er sich mit seiner „Deutschen Monatsschrift" an das ganze deutsche Publikum. In der freiesten originellsten Form erschien die Zeitschrift unter vielfach wechselndem Titel, zuerst: Scherz- und Ernsthaffter, Vernünftiger und Einfältiger Gedanken, über allerhand Lustige und nützliche Bücher und Fragen. Erster Monat oder Januaris in einem Gespräch vorgestellet von der Gesellschaft der Mäßigen. Frankf. u. Leipzig. Verlegts Moritz Georg Weidmann Buchhändler 1688.

In Form von Gesprächen wurden einzelne Themata behandelt und dabei

Digitized by Google

an gewisse Tagesereignisse angeknüpft; mit der ganzen Lauge seines Spottes überschüttet Thomasius die, die am alten Zopf und Wesen hangen. Die Monatsgespräche waren eine literarische Tat; näher auf den Inhalt dieser Zeitschrift, die bahnbrechend für die deutsche Bildung wurde, einzugehn, ist hier nicht der Ort. Sie erschien nur bis zum Schluß des Jahres 1689. Das Dezemberheft 1688 hatte einen Artikel von Thomasius gebracht, der für ihn verhängnisvoll werden sollte. Da er sich auch bei Hofe unbeliebt gemacht hatte, gelang es seinen Feinden, ihn zu verdrängen. Im Mai 1689 verließ er Leipzig und ging nach Berlin. Dort fand er zwar keine Anstellung, aber der Kurfürst, der ihn gern in seinen Landen behalten wollte, veranlaßte ihn, nach Halle zu gehn, um dort „der studierenden Jugend, welche sich allda vielleicht bei ihm einfinden möchte, mit Lectionibus und Collegiis, wie er bishero zu Leipzigk gethan, an die Hand zu gehen." Zugleich setzte er Thomasius eine Besoldung von fünfhundert Talern aus. Diese Berufung des Thomasius nach Halle bedeutete den ersten Versuch der Gründung der dortigen Hochschule, die bald zu großer Blüte erstand.

Von den Nachahmungen, die die „Monatsgespräche" fanden, mögen nur die von Wilhelm Ernst Tentzel herausgegebnen „Monatlichen Unterredungen einiger guten Freunde von allerhand Büchern und andern annehmlichen Geschichten, allen Liebhabern der Curiositäten zur Ergötzlichkeit und Nachsinnen herausgegeben von A. B. Leipzig" erwähnt werden. Diese „Monatlichen Unterredungen" sind von 1689 bis 1698 und von 1704 bis 1707 erschienen und haben eine ziemliche Verbreitung gefunden.

Die deutschen „Moralischen Wochenschriften" lehnen sich eng an englische Vorbilder an. Am 12. April 1709 erschien die erste Ankündigung des „Plauderers" (the Tatler) von Steele, der bis zum 2. Januar 1711 fortgesetzt wurde und sich eines lebhaften Beifalls erfreute; zwei Monate nach seinem Eingehn ließ Steele in Gemeinschaft mit Addison vom 1. März 1711 bis zum 6. Dezember 1712 den „Zuschauer" (the Spectator) erscheinen, an dessen Stelle später der „Vormund" (the Guardian) trat, den Steele wiederum allein und zwar vom 13. März bis zum 1. Oktober 1713 herausgab. Die erste Veranlassung zur Herausgabe des „Tatler" war, wie Hettner in seiner Geschichte der englischen Literatur mitteilt, auf einen Zufall zurückzuführen. Steele war Herausgeber der „Gazette," der offiziellen Regierungszeitung. In dieser konnte er sich nicht so frei bewegen, wie er es wünschte. Er beschloß deshalb, neben dieser amtlichen Zeitung noch eine eigne Zeitschrift zu gründen, worin er die ihm zugegangnen Nachrichten unbefangner benutzen und ebenfalls seine moralisierenden Neigungen betätigen könnte. Mit den politischen Neuigkeiten sollten Sittenschilderungen, erbauliche Betrachtungen, Theater- und Kunstkritiken Hand in Hand gehen. Als Herausgeber figurierte Isaak Bickerstaff, eine komische Figur, die Swift aufgebracht hatte, und die durch den Volkswitz so allgemein bekannt geworden war, daß man ihr alle Torheiten, Witzworte und Anzüglichkeiten unterzulegen pflegte. Bickerstaff ist das Urbild der komischen Figuren der Witzblätter, ich erinnere nur an den Punch, Ulk, Kladderadatsch. Die Zeitschrift gewann bald großen Einfluß und hat auf den Charakter des acht-

Digitized by Google

zehnten Jahrhunderts mitbestimmend eingewirkt. Der Erfolg des Blattes war glänzend, die Verbreitung sehr groß; wie Hettner anführt, wurden auch die Nummern gesammelt, in Bände gebunden und so verkauft. Der erste Band erschien am 10. Juli 1710, der zweite am 1. September 1710, der dritte und der vierte 1711. Der Preis eines Bandes betrug eine Guinee.

Steele fand Mitarbeiter in großer Menge, vor allem wurde Addison ein treuer Freund und leitete schließlich mit Steele gemeinsam die Herausgabe.

Wenn trotz dem großen Erfolge die Lebensdauer des Blattes so kurz war, so hatte das seinen Grund in politischen Ereignissen. Die Whigs, zu denen Steele und Addison gehörten, wurden 1710 gestürzt, Steele verlor seine Stelle bei der Gazette, und dadurch versiegte die Hauptquelle für seine Nachrichten, seine Stellung als Beamter beim Stempelamt legte ihm ferner die Pflicht auf, vorsichtig in seinen Äußerungen zu sein, wenn er nicht auch dieses Amtes verlustig gehn wollte. Der Charakter der Zeitschrift wurde nun ein durchaus moralischer, ihre Aufgabe wurde, Charaktere des häuslichen Lebens zu zeichnen und dieses häusliche Leben in allen seinen Geheimnissen und Verwicklungen vorzuführen.

Der Hauptherausgeber aber wurde nun Addison, dessen satirisches Talent mit jeder neuen Nummer wuchs. Wie Hettner sagt: „Der »Tatler« wurde groß durch Addison, und Addison groß durch den »Tatler«."

Da der Charakter so ein ganz andrer geworden war, beschlossen die Herausgeber, den „Tatler" aufzugeben und eine neue Zeitschrift an seine Stelle treten zu lassen. Dieses neue Blatt sollte nicht, wie der „Tatler," bloß dreimal in der Woche erscheinen, sondern täglich. So entstand der „Spectator," der am 1. März zu erscheinen begann. Auch hier war Addison die Seele des Ganzen, seine Beiträge drückten dem ganzen Unternehmen den Stempel auf. An Stelle der komischen Figur des Isaak Bickerstaff tritt ein junger Gentleman, der von einer weiten Reise nach London zurückkehrt, dort seine Beobachtungen macht und im kleinen Kreis einiger Freunde mitteilt. Es ist etwas Wunderbares, Großartiges, das Addison in den Nummern dieser Zeitschrift geschaffen hat, und noch jetzt verfehlen die Erzählungen ihren Zweck nicht, die Fülle und die Frische des Inhalts erregen Bewunderung. Kein Wunder, daß in jener Zeit der „Spectator" einen Leserkreis fand, wie er selten vorkommt, jeder Gebildete mußte ihn lesen, auf dem Lande bildeten sich förmliche Gesellschaften, um auf gemeinsame Kosten den „Spectator" zu halten, und sogar über England hinaus fand er Verbreitung. Schon die zehnte Nummer erschien in einer Auflage von täglich dreitausend Exemplaren, und später wird wiederholt gemeldet, daß der Leserkreis sich vergrößert habe. Der Absatz in späterer Zeit wird auf täglich vierzehntausend Exemplare geschätzt, und sogar die eingeführte Stempelsteuer, die die Herausgeber zwang, den Preis der Zeitschrift zu erhöhen, vermochte nicht die Zahl der Abnehmer stark zu verringern. Steele sagt selbst in der letzten Nummer der Zeitschrift, daß, von dem täglichen Absatz abgesehen, die ältern Bände in neuntausend Exemplaren verkauft worden seien, und daß das Stempelamt in jeder Woche eine Einnahme von zwanzig Pfund durch den „Spectator" gehabt habe.

Digitized by Google

Trotz dem Riesenerfolge ließen die Herausgeber den „Spectator“ am 6. Dezember 1712 eingehn, vermutlich weil sie befürchteten, daß die Art und die Form die Leser auf die Dauer ermüden würden, und daß dadurch das Ansehen der Herausgeber Schaden erleiden könnte. Sie hielten es für geboten, die handelnden Personen vom Schauplatz abtreten zu lassen, neue Charaktere und Situationen zu erfinden und ein neues Blatt unter neuem Titel herauszugeben. So erschien am 13. März 1713 ebenfalls täglich „The Guardian,“ der Vormund. Der Held ist ein alter Mann, Vormund für die Kinder eines alten Freundes, der der Mutter seine Ansichten über Erziehung ausspricht, seine Lebensgrundsätze darlegt und daran die verschiedensten Schilderungen knüpft. Ein äußerst dankbarer Vorwand, der auch in vollendeter Form durchgeführt wurde. Aber dem „Guardian“ war kein langes Leben beschieden. Addison beteiligte sich nur noch wenig an der Herausgabe, und Steele ließ sich verleiten, von seiner bisherigen Praxis abzuweichen und in dem Blatt auch politische Artikel zu bringen, die sich gegen die herrschende Partei richteten. Das war der Verderb des sonst vortrefflichen Blattes, Steele selbst fühlte, daß es nicht politischen und moralischen Interessen zu derselben Zeit dienen konnte, und ließ es schon am 1. Oktober 1713 eingehn. An dessen Stelle traten zwei Blätter, ein rein politisches, „The Englishman,“ und eine moralische Wochenschrift „The Lover,“ beide gingen nach kurzer Zeit ein, das Schicksal ihres Herausgebers war auch ihr Untergang. Am 18. März nämlich wurde Steele aus dem Parlament ausgestoßen, seine journalistische Tätigkeit erreichte damit vorerst ihr Ende. Später gelangte er zu hohen Ehren, er wandte aber seine Arbeitskraft andern Gebieten zu.

Dagegen nahm nach längerer Pause Addison das Unternehmen wieder auf, und zwar gab er vom 18. Juni 1714 an wieder eine Fortsetzung des „Spectator“ heraus, allerdings mit der Änderung, daß das Blatt fortan nur dreimal wöchentlich erschien. Die Zeitschrift enthielt sich auch diesesmal aller politischen Anspielungen und zeichnete sich aus durch Witz, Anmut und Reichhaltigkeit der Erfindung. Aber die politischen Ereignisse, die England berührten, bereiteten dem neuen „Spectator“ ein unvermutet frühes Ende; am 20. Dezember 1714 erschien das letzte Blatt. Das Haus Hannover hatte den englischen Thron bestiegen, Addison wurde erster Staatssekretär und hatte in seiner neuen politischen Laufbahn keine Zeit, sich mit der Herausgabe moralischer Wochenschriften zu befassen. Zwar wurde von andrer Seite eine Fortsetzung herauszugeben versucht, jedoch nach kurzem Bestehn mußte das Unternehmen eingehn.

Das Geheimnis des Erfolgs dieser Zeitschriften lag darin, daß sie wirklich etwas Neues, Eigentümliches brachten, ihr großes Verdienst war, daß sie dem Volke sein eignes Tun und Treiben klar vor Augen führten ohne Verschönerung und ohne Verzerrung, daß sie dadurch sehr zur Verbesserung der Sitten beitrugen und so das Volk reifer machten. Der gründlichste englische Kenner dieses Literaturzweiges, Nathan Drake, sagt am Schluß seines umfangreichen Werkes über die Wochenschriften: „Wenn wir die öffentlichen und die häuslichen Zustände Englands, wie sie vor und nach der Zeit jener Wochenschriften

Digitized by Google

waren, miteinander vergleichen, so sehen wir klar, daß England ihnen die heilsamste Umgestaltung des künstlerischen Geschmacks sowohl wie der gesamten sittlichen und politischen Denkart verdankt. Das Glück und die Wohlfahrt, deren England sich jetzt erfreut, sind geradezu zum großen Teil das Werk Addisons und Steeles. Niemand wird deshalb anstehn, sie zu den größten Wohltätern Englands, ja der ganzen Menschheit zu zählen."

Es war erklärlich, daß die großen Erfolge, die Addison und Steele mit ihren moralischen Wochenschriften in England errangen, zur Nacheiferung in Deutschland anregten. In Hamburg mit seinen alten vielseitigen Beziehungen zu England lebten zahlreiche Abnehmer des „Spectators," und hier ist denn auch die erste der zahlreichen deutschen moralischen Wochenschriften entstanden. Schon 1713 erschien der „Vernünftler." Gedruckt wurde das Blatt „bei Thom. von Wierings Erben, bey der Börse, im güldenen A, B, C, allwo alle Mittwoch ein Stück ausgegeben wird." Über diese erste deutsche moralische Wochenschrift hat Professor Jacoby in Hamburg in seiner vortrefflichen Schrift „Die ersten moralischen Wochenschriften Hamburgs" ausführlichere Mitteilungen gegeben und dabei auch des Verlegers und Druckers gedacht. Ich möchte hier seinen Ausführungen folgen und die Mitteilungen wiedergeben, die er über den Hamburger Verleger macht, und die zum Teil eine Ergänzung in dem Werk von Koppmann „Aus Hamburgs Vergangenheit" finden. In einem aus dem Jahre 1697 stammenden, auf einen gewissen Hanselmus — wahrscheinlich ein Spottname für eine bekannte Persönlichkeit — gedichteten Epigramm heißt es: „Und weiß wie Wierings Kram den Sechsling halb erspart." Die dazu gegebne Erläuterung aus alter Zeit (von Christian Warneck) sagt: „Wie Wierings Kram. Hier ist eine Anmerkung höchst nöthig. Denn erstlich, wie wenige außer Hamburg wissen, daß man in diesem »Kram vor einen Sechsling« alles, was sich in der Welt zuträgt, so wol als was sich nicht zuträgt, lernen kann. Zum andern, wie viele sind in Hamburg selbst, die nicht wissen, daß, wenn man in diesem »Kram« nur lesen und nichts mitzunehmen kommt, man diese ungewisse Waaren vor den halben Preis haben können." Herr, dunkel ist der Rede Sinn, kann man erst recht von dieser Erklärung sagen, obgleich ihre Deutung im Grunde ziemlich einfach ist. Thomas von Wiering, einer der bedeutendern Hamburgischen Buchdrucker und Verleger um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts, gab nämlich seit 1673 eine Zeitung „Der Relations-Courier" oder „Die Wiering'sche Zeitung" heraus, ein Blatt, das bis 1813 bestand. Die einzelne Nummer dieser Zeitung wurde zu einem halben Schilling oder Sechsling verkauft, man konnte sie aber auch im Laden selbst für einen Dreiling lesen. Wir haben hier also Nachricht von der Einrichtung eines Lesezimmers, dessen Benutzung jedoch, wie es nach dem mitgeteilten Vers scheint, nicht zum guten Ton gehörte. Das Schild des Thomas von Wiering hieß „Im güldnen A. B. C.," der Laden lag im Brotschrangen, später wurde die Straße nach dem Schild der Buchhandlung benannt. Ein „Catalogus derer Bücher, welche von seel. Thomas von Wiering und nachgehends von dessen Erben, wohnhafft im güldnen A. B. C. in Hamburg verlegt, und bey demselben zu bekommen sind," wurde 14 Seiten stark 1717 gedruckt.

Digitized by Google

Der „Vernünftler“ erschien zuerst einmal wöchentlich, später häufiger, ab und zu war er auch an andern Stellen zu haben, so bei „Caspar Jakhel Buchdrucker aufm Speersort“ und „auch bey der Börse zu bekommen des Mittwochens und Sonnabends.“ Der Herausgeber scheint ursprünglich eine deutsche Übersetzung der englischen Wochenschriften geplant zu haben, ist aber dann davon abgekommen und hat in Anlehnung an sein Vorbild etwas Eignes geschaffen. Vom „Vernünftler“ scheinen hundert Nummern zu je vier Quartseiten gedruckt worden zu sein, Jacoby beschreibt sie ausführlich in seiner erwähnten Abhandlung und liefert den Beweis, daß der „Vernünftler“ wohl wert ist, gekannt und mehr als bisher berücksichtigt zu werden. Der Herausgeber ist Johann Mattheson, der sich auch als musikalischer Schriftsteller, Sänger, Komponist und sogar als Diplomat ausgezeichnet hat. Er war im Jahre 1681 zu Hamburg geboren und ist erst 1764 gestorben, vielfach angefeindet und wegen seines streitsüchtigen, anmaßenden Charakters wenig geliebt. Als Sekretär des englischen Gesandten hatte er Gelegenheit, die englischen Wochenschriften zuerst und gründlich kennen zu lernen, und er war wohl der berufenste Herausgeber deutscher Nachahmungen. Auch er fand Mitarbeiter, die schätzenswerte Beiträge lieferten. Interessant ist der in Nummer 50 mitgeteilte Katalog der Bibliothek einer Dame, den Jacoby zum Abdruck bringt, und der uns einen Einblick in die Modeliteratur zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts gewährt. Da jetzt so häufig Verzeichnisse der „besten Bücher“ veröffentlicht werden, dürfte es wohl angebracht sein, zu zeigen, was vor zweihundert Jahren als Modeliteratur, wenigstens nach der Ansicht des Herrn Mattheson, galt.

Die in dem Verzeichnis genannten Bücher sind folgende: Cats seine Werke verdeutschet. Don Quixote. Cassandra. Cleopatra. Octavia. Astraea. Der große Cyrus. Pembroks Arcadia. Puffendorff de officio hominis, frantzösisch. Buchstabier-Büchlein, verbessert. Dictionnaire de Douceurs. Die unglückselige Wöbke. Lassenii Passions-Andachten. Die 15 Plaisirs des Eheſtandes. Tacitus. L'Ecole des filles. Culpeyer von Bademüttern. Aloysia Sigaea (?), verdeutscht. Alle Autores Classici, schön in Holtz geschnitten. Erasmi Roterodami Opera, eben der Arbeit. Clelia. Menantes Satyrischer Roman. Die neue Atlantis; mit dem Schlüssel dazu. Königs-Gedichte. Die verliebte Wallfahrt. Ein Gebet-Buch. Matthesons neu eröffnetes Orchestre. Dr. Sacheverels Predigt. Die Asiatische Banise. Eromena. Seneca sein Morale. La Forte, Anleitung zu Country-Tänzen. Die „Vernünfftler“ bis Nr. 40 gebunden und mit Papier durchschossen.

Auch an andern Stellen werden Werke zitiert und Titel genannt. Die meisten der hier angeführten Bücher dürften ganz unbekannt sein, es sind meist Textbücher von Opern oder „Haupt- und Staatsaktionen,“ wie man die Schauspiele jener Zeit bezeichnen muß; Werke von hervorragender Bedeutung sind wenige darunter. Dem Geschmack der Zeit stellen sie das richtige Zeugnis aus.

Durch einige seiner Artikel scheint der „Vernünftler“ Anstoß erregt zu haben und verboten worden zu sein, wenigstens geht das aus einem Briefe

Digitized by Google

hervor, den der Dichter J. U. König an Bodmer richtet. Er macht diesen darauf aufmerksam, „daß einige Jahre zuvor, ehe noch der »Patriot« herauskam, schon in Hamburg ein geschickter Kopf Nahmens Mattheson, unter dem Titel: Der Vernünfftler, hundert Stücke, wochentlich zweymal in 4to herausgegeben, die zwar aus dem Englischen des Steele übersetzt, aber nach den hamburgischen Sitten so eingerichtet waren, daß er anfangs ganz wohl aufgenommen, nachgehends aber, gewisser Umstände halber, verbohten ward."

Die zweite moralische Wochenschrift, die in Hamburg und überhaupt in Deutschland erschien, war die „Lustige Fama aus der Närrischen Welt." Sie erschien 1718 und hat zweiundzwanzig Nummern erlebt, von denen jede einen Bogen stark war. Das Format ist ebenfalls Quart. Der Verfasser nennt sich auf dem Titelblatt nur mit den Anfangsbuchstaben J. L.; Jacoby nimmt an, daß es Lindenfels ist, dessen „Fama" dem 1705 erschienenen Hunoldschen satirischen Roman Menantes beigefügt war. Der genaue Titel dieser Wochenschrift lautet: „Die lustige Fama. Aus der Närrischen Welt, Bestehend in einem curieusen Extract aller in der Welt vorfallenden kurtzweiligen Begebenheiten, anmuthigen Historien, und andern zum Zeitvertreib dienenden Paßagen zu beliebiger Gemüths-Ergetzung ausgefertiget von J. L. Hamburg, Bey Philipp Ludwig Stromer, in der Neustadt am Graben nebst dem Schulgang 1718. 4."

Auch diese Wochenschrift hat das Bestreben, moralisch zu wirken, die Tugend angenehm, das Laster scheußlich zu machen; dabei greift sie aber zu recht derben Mitteln und bringt Dinge zur Sprache, die man jetzt kaum drucken und am allerwenigsten in einer Zeitschrift erscheinen lassen dürfte, die moralisierend wirken will, es sei denn, daß man heute den „Simplicissimus" etwa zu der Kategorie moralischer Wochenschriften rechnen wolle. Die Aufzählung der Überschriften der einzelnen Aufsätze zeigt zur Genüge, welcher Art der Inhalt der Wochenschrift ist. Für die Kulturgeschichte ist manches von höchster Wichtigkeit, viele Schäden der Zeit werden in schonungsloser Weise aufgedeckt, mancher alter Zopf wird gerügt, mancher Brauch vorgeführt.

Diese beiden Wochenschriften waren jahrelang nur dem Namen nach bekannt, noch Hettner schreibt: „In Hamburg sollen bereits 1713 »Der Vernünftige« und 1718 die »Lustige Fama« erschienen sein, jedenfalls waren beide Zeitschriften durchaus spurlos vorübergegangen. Sie sind fast nirgends bei den Zeitgenossen erwähnt; ebensowenig haben sie sich auf unsern Bibliotheken erhalten."

Das Verdienst, uns mit diesen beiden Wochenschriften vertrauter gemacht zu haben, gebührt Jacoby; er macht uns aber noch mit einer dritten Hamburger moralischen Wochenschrift bekannt, die bisher ganz unbekannt geblieben war, und deren Erscheinen in das Jahr 1721 fällt, also zugleich mit der bekannten Züricher Wochenschrift „Die Diskurse der Maler." Diese Wochenschrift führt den Titel: „Neu angelegte Nouvellen-Correspondence. Aus dem Reiche derer Lebendigen in das Reich derer Todten." Sie scheint in gewisser Weise eine Fortsetzung der „Lustigen Fama" gewesen zu sein und ist auch bei

Digitized by Google

Philipp Ludwig Stromer erschienen. Es ist hiervon jedoch nur eine ziemlich unbedeutende Nummer gedruckt worden, große Bedeutung ist ihr deshalb nicht beizulegen. Im Jahre 1719 soll auch in Nürnberg eine Wochenschrift: „Der Spectateur" oder „Betrachtungen über die verdorbenen Sitten der Welt" erschienen sein, Bedeutung hat aber auch diese nicht erlangt.

Erst dem zweiten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts blieb es vorbehalten, die Blüte der moralischen Wochenschriften in Deutschland zu zeitigen.

Reiseerinnerungen aus Rußland

Von Wilhelm Gittermann

(Schluß)

Ein berühmter Arzt hat in Petersburg eine hochangesehene Stellung, und es gibt unter den Ärzten eine ganze Reihe „Zivilgenerale," auch wenn sie nicht dem Lehrkörper der Universität angehören. „Zivilgeneral" ist die Übersetzung eines russischen Wortes und bedeutet etwa „Wirklicher Geheimrat mit dem Titel Exzellenz." Bei uns gibt es meines Wissens im ganzen Reiche nur vier ärztliche Exzellenzen, und der deutsche Soldat hat wohl eher den Marschallstab im Tornister als ein praktischer Arzt die Anwartschaft auf „Exzellenz." Die nicht gerade schön klingenden Titel Sanitäts- oder Medizinalrat sind in Rußland unbekannt; man wird dagegen gar nicht selten ein vornehmer „Staatsrat," und wer diese Nobilitierung noch nicht erlangen konnte, sucht sich wenigstens in irgendwelche Beziehung zu einem der vielen Spitäler zu bringen. „Konsultierender Arzt für Massage am .... Krankenhaus" — so las ich einmal auf der Karte eines Kollegen. Trotz diesen guten Aussichten möchte ich aber nicht Arzt in Rußland sein, denn das dortige Publikum stellt oft recht naive Anforderungen, und es ist nicht jedermanns Sache, darauf einzugehn. Man will gesund werden aber seine Lebensweise ja nicht ändern; man will nicht frühzeitig alt sein, man will um Gottes willen nicht sterben, aber man will sich nicht zu rechter Zeit in das Bett legen, denn das Spiel ist interessant, und das Schlafen höchst langweilig. Man will das Leben auch wirklich fühlen und immer wieder genießen! Wer ein berühmter Arzt werden will, der muß in Rußland noch mehr als anderswo ein großer Schauspieler sein; er muß seinem Publikum gegenüber wie ein Gott auftreten und darf nicht merken lassen, daß auch sein Wissen nur Stückwerk ist.

Niemand verstand seine Landsleute besser zu nehmen, als der berühmte Professor Sacharjin in Moskau, von dem die wunderlichsten Geschichten erzählt werden. Als sich bei Alexander dem Dritten zum erstenmal die Zeichen seiner Krankheit bemerkbar machten, wurde ein hoher Beamter in Moskau angewiesen, den großen Arzt nach Petersburg zu schicken. Er fuhr zum Professor und teilte ihm mit, daß er in zwei Stunden mit dem Schnellzuge wegen Erkrankung des Kaisers abreisen müsse. Was? — schrie Sacharjin — der Kaiser ist krank,

Digitized by Google

und ich soll noch zwei Stunden hier warten? Herr, schaffen Sie sofort einen Extrazug, oder Sie machen sich des Hochverrats schuldig. Der hohe Beamte stürzte davon, und eine halbe Stunde später saß Sacharjin im Extrazug. Im Winterpalais wies er alle Erfrischungen mit den Worten zurück: Wenn der Kaiser krank ist, habe ich keine Minute übrig, ich muß gleich zu ihm. Die anwesenden Ärzte würdigte er keines Blicks, jedes Wort wurde durch eine Handbewegung zurückgewiesen, und dann machte er sich daran, seinen hohen Patienten auf das genaueste zu untersuchen. Nach der Untersuchung saß er wohl eine Stunde lang den Kopf in die Hand gestützt nachdenklich auf einem Stuhl, ohne ein Wort zu sagen; darauf schrieb er ein Rezept, gab kurze Verhaltungsmaßregeln und verschwand. Das war eine Glanzleistung ärztlicher Kunst; schließlich soll aber der deutsche Professor von Leyden doch erst die Diagnose richtig gestellt haben.

Im allgemeinen sind die Gesundheitsverhältnisse in Petersburg schlecht, ganz abgesehen von der naturwidrigen Lebensweise. Die Stadt ist auf Morast gebaut, und das Trinkwasser läßt alles zu wünschen übrig; die Kindersterblichkeit an Diphtherie und Scharlach ist in manchen Jahren ungeheuer, und Cholera todesfälle kommen in jedem Sommer vor. Das will freilich nicht viel sagen, wenn man bedenkt, daß frische Gurken, Zwiebeln und Newawasser die Hauptnahrung vieler armer Leute sind. Als ich mir einige der geradezu mustergiltig eingerichteten Krankenhäuser ansah, erstaunte ich über den enorm hohen Bestand an Typhuskranken; man sagte mir, daß jetzt wohl 5000 Typhöse in den Krankenanstalten Aufnahme gefunden hätten, und als ich meinen Gastfreunden davon Mitteilung machte, erwiderten sie: Ach, das macht nichts, das sind wir gewohnt, aber die Krankheit ergreift nur arme Leute.

Ich stand Morgens für Petersburger Verhältnisse früh auf, um das Straßenleben zu studieren und Besuche zu machen, die mir bei den vielen neuen Bekanntschaften nicht erspart blieben. Der Vormittag gehörte mir, denn die Herren hatten Dienst in ihren Kasernen, und die Hausfrau suchte ja erst ihr Lager auf, nachdem sie mit mir gefrühstückt hatte. Sie erschien gegen vier Uhr wieder auf der Bildfläche, und dann sah ich sie gewöhnlich im bequemen Hausgewand auf ihrem Sessel sitzen, in der linken Hand die vielgeliebte Zigarette, die ältere Russinnen fast keinen Augenblick entbehren können, in der rechten einen goldnen Löffel, mit dem eine auf dem Schoß stehende Glasschüssel feinsten französischen Kompotts ausgelöffelt wurde. Die Damen lieben es, den ganzen Tag Süßigkeiten zu naschen, Herren halten es mehr mit dem Kaviar; Zigaretten und Sekt erfreuen sich gleicher Vorliebe bei beiden Geschlechtern.

Das zweite Frühstück wird in den vornehmen Häusern einhalb ein Uhr serviert und beginnt wohl immer mit Kaviar und einigen Gläsern Wodki; darauf gibt es ein warmes Gericht mit leichtem Wein, und zum Schluß nascht wieder, wer Lust hat, vom Kaviar. Das eigentliche Diner, zu dem auch die Hausfrau in voller Toilette erscheint, findet um einhalb sieben Uhr statt; die großartige russische Suppe mit Pasteten und ein vorzüglicher Newafisch machten dabei auf mich immer den größten Eindruck. Lebensmittel sind in Petersburg gut und billig zu haben, die Küche ist raffiniert schmackhaft und unsrer deutschen weit

Digitized by Google

überlegen; man kann es also verstehn, wenn die Russen im Ausland auf das Essen schimpfen, denn sie sind es wirklich besser gewöhnt. Diese gastronomische Verwöhnung ist auch wohl mit Schuld daran, daß der in Rußland wohnende Ausländer meist dort kleben bleibt; die Deutschen wenigstens werden in ihren Anschauungen oft russischer als die Stockrussen, sie finden alles langweilig, häßlich und ungenießbar, wenn sie ihr Vaterland einmal wieder aufsuchen.

Auffällig war mir, daß ich weder von einem Tischgebet noch von andern religiösen Formen in unserm Hause etwas bemerkte, obwohl seit Alexander dem Dritten die Frömmigkeit wieder Mode geworden ist. Man ist wohl davon überzeugt, daß die heilige orthodoxe Religion die vollkommenste aller christlichen Konfessionen ist; man hat am Bett seinen Spezialheiligen stehn, man trägt auf der bloßen Brust eine ganze Menge goldne Heiligenbilder, wenn möglich für jedes Gebrechen einen besondern Spezialhelfer, und doch hatte ich immer den Eindruck, daß es mit dem wirklichen Christentum und dem festen Glauben an die Unsterblichkeit der Seele bei den meisten vornehmen Russen nicht weit her ist. Merkwürdig klingt auch die Tatsache, daß die russischen Geistlichen nicht zur guten Gesellschaft gerechnet werden. Daß aber im Herzen des Volks noch ein kindlich frommer Glaube lebt, davon konnte ich mich wiederholt überzeugen, wenn ich Morgens auf den noch leeren Nebenstraßen umherwanderte. Da öffnete sich wohl hier und da ein Hoftor, um eine Droschke herauszulassen; vor dem Hause hielt der Kutscher einen Augenblick still, zog sein Käppchen und faltete die Hände zu einem kurzen Gebet, worauf er sich andächtig bekreuzigte; Mütterchen, die ihm das Tor geöffnet hatte, stand mit gefalteten Händen dabei. Der Mann war im Begriff, sein Tagewerk anzutreten, und bat den lieben Gott um eine gesunde Rückkehr am Abend.

Am Nachmittag suchte ein jeder zu zeigen, was ihn selbst am meisten interessierte. So besichtigte ich die Preobrashenskojekaserne und ein zugehöriges Haus, das Wohnungen für verheiratete Offiziere enthält; diese werden sehr gesucht, weil sie gut und billig sind. Auch in die sogenannte Rechtsschule schleppte man mich, in der nur Söhne der vornehmsten Adelsfamilien von ihren Schuljahren an bis zur Vollendung der juristischen Studien Aufnahme finden. Die Anstalt vereinigt also in sich Gymnasium und juristische Fakultät. Die Herren werden hier im Schraubstock sehr exklusiv erzogen, sie tragen besondre Uniform und werden nach Absolvierung ihrer Studien als fertige Treibhauspflanzen in die Welt gesetzt, um das heilige russische Reich nach altem Zopf regieren zu helfen. Man gibt ihnen alle bevorzugten Stellen in der Verwaltung, das hindert aber nicht, daß ihre Kenntnisse und Fähigkeiten von den auf der Universität ausgebildeten Juristen sehr gering eingeschätzt werden. Diese Rechtsschule und das kaiserliche Pagenkorps sollen bei der Auswahl ihrer Zöglinge am exklusivsten verfahren, das heißt, es werden nur Angehörige wirklich alter Adelsfamilien aufgenommen. Sonst ist es mit dem Adel in Rußland eine merkwürdige Sache, und man kann eigentlich fragen: Wer ist denn dort nicht adlich? Es gibt eine vornehme Geburtsaristokratie und darunter Geschlechter, die älter sind als die Romanows; da mit vielen Rangstufen der persönliche, mit einigen sogar der erbliche Adel verbunden ist, so vermehren sich die Adels-

Digitized by Google

familien schnell und stehn nicht immer auf einer Stufe, für die das noblesse oblige Giltigkeit hat. Die Grenze zwischen Adel und Bürgertum ist übrigens in Rußland nicht scharf gezogen, und es gibt dort eine Menge Menschen, die sich adlich nennen, sobald sie es so weit gebracht haben, daß sie ein Haus machen können. Das markierende Wörtchen „von“ existiert nicht; gerade die, die keinen Anspruch darauf haben, beeilen sich aber, vor einer Reise in das Ausland Karten mit „de“ oder „von“ drucken zu lassen, um mit der nötigen Prätension auftreten zu können. Der vornehme Russe zeichnet sich auch im Auslande durch große Einfachheit aus; der emporgekommne Plebejer und alle, die sich auf ihr Geld etwas einbilden, ohne zuhause Beachtung zu finden, tragen aber in der Fremde einen geradezu widerlichen Dünkel zur Schau. Das kann man freilich auch von andern Nationen sagen!

Bis sich gegen elf Uhr die Gesellschaft einzufinden pflegte, wurden die Abendstunden bei Musik und anregender Plauderei hingebracht. Man unterhielt sich über alles, nur nicht über Politik. Der vornehme Russe vermeidet es so viel wie möglich, zuhause darüber zu sprechen, denn man weiß ja nicht, ob nicht einmal ein Wort an die falsche Adresse kommt; im Auslande läßt er sich dafür um so mehr gehn und pflegt mit seinem Urteil gar nicht zurückhaltend zu sein. Unser Kaiser ist zu gutmütig und läßt sich viel zu sehr von andern Leuten beherrschen — so hörte ich oft sagen. Besonders ein Abend ist mir in freundlichster Erinnerung, als ein Stabskapitän des Preobraschenskojeregiments sechs Soldaten seiner Kompagnie aufmarschieren ließ, die er nach vorheriger Prüfung ihres musikalischen Gehörs auf dem Nationalinstrument, der Balalaika — einer Art von Gitarre —, auf seine Kosten hatte ausbilden lassen; auch einen Gesangverein hatte er aus geeigneten Leuten der Kompagnie gegründet, wo unter seiner Leitung russische Nationallieder gesungen wurden. Gesangverein und Balalaikakünstler waren schon unter großem Beifall vor der kaiserlichen Familie aufgetreten, und ich kann nur sagen, daß auch auf mich die ganze Vorführung einen tiefen Eindruck machte. Die sechs Soldaten, die also eines Abends vor den Bewohnern unsers Hauses und einem kleinen geladnen Kreis auftraten, waren mit großer Sachkenntnis und nach einer originellen Idee ausgesucht. Man hatte Südrussen gewählt, weil bei ihnen Balalaika und Volkslied am meisten zuhause sind; sonst waren noch musikalisches Gehör, Stimmen und Gestalt maßgebend gewesen. An der Spitze marschierte ein Riese mit einem ganz kolossalen Instrument, so groß wie eine Baßgeige; beim zweiten war alles etwas kleiner, und so ging es fort bis zum letzten, der sich als kleiner Mensch mit winziger Balalaika präsentierte. Als die sechs der Reihe nach mit militärischem Tritt den Saal betraten, mußte ich zuerst laut lachen, denn der Aufzug sah zu komisch aus, und das Ganze schien mir ein Scherz. Kaum schlugen aber die Künstler unter Direktion ihres Kapitäns die Saiten der Instrumente, da wurde ich eines bessern belehrt, denn was sie boten, war ein hoher musikalischer Genuß. Lustige nationale Tänze wechselten ab mit schwermütigen Weisen, und zum Schluß wurden unter Balalaikabegleitung Volkslieder gesungen.

Jedes größere Haus in Petersburg hat seinen Schweizer, und wenn ich Morgens nach acht Uhr die noch ziemlich öden Straßen betrat, dann fielen

Digitized by Google

mir zuerst immer diese stattlichen Biedermänner mit langen Bärten auf, die in ihren bunten Kragenmänteln mit einem langen Besen gravitätisch die Straße kehrten. Die von ihrer Militärzeit herrührenden Orden und Ehrenzeichen legten sie auch bei diesem simpeln Geschäft nicht ab, und sie trugen dabei dieselbe stolze Miene zur Schau, mit der sie dem Besucher eines Hauses bei der Zurückgabe der Galoschen die Hand hinhalten, um einen Backschisch zu bekommen. Einfache Besuche kosten nämlich in einem Petersburger Hause dreimaliges Trinkgeld, wenn man sich nicht lumpen lassen will; der Herr Schweizer, der uns höflich auffordert, die Galoschen gleich unten zu lassen, der Diener, der den Überzieher, und das Mädchen, das den Regenschirm abnimmt, sie alle erwarten ihren Obolus. Am billigsten sind die Droschken, wenn man nämlich Bescheid weiß. Eine Taxe gab es bis vor kurzem nicht, und wer als Fremder eine Droschke nahm, mußte für den kleinsten Weg oft einen Rubel bezahlen. Meine Freunde hatten mich vorher instruiert, und wenn ich einen Wagen nötig hatte, dann hielt ich bei einem Droschkenstand zwanzig Kopeken, etwa fünfundvierzig Pfennige, in die Höhe und nannte den Namen der Straße; Kutscher meldeten sich genug, und ich fuhr für die kleine Summe oft eine halbe Stunde lang. Man kommt schnell vorwärts, aber die Wagen sind meist primitiv und so schmal, daß zwei Personen nicht bequem nebeneinander sitzen können. Der Kutscher, in seinem dicken Schafpelz eher einem unförmlichen Klumpen ähnlich, hockt auf einem schmalen Sitz so weit vorn, daß er das kleine struppige Pferdchen fast zwischen seinen Schenkeln hat. Als Peitsche benutzt er den landesüblichen Kantschu, einen kurzen Knüppel mit starkem Lederriemen, den er nach dem Gebrauch wieder unter sein Gesäß schiebt. Bei einer Ausfahrt mit einem meiner Freunde, einem hohen Beamten, rief dieser dem Kutscher zu: Pascholl, Pascholl! Als das erwünschte Tempo darauf noch nicht erreicht war, sagte er zu mir: Passen Sie auf, lieber Freund, ich werde ihm jetzt eins versetzen, und dann werden wir fliegen. Der Kutscher bekam mit der Faust einen Stoß, daß er fast von seinem Sitze rutschte; er schien aber den zarten Wink zu verstehn und brachte durch Geschrei und Kantschu seinen Gaul in die schnellste Gangart, worauf er sich umdrehte und demütig fragte, ob es so recht sei. Wir fuhren an einem großen Gebäude vorbei, dem jetzt vom Ingenieurkorps benutzten alten Michailowschen Palast, als sich mein Begleiter scheu bekreuzigte und mir zuflüsterte: Hier wurde Kaiser Paul ermordet, das heißt, man muß sagen, daß er an einem Schlaganfall gestorben ist; aber er ist jämmerlich erdrosselt worden — und dabei machte er die Pantomime des Erdrosselns.

Als wir im Verlaufe der Fahrt in eine andre Straße einbogen, bekreuzigte sich mein Freund wieder und sagte: An dieser Stelle ist am 13. März 1881 Alexander der Zweite auf offner Straße von Nihilisten ermordet worden. Er war in einem geschlossenen Coupé, umgeben von Kosaken, auf einer Ausfahrt begriffen und wurde hier von einigen Menschen erwartet, die eine Bombe warfen. Der erste Wurf traf aber nicht, denn es wurden nur die Hinterräder des Wagens und die hinten reitenden Kosaken zerschmettert, während die Equipage selbst, Kutscher, Pferde und vorn reitende Bedeckung verschont blieben.

Digitized by Google

Der Kutscher behielt seine Geistesgegenwart und hieb auf die Pferde ein, um schnell davon zu fahren; Alexander wäre gerettet gewesen, wenn er ruhig im Wagen sitzen geblieben wäre, er sprang aber heraus und befand sich einem Manne gegenüber, der einen Zigarrenkasten in der Hand trug. Der Kaiser sah, daß er verloren war; er konnte sich noch schnell bekreuzigen, dann fiel die Bombe und zerschmetterte ihm beide Beine. Auch der Mörder blieb tot auf dem Platze.

Wie mir übrigens von unterrichteter Seite erzählt wurde, ist auch das Eisenbahnunglück bei Borki nicht auf ein elementares Ereignis oder einen Fehler der Eisenbahn zurückzuführen. Der Eisenbahnminister wurde damals freilich in den Zeitungen als Sündenbock hingestellt, und Alexander der Dritte sollte selbst an der Unglücksstelle ganz vermoderte Schwellen gefunden haben; in Wirklichkeit handelte es sich aber um ein wohl angelegtes nihilistisches Attentat, und der Schuldige war ein kaiserlicher Koch, der während der Nacht unter dem Speisewagen, genau an der Stelle, wo der Kaiser zu sitzen pflegte, eine Bombe befestigt und die Leitung bis an den folgenden Küchenwagen geführt hatte. Als der erste Gang der Mahlzeit serviert wurde, zündete er an, ohne zu wissen, daß wegen Belästigung durch Sonnenstrahlen die kaiserliche Familie ihre Plätze etwas verlegt hatte. Das war ihre Rettung, denn dadurch war sie wenigstens nicht der direkten Gewalt der Explosion ausgesetzt. Der Koch soll bei dem allgemeinen Wirrwarr entkommen sein.

Mit der Schlittenbahn war es in der Stadt vorbei, denn der Schnee trug eine Decke von Staub und Pferdemist; man sah zwar auf dem Newskyprospekt noch einzelne Troikaschlitten, aber sie eilten schnell in die Vorstädte oder auf das Land, und von dem sonst in den Nachmittagsstunden prächtigen Schlittenkorso war nichts mehr zu sehen. Gegen Mittag, etwa von elf Uhr an, stieg der Verkehr auf den Straßen; dann sah man ganze Karawanen von allerlei Gespannen, oft mehr als ein Dutzend nebeneinander, in schnellstem Tempo die breite Fahrstraße entlang sausen, und auf den Trottoirs schob sich eine Menschenmenge, die infolge der unzähligen Uniformen und verschiednen Trachten fast buntscheckig aussah. Schüler, Zöglinge sämtlicher Anstalten, Studenten und alle, die nur ein bißchen beamtet sind, tragen mit mehr oder weniger Stolz ihre oft recht geschmacklose Uniform. Nur die Mäntel sind fast alle gleich, grau und mit der bekannten tiefen Kummerfalte den Rücken entlang, die ja auch bei uns Eingang gefunden hat. Dazu kommen noch fremdartige Gestalten aus dem Süden Rußlands und dem Orient, die dem Straßenbilde ein besondres Gepräge geben. Einen guten Eindruck machten die an den Straßenecken postierten Schutzleute, stramme Gestalten mit frischen intelligenten Gesichtern, die auf jede Frage so freundlich Auskunft gaben, wie wir es bei uns nicht überall gewohnt sind. Leider konnte ich selbst mich nicht mit ihnen unterhalten, denn mir fehlte jede Kenntnis der russischen Sprache, die für Ausländer schwierig ist; man findet ja überall, auch auf der Straße, deutsch sprechende Menschen, aber wenn ich die Reise noch einmal machen sollte, dann möchte ich vorher wenigstens die russischen Buchstaben lesen und schreiben lernen. In mancher Hinsicht ist es freilich nirgends so leicht, sich zu orientieren, als in Petersburg,

Digitized by Google

denn einzelne Geschäftsinhaber rechnen schon damit, daß es im russischen Volke noch zahlreiche Analphabeten gibt, für die schriftliche Bekanntmachungen nicht genügen. Besonders in den Nebenstraßen fielen mir zahlreiche buntbemalte Häuser auf. Hier waren Schweine und mächtige Wurstpyramiden, dort Ochsen und appetitliche Fleischstücke angemalt; hier hatte ein Bäcker die ganze Wand seines Hauses mit Backwaren bepinseln lassen, und an einem andern Hause prangten in grellen Farben die schönsten Gemüse.

Durch Vermittlung eines Freundes fand ich auch Eingang in studentische Kreise und hatte dabei Gelegenheit, mich über das akademische Leben in Petersburg etwas zu informieren. Der russische Student hat mit seinen deutschen Kommilitonen keine Ähnlichkeit, er lebt unter einem gewissen Zwang und kennt kein frisches frohes Studentenleben, in dem sich Individualität und Charakter frei entwickeln könnten. Irgendeinen studentischen Komment gibt es nicht; man raucht mit Leidenschaft Zigaretten, man liebt viel und besucht gewissenhaft die vorgeschriebnen Vorlesungen, vielleicht fleißiger als bei uns, ohne doch in Wirklichkeit mehr zu leisten. Besonders auffällig erscheint das Vorherrschen eines ausgesprochnen Proletariats. In keinem Lande ist nämlich das Universitätsstudium in pekuniärer Hinsicht so leicht gemacht wie in Rußland; unzählige Stiftungen und der Wohltätigkeitsdrang vornehmer Damen sorgen dafür, daß auch der ärmste junge Mann aus dem Volke Gymnasium und Universität absolvieren kann, ja es gibt eine ganze Anzahl Studierender, die von ihren reichlichen Stipendien Eltern und Geschwister mit unterhalten. Der Grundgedanke ist durchaus edel und hat zum Zweck, daß begabte junge Leute durch ihre Armut niemals vom Studium ausgeschlossen werden; das Ding hat aber zwei Seiten, denn man darf wohl behaupten, daß gerade diese armen, aus dem Proletariat hervorgegangnen jungen Männer mit wachsender Bildung immer unzufriedner werden und den revolutionären Gedanken in das Studententum hineintragen. Noch weit gefährlicher sind übrigens die Studentinnen, denen für ihr Studium dieselben Vergünstigungen gewährt werden; sie bilden das eigentliche zersetzende Element in der russischen Studentenschaft. Es gibt besonnene Männer genug, die sich der Gefahr dieser Zustände wohl bewußt sind; man steht ihr aber machtlos gegenüber, weil sich hohe Damen in ihren kritiklosen Wohltätigkeits- und Bildungsbestrebungen nicht stören lassen wollen.

Ich sagte schon, daß mir Petersburg einen mehr großartigen als schönen Eindruck gemacht hätte, daß die Häuser zu groß und die monumentalen Bauten etwas protzig überladen seien. Eine Ausnahme macht der sogenannte englische Quai, denn hier sieht man wirklich vornehme stilvolle Paläste, die jedem Auge gefallen. Auch die mächtige aus Granit und Marmor erbaute Isaakskathedrale hat mich entzückt, und unter den mehr als hundert eisernen und steinernen Brücken gibt es wahre Prachtbauten. Das imposante aber zu massige Winterpalais gefiel mir nicht, doch muß im Sommer die Aussicht aus den Fenstern auf die von Schiffen belebte breite Newa einzig schön sein. Jetzt schlief sie noch unter ihrer starren Eisdecke, über die eine elektrische Bahn bis zum andern Ufer gelegt war. Wenn aber die Frühlingsstürme über das Land hinbrausen, dann sprengt der gigantische Strom — meist um Mitte April — in wenig

Digitized by Google

Stunden seine Eisfesseln und treibt sie dem Meere zu. Einige Tage später kommt erst das Eis des Ladogasees, und wenn auch dessen Schollen vorübergetrieben sind, dann verkünden Kanonenschüsse die Eisfreiheit des Stroms, und der Kommandant der Peter-Paulsfestung zieht in feierlichem Aufzuge in das Winterpalais, um dem Kaiser von der Eröffnung der Schiffahrt Meldung zu machen. Das ist für Brustkranke die schlechteste Zeit in Petersburg, und wer es machen kann, geht im April für einige Wochen nach dem Süden und kommt erst Mitte Mai zurück, wenn der kurze aber herrliche Frühling beginnt. Der Sommer ist oft sehr heiß, Ende August treten aber schon Nachtfröste auf, und Ende November trägt die Newa wieder ihre starre Eisdecke.

Auf dem andern Ufer gegenüber dem Winterpalais liegt die Festung mit der Peter-Paulskirche, in der seit Peter dem Großen die Angehörigen der russischen Kaiserfamilie ihre letzte Ruhestätte finden. Ein befreundeter Offizier erklärte sich bereit, mich zu begleiten und mir alles zu zeigen; auf seinen Rat wählten wir einen Sonntag Nachmittag, weil dann das massenhaft zu den Grabstätten pilgernde Volk Gelegenheit zu interessanten Beobachtungen bot. Ich habe noch niemals solche Pracht gesehen und die Vergänglichkeit alles Irdischen so tief empfunden als in dieser Kirche, wo alles von Gold und Edelsteinen flimmerte. Im Innern der weiten von mächtigen Säulen getragnen Halle herrschte gedämpftes Licht, an das sich die Augen erst gewöhnen mußten; auf dem Marmorfußboden standen in Reihen nebeneinander kostbare Steinsarkophage, die Grabstätten russischer Zaren und ihrer Angehörigen. „Hier ruht Peter der Große — so erklärte mein Begleiter; hier Katharina die Zweite, dort liegen die zerschmetterten Glieder Alexanders des Zweiten, und das letzte Grab enthält die Gebeine Alexanders des Dritten.“ Auf seinem Sarkophage flackerten eine Menge kleiner Wachskerzen, und in langem, ununterbrochnen Zuge strömte das Volk herein, um auf die Knie zu fallen und inbrünstig das Grabmal des letztverstorbnen Zaren zu küssen, dessen Andenken merkwürdigerweise gerade im gewöhnlichen Volke mit besondrer Liebe gepflegt wird, obwohl er es war, der eine unter seinem größern Vater ausgearbeitete Verfassung wieder vernichtete. Im Hintergrunde auf einer Bank saßen stumm die Hüter des Hauses, alte Veteranen mit blassen Gesichtern und schneeweißen Bärten, die auch schon einer andern Welt anzugehören schienen.

Die Zeit verging mir schnell, aber oft beschlich mich doch mitten im Trubel der Gesellschaft ein Gefühl der Einsamkeit, weil ich mir fremd vorkam in einem Lande, dessen Sprachen und Sitten so ganz anders waren. „Slawen- und Germanentum sollen sich gewissermaßen ergänzen,“ hat Fürst Bismarck einmal gesagt; ich hatte damals nur das Gefühl stärkster Gegensätze, und trotz aller mir bewiesnen Liebe und Freundlichkeit empfand ich doch eine gewisse Erleichterung, als der Tag meiner Abreise gekommen war. Alle alten und neuen Freunde brachten mich zur Bahn, es erhob sich ein großes Küssen, ohne das es in Rußland auch bei Männern nicht abgeht, und dann rollte ich der lieben Heimat zu. Am andern Nachmittag kamen wir glücklich in Wirballen an, wo uns die Pässe abgenommen wurden. Niemand darf nämlich Rußlands Grenzen wieder verlassen, dem nicht die polizeiliche Erlaubnis ausdrücklich dazu erteilt

Digitized by Google

wird. Ich war selbst mit meinem Freunde auf der Petersburger Polizei gewesen, die sich beim Anblick der Preobraschenskojeuniform in Liebenswürdigkeiten erschöpfte und darüber ganz vergessen hatte, mir das nötige Leumundszeugnis auszustellen. Während ich nämlich vergnügt auf dem Bahnhof umherschlenderte, kam ein fremder Gendarmeriekapitän auf mich zu mit den Worten: Mein Herr, Sie dürfen nicht weiter fahren, ich muß erst nach Petersburg telegraphieren, denn Ihr Paß ist nicht in Ordnung. Ein Soldat hatte schon meine Sachen aus dem Wagen genommen, und mir wurde freigestellt, mich beliebig zu amüsieren, doch dürfe ich den Bahnhof nicht verlassen. Ein sonderbares Gefühl beschlich mich, als ich zum erstenmal im Leben meiner Freiheit beraubt war, und in nicht gerade angenehmer Stimmung eilte ich in das Telegraphenbureau, um meinem Freunde zu telegraphieren; inzwischen hatten aber auch Schaffner und Passagiere auf den Gendarmen eingesprochen und ihm mitgeteilt, daß sich in Petersburg zahlreiche Offiziere von mir verabschiedet hätten. Das machte ihn stutzig, und als ich noch an der Depesche schrieb, kam er angestürzt: Mein Herr, der Zug geht in einer Minute, kommen Sie, Ihr Gepäck liegt schon wieder im Wagen, das ist ja alles Unsinn mit den dummen Paßformalitäten; bitte nehmen Sie es mir nicht übel, ich fahre dafür selbst mit nach Eydtkuhnen und werde dort die Verzollung Ihres vielen Gepäcks besorgen, damit Sie nichts damit zu tun haben. Na, ich atmete auf und empfand abermals die Wohltat, einflußreiche Freunde zu haben. In Eydtkuhnen stand wieder einsam der alte Gendarm, den ich vor Freude am liebsten umarmt hätte. Als er um meinen Paß bat, sagte ich: Ach, lassen Sie doch das dumme Ding, ich bin ja ein Deutscher und fühle mich so glücklich, daß ich wieder im lieben Vaterlande bin. Lachend ließ er mich ziehn.

Herrenmenschen

Roman von Fritz Anders (Max Allihn)

(Fortsetzung)

Der Doktor hatte mit Kondrot seit der Beichte nicht wieder gesprochen. Es lag ihm nichts daran, in dieser unbehaglichen Geschichte eine Rolle zu spielen, die ihm nicht lag. Er hatte Kondrot wiederholt gesehen, wie er sich in der Umgebung des Schlößchens zu tun machte, und wohl bemerkt, daß er gern angeredet werden wollte, er, der Doktor, war aber nicht darauf eingegangen. Als er nun am Abend Kondrot am Schlößchen vorbeigehn und seine Augen begehrlich auf das Hoftor richten sah, rief er ihn herein, nahm ihn mit auf seine Stube und sagte: Kondrot, sehen Sie diese beiden Handschuhe. Sie gehören Frau Van Teren. — Kondrot ließ den Kopf sinken. — Sie hat sie an dem Tage, als sie verschwand, verloren, den einen beim Bruchteiche, den andern zwei Stunden weiter in der Heide. Was schließen Sie daraus? — Kondrot atmete auf, aber es schien so, als wagte er nicht den Schluß zu ziehn. — Kondrot, sagte der Doktor, sie liegt nicht im Teiche, sie ist geflohen und hält sich irgendwo verborgen.

Digitized by Google

Kondrot faltete die Hände und bewegte die Lippen wie einer, der auf dem Schafott seine Begnadigung erhalten hat.

Herr Doktor, sagte Kondrot, ich will dem lieben Gott alle Morgen und alle Abend auf den Knien danken.

Und weiter nichts? Wie wäre es denn, wenn Sie das Schnapstrinken ließen?

Herr Doktor, sagte Kondrot mit feierlichem Nachdruck, seit ich mit Ihnen gesprochen habe, habe ich keinen Tropfen Branntwein mehr getrunken. Und ich lege hier einen Eid vor Gott ab, daß ich keinen Tropfen mehr trinken werde, und daß ich mein Lebtag gegen den Branntweinteufel kämpfen werde, gegen diesen Fluch, an dem mein Volk zugrunde geht. Und Sie, Herr Doktor, das gebe Gott, sie müssen helfen. Mich verlacht man, aber Ihnen wird man glauben, denn niemand hat Sie betrunken gesehen. — Und, Herr Doktor, ist es genug, daß ich Ihnen gebeichtet habe, oder muß ich öffentlich Buße tun?

Aber lieber Kondrot, sagte der Doktor, ich bin doch nicht Ihr Beichtvater.

Der aber ließ sich nicht stören und fuhr fort: Soll ich in unsrer Versammlung beichten, und soll ich mein Amt als Apsalytojis niederlegen?

Das ist doch Ihre Sache, sagte der Doktor, das machen Sie doch mit Ihrem Gewissen aus.

Herr Doktor, erwiderte Kondrot, Sie wissen es nicht so wie ich, wenn einer in Gewissensnot ist, dann braucht er einen Berater, dann hilft es nichts, sich selber zu beraten. Ein Arzt, der krank ist, kuriert sich auch nicht selber, sondern läßt den Nachbararzt kommen. Soll ich mein Amt niederlegen?

Hören Sie, Kondrot, sagte der Doktor, immer ehrlich! Man muß bei allem, was man tut, zuerst ehrlich sein. Würden Ihre Leute Sie zum Sprecher gewählt haben, wenn sie gewußt hätten, was Sie mir erzählt haben? Nein. Also legen Sie nieder. Kirchenbuße brauchen Sie nicht zu tun. — Ramborn hätte, wenn jemand auf die so bestimmte Weisung „Kirchenbuße brauchen Sie nicht zu tun" gefragt hätte: warum nicht? schwerlich eine sichere Antwort geben können. Aber Kondrot fühlte sich auch so beruhigt.

In der nächsten Versammlung legte er nieder, indem er erklärte, er fühle sich des Amtes nicht würdig, und bereitete dadurch seinen Gläubigen eine große Verlegenheit, da sie keinen hatten, der ihn hätte ersetzen können. Er tat noch mehr. Er ging den nächsten Sonntag in die Kirche zum Herrn Pastor, und dies nicht in der Absicht, die Rechtgläubigkeit des Herrn Pastors zu prüfen, sondern um sich zu erbauen und nach der Kirche dem Herrn Pastor die Hand zu reichen.

Von da an bewies Kondrot eine dankbare Anhänglichkeit an das Schlößchen und seine Bewohner. Er kam, wenn er Zeit hatte, hinaus, sah nach dem Rechten und gab guten Rat. Und so bahnte sich ein Weg des Verständnisses zwischen dem Doktor und der einheimischen Bevölkerung an. Es ist merkwürdig, wie wenig sich oft die Glieder verschiedner Stände desselben Volks verstehn. Der Doktor hatte aus der Verachtung, die er gegen die Litauer fühlte, kein Hehl gemacht, und was er erlebt hatte, schien ihm einige Berechtigung zu geben, aber er hatte doch darin Unrecht, daß er seine Erfahrungen zu schnell verallgemeinerte, und daß er zu wenig in die Tiefe sah. Und die Bevölkerung sah die Bewohner des preußischen Schlößchens als Fremde an, und da, wo deren Rechte der eignen Begehrlichkeit im Wege standen, als Feinde. Die Pflichten gegen den Nächsten, wie sie in der Erklärung Luthers zu den zehn Geboten aufgeführt waren, galten ihnen bis an die Dorfgrenze, für das preußische Schlößchen aber nur sehr bedingterweise. Hierzu kam das Mißtrauen, das der Litauer gegen den Deutschen hegt. Er erkennt des Deutschen Überlegenheit an, aber er wehrt sich dagegen und schließt sich vor ihr durch rückhaltige List ab. Und daß sich der Doktor erlaubt hatte, einen neuen Begriff von Eigentum einzuführen und der landesüblichen Bummelei entgegenzutreten und Disziplin zu üben, das hatte man ihm gründlich übel genommen.

Wenn der Knecht auf dem Schlößchen den Branntweingenuß zu den unveräußer-

Digitized by Google

lichen Menschenrechten zählte und den Schlendrian für das allein zulässige Zeitmaß hielt — außer wenn er zu Pferde saß —, so stimmte ihm die öffentliche Meinung durchaus zu. Man verdachte es den Arbeitern gar nicht, wenn sie Widerstand leisteten und auf Umwegen zu ihrem Gewohnheitsrechte zu kommen suchten, und freute sich, als sie davongegangen waren und den Inspektor allein hatten sitzen lassen.

Die fremden Arbeiter, die der Inspektor hatte kommen lassen, waren Lumpen gewesen, die man schnell wieder hatte wegjagen müssen. Es war nichts übrig geblieben, man hatte versuchen müssen, wieder auf die einheimischen Knechte zurückzugreifen, hatte gute Worte gegeben und den Lohn erhöht, und hatte auch ein paar halbwüchsige Burschen, den Georg und den David, erwischt und als Futterknechte angeworben. Den Winter über mochte das ja genügen, zum Frühjahr mußte man aber versuchen, Sachsengänger aus Preußen zu erhalten. Nun aber war zutage gekommen, daß die Kerle den Hafer für die Pferde unterschlagen und in Schnaps angelegt hatten. Dies führte zu einer Konferenz des Doktors, des Inspektors und Kondrots. Der Inspektor wollte den Sündern das Fell vollhauen und sie vor die Tür werfen. Der Doktor erwog, daß dies dazu führen könnte, daß er selbst wieder die Futterschwinge in die Hand nehmen müsse, und danach hatte er kein Verlangen. Und Kondrot empfahl, den Übeltätern erst noch einmal ins Gewissen zu reden, worüber der Inspektor lachte, und wozu auch der Doktor kein großes Vertrauen hatte. Aber da nichts besseres zu finden war, so drang Kondrot mit seinem Vorschlage durch. Er begab sich zum Schulzen, der ebenfalls zu den Frommen gehörte. Dort spann er ein längeres Gespräch über Gemeindeangelegenheiten an und kam schließlich mit seinem Anliegen heraus.

Johannes, sagte er, du weißt, daß Matthäus am achtzehnten geschrieben steht: So ein Bruder sündigt, so gehe hin und strafe ihn zwischen dir und ihm. Hört er dich, so hast du seine Seele gewonnen. Der Georg Perwell und der David Gaidys auf dem Gute unterschlagen den Hafer für die Pferde, und, Johannes, sie kaufen Schnaps und betrinken sich. Gehe hin, strafe sie zwischen dir und ihnen, so wirst du ihre Seelen erretten.

Hätte ein andrer, der Doktor oder der Inspektor, dem Schulzen die Zumutung gestellt, die Knechte zu vermahnen, so würde er geantwortet haben, das sei seine Sache nicht, er würde sie an den Amtshauptmann gewiesen haben, und dieser würde die Sache so untersucht haben, daß nichts dabei herauskam. Aber die an sein Gewissen gerichtete Aufforderung konnte er nicht ablehnen. Er fragte also nur: Kondrot, warum tust du es nicht selbst?

Ich bin nicht Schulze, sagte dieser, auch bin ich nicht mehr Verkündiger, auch habe ich ein Gelübde getan.

So half denn das nichts. Der Schulze besann sich also und griff dann nach Mütze und seinem schönsten Stock.

Es ist schon gesagt worden, daß die Einwohner von Tapnicken ihre eigne Auslegung des siebenten Gebots hatten, die mit der Erklärung des Lutherischen Katechismus und dem Strafgesetzbuche nicht überall übereinstimmte. Sie erlaubten sich die Anmerkung: fiskalisches Holz, Fische und Strandgut fallen nicht unter das siebente Gebot. So hatte auch der Schulze seinen eignen Sittenkodex, worin manches als erläßliche Sünde stand, was den Staatsanwalt in höchste sittliche Erregung gebracht hätte. Dagegen bewertete er manches viel strenger, als es das Strafgesetz tat. Für Sünde und zugleich für Schande galt ihm, wenn sich seinesgleichen bestahl, oder wenn einer dem Vieh das Futter unterschlug. Wenn aber junge Bäume abgeknickt wurden, so galt ihm das nicht mehr als Sachbeschädigung, sondern kam gleich nach dem Kindesmorde. Hier also lag Fall zwei vor. Der Schulze fühlte sich entrüstet und ging gewichtigen Schrittes zum Gute, begrüßte Tantchen und begab sich dann in den Pferdestall, um die beiden Sünder zwischen sich und ihnen zu strafen, was aber nicht hinderte, daß sich unberufne Zuschauer vor der Stalltür versammelten.

Digitized by Google

Der Schulze holte sich also seine zwei Sünder hinter den Pferden hervor, sah sie mit gesenktem Kopf und ineinandergelegten Händen bekümmert und eindringlich an und sagte: So? — — Also ihr seid die Spitzbuben? Wißt ihr, was das heißt, Spitzbuben? Unser Herr Jesus Christus sagt, ihr Schweinigel! — dabei bekam jeder von den Schweinigeln eine wohlgezielte Ohrfeige —, wer im Geringsten treu ist, der ist auch im Großen treu, und ihr unterschlagt das Futter für die Pferde! Seht ihr wohl! — Wieder wurden ein paar Ohrfeigen locker, aber die Übeltäter zogen vorsichtig die Köpfe zurück. — Und wie sagt Salomon in den Sprichwörtern? Er sagt, ihr Hundejungen! — der Gerechte erbarmt sich auch seines Viehes. Und ihr laßt die arme Kreatur hungern. Seht ihr wohl! — Wieder zog das würdige Brüderpaar die Köpfe vorsichtig in die Schultern. — Und nun sage ich euch, ihr Erzhalunken! wenn ich wieder höre, daß ihr die arme Kreatur bestohlen habt, dann bringe ich ein Tauende mit und sperre euch ins Spritzenhaus.

Die beiden Knechte erwiderten kein Wort, sondern ließen die Köpfe hängen. Das war eine Kopfwäsche, die sie nicht erwartet hatten. Mochte doch der Inspektor soviel schimpfen, wie er wollte, das tat nichts, aber Gottes Wort und das Tauende, das waren gar zu eindringliche Gründe.

Der Schulze wandte sich zum Gehn, kehrte aber noch einmal um, wie ein Gewitter, das, ehe es verschwindet, noch einmal seine Stärke zeigt, und herrschte die Sünder an: Was steht ihr hier und sperrt das Maul auf? Tut Buße, ihr Himmelhunde! Bekehrt euch, daß eure Sünden von euch genommen werden. Und wie steht geschrieben Epheser am vierten? Wie steht geschrieben? — Er faßte den Nächststehenden an der Brust. — Er weiß es nicht. Seht ihr wohl! Den Bauch vollschlagen, Schnaps trinken, daß ihr unsinnig werdet, die Zeit verhudeln, Futter stehlen, das könnt ihr, aber Gottes Wort kennt ihr nicht. Wie steht geschrieben Epheser am vierten? Epheser am vierten steht geschrieben, ihr Lumpen! Wer gestohlen hat, stehle nicht mehr, sondern schaffe mit seinen Händen etwas Gutes.

Jetzt ging der Schulze ab, und der Kreis der Zuhörer war wohl erbaut von der Bibelfestigkeit ihres Schulzen und von der kräftigen Anwendung von Gottes Wort.

Die Wirkung dieser Bußrede auf näher und ferner beteiligte war ausgezeichnet. Georg und David waren wie ausgewechselt, gehorchten aufs Wort und tranken ihren Schnaps nur noch im Verborgnen. Mariele wandte sich verlegen an Tantchen und zeigte ihr eine Stelle im Zaun, wo die Pfähle losgebrochen waren, und eine Öffnung zum Durchschlüpfen gemacht war. Und die alten Knechte und Arbeiter kamen einer nach dem andern zurück, weil ihnen der Schulze in seiner Weise das Gewissen gerührt hatte, und weil es doch eine üble Sache war, einen ganzen Winter ohne Verdienst zu sein. Der Doktor nahm sie alle an, obwohl der Inspektor Widerspruch erhob und meinte, wer im Sommer nichts tun wolle, der brauche auch im Winter nicht durchgefüttert zu werden. Und das war klug von dem Doktor und machte im Dorf einen guten Eindruck.

Wenn nun der Doktor durchs Dorf ging, so grüßte ihn mancher freundlich, der ihn zuvor unbeachtet hatte vorübergehn lassen. Und der Doktor erwiderte den Gruß ebenso freundlich.

Er ist gar nicht stolz, sagte dann wohl einer zum andern. — Nein, er achtet den gemeinen Mann. — Wer richtig vornehm ist, der ist nicht stolz. — Aber Groppoff ist stolz wie ein Pfauhahn. — Und der Schulze ist auch auf dem Gute gewesen. — Und Kondrot hält große Stücke auf ihn. So ein Mann! sagt er. — Und Fräulein Van Teren lobt ihn aus dem Drecke heraus.

Natürlich blieb diese Wendung der Dinge Groppoff nicht verborgen. Er hatte ja überall seine Spione und Zuträger. Sein Hauptspion war der Schneider Quaukies, der in einem Hause wohnte, das an dem Kreuzungspunkte der beiden Dorfstraßen lag und seinen Giebel der längern Dorfstraße zukehrte. Dieser Schneider

Digitized by Google

hatte keine Freude daran, auf seinem Schneidertische zu sitzen, vielmehr liebte er es, in der Tür zu stehn und zu schwatzen oder herumzuspionieren. Besonders gern saß er auf seinem Beobachtungsposten oben im Giebel unterm Dach, wo die Öffnung gelassen war, durch die der Rauch des schornsteinlosen Hauses abzog. Um nicht gesehen oder erkannt zu werden, hatte er sich aus schwarzem Futterkattun eine bis zur Hüfte reichende Mütze mit Augenlöchern gemacht, wie sie die Richter der heiligen Feme trugen. Die zog er über den Kopf, wenn er auf dem Hahnenbalken saß und spionierte. Was er nun beobachtet hatte, das notierte er in sein Buch ganz genau nach Tag und Stunde. Und dann kombinierte er, und dann rapportierte er auf dem Amte. Dafür wurde ihm durch die Finger gesehen, wenn er es beim Holzmausen einmal zu unverschämt trieb. Dieser Schneider Quaukies hatte nun jeden Gang Kondrots zum Schlößchen beobachtet und notiert, war den Spuren des Schulzen gefolgt, hatte den Georg und den David ausgefragt und hatte von der Urte Beit herausgekriegt, daß das Gericht Fische, das sie hinaustrug, ein Geschenk für Ramborn sein solle. Dies alles und noch manches andre berichtete er dem Amtshauptmann, worauf ihn dieser kühl abfertigte. Aber kaum hatte Quaukies das Haus verlassen, so brach bei Groppoff ein großer Zorn los, den jeder zu spüren bekam, der sich ihm näherte.

Er forderte Kondrot vor sich, und Kondrot durfte es nicht verweigern zu kommen, einmal seines Dienstes als Forstkassenverwalter wegen, und dann hätte er es auch nicht gewagt, sich öffentlich gegen einen Befehl Groppoffs aufzulehnen. Kondrot trat ein, und Groppoff, der gerade seine Büchsen ölte, nahm keine Notiz von ihm. Aber seine Augen stachen unter den Brauen hervor, und an den hastig bewegten Händen konnte man sehen, daß in ihm ein heftiger Zorn kochte. Nach einer Weile sagte er kalt und hochfahrend: Setzen Sie sich. Schreiben Sie.

Kondrot setzte sich an den Tisch, wo Schreibbedarf bereit lag.

Schreiben Sie, fuhr Groppoff fort: An die Königliche Staatsanwaltschaft in N. Ein Freund des Gesetzes, der leider seinen Namen verschweigen muß, hält sich in seinem Gewissen für verpflichtet, anzuzeigen, daß ein gewisser Doktor — Doktor in Gänsefüßchen — Ramborn, der sich hier ohne ersichtlichen Zweck aufhält, Wilddieberei ausübt und Elche schießt.

Kondrot hatte beim Schreiben gestockt. Jetzt legte er die Feder nieder und sagte: Herr Amtshauptmann, das schreibe ich nicht.

Groppoff riß die Augen auf und lachte — aber es war das Lachen der Hyäne. Es sah so aus, als wenn er auf Kondrot losspringen wollte. Aber er hielt sich noch zurück.

Herr Amtshauptmann, sagte Kondrot bescheiden, Sie wissen so gut wie ich, daß Doktor Ramborn kein Wilddieb ist.

Haha! auch kein Frauenjäger? erwiderte Groppoff.

Auch das nicht.

Und nun wollen Sie wohl, Sie Lump, mit Ihrem Gewissen kommen? Wer hat gewisse saubere Briefchen geschrieben, ohne daß ihn sein Gewissen gehindert hätte?

Kondrot traten die Tränen in die Augen. Erbarm es Gott, Herr Amtshauptmann, ich habe sie geschrieben, und ich habe es mit blutigen Tränen bereut. Und Sie haben mich gezwungen.

Groppoff ging im Zimmer auf und ab, stellte sich vor Kondrot auf und sagte mit kaltem Hohne: Warum haben Sie sich zwingen lassen? Aber es gibt Dinge, mit denen man widerspenstige Kreaturen zahm macht, Korallen, Halsbänder, Hundepeitschen und andre schöne Sachen. Sehen Sie mal hier. — Damit zeigte er die Silberplatte mit der Inschrift 508.

Damit erschrecken Sie mich nicht mehr, rief Kondrot. Erzählen Sie meine Sünde, wem Sie wollen.

Sieh da, sagte Groppoff, weil Sie Ihre Rednerei niedergelegt haben. Hätten Sie längst tun müssen, wenn Sie Ehre im Leibe gehabt hätten. Aber frei sind

Digitized by Google

Sie darum doch nicht. Sie stehn dennoch in meinen Händen. Ich kann Sie so zusammendrücken und in die Ecke werfen. — Er tat es mit einem Papiere, das er in der Hand hielt.

Machen Sie mit mir, was Sie wollen, antwortete Kondrot, ich stehe in meines Jesu Händen.

Groppoff lachte auf. O Sie alter Heuchler, rief er, kommen Sie mir ja nicht mit heiligen Redensarten, dazu kennen wir uns denn doch zu genau und zu lange.

Herr Amtshauptmann, sagte Kondrot mit flehender Stimme, ich bitte Sie um Gottes Jesu Barmherzigkeit willen, geben Sie mich frei. Ich will nichts verraten, ich will nur Gutes von Ihnen reden, ich will für Sie beten.

Das ists ja, Sie Narr, rief Groppoff, einen Menschen wie Sie hat man entweder an der Hand, oder man tritt ihn unter die Füße. Schreiben Sie.

Kondrot rührte sich nicht.

Schreiben Sie! Wollen Sie oder nicht?

Nein.

Jetzt brach die ganze mühsam zurückgehaltne Wut los. Groppoff schoß wie ein Raubvogel auf Kondrot los, packte ihn vor der Brust und schüttelte ihn. Wer ist hier der Herr? schrie er mit vor Wut heiserer Stimme, Sie oder ich? Ich bin der Herr, und Sie sind mir verpfändet mit Leib und Seele. Gehorchen Sie oder — Er sah um sich, als wenn er eine Waffe suchte.

Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen, sagte Kondrot zitternd und bebend.

Groppoff lachte. Ihr Gott heißt Ramborn, schrie er, aber ich sage Ihnen, ich dulde keine Götter neben mir. Entweder Sie ducken und schweigen, wenn ich Sie trete, oder ich zertrete Sie. Ich mache Sie aussätzig! Ich jage Sie von Haus und Hof, ich bringe Sie ins Zuchthaus. Hoffen Sie auf kein Mitleid. Mitleid kenne ich nicht. Und wen ich einmal gefaßt habe —

Die Tür zum Nebenzimmer ging auf, sodaß ein schmaler Spalt entstand. Groppoff bemerkte es, schloß die Tür und fuhr fort, indem er seine Stimme dämpfte: Meinen Sie ja nicht, daß ich nicht wüßte, wo hinaus das will. Man will mich abschütteln. Aber ich sitze zu fest im Sattel. Seitdem dieser Doktor hier ist, steigt euch der Mut, und ihr fangt an, an der Kette zu reißen. Erst kommen Sie und bitten um „Gottes Jesu willen," ich soll Sie freigeben, und dann kommt der und dann der. Und zuletzt lauft ihr zum Kantor und laßt eine Beschwerde gegen mich aufsetzen. Aber denkt ja nicht, daß ich so töricht bin, es dazu kommen zu lassen. Jeden einzelnen von euch, der die Hand gegen mich erhebt, den fange ich ab. Ich habe euch alle in Händen.

Herr! Herr! rief Kondrot entsetzt, haben Sie denn kein Gewissen?

Gewissen! antwortete Groppoff höhnisch. Das Gewissen ist die Kinderrute, mit der eure Pfaffen euch kirre machen. Wer einen Herrengeist hat, der kennt nur den Willen zur Macht, der kennt kein Gewissen. Da steht es geschrieben —. Er wies auf ein Buch, das auf dem Tische lag. Was aber das Gewissen aus einem Menschen für ein altes Weib machen kann, das haben Sie mir eben deutlich genug gezeigt. Setzen Sie sich. Schreiben Sie.

Nein.

Groppoff wies stumm nach der Tür, und Kondrot ging.

Dort wo der Weg über den Damm führte, stand Kondrot still und sah um sich. Es war alles noch so, wie es zuvor gewesen war. Dort brandete das Meer, und dort flogen die Möwen, und dort bewegte der Wind die kahlen Äste der Bäume, und dort lag die Flotte der Fischerkähne am Strande, und dahinter das Dorf, und dahinter der Wald, und dahinter der graue Himmel. Das war alles noch so, wie es gewesen war, aber Kondrot kam sich darin wie fremd geworden vor, wie wenn er die Heimat verloren hätte, wie wenn er in Acht und Bann

Digitized by Google

getan wäre, ein welkes Blatt, das nur auf den Windstoß wartet, der es davon tragen soll. Er wußte nur zu gut, daß der da in dem finstern Hause nicht vergeblich drohe. Bleich und trostlos sah er um sich und sann.

Als er aus seinem schweren Traume erwachte, stand Eva neben ihm, unbedeckten Hauptes mit wehendem Haar. Sie sah ernst aus, gab Kondrot die Hand und sagte: Kondrot, Sie sind ein braver Mann. Wie gern würde ich Ihnen helfen, wenn ich könnte.

Fräulein Eva, erwiderte Kondrot, helfen können Sie mir nicht. Helfen kann mir nur der da — er zeigte nach oben — und vielleicht der da — er zeigte in die Richtung des preußischen Schlößchens.

Über Evas Gesicht flog ein lichter Schein, der sagen zu wollen schien: Ja, wenn einer, dann er.

Er wird alles tun, was er gedroht hat, fuhr Kondrot in traurigem Tone fort. Er wird mich aussätzig machen vor den Leuten, er wird mich von Haus und Hof und ins Zuchthaus bringen. Ich weiß, er wirds tun.

Warum gehn Sie nicht fort von hier? sagte Eva. Die Welt ist weit.

Fräulein Eva, erwiderte Kondrot, ich kann nicht. Die Heimat hält mich fest, und mein Haus hält mich fest. Soll ichs in andre Hände geben und landflüchtig werden? Und was soll aus den alten Leuten werden, die ich im Ausgedinge habe?

Kondrot, sagte Eva nachdenklich, am liebsten ging ich auch fort.

Kondrot sah sie überrascht und fragend an.

Ich fürchte mich vor dem, was kommt, sagte Eva. Sie ging ins Haus zurück und begab sich in ihr Zimmer.

Bald darauf stand ihr Vater vor ihr, bleich und erregt. — Was soll das heißen, rief er heftig, daß du den Kondrot auf offner Straße anredest?

Warum soll ich ihn denn nicht anreden? erwiderte Eva.

Er ist ein Schuft, rief Groppoff, und ich verbiete dir, mit Leuten zu reden, die mich verraten wollen.

Ein Schuft? seit wann? seit heute Morgen?

Groppoff sah mit einem mißtrauischen Blicke seine Tochter an und erwiderte: Er ist von jeher ein Lump gewesen, aber seit heute ist er mein Feind, und ich verbiete dir, mit meinen Feinden gut Freund zu sein.

Eva lachte. Ach, Vater, sagte sie, du willst mir verbieten? Das kannst du ja gar nicht.

Eva, rief Groppoff, bist du toll? Bin ich nicht der Vater, und bist du nicht die Tochter?

Richtig, aber was folgt daraus? Für die Kleinen, die du verachtest, folgt daraus, daß Kinder untertan sind, dienen und gehorchen. Aber für die Großen, wie du einer sein willst, und wie du mich hast haben wollen, was folgt für die daraus?

Das hat dir dein Doktor in den Kopf gesetzt, sagte Groppoff.

„Mein" Doktor? Nicht daß ich wüßte. Aber sage mir doch, Vater, ist es nicht natürlich und richtig, daß jeder Mensch seinen eignen unbeschränkten Willen hat? Warum sollen ihn Kinder nicht haben?

Weil sie im Hause ihrer Eltern wohnen.

Du meinst, sagte Eva, Kinder sind in den Gehorsam ihrer Eltern verkauft, weil sie von ihren Eltern ernährt werden.

Das meine ich, erwiderte Groppoff.

Dann müßte man, fuhr Eva fort, um frei zu werden, den Kaufpreis ausschlagen. Kinder nehmen den Unterhalt von ihren Eltern an, aber doch nur so lange, als sie selbst wollen.

Eva trug ihre Theorie des Ungehorsams in leichtem Klange des Worts und lachenden Mundes vor, als handle sichs um ein Märchen oder sonst eine kuriose

Digitized by Google

Geschichte, aber Groppoff kannte seine Tochter zu gut, als daß er nicht hätte wissen sollen, daß in den Worten mehr Ernst enthalten sei, als ihm lieb war. Er fuhr auf, aber es war zugleich Zorn und Schreck, was ihn erfüllte. Groppoff hatte nicht viele Freunde in der Welt gehabt. Er selbst nannte niemand Freund, und die sich selbst so nannten, verachtete er. Er war so einsam, wie es alle Selbstherrscher sind. Nur für seine Eva hatte er ein Gefühl von Zuneigung, etwa so wie ein Mensch einen schönen Schmuck liebt, den er besitzt, oder wie ein Vater in seinem Kinde gerade das liebt, worin es dem Vater gleicht. Groppoff liebte in seiner Tochter den stolzen, unabhängigen Sinn, den er selbst hatte. Und gerade dieser Sinn trat zwischen sie. Seine Eva beugte sich keiner Herrschaft, auch nicht der väterlichen. Sie hatte starke Flügel, sie trug keinen Strick am Fuße, mit dem sie gehalten werden konnte, sie konnte eines Tages sagen: Ich brauche dich nicht! und konnte davon fliegen. Und dann wird der alte Adler allein auf seinem Horste sitzen und still halten müssen, wenn an langen Abenden aus den dunkeln Ecken böse Erinnerungen aufsteigen. — Dem mußte ein Riegel vorgeschoben werden. — So? sagte er, das möchte dem Prinzeßchen gefallen, des Vaters Brot verschmähen und in der Fremde als große Dame leben. Aber wie will Prinzeßchen das anfangen? Will sie Schneiderin werden, oder Kinderfräulein, oder unter die Komödianten gehn?

Du weißt, entgegnete Eva, was ich will, das kann ich auch. Ich kann so gut wie jeder andre mir mein Brot verdienen.

Damit wirds anfangen, höhnte Groppoff, und das Ende wird sein, daß sich Prinzeßchen dem ersten besten an den Hals wirft.

Eva wurde rot wie mit Blut übergossen, und Tränen des Zorns traten ihr in die Augen. Ist es edel, sagte sie in ruhigem Tone, sein eigen Fleisch und Blut zu beschimpfen? Daß ich mich nicht dem ersten besten an den Hals werfe, weißt du. Ich bin deine Tochter. Aber verschachern lasse ich mich auch nicht.

Damit ging sie zur Tür hinaus.

Groppoff war durch diese Wendung des Gesprächs keineswegs befriedigt. Er ging den Tag über unruhig im Hause umher, immer von der Sorge getrieben: Sie fliegt eines Tages fort, und ich habe keinen Strick, sie festzuhalten! Er blieb vor der Tür des Zimmers seiner Tochter stehn und horchte, er schaute hinein, sie saß am Nähtische und stickte. Er schloß leise die Tür. Nach einer Stunde war er wieder da. Diesesmal trat er ein, trat hinter den Stuhl Evas und sagte: Eva, erinnere dich, wie deine Mutter starb. Du warst damals ein kleines Mädchen, aber groß genug, zu verstehn, was sie sagte. Erinnere dich an ihre Worte: Verlaß den Vater nicht; gib mir die Hand darauf. Du hast der Sterbenden die Hand darauf gegeben.

Eva hatte ihre Arbeit in den Schoß fallen lassen und den Kopf gesenkt und schwieg.

Eva, sagte Groppoff, du mußt mich nehmen, wie ich bin. Ich bin ein harter Mann. Eva, du sollst deinen Willen haben, ich werde dich nicht zwingen. Aber ich weiß auch, daß du niemals vergessen wirst, daß du meine Tochter bist.

Er ging. Eva blieb lange, lange auf ihrem Platze sitzen, die Hände vors Gesicht geschlagen, dann erhob sie sich und ging schweigend zu ihrem Pferde.

10. Baron Bordeaux

Baron Bordeaux war ein stattlicher seiner Herr in den besten Jahren, freilich für sein Alter viel zu schwer, und es saß zu viel Rotweinfarbe in seinem Gesicht und auf seiner kräftigen Herrschernase. Ein Kerl wie Samt und Seide, nur schade, daß er suff, pflegte er von sich selbst zu singen. Ja, es war schade um ihn. Er hätte das Zeug gehabt, den Herrn in seinem Kreise zu spielen. Er nannte ein großes Gut sein eigen, er stammte aus einer der angesehensten Familien der Provinz, er selber hatte ein scharfes Auge, eine treffende Rede und ein gutes

Digitized by Google

Herz — eine Edeltanne, aber sie war rotfaul, ein Edelmann, aber er war ein Knecht seines Durstes. Er hatte die unselige Leidenschaft von seinem Vater geerbt, der propter nimium Est-Est, das heißt wegen seiner Vorliebe für die Flasche schon in jungen Jahren gestorben war, und seine Mutter, deren Liebling er gewesen war, und die ihn gern vornehm verheiratet hätte, hatte es nicht vermocht, ihn auf bessere Wege zu bringen. Der Herr Sohn hatte nun einmal weder an den Wissenschaften noch am Militär Geschmack gewonnen, desto mehr aber am Rotwein, und so war er geworden, wie er war.

Tapnicken, obwohl ursprünglich nur ein armes Fischerdorf, galt in der ganzen Gegend für einen Ort, wo man gute Gesellschaft finden und sich amüsieren konnte, und so durfte denn auch der Baron Bordeaux nicht fehlen, der viel lieber in Tapnicken im Dorfkrug saß, als in der feinsten Gesellschaft in N. verkehrte. Den Vorwand mußte die Jagd abgeben. In Wahrheit war ihm das Jagdfrühstück lieber als die Jägerei. Früher war er bei Groppoff abgestiegen, seitdem aber Eva erwachsen war und den Anspruch machte, als Dame behandelt zu werden, war es ihm unheimlich auf dem Amte geworden, und er hatte seine Wohnung im Kurhause genommen. Wenn er dort die Wasserflasche umwarf oder das Waschbecken zerbrach, so schadete das nichts und war mit ein paar Mark wieder gut gemacht.

Diese Eva! Als sie noch ein Kind war, hatte sie ihm manchen Streich gespielt, wenn sie ihn aber jetzt mitleidig oder spöttisch lächelnd ansah, das war viel schlimmer. Donnerwetter!

Als sich Baron Bordeaux von seiner Automobilreise und der darauf folgenden Sitzung erholt hatte, lieh er sich von Groppoff dessen Jagdwagen, verproviantierte sich gründlich und fuhr durch die Dorfstraße hinaus nach Mopswende und wagte es, bei Gefahr umzuschlagen, mit seinem Wägelchen bis vor die Tür des Künstlerhauses zu fahren.

Schwechting! Schwechting! rief er mit seiner gewaltigen Baßstimme. — Schwechting erschien mit der Palette auf der Hand in der Tür. — Schwechting, kommen Sie mit!

Kann nicht, erwiderte dieser, habe keine Zeit.

Was machen Sie denn?

Ich male.

Was malen Sie denn?

Elche.

Ach was! dummes Zeug. Elche können Sie zuhause gar nicht malen. Da müssen Sie doch hinausfahren dahin, wo es Elche gibt.

Das war richtig. Es war unbestreitbar, daß es besser sei, so eine Elchkuh nach der Natur zu zeichnen, als sie aus Photographien und Holzschnitten zusammen zu konstruieren. Schwechting ließ sich also erbitten, steckte ein Skizzenbuch ein, nahm seinen Farbenkasten in die Hand und fuhr mit Baron Bordeaux in den Wald. Schwechting malte, und Baron Bordeaux frühstückte, und auf den appetiterregenden Frühtrunk folgte am Abend dann der Haupttrunk, und so kamen beide auf ihre Rechnung.

Die Pirschwege im Forst aber nahmen zufolge dieser Ausflüge einen merkwürdigen Schmuck an. Man sah neben dem Wege auf Stöcke gespießte Likörflaschen, an den Zweigen statt der Tannenzapfen die Zinnkapseln von Flaschenhälsen, an den Stämmen die Etiketten von Weinflaschen, an den Zweigen, an Fäden in Paaren aufgehängt, leere Konservenbüchsen, die im Winde lustig klimperten, und im Schilf Korkstöpsel als Frucht einer noch unentdeckten Art von Kolbenbinsen. Der Künstler war Schwechting gewesen, der erklärt hatte, es müsse nun endlich auch etwas für die Bildung des Wildes geschehen.

Baron Bordeaux hatte versucht, auch den Doktor mitzunehmen, aber nur mit geringem Erfolge. Der Doktor war durch den Unterricht, den er Wolf zu geben

Digitized by Google

hatte, und den er leider nur zu oft auszusetzen gezwungen war, festgebunden. Er hatte sich diesen Unterricht ganz anders vorgestellt, nämlich als eine Sache, die man spielend erledigt — die Elemente der lateinischen Sprache bei einem Knaben so regen Geistes! Aber diese Elemente waren doch verzweifelt langweilig, und der rege Geist des Knaben beschäftigte sich immer mit andern Dingen, als mit denen er sich beschäftigen sollte, und hatte für Vokabeln nur ein geringes Interesse. Ging es ihm nicht auch so, daß seine Gedanken, ehe er sichs versah, vom Plusquamperfektum und Futurum exaktum weit wegflogen? Es war eine Plage für beide, eine ganz respektable Last, eine Sache, die sich nicht nebenbei erledigen ließ, sondern eine volle Kraft forderte. Er dachte ernstlich daran, einen Hauslehrer zu nehmen. Aber woher? und wie sicher sein, keinen Mißgriff zu tun?

Und dann war auch noch eine andre Sache da, die ihm die Laune verdarb. Es war eine Klage auf Zahlung der bewußten 10000 Mark eingelaufen. Sollte man so etwas für möglich halten? Ein Mensch, der als Brandstifter über die Grenze geflohen ist, darf eine Klage erheben, die sich auf ein gefälschtes Dokument stützt, er findet einen Rechtsanwalt, der seine Sache vertritt, und ein Gericht, das ihm zu seinem „Rechte“ verhilft. Denn es war gar nicht unmöglich, daß der Mensch seine Klage gewann. Wenigstens eröffnete der Rechtsanwalt des Doktors nicht gerade tröstliche Aussichten. Hierzu kam, daß, da der Kläger offenbar mittellos war, der Doktor seinen Anteil an den Gerichtskosten zu tragen hatte, auch für den Fall, daß er obsiegte. Der Rechtsanwalt riet zu einem Vergleiche.

Vergleich? Nein, niemals, erklärte der Doktor. Früher hatte er selbst dazu geraten, nun aber, nachdem er wußte, wer hinter Heinemann stand, und von wem alle diese Pfeile abgeschossen wurden, würde ein Vergleich das Zugeständnis, besiegt zu sein, bedeuten. Es war freilich eine sehr unerfreuliche Sache, auf der Schanze zu stehn gegen Feinde, die sich in unsichtbarer Minierarbeit heranbohrten, es war lästig, jeden Brief durch einen Boten eine halbe Tagereise weit bis zum nächsten Postamt zu schicken, da dem Postverwalter in Tapnicken nicht zu trauen war, es war eine Arbeit, die auf die Nerven schlug, ein Gut über Wasser zu halten, während es überall an Mitteln fehlte, und während von unsichtbarer Hand überall Steine auf den Weg geworfen wurden. Aber es mußte geschehen. Es mußte durchaus geschehen.

Man war in Tapnicken auch patriotisch, offiziell und inoffiziell. In letzter Beziehung trug man eine stumme, aber aufrichtige Verehrung und Liebe zu König und Vaterland im Herzen. Man war dankbar für das, was die preußischen Könige für das Land getan hatten, und kannte den Geist der Zersetzung und Zerstörung nicht, der anderwärts Land und Leute verdirbt. Man war selbst da gut königstreu gesinnt, wo im Namen des Königs geschah, was der König schwerlich gebilligt hätte. Aber dies alles war latenter Patriotismus. Offiziell hatte man seinen Kriegerverein, seine Fahne im Schulzenamt und für den Hasenmast, und dazu feierte man seine patriotischen Feste in landesüblicher Weise mit viel Getränk. Dann gab es am andern Tage schwere Köpfe und blaue Flecke, aber das gehörte nun einmal zur Vaterlandsliebe. Woher die blauen Flecke stammten, sagte man nicht gern, und die Frauen, die ihre schwer betrunknen Männer aus den Wirtshäusern holten, verrieten es nicht.

In Tapnicken feierte man als lokalpatriotisches Fest den Erinnerungstag der Schlacht von Amiens, an welchem Tage das Regiment, zu dem Tapnicken seine Rekruten sandte, seinen Ehrentag gehabt hatte. Den Höhepunkt des Festes bildete ein Fackelzug, der vor dem Kurhaus endete, und an den sich ein Parademarsch anschloß. Zur Verherrlichung dieses Festaktes pflegte das Kurhaus „feenhaft“ erleuchtet zu sein. Zwei alte eiserne Töpfe standen rechts und links von der Treppe. Sie waren mit Schiffspech gefüllt, das brennend einen dicken, schwarzen Qualm verursachte. In den Fenstern leuchteten ein paar Küchenlampen. Oben auf dem Balkon stand der Herr Amtshauptmann mit seinem Stab und nahm die Parade ent-

Digitized by Google

gegen, unten versammelte sich, was es sonst noch an patriotischen Persönlichkeiten im Orte gab, und das Volk durfte aus der Ferne zusehen. Und dann pflegte der große Augenblick zu kommen, wo der Herr Amtshauptmann sein Faß Bier spendete, und das war der Anfang vom Ende; das Ende des Endes aber verbarg sich in tiefer Nacht.

Seinen Anfang aber pflegte das Fest ungefähr so zu nehmen, wie die Masern ausbrechen. Das heißt es kommen zuerst einzelne Fälle vor, dann breitet sich die Seuche aus, und dann bilden sich ganze Krankheitsherde. So pflegte auch am Tage des Kriegerfestes der Patriotismus in Tapnicken zum Ausbruch zu kommen. Schon lange vor Mittag traten einzelne Fälle von Festtrunkenheit auf, und allemal war es das Haus von Päsch, wo der Patriotismus zuerst ausbrach. Im Laufe des Tages nahm die Festfeier an Ausdehnung zu. Einzelne Väter kamen schon nicht mehr zu Tisch. Die Jugend zog mit Fähnchen die Dorfstraße lang und rief Hurra, und die Mütter schauten sorgenvoll in die Zukunft. Dann bildeten sich patriotische Herde — im Dorfkrug, am Hafen und bei Lockeit, und wenn es dunkel geworden war, und das Trinken überhand genommen hatte, kam nach langen Verzögerungen der Festzug zustande, und es verursachte keine geringe Mühe, Päsch, der um diese Zeit schon eine bedeutende Schwere angenommen hatte, aufs Pferd zu heben. Denn Päsch führte das Kommando zufolge eigner Machtäußerung, und wer hätte es gewagt, der rechten Hand des Allgewaltigen auf dem Amte dieses Recht zu bestreiten?

So pflegte der Verlauf des Festes zu sein, und so gestaltete sich das Fest auch in dem Jahre, wo unsre Geschichte spielt. Es hatte Mühe gekostet, den Doktor zu bewegen, daß er sich daran beteiligte. Er brachte Entschuldigungen vor, daß er keine Zeit und auch nicht die rechte Stimmung für hiesige patriotische Feiern habe, aber Schwechting erwiderte: Dummes Zeug, Doktor! In Berlin fiele mirs auch nicht ein, Amiens zu feiern, aber hier, wo ein Unterschied zwischen dem deutschen Rock und der litauischen Jacke ist, da muß man mitmachen, auch wenn Groppoff dabei ist. Und Sie werden sich doch wohl nicht den Anschein geben wollen, als wenn Sie sich fürchteten?

Das wollte nun der Doktor allerdings nicht, und so nahm er denn mit Schwechting und andern Röcke tragenden Leuten aus Tapnicken und von auswärts Aufstellung in der Tür des Kurhauses, während Groppoff und sein Stab den Balkon betraten.

Man wartete geraume Zeit. Endlich kamen sie. Von fern her hörte man die dumpfen Schläge einer Pauke. Eine Pauke hatten sie allerdings nicht, sondern die quer vor den Bauch ihres Trägers gehängte Feuertrommel, die mit einem Holzlöffel bearbeitet wurde. Dann vernahm man die Töne einer Art von Musik, die von zwei Ziehharmonikas, einer Guitarre und einer Querpfeife gemacht wurde. Dazwischen erklangen mit größter Anstrengung geblasne Trompetensignale von kuhhornähnlichem Klange. Jetzt kam der Zug heran. Zuerst die Musik, und dann zwei Mann, die von Zeit zu Zeit Magnesiumstreichhölzer aufflammen ließen, und dann Päsch, der bedenklich schief auf dem Pferde saß und mit schwerer Zunge und ohne sichtlichen Erfolg seinen Gaul kommandierte. Hierauf folgte die Fahne. Man hatte, um etwas Fahnenähnliches herzustellen, einen Schiffswimpel an eine Stange genagelt. Und endlich kamen die Mannen, zwei und zwei mit geschultertem Spazierstock. Nicht ohne einiges Parlamentieren marschierte der Zug auf. Päsch ritt vor die Mitte, gebot Rrrruhe, setzte ein paarmal vergeblich an und brachte dann sein Hoch folgendermaßen heraus: Derrr heutige Tag — derrr heutige Tag von Amiens, an welchem das — Rrrregiment die verfluchten Rrrrothosen — bedrrrückt hat, und wo die prrreußische Schneid existiert hat, der lebe hoch! hoch! hoch! — Kameraden, nun wolln wir einmal, fuhr Päsch fort, einen Parrrademarsch vor dem Herrn Amtshauptmann machen. In Sektionen links schwenkt, Marsch. Parrrademarsch — in Sektionen — Donnerwetter, Musik! Wo bleibt denn die Musik?

Digitized by Google

Der Parademarsch war nicht tadellos. Man war nicht mehr nüchtern, und man hatte zu viel Leute unter sich, die die Bedeutung eines Parademarsches nicht zu würdigen verstanden, weil sie zur See gedient hatten. Aber die Dunkelheit des Abends verbarg mitleidig das schlimmste. — Und nun, Kameraden, rief Pösch, als die Sache glücklich vorüber war, wollen wir uns noch einen genehmigen. Worauf er versuchte, sein Bein über den Sattel zu heben und wie ein Wollsack vom Pferde herab in die Arme seiner Getreuen sank.

Natürlich war die nun folgende Feier keine gemeinsame. Daß sich die „Herren" an dieselbe Tafel setzen könnten, an der der Arbeiter oder der Fischer Platz genommen hatte, wäre ein undenkbarer Gedanke gewesen. Und so begaben sich die Kameraden zu Bier und Schnaps in das allgemeine Wirtszimmer, und die Herren zu Wein und Punsch in die Herrenstube.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. Mit einem Aufwand, der zu der Bedeutung der Sache in gar keinem Verhältnis steht, wird in Paris die Reise des Königs von Spanien behandelt. Abgesehen davon, daß die leibhaftigen Könige in der Republik sehr hoch im Kurse stehn, hat es für die französischen Politiker einen nicht geringen Reiz, nächst dem König von England nun auch den jungen spanischen Souverän, „die beiden Verbündeten Frankreichs in Marokko," als Gäste in Paris zu sehen. Diese Besuche lassen sich vortrefflich dazu verwerten, dem marokkanischen Echec ein nach außen glänzendes Mäntelchen umzuhängen. In demselben Sinne sehen wir auch den Vertreter Frankreichs in Fez den Grafen Tattenbach und die ganze deutsche Mission fetieren, um dem Sultan und den Seinen den Eindruck beizubringen, als seien Deutschland und Frankreich in Marokko ein Herz und eine Seele, und als sei der Kaiser nur nach Tanger gekommen, um dem Sultan ein verständnisvolles Eingehn auf die Wünsche Frankreichs nahezulegen. In die algierisch-marokkanischen Grenzkonflikte, die bis zu einem gewissen Umfange unvermeidlich sind, werden wir den Franzosen gewiß nichts dreinreden, in allen andern Fragen aber niemals zugeben, daß Verträge, die Deutschlands Unterschrift tragen, ohne Deutschlands Zustimmung geändert werden. Frankreich würde sich das im gegebnen Falle ebenso wenig gefallen lassen, und wir würden das den Franzosen auch niemals zumuten. Die weitere Entwicklung muß nun abgewartet werden. Es wäre ganz natürlich, wenn der Sultan die französischen Forderungen unter Hinweis sowohl auf die Madrider Akte von 1880 als auf die zwischen andern Staaten und Marokko bestehenden Spezialverträge ablehnte. Die marokkanische Regierung würde dann den Mitunterzeichnern des Madrider Abkommens eine entsprechende Mitteilung zu machen und einen erneuten Zusammentritt der Konferenz zu beantragen haben. Ob dieser — und mit welchem Erfolg — zustande kommt, wenn doch Frankreich, England und Spanien sich ablehnend verhalten sollten, ist eine andre Frage. Würde dies der Fall sein, so bliebe den Franzosen wohl nichts andres übrig, als entweder wegen Marokkos zu Deutschland in einen offnen Gegensatz, mit allen Konsequenzen eines solchen, zu geraten oder — sich mit Deutschland auf Grund von direkten Spezialverhandlungen zu verständigen, bei denen Deutschland die Interessen des Sultans zu vertreten hätte. Vielleicht wird der Sultan eine Entschließung vor Eintreffen des englischen Gesandten Lowther nicht fassen wollen, es wird sich dann ja zeigen, bis zu welchem Grade von diplomatischer Unterstützung das französisch-englische Einvernehmen reicht.

Im Zusammenhang mit dieser Sachlage sieht sich König Alfonso von französischer Seite eifrig umworben, während man zugleich von englischer Seite ver-

Digitized by Google

sucht, ihm das Heiratsnetz über den Kopf zu werfen. Für England ergibt sich daraus die Folge, daß da eine protestantische Königin von Spanien nicht gut denkbar ist, eine brittische Gemahlin des Königs Alfonso zum Katholizismus übertreten müßte. Es macht einen seltsamen Eindruck, in englischen Blättern die Versicherung zu hören, daß sich die dem Könige von Hof und Publikum in London auf dem Präsentierteller entgegengebrachte Prinzeß Viktoria, eine Tochter des Herzogs von Connaught, schon mit diesem Gedanken auszusöhnen beginne. Wie weit der König selbst für den Plan reif ist, darüber scheinen bestimmte Nachrichten noch nicht vorzuliegen. Eine Familienverbindung mit dem englischen Königshause würde vielleicht — vorausgesetzt, daß die Ehe gut ausschlägt — dem Ansehen der Dynastie und der Festigung des monarchischen Gedankens in Spanien von großem Nutzen sein, andrerseits aber der englischen Politik in Madrid die ohnehin schon hinreichend offne Tür noch weiter öffnen. Zu der englisch-portugiesischen Intimität würde sich eine englisch-spanische gesellen, deren Wirkungen bei den verschiedensten Anlässen zutage treten dürften. Soviel bisher bekannt ist, beabsichtigte König Alfonso anfänglich nur eine Antrittsreise ohne jeden Hintergedanken in bezug auf Politik oder Heirat, es war ausdrücklich vorgesehen, daß sich der junge König auf dieser Reise nur persönlich orientieren solle, sowohl jetzt in Paris und London, als im Herbst in Wien und Berlin. Nachdem jedoch die Engländer ihr Heiratsprojekt mit in die Rechnung eingestellt haben, gewinnt die Reise dadurch ein wesentlich andres Aussehen. In diese ganze Richtung hinein gehört es nun, wenn jüngst ausgesprengt wurde, Kaiser Wilhelm habe dem Könige davon abgeraten, seine Reise in Paris zu beginnen, sondern habe verlangt (!), daß der König zunächst nach Berlin käme. Bei der großen persönlichen Sympathie, die der König für unsern Kaiser hat, hätte es eines „Verlangens" Kaiser Wilhelms, daß der König zuerst nach Berlin kommen solle, gar nicht bedurft. Im Gegenteil. Es sind eher Anzeichen dafür vorhanden, daß eine solche Absicht auf spanischer Seite bestand, daß aber von Deutschland abgeraten worden ist, sie auszuführen. In Paris würde es selbstverständlich sehr unangenehm empfunden worden sein, wenn König Alfonso den Weg von Madrid nach Paris über Berlin genommen hätte. Frankreich ist der mächtige Nachbar Spaniens und mit diesem durch viele materielle Interessen verbunden, für deren Gedeihen Spanien Frankreichs gar nicht entraten kann, auch wenn Deutschland die Absicht und vor allen Dingen die Möglichkeit hätte, an Frankreichs Stelle zu treten. So namentlich auch in finanzieller Beziehung. Deutschland vermag das nach der ganzen Lage der Dinge nicht, und da wir mit Spanien befreundet sind, können wir selbstverständlich nur wünschen, daß es ihm gut gehe, und daß es sich politisch und wirtschaftlich konsolidiere. Das vermag aber Spanien ohne oder gar gegen Frankreich nicht, ganz abgesehen von der sehr wirksamen Unterstützung, die der republikanischen Propaganda in Spanien in einem solchen Falle von Frankreich aus sofort zuteil werden würde. Die französische Republik hat damit den romanischen Monarchien gegenüber eine nach Brüssel und Lissabon wie nach Rom und Madrid reichende starke Waffe in den Händen. Deutschland kann nur wünschen, daß Spanien in guten Beziehungen zu Frankreich bleibe; wir haben weder ein Interesse noch einen Anlaß, für die Verschlechterung dieser Beziehungen tätig zu sein. Es gehört das ganze Mißtrauen und Übelwollen dazu, dessen Gegenstand Deutschland seit langer Zeit ist, der deutschen Politik oder gar dem Kaiser persönlich solche unfruchtbaren Ideen zu imputieren. Für so schlechte Geschäftsleute sollten die Franzosen uns doch nicht ansprechen.

Auf demselben Acker ist ein andres Unkraut gewachsen, von dem in diesen Tagen viel die Rede war: die angeblichen deutschen Annexionsabsichten auf Haitschou. Es sind immer dieselben trüben Quellen, aus denen die antideutschen Sensationsnachrichten auftauchen, die dann im Bureau Reuter einen nur zu gefälligen Verbreiter finden. Im vorliegenden Falle bewährt sich wieder das bekannte Sprichwort: man sucht niemand hinter einer Tür, hinter der man nicht selbst schon gesteckt hat. Während englische, französische und italienische Organe, sogar der im französ-

Digitized by Google

fischen Interesse arbeitende Mailänder Corriere della Sera, Deutschland unlauterer Annexionsabsichten in China beschuldigen, bringt der Pariser Temps vom 21. Mai über „die französische Ausbreitung in China“ (l'Expansion française en Chine) einen drei lange Spalten umfassenden Artikel, worin das Verlangen nach der Tonkin benachbarten chinesischen Provinz Se tschuen mit aller Deutlichkeit ausgesprochen wird. Der französische Hafen von Haiphong sei dieser Provinz bedeutend näher als alle andre Häfen in den chinesischen Meeren, und es bedürfe nur einer Verlängerung der französischen Bahn von Yünnan, um die Kolonie Tonkin zum Ausfuhrhafen jener Provinz zu machen. L'expansion française par les écoles wird, wie der Artikel weiter ausführt, dadurch betrieben, daß in Tschan-Tschou, der Hauptstadt der Provinz Se tschuen, eine französische medizinische Schule errichtet werden soll, für die bei dem Wiederzusammentritt der Kammer ein Kredit von 165 000 Franken erbeten werden wird. Man denke sich den Lärm in der fremden Presse, wenn der Reichskanzler beim Reichstag einen Kredit von 165 000 Mark verlangte, um in der Provinz Shantung eine deutsche medizinische Fakultät zu errichten! Wir haben kein Interesse, Frankreich an der expansion française zu hindern, aber man wäre in Paris kaum berechtigt, sich zu wundern, wenn die deutschen Blätter über dieses tatsächlich vorhandne und amtlich geförderte Ausbreitungsbedürfnis nur annähernd den Lärm machten, den die Franzosen, Engländer usw. wegen der phantastischen deutschen Absichten auf Haitschou erhoben haben!

In der deutschen Presse macht die Krisis im Flottenverein, die zweite seit seinem kurzen Bestehn, ein begreifliches Aufsehen. Wer die Sache objektiv betrachtet, muß sich sagen, daß ein solcher Ausgang früher oder später unvermeidlich war, sobald der Flottenverein, von seinem ursprünglichen Zweck abweichend: den Flottengedanken im deutschen Volke zu beleben und zu fördern — dazu überging, Flottenprogramme zu entwerfen und deren Innehaltung von der Regierung in einem für die leitenden Staatsmänner nicht selten verletzenden Tone zu fordern. Dem Reichsmarineamt kann es ja nur erwünscht sein, daß sich in der Nation eine von den Behörden unabhängige treibende Kraft des Flottengedankens annimmt und ihn mit großer Energie auch über die jeweiligen amtlichen Linien hinaus vertritt. Das kann sowohl dem Auslande als auch dem eignen Parlament gegenüber recht nützlich sein. Es übt einen starken Druck auf die öffentliche Meinung, auch auf den Reichstag aus, und doch können der Reichskanzler und der Staatssekretär der Marine vor dem Reichstage jederzeit mit gutem Gewissen erklären: „Ich danke Gott, daß ich nicht bin wie von diesen Einer.“ Aber es ist doch selbstverständlich, daß die Leitung des Flottenvereins nicht auf eigne Faust eine drohende und herausfordernde Politik machen, oder der Regierung eine solche in beleidigendem Tone vorschreiben, den Reichskanzler im Falle der Nichtbefolgung für schlapp erklären darf usw. Gerade in Anbetracht der Förderung, die der Verein fast von allen deutschen Fürsten und Regierungen erfahren hat, war für die Leitung ein besonders taktvolles Verhalten geboten. Die beiden ausgeschiednen Generale haben das Talleyrandsche Wort: Avant tout, pas trop de zèle nicht genügend beherzigt. Die Leitung der Marine — wenigstens die jetzige, die sich unzweifelhaft großes Verdienst um die Entwicklung der deutschen Seemacht erworben, ihr feste und große Ziele gegeben und dann diese zu erreichen verstanden hat — muß doch besser wissen, was die Marine braucht, und wie sie es erlangen kann, auch technisch erlangen kann, als zwei Generale außer Dienst, die sich um die Flotte und deren Bedürfnisse doch erst in den letzten Jahren haben kümmern können. Der Flottenverein soll Träger des Flottengedankens sein, seine ideale große Werbekraft in das Land hinaustragen, aber es ist nicht seine Aufgabe, Zahl und Art der Schiffe, ihre Größe, Geschwindigkeit, artilleristische Leistungsfähigkeit usw. den Marinebehörden vorzuschreiben. Auch diese Tätigkeit könnte bis zu einem gewissen Grade noch ertragen werden, zumal da ihr doch ein anerkennenswerter hoher Patriotismus zugrunde liegt, nicht aber ein Übergreifen in dem Sinne, daß wegen der Nichtbefolgung der von der Leitung des Flotten-

Digitized by Google

vereins gegebnen Vorschriften direkt Drohungen ausgesprochen wurden. Man muß hoffen, daß die jetzige Krisis dem Flottenverein nicht nur nicht schaden, sondern ihm und seinen Bestrebungen vielmehr den Gewinn bringen wird, daß er seinem ursprünglichen Zweck und seinen Aufgaben zurückgegeben und so wieder zu frischem Leben und zu der innern Tätigkeit gelangen wird, die in den letzten Jahren unter der falschen Richtung, in die die Agitation geraten war, nicht wenig gelitten hatte.

§

Vom römischen Grenzwall. Die vor- und frühgeschichtlichen Ausgrabungen auf unsern heimischen Fluren pflegen in weitern Kreisen nicht sonderlich beachtet zu werden; man kann sich bei den alten, nicht immer sehr kunstvoll hergestellten „Töpfen“ aus den frühsten Zeiten der Deutschen nichts rechtes denken, und die Arbeiten der Forscher auf diesem zum Teil auch noch wenig geklärten Gebiete finden außerhalb der Gelehrtenkreise und Altertumsvereine keinen großen Leserkreis, wie denn auch die öffentlichen Sammlungen in der Regel nur von den Fachleuten besucht werden, die Studien zu machen haben. Diese wohl nicht zu bestreitende Tatsache mag darin ihren Grund haben, daß das gefundne Material zu geringfügig ist, als daß daraus wirklich berechtigte Schlüsse auf das Leben und Treiben der vorgeschichtlichen Menschen gezogen werden könnten; es ist nicht jedermanns Sache, sich in die vielfach nur auf Vermutungen beruhenden wissenschaftlichen Forschungen der Vorgeschichte zu vertiefen, und wenn auch hier und da Versuche gemacht worden sind, aus den Tongefäßen, den Metallbeigaben und sonstigen Gerätschaften den Kulturzustand eines gewissen Zeitabschnitts nachzuweisen, so müssen solche Unternehmungen lückenhaft bleiben, bis ein vollständigeres Material gefunden wird, was zum Beispiel für die sogenannte Steinzeit kaum jemals der Fall sein wird.

Aussichtsvoller und deshalb auch von größerm Interesse für weite Kreise sind die seit mehreren Jahrzehnten auf Staatskosten betriebnen Ausgrabungen am römischen Grenzwall, wo wir allerdings schon auf geschichtlichem Boden stehn und neben den Funden schriftliche Urkunden ergänzend zur Seite haben. Manches Dunkel ist gelichtet, ein Kastell nach dem andern ist in seinen Umrissen aus dem Boden entstanden, die illustrierten Zeitschriften haben Beschreibungen und Abbildungen aus der langen Befestigungslinie von der Donau bis zum Rhein gebracht, und auch die kleinsten Kreisblätter haben von Zeit zu Zeit ihren Lesern von dem jeweiligen Stande der Limesforschung mehr oder weniger ausführliche Mitteilungen gemacht. Seitdem vollends die Saalburg wiederersstanden ist und alljährlich vom Kaiser besucht wird, der persönlich den Ausgrabungen großes Interesse entgegenbringt, da ist auch im Volke der Sinn für die römischen Befestigungen mehr und mehr erwacht, und gerade jetzt ist man am Werke, auch im nordwestlichen Deutschland die Spuren der Römer, soweit es noch möglich ist, festzustellen. Einstweilen steht allerdings die Saalburg im Vordergrunde, von der schon im Jahre 1884 A. von Cohausen in seinem Buche „Der römische Grenzwall“ geschrieben hat: „Es gibt weder in Deutschland noch in England oder Frankreich ein Denkmal, welches so klar wie die Saalburg die Einrichtung des römischen Lagers übersehen läßt. Wie ein Modell zum Studium für den Militär, für den Schulmann, für den Architekten wie für jeden gebildeten Touristen liegt es da. Seine strategische und taktische Absicht, seine wohnlichen und wirtschaftlichen Anlagen sind ohne Zuhilfenahme von Hypothesen an sich deutlich. Die Rolle, die es in den Kämpfen zwischen den Römern und den Chatten und den Alemannen spielte, rückt es an den Ausgangspunkt unsrer vaterländischen Geschichte. Ohne ein Kunstwerk zu sein, ist die Saalburg ein Geschichtsdenkmal und ein Lehrmittel ersten Ranges, das mehr als ein neueres zu uns spricht.“

Die seit jenem grundlegenden Werke Cohausens in den beiden letzten Jahrzehnten vollbrachte wissenschaftliche Arbeit vieler Gelehrten über die Ausgrabungen am Grenzwall ist im Limesblatt und in einer Reihe von Zeitschriften, besonders in den Bonner Jahrbüchern, der Westdeutschen Zeitschrift, den Nassauer Annalen, im Schwäbischen Merkur und in den Neuen Heidelberger Jahrbüchern veröffentlicht

Digitized by Google

worden, und die Fundsachen werden in mehreren Sammlungen sorgfältig aufbewahrt. Damit ist das ganze Unternehmen zu einem gewissen Abschluß gekommen, und es ist nunmehr die Aufgabe berufner Schriftsteller, das gesammelte Material weiter zu verarbeiten und der Allgemeinheit in zusagender Form zugänglich zu machen; denn im letzten Grunde läuft doch die gesamte Geschichtsforschung darauf hinaus, uns ein möglichst farbenreiches Bild der Vergangenheit vorzuhalten, uns daran zu erfreuen und zu erheben. Goethe hat gesagt: Das Beste, was wir von der Geschichte haben, ist die Begeisterung, welche sie hervorruft.

Diesen Zweck zu erfüllen sind drei Bücher geeignet, die von dem römischen Grenzwall und von den Römern in Deutschland handeln.

1. Am römischen Grenzwall. Altgermanische Erzählungen von Hermann Hartmann. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 168 S. 3 Mark. Diese wohl schon vor zehn Jahren erschienenen Erzählungen umfassen nach dem Geleitwort des Verfassers einen Zeitraum von vierhundert Jahren, beginnen mit dem Jahre 9 n. Chr. und hören mit der Völkerwanderung auf. Die erste Erzählung, „Der germanische Sklave," schildert das Leben eines nach der Schlacht im Teutoburger Walde gefangen genommnen römischen Centurionen als Sklave auf einem germanischen Bauernhofe; die zweite, „Segest und Thusnelde," beschreibt den Kampf zwischen der römischen und der nationalen Partei unter den Cheruskern, dem die Familie Armins zum Opfer fiel. Die dritte Erzählung, „Die germanische Seherin Veleda," spielt im Jahre 70 n. Chr. und zeigt uns den hohen Standpunkt, den diese unter dem Volke einnahm, zugleich auch ihren Kampf mit der Liebe zu dem verhaßten Feinde; in der vierten, „Der römische Händler," wird das mühselige und gefahrvolle Leben eines römischen Hausierers und der Beginn eines freundschaftlichen Verkehrs beider Völker geschildert, und schließlich führt uns die fünfte Erzählung, „Am römischen Grenzwall," zu der stark befestigten Grenzwacht, dem bekannten Limes. Als Anhang folgt noch eine Erzählung vom Herthasee auf Rügen, die mit den andern nicht in Verbindung steht. Der Verfasser will den Lesern nicht bloß einen angenehmen Stoff, sondern ein treues Bild von dem Kulturzustande der Germanen bieten; seine Erzählungen bewegen sich auf geschichtlichem Boden, und in einer Reihe von Anmerkungen am Ende des Buches liefert er die Belege.

2. Am Römerwall. Geschichtliche Erzählung von der Saalburg von Reinhold Bahmann. Mit 6 Vollbildern vom Maler R. Trache. Dresden und Leipzig, Alexander Köhler. 280 S. 3 Mark. Im Gegensatz zu dem Hartmannschen Buche, dessen Erzählungen untereinander in keinem Zusammenhange stehn, führt uns Bahmann in einer fortlaufenden spannenden Geschichtserzählung mitten in das Leben und Treiben der Deutschen und der Römer am Grenzwall hinein. Wir lernen diese bei ihren Schanzarbeiten, im militärischen Dienst, auf ihren Zügen ins Innere Germaniens, und jene auf ihren Bauernhöfen bei harter Arbeit, auf den Jagden und im Verkehr mit dem Feinde kennen, und zwar in unmittelbarer Beziehung zu der Erzählung selbst, deren Helden zwei römische Centurionen germanischer Herkunft sind, Onkel und Neffe aus einem freien Geschlecht, die römischen Kriegsdienst genommen, sich im weiten Reiche umgesehen haben und schließlich wieder heimgekehrt sind an den alten Grenzwall, wo ihre Vorfahren gewohnt haben. Wir sehen die Saalburg unter Hadrian neuerstehn; er selbst trifft bis ins einzelne an Ort und Stelle Anordnungen; von ihm heißt es, er habe jahrelang alle Teile des weiten Reichs mit geringem Gefolge zu Fuß oder zu Pferde, aber nie zu Wagen bereist und habe den Grundsatz ausgesprochen, ein Kaiser müsse wie die Sonne alle Teile des Reichs beleuchten. Der Verfasser hat in seinem erst kürzlich erschienenen Buche die neusten Ergebnisse der Saalburgforschung benutzt, seine Schilderungen beruhn auf eigenster Sachkenntnis und geben deshalb ein überaus klares Bild, das bis in die Einzelheiten scharf gezeichnet ist, ohne der hineingeflochtnen packenden Erzählung Abbruch zu tun, in der auch das germanische Liebesleben der Frauen und die neue christliche Religion eine Rolle spielt.

3. Die Römer in Deutschland. Von Professor Dr. Friedrich Köpp.

Digitized by Google

Mit 12 Karten und 136 Abbildungen. Velhagen & Klasing. 4 Mark. Das ebenfalls erst ganz vor kurzem erschienene Buch bildet den 22. Band der von Eduard Heyk herausgegebnen „Monographien zur Weltgeschichte“ und erzählt die Geschichte der Eroberung des römischen Germaniens mit Verwendung eines reichen Materials, das durch die Arbeit der Archäologen im letzten Jahrzehnt zutage gefördert worden ist, und unter Berücksichtigung der bisherigen Fachliteratur. Der Verfasser hat seine Aufgabe also zwar wissenschaftlich behandelt, aber in einer Form, die auch dem Laien verständlich ist. Und darin liegt denn auch der Hauptwert des Buches; es gibt in gemeinverständlicher, gefälliger Sprache einen gründlichen Überblick über jene Frühgeschichte unsers Volks und führt durch die vielen Abbildungen, Karten und Pläne tief in das Verständnis für die darin behandelte Geschichtsperiode. Es ist ein Buch für den Gelehrten, der den Forschungen nahe steht, für den Gebildeten, der einen Überblick über die dort gewonnenen Ergebnisse haben will, aber auch ein Heimatbuch für das deutsche Volk und dessen heutige Jugend. Diese ist es vor allem, für die auch die beiden erstgenannten Bücher geschrieben sind, und deshalb passen sie so recht in die Schulbibliotheken als Ergänzung des Geschichtsunterrichts und zur Anschauung für jene Zeit, die in immer hellerm Lichte erscheint, je mehr sich die Forschung mit ihr beschäftigt. Wir sind noch nicht am Ende, täglich fast werden an der Weser und an der Lippe im Westen neue Ergebnisse gewonnen, und mögen die einzelnen Forscher dabei zuweilen hart aneinander geraten, schließlich kommt die Arbeit doch der Wissenschaft zugute. K. Krieg

Zum erbarmungslosen Paragraphen. Eugen Josef erwähnt in seinen erbaulichen Betrachtungen über die weise Anwendung des Paragraphen von der Haftbarkeit für Schädigungen, die durch Tiere angerichtet werden, auch die Gesetze des Königs Hammurabi. Die waren nun den Schöpfern unsers Bürgerlichen Gesetzbuches noch nicht bekannt. Dagegen hätten sie als bibelgläubige Christen, die sie doch ohne Zweifel sind, das mosaische Gesetz kennen müssen. Dieses verfährt in der fraglichen Materie zwar ein bißchen roh, aber doch insoweit vernünftig, als es den Herrn des Tieres nur dann haftbar macht, wenn ihm eine bewußte Verschuldung nachgewiesen werden kann. Es wird 2. Mose 21, 28 bis 36 verordnet: „Wenn ein Ochse einen Mann oder ein Weib stößt, daß sie sterben, so soll man den Ochsen steinigen und sein Fleisch nicht essen; der Herr des Ochsen jedoch bleibt schuldlos. War aber der Ochse schon vorher stößig, hat man das dem Besitzer angezeigt, und hat dieser ihn nicht verwahrt, so soll man nicht bloß den Ochsen steinigen, sondern auch dessen Herr soll sterben oder sein Leben mit der Geldsumme lösen, die ihm die Richter auferlegen. Desgleichen soll verfahren werden, wenn der Ochse jemandes Sohn oder Tochter getötet hat. Stößt er aber einen Knecht oder eine Magd, so soll sein Besitzer dem Herrn der Getöteten dreißig Silberjekel geben, und den Ochsen soll man steinigen. So jemand eine Zisterne gräbt und nicht zudeckt, und eines andern Ochs oder Esel fällt hinein, so soll der Herr der Grube das Tier bezahlen, den Kadaver aber behalten. Wenn jemandes Ochse eines andern Ochsen totstößt, so sollen sie den lebenden Ochsen verkaufen, das Geld teilen und den getöteten Ochsen ebenfalls teilen. War aber der Ochse als stößig bekannt, und sein Herr hat ihn nicht verwahrt, so soll er den Wert des getöteten Tieres dessen Eigentümer voll ersetzen, den Kadaver aber behalten.“ In dem ersten der von Josef angeführten Fälle hätte jeder durch keine juristische Gelehrsamkeit verwirrte schlichte Mann nicht den gutherzigen Bauer, sondern den betrunknen Knecht haftbar gemacht, der ja freilich eine so hohe Rente nicht hätte zahlen können; das wäre dann ein Unglück für die Witwe gewesen, aber das Unglück aus der Welt zu schaffen ist nicht Aufgabe der Rechtspflege.

Römischer Fanatismus im Zwiespalt mit der Idee des Katholizismus. Den im 12. Heft erwähnten Famecker Friedhofskandal hat Professor Dr. Thürlings in Bern sehr hübsch verwandt in einem auf dem sechsten inter-

Digitized by Google

nationalen Altkatholikenkongreß zu Olten gehaltnen Vortrage. Er erinnert an das Schreiben, das Pius der Neunte wegen der Maigesetze an Wilhelm den Ersten gerichtet, und auf das dieser die bekannte würdige Antwort gegeben hat, er erkenne als Christ keinen andern Mittler zwischen sich und Gott an als Christus. In jenem Schreiben sagt der Papst, der Kaiser gehöre ihm als Getaufter an. Thürlings erinnert ferner daran, daß es bei den Katholiken immer mehr üblich werde, Konvertiten bedingungsweise wiederzutaufen, im krassen Widerspruch zur Glaubenslehre und zu den Gesetzen der katholischen Kirche; denn nach jener ist nicht allein die Ketzertaufe giltig, sondern auch jede von einem beliebigen Laien vollzogne, und diese verhängen die schwersten Strafen über den Geistlichen, der einen zweifellos giltig Getauften, sei es auch nur bedingungsweise, noch einmal tauft. Thürlings fährt dann fort: „Wenn man den protestantischen Kaiser der Einwirkung der hierarchischen Papstgewalt zugänglich machen will, so bezeichnet man ihn als Getauften; würde er sich aber der römisch-katholischen Gemeinschaft zuwenden, so würde man zuerst seine Wiedertaufe in Erwägung ziehn, als sei er noch nicht getauft, oder als sei seine Taufe noch ein höchst zweifelhaftes Ding. Oder nehmen wir einen andern Fall: ein regelrecht getauftes Kind protestantischer Eltern stirbt im zarten Lebensalter; nach korrekter römisch-katholischer Anschauung ist seine Seele mitten im Himmel, sie ist ein Glied desjenigen Teils der römisch-katholischen Kirche, den man die triumphierende nennt. Wird aber nun der Leichnam dieses Kindes auf einem römisch-katholischen Friedhof beerdigt, so erklären die kanonischen Satzungen diesen Friedhof für infamiert! So streitet der römisch-partikuläre Gedanke mit dem katholischen. Ist nicht die römisch-katholische Kirche in der Tauffrage [und bei der Behandlung der Friedhöfe] ernstlich in Gefahr, ein großes und wesentliches Stück des Katholizismus in der Praxis zu Grabe zu tragen? Denken und handeln nicht hierin Altkatholiken und Protestanten viel katholischer?“

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

1.

Die Notwendigkeit einer geregelten Zahnpflege ist dringend. Täglich die Zähne reinigen ist wichtiger, als täglich das Gesicht waschen.

2.

Eine unsaubere Mundhöhle ist die beste Brutstätte für viele Krankheitserreger (Tuberkulose, Diphtherie usw.) und bildet deshalb eine ernste Gefahr für die Gesundheit. Schlechte, ungepflegte Zähne sind eine ständige Ausgangsstätte für allerlei Beschwerden, namentlich für Magenleiden. Reinhaltung und Erfrischung der Mundhöhle fördern ungemein das subjektive Wohlbefinden.

3.

Ein jeder Mensch ist dem Arzte oder Freunde, der ihn zur Zahnpflege angeregt hat, zeitlebens dankbar.

4.

Alle hervorragenden Forscher auf dem Gebiete der Zahnhygiene sind sich darüber einig, daß die in erster Linie nötige mechanische Reinigung (Zahnbürste, Zahnstocher) allein nicht ausreicht. Die gleichzeitige Anwendung antiseptischer Mundwässer ist unbedingt erforderlich.

5.

Ein gutes Mundwasser soll folgende Eigenschaften besitzen:

a. Vollkommene Ungiftigkeit und Unschädlichkeit sowohl für die Zähne als auch für die Mundschleimhaut.
b. Genügende baktericide Wirkung.
c. Guten Geschmack und Geruch.

6.

Mittel, welche die Menschenschleimhaut ätzen, wie übermangansaures Kali, Formaldehyd, Seife und andere, sind für die regelmäßige Mundpflege ebenso wenig geeignet wie saure Mundwässer, welche die Zähne entkalken.

7.

Nach den übereinstimmenden Angaben hervorragender Forscher*) entspricht Odol zur Zeit den obigen drei Bedingungen am vollkommensten und muß daher als das beste von allen gegenwärtig bekannten Mundwässern bezeichnet werden.

8.

In Anbetracht dessen, daß zu Odol nur der denkbar reinste Alkohol sowie die feinsten und teuersten ätherischen Öle verwendet werden, muß der Preis des Mittels (85 ccm = Mk. 1.50) als ein mäßiger bezeichnet werden.

9.

„Wer Odol konsequent täglich vorschriftsmäßig anwendet, übt die nach dem heutigen Stande der Wissenschaft denkbar beste Zahn- und Mundpflege aus.“

10.

*) Abdrücke von einigen dieser Publikationen senden wir jedem, der sich dafür interessiert, gerne kostenfrei zu.

Dresdner Chemisches Laboratorium Lingner.

Digitized by Google

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

64. Jahrgang

Nr. 22

Ausgegeben am 1. Juni 1905

Inhalt:

	Seite
Die Annäherung Deutschlands und der Vereinigten Staaten	453
Volkswohlfahrtspflege für die Gesunden	462
Wolkenkuckucksheim. Aus der bibliothekarischen Praxis. Von Bromios	468
Die moralischen Wochenschriften. 2. Das goldne Zeitalter der moralischen Wochenschriften in Deutschland. Von J. H. Eckardt	477
Unter Kunden, Komödianten und wilden Tieren. Lebenserinnerungen von Robert Thomas	485
Herrenmenschen. Roman von Fritz Anders. (Fortsetzung)	491
Maßgebliches u. Unmaßgebliches: Reichsspiegel — Statue parlanti — Die Deutschen im Lande Posen	499

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Erwachs., körperl. gesunde, sonst aber der Aufsicht u. besond. Pflege bedürft. Herren od. Damen aus besseren Stämmen finden angen. dauernd. Heim in der herrl. geleg. Villa eines Pastors a. D. Beste Hofer a. d. Höchst. Bäumen. Auskünft. gern: Hofpred. a. D. Stöcker-Berlin, Pastor Dr. v. Bodelschwingh u. Pastor Siebold-Bielefeld, Pastor a. D. Hammann-Eisenach u. Pastor a. D. Jellinghaus-Potsdam. Näh. d. d. Besitzer K. Schall, Pastor a. D., Gustav a. M. (Gesetzl.)

H. W. Schöttler,

Cigarrenfabrik.

Lager: **Leipzig,** Weststr. 31/33. Lager: **Hamburg,** Vorsetzen 49.

Nach solchen Plätzen, wo keine Niederlage meiner Fabrikate besteht, erfolgt der Versand direkt ab Fabrik. Hauptpreisliste gratis und franko.

La Carma, verpackt in Kisten von 50 Stück Preis per Mille 100 Mk.

Sehr beliebte, elegante Cigarre, schöne saftige aber durchaus leichte Qualität.

Von 20 Mark an portofreie Zusendung.

Vergleichen Sie

alle Angebote in Herrenkleiderstoffen in Bezug auf Auswahl, Qualität und Preise, dann kaufen Sie bestimmt bei

Christian Günther,

Leipzig-Plagwitz.

Postfach Nr. 14.

Bekanntestes Tuch-Versandgeschäft.

Die Saison-Neuheiten sind eingegangen.
Fordern Sie mit 5 Pfg.-Karte kostenlose Zusendung von Mustern.

Otto Beyer's

Eigenmarke

Hohkönigsburg

M. 60.– pro Mille; Originalkiste 300 St. M. 18.– franco

CIGARREN-VERSAND Otto Beyer, STRASSBURG i/E.

Digitized by Google

Die Annäherung Deutschlands und der Vereinigten Staaten

Friedrich der Große wurde „als der Souverän, der hierin allen andern ein Beispiel geben könne," von den unabhängig gewordnen Vereinigten Staaten von Amerika zuerst von allen Monarchen aufgefordert, einen Freundschafts- und Handelsvertrag mit ihnen zu schließen, der dann sofort im Haag zwischen dem preußischen Gesandten von Thulemeyer und den amerikanischen Bevollmächtigten Franklin, Jefferson und Adams zustande kam. Auch in dieser Beziehung seinem Urahn gefolgt zu sein, ist das eigenste Verdienst unsers Kaisers, der mit echt hohenzollerischem Scharfblick erkannt hat, daß wie einst Preußens Großmachtstellung durch Rußlands Freundschaft erst die rechte Grundlage erhielt, so jetzt der Anteil des neuen Deutschen Reichs an der Weltherrschaft nur bei einem engern Anschluß an den jugendstarken Freistaat jenseits des Atlantischen Ozeans gesichert werden kann. Es ist ein Beweis für die ungenügende Entwicklung unsrer hinter den Weltblättern andrer Nationen zurückgebliebnen heimatlichen Presse, daß dieser kaiserliche Kurs noch immer nicht richtig erkannt und gewürdigt wird, während ein Blick in englische Zeitungen genügt, deren nervöse Angst vor einer wirklichen Freundschaft der beiden andern Völker teutonischer Rasse zu erkennen, zumal wenn sich die entente gegen Albion selbst richten sollte. Daß Großbritanniens schöne Herrscherträume mit dem Tage aus sind, wo die Vereinigten Staaten in nähere Beziehungen zu irgendeiner der europäischen Mächte treten, weiß jeder Politiker an der Themse, und auch, daß Roosevelt sich durch keine Rücksichten abhalten lassen würde, Kanada zu nehmen, sobald er glaubt, daß dies im Interesse seines Landes liege — sagte er doch in seiner 1896 erschienenen Abhandlung über die Monroedoktrin: „Einen Krieg mit England würden wir sehr bedauern, unendlich mehr aber Englands wegen, das dann Kanada verlieren müßte."

Die Associated Press hat den englischen Giftbrunnen, aus dem bis vor wenig Jahren ausschließlich die amerikanischen Zeitungen ihre Nachrichten über Deutschland bezogen, unschädlich gemacht, indem sie in Berlin eine Agentur

Digitized by Google

errichtete, an deren Spitze der bei der deutschen Regierung in gutem Ansehen stehende kluge Herr E. E. Roberts steht, der durch seine ausführlichen direkten Berichte die bis dahin systematisch und unkontrolliert betriebne britische Färbung aller Mitteilungen über deutsche Vorgänge ersetzt hat. Der Generaldirektor der Associated Press, Herr Melville E. Stone in Newyork, ist bei seinen gelegentlichen Besuchen Deutschlands wiederholt vom Kaiser empfangen worden, für dessen Genialität und Arbeitskraft er eine unbegrenzte Bewunderung hegt; er hat nie ein Hehl daraus gemacht, daß ihm ein Ausgleich der deutsch-englischen Verstimmungen und eine Verständigung der drei Nationen teutonischen Stammes wichtiger dünke als ein einseitiges Eingehn seines Landes auf das immer dringender werdende Liebeswerben Albions. Bei der außerordentlichen Bedeutung, die die Associated Press in dem öffentlichen Leben der Union hat, ist ihre deutschfreundliche Gesinnung um so wertvoller für uns, als nach wie vor dort durch die Agence Havas und durch den mit dem „Galvestonkabel" ganz Südamerika mit Drahtnachrichten versorgenden New York Herald in der schamlosesten Weise gegen uns gehetzt wird. Bedauerlich aber ist es, daß fast kein deutsches Blatt angesehene Berichterstatter in Newyork hat, während alle englischen Zeitungen durch solche vertreten sind. Die öffentliche Meinung Deutschlands wird über Amerika nur zu oft falsch oder in entstellter Weise durch unsre Publizistik unterrichtet, auf deren Gebiet die leidige Parteipolitik mehr Einfluß hat, als es die Rücksicht auf unsre wichtigsten politischen Beziehungen erwünscht erscheinen läßt. Gerade das Verständnis für die Amerikaner muß mehr gefördert werden, denn bei den vielen verwandten Eigenschaften braucht unser Volk eigentlich nur die Vettern drüben besser zu verstehn, um sie auch höher zu schätzen als bisher. Diese Aufklärung zu bringen, ist eine Aufgabe der Presse, nicht der Buchveröffentlichungen, denn Bücher haben heute lange nicht die Wirkung wie die Presse und können sie auch nicht haben, weil sie immer nur das widerspiegeln, was der Verfasser zufällig in dem fremden Lande gesehen hat, und dann auch, weil sie bei der schnellen Entwicklung Amerikas zu schnell veralten.

Der Vorschlag des Kaisers, deutsche Universitätsprofessoren an amerikanischen und amerikanische Professoren an deutschen Universitäten regelmäßig Vorlesungen halten zu lassen, wird ohne Zweifel das gegenseitige Verständnis mächtig fördern und als dauernde Einrichtung zur Erhaltung und Vertiefung des geistigen Verkehrs der beiden Völker viel beitragen. Wie Graf Bülow einmal im Reichstage treffend hervorgehoben hat, sind in unsrer Zeit für das Verhältnis zweier Staaten zueinander die Beziehungen der beiderseitigen Regierungen allein nicht maßgebend, sondern auch die Stimmungen und Verstimmungen der Völker fallen schwer ins Gewicht, und sie haben die Eigentümlichkeit — und darin liegt ihre Gefahr —, daß gegen sie mit logischen Gründen nicht angekämpft werden kann. Gerade deshalb können solche Gefühlsstimmungen nur durch besseres Sichkennenlernen günstig gestaltet werden. Daß schon jetzt die meisten amerikanischen Professoren, und zwar nicht nur die der Universitäten, sondern auch die der landwirtschaftlichen und der technischen Hochschulen in Deutschland studiert und zum Doktor promoviert haben, be-

Digitized by Google

weist, daß die deutsche Wissenschaft ihren alten Weltruf bewahrt hat, und sichert den deutschen Professoren, die jetzt nach Amerika gehn werden, im voraus gute Erfolge. Andrerseits wird unsre studierende Jugend viel von der Praxis der amerikanischen Professoren lernen können. Zu wünschen ist, daß der Professorenaustausch nur der erste Schritt auf dem Wege zu konsequenten Reisen der verschiedensten Berufsgruppen Deutschlands und Amerikas in die beiderseitigen Länder sein wird. Welche Bedeutung die jährlichen Reisen von je hundert deutschen und amerikanischen Parlamentariern haben würden, ist gar nicht auszudenken. Auch den Regierungsbeamten können solche Studienausflüge nur dringend empfohlen werden, und der preußische Minister Freiherr von Rheinbaben ist hier mit einem guten Beispiel vorangegangen. Er wird zum Beispiel Gelegenheit gehabt haben, die Spezialisierung der Industrien, die Macht der unions und die steigende Konkurrenz des Westens mit dem Osten der Vereinigten Staaten, durch die die amerikanische Gefahr in weitere Ferne gerückt ist, kennen zu lernen.

Auch auf allen Gebieten des wirtschaftlichen Lebens können Amerikaner und Deutsche viel voneinander annehmen. Jahrhundertelang sind die Deutschen die Führer bei allen Fortschritten der Technik gewesen. Buchdruck, Luftpumpe und Schießpulver sind deutsche Erfindungen. Die deutschen Techniker stehn heute in bezug auf wissenschaftliche Ausbildung obenan. Die Amerikaner dagegen sind die ersten in der Welt bei allen modernen Erfindungen, die unter die labour saving device fallen, durch die immer weniger Arme zur Bewältigung der Maschinenarbeit und besonders auch beim Transport von Massenprodukten nötig werden. Man muß nur einmal verglichen haben, wie in Berlin und in Newyork die Entladung eines Kohlenwagens oder die Ausführung eines Neubaus geschieht, und man wird anerkennen, daß es Dinge gibt, in denen uns die Amerikaner technisch über sind. Die vorzüglichen Harmonikazüge verdanken wir der Studienreise eines preußischen Eisenbahntechnikers nach den Vereinigten Staaten. Dagegen ist unser Post- und Telegraphenwesen dem amerikanischen so überlegen, daß man bei der Langsamkeit der Briefbeförderung innerhalb Newyorks und bei den exorbitanten Taxen der amerikanischen Privattelegraphengesellschaften an die Zeiten bei uns erinnert wird, wo das Deutsche Reich noch nicht gegründet war. Auch die Unsicherheit des Eisenbahnbetriebs mit 10000 Toten und 80000 Verletzten jährlich gibt zu denken. Allen öffentlichen Verkehrsbeamten Amerikas würde ein längerer Aufenthalt bei uns und ein Studium unsrer eisernen Disziplin und peinlichen Pünktlichkeit gewiß von Nutzen sein und hernach dem amerikanischen Publikum dieselben Bequemlichkeiten und Sicherheiten verschaffen, die wir so leicht als selbstverständlich betrachten. Die Verbindung der wissenschaftlichen Gründlichkeit des Deutschen mit der nur auf die Praxis gerichteten Findigkeit des Amerikaners kann in der modernen Technik die schönsten Früchte zeitigen. Deshalb ist die Berufung eines deutschen technischen Beirats in die amtliche amerikanische Panamakanalkommission mit besondrer Freude willkommen zu heißen.

Den Ideen einer deutsch-amerikanischen Annäherung zunächst auf wissenschaftlichem Gebiete hat Präsident Roosevelt ein warmes Verständnis entgegen-

Digitized by Google

gebracht, und er hat ihnen den Weg eröffnet. Seine Stellung uns gegenüber ist um so bedeutsamer, als er geradezu die Personifikation des heutigen Amerikanertums darstellt, wie Chamberlain der typische Vertreter aller Briten ist. Die ungeahnte Majorität der jüngsten Präsidentenwahl bedeutet, daß das Volk hinter ihm steht und Vertrauen in den Mann setzt, der doch so ganz andre Bahnen eingeschlagen hat als seine Vorgänger und durch seinen Wagemut an Tiberius Gracchus erinnert, mit dem ihn Charles S. Dana bei dem letzten Wahlfeldzuge verglichen hat. Wie enorm populär Roosevelt ist, weiß jeder, der den spontanen Begeisterungsausbrüchen der ungeheuern Volksmengen beigewohnt hat, die sich vor kurzem vor dem Kapitol in Washington versammelt hatten, um die Inaugurationsrede des Präsidenten bei Beginn seiner neuen Amtsperiode anzuhören. Und er verdient die Liebe seiner Nation. Ist es doch eine Tatsache, auf die die Amerikaner im Gespräch gern hinweisen, daß ihr Roosevelt, ihr „Teddy," wie sie ihn nennen, während seiner langen Laufbahn in den verschiedensten Berufen des öffentlichen Lebens has never thrown a thorn in anybodys flesh. Sehr zustatten kommt ihm auch seine jugendliche Elastizität, die ihn befähigt, das aufreibende Leben, das er führen muß, mit sonniger Heiterkeit und unveränderlicher Frische zu ertragen und rastlos an der Verwirklichung seiner großen Pläne zu arbeiten. Von allen Präsidenten der Union sind außer ihm nur drei, Grant, Cleveland und Pierce, vor dem fünfzigsten Lebensjahre zu dieser Würde gekommen. Das Geniale an Roosevelt ist, daß er trotz seiner verhältnismäßigen Jugend und kurzen Erfahrung in allen wichtigen Fragen der innern und der äußern Politik seine feste, wohlbedachte Meinung hat.

Den meisten Deutschen erscheint Theodor Roosevelt als der rough rider, der mit ungezügeltem Tatendrang nur darauf aus ist, den amerikanischen Imperialismus auszubreiten, während er in Wirklichkeit einer der universellsten Geister unsrer Zeit ist und in seinem sich auf alles erstreckenden Interesse nur mit unserm Kaiser verglichen werden kann. Mit einer gründlichen Kenntnis der Geschichte, die sich auf die kleinsten Einzelheiten der deutschen erstreckt, verbindet er die Gabe, bei jeder Gelegenheit die praktische Anwendbarkeit der Lehren der Geschichte auf das politische Leben der Gegenwart zu zeigen — eine Gabe, die sich am herrlichsten dokumentierte in der schönen Rede, die er bei der Enthüllung des Denkmals Friedrichs des Großen in Washington hielt, und die mit den denkwürdigen Worten schloß: „Ich bete (I pray), daß in Zukunft diese beiden großen Völker, die durch Blutsverwandtschaft verbunden sind, aneinander geknüpft bleiben durch die Bande herzlichster Freundschaft und aufrichtigen Wohlwollens." Welchen Wert Roosevelt auf das Überwiegen der geistigen über die materiellen Interessen legt, illustrieren sein Brief an Mistral und seine Propaganda für den Pastor Wagner, den Verfasser von La vie simple. An Mistral, dessen „Mireio" der Präsident seit Jahrzehnten kennt, schrieb er: „Sie predigen eine Lehre, deren niemand so sehr bedarf als die Menschen dieses Weltteils, eine Lehre, die uns vorhält, daß das, was im Leben wahrhaft zählt, die geistigen Güter sind. Auch ich glaube, daß der Mut und die Ausdauer, die Liebe zu unsern Frauen und Kindern, zu Herd

Digitized by Google

und Vaterland das Höchste sind, und daß, wo sie fehlen, der größte aufgehäufte Reichtum, der gewaltigste Industrialismus weder dem Einzelnen noch der Nation zum wahren Segen gereichen." Herrn Wagner hat der Präsident zum ersten-, und wie er sagte, zum letztenmal in seinem Leben als Redner persönlich einem Auditorium in Washington vorgestellt, während er sonst jedes derartige Eintreten für einen Schriftsteller vermieden hat. Wagners Buch predigt die auf jeden Glanz verzichtende christliche Sittenreinheit.

Nie hat sich Roosevelt gescheut, die Wunden des amerikanischen Lebens aufzudecken und rückhaltlos dazu Stellung zu nehmen. Seine Ansichten über die Pflichten der amerikanischen Mütter hob er einmal mit den drastischen Worten hervor: „Frauen, die absichtlich auf reichen Kindersegen verzichten, sei es aus Verdorbenheit, Oberflächlichkeit, Genußsucht oder aus Unfähigkeit, Wichtiges von Unwichtigem zu unterscheiden, verdienen dieselbe Verachtung, wie man sie für den Soldaten empfindet, der in der Schlacht davonläuft. Daß es einen solchen Frauentypus bei uns gibt, zeigt die durch die Statistik bewiesne Tatsache, daß die Geburten abnehmen, und die erschreckend große Zahl der Scheidungen." Sein ganzes Interesse hat er der so überaus wichtigen und die amerikanische Volkswirtschaft schwer bedrohenden Trustfrage gewidmet, und er hat das Department of Commerce and Labor geschaffen, um der Regierung endlich Material über die innere Tätigkeit der Trusts zu verschaffen. Obgleich er auf den Rat des verstorbnen Senators Hanna gleich betont hat, daß er nur gegen die „schlechten" Trusts vorgehn wolle, haben sich die Trustmagnaten doch in ihrer Gesamtheit getroffen gefühlt und ihm in der von ihnen beherrschten Presse den Namen eines trustbuster gegeben, was für Roosevelt aber jetzt, wo ihm sein Amt durch direktes Votum der Wähler übertragen worden ist, und er nicht mehr an des ermordeten Mac Kinleys Statt regiert, nur ein Antrieb sein kann, auf dem eingeschlagnen Wege zu beharren. Seine jüngste Initiative zugunsten einer Eisenbahntarifgesetzgebung und das schnelle Eingehn des Repräsentantenhauses auf seine Wünsche durch fast einstimmige Annahme der Esch-Townsend bill sind gute Auspizien für die Zukunft. Allerdings wird der Senat, der schon in andern Fragen jetzt den Präsidenten seine Macht hat fühlen lassen, ihm aller Voraussicht nach die heftigste Opposition machen, aber bei einer so kampfesfreudigen Natur, wie Roosevelt es ist, winkt der Sieg in der Ferne.

Den kapitalistischen Trusts stehn die emporstrebenden unions der Arbeiter gegenüber, deren Macht sich die Privatunternehmer kaum noch erwehren können. Die Genossenschaften erfreuen sich im allgemeinen der Gunst der öffentlichen Meinung, aber sie haben in letzter Zeit wiederholt die Neigung gezeigt, über das Maß einer legitimen Verteidigung ihrer Rechte hinauszugehn, insbesondre indem sie das Prinzip des closed shop aufstellten, wodurch jeder Unternehmer gezwungen werden sollte, ausschließlich Mitglieder der unions und niemals außerhalb dieser stehende Arbeiter zu beschäftigen. Die bei dem großen Streik von Präsident Roosevelt eingesetzte Anthracitkohlenkommission ist aber bezeichnenderweise für das Prinzip des open-shop eingetreten, und der auf Klagen der Buchbindergewerkschaft entlassene Vorarbeiter Miller ist sogar vom

Digitized by Google

Präsidenten selbst wieder in seine Stellung bei der Regierungsdruckerei eingesetzt worden. Man kann hoffen, daß es Roosevelt gelingen wird, wie er es in seiner letzten Botschaft in Aussicht gestellt hat, die Entwicklung der Arbeiterfrage in Übereinstimmung mit dem Wohl der Gesamtheit zu bringen — ein Ideal, das ohne harte Kämpfe aber kaum erreicht werden dürfte.

Jedenfalls versteht es der Präsident, sich in derselben Weise wie unser Kaiser durch Erholungsreisen für seine verantwortungsreiche Tätigkeit immer wieder neu zu stärken. Seine große Liebe zur Natur, die ihn jetzt zu den Jagdausflügen mit seinen alten roughriders geführt hat, seine große Passion für alle Arten von Sport und seine Gewohnheit, sich mit jedermann zu unterhalten, bringen ihn außerdem in die glückliche Lage, nie ein trockner Akten- und Verwaltungsmann zu werden, sondern allezeit der scharfblickende, mitten im frisch pulsierenden Volksleben stehende, mit seltner Entschlossenheit und lange nicht dagewesnem Wagemut begabte Staatsmann zu bleiben.

Diesen Eigenschaften Roosevelts vor allem verdankt der amerikanische Imperialismus seine Blüte, aber trotzdem erscheint auch der neueste aller staatlichen Ausdehnungstriebe gleich allen seinen historischen Vorgängern in altruistischem Gewande. Wie die Weltherrschaftsbestrebungen Athens und Roms gründet sich der amerikanische Imperialismus auf die moralische Pflicht gegen andre Staaten, und Roosevelt verkündet die Politik des big stick, um diese Pflicht auch tatsächlich ausüben zu können. Durch seinen Brief vom 20. Mai 1904, den Mr. Elihu Root bei dem Festdiner am kubanischen Unabhängigkeitstage im Waldorf-Astoria-Hotel verlas, hat der Präsident allen andern Freistaaten der westlichen Hemisphäre vorgeschrieben, wie sie sich in Zukunft seiner Ansicht nach zu verhalten hätten, und damit die gesamte öffentliche Meinung in diesen Ländern in Aufregung versetzt. In dem Briefe heißt es: „Die Vereinigten Staaten haben keinen Landhunger und keine Projekte in bezug auf andre amerikanische Nationen, ausgenommen solche Projekte, die deren Wohle dienen (!). Alles, was wir wünschen, ist, daß sich alle Nachbarländer der Ruhe, der Ordnung und des wirtschaftlichen Gedeihens erfreuen, und alle Länder, deren Bevölkerung sich gut beträgt (!), können auf unsre herzliche Freundschaft rechnen. Wenn sich eine Nation in industrieller und politischer Beziehung richtig benimmt, Ruhe und Ordnung aufrecht erhält und ihre Schulden bezahlt (!), dann braucht sie keine Intervention von den Vereinigten Staaten zu befürchten. Brutales Unrechttun oder eine staatliche Ohnmacht, die zur Lösung aller Bande der zivilisierten Gesellschaft führt, mag schließlich die Intervention irgendeiner zivilisierten Nation bewirken, und auf der westlichen Hemisphäre können sich die Vereinigten Staaten dieser Pflicht (!) nicht entziehn."

Der cuban letter hatte dann zur Folge, daß die Nachricht von der Wiederwahl Roosevelts von den Vertretern der latino-amerikanischen Republiken in Washington ohne Enthusiasmus aufgenommen wurde. Auch in der Union selbst verstummte trotz dem Wahlsiege des Präsidenten die Kritik der big stick-Politik nicht, und die angesehene North American Review schrieb noch in ihrer Dezembernummer: „Wir möchten annehmen, daß der Brief hastig entworfen wurde, und daß der Verfasser seinen Worten nicht die Bedeutung

Digitized by Google

beilegen wollte, zu der sie jetzt Anlaß geben. Solange wir nicht dieselbe Erklärung in einer Botschaft an den Kongreß formuliert sehen, werden wir fortfahren zu hoffen, daß der Präsident nicht die Absicht gehabt haben kann, zu versichern, daß die Vereinigten Staaten ihren Schwesterrepubliken gegenüber die Rolle eines Gerichtsvollziehers im Interesse der fremden Mächte einnehmen sollen." Wenig Tage darauf erfolgte Roosevelts Botschaft an den Kongreß vom 5. Dezember 1904, und der ganze Passus des cuban letter war fast wörtlich in sie aufgenommen. Das Januarheft der North American Review brachte daraufhin eine unumwundne Billigung der vorher kritisierten Doktrin. Einige Ausdrücke sind allerdings gemildert worden. An Stelle von „brutal" ist „chronisch" getreten, und der Hinweis auf die „Pflicht" der Vereinigten Staaten ist weggefallen. Dafür ist als mildernder Schlußsatz hinzugekommen: „Wir würden eine Intervention nur als letztes Hilfsmittel anwenden, wenn die Rechte der Vereinigten Staaten durch die Unfähigkeit oder mangelnde Bereitwilligkeit dieser Staaten, Gerechtigkeit zu üben, verletzt worden wären, oder dadurch ein fremder Angriff zum Schaden der Gesamtheit der amerikanischen Nationen hervorgerufen worden wäre."

Man kann scheinbar vieles einwenden gegen die neue Form, in die auf diese Weise die alte Monroedoktrin gegossen worden ist, und die von der Presse als Roosevelt Corollary bezeichnet wird. Wie können die Vereinigten Staaten von den andern amerikanischen Republiken verlangen, daß sie sich eine Beschlagnahme ihrer Einnahmen zur Liquidation ihrer gewöhnlichen Schulden gefallen lassen sollen, wo doch die Union selbst ihre Schulden an die britischen Kaufleute noch nicht bezahlt hat, die im Frieden von 1783 ausdrücklich stipuliert worden waren? Und wie findet sich Roosevelt mit der Interpretation des Präsidenten Adams ab, der 1826 unzweideutig erklärte: the United Staates is not obliged to stand guard over the two (!) Americas? Hierauf hat Roosevelt schon im Jahre 1896 die treffende Antwort gegeben, daß die Monroedoktrin kein juristischer, sondern ein politischer Grundbegriff sei. Deshalb ist es ganz gleichgiltig, ob sie sich juristisch rechtfertigen und begründen läßt. Es kommt vielmehr allein darauf an, ob die Vereinigten Staaten sie praktisch werden zur Geltung bringen können, und dazu hat Roosevelt mit dem Zusatz, den er der Doktrin gegeben hat, den Anfang gemacht. Der Zusatz war eine natürliche Folge der Stellung der Vereinigten Staaten bei der letzten europäischen Venezuela-Intervention. England, Italien und Deutschland wären durch das Verhalten Venezuelas gezwungen gewesen, die Finanzkontrolle des Landes zu übernehmen, eventuell sogar zu einer Okkupation zu schreiten, ohne daß die Vereinigten Staaten dieses hätten verhindern können, da sich Venezuela selbst ins Unrecht gesetzt hatte. Die Monroedoktrin konnte also nur aufrecht erhalten werden, wenn die Union Venezuela zwang, künftighin gerecht zu handeln, und dadurch den europäischen Mächten den Grund zu ihrem Vorgehn entzog. Einen andern Ausweg gab es nicht, und alles dreht sich von jetzt ab um die Fragen, ob der Roosevelt Corollary geographisch unbegrenzt bleiben wird, und ob die Vereinigten Staaten die Macht haben werden, die Doktrin ausnahmlos durchzusetzen.

Digitized by Google

Die Angliederung der zwischen den Vereinigten Staaten und dem Panamakanal liegenden Länder sowie Kubas, Haitis, Venezuelas und der Dominikanischen Republik wird wahrscheinlich ohne nennenswerte Schwierigkeiten vor sich gehn können, aber eine politische oder wirtschaftliche Vorherrschaft der Union in Brasilien, in den La-Plata-Staaten und in Chile wird nur dann möglich sein, wenn sich die Vereinigten Staaten mit einer Weltmacht verbünden, oder wenn die europäischen Nationen andauernd uneinig bleiben. Sonst würde jetzt schon der Widerspruch einer Weltmacht bei Neutralität der andern ausreichen, die Vereinigten Staaten zum Verzicht auf die Anwendung des Roosevelt Corollary auf die zuletzt genannten Staaten zu zwingen. Es wird also von ausschlaggebender Bedeutung sein, wie sich das Verhältnis der europäischen Weltmächte unter sich und zu den Vereinigten Staaten gestalten wird.

Großbritannien nimmt in seiner Presse das Recht für sich in Anspruch, als natürlicher Bundesgenosse der abtrünnigen Tochter zu gelten. Politisch sind die Engländer ja auch unleugbar immer sehr zuvorkommend gegen ihre „Blutsverwandten" gewesen. Ihre wohlwollende Haltung bei Gelegenheit des spanisch-amerikanischen Krieges, ihr Verzicht auf den Clayton-Bulwer-Vertrag, ihre Zustimmung zu der für sie so ungünstigen Alaska-Grenzregulierung sind Konzessionen, die die Amerikaner erfreut eingestrichen haben, die aber doch nicht so von ihnen gewürdigt werden, wie die Engländer es wohl wünschten, weil die von der Schulzeit her haftenden Erinnerungen an den Unabhängigkeitskrieg und den Krieg von 1812 den Glauben an die britische Uneigennützigkeit nicht aufkommen lassen, und weil die Furcht Englands vor dem Verlust Kanadas nur zu bekannt ist.

Die Beziehungen der Vereinigten Staaten zu Rußland waren seit dem Ankauf der russischen Kolonien immer herzlich gewesen. Darin ist erst seit dem Ausbruch des japanischen Krieges ein jäher Wechsel eingetreten. Die öffentliche Meinung hat mit seltner Einmütigkeit für die Japaner Partei ergriffen. Aber die Tage, wo man in der amerikanischen Presse von einer sacred mission Japans sprach und triumphierend verkündete: Japan is fighting our battle sind längst vorbei, und heute erwägt man dafür in nüchterner Weise die Konsequenzen, die ein definitiver Sieg Japans für die Philippinen und für Hawai haben könnte, das schon fast eine japanische Kolonie war, als die Amerikaner davon Besitz ergriffen. Wenn man auch den Kassandraruf des Mr. Hull im Repräsentantenhause, Japan würde nach der Niederwerfung Rußlands die Doktrin „Asien für die Asiaten" aufstellen und die Philippinen okkupieren, für übertrieben halten muß, da Japan auch nach einem siegreich beendeten Kriege viel zu sehr geschwächt sein würde, als daß es nun sofort auch gegen andre Weltmächte aggressiv werden könnte, so kann man doch nicht leugnen, daß die Vereinigten Staaten unbedingt verhindern müssen, daß Rußland ganz als pazifische Macht beseitigt würde, und die Japaner dann mit den Briten im Bunde dort aller Welt ihren Willen aufzwingen könnten. England würde es vielleicht erleben, daß ihm bei einer etwaigen Erneuerung seines mit Japan am 30. Januar 1902 mit einjähriger Kündigungsfrist abgeschlossenen

Digitized by Google

fünfjährigen Bündnisses auch der letzte Rest von Freundschaft, den die Tochterrepublik noch hegt, verloren ginge. Daß Frankreich und Deutschland bei den voraussichtlich durch eine internationale Konferenz zu bestimmenden Friedensbedingungen auf die möglichste Schonung von Rußlands Stellung im Stillen Ozean hinwirken werden, ist mit Sicherheit anzunehmen, und die Union wird sich ihnen anschließen, wenn nicht alle Zeichen trügen.

Roosevelt wird außerdem aus diesem Kriege die Lehre ziehn, daß die Landmacht seines Staates denn doch viel zu gering ist, die von ihm inaugurierte Weltpolitik durchzusetzen. Sie würde wahrscheinlich schon bei einer Expedition gegen Venezuela oder Mexiko versagen und könnte bei einer Verwicklung mit einem Gegner wie Japan überhaupt nicht zur Verwendung kommen. Trotz dem schönen Liede: We have the man, we have the ship, we have the money too, steht das kleine Landheer ganz außer Verhältnis zu der Weltmachtstellung, die die Vereinigten Staaten gern einnehmen möchten. Darüber können die vortrefflichsten jingo-songs nicht hinwegtäuschen, und die sich jährlich bei dem Heere sowohl wie bei der Flotte auf zehn Prozent belaufenden Desertionen der gemieteten Söldner geben einen Vorgeschmack von dem, was in Kriegszeiten zu erwarten stünde. Nun kann aber die Union bei dem ganzen Charakter ihrer Bevölkerung gar nicht daran denken, die allgemeine Wehrpflicht einzuführen und ein Volksheer aufzustellen, sondern sie wird sich immer damit begnügen müssen, ihre Flotte weiter auszubauen.

Die natürlichste Lösung von der Welt wäre es darum, wenn die Vereinigten Staaten, um zur nachdrücklichen Vertretung ihrer Weltpolitik befähigt zu werden, eine Annäherung an Deutschland suchten, dessen Flotte zusammen mit der ihrigen in absehbarer Zeit sogar der britischen überlegen werden, und dessen einzig in der Welt dastehendes Landheer transozeanische Expeditionen jeden Umfanges erlauben würde, da Deutschland auch über eine zu Transportzwecken vortrefflich geeignete Handelsflotte verfügt, die jetzt nur von England noch übertroffen wird. Selbstverständlich wäre eine formelle Allianz nicht nötig. Es genügte vollauf, daß sich die Vereinigten Staaten und Deutschland fortan, wie schon bei der Neutralitätsfrage Chinas, bei dem Auftauchen wichtiger internationaler Fragen verständigten und dann ihre Ansicht gemeinsam den andern Großmächten verkündigten. Der von Roosevelt erhoffte peace of justice würde die natürliche Folge davon sein. — Der jetzige Augenblick, wo wir in Baron Sternburg einen so tüchtigen und nicht nur beim Präsidenten, sondern in der ganzen Union so beliebten Botschafter in Washington haben, ist jedenfalls besonders günstig.

Die Charakterähnlichkeit nicht nur der beiden Staatsoberhäupter, sondern der beiden verhältnismäßig so jungen Völker selbst begünstigen eine amerikanisch-deutsche Verständigung ungemein. Das wieder geeinte Deutschland ist ein noch jüngerer Staat als die ebenfalls erst nach schweren innern Kämpfen zusammengeschweißte Union. Unsre sechzig und die amerikanischen achtzig Millionen sind in steigender Entwicklung sowohl der Zahl als auch der Qualität nach begriffen, während die romanischen Nationen stagnieren oder zurückgehn. Daß der teutonischen Rasse, zu der wir und die Amerikaner ge-

Digitized by Google

hören, die Weltherrschaft gehören wird, wenn wir zusammenstehn und nicht zur Freude Englands, Frankreichs oder Japans getrennte Wege verfolgen, liegt auf der Hand. Schon das fundamentale Gesetz der Selbsterhaltung sollte uns zusammenführen, ganz abgesehen davon, daß eine Annäherung auch wirtschaftlich die günstigsten Folgen für beide Länder haben würde. Wir nehmen den Amerikanern für eine Milliarde Mark Waren ab und liefern ihnen solche im Werte von einer halben Milliarde. Es ist sehr wohl denkbar, daß wir in Zukunft noch einen großen Teil der Waren, die wir beiderseits jetzt mit England austauschen, künftighin bei einer entsprechenden Gestaltung unsers Handelsvertrags uns einander liefern und unsern Handelsumsatz lukrativer gestalten könnten. Wirtschaftliche Gewinne würden also Hand in Hand gehn mit der durch unsre politische Annäherung mit fast absoluter Sicherheit erreichten Sicherung des Weltfriedens, von dem allein unsre Zukunft abhängt. Was des Zaren Abrüstungsvorschlag auf der Haager Konferenz nicht vermocht hat, was alle Friedensvereine der Erde nicht zustande bringen werden, das wird sich aus einem politischen Rückversicherungsvertrage der Vereinigten Staaten und Deutschlands ergeben: die Kriege werden nicht aufhören, aber sie werden seltner, ja für absehbare Zeit sogar fast unmöglich werden. Wie einst die pax romana wird eine pax teutonica herrschen.

Volkswohlfahrtspflege für die Gesunden

Schließlich steht und fällt die Zukunft unsers Vaterlandes doch mit der Frage, ob es gelingt, ein in der Hygiene nicht verweichlichtes und verzärteltes, sondern ein körperlich derbes, den Unbilden der Natur und der Arbeit gewachsnes Geschlecht heranzuziehn, und ob es möglich ist, in diesem corpus sanum eine sana mens zustande zu bringen, d. h. eine mens, in der das Bildungsbedürfnis nicht mit der letzten Klasse der Volksschule abschließt, sondern der die Ausbildung nationaler Charakterstärke selbstverständliche Lebensaufgabe ist, die in dem für jeden notwendigen und berechtigten Drange nach Lebenslust und Lebensfreude, in der Veredlung des Vergnügens keinen Abbruch, sondern einen Zuwachs erhält!

So sprach am 6. April dieses Jahres im preußischen Abgeordnetenhause der neue Minister des Innern, von Bethmann-Hollweg, bei der Beratung des Antrags auf Errichtung eines Volkswohlfahrtsamts. „Ein in der Hygiene nicht verweichlichtes und verzärteltes Geschlecht!“

Damit ist der Finger in eine bedenkliche Wunde gelegt. Der Redner selbst hat sich gegen den Verdacht verwahrt, als wolle er raten, in der Fürsorge für die Schwachen und Kranken nachzulassen; er will nur ermahnen, in der Fürsorge für die Gesunden Unterlassenes nachzuholen. Aber liegt nicht in dem Hinweise auf die Unterlassung der Vorwurf einer schädlichen Einseitigkeit gegen die bisherige soziale Fürsorge? Es wäre töricht, ihn kurzweg für grund-

Digitized by Google

los zu erklären; man muß vielmehr prüfen, wie weit er berechtigt ist. Es ist nun einmal nicht anders: starke Strömungen im Volksleben führen, insbesondre wenn sie sich praktisch auswirken, immer zu einer einseitigen Entwicklung, und damit sind selbst die besten Bestrebungen dem tragischen Geschick unterworfen, daß sie neben den nützlichen auch schädliche Folgen haben. Darum muß auch von dem warmherzigsten Sozialreformer verlangt werden, daß er für unerwünschte Wirkungen seiner Tätigkeit ein offnes Auge habe.

Die mit den Verhältnissen, wie sie sich unter der Herrschaft unsrer sozialpolitischen Gesetzgebung ausbilden, am unmittelbarsten vertrauten Personen, die Ärzte, wissen von solchen Erscheinungen viel Unerfreuliches zu berichten. Mehr und mehr verbreitet sich in der Arbeiterschaft eine wahre Sucht, in den Besitz einer Staatsrente zu gelangen. Daß zu diesem Zwecke viel Simulation getrieben, daß sogar — hoffentlich aber doch nur in vereinzelten Fällen — zur Selbstverstümmelung gegriffen wird, ist, wenn auch betrübend, so doch nicht gerade überraschend; weit schlimmer und von dem Gesetzgeber sicherlich nicht vorhergesehen ist die Beobachtung einer immer häufiger auftretenden, von betrügerischer Absicht vollkommen freien Neigung, sich invalide zu fühlen. Man hat für diese durchaus eigentümliche Krankheit schon den Namen der Rentenhysterie eingeführt, leider nur allzu berechtigt und allzu treffend! Über die Gefahr, die damit für die Zukunft unsers Volkes heraufzieht, kann man nicht ernst genug nachdenken. Was soll ein Geschlecht im Wettkampf der Nationen leisten, das das Vertrauen zu seiner eignen Kraft verloren hat?

Leider ist es nicht eine übereifrige Hygiene allein, was die Gefahr heraufbeschwört. Mit ihr wirkt zusammen der unser öffentliches Leben in immer weitern Kreisen erfassende demagogische Zug der Massenumschmeichlung. Um sich bei den Arbeitern in Gunst zu setzen, wetteifern die Parteien in Vorschlägen zur Besserung ihrer Lage. Das wirkliche Elend, in dessen Anerkennung alle Vernünftigen einig sind, genügt dem Reformdrange der ungestümen Weltverbesserer nicht; man findet, daß Lebenslagen und Betätigungsformen menschenunwürdig, unerträglich sind, die sich in der harten Notwendigkeit des Wirtschaftsgetriebes überhaupt nicht vermeiden lassen. Schließlich erscheint die körperliche Arbeit an sich als ein Übel. Man vergißt, daß alle Kulturentwicklung ein steter Kampf mit Widerständen ist, ein Kampf, der erfolgreich nur geführt werden kann bei unausgesetzter Überwindung der in der Menschennatur liegenden Macht der Trägheit, des Unlustgefühls gegenüber aller Anstrengung. Man redet viel von dem Recht auf Arbeit, niemals aber von der Pflicht zur Arbeit. Das Verhältnis freier Übereinkunft zwischen Arbeitgeber und Arbeiter, kraft dessen der Arbeiter gegen einen bestimmten Lohn eine bestimmte Arbeit zu leisten gebunden ist, wird dargestellt als ein Zustand empörender Sklaverei. So wird dem Arbeiter gewissenlos eine Unzufriedenheit mit seiner Stellung in dem Organismus der Gesellschaft suggeriert, die ihm jede Freude an seinem Beruf unmöglich machen muß. Die kräftigern Naturen werden mit Notwendigkeit zu dem Bestreben getrieben, ihre Fesseln früher oder später mit Gewalt zu sprengen; allen aber gilt als oberste Lebensregel: so wenig wie möglich Arbeit und so viel wie möglich Genuß. Der Arbeitgeber erscheint ihnen als

Digitized by Google

der natürliche Feind, den ihnen bekämpfen zu helfen der Staat verpflichtet ist. Soweit dabei die gegebne Rechtsordnung im Wege steht, muß sie geändert werden. Daß der Arbeiter das von ihm eingegangne Vertragsverhältnis nach seinem Ermessen zu brechen befugt ist, erscheint ihnen selbstverständlich. Ein Eingreifen des Staates zur Respektierung dieses Verhältnisses nennt man ein Verbrechen. Dagegen ist es die vornehmste Aufgabe der Gesetzgebung, die Bedingungen des Arbeitsvertrags so zu regeln, daß nicht die Erreichung des ausgiebigsten Arbeitsprodukts, sondern die größtmögliche Entlastung des Arbeiters als der eigentliche Zweck erscheint. Kurz, der gesunde Gedanke des notwendigen gesetzlichen Arbeiterschutzes wird bis zur Karikatur übertrieben.

So drängt man mit einer Art unbewußter Planmäßigkeit einer verhängnisvollen Entwicklung zu. Man zwingt die Arbeiter beinahe, sich elend zu fühlen. Und seltsam genug, nur zu oft sind es dieselben Leute, die die Verelendungstheorie der Sozialdemokratie verhöhnen und ihr zugleich durch ihr eignes Tun eine neue Stätte bereiten! Von der Gefahr, daß man auf diese Weise die Propaganda der Umsturzpartei fördert, statt ihr entgegenzuarbeiten, soll hier gar nicht die Rede sein; noch schlimmres Unheil steht zu befürchten. Es ist immerhin denkbar, wenn auch bis jetzt wenig wahrscheinlich, daß die politische Revolutionspartei, als die sich die heutige Sozialdemokratie darstellt, mit der Zeit von selbst auseinanderfällt und damit ihren Einfluß auf die Massen verliert; aber durch ein „in der Hygiene verweichlichtes und verzärteltes Geschlecht“ würde, auch wenn es noch so staatstreu gesinnt wäre, geradezu die Existenzfähigkeit unsrer Nation in Frage gestellt werden. Wahrlich, es ist hohe Zeit, daß man sich besinnt! Die in die heutige sozialpolitische Schablone eingeschwornen und eingedrillten Parteien mögen freilich von solchen Warnungsrufen nichts hören. Kein geringerer als Graf Posadowsky hat allen Popularitätsbedenken zum Trotz den Mut gehabt, im Reichstag auf das Übel der Rentenhysterie und die damit verbundnen unabsehbaren Gefahren hinzuweisen; aber man sieht nicht, daß seine Worte in weitern Kreisen ernsthaft beherzigt, geschweige denn zum Ausgangspunkt einer gesündern Richtung genommen würden. Und gar jene Rede des Ministers von Bethmann-Hollweg hat man in dem Schwall parlamentarischer Rhetorik, in den sie mitten hineinfiel, fast unbeachtet zugrunde gehn lassen. Aber auf die Dauer kann und darf die Bequemlichkeit der herrschenden Routine die Erkenntnis der Schäden, von denen wir bedroht sind, nicht zurückdrängen; vielmehr muß und wird sich Gewissenhaftigkeit genug finden, die Pflicht nach rechtzeitiger Abhilfe allgemein zur Anerkennung zu bringen. Was in unsrer bestehenden sozialpolitischen Gesetzgebung zu geschehen hat, um nicht gewollte, dem Gemeinwohl verderbliche Wirkungen in Zukunft zu verhüten, wird spätestens zugleich mit der Frage einer einheitlichen Organisation der gesamten Arbeiterversicherungsgesetzgebung zu entscheiden sein. Ohne Säumen aber kann und muß in Angriff genommen werden, worauf der preußische Minister des Innern die Blicke gelenkt hat: die Heranziehung eines „körperlich derben, den Unbilden der Natur und der Arbeit gewachsnen Geschlechts.“ Wir dürfen uns nicht immer nur um die Kranken und die Schwachen bekümmern, auch an die Gesunden und die Starken müssen wir denken.

Digitized by Google

Der Gedanke an sich ist ja nicht neu. Oft genug hat man es in den sozialpolitischen Debatten, die seit Jahrzehnten unser öffentliches Leben beherrschen, ausgesprochen, daß die Hauptsorge auf eine vorbeugende Tätigkeit gerichtet sein sollte, damit die Hilfsbedürftigkeit überhaupt nicht erst eintreten könne. Tatsächlich wird auch demgemäß gehandelt. Die Berufsgenossenschaften ergreifen Maßnahmen, die Unfallgefahr zu vermindern und so Unfälle nach Möglichkeit zu verhüten. Und die ganze Arbeiterschutzgesetzgebung kann vernünftigerweise nur den Zweck haben, die Personen, die sie im Auge hat, vor Krankheit und Invalidität nach Möglichkeit zu bewahren. Hält sich die in diesem Sinne geübte Tätigkeit in den richtigen Grenzen, d. h. wird der Arbeiter nicht durch ein Übermaß einengender Vorschriften ängstlich und mißmutig gemacht, im Gebrauch seiner Tatkraft beschränkt und gelähmt, wird der wirtschaftliche Produktionsprozeß nicht in einem Maße gehindert, das die Rentabilität des Betriebes und damit auch das Einkommen der Arbeiter nachteilig beeinflussen muß, werden nicht, statt rein sachlicher, politisch-demagogische Zwecke verfolgt, so kann auf diesem Wege viel Segen für die Volksgesundheit geschaffen werden. Aber solche von Staats wegen erzwungne Tätigkeit samt allen hygienischen Maßnahmen, die auch über das Gebiet der Arbeiterfürsorge hinaus von dieser Seite ergriffen werden, stellt doch weitaus den geringsten Teil dessen dar, was zu leisten ist. Die Möglichkeiten der Pflege körperlicher und geistiger Gesundheit des Volkes sind schier unerschöpflich, und nichts wäre verkehrter, als mit ihrer Wahrnehmung und Ausnutzung auf das Eingreifen des Staates warten zu wollen. Wahrhaft Ersprießliches kann hier nur aus dem freien Antriebe der Privaten hervorgehn. Mit nur zu gutem Rechte hat sich der Minister von Bethmann-Hollweg dem gutgemeinten Vorschlage der Errichtung eines Volkswohlfahrtsamts gegenüber sehr zurückhaltend, wenn nicht durchaus skeptisch gezeigt. Wahrscheinlich hat ihn nur die Höflichkeitsrücksicht, bei seinem Debüt dem „hohen Hause“ ein freundliches Gesicht zu zeigen, verhindert, den unpraktischen Plan kurzweg abzuweisen. Die bunte Mannigfaltigkeit aller staatlichen, kommunalen, korporativen und privaten Wohlfahrtsbestrebungen in einem amtlichen Brennpunkte zu zentralisieren, würde die Freudigkeit des Schaffens auf diesem Gebiet eher lähmen als beleben heißen. Wo der Bureaukratismus am Platze und unentbehrlich ist, muß man sich in ihn finden; es gilt da nur, seinen Auswüchsen zu wehren. Wo man ihn aber nicht nötig hat, da soll man sich ihn vom Leibe halten. Als nützlich kann man sich ja eine zentrale Auskunftstelle vorstellen, an der die Erfahrungen gesammelt werden, um als guter Rat für die, denen darum zu tun ist, Verwendung zu finden. Von amtlichen und verbindlichen Direktiven aber darf man sich nicht viel versprechen.

Das gilt insbesondre von einem Gebiete, auf das Herr von Bethmann-Hollweg hindeutete, indem er von dem „notwendigen und berechtigten Drange nach Lebensluft“ und von „Veredlung des Vergnügens“ sprach. Dieser Hinweis kann kaum ernst genug beachtet werden. Der Minister hat dabei hauptsächlich an die Fürsorge für die schulentlassene Jugend gedacht. „Namentlich auf dem platten Lande,“ fügte er hinzu; aber in den Städten, meinen wir, läßt sie auch noch genug zu wünschen übrig. Gewiß, was den volksschulmäßigen

Digitized by Google

Fortbildungsunterricht anlangt, sind die Städte dem platten Lande voraus; aber mit der sonstigen Lebensgestaltung der Schulentlassenen steht es in ihnen nicht besser, in gewissen Punkten sogar schlechter als auf dem Lande. Um den Drang nach Lebenslust und Lebensfreude zu befriedigen, bietet sich den jungen Leuten in den Städten allerdings eine Fülle von Möglichkeiten, die den Gleichaltrigen auf dem Lande versagt ist; aber in demselben Verhältnis größer ist auch die Gefahr, auf Abwege zu geraten, auf denen die körperliche und die geistige Gesundheit zugleich — nur zu oft für das ganze Leben! — zuschaden kommen. Kann jemand leugnen, daß hier eine der allerwichtigsten Seiten der Volkswohlfahrt in Frage steht? Aber es ist klar, daß eine Regelung von oben herab auf keinen Erfolg zu rechnen hätte. Nicht einmal die Kirche — auch wenn ihr Einfluß auf die Massen noch größer wäre, als er tatsächlich ist — vermag hier etwas wesentliches. Sie kann zur Veredlung des Vergnügens ermahnen, aber nicht selbst das Vergnügen organisieren. Und wollte der Staat diese Aufgabe in die Hand nehmen, so würde das bei der in der heutigen Jugend schärfer als zu irgendeiner frühern Zeit ausgebildeten Abneigung gegen jede Bevormundung nichts als ein Schlag ins Wasser sein. Mit vollem Rechte meint deshalb Herr von Bethmann-Hollweg, daß das beste von der freien Tätigkeit des Volks erwartet werden müsse. Aber niemand kann sich darüber täuschen, daß diese Tätigkeit bisher nur in sehr ungenügendem Maße geleistet worden ist, zumal wenn man bedenkt, daß es sich hier keineswegs um eine Fürsorge für die Jugend allein handelt, sondern daß das natürliche und berechtigte Vergnügungsbedürfnis der ganzen breiten Masse der untern Volksschichten ins Auge zu fassen ist.

Es wäre ungerecht, wollte man verschweigen, daß es an gutgemeinten, ja begeisterten Versuchen zur Lösung der Aufgabe nicht gefehlt hat. Vor allem erinnert man sich der im vorigen Jahrzehnt eine Zeit lang mit außerordentlicher Energie betriebnen Bewegung zur Einführung und Förderung von Volksspielen. Ihr Mißerfolg lehrt uns, wie man es nicht machen soll. Bei aller aufopferungsvollen Hingebung an die Sache beging man den Fehler, das Ziel gleich zu hoch zu stecken. Man wollte das deutsche Volk periodisch zu einer Art olympischer Spiele versammeln. Heute hört man nichts mehr von dem heißen Streite um die Zweckmäßigkeit dieser Idee; vielleicht beglückwünschen ihre Urheber sich jetzt selbst dazu, daß sie nicht zur Ausführung gekommen ist. Was hätte, ernst gesprochen, die große Masse des Volkes davon haben sollen? Den allgemeinen deutschen Turn-, Schützen- und Sängerfesten wäre nur eine ähnliche Veranstaltung neu hinzugefügt worden, nur großartiger noch, vielleicht auch veredelter. Aber die Leute, die diese großen Feste, deren nationaler Wert durchaus nicht verkannt werden soll, zu besuchen in der Lage sind, gehören zum allergrößten Teil einer Gesellschaftsstufe an, die einer Fürsorge, wie wir sie hier erörtern, nicht erst bedarf. Das Vergnügungsbedürfnis des arbeitenden Volkes — um uns dieses wenig glücklichen, aber nun einmal allgemein gebräuchlichen Ausdrucks zu bedienen — kann nur in engem örtlichem Rahmen seine Befriedigung finden. Hier gilt es, energisch und mit warmem Herzen Hand anzulegen. Der Möglichkeiten, dies zu tun, bieten sich übergenug. Man

Digitized by Google

kann an bestehende Vereine anknüpfen, kann althergebrachte Lokalfeste zweckmäßig benutzen, man kann mit und ohne neue Vereinsbildung dem Publikum bessere Vergnügungen, insbesondre geistige Genüsse, zugänglich machen. Die Hauptsache ist nur — und das kann nicht nachdrücklich genug betont werden —, daß sich die sozial Höherstehenden nicht zu gut dazu dünken, diese Arbeit auf sich zu nehmen, und sich mit den andern in ungezwungner Gemeinsamkeit des Genusses zu freuen.

Da aber hapert es. Man redet soviel von der „Gleichberechtigung" der Arbeiter. Aber wie viele von denen, die in Büchern und Zeitungen, auf der parlamentarischen Tribüne und in Versammlungen aller Art so begeistert und überzeugend über dieses Thema zu deklamieren wissen, sind bereit, sich — und etwa noch ihre Familien dazu! — mit dem „kleinen Manne" zusammenzusetzen wie Mensch zu Mensch, durch ein gemeinsames Gefühl des Wohlbefindens mit ihm verbunden zu sein? Es sei denn, daß gerade die Reichstagswahlen nahe bevorstünden! Nur eine vollständige Verkennung des wahren Empfindens der untern Schichten kann wähnen, ihren Anspruch auf Menschenwürde mit dem ewigen Ruf nach Vermehrung der Rechte der Arbeiter gegenüber dem Arbeitgeber Genüge zu tun. Der Hetzmethode einer gewissen Richtung wird damit allerdings Vorschub geleistet; aber die Mehrheit der Arbeiter ist noch immer verständig genug, über die Erfüllbarkeit der Versprechungen dieser Richtung höchst mißtrauisch zu denken. Mit wirklicher Bitterkeit dagegen empfindet es die breite Masse ohne Unterschied, in den rein menschlichen Beziehungen wie eine untergeordnete Rasse behandelt zu werden. Da recht eigentlich ist der Punkt, wo angesetzt werden muß, wenn man zu einem ersprießlichen Ausgleich der sozialen Gegensätze gelangen will.

Es gibt Leute der höhern und der höchsten Gesellschaftskreise, die sich an ihrem Schreibtisch mit heißem Bemühen den Kopf zerbrechen über das „konstitutionelle System," das sie im Arbeitsverhältnis durchgeführt sehen möchten, die aber, auch wenn sie es wollten, außerstande sind, mit dem Arbeiter gesellig zu verkehren. Und andrerseits kann jeder, der sich im wirklichen Leben unbefangen umsieht, nicht selten den Fall beobachten, daß ein Arbeitgeber, der in seinem Betriebe mit aller Strenge auf die Wahrung seines, wie man das heute so gehässig nennt, „Herrenstandpunkts" bedacht ist, außerhalb des Betriebs mit dem Arbeiter wie gleich zu gleich umgeht, an seinen Vergnügungen, ohne der eignen Würde etwas zu vergeben, teilnimmt, in allen Lagen sich als seinen Freund erweist. Auf welcher Seite ist da wohl das größere Verdienst um das wahre Wohl des Arbeiters? Es handelt sich nicht um die Wiederherstellung des „patriarchalischen Systems," wohl aber um die Pflicht der höher Gebildeten, die untern Schichten zu sich heraufzuziehn. Gewiß ist die Aufgabe nicht leicht. Unter dem Einflusse der planmäßig betriebnen Verschärfung des Klassengegensatzes stehn diese Schichten den andern mit Mißtrauen, ja mit ausgesprochner Feindseligkeit gegenüber; die Sozialdemokratie wacht mit Argusaugen, um eine harmlos-menschliche Annäherung zwischen beiden Teilen zu verhüten. Das gibt nur zu vielen den willkommnen Vorwand zu der Erklärung, es sei nutzlos, eine gesellige Gemeinschaft mit Leuten zu suchen, die eine Gemeinschaft gar nicht

Digitized by Google

wollen. Wie oft verbirgt sich hinter diesem Vorwande der Widerwille, in Regionen hinabzusteigen, deren Anschauungen und Gepflogenheiten unserm Empfinden ein Mißbehagen einflößen! Dieser ästhetischen Bequemlichkeit muß man mit Bethmann-Hollweg das alte Wort entgegensetzen: nihil humani a me alienum puto. Wer die edle Vorurteilslosigkeit dieses Ausspruchs im tiefsten Grunde erfaßt und in sich selbst verwirklicht, der wird leicht die Brücke zu den scheinbar verstockten Herzen finden. Es ist soziale Kleinarbeit, die unauffällig, ohne zur Schau getragne Absicht, die verstimmt, auch ohne Schablone, nur wie die Mannigfaltigkeit des Lebens die Gelegenheit gibt, human, aber ohne gravitätische Herablassung getan sein will.

Wer ernstlich über diese Dinge nachdenkt, muß erkennen, wie unendlich viel auf diese Weise geschehen könnte, und wie wenig, verhältnismäßig zum mindesten, in Wirklichkeit geschieht. Darum ist es dankenswert, wenn von weithin sichtbarer Stelle mit überzeugender Wärme darauf hingewiesen wird. Jeder sollte an diesem Werke mitarbeiten, denn jeder, wenn er nur will, hat die Möglichkeit dazu. Und auch der schlichteste, aber ehrliche Mitarbeiter darf die Genugtuung empfinden, für die körperliche und geistige Gesundheit der Einzelnen und des ganzen Volkes mehr getan zu haben als mancher, der in hochmütigem Dünkel für alles soziale Weh der Menschheit die erlösende wissenschaftliche Formel gefunden zu haben behauptet.

Wolkenkuckucksheim

Aus der bibliothekarischen Praxis

Wenn jemand den Ast abzusägen versucht, auf dem er sitzt, so macht das in der Regel auf den Zuschauer einen tragikomischen Eindruck; wenn es ihm aber trotz aller Mühe durchaus nicht gelingen will, so überwiegt die Komik. Das wird der Fall sein, wenn wir einen Vorschlag prüfen, der im November vorigen Jahres auftauchte, und den eigentlich niemand ernst nehmen sollte. Es handelt sich nämlich um den Vorschlag einer „Zentralisierung aller Katalogarbeit“ (zunächst der preußischen Staatsbibliotheken), den der Breslauer Bibliotheksdirektor Erman, der verdienstvolle Mitbegründer des Vereins deutscher Bibliothekare, im Zentralblatt für Bibliothekswesen 1904, S. 481 bis 491 veröffentlicht hat, zu dem sich in den folgenden Heften schon ein halbes Dutzend Fachgenossen geäußert hat, und der obendrein auf der nächsten Bibliothekarversammlung in Posen zu Pfingsten dieses Jahres zur Erörterung gestellt ist. Hoffentlich läßt sich dort die Mehrheit nicht darauf ein, an dem vergeblichen Astabsägen mitzuhelfen. Denn anders kann und darf man den Vorschlag nicht bezeichnen, der in seinen letzten Konsequenzen wissenschaftlich gebildete Bibliothekare gänzlich überflüssig macht, da die Hauptarbeit besser von gelehrten Spezialisten für jedes einzelne Wissenschaftsgebiet geleistet werden kann. Der Geschäftsgang,

Digitized by Google

der zur Erreichung des erhabnen Ziels führen soll, ist kurz folgender. Zunächst soll der geschriebne alphabetische Gesamtkatalog der preußischen Bibliotheken, der in Arbeit ist, mit tunlichster Beschleunigung zu Ende geführt werden. „Tunlichste Beschleunigung" ist sehr gut gesagt, wo es sich um ein Unternehmen handelt, das zu seiner Vollendung noch eines Menschenalters bedarf. Und dabei wird der Katalog überdies unvollständig sein, weil einzelne Fächer, zum Beispiel Orientalia, vorläufig ausgeschlossen bleiben. Ist dieser alphabetische Zettelkatalog im Manuskript aber glücklich fertig, so wird die mit Mühe und Not erreichte alphabetische Reihenfolge zum alten Eisen geworfen; die Zettel werden systematisch geordnet, und zwar nach dem Schema des Realkatalogs der Berliner Königlichen Bibliothek, deren Signaturen die Titel auch erhalten. Passen einzelne Teile des Schemas nicht mehr, auch den Bestand der übrigen Bibliotheken oder den neuen Zuwachs an Literatur aufzunehmen, so sind sie umzuarbeiten. Das Ganze besorgt ein Katalogisierungsbureau in Berlin, das „aus den für diese schwierige Arbeit befähigtsten preußischen Bibliothekaren zusammengesetzt wird." Wo sollen denn diese aber herkommen? Nur ein Fachgelehrter beherrscht die Systematik seiner Wissenschaft, es ist aber ausgeschlossen, daß für jedes Spezialfach eine bibliothekarische Kraft vorhanden wäre, die die gesamte Literatur des Faches richtig einzuordnen verstünde, zumal da viele Wissensgebiete ineinander übergreifen. Bringt man aber die geeigneten Männer wirklich zusammen, so mögen sich also kurz gesagt die Bibliotheken außerhalb jenes Bureaus mit „minderwertigem" Beamtenmaterial begnügen. Und das zu einer Zeit, wo die höchsten Ansprüche von den Benutzern gestellt werden! Weiß nun das hochwohlweise, stets infallible Bureau trotz alledem nicht, in welches Fach ein Zettel gehört, so müssen ihm die Bücher, deren Titel auf diesem Zettel kopiert ist, in natura von den Bibliotheken eingesandt werden, damit durch Okularinspektion des Inhalts ermittelt wird, welche Abteilung des systematischen Katalogs die Ehre haben soll, den Titel in sich aufzunehmen. Ist alles endlich so weit, wohl, nun kann der Druck beginnen! Die Titel werden einzeln auf Zetteln abgedruckt und diese in mindestens drei Exemplaren an jede Bibliothek verschickt, eins systematisch, zwei alphabetisch geordnet (für die Verwaltung eins und für das Publikum eins). Jede Bibliothek hat nun Abschied von ihren alten, mühsam hergestellten Katalogen nebst Signaturen zu nehmen und par ordre du moufti die neuen, von Berlin aus dekretierten Büchernummern auf ihren Bücherbestand zu übertragen. Die Weiterführung der Kataloge, Hinzufügung des Zuwachses usw. erfolgt gleichfalls von der Zentralstelle aus, sodaß als eigne Arbeit den einzelnen Bibliotheken nur übrig bleibt, die Zettel einzuordnen und auf einem Exemplar die Accessionsnummer einzutragen — was notabene ein „gebildeter Hausknecht" ebensogut besorgen kann wie ein wissenschaftlicher Beamter. Also weg mit diesen! Sie kosten den Staat ja nur mehr Geld. Nun wird freilich gesagt, wenn das wissenschaftliche Personal der einzelnen Bibliotheken wesentlich vermindert wird, so könnten die übrig bleibenden Bibliothekare ihre Kraft andern, heute allzusehr (?) vernachlässigten Aufgaben zuwenden, als da sind persönliche Förderung der Benutzer, sorgfältigste Auswahl der Neuerwerbungen, planmäßige

Digitized by Google

Ergänzung des Bücherbestandes (wofür der systematische Gesamtkatalog ein unvergleichliches Hilfsmittel abgeben werde! So? also auch für die auf einzelnen Bibliotheken besonders gepflegten Abteilungen? Hassiaca in Marburg, Saxonica in Halle, Pomerana in Greifswald?), weiterhin Handschriftenkatalogisierung, wissenschaftliche Ausnutzung und Bearbeitung der Seltenheiten des Bestandes — ist dies Sache des Amtes? „Der Bibliothekar, der liest, ist verloren!“ *) —, endlich bibliographische Arbeiten von allgemeinem Nutzen. Abgesehen davon, daß ein Teil dieser Arbeiten, wie die beiden letzten, außerhalb der amtlichen praktischen Tätigkeit der Bibliothekare liegt und ebensogut wie die Handschriftenkatalogisierung von Fachgelehrten ausgeführt werden kann, sieht man nicht ein, warum nicht gleich alles dies von der Berliner Zentralstelle mitbesorgt werden soll, speziell die Auswahl der neuen Erscheinungen — nur die Pflichtexemplare der einzelnen Provinzen könnte die Ortspolizeibehörde einziehn —; die „persönliche Förderung der Benutzer“ ist dann ebenfalls telephonisch oder brieflich von der Zentralstelle aus möglich, denn hier sitzen schließlich die zwei bis drei Dutzend wissenschaftlich gebildeter Bibliothekare aus alter Zeit. Der Nachwuchs fehlt, weil die Gelegenheit zum Signieren und Katalogisieren und sich dadurch die eigentliche Bücherkunde zu erwerben anderswo überall ausgeschlossen ist. Das Signieren der Bestellzettel hat ja das Publikum selbst zu besorgen.

Der ganze Vorschlag**) mit allem, was drum und dran ist, der ohne Rücksicht auf die geschichtliche Entwicklung der Bibliotheken und des Bibliothekaramts eine rein mechanische Umwälzung der gesamten Bibliothekverhältnisse bezweckt, krankt schwer an einer petitio principii. Es fehlt der Beweis zunächst, daß die Zentralisierung aller Arbeit à la Warenhausbetrieb und die daraus entspringende Einheitlichkeit, sagen wir besser Uniformierung, etwas Gutes und Nützliches sei. Wo ein Warenhaus entsteht, schwinden die selbständigen Existenzen, die doch für den Staat wertvoller sind, weil sie an seiner Erhaltung interessiert sind, jenes aber nicht, weil der Großhandel international ist. Was würde man dazu sagen, wenn zum Beispiel im deutschen Heere eine einzige Uniform eingeführt würde? Alle Unterschiede zwischen Infanterie, Artillerie, Kavallerie usw. fielen weg; ebenso die Unterschiede der einzelnen Regimenter; nur die fortlaufende Numerierung bliebe auf den Achselklappen bestehn wie die Signaturen auf den Büchern. „Uniform“ heißt auf deutsch wörtlich übersetzt „Eintracht“; die Konkordia, die innere Übereinstimmung, kann aber durch mechanische Mittel nicht hergestellt werden. Eine heillose Verwirrung würde, wenn solche Projekte ausgeführt würden, sowohl im Heere wie im Besitzbestande der einzelnen Bibliotheken einreißen. Jedes Buch, mag es Königsberg oder Bonn, Kiel oder Halle, Berlin oder Göttingen gehören, trägt dieselbe Nummer; es wird bald hierhin, bald dorthin verliehen, wandert

*) The librarian who reads is lost, Mark Pattison, Isaac Casaubon, London, 1875, S. 207 oben. Vgl. Treitschke, Preußische Jahrbücher 53, 1884, S. 483.

**) Eine Modifizierung des schon 1842 von dem Hallischen Bibliothekar Karl Ed. Förstemann (Serapeum Bd. 3 S. 247 ff.) ausgesprochnen sogenannten Treitschkeschen Gedankens, alle Kataloge in Abschrift nach Berlin zu senden (Preußische Jahrbücher 53, 1884, S. 491).

Digitized by Google

aus einer Hand in die andre. Woher soll nun der Laie, der von verschiednen Bibliotheken mehrere Bücher entliehen hat — denn was auf der einen verliehen oder nicht vorhanden war, bestellt er anderswo —, woher soll er wissen, welcher Bibliothek das entliehene oder irgendwo vorgefundne Buch gehört? Ex bibliotheca Georgiae Augustae versteht heute außerhalb Göttingens nicht jeder, geschweige denn daß er, wenn ihm ein verlornes oder vermißtes Buch in die Hände fällt, weiß, wo sich die Amploniana, die von Ponickausche Bibliothek oder andre mit ihren besondern Namen befinden. Also müssen sämtliche Bücher nicht nur umsigniert, sondern auch umgestempelt werden, d. h. mit einem Stempel versehen werden, der in deutscher Sprache genau die Eigentümerin bezeichnet, soweit es noch nicht der Fall ist; auch „K. U. B." (Königliche Universitäts-Bibliothek) auf den Stempeln ist manchem ein böhmisches Dorf. Gerade aus der Verschiedenheit der Einrichtungen an den einzelnen Anstalten kann der Benutzer sowohl wie der Beamte am meisten lernen. Freilich brauchen beide bei Wohnortswechsel oder bei Versetzungen nicht umzulernen; die Tauben fliegen ihnen gleich gebraten in den Mund; überall findet man ja dieselbe Anordnung der Kataloge und der Bücher. Auch das ist ein Vorteil, aber nur für das Schlaraffenland. Lassen wir aber diesen Einwand gegen die einheitliche Uniformierung beiseite, da er einem, der keinen Sinn für das Werden der Dinge und die geschichtliche Entwicklung hat, unwichtig erscheinen wird, so fehlt zweitens der Beweis, daß der zugrunde gelegte Sachkatalog der Berliner Königlichen Bibliothek das Ideal ist, dem sich alle andern Bestände leicht einordnen lassen. Das ist aber für die Sondersammlungen der übrigen Bibliotheken völlig ausgeschlossen. Denn für die Aufnahme fremder Spezialbibliotheken ist kein fertiger Sachkatalog, auch der der größten Bibliothek der Welt nicht, eingerichtet. Jedenfalls ist das Berliner Schema dafür zu eng, aber auch andrerseits zu weit, als daß es die kleinern Bibliotheken für ihre eignen Bestände annehmen könnten. Es ist, als wenn eine Berliner Fabrik das ganze Reich mit dem Schuhbedarf versorgen wollte; dann brauchte ja auch ein und dieselbe Arbeit nicht von einzelnen Schustern in den Kleinstädten gemacht zu werden.

Den eigentlichen Anlaß zu den wunderlichen Neuerungsvorschlägen hat der sogenannte preußische „Gesamtkatalog" gegeben, über den schon jetzt — es sei offen ausgesprochen — allgemeine Unzufriedenheit herrscht. Der Gedanke, der ihm zugrunde liegt, war gut, und alles Wissenswerte darüber hat Milkau in seiner vortrefflichen Schrift „Zentralkataloge und Titeldrucke" (1898) gesagt; wiederholt spricht er sich ablehnend mit guten Gründen gegen einen etwa geplanten Zentralrealkatalog aus. Aber die Organisation der Arbeit am alphabetischen Gesamtkataloge war verfehlt. Der Aufwand an Arbeit, Zeit und Geld ist von vornherein unterschätzt worden, und der Nutzen steht dazu in gar keinem Verhältnis, zumal da sich der Katalog auf die preußischen Bibliotheken beschränkt, wenn es auch nicht ausgeschlossen ist, daß später andre ihm beitreten. Daß die Kosten des Projekts (für Gehalte der Beamten und Hilfskräfte, Materialbeschaffung, endlich last not least für den Druck) in die Millionen gehn, sei nur nebenbei bemerkt. Wieviel neue Bücher ließen sich

Digitized by Google

für solche Summen anschaffen! Die preußische Regierung ist allerdings an alledem unschuldig; während sie die Idee des Gesamtkatalogs als gut und zweckmäßig anerkannte, mußte sie sich über die Art der Ausführung auf die Gutachten der Fachleute verlassen. Die größten Bibliotheken der Welt, das British Museum in London und die Pariser Nationalbibliothek, haben ihre alphabetischen Kataloge in Druck gegeben. Die Berliner Königliche Bibliothek ahmt dies nach, und um mehr zu leisten, schließt man die Bestände der preußischen Universitätsbibliotheken mit ein.*) Das ist an sich zu loben, denn die Stellung jener beiden Bibliotheken zur Literatur ihres Landes ist eine ganz andre als die der Berliner Bibliothek. Die deutsche Bücherproduktion hat aber einen weit größern Umfang erreicht als die englische und die französische. Darum enthält die Berliner Bibliothek mitsamt den preußischen Universitätsbibliotheken nur einen ganz kleinen Bruchteil des wirklich Vorhandnen. München, Dresden, Straßburg, Wolfenbüttel, Hamburg, Frankfurt, Wien, Karlsruhe, Stuttgart, Heidelberg, Corvey, Gotha — um nur einige Bibliotheken zu nennen —, dazu zahlreiche Stadt-, Kirchen- und Schulbibliotheken innerhalb und außerhalb Preußens (Leipzig, Danzig, Zwickau u. a.) enthalten vieles, was in keiner Staatsbibliothek Preußens vorhanden ist. Darum wird auch der fertige Gesamtkatalog nimmermehr ein vollständiges Bild der deutschen Bücherproduktion noch ihrer wirklich vorhandnen Bestände geben können. Wer sich über irgendwelche Literatur orientieren will, schlägt lieber gedruckte Spezialbibliographien nach (zum Beispiel die von Erman über Universitätswesen). Soviel uns bekannt ist, und wie auch allseitig, abgesehen von der Königsberger Bibliothek, zugegeben worden ist, werden die schon fertigen Berliner Titeldrucke, auf denen die neuen Erwerbungen verzeichnet sind, so gut wie gar nicht benutzt, weder zum Einkleben in die vorhandnen Kataloge, noch, wo sie unzerschnitten in Buchform vorliegen, vom Publikum oder von den Beamten zum Nachschlagen. Deshalb ist auch ihre Versendung von Berlin aus sehr eingeschränkt worden. Zum Einkleben in die Bandkataloge sind sie überhaupt ungeeignet; für die Hallischen und die Marburger Zettelkataloge paßt der lange Papierstreifen nicht, und bei den übrigen fordert das Einkleben und das Herausnehmen des Ordnungsworts mehr Zeit als das handschriftliche Eintragen des Titels. Für bibliographische Zwecke mögen diese Titeldrucke ausreichen; für die bibliothekarische Praxis sind sie unbrauchbar. Was macht es aus, ob die Angabe der Seitenzahl eines Buches in runde Klammern eingeschlossen wird oder nicht, ob man 8 oder 8° für Oktav**) setzt? Das schlimmste aber ist, daß das eigentliche Ordnungswort, insbesondre der Verfassername, nicht von vornherein an den Anfang gestellt ist, sodaß er jedesmal, wenn die Titeldrucke wirklich benutzt werden sollen, besonders ausgeschrieben werden muß. An dem Mangel einer richtigen Organisation und an dem viel zu frühzeitigen

*) Der Druck beschränkt sich übrigens bisher nur auf die neuen Erwerbungen.

**) Da die meisten Bücher der Neuzeit Oktavformat haben, so wäre es das beste, wenn diese Bezeichnung ganz wegfiele, und nur die Quart- und Foliowerke als solche in Katalogen und in Bibliographien gekennzeichnet würden. Viele Buchhändler haben dieses Verfahren für ihre Kataloge schon eingeführt.

Digitized by Google

Beginn der Arbeit ist der Plan des Gesamtkatalogs gescheitert. Die Arbeit ist am unrichtigen Ende angefangen worden. Wenn jemand ein Gebäude errichtet, so hat er vor allem auf die Güte des zu verwendenden Materials zu achten. Die Bausteine, die zusammengetragen werden, müssen haltbar und dauerhaft sein, damit sie auch etwas tragen und vertragen können. Sind sie schlecht, so müssen sie, wo es möglich ist, ausgebessert oder durch neue und bessere ersetzt werden. Der Gesamtkatalog ist nun ein gewaltiges Gebäude, dessen Plan fertig vorliegt. Aber wie steht es mit der Fundamentierung, den Katalogen der einzelnen Bibliotheken? Und wie steht es mit dem Material dazu, das von allen beteiligten Bibliotheken mit größter Mühe und argem Zeitverlust erst herbeigeschafft werden muß? Nun, was nach Berlin geschickt wird, ist fertig und gut (trotzdem erfolgen viele Rückfragen), aber an Ort und Stelle muß es erst gründlich ausgebessert werden. Es genügt schon längst nicht mehr, nach den vorhandnen Katalogen die Titel der in Berlin fehlenden Bücher aufzunehmen; die Bücher selbst müssen herbeigeschafft, und ihre Titel müssen kopiert werden. Es ist eben die wichtigste Vorarbeit versäumt worden. Zu allererst mußten die nicht genügenden Kataloge, sowohl die alphabetischen wie die Sachkataloge, der beteiligten Bibliotheken von A bis Z in Ordnung gebracht oder vollständig umgearbeitet werden, wo es nötig war. Das hätte nach unsrer Schätzung vielleicht sechs Jahre in Anspruch genommen, vorausgesetzt daß die jetzt für den Gesamtkatalog überall beschäftigten Beamten und die für die Arbeit bewilligten Geldsummen auf die einzelnen Universitätsbibliotheken zur Ausführung der Neukatalogisierung verteilt und jene von den laufenden Ausleihe- usw. Geschäften vollständig befreit wurden. Nötigenfalls konnten außerordentliche Hilfsarbeiter eingestellt werden. Aus eigner Erfahrung wissen wir, daß sich in einer Stunde mindestens dreißig Titelaufnahmen in zwei Exemplaren herstellen lassen. Das zweite, das für den Sachkatalog und später, wieder alphabetisch geordnet, als Nachschlagekatalog für das Publikum dienen soll, kann unter Umständen durch Unterbeamte, Kopisten usw. abschriftlich angefertigt werden. Erst wenn diese Vorarbeit, die überhaupt den Bedürfnissen und den Anforderungen der Gegenwart entspricht, vollendet war, durfte die Arbeit für den Gesamtkatalog begonnen werden. Wozu Zukunftsmusik treiben, wenn die Gegenwart darüber vernachlässigt wird! Denn das geht so nicht weiter, daß vielleicht die besten Kräfte dem laufenden Dienst entzogen und in den alleinigen Dienst des Gesamtkatalogs gestellt werden. Man sage nicht, daß hier Übertreibung vorläge; es sieht wohl so aus, es ist aber keine, wenn man jedes Ding mit dem rechten Namen nennt oder sich etwas prägnant ausdrückt.

Nach alledem dürfte es dem Unbefangnen klar geworden sein, daß für die geplanten Neuerungen die gesunde Grundlage fehlt. Man soll nicht etwas „im Prinzip“ annehmen, wenn nicht zugleich annehmbare Ausführungsvorschläge dazu gemacht werden. Leider geschieht dergleichen oft, auch bei Gesetzesvorlagen. Es ist ein Zeichen der Denkfaulheit, wenn jemand erklärt, grundsätzlich mit einem Vorschlag einverstanden zu sein, aber wegen der Ausführung müsse eine Kommission ernannt werden. Kommissionen verderben nur, viele

Digitized by Google

Köpfe, viele Sinne; in Wahrheit macht einer, der Referent, die Hauptarbeit. Wo die Art der Ausführung nicht genehm ist, soll man auch das Prinzip ablehnen und mit selbständigen neuen Gegenvorschlägen kommen oder sie verlangen. In solchem Falle ist a limine ablehnen das einzig richtige. Beiläufig bemerkt, in die Benutzungsstatistik der Bibliotheken ist auch ein hirnverbrannter Unterschied hineingeschmuggelt oder infolge Gedankenlosigkeit hineingelassen worden: die Unterscheidung zwischen Behörden, Anstalten usw. und Einzelpersonen als Benutzern. Nun sind ja Behörden und Anstalten nur Vermittler für eine oder mehrere Einzelpersonen. Also mußte mindestens eine neue Unterscheidung getroffen werden: a) Behörden als Selbstbenutzer, b) als Vermittler erstens für eine Person, zweitens für mehrere Personen. Wert hat das natürlich nicht, wie jede Übertreibung. Wenn es zum Beispiel draußen kalt und regnerisch ist, so weiß jeder, daß die Lesesäle der Bibliotheken stärker besucht sind als sonst („Wärme schinden" nennt es der Student). Dazu braucht man keine Statistik, die überhaupt auch mehr Sache eines statistischen Zentralbureaus und nicht der wissenschaftlichen Bibliothekbeamten ist. Das Material dazu können auch Unterbeamte liefern. Aber aus jenem stärkern Besuch einen Schluß auf vermehrte wissenschaftliche Betriebsamkeit zu ziehn, wäre Wahnsinn.

Gesetzt aber auch, die ganze Projektenmacherei beruhte auf gesunder Grundlage, so ist es doch sehr fraglich, ob bei der Ausführung aller Pläne ein wirklicher Nutzen herauskommen würde. Daß die wissenschaftlichen Bibliothekbeamten bis auf die wenigen des Berliner Katalogbureaus überflüssig würden, ist schon betont worden. Wo soll nun der Nachwuchs ausgebildet werden? An den staatlichen Bibliotheken Preußens ist kein Feld mehr für die eigentliche bibliothekarische Praxis. Sollen nun sämtliche Volontäre etwa nach Göttingen versetzt werden und dort zwei Jahre lang Theorie hören, die so lange grau ist, als nicht die praktische Ausbildung nebenhergeht? O tempora, o mores! Darum hat der Staat alle möglichen Instruktionen und Verordnungen erlassen, die Vorbildung der Beamten geregelt, das Geld weggeworfen für Erneuerung von Bibliothekkatalogen, damit schließlich ein kleines Häuflein wissenschaftlicher Beamter in Berlin sitzt und dort eine Arbeit macht, für die Fachprofessoren geeigneter wären. Dahin also ist es mit der Selbständigkeit des bibliothekarischen Berufs gekommen!

Soviel von den Beamten; wie stehts aber mit den Büchern und den dazu gehörenden Katalogzetteln? Alle Titel angeschaffter, pflichtgemäß eingegangner oder geschenkter Werke werden gleichmäßig aufgenommen. Unterscheidungen der wichtigen und der Schundliteratur gibt es nicht. Es ist ja heute schon schlimm genug, wenn die obskursten Eintagsfliegen, Feuilletons und dergleichen bestellt und benutzt werden,*) da die grundlegenden Werke über ein wissenschaftliches Thema zu schwer verständlich scheinen, notabene dem modern Verbildeten und Verwöhnten, dessen Magen schwere Kost nicht mehr vertragen kann. Soll denn eine Abschreiber- und Kompilatorengeneration ohne eigne Gedanken aufwachsen? Ein solches Ziel zu fördern ist nicht Auf-

*) In bezug auf Bücherkäufe klagte Treitschke (a. a. O. S. 484) schon vor zwanzig Jahren über dieselbe Erscheinung.

Digitized by Google

gabe der Bibliotheken. Auch ist es höchst zeitraubend, wenn, wie es jetzt geschieht, eine Unmasse Titel in Berlin vorhandner Werke, die als Pflichtexemplare eingegangen sind (sogar Statuten von Skat- und Kegelklubs), aber nicht den geringsten Wert haben, auf deren Vorhandensein in den Universitätsbibliotheken täglich nachgeschlagen werden muß. — Energisch muß ferner dagegen Einspruch erhoben werden, daß der Unterschied zwischen Bibliographien und Katalogen immer mehr verwischt wird, wie es die neuen Projekte in Aussicht stellen. Wenn ein Bibliothekar eine Bibliographie anfertigt, wozu er in den meisten Fällen am besten geeignet ist, so ist das seine Privatarbeit, oder es geschieht im Auftrag einer Behörde; mit der bibliothekarischen Praxis hat das aber absolut nichts zu tun.

Nun zu dem Hin- und Herschicken der Katalogzettel! Die Reise der Titelkopien nach und von Berlin fordert jedenfalls mehr Zeit und Geld als das Schreiben und Einordnen an Ort und Stelle, das heißt an der Bibliothek, die das Buch erworben hat. Sind nun glücklich die Millionen Zettel (samt allen Verweisungszetteln) in Berlin zusammen, werden sie gedruckt und von dort aus an die übrigen preußischen Universitätsbibliotheken versandt — wenige Exemplare vielleicht gegen Bezahlung an andre; denn Käufer werden sehr selten sein, wie das Beispiel des Katalogs des British Museum lehrt, und die Kosten werden keinesfalls gedeckt —, dann erhebt sich hier die Frage: „Was soll aus unsern alten Katalogen werden?“ Es ist kaum für den Zuwachs an Büchern Raum vorhanden; also ins Feuer mit ihnen und damit zugleich mit der Geschichte der Bibliothek, die sich auch in ihren Katalogen spiegelt. Das ist der angebliche Segen der Uniformierung. Volkstrachten und Dialekte sucht man doch heute auf jede Weise vor dem Untergange zu retten; warum nicht auch „berechtigte Eigentümlichkeiten“ alter Büchersammlungen?

Wo neue Projekte ihre eignen Totengräber sind, bedarf es keiner Kurpfuscher und Wundertäter, sie oder ihre einzelnen Teile zu neuem Leben zu erwecken. Was an ihnen Bestand hat, ist eben nicht neu, und das einzige, was für eine ernsthafte Diskussion übrig bleibt, ist der gedruckte Katalogzettel, nicht zum Kleben eingerichtet, sondern fix und fertig als Ersatz des vorhandnen alphabetischen Zettelkatalogs. Aber wer soll die Zettel drucken lassen? Jede Bibliothek ihren eignen Bestand und Zuwachs, oder eine Zentralstelle, also die Berliner Königliche Bibliothek, die die meisten Accessionen hat, alles zusammen? Aber auch in diesem Falle müßten Titel der in Berlin nicht erworbnen Druckschriften kopiert und nach Berlin geschickt werden; da wäre es doch vorteilhafter, wenn jede Bibliothek ihren geschriebnen Zettel gleich für sich behielte. Der Zettel mit der Titelkopie gehört von vornherein zum Buche selbst, nicht zu den Bibliotheken, die vielleicht das Buch gar nicht besitzen — denn sie schaffen ja nicht alle Bücher an —, also müßte der Verleger oder Drucker nach Vereinbarung über Format, Satz usw. jedem neuen Buche eine Titelkopie (in wenigstens drei Exemplaren) mitgeben. Aber diese haben keinen Anlaß, ohne Entgelt, d. h. Erhöhung des Ladenpreises den Bibliotheken und ihren Beamten eine Bequemlichkeit zu verschaffen. In

Digitized by Google

Amerika und anderswo geschieht es freilich teilweise schon. Über das Format der Katalogzettel ließe sich wohl eine Einigung erreichen; es muß ein bekanntes, gebräuchliches und handliches sein; mit Recht ist deshalb (vom Berliner Bibliotheksdirektor Schwenke, Zentralblatt für Bibliothekswesen 1904, S. 453; 1905, S. 3) das Format der Postkarte für die gedruckte Titelaufnahme vorgeschlagen worden. Aber dann erhebt sich wieder die Frage: Wie sollen die Zettel aufbewahrt werden? in Kasten oder auf Blocks? Das Papier darf auch nicht zu dünn sein, da es sonst durch den Gebrauch beim Nachschlagen zu früh ruiniert wird und schwer zu blättern ist. Die einfachste und billigste Art der Zettelbündel haben unstreitig die Universitätsbibliotheken von Marburg und Halle, die sogenannten Strumpfbandkataloge; 21×8,5 Zentimeter große Zettel sind durch einfachen Gurt in ein Bündel zusammengeschnürt und lassen sich, da die Titel die Schmalseite einnehmen, wie ein Kartenspiel schnell durchblättern. Die geringen Nachteile (Reißen der Gurte, Verlegen eines Zettels) kommen gegenüber der Leichtigkeit und der Schnelligkeit bei der Benutzung nicht in Betracht; obendrein sind die Kosten äußerst gering; jahrzehntelang genügte dort ein Beamter, sämtliche Bestellungen eines Tages binnen zwei Stunden zu erledigen. Darum wunderte man sich, daß man an diesen beiden Bibliotheken solange mit so wenig Beamten auskam. Anderswo scheint diese Art nicht eingeführt zu sein; daß purer Eigensinn und Oppositionsgeist gegen Rehm, Gildemeister und Hartwig, die es eingeführt hatten, daran schuld waren, ist natürlich ausgeschlossen. Der wahre Grund lag in der zu großen Abweichung von den anderswo üblichen Formaten und in dem Mangel an Schönheit des Aussehens der Zettel. Auch paßte es nicht immer im einzelnen für die neuen Instruktionen für die Titelaufnahmen; aber dann konnten ja diese Instruktionen wieder einmal geändert werden, die einer Vereinfachung sehr bedürftig sind. Warum sollte sich diese Art nicht auf das Postkartenformat übertragen lassen, indem nicht die Richtung der Längsseite von 14 Zentimetern, sondern die Schmalseite von 9,3 Zentimetern mit dem Buchtitel bedruckt würde? Wir würden sogar noch weiter gehn und das Format der Spielkarte vorschlagen, sodaß die alphabetischen Kataloge nichts weiter sind als Bündel von Kartenblättern, die sehr wenig Raum einnähmen. Der Titeldruck könnte in der Weise erfolgen, wie es bei dem Katalog der Pariser Nationalbibliothek geschieht, wobei das vorangestellte Ordnungswort durch recht fette Typen hervorgehoben würde. Es bliebe dann noch immer genug leerer Raum übrig. Jedenfalls ist mit den heutigen Berliner Titeldrucken mit ihren Langzeilen nichts anzufangen. Eine einfache Verschnürung am untern Ende (durch umsponnenes Gummiband oder dergl.), durch je einen viereckigen Einschnitt an beiden Seiten festgehalten, würde das Auseinanderfallen der Zettel verhindern. Zur Aufbewahrung könnten Pappkartons dienen, wie sie in Halle und Marburg vorhanden sind, aber in den entsprechenden kleinern Dimensionen. Doch das alles sind bloß Anregungen, die weiterer Erwägung bedürfen; vorläufig wollen wir unter Ablehnung aller neuen Projekte für ein Wolkenkuckucksheim den einzelnen Bibliotheken die Bearbeitung ihrer Kataloge wahren. Man sistiere also die Arbeiten am Gesamtkatalog — auf-

Digitized by Google

geschoben ist ja nicht aufgehoben —, lasse die nützlichen Auskunftsstellen bestehn, gehe zunächst an die Reorganisation der Einzelbibliotheken und schiebe alle uferlosen Pläne beiseite. Wie sagte doch Bismarck? Quieta non movere!

Bromios

Die moralischen Wochenschriften

Von J. H. Eckardt

2. Das goldne Zeitalter der moralischen Wochenschriften in Deutschland

Im Jahre 1721 trat in der Schweiz die Wochenschrift ins Leben, die bis jetzt vielfach fälschlich für die erste moralische in deutscher Sprache gehalten worden ist, die von Bodmer und Breitinger in Zürich herausgegebnen „Diskurse der Maler," die sich, wie in der Vorrede betont wird, eng an die englischen Vorbilder anschlossen und durch die englischen Wochenschriften zu ihrem Erscheinen angeregt wurden. „Diskurse" nannte man die einzelnen Abhandlungen, weil sie zum größten Teil aus mündlichen Unterredungen der Herausgeber mit andern Zürcher literarischen Persönlichkeiten hervorgingen, Diskurse der Maler, weil die beabsichtigten Sittenschilderungen als kleine Gemälde betrachtet werden sollten und deshalb auch mit den Namen berühmter Meister unterzeichnet wurden; Bodmer hat zum Beispiel mit Rubens unterzeichnet. Die Herausgeber dieser Zeitschrift haben dieselben Ziele wie die englischen Vorbilder, sie bringen Erörterungen über alles, was das Leben bewegt, über Tugenden und Laster, über Sitten und Gebräuche, über Alltäglichkeiten und große zeitbewegende Dinge, aber sie errangen nicht den Erfolg ihrer Vorbilder. Die Teilnahme des Publikums war gering, die Sprache ungelenk, Verdrießlichkeiten und polizeiliche Eingriffe erschwerten die Entwicklung. So gaben die Herausgeber ihr Unternehmen schon 1723 wieder auf. Hettner erwähnt eine Fortsetzung dieser Zeitschrift: „Der Maler der Sitten" aus dem Jahre 1729; nach neuern Forschungen scheint hier jedoch ein Irrtum vorzuliegen, denn erst 1746 ist eine Neuausgabe der „Diskurse der Maler" unter diesem Titel erschienen.

Die Diskurse fanden auch in Bern eifrige Leser, vor allem suchte Johann Georg Altmann dort für die Verbreitung zu wirken und meldete sich als Mitarbeiter. Mancherlei Verstimmungen — ein Artikel von ihm war zuerst angenommen, dann aber lange nicht veröffentlicht und schließlich so umgearbeitet worden, daß man das Original kaum wieder erkannte, einen andern Artikel hatte er fälschlich als auf sich gemünzt betrachtet — hatten Altmann schließlich bewogen, ein ähnliches Unternehmen in Bern zu gründen. Eine kürzlich erschienene Monographie von Ischer (Bern 1902) beschäftigt sich mit dieser Bernischen Neuen Gesellschaft und ihrer Wochenschrift: dem „Bernischen Freitagsblättlein."

Digitized by Google

Am 1. November 1721 erschien die erste Nummer, zwei Jahre lang hat die Zeitung bestanden, mit einem vierten Band schloß sie am 28. November 1724 ab. Sie ist in 104 Diskursen erschienen; die Mitarbeiter verbargen sich unter Decknamen aller Art. In Zürich war man natürlich über das Konkurrenzunternehmen nicht sehr erbaut, ein heftiger Zeitungskampf entspann sich in der ersten Zeit, und wenn auch der erste vollendete Band des Freitagsblättleins den Zürichern gewidmet war, die Eifersucht und die Angriffe der Züricher blieben und fanden erst ihr Ende, als die Diskurse der Maler eingingen. Die Berner widmeten den letzten Band ihrer Zeitschrift „der bernischen Nachwelt" und sprachen die Hoffnung aus, daß die Nachwelt ihre Zeit nicht besser und nicht schlechter finden werde, als sie im Freitagsblättlein geschildert worden sei.

Den englischen Wochenschriften kam auch diese Unternehmung nicht im entferntesten gleich, die Sprache ist unbehilflich, die Artikel sind oft recht langweilig, seicht und platt. Doch trug das Freitagsblättlein, wie Ischer hervorhebt, zur Unterhaltung und Anregung bei und berührte neben vielen gleichgiltigen und abgeschmackten doch auch wichtigere Fragen. Als erster Versuch einer Zeitung, d. h. Wochenschrift in Bern verdiente es alle Beachtung. An späterer Stelle werden wir Altmann wieder begegnen.

Eine wirklich gediegne Wochenschrift, die ihre Vorgängerinnen bei weitem übertraf, war der seit dem 5. Januar 1724 in Hamburg erscheinende „Patriot," die geistvollste und entschieden die wirksamste unter allen deutschen moralischen Wochenschriften. Die Zeitgenossen waren von dem Blatt begeistert, Gottsched preist es in überschwenglichen Worten, der in Berlin sehr gefeierte Hofdichter von Besser rühmt „seine schöne Schreibart und die saubere Reinlichkeit seiner Feder und seiner Morale," und noch Herder hebt lobend Brockes und des Patrioten Verdienste um die Veredlung der Sprache und der Literatur hervor.

Die erste Nummer in der Stärke eines halben Bogens erschien, wie Jacoby nachweist, der dadurch die Angaben bei Milberg richtig stellt, „Mittwochens den 5 Jenner 1724 in Hamburg bei Johann Christoph Kissnern" in Quart und kostete einen Schilling oder Sechser; die nachfolgenden Nummern gelangten Donnerstags zur Ausgabe. Das Titelblatt zeigt eine Medaille mit dem Kopfe des Sokrates und der Überschrift „Cosmopolites."

Die Herausgeber nannten sich ursprünglich nicht, erst nach fünf Jahren bei der zweiten Auflage finden sich die Namen der Mitarbeiter, es sind als solche verzeichnet: Joh. Jul. Surland (Syndikus der freien Stadt Hamburg), Conrad Widow und B. H. Brockes (Senatoren), Joh. Alb. Fabricius (Professor der Moral und Eloquenz), Joh. Thomas (Pfarrer der englischen Kirche), Chr. Fr. Weichmann (Braunschweigischer Rat), Joh. Ad. Hoffmann (philos. und philol.), Joh. Klefeker (Syndikus), Joh. Jul. Ankelmann (Senator) und Mich. Richey (Professor publicus). Die Mitglieder und Mitarbeiter erörterten in wöchentlichen Zusammenkünften die wichtigsten Fragen der „Rechts- und Sittenlehre, der Staats- und Handlungskunst" und verteilten dann untereinander diese durchsprochnen Aufgaben zur schriftlichen Bearbeitung. Der Patriot selbst bezeichnet sein Wesen am besten, wenn er sagt, „daß er mit natürlichen und

Digitized by Google

vernünftigen Gründen in allen, den geselligen Umgang, die Haushaltung, Kinderzucht und gemeine Wohlfahrt betreffenden Sachen Andere gern von Thorheiten abführen und ihnen dasjenige sagen will, was entweder so sonderbar oder so lebhaft zu sagen die Umstände eines heiligen Amtes und Ortes nicht allemal zulassen." An einer andern Stelle heißt es: „Der Endzweck aller seiner Bemühungen und das einzige, worauf alle seine weitläufige Anstalt abziele, sei Besserung; alle seine Kräfte gedenkt er dazu anzuwenden, daß die bey seinen Mitbürgern, insonderheit den Teutschen, und unter denen bey den Hamburgern, eingewurzelten Irrthümer, Mißbräuche und übele Gewohnheiten, wo nicht ausgeräutet, wenigstens nach ihrer lächerlichen oder gefährlichen Wirkung vor Augen gestellt werden mögen."

In seiner Schlußnummer charakterisiert sich der „Patriot" schließlich wie folgt: „Die Fehler einer übelen Erziehung sind von der Wiege an bis zu den männlichen Jahren gezeiget worden. Ich bin dem Menschen fast durch alle Stände und Abwechselungen seines Lebens gefolget. Ich habe ihn betrachtet als einen Ehe-Mann, Vater, Unterthan, Bürger, Kaufmann, Rechts-Gelehrten, eine obrigkeitliche Person, u. s. w. und was in jedem Stande seine Schuldigkeit sey, ihn aufrichtigst belehret. Ich habe ihm die Thorheiten einer übermäßigen Pracht in Kleidern, Carossen, Gärten, Gastereyen, Leichen-Begängnissen u. s. w., entdecket; den Fleiß, die Wohlanständigkeit hingegen bestens angepriesen. Ich habe ihm eine umständliche Beschreibung der menschlichen Leidenschaften gegeben, und verschiedene gantze Papiere dazu angewandt, um ihm die bösen Wirkungen des Neides, des Hochmuths, der Verläumdung, der Selbstliebe, des Geizes, der mürrischen Unhöflichkeit zu zeigen; die Sittsamkeit hingegen, Aufrichtigkeit, Menschen-Liebe, Großmuht u. s. w. an deren Stelle zu versetzen gesucht." Soweit der „Patriot" selbst über seine Absichten und seine Erfolge. Kindererziehung war eins der Hauptthemata, die er behandelt. Heftig tadelt er die Sitte, die Kinder schon im zarten Alter der Pflege andrer zu übergeben. „Die durchgehends bei uns versäumte oder vielmehr ganz irrig angestellte Kinder-Zucht ist die erste und mächtigste Ursache unsers mannigfaltigen Unglücks," sagt der „Patriot." Er berichtet, wie die Kinder bis zum neunten oder zehnten Jahr in den Händen der Dienstboten bleiben und die Eltern kaum einmal wöchentlich zu sehen bekommen. Daß es um die Erziehung im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts nicht nur in Hamburg, sondern fast in allen Städten, vom Lande gar nicht zu reden, noch recht übel bestellt war, und daß auch andre zeitgenössische Schriftsteller, vor allem Abraham a S. Clara, über die unvernünftige und schlechte Erziehung bittere Klage führen, ist eine begründete Tatsache, die leider noch nicht genügend gewürdigt ist. Wenn jemand eine Geschichte der häuslichen Erziehung im achtzehnten Jahrhundert schreiben will, so wird ihm der „Hamburger Patriot" eine Fülle von Anregung bieten, wie überhaupt die moralischen Wochenschriften eine Fundgrube für den Kulturhistoriker sind.

Der „Patriot" spricht ferner von den Menschen, die sich in Hamburg, ohne die nötige Vorbildung zu haben, als Schulhalter niederließen und über eine große Anzahl von Kindern ein strenges Rutenregiment ausübten; das ist

Digitized by Google

eine Klage, die uns um diese Zeit häufig begegnet. Der „Patriot“ verlangt Staatsschulen oder wenigstens Staatsaufsicht darüber, daß die Kinder gut erzogen werden und gediegnen Unterricht erhalten. Er verurteilt ferner, „daß die Mütter ihre Kinder nicht selbst nähren, sondern Ammen überlassen.“ Denen, die der Erziehung der Kinder gleichgiltig gegenüberstehn, ruft er zu: „Lasset nur eure zarten Bäume unverwahret und unverpfleget stehen; lasset wilde Thiere, freole Fäuste, Wind und Wetter daran wühlen, schneiden, brechen und biegen, bis sie verwachsen sind und sehet zu, ob ihr ein tüchtiges Bau-Holtz oder eine zierliche Allee werdet zu wege bringen.“ Viele Hamburger sorgten mehr für den Bauch, als für das Gemüt der Kinder, das sei keines edeln Patrioten würdig. Nur indem man die Kinder immer um sich habe und sich mit ihnen beschäftige, könne man sie vor Bösem bewahren, ihre Fehler bekämpfen und sie zu edeln, tüchtigen Menschen erziehn. Auch mit den Spielen der Kinder beschäftigt sich die Wochenschrift. Sie empfiehlt für das reifere Alter neben der Beschäftigung mit den schönen Künsten Pflege der Liebe zur Natur, körperliche Übungen, Spaziergänge, Schwimmen. Bedeutungsvoll werden ihre Auslassungen, wenn man bedenkt, zu welcher Zeit sie geschrieben wurden, daß Gellert, Rousseau, Klopstock erst viel später diese Gedanken wieder aufnahmen und empfahlen.

Auch der Mädchenerziehung wendet der „Patriot“ seine besondre Fürsorge zu. Er stellt die sehr richtige, auch jetzt noch vielfach geltende Bemerkung auf, „daß wir uns durchgängig viel weniger Mühe geben unsere Töchter wohl aufzubringen als unsere Söhne und zudem noch glauben, daß wir darin Recht haben.“ Er beschäftigt sich vielfach mit Vorschlägen, wie dem abzuhelfen sei, er plant die Errichtung einer Mädchenakademie und stellt für eine solche Gesetze und Grundsätze auf. So denkt er schon um 1725 an eine Emanzipation des weiblichen Geschlechts, die erst in unsrer Zeit bis zu einem gewissen Grade verwirklicht worden ist, und widerlegt in ausführlicher Weise den Ausspruch eines Franzosen, der da sagt: „Man könne mit Frauenzimmern nichts andres als von Bagatellen reden.“

Auch der „Patriot“ gibt ein Verzeichnis von Büchern, deren Kenntnis er als wünschenswert für junge Mädchen und Frauen erachtet. Es unterscheidet sich wesentlich von dem, dessen wir beim „Vernünftler“ gedacht haben. Er nennt zahlreiche Erbauungsbücher, darunter Scrivers Seelenschatz, Arnds Bücher vom wahren Christentum, Brockes Irdisches Vergnügen in Gott; unter den Büchern zur Wissenschaft und Belehrung finden wir Hübners genealogische Tabellen, Adelungs Hamburgische Chronika, Bödickers Grundsätze der Teutschen Sprache, Canitzens Neben Stunden, die Durchlauchtigste Welt, Mattheſons neu eröffnetes Orchestre, Telemaque Französisch und teutsch usw. Neben den genealogischen und speziell Hamburgischen Werken fallen uns noch in die Augen: Scheuchzers kleine physica und Wolffens Anfangs-Gründe der Mathematischen Wissenschaften. Es ist ein Zeichen der Zeit, daß sich die Frauenwelt mit naturwissenschaftlichen und mathematischen Werken zu beschäftigen anfing. Eine weitere Abteilung der empfohlnen Bücher ist überschrieben: „Zur Klugheit zu leben“ und führt Bücher auf, wie Les Essais de Montagne,

Digitized by Google

Les œuvres de Molière, Maximes de Rochefoucault, Les dialogues des morts par Fontenelle, Rohr, Einleitung zu der Klugheit zu leben und andre mehr. Die vierte Abteilung beschäftigt sich mit Werken zur Haushaltung, wir finden da: Elsholtzens Garten-Bau-, wie auch Artzeney- und Tischbuch, der curieuse Künstler oder neues Kunst- Haus- und Wunderbuch (Nürnberg 1703), der Frau Schellhammerin wohl unterwiesene Köchin, Crousaz, de l'éducation des enfants, zweiter Teil, Fénelon, de l'éducation des filles, „so wie es zugleich mit Locken, de l'Éducation des enfants übersetzt ist," Hellwiggs Frauen-Zimmer-Apothekchen.

Durch die Lektüre dieser Bücher sollten die Kenntnisse der Frauen vermehrt, ihr Geschmack geläutert werden.

In weitern Aufsätzen schildert der „Patriot" die Hamburgerinnen, in andern die Reize Hamburgs und führt Gedichte zum Preise der Stadt an, originell ist ein Vorschlag, wie dem zu begegnen sei, „daß so viele Frauenzimmer ledig blieben." Man hatte nämlich darüber geklagt, daß in Hamburg die ledigen Frauenzimmer gar zu streng eingezogen lebten und sich von der Gesellschaft junger Männer zu sehr entfernt hielten. Die Ehen würden glücklicher werden, wenn sich die Ehegatten schon vorher kennen gelernt hätten. Es wurden nun Vorschläge zur Abhilfe gemacht, und zwar wurde als bestes Mittel eine „Hamburgische Verheyrathungs-Stelle" empfohlen, die ganz in der Art gehalten sein sollte, wie heute die Heiratsgesuche in den Zeitungen. Jacoby teilt einige ergötzliche Beispiele mit.

Vom „Patriot" erschienen im ganzen 156 Nummern; nach dreijährigem Bestehn stellte er sein Erscheinen ein, nicht etwa aus Mangel an Abnehmern oder an Stoff — wie er zugesteht, hatte er noch für drei weitere Jahre Stoff genug bereit liegen —, sondern weil die Herausgeber annahmen, daß er seiner Pflicht vorerst Genüge getan habe. Im Anschluß an den „Patrioten" erstand in Hamburg die „Patriotische Gesellschaft," die ungemein segensreich gewirkt hat und noch wirkt.

Auch der „Patriot" wurde neu aufgelegt, und zwar erschien 1728 eine verbesserte Auflage mit vollständigem Register in drei Bänden bei Conrad König, eine dritte 1747, eine vierte 1765; der „Patriot" war ein Volksbuch im wahren Sinne des Wortes geworden.

Welche Bedeutung er für seine Zeit gehabt hat, davon zeugen unter anderm die zahlreichen Schriften, die für und gegen ihn erschienen sind — Jacoby führt allein 152 auf —, und der Umstand, daß allerorten Wochenschriften aufkamen, die seinen Namen benutzten, so zum Beispiel in Frankfurt, Leipzig und Basel.

In jedem Jahr entstanden neue moralische Wochenschriften, die allerdings alle kein langes Leben hatten, so 1723 der Leipziger „Spektateur" und der Leipziger „Diogenes," 1724 der „Lustige Observateur," der „Frankfurter Patriot," der „Leipziger Patriot" und der „Gute Deutsche."

Im Jahre 1725 trat eine Wochenschrift an die Öffentlichkeit, die vorwiegend für die Frauenwelt bestimmt war. Ihr Herausgeber war kein geringerer als Gottsched, er wollte, wie er sich in der Vorrede ausdrückt, „dem

Digitized by Google

deutschen Frauenzimmer ein Blatt in die Hände bringen, welches ihm zu einer angenehmen Zeitkürzung dienen und doch von nützlicherem und lehrreicherem Inhalte sein soll, als die gewöhnlichen Romane." Sein Blatt nennt er „Die vernünftigen Tadlerinnen"; es erschien seit dem 3. Januar 1725 bis zum Schluß des Jahres 1726, und zwar im ersten Jahre Mittwochs, im zweiten Freitags. Auch diese Wochenschrift ist in Neuauflagen, 1738 und 1748, erschienen. Der vollständige Titel des ersten Bandes lautet: „Die Vernünftigen Tadlerinnen, Erster Jahrtheil 1725. Halle im Magdeburgischen, verlegts Johann Adam Spörl, des kgl. preuß. reformirten Gymnasii illustris privileg. Buchhändler." Vor dem Titelblatt war ein allegorisches Bild mit einer Erklärung in Versen. Der zweite Jahrgang erschien in Leipzig bei Joh. Friedr. Brauns sel. Erben und ist der „hochgebohrnen Frauen, Frauen Rahel Sophien Marschall, gebohrnen Baronessin von Fletscher" gewidmet. Dem zweiten Teile beigegeben ist ein „Anhang derjenigen Briefe, so an die V. T. im Jahre 1726 eingelaufen," und ein Dankschreiben an die „Vern. Tadlerinnen."

Die zweite Ausgabe von 1738 ist bei Conrad König in Hamburg verlegt, der auch Verleger des „Patrioten" war. Von dieser neuen Ausgabe hat der zweite Teil seine ursprüngliche Widmung behalten, der erste ist dagegen der „Hochedlen, geist- und tugendreichen Frauen Luisen Adelgunden Victorien Gottschedin, gebornem Kulmus, seiner unschätzbaren Freundin" gewidmet. Auch das Titelbild ist ein andres, es weist auf den Hauptinhalt dieses Bandes direkt hin. Die Auflage ist, wie die Vorrede anführt, in einigen Dingen verändert, einige Blätter sind fortgelassen, die Schreibweise ist verbessert, die „Frauenzimmerbibliothek," auf die wir noch zurückkommen werden, ist ergänzt und anders eingeteilt. Die dritte Auflage gleicht der zweiten im wesentlichen.

Angeführt wird, daß drei Frauenzimmer, Phyllis, Calliste und Iris, die Wochenschrift herausgegeben hätten; Calliste ist Gottsched selbst, dem der Hauptanteil zufällt. Auch in den „Vernünftigen Tadlerinnen" wird einer bessern Erziehung der Kinder das Wort geredet, ferner wird die Stellung der Frau und ihr Verhältnis zum Gatten behandelt, vor allem aber wird „Reinigkeit der Muttersprache" gepredigt und vor dem verderblichen Einfluß Frankreichs gewarnt. Das Briefschreiben wird als ein besonders gutes Mittel zur eignen Weiterbildung empfohlen, und dieser Hinweis ist nicht vergebens gegeben: die Frauen des achtzehnten Jahrhunderts sind Meisterinnen im Briefschreiben geworden.

Die „Frauenzimmerbibliothek," die empfohlen wird, unterscheidet sich sehr von den früher besprochnen; im Gegensatz zu der im „Patriot" mitgeteilten Liste führt sie besonders viele deutsche Dichter auf, Gedichte von Amthor, Besser, Canitz, Flemming, Gryphius, Günther, Hagedorn, Haller, Opitz, sodann Werke wie Swift, Gullivers Reisen, Don Quixote, Äsops Fabeln, Liscows kleine deutsche Schriften usw.

Die „Vernünftigen Tadlerinnen" nehmen dann Stellung zu der Frage, ob die Frauen zum Studieren geeignet seien; die Frage wird als eine „abgedroschene Streitigkeit, die längst zu Gunsten der Frauen entschieden sei,"

Digitized by Google

betrachtet. „Wer das Gegentheil vertheidigen wollte, heißt es ferner, der müßte niemals von so vielen Personen unseres Geschlechts etwas gelesen haben, die so tief in die Geheimnisse der Gelehrsamkeit eingedrungen sind, als es nur immer von Mannspersonen geschehen könne." Doch wollen die „Vernünftigen Tadlerinnen," daß die Frau daneben auch „Frau" bleibe, eine treue Gefährtin des Mannes, eine gute Gattin, Bildnerin und Erzieherin ihrer Kinder und eine weise Hausfrau. Man sieht auch hier wieder, daß sehr vieles von dem, was heutzutage mit großem Wortschwall und Selbstbewußtsein als etwas ganz Neues vorgetragen wird, oft schon recht alt ist.

Der „Patriot" und die „Vernünftigen Tadlerinnen" sind die hervorragendsten der deutschen moralischen Wochenschriften; in ihnen erreicht die ganze Bewegung ihren Höhepunkt. Eine Flut von Nachahmungen folgte ihnen; Gottsched gab 1728 und 1729 den „Biedermann" heraus, worin er die religiöse Unduldsamkeit, den Aberglauben und die Hexenprozesse geißelt und Übersetzungen aus dem Englischen und dem Französischen von solchen Geschichten und Skizzen bringt, die sich mit diesen Auswüchsen der alten Zeit befassen.

Milberg hat in seinem Werkchen über die „Moralischen Wochenschriften" ein Verzeichnis der erschienenen Wochenschriften gegeben, das er der im Jahre 1761 von Beck in der von Gottsched herausgegebnen Zeitschrift: „Das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit" veröffentlichten Liste entnommen hat. Die Monatshefte der Comeniusgesellschaft haben 1901 dieses Verzeichnis nochmals abgedruckt, leider ohne die wünschenswerte Ergänzung zu geben, denn nach 1761 sind noch weitere moralische Wochenschriften aufgetaucht. Ich erinnere nur an die in Wien erschienenen Wochenschriften: „Die Welt" (1762 bis 1763), der „Österreichische Patriot" (1764 bis 1766), „Der Vertraute" (1765), der „Mann ohne Vorurtheil" (1765 bis 1767), „Der Verbesserer," „Der Schwätzer," „Der Aufseher," „Till Eulenspiegel" usw.; sodann an die in Berlin erschienene „Berlinische Monatsschrift von Gedike und Biester" (1783 bis 1811), die zuletzt unter dem Titel „Neue Berliner Monatsschrift" verbreitet wurde.

Aber auch sonst entbehrt das Verzeichnis der Vollständigkeit, es fehlt zum Beispiel Altmanns zweites Unternehmen: „Der teutsche Bernische Spectateur" (1734), das allerdings nach einem halben Jahre einging; ein weiteres Unternehmen Altmanns: „Der Brachmann" (1740) ist erwähnt. Sicherlich könnte man noch manche fehlenden Wochenschriften nachweisen. Die Zahl der von Beck und Milberg aufgeführten Blätter beträgt trotzdem schon 182 Stück.

Es würde zu weit führen, wollte man alle diese Blätter hier nennen; die meisten von ihnen haben auch gar keine Bedeutung erlangt, sie kamen und verschwanden wieder nach einem kurzen Dasein. Eine allgemeine Verflachung trat ein, in ermüdender Einförmigkeit kehren immer die gleichen Stoffe wieder, platt, beschränkt ist die Abfassung, endlose Streitereien füllten oft die Seiten, und noch lange nachdem die „Wochenschriften" ihre Sendung erfüllt hatten, kamen immer neue Erzeugnisse dieser Art und erschienen, wie heute die „Berliner Range," dem größten Teil der Gebildeten zum Ekel, in immer neuen

Digitized by Google

Fortsetzungen. Lessing klagt, daß die Herausgeber dieser Wochenschriften „größtenteils junge Witzlinge sind, die ungefähr der deutschen Sprache gewachsen sind, hier und da etwas gelesen haben, und was das betrübteste ist, ihre Blätter zu einer Art von Rente machen müssen." Einige der Blätter erheben sich immerhin über die Durchschnittsware, so „Der Druide" (1748), „Der nordische Aufseher" (1758), „Der Hypochonder" (1767), „Der Eremit" (1769), besonders aber „Der Mann ohne Vorurtheil," den Sonnenfels in Wien herausgab.

Aus manchen moralisierenden Wochenschriften der letzten Jahrzehnte des achtzehnten Jahrhunderts sind Tageszeitungen entstanden; ich erinnere an das „Wochenblatt zum Besten der Armen" in Kiel; auch die „Berlinische Wochenschrift" trägt schon nicht mehr ganz den alten Charakter. Sie erweiterte die Grenzen, vertrat die Aufklärung und den Rationalismus und zog auch die Politik in ihr Gebiet. Mitarbeiter erhielt sie aus allen Kreisen: Ramler, Möser, Gleim, Mendelssohn, die Humboldts, Georg Forster, Fichte und Kant sandten Beiträge. Da sie umsichtig geleitet wurde, erfreute sich die Zeitschrift großer Beliebtheit, wenn sie auch keineswegs die einschneidende Bedeutung und Wirkung gehabt hat wie die ersten rein „moralischen" Wochenschriften. Die Verhältnisse waren andre geworden, man hatte andres zu tun, als zu moralisieren, man sah andre Ziele vor sich und wandte sich allgemeinern Ideen zu.

Das große Verdienst der moralischen Wochenschriften ist, die Menschen für die neue Zeit erzogen, sie zum Verständnis des sich immer schöner entwickelnden geistigen Lebens vorgebildet zu haben. Sie übten in den ersten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts einen wohltuenden Einfluß auf Haus und Familie aus, regten Fragen an, die uns noch jetzt beschäftigen können, und schlugen Mittel zur Besserung mancher Verhältnisse vor, die jetzt noch als gut und weise anerkannt werden müssen. Die Wochenschriften sind das Organ des wiedererwachenden Bürgertums geworden, sie haben wieder deutsch denken und fühlen gelehrt. In dem Gefolge der Wochenschriften entstanden Gesellschaften, die das Gute und Edle fördern wollten; wir haben solche an manchen Orten gehabt, und vielfach haben sie sich, so in Hamburg, Lübeck und Kiel, bis auf den heutigen Tag erhalten und ungemein segensreich gewirkt. Ihnen verdanken wir Schulen, Volksbibliotheken, Arbeitshäuser, Sparkassen und Kunstanstalten; überall, wo es gilt, die Bildung zu fördern, stehn sie in der ersten Reihe.

Dann haben die moralischen Wochenschriften unsre Literatur volkstümlich gemacht, sie haben die Kluft zwischen gelehrter Kunstdichtung und Volksliteratur, die das Volksleben so schwer schädigte, überbrückt. „Die gebildete Literatur, sagt Hettner, wurde volkstümlicher, die volkstümliche gebildeter."

Eine anziehende Arbeit wäre es, nachzuspüren, wie die Wochenschriften das deutsche Geistes- und vor allem das deutsche Familienleben beeinflußt haben, vielleicht ist später die Möglichkeit gegeben, weiter darauf einzugehn. Vorarbeiten über die „Moralischen Wochenschriften" bestehn schon; das Buch von Milberg, Die moralischen Wochenschriften des achtzehnten Jahrhunderts; Kawczynski, Studien zur Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts:

Digitized by Google

Moralische Wochenschrift (1880); Vetter, Der Spectator als Quelle der Diskurse der Maler (1887); die sehr wertvolle Arbeit von Jacoby: Die ersten moralischen Wochenschriften Hamburgs (1888); die Arbeit von Jscher über Altmann und die deutsche Gesellschaft in Bern (1903); einige Aufsätze findet man in der Monatsschrift der Comeniusgesellschaft eingehend behandelt; ferner Hettner und Koberstein in ihren Literaturgeschichten, Biedermann in seinem Werk Deutschland im achtzehnten Jahrhundert, Salomon in seiner Geschichte des Zeitungswesens, Koch in seinem Buch über Sturz u. a. m. An einer eingehenden erschöpfenden Arbeit über den Gegenstand, der den Wochenschriften in jeder Richtung gerecht wird, fehlt es aber zurzeit leider noch.

Unter Kunden, Komödianten und wilden Tieren

Lebenserinnerungen von Robert Thomas

In dem Nachfolgenden veröffentlichen wir eine Anzahl Bruchstücke einer Selbstbiographie, die später vollständig in unserm Verlage erscheinen soll. Der Verfasser gehört Kreisen an, die sich sonst nicht literarisch zu betätigen pflegen, und über deren Lebensführung darum dem Publikum wenig oder gar nichts bekannt ist. Um so mehr glauben wir darauf rechnen zu dürfen, daß die Aufzeichnungen in unsrer Zeit, die für alles Soziale ein so großes Interesse bekundet, aufmerksame Leser finden werden.

Der Verfasser, der einer Lengenfelder Weberfamilie entstammend in den einfachsten Verhältnissen aufgewachsen ist und nur über Volksschulbildung verfügt, hat das Bäckergewerbe erlernt und nach Beendigung seiner Lehre viele Jahre als Handwerksbursche die Welt durchwandert. Er ist dann wie der gefeierte russische Schriftsteller Maxim Gorki, der seine Laufbahn ja auch am Backtroge begann, zu der Überzeugung gelangt, daß in keinem Gewerbe Arbeit und Lohn in so schreiendem Gegensatz stünden wie in der Bäckerei. Das hat ihn veranlaßt, umzusatteln und seinen Lebensunterhalt bei den Leuten zu suchen, auf die ihn seine unbezwingbare Wanderlust hinwies, und deren mit dem Nimbus geheimnisvoller Romantik umkleidete Lebensführung seinem auf das Abenteuerliche gerichteten Sinn am meisten zusagte: den fahrenden Schaustellern. Mehr als zwölf Jahre hat er unter diesen Leuten verbracht, bei den verschiedensten „Geschäften“ in allen möglichen Stellungen gearbeitet, gute und böse Zeiten erlebt, aber Gutes wie Böses mit demselben Humor ertragen, bis er endlich das Ziel erreichte, das ihm von jeher als das begehrenswerteste erschien: eine Anstellung in einem Zoologischen Garten.

Auf seinen Wanderfahrten, die ihn kreuz und quer durch ganz Deutschland, die Schweiz, Österreich, Dänemark, bis nach Schweden und nach Frankreich führten, hat er nicht verfehlt, sich Kenntnisse zu erwerben. Mehr als seine Vorbildung befähigten ihn dazu seine schnelle Fassungsgabe, sein sicherer Blick für das Charakteristische und sein beneidenswertes Gedächtnis, das ihn heute noch, also nach vielen Jahren, in die Lage setzt, über jeden Tag seines bewegten Lebens Rechenschaft abzulegen.

Es fehlt in Deutschland nicht an Schriften über das Kundenwesen, aber diese Schriften sind meist von Leuten verfaßt, die sich als „Amateurhandwerksburschen“ den echten Rittern von der Landstraße angeschlossen und so einen Einblick in das Leben dieser Leute zu gewinnen gesucht haben. Die eigentlichen Triebkräfte des Kundenlebens, die echte Wanderlust und die gemeine Not, sind diesen Autoren natür-

Digitized by Google

lich fremd geblieben, und wenn sie auch viel Merkwürdiges aus dem Chausseegraben und der Penne zu erzählen wissen, so merkt man ihnen doch an, daß sie nicht in ihrem eigentlichen Element sind, sondern nur einen Ausflug in eine Welt unternommen haben, von wo sie jederzeit in den sichern Port einer bürgerlichen Existenz zurückkehren konnten. Anders liegt die Sache hier, wo uns ein Mann, der wirklich mit der grauen Not des Wanderlebens gekämpft und dessen bescheidne Freuden mit einer durch keinerlei Skrupeln beeinträchtigten Aufnahmefähigkeit genossen hat, über seine Erlebnisse berichtet.

Am interessantesten sind natürlich die Partien seiner Lebenserinnerungen, die das Getriebe unter den „Komödianten," den reisenden Schaustellern und ähnlichen Leuten, behandeln. Hier tut sich uns eine neue, unbekannte Welt auf, die unsers Wissens noch keinen Herodot gefunden hat. Wir lernen das seltsame Völkchen der Menageriebesitzer, Tierbändiger, Karussellunternehmer, Schnellphotographen, Zauberkünstler, der Schausteller von Panoramen, Museen, Illusionen, und wie diese Unternehmungen alle heißen, auf der Reise, auf dem Meßplatz, im Wohnwagen und im Winterquartier kennen, wir machen alle die großen und die kleinen Sorgen im Kampf ums Dasein mit durch, die ewigen Fehden gegen den Konkurrenzneid und die Polizei, gegen die Teilnahmlosigkeit des Publikums und die Ungunst der Verhältnisse, gegen Sturm und Regen, Hitze und Kälte, Hunger und Durst, Haß und Liebe, wir hören von all den kühnen Erfindungen und Tricks, den vielversprechenden Anpreisungen und den nicht immer ganz einwandfreien Manövern, mit denen man das Publikum anzulocken und um das liebe Geld zu bringen sucht. Was hier vor unsern Augen entrollt wird, entspricht keineswegs immer dem Moralkodex der bürgerlichen Gesellschaft und den Usancen des soliden Kaufmanns, aber versöhnend wirkt dabei das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das alle diese Leute beseelt, und der Opfermut, mit dem sie sich, wenn die Not kommt, gegenseitig über Wasser zu halten suchen. Aber man denke nicht, daß das Komödiantenleben hier grau in grau gemalt wird — so hat es der Verfasser selbst nicht gesehen. Die oft unglaublich schwere Arbeit, die mit der Tierdressur verbundnen Gefahren, die Entbehrungen und die schlaflosen Nächte haben seinen Humor nicht zu beeinträchtigen vermocht und seinen Blick für die oft beabsichtigte, viel häufiger aber noch unfreiwillige Komik dieses Lebens nicht getrübt.

Wir hoffen uns mit der Veröffentlichung dieser merkwürdigen Aufzeichnungen den Dank unsrer Leser zu verdienen. Die Redaktion.

* * *

Wie ich Bäcker wurde

Mein Vater kam auf den Gedanken, mich Fleischer werden zu lassen, und er hatte schon als meinen zukünftigen Meister den Fleischer in Aussicht genommen, von dem wir unser Fleisch zu beziehen pflegten. Der Meister war mit dem Projekt einverstanden und forderte mich auf, ihn an freien Nachmittagen auf das Land zu begleiten, wo er Vieh einkaufte. Wir gingen also öfter in Gesellschaft seines Hundes auf die Dörfer hinaus und versäumten nicht, unterwegs einzukehren, wobei ich selbst hier und da ein Glas leeren mußte. Nach solchen Ausflügen kam ich gewöhnlich etwas beschwipst nach Hause, wodurch mein Vater stutzig wurde und zu der Ansicht kam, daß der Fleischer doch wohl nicht der richtige Lehrmeister für mich sein würde.

Ein glücklicher Zufall sorgte dafür, daß mein Vater nicht lange in Verlegenheit darüber bleiben sollte, was mit mir anzufangen sei. Eines Tages, als ich gerade Essen in die Fabrik trug, war dort ein Bäckermeister, der mit meinem Vater sprach und ihm den Vorschlag machte, mich zu ihm zu geben. Lehrgeld forderte er nicht, dagegen müßte ich meine Wäsche zuhause besorgen lassen. Mein Vater war mit diesem Vorschlage einverstanden, und so trat ich denn am dritten Osterfeiertag bei dem Meister an. Ich trug meine Habseligkeiten in einem kleinen Kasten hin und

Digitized by Google

mußte gleich mit zugreifen. Der Meister hatte den Teig schon fertig; ich mußte mich deshalb beim Abwiegen beteiligen und den Teig in Schüsseln legen, die aus Wurzeln geflochten waren. Die fertig gemachten Schüsseln wurden zur Seite gestellt, das mußte ich tun, ich mußte sie dabei zunächst der Meisterin hinsetzen, die den Teig „justieß," d. h. die gärende Masse wieder zusammendrückte, worauf der Meister den Teig „wirkte," d. h. ihm die richtige Form des Brotes gab. Aus des Meisters Händen nahm ich die Schüsseln, die ich, bevor der Meister das Brot hineingelegt hatte, mit Mehl bestäuben mußte, und setzte sie zur Seite, bis der „Schuß," d. h. die zum Backen bestimmte Anzahl Brote, fertig war. Dann wurde das Brot zunächst mit dem Kehrbesen abgefegt und mit kaltem Wasser bestrichen, wodurch die Brote vor dem Reißen ihrer Oberfläche bewahrt bleiben. Nachdem dies geschehen war, mußte ich die Brote mit einem Messer zeichnen, d. h. ringsherum Kerbe hineinmachen, die dazu bestimmt waren, das Ansehen des Brotes zu verschönern. Während das Brot eine Weile stehn blieb und dadurch seine richtige „Gare" erlangte, machte der Meister den Ofen fertig. Dann mußte ich ihm die Brote zureichen, die er auf den Schieber warf und in den Ofen schob.

Am ersten Tage meiner Lehrzeit wurde dreimal Brot gebacken, was jedesmal drei Stunden in Anspruch nahm. Am zweiten Tage Nachmittags, als wir mit dem Backen fertig waren, mußte ich „Spreisel" machen, d. h. Holz zerkleinern, wobei Scheite in der Stärke eines halben Armes mit der Axt zersplittert wurden; dann mußte ich auch die Backscheite, die aus stärkerm Holz bestanden, hinten im Ofen aufschichten, wo sie bis zum nächsten Backen des weißen Brotes liegen blieben, während ich vorn drei Arme voll Spreisel aufschichtete. Die Spreisel wurden dann Abends gegen sieben oder acht Uhr wieder herausgenommen, und „Hefenstück" und Sauerteig gemacht — Hefenstück ist der Vorteig zu der weißen Ware —, um acht Uhr wurde dann Abendbrot gegessen, wobei es meist Milchsuppe und „Eingeschnittene" (Bratkartoffeln) gab. Zum Schlafen wurde mir eine Kammer angewiesen, die zwei Treppen hoch lag und zwei Betten enthielt. Mein Schlafgenosse war der Knecht, der die beiden Pferde des Meisters zu besorgen hatte. Wie in den meisten kleinen Orten betrieb der Meister nebenbei Ökonomie; er hatte damals sieben Kühe und zwei Schweine. Das Dienstmädchen mußte gewöhnlich beim Zulangen und Wegsetzen helfen und deshalb des Nachts mit aufstehn. In der ersten Nacht hörte ich, wie das Dienstmädchen geweckt wurde, während der Meister mich schlafen lassen wollte; ich stand trotzdem auf und ging in die Backstube.

Um halb zwei Uhr in der Nacht wurde mit dem Backen der weißen Ware begonnen. Der Meister machte den Teig, brannte den Ofen an, und ich mußte mit beim Wirken des weißen Teiges zugreifen. Die Semmeln machte der Meister selbst, die „Röckele" machten die Meisterin und ich. Wir legten die fertiggemachten Semmeln und Röckele in die Tröge, und diese stellte das Dienstmädchen in den „Garkasten." Nach dieser Tätigkeit wandten wir uns den Dreierbrötchen zu, die in derselben Weise behandelt wurden, wobei noch das Drücken mit einem Holz hinzukam, wodurch die Brötchen ihre Dreiteilung erhielten. Zum Schlusse wurde noch eine Anzahl Milchbrötchen gemacht, die nur einmal gedrückt wurden. Inzwischen hatte der Ofen die richtige Hitze bekommen, sodaß er „weiß" geworden war; nun wurden die Holzkohlen herausgeholt und in einen Behälter („Dämpfer") verschlossen, sodann wurde der Ofen mit einem nassen Strohwisch, der an einer Stange befestigt war, gereinigt. Nach diesen Vorbereitungen schob der Meister die weiße Ware mit Hilfe des Schiebers in den Ofen, was nicht so leicht ist, weil ein besondrer Kunstgriff dazu gehört, die Semmeln usw. aus dem „Trögel" auf den Schieber zu werfen. Beim Auswirken wurde die weiße Ware mit dünner Kartoffelstärke bestrichen, wodurch sie ihren schönen Glanz erhielt. Um sieben Uhr früh mußte der Teig für die Brote fertig sein; deren Menge richtete sich danach, wieviel Brote von den Hausbäckern eingeliefert wurden. Meist brachten drei oder

Digitized by Google

vier Frauen ihren fertigen Teig, der dann mit unsern Broten zusammen verarbeitet und in den Backofen geschoben wurde.

Eines Tags sagte mir mein Lehrmeister, daß die Meister der Innung „Quartal" hätten, und daß ich „aufgedingt," d. h. in die Bäckerinnung aufgenommen werden sollte. Die Meister selbst hatten sich schon im schwarzen Rock und im Zylinder zum bisherigen Obermeister begeben, um die Innungslade zum neuerwählten Obermeister zu bringen. Diese Innungslade, die jedesmal von den beiden jüngsten Meistern getragen wurde, war ein uralter wurmstichiger Kasten, der nur noch drei Füße aufwies, und der die Urkunden der Lengenfelder Bäckerinnung enthielt. Um drei Uhr Nachmittags mußte ich in meinem Sonntagsanzug in der Backstube des neuen Obermeisters antreten und wurde dort zusammen mit einem andern Lehrling aufgedingt. Der Obermeister hielt eine Ansprache an uns und gab unsern Eintritt als Lehrling der Bäckerinnung zu Protokoll, sprach auch die Hoffnung aus, daß wir nach Ablauf unsrer dreijährigen Lehrzeit freigesprochen werden würden. Wir wurden hierauf mit einigen Gläsern Bier und Schinkenbemmen trakticrt und durften uns den Nachmittag unserm Vergnügen hingeben.

Beim Beginn des Frühjahrs mußte ich auf dem Felde behilflich sein, Steine auf dem Kleefelde auslesen, Saatkartoffeln hinausbringen und auslesen, Dünger ausbreiten und Kartoffeln stecken. An Arbeit fehlte es mir nicht, dafür waren die Behandlung und die Kost sehr gut; ich entsinne mich, während meiner Lehrzeit nur eine einzige Schelle erhalten zu haben. Jeden Donnerstag und Sonnabend gab es rohe Klöße, in deren Vertilgung ich mein möglichstes leistete und die Zahl elf erreichte. Sonntags machte die Meisterin einen Nierenbraten oder einen Gänsebraten, wobei es für jeden ein Glas Wein gab. Später im Sommer, als es auf die Ernte zuging, wurde ein Geselle angenommen. Bei der Ernte war ich, so oft es meine Zeit erlaubte, mit tätig, brachte Heu, Roggen, Hafer, Gerste, Grummet und später im Herbst Kartoffeln und zuletzt das Kraut mit herein, half auch beim Dreschen, das wir den Winter über zu vieren oder fünfen taten, und wobei allerlei scherzhafte Gebräuche uns die Zeit verkürzten. Nach alter Sitte mußte der, der den letzten Schlag tat, etwas zum besten geben. Im Herbst wurden auch zwei Schweine geschlachtet, wobei ich mit Hand anlegte und mich nachher mit Wellfleisch für die ausgestandnen Mühen entschädigte.

Die arbeitsreichste Zeit des Jahres waren die vier Wochen vor Weihnachten. Schon in der letzten Woche des Novembers wurde ein Buch ausgelegt, in das sich alle die eintragen mußten, die bei meinem Meister ihre Stollen und Kuchen backen lassen wollten. Zeitig wurde damit begonnen, Spreifel in großen Mengen zu dörren. Das Mehl für das Weihnachtsgebäck, das mein Meister an seine Kunden verkaufte, war seit Pfingsten auf Lager und hatte dadurch eine hohe Ergiebigkeit erreicht. Etwa zehn Tage vor Weihnachten begann das Backen; täglich kamen zwei bis drei „Schuß" der von der vornehmern Kundschaft gelieferten Stollen und Kuchen in den Ofen. In dieser Zeit mußte ich in die Häuser der Kundschaft gehn und dort den Teig machen, der dann bei uns in der Backstube zu Kuchen und Stollen verarbeitet wurde. Das Backen dauerte volle acht Tage und acht Nächte, sodaß in dieser Zeit an Schlafen nicht zu denken war. Aller drei Stunden kamen neue Leute, die ihren Teig brachten, also um sieben, zehn, ein, vier, sieben, zehn, ein und vier Uhr. Die Frauen, die den Teig brachten, mußten zuvor ihre Bleche selbst putzen und ihre Kuchen mit Streusel, Quark oder Obst selbst belegen. Obgleich die einzelnen Kuchen durch Kerbe und Ringe bezeichnet wurden, kamen bei diesem Geschäft doch zuweilen Verwechslungen vor, wodurch mitunter kleine Zwistigkeiten unter den Frauen entstanden. Da wir in dieser ganzen Zeit selbst kein Brot buken, kam es oft vor, daß wir uns von einem Bäcker Brot holen mußten. Am Weihnachtsheiligabend wurden nur Kuchen und Stollen für unsern eignen Bedarf und ein wenig Backwerk zum Verkauf gebacken, womit wir Abends um acht Uhr fertig wurden, dann endlich durften wir zu Bett gehn und uns der lange entbehrten

Digitized by Google

Nachtruhe hingeben. Früh um fünf aber wurde ich wieder geweckt, da der Lehrmeister mit seiner Familie und den Angestellten in die Mette ging, wo wir so ziemlich als die ersten erschienen. Beim Heimweg von der Weihnachtsmette bemerkte ich schon von der Straße aus, daß in der guten Stube des Meisters ein Weihnachtsbaum brannte. Ich wurde aufgefordert, mit einzutreten, und erstaunte über die reiche Bescherung, die mir zuteil wurde: von Kopf bis zu Füßen wurde ich neu gekleidet und fand außer einem Stollen, Äpfeln und Nüssen auch einen besonders schweren Apfel, in den einige Taler gesteckt waren. Eine solche Bescherung war für mich etwas Neues, denn bei uns zuhause war das Weihnachtsfest in bescheidnerm Maße gefeiert worden, und mein Angebinde war gewöhnlich ein Schal gewesen, den die Eltern selbst verfertigt hatten.

Am ersten Feiertag ruhte die Arbeit vollständig, am zweiten aber wurde ein wenig weiße Ware und ein Schuß Brot gebacken, während am sogenannten dritten Feiertag das Weißbrot aufgewärmt und dadurch wieder verkaufsfähig gemacht wurde, und das Brotbacken wieder in gewohnter Weise vor sich ging. Was der Betrieb der Bäckerei an freier Zeit übrig ließ, wurde den Winter über mit Spreiselhacken, Holzfahren und Ausstäuben der leeren Mehlsäcke ausgefüllt, bis dann das Frühjahr wieder kam, wo die Arbeiten auf dem Felde begannen.

In das erste Jahr meiner Lehrzeit fällt ein Ereignis, das in der Gegend großes Aufsehen erregte: der Bahnhof zu Eich ging in einer Sonntagnacht in Flammen auf, wobei zwei Kinder verbrannten.

Da mein Meister auf dem Güterboden des Bahnhofs gerade eine Sendung Mehl liegen hatte und über dessen Schicksal in Unruhe war, ließ ich es mir nicht nehmen, mit einigen Kameraden am Sonntag Nachmittag nach Eich zu gehn und die Brandstätte zu besichtigen. Der Güterboden war unversehrt geblieben, dagegen war der Bahnhof zum Teil ausgebrannt, und wir sahen durch die Fenster eines Waschhauses die Leichen der verbrannten Kinder auf zwei Stühlen liegen.

In den Bäckereibetrieb kam zu Fastnacht insofern eine kleine Abwechslung, als um diese Zeit Pfannkuchen und ganz dünne Kartoffelkuchen gebacken wurden. Zu Ostern trat ein neuer Lehrling ein, der nun die Anfangsarbeiten zu verrichten hatte, während ich aufrückte und die Gesellenarbeit übernahm.

Der neue Lehrling war zwar gescheiter als andre Leute, was ihn aber nicht vor einem kleinen Unfall bewahrte, der für uns andre sehr belustigend war. Als er nämlich während der Weihnachtsbäckerei in der dritten Nacht die Kuchen auf den Ofen zur „Gare“ gestellt hatte, setzte er sich, von der Müdigkeit überwältigt, auf die oberste Stufe des Backofens und schlief dort ein, dabei verlor er das Gleichgewicht und stürzte herab, dem Meister, der auf der untersten Stufe saß, gerade auf den Kopf. Der Meister, über diese unvorhergesehene Störung seiner Ruhe aufgebracht, konnte sich nicht enthalten, dem Lehrling ein paar Schellen zu geben. Ich selbst pflegte, wenn ich dem Einschlafen nahe war, in den Hof hinauszugehn und mir mit kaltem Wasser die Augen zu waschen, wodurch ich wieder munter wurde.

Ungefähr in diese Zeit fiel wieder einmal ein Brandunglück. In der Nähe von Eich lag eine kleine Wassermühle, die ein Müller gepachtet hatte, der zugleich auch ein wenig Bäckerei betrieb. Der Mann war in schlechten Verhältnissen und wollte seine Lage mit Hilfe der Feuerversicherung verbessern. Er zündete das Anwesen selbst an, und die Mühle brannte nieder. Da man ihn in der Gegend genau kannte, fiel der Verdacht der Brandstiftung sofort auf ihn selbst, und bei der Untersuchung stellte es sich heraus, daß er, der ein großer Kunstliebhaber war, seine Lieblingsbilder in dem kalten Backofen versteckt hatte, wo sie allerdings vor Brandschaden sicher gewesen waren. Er wurde verhaftet und kam auf mehrere Jahre hinter Schloß und Riegel.

Zu der Mühle gehörte ein ansehnliches Feld und ein großer Obstgarten. Nach dem Brande kam die Frau des Müllers zu meinem Lehrmeister und bot ihm die Frucht auf dem Halm und das Obst auf den Bäumen zum Kauf an. Der

Digitized by Google

Meister ging darauf ein, und so hatten wir in diesem Jahre mit der Ernte vermehrte Arbeit. Als wir gerade mit dem Grummethauen beschäftigt waren — es mochte Nachmittags gegen vier sein —, hörten wir einen Knall wie den Donner einer Kanone und sahen, wie in der Ferne eine Rauchwolke aufstieg. In der Gardinenfabrik von Ernst Wenzel, die neben der Spinnerei lag, worin mein Vater als Feuermann tätig war, war das Dampfsaß zum Bleichen der Gardinen explodiert, da der Aufseher in der Vesperpause vergessen hatte, den Dampf abzustellen. Der Deckel des Fasses flog samt dem Inhalt an Gardinen durch das Dach in die Luft, sodaß wir später die Gardinen an dem Schornstein hängen sahen.

In diesem Jahre war die Kartoffelernte besonders groß, sodaß insgesamt vierzig Personen dabei beschäftigt waren; diese zu beköstigen war keine leichte Aufgabe und forderte umfassende Veranstaltungen. Wie üblich gab es am Donnerstag rohe Kartoffelklöße, und so mußten denn schon am Mittwoch Abend drei Frauen mit dem Schälen und Reiben der Kartoffeln beginnen, aus denen dann am andern Vormittag hundertundsechzig stattliche Klöße geformt wurden, wozu es Sauerbraten gab. Wir waren im Zweifel, wie wir dieses umfangreiche Mittagmahl zubereiten und auf das Feld schaffen sollten, und entschlossen uns dazu, die Klöße im Waschkessel zu kochen und auf einem Wagen, den ich mit einer Kuh bespannte, samt den schon im voraus zerschnittnen Fleischrationen auf das Feld hinauszufahren.

Meine Lehrzeit näherte sich dem Ende, und der Tag kam heran, wo sich die Innung wieder beim Obermeister versammelte, und ich in feierlicher Weise losgesprochen werden sollte. Ein paar Tage vorher kam der alte Meister Müller — derselbe, bei dem ich als dreijähriges Kind meine Weißbroteinkäufe zu machen pflegte — zu meinem Meister. Dieser fragte ihn, ob er auch zur Versammlung der Innung erscheinen werde. Der alte Müller erwiderte in seiner langsamen Art: „Ja, wenn ich dazu gefodert werde." Dieser Müller war ein Original, er hatte viermal geheiratet und im ganzen sechsunddreißig Kinder, von denen damals noch sechzehn oder siebzehn am Leben sein mochten. Bei dieser kopfreichen Familie war er auf keinen grünen Zweig gekommen, hatte im hohen Alter die Bäckerei aufgegeben und beschäftigte sich nun damit, den ganzen Tag über Strümpfe zu stricken, womit er seinen Unterhalt verdiente. An dem festgesetzten Tage begab ich mich mit demselben Lehrling, mit dem ich seinerzeit aufgedungen worden war, in die Backstube des neuen Obermeisters, wo die Meister schon versammelt waren. Der Obermeister hielt eine Ansprache an uns und fragte die Meister, ob sie gegen unsre Lossprechung etwas einzuwenden hätten; als diese hierauf nichts erwiderten, sprach er uns los, worauf wir jedem Meister die Hand gaben und seinen Glückwunsch empfingen.

Ich muß noch nachtragen, daß ich in meinem letzten Lehrjahr auf Veranlassung der Meisterin zweimal in der Woche Tanzstunde und ebenfalls zweimal in der Woche Turnstunde nehmen mußte, da sie körperliche Gewandtheit als ein unumgängliches Erfordernis für einen jungen Mann betrachtete. Die Turnstunde dauerte von acht bis zehn Uhr Abends, wurde aber durch die damit verbundne Kneiperei noch etwas ausgedehnt, sodaß ich, da ich anfangs keinen Hausschlüssel hatte, beim Heimweg über die Planke klettern mußte. Der Weg bis in den Hof war verhältnismäßig leicht, schwieriger aber war es, vom Hof in das erste Stockwerk zu gelangen. Ich stellte zu diesem Zweck eine schwere Leiter an die Hauswand und schlüpfte durch das Klosettfenster hinein. Das ging ganz gut, wenn der Mond schien und die Hauswand beleuchtete, in dunkeln Nächten aber passierte es mir wiederholt, daß ich auf der Suche nach dem Fenster mit der Leiter die Scheiben einstieß und dann genötigt war, das beschädigte Fenster in aller Frühe zum Glaser zu tragen, der den Schaden schleunigst reparieren mußte. Eines Tags beschlossen die Meisterin und das Dienstmädchen, die hinter meine Schliche gekommen waren, mir einen Streich zu spielen und mir den Rückweg in die Kammer abzuschneiden. Ich hörte zufällig, wie sie darüber sprachen, daß sie am nächsten Abend das Klosett

Digitized by Google

abschließen wollten, und traf deshalb die Vorsichtsmaßregel, eins der Backstubenfenster aufzuwirbeln, sodaß ich es jederzeit von außen öffnen konnte. Wirklich war in der Nacht das Klosettfenster verriegelt, und so suchte ich denn durch die Backstube meinen Weg — zur großen Verwunderung der Meisterin und des Dienstmädchens, die am andern Morgen von mir wissen wollten, wie ich diesesmal nach Hause gelangt sei. Ich hütete mich wohl, ihnen mein Geheimnis zu verraten, erhielt aber von diesem Tage an in Anerkennung meiner Geriebenheit den Hausschlüssel. Sonntags Nachmittags ging ich um drei Uhr zum Tanz, nachdem wir von Sonnabends elf Uhr bis Sonntags früh zehn Uhr gebacken hatten. Um sieben Uhr Abends kehrte ich für eine Stunde nach Hause zurück, um schnell zu essen und „Hefenstück" zu machen, worauf ich um acht Uhr wieder zu der angenehmern Tätigkeit des Tanzens zurückkehrte. Manchmal, wenn ein großer Ball war, tanzte ich durch bis zum letzten Augenblick, vertauschte mein Sonntagsgewand mit dem Arbeitsanzug und begann sogleich mit dem Backen. In der Erntezeit, wo noch andre Arbeiten hinzukamen, mußte ich meinen Schlaf unter diesen Umständen auf ein sehr geringes Maß beschränken, ersetzte aber die Kräfte, die ich dabei einbüßte, durch reichliches Essen. So brachte ich es fertig, Morgens vor dem Kaffee beim Ausbacken für dreißig Pfennige Semmeln zu essen, denen ich beim Kaffee noch acht Semmeln und einige Stücke Kuchen folgen ließ.

(Fortsetzung folgt)

Herrenmenschen

Roman von Fritz Anders (Max Allihn)

(Fortsetzung)

In dieser Stube nahmen die Herren unter der Hängelampe und um den runden Tisch herum in feierlicher Weise Platz. Es ist keine Kleinigkeit, in dem Bewußtsein seiner Würde als Mensch, Steuerzahler und Staatsbeamter an einer patriotischen Betätigung teilzunehmen, und es kommt dabei sehr darauf an, daß jedem der ihm zukommende Platz zuteil werde. Daß bei dieser Gelegenheit der Herr Amtshauptmann ein majestätischeres Aussehen hatte als je, und daß er selbstbewußt und einsilbig unter den Göttern minorum gentium thronte, konnte niemand verwundern. Aber auch der Herr Fischereimeister Ladewig und der Herr Postverwalter Jakob Matut, der Herr Doktor Mertens aus Kallpillen, der Herr Kantor und noch einige andre angesehene Persönlichkeiten bemühten sich, die ihnen zukommende Stellung mit Würde zu vertreten, und so saß man in der Runde wohlgeordnet wie der Planetenkreis, und jeder hatte sein Planetenzeichen vor sich auf dem Tische. Nur Baron Bordeaux war von der Wichtigkeit des Augenblicks gar nicht berührt. Er saß auf dem Sofa, den Sofaplatz allein einnehmend, verzehrte mit Behagen sein Abendbrot und fütterte seine Teckel, die dabei eine echt teckelhafte Frechheit zeigten. Und Schwechting und der Doktor saßen mit in der Reihe, gleichsam als Gäste, Schwechting vergnügt, und der Doktor ernst und schweigsam.

Man glaubt es nicht, sagte Baron Bordeaux, seinen Teller zurückschiebend, was einem mit diesen Bestern — er stieß mit dem Fuße nach Schorsch eins, der seine fettige Schnauze an der Hose seines Herrn abwischen wollte — begegnen kann. Wissen Sie noch, meine Herren, wie wir vorm Jahre Amiens feierten? Damals lag schon ein ganzer Haufen Schnee, und ich mußte noch denselben Abend nach

Digitized by Google

Hause. Was war denn los? Ich weiß nicht mehr. Kurz, ich mußte in der Nacht nach Hause. Der Mond schien, und ich war stocknüchtern.

Na na, sagte Schwechting.

Wie ich Ihnen sage, meine Herren, erwiderte der Baron, stocknüchtern. Wie ich nun am Krakisschlage vorüberkomme, wissen Sie, da, wo der Weg durch die Lanka geht, denke ich doch nicht an das Loch am Wege, das alle Jahre zugeschüttet werden sollte und nicht zugeschüttet worden ist. Schwapp! schlägt mein Schlitten um, und ich sitze mit Schorsch eins und zwei und den Decken und der Kiste und dem Drilling im Schnee. Ich richte also meinen Schlitten wieder auf, es war ein alter Bretterkasten, tue meine Decken hinein, die Kiste hinein, den Drilling hinein. Da stehn noch Schorsch eins und zwei und wedeln mit den Schwänzen. Ich nehme also Schorsch eins und tue ihn hinein und Schorsch zwei und tue ihn auch hinein. Da steht ja noch ein Teckel. Sollte der uns nachgelaufen sein? Ich hebe ihn auf und tue ihn auch hinein. Noch ein Teckel! Nun brate mir aber einer einen Storch! Hilft nichts, muß auch hinein! Noch ein Teckel! Ich fasse mich an den Kopf. Sollte ich vielleicht doch zu viel getrunken haben? Undenkbar, kommt überhaupt nicht vor. Oder sollte ich träumen, und das, was ich für die Wirklichkeit hielt, nur Traumbild sein? Ich fasse den Teckel an, kalte Nase, warmes Fell, ich fasse mich an, warme Nase und kaltes Fell, es stimmte alles. Im Schnee sitzen bleiben und warten, bis das Rätsel gelöst war, ging nicht. Also hinein mit dem Kerl. Steht wieder so ein Höllenvieh da, guckt mich an und wedelt mit dem Schwanze. Nun aber werde ich wild. Immer hinein, was da steht. Elf, zwölf, dreizehn, vierzehn. Es nimmt kein Ende. Einundzwanzig, zweiundzwanzig, dreiundzwanzig, allemal, wenn ich einen Teckel hinein getan habe, steht ein andrer da und wedelt mit dem Schwanze. Die Hände werden mir müde, und ich ruhe mich einen Augenblick aus. Stehn zwei Teckel da, gucken mich an und wedeln mit dem Schwanze. Nun ging die Sache denn doch über meine Kräfte. Ich mache mich also in die Höhe und sehe in den Schlitten hinein, und was sehe ich, meine Herren? Erstens war kein Teckel drin. Und zweitens hatte sich der Schlittenkasten vom Boden abgehoben, und allemal, wenn ich Schorsch eins oben hinein getan hatte, war Schorsch zwei unten herausgekommen, hatte sich vor mich hingestellt und mit dem Schwanze gewedelt. Was sagen Sie zu der Intelligenz von diesen Tieren, meine Herren?

Man lachte und fand, das Wunder der Intelligenz sei eigentlich weniger bei den Teckeln als bei ihrem Herrn zu suchen.

Die Sache ist erstaunlich, sagte Schwechting mit wissenschaftlichem Ernste, aber im Grunde doch noch nicht viel gegen das, was ich jetzt von meiner Lady erzählen will. Kennen Sie meine Lady, meine Herren?

Haben Sie denn überhaupt einen Hund? fragte man.

Ja natürlich, einen Foxterrier, wie es keinen zweiten gibt. Holt jede Ente aus dem Wasser. Und im Winter faßt er jede angeschossene Ente am Flügel und führt sie fein säuberlich über das Eis. Da hatte ich nun einmal eine Doublette geschossen, zwei Staatsenten. Bringt mir die Lady den Erpel und dann auch die Ente. Darauf geht sie ins Wasser zurück, schwimmt hinüber, verschwindet im Rohr und ist durch kein Rufen und Pfeifen zu holen. Ich steige in den Kahn und fahre hinüber und suche meine Lady. Sitzt sie auf einem Entennester mit vierzehn Eiern, zusammengerollt wie ein Igel, sieht mich verschämt an und bettelt, daß ich sie sitzen lassen möchte. Ich denke, sollst doch einmal sehen, was daraus wird, und lasse sie sitzen. Dauert noch ganze acht Tage, da sehe ich sie eines Tags durchs Wasser schwimmen und vierzehn junge wilde Enten ihr nach. Und wie die Enten flügge geworden waren —

Da ist Ihre Lady wohl mit ihnen davon geflogen? fragte der Doktor aus Kallpillen.

Nein, Herr Doktor, erwiderte Schwechting mit treuherzigem Ernst. Aber weil

Digitized by Google

sie jede Kette Enten für ihre Nachkommenschaft ansah und immer mit der Schnauze in der Luft war, da ist sie an Genickstarre gestorben.

Ich denke, sagte der Doktor Mertens, Sie haben Ihre Lady zuhause? Nun erzählen Sie ja, sie sei tot.

Freilich, Herr Doktor, erwiderte Schwechting; ausgestopft und unter eine Glasglocke gestellt, die mich fünf Mark fünfzig gekostet hat.

Schwechting wandte sich an Ramborn und sagte mit Befriedigung: Es war mir nur darum, daß sie nicht denken sollten, sie könnten allein lügen.

Ramborn holte ein Schriftstück aus der Tasche, gab es Schwechting und sagte: Lesen Sie mal. Es war eine Vorladung des Staatsanwalts in N., in der Ramborn aufgefordert wurde, sich an einem bestimmten Tage wegen Wilddieberei vernehmen zu lassen.

Das ist eine Gemeinheit, sagte Schwechting. Sie? der Sie nie ein Gewehr in die Hand nehmen? Aber wer kann das losgelassen haben?

Der Doktor sah bedeutungsvoll auf Groppoff und sagte verächtlich: Flacher Hieb.

Na, wissen Sie, Doktor, erwiderte Schwechting, ein flacher Hieb tut auch weh. Es ist so eine Sache, im Winter nach N. reisen zu müssen. Was dieses Tapnicken für ein verlornes Nest ist, das merkt man erst dann, wenn der Dampfer nicht mehr geht, und das Eis noch nicht trägt. Dann hat man das Vergnügen, durch die Pempler Heide zur Bahn zu fahren.

Sagen Sie mal, Schwechting, fragte der Doktor, was ist denn aus Ihren vier Elchbeinen geworden?

Hottsdonnerwetter ja, rief Schwechting, diese verdammten Elchbeine haben Ihnen die Anklage eingebracht. Ich hatte sie in die Scheunentenne gelegt, weil ich sie noch brauchte, und da muß sie jemand gesehen haben. Hottsdonnerwetter! daraus eine Kapitalsache zu machen, das ist, weiß Gott, eine Leistung!

Man wurde aufmerksam, man fragte, und die Vorladung ging um den Tisch herum und kam auch in die Hände Groppoffs, der gleichgiltig hineinsah und sein Sphinxgesicht machte.

Und da ist gar nichts zu machen? rief Baron Bordeaux. Irgendein Schafkopf macht eine alberne Anzeige, und man muß in die Stadt und nachweisen, daß man kein Schuft ist?

Nein, wurde geantwortet, dagegen ist gar nichts zu machen. Kostenentschädigung gibt es auch nicht, die Herren entschuldigen sich nicht einmal.

Es bleibt doch etwas übrig, sagte Ramborn kalt, die Pistole. Wenn mir jemand ehrenrührige Dinge nachsagt, so fordre ich den Kerl vor die Pistole — falls es sich bei ihm der Mühe verlohnt.

Ganz recht, Doktor, sagte Schwechting, das können Sie wohl, der Sie das Coeur aus dem As auf zwanzig Schritte herausschießen (war natürlich gelogen), aber was macht unsereins?

Groppoff strich sich etwas nervös den Bart, und Baron Bordeaux rief: Kinder, seid nicht ungemütlich, ließ Karten bringen und legte die Karten zu einer Partie „Gottes Segen bei Cohn." Aber das Spiel wollte nicht zustande kommen. Da nahm er seine Flasche und sein Glas und zog aus in die Wirtsstube. Er kam gerade zu rechter Zeit, bei einer Haupt- und Staatsaktion die Direktion übernehmen zu können.

Hier führte Päsch den Vorsitz. Er hatte zwischen dem Schneider Quaukies und dem Bootsführer Dullies den Ehrenplatz inne und ahmte dabei den Herrn Amtshauptmann nach. Er war leidlich vernehmungsfähig, denn er hatte die Gabe, sich betrunken und auch wieder nüchtern trinken zu können. Er sprach unter allerhöchsten Beteuerungen allgemein giltige Wahrheiten aus, und der versammelte Kriegerverein nahm sie mit gebührender Achtung zur Kenntnis.

Aber aus der andern Ecke der Stube erhob sich Lärm. Hier saßen hinterm Ofen der Itzig und der Baruch, zwei bekannte Händler der Gegend, zwei richtige

Digitized by Google

polnische Juden, den schmierigen Kaftan am Leibe, die schmierige Kappe auf dem Kopfe und die schmierige Ohrlocke an der Schläfe. Sie hatten mit Viehkauf Geschäfte machen wollen, und der Itzig hatte den Baruch heimlich überboten und hatte das Geschäft verdorben, und nun hatten sie beide nichts. Und der Baruch war giftig und nickte mit dem Kopfe und redete mit den Händen, und der Itzig rauchte seine Pfeife und klopfte die Asche, tote Asche und glühende Asche, auf den Boden und dem Baruch auf den Kaftanzipfel.

Hast du nicht gesehen, sagte der Baruch. Wenn es ist Sabbatanfang und das Bliemche hat gescheuert die Stube und hat Sand gestreut, und ich klopfe die Asche von der Pfeife in die Stube, dann sagt das Bliemche, Baruch, sagt sie, du bist ein Schweinehund. Wie es bei dir zuhaus ist, Itzig, weiß ich nicht, aber bei mir hat meine Frau Recht.

Was brauchst du mir zu sagen, daß du bist ein Schweinehund, erwiderte Itzig, weiß ich allein.

Nu? sagte der Baruch, bin ich auch ein Schweinehund, bin ich doch ein Mann vom Stamme Jakob und habe reines Blut.

Wie haißt, reines Blut? schrie Itzig.

Man sagte ihm nämlich nach, daß seine Großmutter eine Zigeunerin gewesen sei.

Nu, sagte der Baruch, habe ich doch einen reinen Stamm, habe ich doch kein Zigeinerblut in der Familie.

Als da sollst verschwärzen mit deinem Zigeinerblut, schrie der Itzig in heller Wut und fuhr seinem Kollegen mit beiden Händen in den Bart, worauf der Baruch ausholte und dem Itzig eine schallende Ohrfeige auf die fette Backe setzte.

Gott der Gerechte, rief der Itzig, indem er zusammensank und sich die schmerzende Backe hielt.

Hoho! rief Päsch, haltet Frieden da hinten, oder wenn es ein Ehrenhandel ist, dann muß er ordonnanzmäßig ausgefochten werden.

Der Baruch hat den Itzig gehauen, sagten die Fischer, die dort in der Nähe saßen.

Mal hervor da mit euch beiden, kommandierte Päsch. Der Baruch hat den Itzig gehauen, das ist ein Ehrenhandel, und das will Blut sehen. Petereit, geh mal in die Küche und hole einmal die beiden Tauenden, die da liegen.

Gnädiger Herr Forstmeister, sagte Itzig, wir haben uns vertragen. Wir haben uns vertragen und haben uns die Hand gegeben zur Versöhnung.

Nichts da, Ehrenhändel werden ausgefochten.

Petereit brachte die Tauenden; jeder der beiden feindlichen Brüder bekam eins in die Hand gedrückt. Man bildete einen Kreis, stellte die Fechter in die Mitte und stieß sie aufeinander, wie ein paar Kampfhähne. Aber nichts wollte helfen. Sie wanden sich wie die Würmer, sie riefen Moses und die Propheten an, aber sie schlugen nicht zu.

Was ist hier los? rief da Baron Bordeaux, der eben hinzukam.

Ein Duell, Herr Baron, antwortete man ihm, aber die Kerls haben zuviel Angst und schlagen nicht zu.

Blanke Waffen ist auch nichts für die Art, sagte Baron Bordeaux, das müssen Kugeln sein. Bringt mir einmal zwei Körbe Kartoffeln, eine hübsche runde Mittelsorte, und holt mir einmal des Wirts Großvaterstuhl, das soll mein Thron sein. Ich bin Hoheit, der Herr Amtshauptmann, und muß meinen Bart herabziehn und die Backen klein machen, und ihr seid mein Volk und tretet hübsch auf die Seite. Und dann müssen sie sich mit Kartoffeln werfen, und wer die meisten blauen Flecke hat, der zahlt drei Liter Franzbranntwein.

Dieser Vorschlag fand großen Beifall. Man räumte die Tische beiseite, man brachte den Großvaterstuhl, worin sich Baron Bordeaux niederließ, indem er sich bemühte, Groppoffs Manier anzunehmen. Und Burpel und Petereit mußten als

Digitized by Google

die beiden wilden Männer des preußischen Wappens an beide Seiten des Throns treten und die Fahne und die Feuertrommel in den Händen halten. Darauf wurden die beiden Duellanten einander gegenüber und jedem zu Füßen ein Korb mit Kartoffeln gestellt.

Auf drei wird geworfen, befahl Baron Bordeaux. Also — eins, zwei, drei. Aber die Duellanten wider Willen krümmten sich und entschuldigten sich und warfen nicht.

Halt, rief Baron Bordeaux, so geht das nicht. Diese Ehrenmänner müssen auch Sekundanten haben. Sie, Fröse, und Sie, Delpkeit, nehmen Sie mal die Tauenden, und wenn ich drei zähle, und der Kerl hat nicht geworfen, dann hauen Sie zu.

Die Duellanten erhoben ein großes Gewimmer, aber es half ihnen nichts, die Sekundanten traten grinsend an ihre Stelle und hoben die Prügel in die Höhe.

Also: Eins, zwei — drei.

Der Baruch hatte nicht geworfen und kriegte seinen Hieb, daß er Ah waih! schrie und das Bein hoch zog, und der Itzig hatte geworfen, aber die Kartoffel hatte ihr Ziel verfehlt und war gekommen zu fliegen in den Spiegel. Ah waih!

Schadet nichts, rief Baron Bordeaux, wird alles bezahlt. Weiter! zweiter Gang. Daß ihr aber auch trefft, sonst gibt es Zuschlag mit dem Tauende.

Der Baruch, der auf den Itzig giftig war, weil er ihm das Geschäft verdorben hatte, überwand sein Solidaritätsgefühl und warf zu und traf den Itzig hinters Ohr, daß der Itzig machte einen Satz und auch giftig wurde und in den Kartoffelkorb griff und den Baruch in die Magengrube traf, daß er nach Luft schnappte. Daraus entwickelte sich ein reguläres Gefecht, worin es manchen blauen Fleck, manches zerschlagne Glas, viel Geschrei und Gelächter, aber keinen Branntwein gab. Denn ehe der Itzig und der Baruch für Branntwein Geld ausgegeben hätten, hätten sie sich rädern und vierteilen lassen.

In der Tür standen Ramborn und Schwechting. Schwechting war entzückt von dem Bilde, das er sah, und das dem schönsten Bauernbreughel an die Seite gestellt werden konnte. — Wenn man nun was gelernt hätte, sagte er, dann müßte man das malen, die beiden Juden und den Baron und die Sekundanten und die fliegenden Kartoffeln.

Kann man denn fliegende Kartoffeln malen? wandte der Doktor ein. Sie können doch nur den Anfang oder das Ende der Bewegung malen, und das ist bei der Wurfbewegung mit Kartoffeln so eine Sache.

Wie soll man es denn aber sonst machen?

Gar nicht, erwiderte Ramborn. Manches kann man besser schreiben als malen.

Schwechting war nachdenklich geworden. Es ist richtig, sagte er, wo wollte man auch hier die Modelle hernehmen, und wie sollte man sie stellen, daß die Bewegung natürlich würde?

Man hatte des Amtshauptmanns Faß längst ausgetrunken, war dann zu einem Duett von Bier und Branntwein und dann zum reinen Schnaps übergegangen. Und das dauerte so lange, bis der Wirt den Schrank zuschloß und erklärte, es gäbe nichts weiter. Inzwischen hatte mehr als ein mit einem Tuche umhüllter Altweiberkopf durch die Türspalte gesehen, und manche drohende Faust war hereingesteckt worden, hatte aber keine Beachtung gefunden. Nachdem nun der Wirt Feierabend geboten hatte, mußte man sich drein schicken und nach Hause gehn, so gut es eben noch ging. Päsch stand in der Haustür und kommandierte, ohne daß jemand auf ihn hörte, mit heiserer Stimme: Kerrrls, führt mirrr mein Schlachtroß vor, mein Schsch—lachtroß! Da das Schlachtroß nicht kam, mußte er sich entschließen, zu Fuß nach Hause zu lavieren. Er gelangte bis an die nächste Hausecke, wo ihm ein Stück Klobenholz eine Niederlage bereitete. Er fiel in die Arme seiner lieben Frau, die, einen Knüppel in der Hand, dort auf ihn gewartet hatte. Päsch pflegte, wenn er nüchtern war, ein strenges Regiment in seinem Hause zu

Digitized by Google

führen, wenn er aber betrunken war, ging das Regiment an seine Frau über, und er erhielt Rückzahlungen mit Zinseszins. Er wars nicht allein, dem es so ging. Hier hinterm Zaun und dort im Winkel hörte man halblaute Rede und Stöhnen, wie wenn jemand ermordet würde, aber so schlimm wars nicht, es gab nur gesalzne Prügel.

Ramborn und Schwechting gingen vorüber und waren Zeugen dieser ehelichen Abrechnungen.

Das ist nun dieses edle und verkannte Volk des Herrn Predigers, sagte Ramborn. Ist das nicht scheußlich, ist das nicht verächtlich?

Scheußlich ist es, erwiderte Schwechting, aber verachten sollte man die Leute nicht, sondern bedauern und ihnen helfen.

Wie wollen Sie diesem Volke helfen? fragte Ramborn.

Mit Kaffee, Doktor, erwiderte Schwechting.

Der Doktor achtete nicht weiter darauf. Er hielt das Wort für einen der Schwechtingschen Scherze, aber es war ganz ernst gemeint gewesen.

Nach ein paar Tagen fuhr das barönliche Automobil klappernd und stoßend den Weg, der durch die Pempler Heide nach Bernauken führte. Darauf saßen Ramborn, Schwechting und Baron Bordeaux. Ramborn fuhr nach N. zu dem vom Staatsanwalt angesetzten Termin. Außerdem hatte er die Absicht, ein Korngeschäft abzuschließen, das besonders dadurch vorteilhaft war, daß es den Zwischenhandel umging. Und drittens wollte er sich nach einem Kandidaten für Wolf erkundigen.

Schwechting wollte im Zoologischen Garten in Berlin Elchstudien machen, da er zu langsam und gewissenhaft zeichnete und malte, als daß er im Freien zu einer brauchbaren Studie hätte kommen können. Außerdem hatte er eine Wiederholung seines alten Jakob in verkleinertem Maßstabe gemacht, die er zu verkaufen Aussicht hatte, und die er selbst dem Käufer vorstellen wollte, und endlich hatte er einen Brief von Staffelsteiger erhalten, der ganz außer sich war und eine Verzweiflungstat vermuten ließ, Selbstmord oder Verlobung. Man hatte früh beizeiten aufbrechen wollen, aber die Abfahrt hatte sich zufolge des unstillbaren Durstes des Barons bis zum Nachmittag verzögert. Da nun auch das Auto unterwegs mehrmals streikte, so war es Abenddämmerung geworden, als man in Bernauken eintraf.

Wenn man das Schloß von Bernauken vor dem Abendhimmel und zwischen den alten kahlen knorrigen Eichen liegen sah, machte es einen feinen und herrschaftlichen Eindruck. Es war ein langgestreckter, zweistöckiger Bau, über dem sich ein Dach mit einer langen Reihe von Mansardenfenstern erhob. Vor der Vorderseite stand auf Säulen gestellt ein geräumiger Balkon. Balkon und Haus waren aus Sandstein gebaut und mit zierlichen Steinmetzornamenten geschmückt. Von diesen Ornamenten sah man nun freilich um die Abenddämmerung nichts, dagegen auch nicht, daß das Schloß bei Tage einen weniger herrschaftlichen Eindruck machte. Denn dann sah es aus wie ein Gebäude, dessen Besitzer seit lange abwesend war. Die Fenster des obern Stockwerks waren mit grünen Läden verschlossen, der Efeu, der sich am Balkon emporrankte, war arg verwildert, auf den Treppenstufen wuchs Moos, und aus dem zur Seite des Schlosses liegenden Wirtschaftshofe hatte sich die Landwirtschaft in den Park gedrängt. Da lag verzetteltes Stroh, dort lagen mit Erde beworfne Haufen von Rüben und Kartoffeln, und dort hatten die Arbeiter quer über die Rasenplätze hinweg Wege nach ihrer Bequemlichkeit getreten.

Baron Bordeaux stellte sein Automobil ab und wartete, daß jemand komme. Aber es kam niemand. So mußte er seine Gäste selbst in das Haus führen. Die große Flur des Hauses mit ihren ledernen Tapeten, ihrem Schnitzwerk, den alten, wertvollen Schränken, zwischen denen höchst stilwidrig ein blanker Mahagonigewehrschrank stand, hätte für einen Kenner ein wahrer Leckerbissen sein können, wenn nicht das Ganze einen kalten und unwohnlichen Eindruck gemacht hätte. Die

Digitized by Google

Flur war unsauber, schlecht gelüftet und schlecht erleuchtet. Sie roch nach kaltem Rauche. Die Tür zu dem Zimmer des „Herrn“ stand auf, und es war kein Feuer im Ofen.

Emma, brüllte Baron Bordeaux, Emma! Zum Donnerwetter, wo steckt das Frauenzimmer?

Endlich kam Emma schlumpig und verdrossen an.

Habe ich nicht ausdrücklich bestellt, daß um zwölf Uhr Feuer sein sollte?

Um zwölf ist auch Feuer gewesen, sagte Emma.

Na, und jetzt?

Jetzt ist es wieder ausgegangen. Kein Mensch konnte ja wissen, wann Sie nach Hause kommen würden.

„Sie,“ rief der Baron entrüstet. Wie können Sie sich unterstehn, Sie zu sagen? Ich bin „der Herr.“

Emma zuckte die Achseln und zog ab.

Nun aber, rief ihr der Baron nach, ein bißchen plötzlich, wenn ich bitten darf! Speisesaal heizen, drei Kuverts auflegen.

Es dauerte ewig. Baron Bordeaux mußte sich des Feuers selbst annehmen und selbst Wein aus dem Keller holen, da Emma und Johann, nachdem sie herangeholt waren, wieder zu verschwinden pflegten, als wenn sie der Boden verschlungen hätte, und die Köchin schlechter Laune war. Zuletzt gab es noch einen großen Krach in der Küche. Baron Bordeaux hatte seiner Gäste wegen eine ungewohnte Energie entwickelt und die Köchin ein altes Reff genannt. Und die Köchin hatte die Bratpfanne hingeworfen und geheult und hatte ihre Sachen zusammenpacken und abziehn wollen. Und wer weiß, was geschehen wäre, wenn nicht Schwechting eingegriffen, die Köchin in die dicken Arme gekniffen und schönes Fräulein genannt hätte. So gab es denn etwas zu essen, dürftig und schlecht zubereitet, aber es war besser als nichts. Aber der Wein war gut. Und zuletzt fand sich auch eine behagliche Ecke, wo man sich zusammensetzen und eine allerletzte Flasche trinken konnte. Kaum hatte man sich niedergelassen, so fuhr der Baron wieder auf und brüllte durch die Tür: Emma! Hols der Kuckuck, Emma, kannst du denn nicht hören? Sind die Gastbetten zurecht gemacht?

Gastbetten? Nee. Sie haben ja nichts gesagt.

„Sie!“ rief der Baron, wie sollst du mich anreden?

Emma hielt es nicht der Mühe für wert, darauf zu antworten.

Wo ist Johann?

Endlich war Johann da.

Bestelle dem Herrn Inspektor, sagte Baron Bordeaux, daß er morgen um acht Uhr den gelben Landauer anspannen soll.

Der Herr Inspektor schläft schon, sagte Johann.

Dann weckst du ihn, brüllte der Baron. Aber es sah nicht so aus, als wenn sich Johann getraute, den Herrn Inspektor zu wecken.

Wieder gab es einen großen Aufstand und viele Schwierigkeiten, ehe auch diese Angelegenheiten erledigt waren. Man setzte sich in die bewußte Ecke und war schweigsam. Der Doktor hatte ein Buch vorgenommen, Baron Bordeaux ärgerte sich, und Schwechting wußte nicht, was er sagen sollte.

Es ist ein Hundeleben hier in diesem gottvergessenen Neste, grollte der Baron.

Warum bleiben Sie denn hier? entgegnete Schwechting. Ihr Herr Bruder ist Oberst in Thorn, und Ihr Herr Vetter Regierungsrat in Danzig, und Ihr Herr Vater war —

Haha! rief der Baron, das könnte mir passen! Stramm stehn und auf den blauen Brief warten oder den Buckel krumm machen und alleruntertänigst zu Kreuze kriechen? Nein, da liebe ich meine Unabhängigkeit und will lieber hier Herr als dort Lakai sein.

Sind Sie denn Herr hier? fragte Schwechting.

Ja, die Dienstboten, die Dienstboten! klagte der Baron.

Digitized by Google

Schicken Sie sie weg, wenn sie nicht parieren wollen.

Hilft ja nichts, sagte der Baron, schlechte schickt man weg, und noch schlechtere kriegt man wieder. Ich begreife nicht, warum gerade ich immer die allerschlechtesten Dienstboten haben muß.

Manche sind schlecht, und manche werden schlecht, sagte Schwechting nachdenklich. Wissen Sie, Baron, mit den Dienstboten ist es so wie mit den Kartoffeln. Wenn die nicht den richtigen Boden haben, werden sie faul.

Sie meinen, erwiderte Baron Bordeaux, daß ich nicht der rechte Herr für meine Dienstboten sei?

Hm! sagte Schwechting, mit dem Kutschieren ist es so eine Sache. Wenn man fährt, muß man doch die Hände für die Zügel frei haben.

Und das hätte ich wohl nicht?

Nein, Sie haben in jeder Hand eine Rotweinpulle, und das merken die Kanaillen gleich.

Ist aber großartig, wandte sich Baron Bordeaux belustigt an den Doktor, Ihr Schwechting ist ein Prophet von Gottes Gnaden, trinkt meinen Rotspon, ißt meine Rebhühner und hält mir Moralpredigten.

Ja, mehr können Sie doch nicht verlangen, antwortete der Doktor.

Sie sagen, fuhr Schwechting fort, Sie wollen ein freier Mann sein. Der ist frei, der auch tun kann, was er sich vornimmt. Nun nehmen Sie sich einmal morgen vor, das Trinken zu lassen. Sehen Sie, das können Sie nicht, der Rotspon sitzt Ihnen als Herr auf dem Nacken. Um den Herrn spielen zu lernen, muß jeder bei sich selber anfangen. Ich habe im Engel in Quedlinburg einmal ein Stuckrelief gesehen, das stellte einen Vogel dar, der auf der Brust ein Menschengesicht hatte. Dieser Vogel zupfte sich verständig mit dem eignen Schnabel an der Nase. Man müßte eigentlich auch den bewußten Prometheus so abbilden, daß er sich mit der Fackel den eignen Busen beleuchtet und sich mit der Ferse in den eignen Nacken tritt. Müßte übrigens ein feines Bild geben. Was für Pogge! Na kurz und gut, das ist der Held, der sich selbst überwindet. Ist das nicht so, Doktor?

Der Doktor zögerte, Antwort zu geben, und sagte: Ich weiß doch nicht. Sich selbst beherrschen bedeutet herrschen und dienen zugleich. Es sind zwei Ich, die im Kampfe miteinander stehn. Der Held ist der, der den Sieg errungen hat, nicht, der darum kämpft.

Papierne Weisheit, antwortete Schwechting, steht in Büchern, die von Leuten geschrieben sind, die die Welt und den Menschen nicht kennen. Uns bleibt ein Erdenrest zu tragen peinlich, singt schon Sankt Goethe. Die Bestie, von der wir abstammen sollen, werden wir nicht los. Das ist der Held, der seine Bestie gut zugeritten hat, der ists nicht, der seinem Tier Zucker gibt und die Zügel wegwirft.

Baron Bordeaux hatte nachdenklich zugehört und sagte: Fünf Jahre reicht es noch, dann bin ich mit der Leber fertig. Ich habe manchmal schon daran gedacht, meinem Weinhändler die Freundschaft zu kündigen, ein solides Leben anzufangen und die Eva zu heiraten.

Schwechting machte ein Gesicht, das grenzenloses Erstaunen widerspiegelte.

Was wundern Sie sich denn so sehr, rief der Baron, Groppoff hat sie mir schon lange zugesagt.

Es fragt sich nur, meinte Schwechting, ob Eva Sie nimmt.

Jetzt machte der andre ein verdutztes Gesicht und rief: Das wäre der Teufel! Schwechting, reden Sie keinen Unsinn.

Eva, sagte Schwechting, ist ein Prinzeßchen. Die nimmt nur einen Freiherrn, keinen hörigen Mann, und wenn er auch Baron ist und ein paar tausend Morgen Land besitzt.

Ramborn und Schwechting reisten vor Tage weiter, ohne ihren Wirt gesehen zu haben.

Digitized by Google

Die Verhandlungen mit dem Staatsanwalte nahmen einen raschen Verlauf. Es war kaum nötig gewesen, daß Schwechting bezeugte, die fraglichen Elchläufe von einem verscharrten Kadaver abgeschnitten zu haben. Als Ramborn am andern Tage zurückkehrte, war das Getreidegeschäft gemacht, und er brachte auch gleich den Herrn Informator mit. Und als ein paar Wochen später Schwechting zurückkehrte, brachte er die Nachricht mit, daß er die Spur Marys aufgefunden und bis zum Bahnhof Friedrichstraße in Berlin verfolgt, dann aber verloren habe. Sein Elchbild hatte er verkauft, auch hatte er eine neue Bestellung in der Tasche. Im Zoologischen Garten hatte er Photographien von Elchen in großem Maßstabe anfertigen lassen, und seinen Freund Staffelsteiger hatte er unter dem Arme. Denken Sie, Doktor, sagte er, dieses Lamm, dieser Wurm saß im sechsten Stocke unterm Dache und fror. Er hat keine seiner Offenbarungen verkauft, was ich ihm gleich gesagt hatte, hat seinen letzten Patengroschen ausgegeben und läßt sich von einer Dame höhern Alters ernähren. Weibliches Mäcenatentum! Wäre ich nicht dazu gekommen, er hätte weiß Gott den Kunstdrachen geheiratet. Lieber Gott! um des bißchen lieben Brotes willen! Ich kann ihn jetzt ganz gut hier durch den Winter füttern. Ich habe es ja. Und wenn er auch noch keine verkäuflichen Bilder malen kann, so soll er wenigstens was lernen.

Und was macht Pogge? fragte der Doktor.

Hat seine Stirnlocke verloren, sagte Schwechting. Seine Maljumfern haben sie ihm in der Begeisterung abgeschnitten, und seine Frau droht, daß sie sich von ihm scheiden lassen wolle.

Ach, Sie spaßen! sagte der Doktor.

Ich nicht, aber vielleicht er, antwortete Schwechting.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. Das „Metzer Konzil" als neueste Erfindung zur deutschen Reichsgeschichte macht der freisinnigen Presse doch recht wenig Ehre. Man denke sich: der Reichskanzler setzt sich in Metz mit zwei Kardinälen und zwei Bischöfen zusammen und berät, wie man auf Anordnung der Zentrumsfraktion — dem deutschen Flottenverein eins auswischen könne! Es ist erstaunlich, wieviel kindliche Phantasie und wieviel Unkenntnis von Personen und Verhältnissen hierbei von diesen Blättern an den Tag gelegt wird. Zunächst liegt ganz und gar kein Anlaß vor, die beiden Kardinäle — den Fürstbischof von Breslau und den Erzbischof von Köln — ohne weiteres mit der Zentrumsfraktion und deren politischen Wünschen zu identifizieren, am allerwenigsten in der Flottenfrage. Aber gesetzt den Fall, es hätte einer dieser Kardinäle im Interesse der Zentrumsfraktion den Reichskanzler gebeten, dahin zu wirken, daß die Partei nicht durch ein zu weitgehendes Programm des Flottenvereins in Verlegenheit gebracht würde, und Graf Bülow hätte das für richtig erkannt, so hätte der Reichskanzler doch wohl persönlichen Einfluß genug auf die Leitung des Flottenvereins gehabt und würde nicht erst die Intervention des Kaisers in Anspruch genommen haben. Sodann aber legt der gesunde Menschenverstand nahe, daß der Kaiser doch niemals eine auf die Vergrößerung der Flotte gerichtete Agitation überhaupt, sondern allein die Form dieser Agitation gemißbilligt haben würde, ein Übergreifen in technische und organisatorische Fragen, wie es denn auch der Fall gewesen ist. Eine Mißbilligung der Agitation wäre vom Kaiser nie zu erwarten, am allerwenigsten als Echo der Wünsche einer sich ablehnend verhaltenden Zentrumsfraktion.

Digitized by Google

Was nun den Metzer Vorgang selbst anlangt, so würden die Zeitungen bei einer etwas weniger oberflächlichen Kritik den Schwerpunkt doch wohl in etwas anderm erkannt haben: in der Tatsache nämlich, daß der Schauplatz nach Metz, unmittelbar an die französische Grenze gelegt war, und daß Kardinal Kopp, der in diesem Falle als Beauftragter des Papstes fungierte, seine Ansprache an den Kaiser mit den Worten begann: „In dieser alten Reichsfeste . . .“ Es ist nicht nur die erneute Anerkennung des durch den Frankfurter Frieden geschaffnen Territorialbestandes, die in diesen Worten zum Ausdruck gelangt ist, sondern der Kardinal griff damit weit zurück in die alte Reichsgeschichte, bis auf den Metzer Reichstag vom Dezember 1356, wo Kaiser Karl der Vierte dem alten Reiche als Weihnachtsgabe mit der „Carolina,“ der Goldnen Bulle, seine Verfassung verlieh. Ranke hebt in seiner Charakteristik dieses Kaisers hervor, daß der Metzer Reichstag von 1356 einer der prächtigsten und bedeutendsten in der Geschichte des alten Reiches war. Damals war König Johann von Frankreich bei Poitiers in die Gefangenschaft der Engländer geraten, der Papst und der Dauphin hatten den Kaiser gebeten, bei den Engländern die Freilassung Johanns auszuwirken und den Frieden zu vermitteln. Der Dauphin überreichte im Namen seines gefangnen Vaters die von diesem ausgefertigte Urkunde, Karl bei allen Rechten und Besitztümern, die ihm als römischem Kaiser gehörten, zu erhalten, eine Zusage, die von einer kostbaren Reliquie, einem Dorn aus der Krone Christi, begleitet war. An jenen Metzer Reichstag, einen der Glanzpunkte deutscher Kaisermacht, wollen wir uns erinnern, wenn wir in Berliner freisinnigen Zeitungen spöttische Bemerkungen über das „Konzil von Metz,“ über die Tatsache lesen, daß dort vor den Toren Frankreichs der deutsche Kaiser den Reichskanzler, zwei Kardinäle und zwei Bischöfe um sich versammelt habe, um aus dem Munde eines päpstlichen Beauftragten neben einer Dankesbezeugung der Kurie deren erneute Anerkennung des Frankfurter Friedens entgegenzunehmen.

Es ist selbstverständlich theoretisch durchaus richtig, daß das Deutsche Reich dieser Anerkennung nicht erst bedarf. Aber im Leben der Völker gelten nicht Theorien, sondern Machtfragen, und wenn der deutsche Kaiser dieser Anerkennung auch wohl entraten kann, so bedeutet doch die Tatsache dieser Anerkennung für ihn einen politischen Machtzuwachs nach außen wie nach innen. Nach außen, weil der Papst damit, sichtbar für den gesamten Katholizismus des Erdballs, seine Stellung zu Deutschland, zum Kaiser nimmt; nach innen, weil diese Stellung des Papsttums nicht ohne Einfluß bleiben kann und bleiben wird auf die Stellung der Zentrumspartei zur Reichspolitik. Aber — so hören wir sagen — verrät sich in diesem Vorgang, daß der protestantische Herrscher vier römische „Kirchenfürsten“ um sich versammelt, nicht ein bedenkliches Symptom einer Zuneigung zum Katholizismus? Wir sagen aus voller protestantischer Überzeugung „Nein.“ Das Deutsche Reich hat neben 36 Millionen Protestanten doch 21 Millionen Katholiken, diese sind mithin bei einer Einwohnerzahl von 60 Millionen mehr als ein Drittel des Bestandes der Reichsbevölkerung, also auch der Reichsmacht und der Reichsgewalt. Dieser Tatsache gegenüber ist der Metzer Vorgang nicht eine Minderung des protestantischen Herrschers, sondern eine Mehrung des deutschen Kaisers, dem ungeachtet seines persönlich protestantischen Bekenntnisses auch die katholische Kirche willig eine weitgehende Machtstellung zuerkennt und ihm in dieser huldigt. Und auf die Kaisermacht kommt es vor allem an. Mag immerhin der alte engbemessene Rahmen brandenburgisch-preußischer Tradition damit überschritten worden sein: Wenn wir mit Recht verlangen, daß die katholischen Deutschen mit Treue, Liebe und Hingebung in dieses neue Reich hineinwachsen sollen, obwohl an seiner Spitze ein protestantisches Herrscherhaus steht, so haben die katholischen Deutschen dagegen zweifellos das Recht, zu verlangen, daß in dem Kaiser der Protestant vor dem Reichsoberhaupt zurücktrete, das zwischen den beiden großen Bekenntnissen nach den Grundsätzen der Billigkeit und der Gerechtigkeit zu verfahren hat.

Digitized by Google

Je mehr die Zeitverhältnisse dazu drängen, die Kräfte und die Macht des Reiches einheitlich fest zusammenzufassen, desto weniger kann eine weitschauende Reichspolitik darauf bedacht sein, die Kluft zwischen den beiden Konfessionen zu vertiefen und zu erweitern. Das gilt von der auswärtigen Politik nicht weniger als von der innern. In bezug auf diese ist Bismarck schon im Jahre 1878 bei der ersten vertraulichen Sendung Schlözers nach Rom dem leitenden Gedanken gefolgt, den er auch seiner Instruktion an Schlözer zugrunde gelegt hat: daß er einen Kampf mit Rom und mit der Sozialdemokratie zugleich nicht führen könne. Wenn das für Bismarck bei seinen großen Erfolgen und seinen reichen politischen Mitteln der maßgebende Gedanke geworden war, werden seine Nachfolger, die nicht über dasselbe Maß persönlicher Autorität verfügen, wohl nicht im Unrecht sein, wenn sie ihm auf diesem Wege folgen, soweit das mit dem Reichsinteresse vereinbar ist. Wir müssen doch in Deutschland endlich dahin kommen, daß die Katholiken in nationalen Fragen nicht nur, wie Graf Ballestrem jüngst in einem Toast ausgesprochen hat, „mit schwerem Herzen manchmal Ja sagen," sondern daß sie in diesen Fragen wie andre Parteien eine patriotische und kraftvolle Initiative zeigen und in der Stärkung, nicht in der Bekämpfung der staatlichen Gewalten ihre Aufgabe sehen, Kameraden von gleichem Schritt und Tritt. Das alles hat ja mit dem Bekenntnis nichts zu tun. Nationale Gesinnung ist von der Glaubensform und ihrer äußern Bekundung ebenso unabhängig, wie es kriegerische Tapferkeit ist. Deutschland ist gegenwärtig in einem Übergangsstadium, das aus dem traditionellen Gegensatz des „Kulturkampfes" — den bekanntlich auch Bismarck nicht als eine dauernde staatliche Einrichtung, sondern als eine neue Episode des uralten Kampfes zwischen Königtum und „Priestertum" angesehen hat — zu normalen Verhältnissen führen muß. Das Zentrum kann aber, das muß jede objektive Betrachtung zugeben, diese Wandlung nicht von heute auf morgen vollziehn, will es nicht einen großen Teil seiner Wählerschaft an die Sozialdemokratie verlieren.

Als taktische Maßregel in dieser Richtung ist auch wohl die sonst schwer begreifliche Einbringung des Antrags Hompesch in den Reichstag zu erklären. Das Zentrum mußte diesem Teil seiner Wählerschaft gegenüber diligentiam prästieren, obwohl es sicher war, daß der Antrag nur ein Schlag ins Wasser sein konnte und obendrein das Gepräge eines außerordentlichen Mangels an Rücksicht auf das Abgeordnetenhaus trug. Graf Ballestrem hat den Schritt seiner eignen Parteigenossen pariert. Er steht persönlich den Verhältnissen zu nahe, als daß er wünschen konnte, auch noch diesen Zweig der Gesetzgebung dem sozialdemokratischen Einfluß im Reichstage unterworfen zu sehen. Nun kann man ja sagen, der Antrag Hompesch war zugleich ein Avis an das Herrenhaus, bei dem jetzt die Entscheidung ruht, und in dessen Reihen die Neigung, der Berggesetznovelle zuzustimmen, keineswegs groß sein soll. Aber das Herrenhaus wird schließlich doch noch weniger gewillt sein, die Regierung in eine Zwangslage zu bringen, die das Abgeordnetenhaus ihr und sich selbst erspart hat. Nach einer Ablehnung im Abgeordnetenhause standen der Regierung, die auf den von ihr eingenommnen Standpunkt nicht verzichten wollte, zwei Wege offen: die Auflösung des Abgeordnetenhauses und der Appell an den Reichstag. Obwohl es eine Auflösung gegen die konservative Partei gewesen wäre, wäre dieser Ausweg doch einem Appell an den Reichstag vorzuziehn gewesen, den auch andre Bundesregierungen schwerlich gern gesehen hätten. Auch hätte es seine großen prinzipiellen Bedenken gehabt, in einer Angelegenheit, die man bisher sorgfältig als ein Internum Preußens angesehen und behandelt hat, plötzlich an das Reich zu gehn.

Nach der Annahme der Novelle im Abgeordnetenhause hätte jedoch für den Fall der Ablehnung durch das Herrenhaus eine Auflösung des Abgeordnetenhauses keinen Zweck, da das Votum des Herrenhauses dadurch nicht berührt würde. Das wäre nur durch einen Pairsschub möglich. Aber bei der Zusammensetzung des Herrenhauses nach den Berufungen im Jahre 1888 liegt keine wirkliche Gefahr

Digitized by Google

vor, daß das Haus bei diesem Akt der Gesetzgebung versagen könnte. Es kommt dabei noch folgendes in Betracht: Das wesentlichste Bedenken auf konservativer Seite beruht, abgesehen von der geheimen Abstimmung bei den Ausschußwahlen, auf der Befürchtung, daß die Verallgemeinerung der Arbeiterausschüsse im Bergwerkbetriebe als ein bedenkliches Präzedens angesehen werden müsse, dem über kurz oder lang die Einführung von Arbeiterausschüssen auch in andern Betrieben, namentlich auch in der Landwirtschaft, folgen werde. Obwohl die Regierung in dieser Hinsicht die bündigsten Zusicherungen erteilt hat, besteht diese Befürchtung weiter, weil man — so wird ausgeführt — mit dieser Novelle eine schiefe Ebne betreten habe, auf der es kein Halten mehr gebe; die Sozialdemokratie im Reichstage werde dafür schon sorgen mit der Forderung, daß was den Bergleuten recht, den andern Arbeitern billig sei. Aber auch wenn der Reichstag solche Beschlüsse fassen sollte, sind Reichstagsbeschlüsse doch noch lange keine Bundesratsbeschlüsse, und die preußische Regierung, die ihrem Landtage so positive Zusicherungen erteilt hat, würde diesen Zusicherungen im Bundesrat schwerlich untreu werden. Aber davon ganz abgesehen, die Gefahr eines solchen Aktes der Reichsgesetzgebung ist doch sehr viel größer, wenn die Novelle im Landtage scheitert, und die preußische Regierung dann in die Lage kommt, zu derselben Materie im Reichstage Stellung nehmen zu müssen, auch wenn die Initiative dazu gar nicht von ihr ausginge.

Als eine Warnungstafel in diesem Sinne mag der Antrag Hompesch anzusehen sein, der zudem auch hervorgerufen worden war durch das naheliegende Interesse der Zentrumsfraktion, die Aktion nicht der Sozialdemokratie zu überlassen, die auf diesen Glorienschein begreiflicherweise sehr erpicht ist. So wird denn das Herrenhaus nicht umhin können, diese politische Seite reiflich zu erwägen. Die Regierung an die Wand zu drängen und sie dem Radikalismus im Reichstage gleichsam in die Arme zu treiben, entspräche nicht den Traditionen des Herrenhauses. Nun kann man ja sagen, die Regierung hat mit der Einbringung und der Vertretung ihrer Vorlage ihr Versprechen eingelöst; wenn das Herrenhaus diese nach der Zustimmung des Abgeordnetenhauses dennoch ablehnt, ist sie nach jeder Richtung hin exkulpiert und weder rechtlich noch moralisch verpflichtet, diese Materie vor den Reichstag zu bringen und Landesrecht durch Reichsgesetz regeln zu lassen. Sie kann es, ebenso wie mit der Kanalvorlage, in einer spätern Session von neuem versuchen. So einfach aber liegen diese Dinge nicht. Man hätte mit neuen Bergarbeiterausständen und mit einer Hochflut der sozialdemokratischen Agitation, kurzum mit einer neuen und ernstern Spannung der innern Lage zu rechnen, bei der u. a. das Zentrum aus Rücksicht auf seine Wählermassen gezwungen wäre, rückhaltlos die Partei der Arbeiter zu nehmen, auch gegen die Überzeugung eines großen Teils seiner Mitglieder. Bei einer solchen Erwägung der Gesamtlage wird das Herrenhaus ebensowenig die Verantwortlichkeit für das Scheitern übernehmen wollen, wie dies — im Grunde genommen — die konservative Fraktion des Abgeordnetenhauses getan hat, es wird den kaum hergestellten Frieden zwischen der Krone, der Regierung und den Konservativen nicht einer neuen und schwerern Belastungsprobe unterwerfen wollen, zumal da Unzuträglichkeiten und Mißstände, die sich aus der Berggesetznovelle ergeben sollten, auf dem Wege der Landesgesetzgebung jedenfalls schneller und gründlicher beseitigt werden können, als es durch die Gesetzgebung des Reichs möglich sein würde. *§*

Statue parlanti. Eine Eigentümlichkeit des päpstlichen Roms waren die Rede und Gegenrede austauschenden öffentlichen Marmorbilder, durch die zu einer Zeit, wo die Presse noch unbekannt war, und später, als deren Freiheit beschränkt blieb, die Volksmeinung ihre Äußerung fand. Sie hat sich bis zum letzten Tage der temporären Macht der Kirche bewährt. Die berühmteste unter ihnen, Pasquino, von dem die ganze Gattung der meist lizenziösen Äußerungen den Namen Pasquinaten erhalten haben, ist der Überrest einer herrlich gearbeiteten griechischen Marmor-

Digitized by Google

gruppe, die am Südende der Piazza Agone, jetzt Navona, dem Odeum des römischen Kaisers Domitianus, aufgefunden worden sein soll. Hier führte eine äußerst belebte Verkehrsader, die Via Papae, vorbei, schon im Mittelalter die natürliche Verbindung zwischen dem Vatikan und dem Lateran, und im dreizehnten Jahrhundert erbaute Cencius Musca auf dem Platze, der als in pungo oder in pugna näher bezeichnet wird, einen Palast, der zwei Jahrhunderte später in Händen der Familie Orsini durch Sangallo umgebaut und zur Zeit des Papstes Alexander Borgia vom Kardinal von Neapel, Olivieri Caraffa, bewohnt wurde. Dieser ließ die Marmorgruppe an der Schmalseite des Palastes, der Via Papae zugekehrt, auf einen Sockel stellen, und eine zugefügte lateinische Inschrift besagte: „Durch das Wohlwollen des Olivieri Caraffa befinde ich mich im Jahre des Heils 1500 hier." Die Gruppe hat die verschiedensten Deutungen erfahren, eine der ersten lautet auf Herakles und Geryones; die jetzt allgemein anerkannte hat sich, nachdem ähnliche Darstellungen aufgefunden worden sind, und da besonders die Darstellungen der sogenannten iliischen Tafel auf den Trojanischen Krieg hinweisen, für Menelaos mit dem Leichnam des Patroklos entschieden. Die günstige Aufstellung im damaligen Mittelpunkt der Stadt führte dazu, den Sockel als eine Art Anschlagsäule für städtische und kirchliche Mitteilungen und für Verordnungen zu benutzen. Gleich nach seiner Aufstellung wurde dem Menelaos der Name des Magister Pasquinus beigelegt, den der päpstliche Zeremonienmeister Burchard in seinem Tagebuch zuerst erwähnt. Auch die Bezeichnung Mastro Pasquille kommt vor, wie er in einem Leonardo da Vinci gewidmeten Gedicht eines unbekannten Malers genannt ist. Die Etymologie des Namens beruht auf Mutmaßungen; daß es der eines spottlustigen Schneiders oder Barbiers gewesen sei, der hier gehaust und vom Volksmunde nach seinem Tode auf die Figur übertragen worden sein soll, ist eine Nachricht, die erst dreißig Jahre später auftauchte. Acht Jahre nach der Aufstellung wird der Name in der Einleitung zu der ersten Sammlung von Versen davon abgeleitet, daß ein Schullehrer (Magister ludi) Pasquinus Pasquillove lange Zeit in einem Hause gegenüber gewohnt habe. Diese Verse fanden ihre Entstehung in einer Anordnung der römischen Universität jener Zeit, wonach der Professor der Rhetorik der studierenden Jugend ein Thema aufzugeben pflegte, das poetisch behandelt werden mußte, wie neueste italienische Forschungen festgestellt haben. Am 25. April, dem Tage des heiligen Markus, wurden diese Reimereien öffentlich ausgestellt und von Verwandten und Fremden und von dem neugierigen Publikum gelesen. Der erste mit Namen bekannte Lehrer, der dieses Schulfest leitete und es viele Jahre noch geleitet hat, war der kleine bucklige Professor Donatus Poli. Wann der Sockel der Statue nun zuerst für eine solche Ausstellung benutzt wurde, ist unsicher. Jedenfalls lieferte, als der Gebrauch aufkam, die Pasquinfigur selbst das Thema des poetischen Wettstreits, indem ihr Protektor, Kardinal Caraffa, deren Verkleidung anordnete. Von Wert für das Verständnis ist das Vorwort zu einem im Jahre 1518 in Deutschland erschienenen Spottgedicht auf Papst Leo den Zehnten. Es lautet so: Zu Rom ist ain alte Bildnuss auff ainer seul vor aines Cardinals Hause lange Zeit gestanden; der selb Cardinal hat alle jar demselben bild ain gestalt machen lassen, auff seinen tag, als Mars, Venus, Saturnus unn dergleichen; auff solchen tag das bild umbhenken lossen, mitt tuchern, dass niemant hat sehen mögen, was diß jar dem bilt für ain Gestalt gemacht sey, biss die meng des Volcks (nach dem all wegen grosser zulauf ist) dar zu kommen, als dann zeucht man das tuch hinwek un sieht was da sey, demselben machen dann die Poeten un Dichter vil verss und gedicht, wie dann ain jeder die scherpff seynes Vernunff zu brauchen gesehen will werden, das selbig bild haiszt Pascuillus usw.

Das Fest scheint bis zum 2. Mai, also eine Woche, gedauert zu haben, und die Gedichte scheinen wohl erneuert worden zu sein; jeden Abend kam ein Diener des Kardinals und sammelte, was davon übrig geblieben war. Die Nachfrage war so groß, daß der Verleger Mazzocchi zum erstenmal im Jahre 1509 eine Sammlung

Digitized by Google

herausgab. In der Vorrede berichtet er, daß dreitausend Verse gemacht worden seien; er klagt, auch gegen ihn wären einige gerichtet, die er, als zu schlecht, nicht veröffentliche; bei andern habe er erst die Ungehörigkeiten ausgemerzt und hinkende Verse einrenken müssen. Dann habe er seine liebe Not, weil jeder sich gedruckt zu sehen wünsche, und doch seien viele Gedichte abhanden gekommen. Er sprach die Wahrheit, denn im nächsten Jahre war ein Viertel verschwunden; man nahm eben mit, was gefiel, und schickte sie an auswärtige Freunde oder Gönner, die darum ersuchten. Es liegt auf der Hand, daß auch das große Publikum schon die Gelegenheit benutzte, seiner Stimmung Ausdruck zu geben, die Höflinge, ihre Brotgeber zu loben oder zu tadeln, das Volk, Zoten zu reißen, die Mißgünstigen, die Regierungsakte einer Kritik zu unterziehn. Diese seltnen kleinen Sammlungen erlauben für die nächstfolgenden Jahre nach den beigefügten kuriosen Holzschnitten die Ausstaffierungen des Pasquin und die ihnen zugrunde liegenden Motive zu erkennen, die sich auf wichtige Tagesfragen und politische Ereignisse bezogen. Im Jahre 1508 erschien er als der Gott Harpokrates, der Schweigende. Kaiser Maximilian und die Republik Venedig lagen in Streit, und Rom zog vor, sich nicht einzumischen; 1509 erschien er als Janus beim Kriege der Lega von Cambray gegen Venedig; 1510, wo Papst Julius gegen Venedig ins Feld zog, als Herakles mit der Hydra; 1511 trug er ein Trauerkleid, weil sein Protektor, Kardinal Caraffa, gestorben war. Der Kardinal von York übernahm nun seinen Schutz, wurde jedoch schon 1514 ermordet. Im Jahre 1512 trägt er als Mars den Donnerkeil, da Papst Julius die Franzosen aus Italien vertreiben wollte, 1513 starb der Papst, und Pasquin erschien im Kostüm des Apollo von Belvedere, den neuen Papst Leo den Zehnten zu begrüßen. Als dem Mediceer die reichen Florentiner Kaufleute nach Rom folgten, begrüßte sie 1514 Merkur, und die Anziehungskraft, die Rom und der Vatikan durch Prunk und durch Feste auszuüben begannen, drückt 1515 Pasquin als Orpheus aus. Sein Protektor wurde der Kardinal Antonio del Monte; 1518 starb der Kaiser, und das Fest wurde sub poena excommunicationis verboten zur großen Verzweiflung aller Dichterlinge. Pasquin meldete sich fieberkrank. Wir finden ihn noch als Pilger, als Delphobus, als Sybille unter Leo dem Zehnten, dessen Wappen mit dem der Stadt Rom und dem des Protektors diese letzten Sammlungen schmückt. Zum Leiter des Festes wurde der Rektor Decius Sillanus ernannt. Eigentümlich klingt zu dem offenbaren Vergnügen, das dieser Papst an den Produktionen der Sekretäre des Halbpoeten Meister Pasquins, wie er die schlechten Dichterlinge nannte, hatte, die Mitteilung des Sienesen Claudio Tolomai: „In unsrer Zeit herrscht die größte Lizenz, die es je gegeben hat, in Rom über die Päpste, die Kardinäle und über den Hof schlecht zu sprechen und besonders am Markustage durch Pasquin, was man nur der Toleranz der Kirche zuschreiben kann, die erlaubt, daß ein jeder spricht und schreibt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist.“ Es sollte noch schlimmer kommen.

Schon im Jahre 1512 findet sich Pasquin im Zwiegespräch mit einer andern antiken Figur von kolossalen Dimensionen, die seit unbekannten Zeiten neben der Kirche S. Adriano gegenüber dem Carcer Tullianum angebracht war. Dargestellt ist ein Flußgott in ruhender Lage. In der Stadtbeschreibung des Anonymus von Einsiedeln aus dem achten Jahrhundert scheint der Name Tibris (der Tiberfluß) auf ihn zu deuten, 1350 wird er als Marforli angeführt, woraus später eine topographische Deutung Marforio gemacht. Von hier, wo jetzt noch eine Inschrift an seinen Platz erinnert, wurde er von Sixtus dem Fünften nach dem Kapitol versetzt und ziert nun den innern Hof des Museums. Das Frage- und Antwortspiel der beiden Spötter ging durch die Jahrhunderte weiter.

Als Papst Leo starb, hinterließ er einen tief verschuldeten Staat und Elend und Verzweiflung; sein Katafalk wurde mit den ärgsten Schimpfschriften bedeckt, und die Neuwahl fand unter ungeheurer Aufregung statt. Pasquin erhielt einen

Digitized by Google

würdigen Vertreter in dem berüchtigten Literaten Pietro Aretino, der die bösesten Zungen Roms um sich versammelte und seine Akademie taufte. Um seine berühmten Pasquinaten, die noch erhalten sind, riß sich ganz Italien. Als Hadrian von Utrecht als Papst hervorging und ökonomische und reformatorische Neuerungen versuchte, war die Wut und der Spott aller Klassen über den barbarischen Deutschen so arg, daß der Papst befahl, die Pasquingruppe zu zerschlagen und in den Tiber zu werfen. Das wurde verhütet, aber sein Fest wurde streng untersagt. Nach dem Tode des Papstes wirkte Pasquin-Aretino für seinen Gönner, der als Clemens der Siebente den Thron bestieg. Im Jahre 1525 stellte Pasquin die Fortuna vor, im nächsten Jahre den Argus. Der Bibliograph der Freundsberge erwähnt, daß er ein Gedicht trug, das der Stadt das Unheil einer Plünderung prophezeite, die infolge der wankelmütigen Politik des Papstes im Mai 1527 durch die kaiserlichen Truppen in Erfüllung ging. Die Folgen davon lasteten schwer auf der Stadt, erst unter Papst Paul dem Dritten im Jahre 1533 erscheint Pasquin als Religion, 1534 als Perseus mit der Gorgo. Diese Versammlung verlegte Carlo Gualteruzzo. Die Gegenreformation der Kirche legte der Redefreiheit einen starken Zügel auf. Im Jahre 1543 verbot der Protektor Kardinal von Burgos das Fest; 1549 verbot das Konzil von Trient, Bibelstellen in Pasquinaten anzuwenden, eine Mode, die in Deutschland mit Vorliebe gepflegt wurde, wohin Ulrich von Hutten den Pasquinbegriff verpflanzt hatte; 1558 erschien der erste Index Librorum prohibitorum gegen eine Reihe dieser Versammlungen. Ein Diener des Kardinals Farnese, bei dem man ein solches Heft gefunden hatte, wurde öffentlich ausgestellt, und 1570 wurde der Dichter Nicolo Franco wegen eines besonders boshaften Wortspiels vor dem Pasquin aufgehängt, dann verbrannt. Pasquin antwortete, da er von Stein sei, so fürchte er weder Papst noch Teufel. Eine Wendung ist jedoch von jetzt an in seinen Urteilen bemerkbar, und der kann man es wohl zuschreiben, daß sich soviel davon erhalten hat. Die Kritik besteht nun in kurzen, äußerst treffenden und witzigen Bonmots über das Kirchenhaupt, seine Abstammung und über die immer zunehmende Versorgung seiner Familie und hat dadurch die Lacher auf ihrer Seite. Ich muß mir leider versagen, von den weniger bekannten dieser geflügelten Worte und auch von den frühern Pasquinaten hier etwas mitzuteilen, hoffe es aber in einem zweiten Artikel nachholen zu können. Die Beschränkungen, die Pasquin und Marforio auferlegt worden waren, hielten nicht Stand vor den allseitigen Interessen, die bei einer Papstneuwahl im Spiele waren. Dafür genügten die beiden nicht; im siebzehnten Jahrhundert treten ihnen neue Marmormunde zur Seite. Das waren eine kopflose römische Togafigur in einer Nische am Palazzo Vidoni, der Abbate Luigi geheißen, später lange eingemauert und in unsern Tagen im Treppenhause wieder aufgestellt; ferner ein muschelblasender Satyr als Brunnenfigur, der Babuino (Pavian) genannt, die Kolossalbüste einer Isis am Palazzo Venezia, Madonna Lucrezia benannt, und der Facchino (Dienstmann), die Halbfigur eines finsterblickenden Mannes, der ein Faß hält, aus dem Wasser strömt. Diese ersten drei mögen gelegentlich als Straßenschmuck aufgestellt worden sein, wie es auch sonst in Italien geschah, und haben kaum eine Vorgeschichte. Eine kurze Berühmtheit erlangte der Babuino im Jahre 1590, als ihn der Kardinal von Santa Prisca, Pietro Dezza, für eine Abbildung des heiligen Hieronymus hielt und täglich seine Andacht vor ihm abhielt. Der Facchino soll ein Abbild des Erzbischofs von Spalatro, Marc Antonio de Dominis, sein, dessen ungeschickte Mission im Jahre 1605 zu strengen Maßregeln gegen die Katholiken in England führte. Was die Lucrezia anbetrifft, so erscheint sie am Markustage mit Frauenhaube und Schärpe, die Wangen schön rot geschminkt. Der Festtag des Pasquin wurde nicht mehr eingehalten, doch erscheint er noch gelegentlich bei Staatsfesten in Verkleidung, so 1571 als Türkenbesieger nach der Schlacht von Lepanto, 1590 nach einer schrecklichen Hungersnot als Abundantia, 1605 nach dem Übertritt Heinrichs des Vierten von Navarra als Vertreter des goldnen Zeitalters, 1644 als Neptun,

Digitized by Google

1667 alla bizarra, jedoch die Inquisition wachte scharf auf seine Äußerungen, und die Übertreter wurden mit Aufhängen und mit der Galeere bestraft.

Während der Zeit der römischen Republik im Jahre 1798 erscheinen alle diese Figuren zum erstenmal als Vertreter der Volksmeinung in der Presse, im Monitore di Roma, und machen ihre Glossen über die verbissene Unzufriedenheit der Exaristokraten. Das Experiment war nicht glücklich. Eine neue Figur bietet das Bild des Albanesenchefs Skanderbeg, an dem Palaste, den dieser 1466 in Rom bewohnt hatte. Er vertrat die Hoffnungen der Mißvergnügten auf einen Sieg der österreichischen Waffen und drückte sich deutsch aus.

Die Bestrebungen eines vereinten Italiens mit Rom als Hauptstadt machten Pasquino zum Vertreter dieser patriotischen Richtung, und mit dem Einzug der italienischen Armee am 20. September 1870 war seine Rolle ausgespielt, und er sowohl wie die übrigen sprechenden Marmorfiguren sind für immer verstummt.

Die besten Abbildungen in Kupferstich stammen von Antonio Saldalot aus dem Jahre 1542 und von Lafreri aus dem Jahre 1550; Pasquin ist mit kurzen Wortspielen umgeben, am Piedestal ist eine Balancierwage mit Gewichten angebracht, der Wappenschild des Kardinals Caraffa. Am Boden liegt ein Widderkopf, ein paar Eselsohren, eine Geißel, daneben steht eine Keule. Dieser Sockel ist, als Ende des achtzehnten Jahrhunderts Papst Pius der Sechste Braschi den alten Palast niederreißen und den imposanten Neubau ausführen ließ, durch einen schmucklosen ersetzt worden.

F. Brunswick

Die Deutschen im Lande Posen. Der Oberlehrer Dr. Erich Schmidt in Bromberg hat eine sehr dankenswerte „Geschichte des Deutschtums im Lande Posen unter polnischer Herrschaft, mit 25 Abbildungen und 2 Karten“ (Bromberg, Mittlersche Buchhandlung, 1904) herausgegeben. Nach einigen Bemerkungen über die hypothetische Vorgeschichte der Weichsel- und der Oderniederung und einem Rückblick auf die älteste Geschichte Polens werden die Geschicke der deutschen Ansiedler im posenschen Gebiet ausführlich erzählt. Zweimal hat sich eine große Welle deutscher Kolonisten über das posensche Land ergossen, im dreizehnten Jahrhundert, dann im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. Die Art der Besiedlung wird beschrieben, die Adels- und geistlichen Dörfer und Städte, die von Deutschen gegründet worden sind, werden mit Namen genannt und sind auf den Karten verzeichnet. Städte gab es vor der deutschen Einwanderung in Polen überhaupt nicht, sondern nur befestigte Dörfer. In Beziehung auf die erste Besiedlungsperiode bemerkt der Verfasser, es sei ungewiß, ob alle Insassen sämtlicher nach deutschem Recht gegründeten Dörfer Deutsche gewesen seien. Die polnischen Großen schienen das deutsche Recht für ein Zaubermittel gehalten zu haben, das wohlhabende Bauernschaften erzeuge und dadurch ihnen selbst die Einkünfte vermehre, und hätten darum auch polnischen Dörfern deutsches Recht verliehen. In Wirklichkeit seien es doch der deutsche Unabhängigkeitssinn und die deutsche Tüchtigkeit gewesen, die das deutsche Recht geschaffen hätten (das den Bauern freies Eigentum, Freiheit von Fronden, Freizügigkeit und Selbstverwaltung gesichert habe), und indolente Slawen schüfen mit dem deutschen Recht so wenig Kultur wie im Zustande der Hörigkeit. Die Einwandrer des sechzehnten und des siebzehnten Jahrhunderts waren größtenteils Protestanten, nur die der Stadt Posen gehörenden Grundstücke sind von Katholiken aus dem Bambergischen besiedelt worden. Mennoniten aus Holland, erfahren im Wasserbau, rangen den sumpfigen Flußniederungen, besonders an der Netze, den Boden ab und machten auch einige Waldstrecken urbar. Ihre Niederlassungen hießen Holländereien, woraus man in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts Hauländereien machte. Und Flüchtlinge aus Brandenburg und Pommern gründeten die Schulzendörfer, so genannt, weil in ihnen der Schulze eine gebietende Stellung einnahm, während die Holländer aus ihrer Heimat eine ganz demokratische Verfassung mitbrachten. Außerdem bewirkten die Liechtensteinschen

Digitized by Google

Dragonaden eine starke Einwandrung evangelischer Flüchtlinge aus Schlesien. Schon vorher (1547) hatten deutsche und tschechische Protestanten aus Böhmen Lissa gegründet.

Der Verfasser hat zweifellos Recht, wenn er im Vorwort die in seinem Buche mitgeteilten Tatsachen als einen Beweis dafür geltend macht, „daß alles, was in unsrer Ostmark an kulturellen Werten besteht, vom deutschen Geiste geschaffen worden ist." Dagegen entspricht es nicht ganz dem, was er selbst erzählt hat, wenn er am Schluß in einem Rückblick das Stocken des ersten Germanisationsprozesses auf das erwachte starke Nationalbewußtsein der Polen zurückführt und von dem zweiten sagt: „Abermals wurde der Weg zu einer neuen wirtschaftlichen Blüte unsers Landes durch deutsche Arbeitskraft und Einsicht eröffnet; aber die Kluft zwischen beiden Nationalitäten erweiterte sich wieder mehr und mehr: zu dem Gegensatz des Volkstums trat der des religiösen Bekenntnisses hinzu. Der Haß der Polen gegen alles, was deutsch und protestantisch war, flammte mächtig empor und wuchs sich zur leidenschaftlichen Verfolgungssucht aus. Furchtbare innere und äußere Stürme, die während des siebzehnten und des achtzehnten Jahrhunderts über das unglückliche Land dahinbrausten, taten das ihrige, die deutsche Bevölkerung des Landes in die verzweifeltste Lage zu bringen; erst die Besitzergreifung des Landes durch den preußischen Staat brachte Rettung." Das letzte allerdings, daß Kriege, innere Zerrüttung und die bekannten Charaktereigenschaften der polnischen Schlachta die ganze Bevölkernng, nicht bloß die deutsche, ins Elend gestürzt haben, ist notorisch, und der nationale Fanatismus soll so wenig bezweifelt werden wie der religiöse. Daß aber diese beiden Fanatismen und Mangel an Nationalgefühl, wie an andern Stellen angedeutet wird, ein Hindernis für die Ausbreitung des Deutschtums gewesen seien, davon finden wir in Schmidts Buche gerade das Gegenteil bewiesen. Mehr als die Germanisation des südwestlichen Randes und deutsche Enklaven im Innern — das aber hat die preußische Okkupation vorgefunden — war doch vernünftigerweise nicht zu erwarten, denn die Polen konnten unmöglich in die vierte Dimension verschwinden. Zwischen Elbe und Oder sind die Slawen in blutigen Kriegen ausgerottet und ihre selbständigen Fürstentümer vertilgt worden. Nieder- und Mittelschlesien wurden zwar friedlich germanisiert, aber wahrscheinlich ist dies nur deswegen möglich gewesen, weil die slawische Bevölkerung dünner, der Einwandererstrom stärker war als im Posenschen. Zudem war Schlesien in kleine Fürstentümer geteilt, deren Gebieter in lebhaftem Verkehr mit Deutschland standen. Posen aber war der Teil eines mächtigen slawischen Reichs, und es beweist schon genug Widerstandskraft der Deutschen, daß ihre zerstreuten kleinern Siedlungen nicht gänzlich in der polnischen Bevölkerung aufgegangen sind. Was ist denn heute noch Französisches übrig von der französischen Kolonie in Berlin? Auch muß man bedenken, daß vor dem neunzehnten Jahrhundert abgesprengte nationale Splitter den geistigen Kontakt mit ihren Stammgenossen verloren. Was aber die allmähliche Minderung der Freiheit der deutschen Ansiedler und die religiöse Verfolgung anlangt, so würde das erst durch die Verknüpfung beider Erscheinungen mit der Gesamtlage Europas in die richtige Beleuchtung gerückt worden sein. Bekanntlich haben im sechzehnten und im siebzehnten Jahrhundert alle Bauern Ostelbiens, auch die in den rein deutschen Gegenden, ihre Freiheit eingebüßt, und sind die des Adels in Livland, in Mecklenburg und in Vorpommern geradezu für Sklaven erklärt worden. Wenn trotzdem in dieser Zeit polnische Adliche und Prälaten freie Bauerndörfer gründeten — selbstverständlich nicht aus Freiheitsliebe oder Humanität, sondern aus verständiger Selbstsucht —, so erhoben sie sich damit hoch über ihre deutschen Standesgenossen, und wenn die brandenburglichen und die pommerschen Adlichen bittre Klagen darüber führen mußten, daß ihre „Untertanen" scharenweise über die Grenze flüchteten und von Polen nicht ausgeliefert würden, so beweist das eben, daß es damals der deutsche Bauer in Polen besser hatte als daheim. Erwarten, daß der polnische Edelmann ganz darauf verzichten solle, dem Beispiele seiner

Digitized by Google

deutschen Standesgenossen ein wenig zu folgen und die Freiheit der Bauern nach und nach zu beschneiden, das hätte geheißen, dem Schlachzizen eine übermenschliche Vollkommenheit zutrauen. Der Gegensatz zwischen polnischer Wirtschaft auch im Gebiete des Rechts und der Rechtsordnung und Rechtssicherheit, deren sich die Bevölkerung nach der Annexion an Preußen erfreute, ist eine Sache für sich. Was aber den religiösen Fanatismus anlangt, so war dieser bekanntlich im sechzehnten und im siebzehnten Jahrhundert die allgemeine Krankheit von ganz Europa, und hierin machte nach Schmidts Darstellung Polen sogar eine geradezu erstaunliche Ausnahme. Protestantische Einwandrer wurden eingeladen und mit offnen Armen aufgenommen, freie Religionsübung wurde ihnen zugesichert, und aus Schlesien, wo der evangelische Gottesdienst verboten war, pilgerten des Sonntags die Evangelischen über die Grenze, um in den nahen Kirchen auf polnischem Boden ihr religiöses Bedürfnis zu befriedigen. Das wäre damals nicht allein in Spanien, in Bayern und in Österreich, sondern auch in England, in Sachsen und in den skandinavischen Staaten undenkbar gewesen. Was wollen daneben einzelne Ausbrüche des Fanatismus bedeuten wie die zeitweilige Unterdrückung der evangelischen Religion in der Stadt Posen, oder daß man allmählich die evangelische Bevölkerung dem Pfarrzwange unterwarf (der Pflicht, bei Taufen, Trauungen und Begräbnissen dem Pfarrer der herrschenden Religion die Stolgebühren zu entrichten). Dieser bestand damals in allen Staaten beider Konfessionen und besteht, wie katholische Zeitungen mitteilen, im Herzogtum Braunschweig noch heute.

Es war wichtig, das festzustellen, weil falsche Diagnosen falsche Heilmethoden zur Folge haben. Wenn die Germanisierung Posens zeitweise gestockt hat, so lag das einfach daran, daß der deutsche Zuzug stockte, und wenn in den letzten zwei oder drei Jahrzehnten die deutsche Bevölkerung Posens und Westpreußens, nicht absolut aber relativ, zurückgegangen ist, so erklärt sich das hinlänglich aus der Landflucht, dem Zuge nach Westen, in die Großstädte und in die Industrie. Da dieser Zug aus sogenannten Kulturbedürfnissen entspringt, so wird von ihm die kultiviertere deutsche Bevölkerung stärker ergriffen als die ungebildetere und anspruchslosere polnische, die leider diese beiden Eigenschaften mehr und mehr ablegt und ebenfalls westwärts zu drängen beginnt. Wenn sich der Geschmack unsers Volks nicht ändert, sich nicht wieder dem Landleben zuwendet und so bewirkt, daß die ostwestliche Strömung wieder in die entgegengesetzte, kolonisatorische umschlägt, werden alle künstlichen Germanisationsmittel nichts nützen, und man wird schon froh sein, wenn nicht auch die Lücken in den deutschen Agrarprovinzen mit Einwandrern aus Russisch-polen ausgefüllt werden müssen. Daß diese deutschen Provinzen eines Ansiedlungsgesetzes nicht weniger bedürfen als die beiden halbpolnischen, hat endlich die preußische Regierung zu einer Tat bestimmt, wie in der Schlußberatung über die Handelsverträge am 22. Februar der Staatssekretär Graf Posadowsky ankündigte. Die Notwendigkeit, dem überstürzten Gange der politischen Maschine (und des gesamten Lebens im Industriezeitalter) ein Gegengewicht zu sichern in einer gesunden und kräftigen Landwirtschaft, hat er bei dieser Gelegenheit sehr schön dargelegt. Ob hohe Agrarzölle das richtige Kräftigungsmittel sind, das ist hier nicht zu untersuchen.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

64. Jahrgang
Nr. 23
Ausgegeben am 8. Juni 1905

Inhalt:

	Seite
Ein Kolonialprogramm. Von A. Seidel. I	509
Sucht Rußland nach einem nordeuropäischen Kriegshafen?	518
Der britische Staatshaushalt. Von Hugo Bartels. (Fortsetzung)	524
Johannes Mathesius	532
Unter Kunden, Komödianten und wilden Tieren. Lebenserinnerungen von Robert Thomas. (Fortsetzung)	543
Herrenmenschen. Roman von Fritz Anders. (Fortsetzung)	551
Maßgebliches u. Unmaßgebliches: Reichsspiegel — Die Katastrophe von Tsuschima — Zur Lösung der Krisis im Flottenverein — Zum konfessionellen Frieden	561

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Friedrich Wilhelm

Preußische Lebens- und Garantie-Versicherungs-Aktien-Gesellschaft.

Errichtet 1866. **BERLIN W. 64, Behrenstr. 59-61.** Errichtet 1866.

Neue Anträge in 1904: über 78 Millionen Mark

Ohne Prämienerhöhung

Weltpolice

Ohne Prämienerhöhung

Vollkommenste Form der Lebensversicherung

Unanfechtbar vom Tage der Einlösung ab mit geringer Einschränkung. **Absolut unanfechtbar** nach einjährigem Bestehen.

Aus § 2 der Versicherungs-Bedingungen:

Nach Ablauf des ersten Versicherungsjahres erlischt die Unanfechtbarkeit der Police überhaupt keine Ausnahme mehr, dergestalt, daß im Sterbefalle die **Zahlung der versicherten Summe** von der „Friedrich Wilhelm" **aus keinerlei Gründen mehr beanstandet werden kann,** vorausgesetzt, daß sämtliche dem Alter des Versicherten entsprechenden Prämien rechtzeitig gezahlt sind.

☛ Bevor man eine Versicherung abschließt, versäume man nicht, sich über die Einrichtungen der „Friedrich Wilhelm" zu unterrichten. Ausführliche Auskunft bereitwilligst.

Neue Kammermusik.

Im Verlage von **F. E. C. Leuckart** in Leipzig.

Trio

Nr. 1 in Ddur

für

Piano, Violine und Violoncell

von

Herm. Wolf-Ferrari.

Op. 5. Preis ℳ 10,—

„Allgemeine Musik-Zeitung" Nr. 44 vom 31. Oktober 1902: „Auch das Trio (Op. 5) von Herm. Wolf-Ferrari ist ein von ungewöhnlichem Talent zeugendes Werk; es ist fliessend und glatt geschrieben und weist namentlich im zweiten und vierten Satz eine Reihe vortrefflicher Gedanken auf."

Kürzlich erschienen:

Kahn, Robert, Op. 30. Klavier-Quartett Nr. 2 in A moll . . . . ℳ 12,—

Kahn, Robert, Op. 33. Klavier-Trio Nr. 2 in E dur . . . . . ℳ 9,—

Rheinberger, Josef, Op. 191a. Klavier-Trio Nr. 4 in F . . . . . ℳ 10,—

Schumann, Georg, Op. 25. Klavier-Trio Nr. 1 in F . . . . . ℳ 10,—

Schumann, Georg, Op. 29. Klavier-Quartett in F moll . . . . ℳ 15,—

☛ Verzeichnisse der im Verlage von **F. E. C. Leuckart** in Leipzig erschienenen Werke für Kammermusik, Violine etc. steht auf Wunsch postfrei zu Diensten.

Ziehung I. Klasse 14. u. 15. Juni 1905

148. Kgl. Sächsische Landes-Lotterie

(in Österreich-Ungarn verboten)

ganzjährige allerstaatliche Klassenlotterie enthält unter 100 000 Nummern 50 000 Gewinne im Betrage von

Millionen 18 910 000

mit Hauptgewinnen von

500000
300000
200000
150000
100000

5 Ziehungen in einem Monate: Juni bis November 1905

Ein Anteil kostet ℳ 3,— 10,— 20,— 100,—

Volloose, gültig für alle fünf Ziehungen:

ℳ 30,— 50,— 150,— 1000,—

für Porto und Listen 50 ₰ mehr, von Staatsloosen empfiehlt und versendet amtlich unter Garantie

Kgl. Sächsische Lotterie-Einnahme

Reinhold Walther, Leipzig,

Pfaffendorferstrasse 5.

Ein Kolonialprogramm

Von A. Seidel

1

Seit dem Jahre 1884 treiben wir nun schon Kolonialpolitik. Eine stattliche Spanne Zeit in unsrer modernen, rapide vorwärts eilenden Weltentwicklung! Was haben wir seitdem erreicht? Die Periode der Erwerbung schloß im großen und ganzen mit dem Jahre 1890 ab. Seitdem hat die Regierung die Anfänge der Verwaltung eingerichtet, manches für die wirtschaftliche Hebung der Schutzgebiete getan, Leben und Eigentum so gut wie möglich geschützt, hauptsächlich aber sich mit den Eingebornen kriegerisch auseinandergesetzt. Erst der Araberaufstand in Deutschostafrika, später der Wahehefeldzug und kleinere Expeditionen, dann die Erhebung der Witboihottentotten und neuerdings wieder der Aufstand der Bondelswarts und der Hereros.

Die Ursache dieser Aufstände ist sehr einfach und ist überall dieselbe. Die Eingebornen sind — ohne Phrasen gesprochen — ihres Landes und zum Teil ihrer Freiheit beraubt, in ihren wirtschaftlichen Interessen gestört worden und brechen los, wenn sie die ganze Größe ihres Mißgeschicks erfahren und eingesehen haben und den Augenblick für günstig halten. Wie ich den Hererokrieg vorhergesagt habe, so läßt sich weiter mit Sicherheit prophezeien, daß auch die übrigen großen, noch nicht unterworfnen Volksstämme in den Kolonien im Laufe der Zeit mit uns Abrechnung halten werden. Da sind noch die Ambos (Ovambo) in Südwestafrika, die großen Inlandstämme in Ostafrika, in Togo, besonders aber in Kamerun usw. Kamerun wird in dieser Beziehung für uns eine besonders harte Nuß werden. Seien wir also beizeiten auf unsrer Hut!

Sogleich nach der Erwerbung der Schutzgebiete begann auch die Arbeit der wissenschaftlichen Erforschung und andrerseits die der wirtschaftlichen Ausbeutung. Die erste überwog zunächst für zehn bis fünfzehn Jahre, bis sich auf ihren Schultern die praktische Erschließungsarbeit in größerm Umfange der Schutzgebiete bemächtigte. Heute glauben viele Praktiker schon ganz ohne die Wissenschaft auskommen zu können. Mit überspannten Erwartungen haben wir die Kolonien

Digitized by Google

erworben; die wissenschaftlich-wirtschaftliche Erforschung hat eine Illusion nach der andern beseitigt und so eine ebenso überspannte Hoffnungslosigkeit und Verdrossenheit geschaffen. Die Wahrheit liegt in der Mitte! Wie stellt sich nun heute die Lage der Kolonialpolitik und der wirtschaftliche Wert der Schutzgebiete dem leidenschaftlos prüfenden Auge dar? Koloniale Begeisterung kann man kaum noch irgendwo im Volke finden; Lauheit und Zweifel haben die Oberhand gewonnen. Widerwillig gibt der Reichstag alljährlich etwa dreißig Millionen her; seine koloniale Majorität, ungenügend unterrichtet und ohne innere Überzeugung, steht auf tönernen Füßen. Die „Kolonialabteilung" des Auswärtigen Amts ist weder ihrer Stellung noch der Zahl der Arbeitskräfte nach ihren Aufgaben gewachsen, der Kolonialrat ist eine beklagenswerte Halbheit. Das deutsche Privatkapital hält sich von kolonialen Unternehmungen zurück; fremdländisches wird von überheiztem Nationalgefühl abgelehnt.

Was das Klima der Kolonien anlangt, von dem die Frage der europäischen Siedlung und der Möglichkeit zahlreicher Wirtschaftsbetriebe unmittelbar abhängt, so steht heute folgendes fest: 1. Deutschostafrika, Kamerun, Togo, Kaiser-Wilhelms-Land, d. h. die festländischen Tropenkolonien haben kein einheitliches Klima, sondern zeigen (mitunter ziemlich starke) Gegensätze zwischen den niedrigen Küstenlandschaften und den höhern Binnenländereien. Die Küste ist gleichmäßig feuchtwarm, das Binnenland zeigt niedrigere Temperaturen, meist auch geringere Niederschläge. Auffällig sind ferner im Innern starke Unterschiede zwischen Tag- und Nachttemperatur. 2. Die Inselgruppen des Stillen Ozeans, die ebenfalls ein feuchtwarmes Klima aufweisen, zeigen von solchem Gegensatz nichts. Ihr sehr gleichförmiges Klima wird überdies durch die kühlen Seewinde nicht unbedeutend gemildert. 3. Kiautschou hat ein mildes Klima ohne große Gegensätze. 4. Deutschsüdwestafrika ist an der Küste gleichmäßig regenarm, luftfeucht und verhältnismäßig kühl, im Innern trocken und warm, aber mit starken Gegensätzen zwischen Tag- und Nachttemperatur.*)

Von Südwestafrika und von Kiautschou abgesehen herrscht überall eine Temperatur, die im Mittel nicht unter 23 Grad Celsius hinabgeht, allerdings auch 28 Grad nicht übersteigt. Nicht in der Höhe der Temperatur, sondern in der durchschnittlichen Gleichförmigkeit der relativ hohen Luftwärme liegt das Charakteristische — und fügen wir gleich hinzu: für den Europäer das Verderbliche — des Tropenklimas. Die Tropenkolonien sind deshalb — sicherlich wenigstens in den Küstenlandschaften — für den Europäer zu körperlicher Arbeit und zum dauernden Aufenthalt im allgemeinen nicht geeignet. Dazu kommen zahlreiche endemische Krankheiten. Malariafieber fast überall, stellenweise sogar in Südwestafrika; nur Samoa, die Westkarolinen und die Marschallinseln sind frei davon. Ferner vielfach Schwarzwasserfieber, Dysenterie, Leber-, Nieren- und Milzkrankheiten, Rheumatismus usw. Zu fehlen scheinen nur Tuberkulose (abgesehen von den Marschallinseln), Diphtheritis und Scharlach. Als besonders ungesund gelten das Küstenklima von Ostafrika, Kamerun, Togo (wenigstens

*) Die Beweise für dieses Urteil über das Klima siehe in meinem Werke: Die deutschen Kolonien und ihr wirtschaftlicher Wert. Berlin, Alexander Duncker, 1905.

Digitized by Google

nach der Regenzeit) und Kaiser-Wilhelms-Land. Im Bismarckarchipel verläuft das Fieber milder; doch fordert die Dysenterie viele Opfer. Weniger verderblich scheint durchweg das Klima der innern Hochländer zu wirken. Gesund sind Kiautschou, Samoa, die Marschallinseln, die Westkarolinen und teilweise auch Südwestafrika. Hier wird die Hitze durch die Trockenheit der Luft erträglicher gemacht, und die kühlen Nächte wirken erfrischend. Fieber kommt nur im tropischen Ambolande und sonst in einzelnen Flußtälern und gelegentlich nach starken Niederschlägen vor. Der Europäer kann überall im Freien arbeiten, wenn er Kopf und Nacken gegen die Sonnenstrahlen schützt.

Das Klima ist also im allgemeinen nicht besonders günstig. Ebensowenig befriedigen die Bevölkerungsverhältnisse. Die Volksdichte überschreitet in den afrikanischen Kolonien nicht einmal 7 Prozent (in Westfalen 133,6), nur in einzelnen Südseekolonien geht sie bis 36 Prozent und in Kiautschou bis 168 Prozent (Rheinprovinz 189,1). Die Folge ist Mangel an eingebornen Arbeitskräften. Aber die Eingebornen stehn zudem meist auf einer sehr niedrigen Stufe der geistigen und der materiellen Kultur; sie sind wenig an Arbeit gewöhnt, produzieren wenig, haben wenig Bedürfnisse und wenig Vermögen, sind also auch weder besonders kauflustig noch kaufkräftig.

Die ohne besondre Mühe auszubeutenden Werte der Urproduktion an Kautschuk, Elfenbein, Kopal, Trepang, Palmkernen usw. sind gering. Sie überschreiten jährlich — hoch gerechnet — kaum 10 Millionen Mark. Kautschuk und Elfenbein werden sich bei dem rücksichtslos betriebnen Raubbau bald erschöpfen; die übrigen sind großer Steigerung in der Ausbeute nicht fähig. Die reichen Guanolager auf den südwestafrikanischen Inseln aber — gehören den Engländern. Die Produktion der Eingebornen in Ackerbau und Viehzucht ist ebenfalls nicht sehr bedeutend; sie beträgt — soweit sie für den Handel in Betracht kommt — etwas über eine Mark auf den Kopf. Sie ist aber steigerungsfähig, freilich nicht in kurzer Zeit. Auch den Konsum der Eingebornen, der zurzeit nur etwa zwei Mark auf den Kopf ausmacht — doch ist der Handel nur erst mit einem Teil in Berührung gekommen —, kann man extensiv und intensiv bedeutend heben, wenn man es richtig anfängt und — viel Geduld hat.

Es bleibt noch die wirtschaftliche Betätigung der Weißen. Die Siedlungsfrage ist für die Tropenkolonien noch wenig geklärt; vielleicht kommen manche Hochlandpartien in Betracht. In Südwestafrika fehlt es an Wasser, obwohl das Land sonst für die Ansiedlung von Viehzüchtern nicht ungeeignet wäre. Der Siedlungsbetrieb durch Privatgesellschaften ist aber zurzeit bei den gänzlich unentwickelten Verhältnissen so gut wie aussichtslos. Der Bergbau würde sicherlich in Ostafrika wie in Südwestafrika lohnend sein, wenn es nicht an guten Verkehrsmitteln mangelte. Auch die übrigen Schutzgebiete bergen aller Wahrscheinlichkeit nach mineralische Schätze; es geschieht aber zu wenig für ihre bergmännische Untersuchung. Die Viehzucht, obwohl in Südwestafrika besonders aussichtsreich und vermutlich auch in Ostafrika, Kamerun, Togo, Kiautschou und Kaiser-Wilhelms-Land lohnend, hat bisher fast gar keine Erträgnisse geliefert, weil sich das Kapital aus Mangel an genügender Information von diesen Unternehmungen fernhält.

Digitized by Google

Und nun schließlich der Plantagenbau. Schon in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde mit der Kultur von allerhand wertvollen Welthandelsprodukten, wie Kaffee, Kakao, Baumwolle, Tabak, Vanille begonnen; aber zum Beispiel in Deutschostafrika sind heute erst etwa vierzig Plantagen in Betrieb, und in den übrigen Kolonien noch sehr viel weniger. Und dies, obwohl feststeht, daß der Usambarakaffee von sehr guter Qualität ist (wenn auch für den Konsum der großen Masse zu teuer), der Kamerunkakao vorzüglich und sehr billig, die Vanille (in Kamerun und Ostafrika) ausgezeichnet, die Baumwolle (in Togo) mindestens von guter Mittelqualität, und der Betrieb dieser Kulturen erfahrungsgemäß lohnend ist! Trotzdem kann man das deutsche Kapital für die weitere Ausdehnung dieser Kulturen nur sehr schwer und langsam gewinnen, geschweige denn, daß es starke Neigung zeigte, sich für Versuchsunternehmungen mit Tabak (die bisher wenig Erfolg hatten), mit Kakao in Ostafrika, mit Kautschuk (in Ostafrika, Kamerun, Samoa) und vielen andern sonderlich zu begeistern. Die Erträgnisse aus den Plantagenkulturen sind darum ebenfalls noch wenig bedeutend, wenn auch größerer Steigerung fähig. Die Verkehrsverhältnisse liegen endlich überall noch ebenso in den Windeln wie die Absatzverhältnisse für eine etwaige Steigerung von Ackerbau und Viehzucht.

Das ist der gegenwärtige Stand der Entwicklung. In dieser Verfassung befinden sich unsre Schutzgebiete nun schon seit einer Reihe von Jahren, ohne daß ein wesentlicher Fortschritt bemerkbar ist. Die dreißig Millionen der Regierung werden hauptsächlich ausgegeben, um diesen Zustand überhaupt nur aufrecht zu erhalten. Für die Vorbereitung weiterer Entwicklung kann davon nur verschwindend wenig verwandt werden, wie ein Blick in die Kolonialetats lehrt. Wollen wir aber nicht in Stagnation und Rückschritt versinken oder die Entwicklung auf nebelgraue Zukunftsfernen vertagen, wollen wir vorwärts kommen mit unsern Schutzgebieten und die Möglichkeit der Ernte in absehbarer Zeit vor uns sehen, so ist jetzt der Augenblick gekommen, wo Regierung und Volk zusammenstehn müssen, dem wirtschaftlichen Aufschwung der Kolonien die Wege zu bahnen. Die Opfer sind nicht gar so ungeheuerlich, die wir verlangen müssen; mit einer jährlichen Mehrausgabe von etwa 10 Millionen auf zwanzig Jahre ist das Nötige von seiten des Reichs getan.

Wir wollen — gestützt auf langjährige Erfahrungen — im zweiten Teile die Wege im Zusammenhange darlegen, auf denen Regierung und Volk zu dem gewünschten Ziele gelangen können, und im dritten Teile zeigen, welche Aufwendungen dadurch dem Reiche alljährlich mehr zugemutet werden müssen. Dies alles natürlich hier nur in kurzen Umrissen und im wesentlichen ohne nähere Begründung, wegen deren auf die demnächst erscheinende Schrift: „Was sind unsre Kolonien wert, und wie können wir sie wirtschaftlich erschließen?“ verwiesen werden muß.

2

1. Wir sind ein Kolonialvolk den Fähigkeiten nach, aber Kenntnisse und Erfahrungen fehlen dem ältern Geschlecht, sodaß es keinen Mut zu einer aktiven Kolonialpolitik hat. Unsre Hoffnung ist die heranwachsende Jugend; sie muß schon in den Schulen mit der Art der Kolonien bekannt gemacht werden. Or-

Digitized by Google

ganisierte Aufklärung durch Presse und Vorträge soll dann die der Schule Entwachsnen weiter mit kolonialem Geist erfüllen. Die Männer werden dann die Kolonialpolitik mit verständnisvollern Augen anschauen, begreifen, daß sie Zeit braucht, Früchte zu bringen, willig werden, die nötigen Opfer zu bringen, sich selbst an kolonialen Unternehmungen mehr und mehr beteiligen und besser unterrichtete und gebefreudigere Vertreter in den Reichstag senden.

2. Regierung und Volk müssen auch einsehen, daß dem Mutterlande heute und diesen Kolonien gegenüber eine andre Rolle obliegt als früher. Die Regierung hat — in dieser ersten Periode der Erschließung wenigstens — für die mangelnden Grundlagen der wirtschaftlichen Entwicklung zu sorgen. Dahin gehören: die wissenschaftliche und wirtschaftliche Erforschung der Kolonien in jeder Beziehung, Schaffung und Verbesserung hygienischer Einrichtungen jeder Art, Studium und Bekämpfung der endemischen Krankheiten und Viehseuchen, Verbesserung der Verkehrsverhältnisse, Errichtung von Versuchsstationen und Entsendung von Spezialmissionen für Ackerbau, Plantagenbau und Viehzucht, bergmännische Untersuchung des Landes, die Ansiedlung von Europäern usw., und dies alles — zunächst wenigstens — unter möglichster Einschränkung fiskalischer Erwägungen.

3. Diesen Aufgaben ist eine Ministerialabteilung nicht gewachsen; wir brauchen ein Reichsamt für die Kolonien, unter das auch Kiautschou gestellt werden muß. Der Kolonialrat sollte ferner zu einer reinen Interessenvertretung gemacht werden.

4. Das Privatkapital muß geworben werden, indem man es besser informiert und ihm gut vorbereitete Projekte von autoritativer Seite mehr als bisher vorlegen läßt. Dies wäre Sache des Kolonialwirtschaftlichen Komitees zu Berlin.*) Eine Kolonialbank ist ferner ein dringendes Bedürfnis, und die Scheu vor der Beteiligung fremden Kapitals müssen wir unbedingt ablegen. Warum sollen wir das Risiko der ersten Versuche tragen, das andre zu tragen sich drängen? Der Mindestanteil an Kolonialgesellschaften sollte nach englischem Vorbilde auf zwanzig Mark festgesetzt werden.

5. Die Wissenschaft soll unablässig Land und Leute studieren, um der Praxis den Weg zu ebnen. Die Männer der Praxis sollen jederzeit mit den Fortschritten der Wissenschaften Fühlung behalten und sie nicht geringschätzen, sollen sich dadurch aber nicht von praktischen Versuchen abhalten lassen auch da, wo die Wissenschaft ihnen noch nicht vorgearbeitet hat. Dem Mutigen hilft das Glück!

6. Die Mission muß von der Regierung und dem Volke reichlicher unterstützt werden. Sie hebt das allgemeine Kulturniveau des Eingebornen. Er erwirbt und fühlt Bedürfnisse: er kann kaufen und will kaufen.

7. Die Kolonialbeamten — öffentliche wie private — sollen mit peinlichster Sorgfalt ausgesucht, dann aber auch selbständig gestellt und gut bezahlt werden.

*) Inzwischen habe ich eine „Zentralstelle zur Vorbereitung deutschkolonialer Unternehmungen" begründet.

Digitized by Google

Nirgends ist Sparsamkeit ungeschickter angebracht; der Kolonialbeamte ist der eigentliche Träger der Entwicklung. Möchte doch das allgemein erkannt werden! Kolonialbeamte sollen sich ferner vorher über Land und Leute unterrichten, die Landessprache erlernen und sich mit den Vorschriften der Hygiene bekannt machen. Sie sollen zu einem gesunden Lebenswandel in geeigneter Weise angehalten, dafür aber nach Ablauf ihrer Dienstzeit besonders unterstützt werden. Theoretisch ausgebildete Pflanzer müßten mit Beihilfen aus Staatsmitteln und privaten Stiftungen in den Tropen selbst Gelegenheit zu praktischer Ausbildung finden. Die deutsche Kolonialschule Wilhelmshof zu Witzenhausen muß vom Staate reichlicher subventioniert werden, damit sie ihren Betrieb vergrößern und verbessern kann.

8. Die Eingebornen müssen überall — friedlich oder mit Gewalt — der deutschen Herrschaft tatsächlich unterworfen und entwaffnet werden. Die Schutztruppen sind zu verstärken. Die Rechtsanschauungen der Eingebornen sind zu erforschen und nach Tunlichkeit zu schonen; ihre angesehenen Leute müssen zur Lokalverwaltung, wenn nötig gegen Besoldung, herangezogen werden. Die Besteuerung soll vorsichtig und allmählich erfolgen, auch die Ableistung der Steuer in Form von Arbeit geeignetenfalls erlaubt oder angeordnet werden.

9. Den Weißen gegenüber sei die Regierung — in dieser ersten Zeit der Entwicklung — weitherzig, frei von fiskalischem Geist und frei von dem vorsündflutlichen Hochmut der Beamten und Offiziere gegenüber dem Privatmann.

10. Sie hüte sich, den komplizierten Verwaltungsapparat der Heimat auf die embryonalen Verhältnisse in den Kolonien zu übertragen. Sie lasse die Kluft zwischen Weißen und Farbigen in Theorie und Praxis nie außer Augen, um das Prestige der weißen Rasse zu schonen. Sie ziehe die ansässigen Weißen mehr und mehr zur Teilnahme an der Verwaltung heran mit dem nächsten Ziel, die Mitglieder der Gouvernementsbeiräte durch Wahlen zu bestimmen.

11. Sie errichte Schulen für Weiße und Farbige, lasse andauernd die Gesundheitsverhältnisse untersuchen und durch hygienische Einrichtungen verbessern, vermehre die Zahl der Krankenhäuser und Sanatorien.

12. Die Urproduktion (z. B. Elfenbein und Kautschuk) muß durch geeignete Einschränkung des Raubbaus vor Vernichtung geschützt werden.

13. Die Eingebornen wolle man durch geeignete Mittel (Prämien, freies Saatgut, Unterweisung, Aufkaufsgenossenschaften) zur Ausdehnung von Ackerbau und Viehzucht veranlassen, auch zur Einführung neuer Kulturen anhalten.

14. Die Verkehrsverhältnisse sind überall verbesserungsbedürftig, auch die Verbindung mit dem Mutterlande ist vielfach mangelhaft. Der Wegebau (für Automobilbetrieb) muß schneller gefördert werden. Vorzugsgebiete erschließe man durch Eisenbahnen unter Zinsgarantie des Reichs. Die Schiffahrt auf den Strömen ist zu verbessern. Die vorhandnen Häfen bedürfen vielfach der Meliorationen.

15. Die Siedlung von Weißen muß von der Regierung organisiert und eingeleitet werden. Zunächst sind für alle Kolonien Ansiedlungskommissare anzustellen, die alle die Siedlung anlangenden Fragen studieren.

Digitized by Google

16. Die Kolonien müssen bergmännisch von Reichs wegen untersucht und die private Mutung in weitgehendem Maße gefördert werden.

17. Die Organisation der Absatzverhältnisse für neue oder namhaft zu steigernde Kulturen (Weizen, Reis, Kartoffeln, Sesam, Erdnüsse usw.) muß von der Regierung unterstützt werden durch die Bildung von Aufkaufsgenossenschaften unter Kontrolle des Staates.

Soweit die Leitsätze allgemeiner Natur. Für die einzelnen Kolonien haben wir ferner die folgenden Spezialwünsche:

a) Deutschostafrika

Uhehe und das Kondeland müssen zunächst auf die Möglichkeit europäischer Massenansiedlung untersucht werden. Eingeborne aus dem Innern siedle man in der Nähe der Plantagengebiete an, um der Arbeiternot abzuhelfen. Zur Hebung der Viehzucht bilde man für Usambara, Uhehe, das Kondeland Gesellschaften; die einheimische Rinderrasse müßte verbessert werden. Ebenso muß der Plantagenbetrieb mit Kaffee, Kokospalmen, Sisalagaven bedeutend erweitert, die Versuche mit Tabak und Kakao müßten fortgesetzt werden. Auf dem Gebiete der Bahnbauten sind zunächst Verbindungen mit Uhehe, dem Kondelande und den Goldfundstätten im Innern am dringlichsten.

b) Deutschsüdwestafrika

Nach dem Kriege müssen zunächst die Hereros neu angesiedelt werden; wir brauchen sie als Arbeiter. Eine weitere Aufgabe ist die Vorbereitung zu allmählicher Unterwerfung der Ovambo. Sobald das Land beruhigt ist, muß die Regierung in die Bahnen der vom Staate geleiteten und unterstützten Massenansiedlung einlenken. Dazu bedarf sie der Verhandlungen mit den Konzessionsgesellschaften, um deren Land mitbenutzen zu können. Demnächst muß für Wasser gesorgt werden. Die Grundwasserverhältnisse zu untersuchen, ist dringend notwendig. Die Brunnenbohrungen müssen vervielfältigt, die Stauanlagen bei Hatsamas und am Großen Fischfluß zunächst schleunigst (innerhalb der nächsten acht Jahre) ausgeführt werden. Der Hafen in Swakopmund bedarf eines gründlichen Ausbaues. Zur Vorbereitung der Siedlung ist ferner eine Bahnlinie von Windhuk über Rehoboth-Hoachanas-Gibeon-Bersaba-Keetmanshoop-Warmbad notwendig. Man bilde schließlich eine Zentralviehzuchtsgenossenschaft mit Zweigstellen im ganzen Lande zum Betrieb der Rindvieh-, Wollschaf-, Angoraziegen- und Straußenzucht. Die unter Staatsaufsicht arbeitende Gesellschaft liefert den Ansiedlern auch den ersten Viehbestand, vermittelt den Absatz und gewährt den bewährten Leitern ihrer Zweigstellen Aussicht auf Selbständigkeit durch Ankauf der von ihnen verwalteten Farm.

c) Kamerun

Man schiebe von der Küste aus allmählich Stationen in das Grasland vor; das Vorgehn vom Benue aus ist verfrüht. Man schaffe weitere Gesellschaften zum Zweck des sicherlich rentabeln Anbaus von Kautschukbäumen, Pfeffer, Nelken, Vanille, Ingwer, Kardamom usw. Der Schädling der Kaffeekultur muß

Digitized by Google

bekämpft werden. Eine Gesellschaft, die Viehzucht im großen triebe (gestützt auf die Erfahrungen von Buea), könnte ein gutes Geschäft machen.

d) Togo

Die Kulturen von Kaffee, Kokospalmen und Kautschukbäumen müssen intensiv und extensiv erweitert werden; die Versuche mit Baumwolle führe man nunmehr durch eine kapitalkräftige Gesellschaft im großen durch. Viehzuchtsunternehmungen fänden auf der Hochebne gute Rentabilität. Besonders aber ist die bergmännische Durchforschung dieses Schutzgebiets wie die Kameruns bisher sehr vernachlässigt worden.

e) Kiautschou

Die Eröffnung bequemer und billiger Verkehrswege ist die erste Bedingung zur Hebung der Bodenreichtümer. Davon hängt auch die Entwicklung des Handels ab. Sonst lohnen voraussichtlich Versuche mit der Einführung der Rinder-, Ziegen- und Schafzucht (vielleicht auch mit Pferden, Maultieren und Eseln).

f) Deutsch-Neuguinea

Die Erforschungsarbeit steht hier noch im Vordergrunde, da meist nur erst die Küstenstriche bekannt sind. Dann muß etwas für bessere Wasserverbindung geschehn. Dringend notwendig ist die Bildung weiterer Gesellschaften für die Kultur der Kokospalme, der Baumwolle und des Tabaks. Auch die Versuche mit Kakao und Liberiakaffee sollten ausgedehnt werden. Die Eingebornen sind durch Prämien zur Anpflanzung von Kokospalmen anzuhalten. Viehzucht mit Rindern, Ziegen und Schweinen (vielleicht auch Pferden) ist aussichtsvoll und sollte sofort in großem Maßstabe begonnen werden. Auch die bergmännische Erforschung muß bei den bisherigen hoffnungsvollen Funden gerade hier besonders eifrig fortgesetzt werden. Schließlich sollte untersucht werden, ob und welche Inselgruppen etwa für europäische Siedlung oder für Deportation in Betracht kämen.

g) Deutsch-Samoa

Samoa hat sehr mangelhafte telegraphische Verbindung mit dem Mutterlande. Bergmännisch ist es fast noch gar nicht untersucht, und seine Bedeutung für die mannigfaltigsten Plantagenkulturen ist erst neuerdings klar erkannt worden. Außer den bestehenden sollten sich weitere Gesellschaften zum Betriebe der Kakaokultur bilden. Auch Tee, Kaffee, Baumwolle und besonders Kautschuk bieten vortreffliche Aussichten.

3

Die finanziellen Lasten dieses Programms müssen zum größten Teile von dem einen Geschäftsgewinn suchenden Privatkapital zugetragen werden. Einen kleinen Teil müßten die Kreise, die dem Gemeinwohl dienen wollen, à fonds perdu aufbringen. Der Rest entfällt auf das Reich. Was hätte denn nun das Reich an Mehraufwendungen alljährlich zu leisten, wenn wir zwanzig Jahre lang eine solche energische und große Kolonialpolitik zu treiben uns entschlössen? Eine vorsichtige Abschätzung ergibt etwa folgende Summen:

Digitized by Google

1.	Errichtung eines Reichsamts für die Kolonien	200 000 Mark
2.	Unterstützung der Missionen	300 000 „
3.	Für die wissenschaftliche Erforschung der Kolonien	200 000 „
4.	Beihilfen für Tropenlandwirte, zehn Stellen zu 10 000 Mark	100 000 „
5.	Zur Unterstützung der deutschen Kolonialschule in Witzenhausen	100 000 „
6.	Zur Verstärkung der Schutztruppen	500 000 „
7.	Zur Unterstützung der Erforschung der Rechtsverhältnisse der Eingebornen	10 000 „
8.	Zur Besoldung eingeborner Verwaltungsbeamten	50 000 „
9.	Für Untersuchung der Gesundheitsverhältnisse	50 000 „
10.	Hygienische Einrichtungen	300 000 „
11.	Bau von Krankenhäusern, Sanatorien	500 000 „
12.	Prämien an Eingeborne zur Hebung von Ackerbau und Viehzucht	20 000 „
13.	Verbesserung der Verkehrsverhältnisse	
	für Wegebau 300 000 Mark	
	Zinsgarantien für Eisenbahnen 1 000 000 „	
	Stromregulierungen 500 000 „	
	Hafenverbesserungen*) 500 000 „	
	Anlage von Kohlen- und Dockstationen 1 000 000 „	
		3 300 000 „
14.	Staatlich organisierte und unterstützte Massenansiedlung Weißer**)	500 000 „
15.	Versuchsstationen für Anbau, Plantagenbau und Viehzucht	500 000 „
16.	Spezialkommissare zur Untersuchung der einzelnen Landesteile für Ackerbau, Plantagenbau und Viehzucht	200 000 „
17.	Zur Bekämpfung der Viehseuchen und der Schädlinge des Plantagenbaus	50 000 „
18.	Zur bergmännischen Untersuchung der Schutzgebiete	100 000 „
19.	Unterstützung und Prämien für private Mutung	100 000 „
20.	Schulen für Weiße und Eingeborne	200 000 „
21.	Untersuchung des Uhehe- und des Kondelandes auf Eignung für europäische Ansiedlung	50 000 „
22.	Ansiedlung von Eingebornen des Binnenlandes in den Plantagengegenden	100 000 „
23.	Zur Verbesserung der Rinderrasse in Ostafrika	50 000 „
24.	Entschädigung der Landgesellschaften in Südwestafrika***)	100 000 „
25.	Untersuchung der Grundwasserverhältnisse in Südwestafrika	40 000 „
26.	Für zwei Stauanlagen†)	1 500 000 „
27.	Für Brunnenbohrungen in Südwestafrika	300 000 „
28.	Anlage von Stationen im Graslande von Kamerun	200 000 „
29.	Für Wegebauten in Kiautschou	100 000 „
30.	Für ein Dampfboot für Deutsch-Neuguinea	50 000 „
31.	Untersuchung Neuguineas auf Eignung für europäische Ansiedlung und für Deportation	30 000 „
		9 800 000 Mark

Das Reich wird also jährlich etwa 10 Millionen (vom neunten Jahre ab $8^1/_2$ Millionen) mehr auszugeben haben. Dazu kämen die nötigen einmaligen Ausgaben. Da der Reichszuschuß zurzeit etwa 30 Millionen (davon verschlingt Kiautschou allein ein Drittel) beträgt, so handelt es sich also nur um eine

*) Für den Ausbau des Hafens von Swakopmund ist eine einmalige größere Ausgabe nötig.

**) Abgesehen von einer einmaligen großen Ausgabe für die erste Massenansetzung von Siedlern (etwa 50 Millionen Mark).

***) Auf zwanzig Jahre. †) Auf acht Jahre verteilt.

Digitized by Google

Erhöhung von 33$^1/_3$ Prozent; das ist für Deutschland keine unerschwingliche Ausgabe.

Was gewinnen wir andrerseits — um alles zusammenzufassen — durch diese nicht gerade enorme Mehraufwendung? Unsre Schutzgebiete werden besser verwaltet werden und sind weniger der Gefahr von Unruhen durch die Eingebornen ausgesetzt. Der Kulturstand der Eingebornen wird gehoben. Wir lernen unsre Schutzgebiete besser kennen, heben die Verkehrsverhältnisse, verbessern den Gesundheitszustand der Europäer und der Eingebornen, erhöhen die Produktion der Eingebornen, stellen die landwirtschaftliche Tätigkeit der Weißen auf sichere Grundlagen, sorgen für besser vorgebildete landwirtschaftliche Beamte, verbessern die Arbeiterverhältnisse, stellen die Besiedlungsfähigkeit der Kolonien fest und führen die Siedlung in großem Maßstabe durch, nachdem wir in Südwestafrika Wasser geschaffen und mehr verfügbares Land gewonnen haben. Schließlich vermehren wir die Aussichten auf Entdeckung wertvoller Mineralschätze.

Unsre Schutzgebiete sind an sich zweifellos entwicklungsfähig, wie ich anderweit eingehend nachgewiesen habe. Ihre reale Entwicklung bedarf aber unweigerlich der Erfüllung der obigen Bedingungen. Sind diese erfüllt, oder kann man ihre Erfüllung sicher erwarten, so wird es auch nicht ausbleiben, daß sich das deutsche (und das fremde) Privatkapital den zahlreichen und lohnenden Aufgaben in immer steigendem Maße zuwenden wird, die in den Kolonien seiner harren, und die wir oben näher bezeichnet haben.

Sucht Rußland nach einem nordeuropäischen Kriegshafen?

Der Streit der beiden teutonischen Brudervölker auf der skandinavischen Halbinsel ist für das Ausland höchst betrübend. Um nichts und wieder nichts streiten sich Schweden und Norweger, die doch schon durch ihre Schwäche darauf angewiesen wären, sich gegenseitig zu stützen. Beide Völker hängen so gut wie ausnahmlos der lutherischen Konfession an, sodaß hier kein Gegensatz entsteht. Ebenso sind ihre Grenzfragen vollkommen geregelt. Eine Zollgemeinschaft, wie sie die beiden Hälften der habsburgischen Monarchie veruneinigt, hat Skandinavien nicht. In jeder Verwaltungsfrage sind beide Königreiche getrennt, außer in der auswärtigen Politik und dem vom Ministerium des Äußern abhängigen Konsulatwesen. Auch in der auswärtigen Politik liegen keine materiellen Differenzen vor, denn beide Länder wollen den Frieden und das Fernbleiben von allen Welthändeln, und sie werden dabei auch nicht durch verschiedne Traditionen oder Neigungen in zwei Heerlager getrennt. Nur die formelle Lage, nämlich daß die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten in schwedischen Händen ruht, erbittert die kleinere Nachbarnation. Über die naheliegende Trennung der bisher gemeinsamen Konsulate im Auslande könnte man

Digitized by Google

sich wohl einigen. Man zankt sich über die Frage, unter wen die selbständig zu machenden norwegischen Konsulate gestellt werden sollen. Das Ausland möchte sagen: Wie glücklich sind die Norweger und die Schweden daran, daß sie um eine solche Lappalie in ernste Erbitterung geraten können! An ernstern Streitfragen fehlt es ihnen also.

Leider hat die Sache einen hochpolitischen Hintergrund bekommen. Zuerst ist es der norwegische Dichter Björnstjerne Björnson gewesen, der das Ausland in diesen Bruderstreit gezogen hat. Er hat angenommen, daß Rußland einen hohen Preis für die Gewinnung eines eisfreien Hafens an der norwegischen Nordwestküste geben würde, und hat deshalb angeregt, ihm einen solchen im Norden abzutreten. Das Land hat dort wenig Wert. Pelzjäger und Renntierlappen sind seine einzigen Bewohner — ausgenommen in den Häfen. Dort sind großartige Stationen für den Fang von Kabeljauen, Heringen, Walfischen. Tromsö ist die Hauptstation für etwa dreißigtausend Fischer, die von hier aus ihren Fang betreiben. Doch das ist nur der vierte Teil der gesamten am Hochseefischfang beteiligten Bevölkerung. An Fischereierzeugnissen werden für vierzig Millionen Mark und mehr ausgeführt. Tromsö hat nur siebentausend ständige Einwohner und ist doch die größte Stadt nördlich von Drontheim. Die Provinz Tromsö legt sich zwischen den Nordwestzipfel Finnlands, der nur bis auf vierzig Kilometer dem Salzwasser des Atlantischen Ozeans nahe kommt, und das Weltmeer. Finnland steckt an der schwedischen Nordgrenze gewissermaßen eine Zunge nach der atlantischen Küste aus; es rührt das daher, daß im Jahre 1814 als Nordgrenze Schwedens der Muonio oder Tornea-Elf in seiner ganzen Länge bestimmt worden ist; seine Quelle liegt nur vierzig Kilometer von der Westküste der Halbinsel. Schon gibt es eine Eisenbahn von der schwedischen Küste am Bottnischen Meerbusen quer über die Halbinsel nach dem Ofoten-Fjord; sie führt Massen von schwedischen Erzen aus, für die dieser Weg der kürzere ist, zugleich ist er im Winter immer offen, während alle Häfen am Bottnischen Busen zufrieren.

Björnson war geneigt, für eine russische, an der schwedischen Nordgrenze entlang führende Eisenbahn den Russen das Land abzutreten und einen für einen Seehafen geeigneten Platz dazu. Als solcher wäre zunächst Tromsö selbst zu nennen. Die Stadt liegt auf einer kleinen Insel zwischen dem Festlande und größern, sie gegen Stürme und Angriffe schützenden Inseln. Drei Fjorde gehn von ihr zum Ozean, und alle sind tief genug für die größten Schiffe. Der Platz hat also große Vorzüge für einen Kriegshafen. Er ist zudem eisfrei, denn die ganze norwegische Küste, sogar über Hammerfest und Vardö hinaus die russische Eismeerküste, stehn unter dem wohltätigen Einfluß des Golfstroms, der seine warmen Fluten ununterbrochen hier heranwälzt. Wenn Rußland hier einen befestigten Hafen für seine Flotte hätte, so könnte sie ihm nicht durch die dänischen Meerengen in der Ostsee eingesperrt gehalten werden, und während Libau und Kronstadt im Winter vom Eise verbarrikadiert wären, könnte man von Tromsö aus die Schiffe zu jeder Jahreszeit frei in das Weltmeer hinaus senden. Was trotz alledem dagegen spricht, werden wir weiter unten sehen.

Digitized by Google

Genug, Björnson fand mit seinem Gedanken keinerlei Anklang bei seinen Landsleuten und zog ihn sachte zurück. Nun hat vor kurzem der ausgezeichnete schwedische Reisende Sven Hedin in einer Polemik mit dem ebenso ausgezeichneten norwegischen Reisenden Nansen, die sie in auswärtigen Blättern führten, die Sache wieder hervorgezogen. Er sagt: „Wenn euch Norwegern die Union mit Schweden so wenig wert ist, daß ihr sie wegen einer solchen Kleinigkeit, wie es der Konsulatstreit ist, opfern möchtet, so müßt ihr euch auch klar machen, daß ihr euer Nordland allein zu verteidigen habt. Wir werden nicht dafür einstehn. Ihr seid viel zu schwach, dem natürlichen Wunsche Rußlands nach einem eisfreien Hafen am atlantischen Nordmeer zu widerstehn. Und wenn ihr dulden müßt, daß sich Rußland einen Hafen im Norden nimmt, so macht euch nur darauf gefaßt, daß dann auch andre Staaten eure Neutralität nicht mehr achten werden. Sie werden die weit bessern Südhäfen nehmen. Und was dann aus eurer Unabhängigkeit wird, läßt sich gar nicht übersehen."

Darob war denn großer Zorn in Norwegen. Hedin hatte gewissermaßen das Ausland aufgefordert, in Norwegen zuzugreifen. Der schwedische Forscher bestreitet das; er habe nur warnen wollen, und der erste Gedanke komme nicht einmal von ihm, sondern von einem berühmten Norweger. In der Zurückweisung des Schweden kommt eins der leitenden Blätter Norwegens, Verdens Gang, auf Rußlands eigne Nordhäfen am Eismeer. Dort finde es die Eisfreiheit, es brauche sich also gar nicht an Norwegen zu vergreifen.

Richtig ist allerdings, daß auch die russischen Häfen an der Halbinsel Kola, an der murmanischen Küste, nicht zufrieren. Wenn es also bloß darauf ankäme, so brauchte Rußland in der Tat nicht über sein Eigentum hinauszugehn. Rußland hat denn auch schon einen Hafen dort erbaut; im Jahre 1899 ist er vollendet worden. Als Örtlichkeit ist Katharinenhafen gewählt worden, an einer Bucht hart östlich von der norwegischen Ostküste ($29^1/_2$ Grad östlich von Greenwich und 69 Grad 20 Minuten nördlicher Breite). Weniger in russischen Blättern als in der ausländischen Presse machte man viel Aufhebens von dem Hafenbau. Man sah den Kriegshafen der Zukunft entstehn. Drei Winter lang hatte man gar kein Eis bemerkt und sogar die Erdarbeiten ausführen können. Die Schiffahrt ist tatsächlich ganz unbehindert. Zwei Bäche bringen frisches Wasser aus ganz naheliegenden Binnenseen. Die Entfernung vom offnen Meere beträgt zehn Kilometer. Eine gegen Norden geöffnete Bucht gibt einen natürlichen Schutz. Der Hafen selbst ist zwei Kilometer lang und fünfhundert Meter breit, dabei zwanzig bis fünfzig Meter tief.

Aber der Hafenbau selbst ist bis über eine Uferlänge von 170 Metern nicht vorgeschritten. 170 Meter — das ist so viel, wie ein einziges Kriegsschiff gebraucht. Von Befestigung ist noch gar keine Rede, man kann also von einem Kriegshafen noch gar nicht sprechen; in Rußland wird das Wort auch nicht angewandt. Überhaupt ist das kleine Dorf Alexandrowsk, nach dem der Hafen jetzt meist genannt wird, mit seinen hundert Häusern das bescheidenste, was man sich denken kann. Es ist ein ganz guter Punkt für den Nordmeerfischfang, wenn auch lange nicht so günstig gelegen wie die norwegischen Nordwesthäfen, weil diese die mit dem Golfstrom heranschwimmenden

Digitized by Google

Kabeljauscharen am ersten abfangen. Sodann fehlt ihm auch noch jede Eisenbahnverbindung. Was ist ein Kriegshafen ohne Schienenverbindung mit den leistungsfähigen Mittelpunkten seines Landes? Abgeschnitten von der großen Industrie, vor allem der Eisenindustrie, kann er dem Schiffsbau und dem Kriege wenig nutzen. Eine Eisenbahnverbindung ist zwar geplant, nicht auf Uleaborg an der Ostküste des Finnischen Meerbusens, sondern sich weit östlicher haltend über Kem am Weißen Meer und Petrowodsk am Onegasee nach Petersburg gehend. Sie sollte auch dazu dienen, den Fischreichtum des Nordmeeres für die Versorgung der Hauptstadt nutzbar zu machen. Das wäre dann wohl der einzige Warentransport, den die 1250 Kilometer lange Bahn zu erwarten hätte. Es ist möglich, daß eine solche Bahn gebaut wird, vorhanden ist sie noch nicht.

Wenn man diesen Mangel mit Geld überwinden kann, so gibt es einen andern, über den auch der umfassendste Kredit Rußlands im Auslande nicht hinweghelfen kann. Das ist die stiefmütterliche Ausstattung mit Sonnenlicht. Alexandrowsk liegt auf 69 Grad 20 Minuten Nord; Hammerfest, die nördlichste Stadt Europas, auf 70 Grad 40 Minuten, also nur 73 Kilometer nördlicher. In Hammerfest geht 77 Tage die Sonne gar nicht auf. Monate vor und Monate nach der langen Winternacht erhebt sie sich nur für ganz kurze Zeit und nur wenig über den Horizont. Sogar am 20. Juni um Mittag kommt sie nur bis zu einer Höhe von 43 Grad. In Alexandrowsk sind die Verhältnisse ganz ähnlich, nur ganz wenig gemildert Zur Winterzeit ist also kein Sonnenlicht vorhanden. Und doch kommt es, wenn man von einem eisfreien Kriegshafen spricht, gerade auf die Winterzeit an, denn im Sommer sind die Ostseehäfen ebenfalls eisfrei. Ohne Tageslicht ist aber Schiffsbau und Schiffsreparatur nicht wohl durchzuführen. Bisher hat man sich auf elektrisches Licht allein noch nicht verlassen mögen. Wollen die Russen bahnbrechende Pioniere auf diesem Gebiete sein? Das darf man billig bezweifeln.

Die strategische Aufgabe eines hochnordischen Kriegshafens wäre, einer russischen Flotte Gelegenheit zu geben, im Winter — oder falls eine feindliche Flotte den Sund und den Großen Belt sperrt, auch im Sommer — durch den nordatlantischen Ozean auf England, Deutschland oder Frankreich vorzubrechen. Der Weg um das Nordkap ist heikel; er wird namentlich im Winter durch Stürme, Nebel und Eisberge sehr gefährlich gemacht. Kommt trotzdem die Flotte bei Nordschottland an, so wird voraussichtlich die englische Flotte, gestützt auf viele Häfen mit allen Hilfsmitteln, ihr einen heißen Empfang bereiten. Nirgends würde England ein Zusammentreffen willkommner sein als in seinen heimischen Gewässern. Für Deutschland und Frankreich lägen die Verhältnisse wohl anders, aber nicht ungünstiger. Die russische Flotte wäre immer ohne Stützpunkt. Vor allem aber müßte man fragen: Wenn der Zar eine Flotte zur Verfügung hat, ist sie ihm nicht nützlicher, notwendiger vor Libau und Kronstadt? Ist es vernünftig, einen Teil der baltischen Flotte nach dem hohen Norden hinaufzusenden und sie ihrem Hauptzweck, dem Schutz der Ostseeküste, zu entfremden? Einem übermächtigen Feinde gegenüber soll man am allerwenigsten seine Streitkräfte zersplittern. England ist übermächtig

Digitized by Google

auf alle Fälle. Die deutsche Flotte ist der russischen Ostseeflotte ebenfalls weit überlegen, und nur um diese kann es sich handeln, denn die Schwarzmeerflotte muß an ihrem Standort verbleiben, und ob im fernen Osten eine neue russische Seemacht entsteht, ist zum mindesten fraglich; in Ostseeangelegenheiten kann auch sie nicht eingreifen. Will man aber den Fall eines russisch-französischen Bündnisses ins Auge fassen, so ist Rußland unter allen Umständen sicher, auch für seine nordeuropäische Flotte Verwendung zu haben, auch wenn es sie gänzlich in der Ostsee vereinigt hat. Nur die Wintersperrung könnte für diesen Fall von Belang sein. Man darf aber bezweifeln, ob Rußland wegen dieser einzigen Eventualität die Nachteile der Lage im hohen Norden auf sich nehmen möchte.

Diese sind vielmehr so überwiegend, daß ein Kriegshafenbau an der Murmanküste unter allen Umständen ausgeschlossen erscheint. Mit nahezu derselben Stärke gelten alle diese Gründe für einen Hafen an Norwegens Nordwestküste. Tromsö liegt noch etwas näher beim Nordpol als Alexandrowsk, nämlich auf 69 Grad 38 Minuten. Die Tageslichtverhältnisse sind dieselben. Auch ist Tromsö, wie schon erwähnt worden ist, mit örtlichen Vorzügen ebensowohl ausgestattet wie jener russische Hafen. Zum Vorteil gereichte ihm, daß es um 1650 Kilometer näher bei England oder der Nordsee läge als Alexandrowsk. Dennoch erscheint es ausgeschlossen, daß Rußland in irgendeiner Weise auf das Tromsöprojekt einginge, auch wenn Norwegen an die Landabtretung dächte. Die Nachteile der langen Winternächte, des Nebels, der Eisberge, der gefahrvollen Schiffahrt an der felsigen Küste sind zu groß. Man hat denn auch niemals gehört, daß russische Stimmen den Gedanken warm aufgenommen hätten. Auch der Rausch für Katharinenhafen ist, wo er etwa geherrscht hat, bald verflogen. In Norwegen ist übrigens absolut keine Stimmung dafür vorhanden. Das Auftreten Rußlands gegen die Finnländer hat auch in Norwegen große Erbitterung erzeugt. Man sagt sich, daß Rußland, wenn es einst im nördlichen Teile Norwegens erschiene, der Natur der Sache nach immer größere Ansprüche erheben würde. Der norwegischen Küstenfischerei müßte das Erscheinen Rußlands, das sofort seine eignen Untertanen bevorzugen würde, höchst nachteilig sein. Auch wäre ein Übergreifen nach Süden keineswegs ausgeschlossen.

Ja man kann wohl sagen, daß Rußland geradezu genötigt wäre, den Gedanken, wenn es ihn überhaupt verfolgt, in ganz andrer Weise zu verwirklichen. Im Augenblick kann von alledem gar keine Rede sein, denn Rußland ist von seinem ostasiatischen Kriege und von seinen innern Zuständen viel zu sehr in Anspruch genommen, als daß es sich auf so weitaussehende Unternehmungen einlassen könnte. Wenn es zum Frieden gekommen ist, muß es alle seine Kräfte dem Wiederaufbau seines innern Staatsgebäudes widmen, sodaß es froh sein wird, wenn es mit auswärtigen Angelegenheiten in Ruhe gelassen wird. Das riesige Reich wird voraussichtlich auf lange Zeit des großen Vorteils genießen, in Europa in einer vollkommen gedeckten und unangefochtnen Defensive dazustehn. Neigung, seine Besitzungen in Nordeuropa zu erweitern, hat es seit dem Wiener Frieden von 1815 nicht gezeigt, und

Digitized by Google

wir dürfen annehmen, daß es fortan mehr Veranlassung als je hat, von allen Vergrößerungstendenzen abzustehn. Sollte es sich einst erholt haben, so wird es vermutlich in Asien größere Chancen vor sich sehen als in Nordeuropa.

Nur um das Gerede von dem Erwerb eines nordeuropäischen Hafens völlig auszuschöpfen, fügen wir noch folgendes hinzu. Man kann es einen natürlichen Drang Rußlands nennen, aus der Umstrickung herauszukommen, in der es ist. Das riesige Reich stößt nirgends an ein Meer, das von Eis oder von der Vorlagerung fremder Gebiete frei wäre. Das Eismeer in Verbindung mit der langen Winternacht erstreckt seine Wirkungen von der Ostspitze Norwegens bis Kamtschatka und bis zu der Insel Sachalin. Von der Amurmündung bis Wladiwostok hängt sich der japanische Inselkranz vor die russische Küste, die außerdem mehr oder weniger von Eis heimgesucht ist. Die Hoffnungen, in Port Arthur und Dalny das Gesuchte zu finden, sind einstweilen stark getrübt. Ebenso haben die Pläne, auf irgendeine Weise von Transkaspien aus an den Indischen Ozean zu gelangen, vorläufig auf unabsehbare Zeit vertagt werden müssen. England hat seine Position in Persien stark befestigt und wird das Land des Schahs nicht ohne ernstliche Gegenwehr an den Zaren gelangen lassen. Unverändert liegen seit längerer Zeit die Verhältnisse am Schwarzen Meere. Die Türkei ist und bleibt ein unsicherer Wächter am Bosporus und an den Dardanellen. Und dann: wenn Rußland auch wirklich dort die Herrschaft gewinnt, das Mittelmeer ist doch wieder ein abgeschlossenes Becken, dessen beide Ausgänge in Englands Gewalt sind, und wo England überdies durch seinen gewaltigen Kriegshafen Malta und seine starke Flotte übermächtig ist. Auf die Wichtigkeit der Verhältnisse an der Ostsee, auf deren Parallelität mit denen des Mittelmeer hat kein geringerer aufmerksam gemacht als der König von Schweden in einer anonym erschienenen Schrift über die beiden Meerengen. Auch die Ostseebesitzungen Rußlands sind vom Weltmeer abgesperrt. Der Hausschlüssel zur Ostsee ist in den Händen Dänemarks, einer Rußland befreundeten, jedoch schwachen Macht. Weder hat Rußland Sicherheit, daß nicht eine feindliche Flotte ihm vom Sunde und vom Großen Belt aus die ganze Ostsee absperre, noch verbürgt jemand dem übrigen Europa, daß nicht die Russen das kleine Dänemark in ihren Dienst zwängen. Man hat die Neutralisierung der drei skandinavischen Staaten vorgeschlagen. Gegen Vergewaltigung der Meerengen von der einen wie von der andern Seite böte dies keinerlei Sicherheit. Deshalb drängt sich denn immer wieder der Gedanke an einen russischen Kriegshafen außerhalb der Ostsee auf.

Wenn nun, wie wir gesehen haben, die Untauglichkeit der hochnordischen Häfen gar nicht verkannt werden kann, so tritt die Frage in den Vordergrund, ob nicht ein südskandinavischer Hafen wie ein Magnet wirken muß. Hedin hat ihn indirekt angeregt, indem er darauf verwies, daß andre Länder das Beispiel Rußlands nachahmen könnten. In einem südskandinavischen Hafen verringerte sich der Nachteil der kurzen Tage ganz bedeutend. Ein solcher würde viel näher bei dem Schauplatz der Begebenheiten sein als Tromsö und vollends als Katharinenhafen. Am Eingange zur Ostsee gelegen könnte

Digitized by Google

er eine strategische Position gegen jeden Feind Rußlands werden. Denn wenn der Zar hier eine Flotte hat, kann — außer vielleicht Deutschland auf Grund des Nordostseekanals — kein Feind achtlos vorübergehn. Jeder ist genötigt, ein Beobachtungs- oder Blockadegeschwader zurückzulassen, und dadurch hielte sich Rußland wahrscheinlich seine Ostseehäfen offen. Rußland, das muß man anerkennen, hat keinen Schritt zur Erlangung eines südskandinavischen Hafens getan und ist auch auf absehbare Zeit nicht in der Lage dazu. In Güte würde es ihn auch nicht in seinen Besitz bringen. Ob gewaltsam, das ist auch das Ergebnis einer vorläufig ganz unübersehbaren Reihe von Komplikationen. Hier kann nur gesagt werden, daß sich als Punkte von Wert für die russische Flotte vor allem zwei eignen würden: Gotenburg gleich nördlich vom Sunde und Christiansund an der Südspitze Norwegens. Jenes liegt der Ostsee am nächsten und ist durch viele, leicht zu befestigende Felseninseln geschützt. Dieses ist defensiv nicht so stark, hat aber den Vorteil einer weit in die Nordsee vorgeschobnen Lage.

Die ganze Sache wäre wohl jenseits des Horizonts der Tagespolitik verblieben, wenn sie nicht durch den abstoßenden Streit der beiden skandinavischen Brudervölker aufgerüttelt wäre. Möge dieser bald geschlichtet werden, und damit auch die Hafenfrage wieder in das Reich der Unsichtbarkeit hinabtauchen!

Der britische Staatshaushalt

Von Hugo Bartels

(Fortsetzung)

Was hat nun England mit seinen Schwesterkönigreichen Schottland und Irland erhalten dafür, daß es sich auf viele Geschlechter hinaus den Mühlstein einer so ungeheuern Schuld um den Hals gehängt hat? Unmittelbar nichts. Weder Eisenbahnen noch sonst gewinnabwerfende Unternehmungen sind dafür in den Besitz des Staates gelangt. Fast die ganze Schuld ist durch Kriege entstanden, und die Schuldsumme umfaßt bei weitem nicht alle Kriegsauslagen. Die gesamten Kosten der Kriege von 1688 bis heute, nach Abzug der Rüstung, die auch bei Fortdauer des Friedens unterhalten worden wäre, also allein die durch den Kriegszustand verursachten Mehrausgaben belaufen sich in runder Summe auf 1500 Millionen Pfund, wobei die Kriege in Indien nicht gerechnet sind, weil deren Kosten nicht England, sondern Indien zur Last fallen. Als reiner Verlust sind die 97 Millionen für den amerikanischen Krieg zu betrachten, und nicht viel besser steht es mit den 69 Millionen für den Krimkrieg, der wohl Rußland geschadet, aber England wenig genützt hat. Aber die übrigen 1333 Millionen waren nicht weggeworfen, obgleich bei besserer Wirtschaft eine geringere Summe genügt hätte. Sie waren der Preis, um den England die Seeherrschaft und sein Weltreich erworben hat. Für ein Reich, das mehr

Digitized by Google

als ein Fünftel alles Landes der Erde mit einer Bevölkerung von etwa 450 Millionen Menschen umfaßt, für einen Handel, der fast ein Drittel des ganzen Handels der Welt ausmacht, und eine Handelsflotte, die an Tonnengehalt fast der Summe des Gehaltes aller übrigen Handelsflotten gleichkommt, war der Preis nicht zu hoch. England würde sonst auch gar nicht imstande gewesen sein, ihn zu zahlen. Aber die Riesensummen wurden alle im Lande selbst aufgebracht, ein Beweis, wie die kräftige, auf überseeische Herrschaft gerichtete Politik die Kapitalkraft des Landes gestärkt hatte. Ohne die Teilnahme Englands am Spanischen Erbfolgekriege würde Frankreich im Siebenjährigen Kriege weit gefährlicher, die Eroberung Kanadas schwieriger gewesen sein, ohne die 82 Millionen Pfund des Siebenjährigen Krieges würde England nicht 831 Millionen für den Kampf gegen das revolutionäre Frankreich und Napoleon haben aufbringen und die Seeherrschaft erringen können, und ohne die Seeherrschaft wären weder Indien noch Australien noch Südafrika englisch geworden.

Die oben angeführte Summe von 1500 Millionen schließt auch die Kriege von 1815 bis auf unsre Zeit ein. Für die Zeit bis 1815 belaufen sich die Kriegsausgaben nach der amtlichen Aufstellung auf mehr als 1140 Millionen. Zieht man nun davon den Betrag der Schuld von 900 Millionen ab, so bleiben noch 240 Millionen, die aus den laufenden Einnahmen bestritten wurden. In Wirklichkeit jedoch waren die aus den Steuern gedeckten Ausgaben weit höher, weil die 900 Millionen der Schuld nicht denselben Betrag in bar darstellten. Für die Kriege von 1793 bis 1815 zum Beispiel betrugen die Kosten 831, die Anleihen 652½ Millionen. Danach würden auf die laufenden Einnahmen noch über 178 entfallen. Bei dem geringen Ertrage der Anleihen und bei den Verlusten, die sich aus dem Tilgungsunsinn ergaben, war aber die Last mindestens doppelt so groß. Sie wird sogar auf 650 oder etwa 28 Millionen jährlich angeschlagen, und obendrein kam noch die Verzinsung der Staatsschuld, die zuletzt über 30 Millionen jährlich forderte.

So sehr auch der Reichtum und die Steuerkraft zugenommen hatten, so war ein solcher Aufwand auch für England keine leichte Sache und nur mit der aufs höchste getriebnen Anspannung der Steuerschraube möglich. Aber kein andrer Staat hätte es fertig gebracht, solche Summen zu beschaffen.

Im Jahre 1715 belief sich das Einkommen des Staates, d. h. Englands und Schottlands, bloß auf 5½ Millionen Pfund bei einer Bevölkerung, die auf wenig über 7 Millionen anzuschlagen ist. Am Ende des Siebenjährigen Krieges war es auf 10 Millionen Pfund gestiegen. Für 1786 bei einer Volkszahl von 9 bis 10 Millionen ist die Zahl 14½ Millionen Pfund, für 1791 18½ Millionen, für 1802, nach der Aufnahme Irlands in das Vereinigte Königreich, das nun mit den 5 Millionen Iren über 16 Millionen Einwohner hatte, war das Einkommen 39 Millionen Pfund, und 1816, nach dem Schlusse der großen Kriegszeit fast 78⅔ Millionen bei einer Bevölkerung von nicht ganz 20 Millionen. Auf den Kopf fiel also 1816 eine Abgabenlast von mehr als 78 Schillingen, mehr als das Fünffache von dem, was der Einzelne ein Jahrhundert früher getragen hatte.

Digitized by Google

Was die Last besonders drückend machte, war die ungleichmäßige und ungerechte Verteilung, die besonders den kleinen Mann heimsuchte, die Reichen dagegen sehr milde anfaßte. Die Grundherren, die seit der Thronbesteigung der Welfen das Heft in der Hand hatten, folgten dem Grundsatze, daß dem Sieger die Beute gebührt. Die beiden Parteien des Parlaments gehörten derselben Klasse an, und ob die Tories am Ruder waren oder die Whigs, sie hüteten sich, etwas zum Nachteil des Grundbesitzers zu unternehmen. Die Masse des Volkes hatte keine Stimme bei den Wahlen und folglich auch keinen Einfluß auf die Regierung.

Als unter Wilhelm dem Dritten eine Grundsteuer, die Land Tax, eingeführt wurde, wußten sich die Grundherren schadlos zu halten durch Kornausfuhrvergütungen. In der schweren Zeit von 1798 wurde zwar die Steuer auf 4 Schillinge aufs Pfund erhöht, aber die Grundlage blieb die alte Einschätzung vom Jahre 1692, die bei dem gesteigerten Wert aller Grundstücke lächerlich gering war. Auf diesen Satz wurde damals die Grundsteuer für immer festgelegt, und ferner die gänzliche Ablösung durch eine Kapitalzahlung erlaubt. Dabei ist es geblieben, und der Grundbesitz, der nur in wenig Händen ist, trägt jetzt aus dieser Steuer dem Staate nur 725000 £ ein, während die Grundsteuer nach dem heutigen Werte, der bei der Lage der Landwirtschaft keineswegs hoch ist, etwa fünfundzwanzigmal so viel ergeben sollte.

Die Grundherren sorgten durch ihr Übergewicht im Parlament schon dafür, daß der Racker von Staat ihnen auch in schweren Zeiten nicht zuviel abnahm, und durch dasselbe Mittel sorgten sie auch dafür, daß ihr Besitz ihnen immer große Summen abwarf. Ihr Einkommen beruhte vornehmlich auf der Höhe der Pachtgelder. Wenn die Pächter imstande sein sollten, hohe Pachten zu zahlen, mußte der Weizenpreis hoch sein, und den Weizenpreis hoch zu halten, dazu dienten die Kornzölle. Die Kornzölle hatten durchaus nicht den Zweck, den englischen Bauern gegen fremden Wettbewerb zu schützen, sondern allein den Preis des heimischen Getreides zu steigern. Da die frühere Gesetzgebung dem Zwecke nicht genügend entsprach, legte das Gesetz von 1791 einen Zoll von 24 sh. 3 d. auf den Quarter, wenn der Preis unter 50 sh. stand, was einem Einfuhrverbote gleich kam. Der niedrige Zollsatz von 6 d. trat erst ein, wenn der Preis 76 sh. überstieg. Im Jahre 1804 wurde gar die Preisgrenze für den hohen Zoll von 24 sh. 3 d. auf 63 sh. hinaufgesetzt, dagegen aber Korn schon zu 6 d. hereingelassen, wenn der Preis 66 sh. überschritt. Diese Sätze genügten; denn England war schon aus einem Korn ausführenden zu einem Korn einführenden Lande geworden. Den Grundherren blühte der Weizen im wahren Sinne des Worts. Einen kleinen Anteil an dem Segen hatten auch die Pächter, und der Staat erhielt Geld in seinen Säckel. Aber beim Landarbeiter und bei dem übrigen gemeinen Volke war Schmalhans Küchenmeister. Auf sie drückten die Kornzölle am schwersten.

Auch sonst wurde die Zoll- und Steuerschraube aufs äußerste angezogen, um Mittel für den Krieg gegen Frankreich flüssig zu machen. Es gab nichts, was der Schatzkanzler einer Auflage für unwürdig gehalten hätte. Wohl kein Volk der Erde ist je so von Zöllen, Steuern und Gebühren aller Art

Digitized by Google

heimgesucht worden wie das englische zu der Zeit des großen Krieges. Die Sätze wurden erhöht, bis sie zum Schlusse durch ihre Höhe den Verbrauch einschränkten und so ihren Zweck selber vereitelten.

Im Jahre 1798 wurde auch eine der reichsten Geldquellen zuerst erschlossen, nämlich die Einkommensteuer, damals auf 10 Prozent festgesetzt. Sie trug 1815 14000000 £ ein und kam dann zu Ende, da sie nur als Kriegssteuer gedacht war.

Nach der endlichen Niederwerfung Napoleons hätte nun der Staatshaushalt wieder zu den vor dem Kriege bestehenden Verhältnissen zurückkehren müssen, wenigstens soweit es die Vermehrung der Bevölkerung in den langen zweiundzwanzig Jahren und die dadurch vergrößerten Ansprüche an die Verwaltung erlaubten. Aber ein Zurückschrauben der Ausgaben auf den frühern Stand war schon durch die Verzinsung der Schuld unmöglich, die jetzt allein doppelt so viel verlangte, als das gesamte Staatseinkommen nur dreißig Jahre früher gewesen war. Die Erleichterung, die geschah, war gering. Sie bestand im wesentlichen bloß in der Aufhebung der Einkommensteuer, die, so schwer sie war, doch nur die besitzenden Klassen getroffen hatte. Im übrigen blieb die Abgabenlast, wie sie während des Krieges gewesen war, und nur allmählich trat eine Verminderung ein, die aber nicht so weit ging, daß sie fühlbar gewesen wäre. Dabei waren Handel und Gewerbe durch die Zollpolitik gehemmt. Eines Schutzes bedurfte das heimische Gewerbe nicht, weil noch kein andres Volk mit England in Wettbewerb treten konnte. Nützen also konnten ihm die Zölle nicht, wohl aber schadete ihm ihre übertriebne Höhe, und auch der Staat fand seine Rechnung nicht dabei, da die Zollerträge je länger je weniger befriedigten.

Nach der Verzinsung der Schuld und dem Aufwand für Heer und Flotte blieben nur geringe Summen für die andern Aufgaben des Staats übrig. Das Einkommen betrug 1820 60 Millionen Pfund, was bei einer Bevölkerung von nicht ganz 21 Millionen über 57 sh. auf den Kopf ausmachte, während in demselben Jahre in Preußen mit 12 Millionen Einwohnern nur 5 Taler 25 Silbergroschen = $17^1/_2$ sh. auf den Kopf entfielen. Wenn wir den Haushalt beider Staaten weiter vergleichen, so finden wir, daß für die Verteidigung Großbritannien 18 Millionen Pfund = 30 Prozent des Einkommens, über 17 sh. auf den Kopf ausgab, Preußen 23 Millionen Taler (3,45 Millionen Pfund) = 33 Prozent des Einkommens oder unter 6 sh. auf den Kopf. Nach der Bestreitung der Kosten für die bewaffnete Macht und der Zinsen für die Schuld, die, über 30 Millionen Pfund, mehr als die volle Hälfte des Einkommens verschlangen, blieben in Großbritannien für alle andern Zwecke des Staats nur noch $11^1/_4$ Millionen = $18^3/_4$ Prozent, Preußen verfügte im gleichen Falle noch über mehr als 50 Prozent seines Einkommens. Wenn nun von dem Reste in Großbritannien auf den Kopf der Bevölkerung etwas mehr, etwa 80 Pfennige, als in Preußen entfiel, so ist daraus nicht zu folgern, daß Großbritannien auch mehr für eigentliche Kulturaufgaben hätte verwenden können. Denn von den noch übrigen $11^1/_4$ Millionen fielen von vornherein 5 für die Kosten der Steuer- und Zollerhebung weg, und von dem Reste

Digitized by Google

blieb nach Bezahlung der Zivilliste und der hohen Besoldungen der andern Beamten herzlich wenig übrig. In Preußen dagegen waren und sind auch noch alle Besoldungen im Vergleich mit den britischen bescheiden, und die Erhebung der Zölle und der Steuern war mit viel geringern Kosten verknüpft, und so hatte der verschriene Militärstaat, an dessen Leibe die schweren Wunden der Kriegsnot kaum verharscht waren, trotz seiner Armut größere Mittel für Kulturzwecke, besonders für Universitäten und Schulen, als das soviel reichere Großbritannien, das keinen Feind in seinen Grenzen gesehen hatte.

Darüber nun brauchte sich die britische Regierung keine Kopfschmerzen zu machen; denn die Wissenschaft hat drüben immer freigebige Gönner gefunden, und obgleich heute eine solche planlose Förderung nicht mehr als ausreichend gelten kann, für damals genügte sie. Was die Aufmerksamkeit der britischen Staatsmänner, der einsichtigen wenigstens, auf Preußen lenkte, war der Fortschritt, den dieses durch die 1818 durchgeführte Zollreform machte. Abweichend von den Grundsätzen, die in Großbritannien und anderswo herrschten, suchte Preußen sein Heil in der Entfesselung des Verkehrs durch niedrige Zollsätze. Der Erfolg, den es damit hatte, mußte den britischen Politikern die Augen öffnen über die Verkehrtheit ihrer Zölle. Aber vergebens wies Huskisson, der Präsident des Handelsamtes, auf das preußische Beispiel hin. Der herrschenden Klasse war es bei den bestehenden Verhältnissen ganz wohl, ob auch das Volk im Elend verkam. Erst mußte die Reform des Parlaments frisches Blut in den faulen Körper bringen, und auch dann dauerte es noch geraume Zeit, bevor die alte Art verlassen wurde. Die Ermäßigungen, die Huskisson durchsetzte, richteten nicht viel aus, und die Dinge gingen in der alten unbefriedigenden Weise weiter, bis sich, als 1840 auch eine weitere Erhöhung der Zölle und Steuern den Fehlbeträgen kein Ende machen konnte, Peel 1842 zu einer völligen Umkehr entschloß.

Peels Zollgesetzgebung leitete mehr eine Umwälzung als eine Reform ein. Die Zollliste umfaßte an 1500 Gegenstände, von denen ein paar hundert kaum die Kosten der Erhebung abwarfen, für die Staatskasse also völlig belanglos waren. Diese Zölle fielen zuerst. In den folgenden Jahren gelang es Peel nach heftigem Widerstande, die Zölle auf eine Anzahl von Rohstoffen und Lebensmitteln entweder ganz aufzuheben oder doch sehr zu ermäßigen. Am meisten Schwierigkeit boten dabei die Kornzölle. Noch 1828 war der Zoll auf 24 sh. 8 d. für den Quarter festgesetzt worden, wenn der Preis 62 sh. betrug, mit einem Zuschlage von 1 sh. für jeden Schilling, um den der Preis niedriger war. Bei höhern Preisen sank der Zollsatz, bis er bei 73 sh. nur noch 1 sh. war. Um nun die Grundherren nicht zu sehr vor den Kopf zu stoßen, wurde erst auf einige Jahre ein geringerer Zoll eingeführt, der 1849 einer bloßen Einschreibegebühr von 1 sh. für den Quarter Platz machte. 1869 ist auch diese gefallen, und ihre Erneuerung während des Burenkriegs hat nur kurzen Bestand gehabt.

Peels Nachfolger, besonders Gladstone, setzten das begonnene Werk fort. 1853 umfaßte die Liste der einem Zoll unterworfnen Gegenstände noch 466, 1859 noch 419; aber 1860 brachte Gladstone die Zahl auf 48 herunter,

Digitized by Google

indem er alles strich, was nicht eine bedeutende Summe abwarf. Damit war die wirtschaftliche Umwälzung so gut wie beendet. Die Sperrzölle waren weggefegt, und was noch blieb, waren reine Finanzzölle auf Gegenstände, die im Vereinigten Königreiche nicht erzeugt werden konnten.

Die Hoffnungen, die Peel und die Freihändler an den Wechsel geknüpft hatten, erfüllten sich schnell. Es war, als wenn der alte Leib verjüngt worden wäre. Wo früher der künstlich hinaufgeschraubte Preis Käufer abgehalten hatte, da fand sich ein eifriger Markt, und die geringern Zölle brachten mehr ein als früher die hohen. Der Handel wurde elastischer und lebhafter. Der größere Umsatz steigerte den Gewinn und erhöhte dadurch auch die Steuerkraft. In den zwanzig Jahren nach Peels Umschwenken wuchs der Umfang des englischen Außenhandels auf das Dreifache, nicht wenig gefördert auch durch die Aufhebung der den Verkehr beschränkenden Schiffahrtgesetze.

Mit der Sprengung der Fesseln, die das wirtschaftliche Leben eingeengt und eingezwängt hatten, war jedoch der Fehlbetrag im Staatshaushalt noch nicht beseitigt. Die meisten der aufgehobnen Zölle freilich machten keinen Unterschied, weil sie kaum für die Kosten ihrer Erhebung genügt hatten, andre dagegen, besonders auf die der Industrie unentbehrlichen Rohstoffe, hatten sehr bedeutende Beträge geliefert, und ihr Wegfall machte den Fehlbetrag nicht geringer. Da blieb nichts übrig, als die ergiebige Steuerquelle wieder zu öffnen, die schon im großen Kriege gute Dienste geleistet hatte, die Einkommensteuer. Sie war auch jetzt nicht als eine dauernde Einrichtung beabsichtigt, sondern nur als ein außerordentliches Mittel, um den Übergang zum Freihandel zu ermöglichen, und Gladstone trug sich später ernstlich mit dem Gedanken, sie nach 1860 entbehren zu können. Darin irrte er. Sie ist ständig geworden, und heute ist nicht die geringste Aussicht, daß sie je wieder schwindet. Höchstens könnte sie anders verteilt werden, sodaß Einkommen von Kapitalzinsen mehr herangezogen würden als aus einer Berufstätigkeit hervorgehende. Ebenso könnten auch die großen Einkommen noch mehr belastet werden als die kleinern. Dann sollten aber auch die kleinen nicht wie bisher frei ausgehn, damit auch der sogenannte Mann auf der Straße, dessen Meinung neuerdings für so wichtig gehalten wird, die Folgen einer von ihm mit lautem Geschrei bejubelten Politik an der eignen Tasche zu spüren bekommt.

Als 1842 die Einkommensteuer eingeführt wurde, blieben Einkommen unter 100 £ frei. Dann wurde 1876 die Grenze auf 150 £, 1894 auf 160 £ hinaufgeschoben. Der Steuersatz selbst hat nach den Bedürfnissen geschwankt. Elf Jahre lang, bis 1853, war er 7 d. aufs Pfund, von da ab war er fast jedes Jahr anders, am höchsten mit 16 d. während des Krimkriegs, am niedrigsten 1874/75 mit nur 2 d. Der Burenkrieg hob ihn auf 15 d. Nun trägt ja der kleine Mann, der Mann auf der Straße, auch sein Scherflein an Abgaben bei, aber nur indirekt durch seinen Anteil an den Zöllen, sodaß ihm die Abgabe nicht unmittelbar fühlbar wird. Für jedes Pfund Tabak entrichtet er dem Staate 3 sh. Bei einem jährlichen Verbrauche von 10 Pfund zahlt er also eine Steuer von 30 sh., jedoch nicht direkt, sondern auf dem Umwege des Tabakladens, und da er seinen Tabak nur

Digitized by Google

unzenweise zu kaufen pflegt, in ganz kleinen Abschlagzahlungen. Darüber murrt er nicht. Sollte ihm der Zoll bis zum Ende des Jahres gestundet und ihm die Summe dann im ganzen abverlangt werden, was für ein Geschrei er erheben würde! Eine direkte Steuer wird eben ganz anders gefühlt als eine indirekte. Der Burenkrieg hat, ohne die aus ihm entstandnen spätern Verpflichtungen zu rechnen, 211 Millionen Pfund gekostet, der chinesische Krieg 6 Millionen, zusammen 217 Millionen. Davon sind 152⅓ Millionen durch Anleihen zum Nennwerte von 159 Millionen aufgebracht und die übrigen 64⅔ Millionen aus Steuern bestritten worden. Aber zu den 64⅔ Millionen hat die Erhöhung der Einkommensteuer 46⅔ Millionen beigetragen, und die Verzinsung der Kriegsanleihen wird aus derselben Quelle bestritten. Der Mann auf der Straße, der die Kriegspartei so eifrig unterstützte, hat demnach zu den Kriegskosten herzlich wenig beigetragen. Er würde weniger eifrig gewesen sein, wenn er der Einkommensteuer unterläge. Der berühmte Satz: „Keine Besteuerung ohne Vertretung" sollte besser lauten: „Keine Vertretung ohne direkte Besteuerung."

Die Einführung der Einkommensteuer war nötig für die Durchführung der Zollreform, und ihre ständige Beibehaltung ergab sich aus den steigenden Anforderungen. Denn obwohl auch die übrigen Einnahmen stiegen, gab es oft genug Fehlbeträge zu verzeichnen. In den fünfziger Jahren noch hielten sich die Ausgaben unter 60 Millionen Pfund, Ende der sechziger überschritten sie schon 70 Millionen. In den achtziger Jahren gingen sie stark auf 90 Millionen zu, 1892/93 waren sie schon über 96 Millionen, und 1896/97 mehr als 101 Million, mit Kapitalausgaben gar beinahe 103⅛ Millionen. Die Jahre des südafrikanischen Kriegs schwellten natürlich die Ausgaben gewaltig an. Aber wie es immer der Fall gewesen ist, die Rückkehr gewöhnlicher Zeiten brachte keineswegs eine entsprechende Verringerung der Lasten. Das Jahr 1903/04 hat mit Ausgaben von fast 147 Millionen Pfund abgeschlossen, zu denen noch über 7 Millionen außerordentliche Aufwendungen aus Anleihen treten.

Die Staatsschuld hat an dem Anwachsen der Ausgaben nur geringen Anteil. Ungeachtet mehrfacher neuer Anleihen war ihr Kapital 1899 auf 635 Millionen gesunken und bezifferte sich auch nach ihrer jüngsten Vermehrung durch den Krieg 1903/04 nur auf 794 Millionen, die für Zinsen usw. 27 Millionen Pfund forderten, bedeutend weniger als nach dem Schlusse der napoleonischen Kriege.

Dagegen spielen die nicht für Heer oder Flotte bestimmten Ausgaben in neuerer Zeit eine größere Rolle, besonders durch die Aufwendungen für die Volksschule, die von der bescheidnen Summe von 20000 £ auf 13⅓ Millionen für 1903/04 gestiegen sind. Im Rechnungsjahre 1886/87 machten die Zivilausgaben mit 30 Millionen schon ein volles Drittel des ganzen Haushalts aus. Sie waren 1891/92 mit 31½ Millionen 35,1 Prozent, 1898/99 mit 39 Millionen 36,13 Prozent, für 1903/04 betrugen sie 47½ Millionen, stellten aber nur 32,38 Prozent vor, weil die militärischen Anforderungen auf eine früher nie erreichte Höhe gestiegen sind.

Digitized by Google

Eine kleine Zahl einsichtsvoller Köpfe ausgenommen, gilt es bei allen echten Briten als ein fester Glaubensartikel, daß die allgemeine Wehrpflicht der festländischen Völker neben einer Reihe von Schäden, unter denen sittliche und physische Versumpfung obenan stehn, auch den Nachteil habe, zuviel Leute in der besten Blüte der Gewerbearbeit zu entziehn, während Großbritannien seine Volkskraft in den Dienst der Gütererzeugung stellen könne. Über den Vorwurf der Versumpfung kann man mit einem Lächeln hinweggehn. Im übrigen ist der Unterschied nicht groß. Die normale Zahl der ständig in Heer und Flotte unter den Waffen stehenden Briten, die 75000 Mann eingeschlossen, die in Indien stehn, aber vom indischen Reiche unterhalten werden, beträgt 420000 = 1 Prozent der Bevölkerung, ein Satz, der nur wenig hinter dem der deutschen Kriegsmacht zu Wasser und zu Lande zurücksteht. Dem Gewerbfleiße werden also fast ebensoviel Menschenkräfte entzogen, und der geringe Unterschied wird wirtschaftlich mehr als ausgeglichen durch die unvergleichlich höhern Kosten, die die Einrichtung der Anwerbung mit sich bringt. Die britische Streitmacht ist immer teuer gewesen, niemals teurer als jetzt. Nachdem die regelmäßigen Aufwendungen für Heer und Flotte 1836 auf 11657000 £ gesunken waren, fingen sie wieder an stark zu steigen. Ende der fünfziger Jahre gingen sie über 20 Millionen, Ende der achtziger über 30 Millionen, für 1898/99, das Jahr vor dem südafrikanischen Kriege, beliefen sie sich auf mehr als 44 Millionen, von denen 24 auf die Flotte kamen, und 1903/04 auf 72368000 £, die sich zu 36892000 £ auf das Heer und 35476000 £ auf die Flotte verteilten. Von allen Mächten gibt Großbritannien am meisten für seine Wehrkraft aus und belastet dafür den Kopf seiner Bevölkerung mit 33 sh. 3 d. gegen 14 Mark in Deutschland. Genau genommen ist jedoch die Last noch größer durch die Aufwendungen aus Anleihen, zu denen eine Reihe von Gesetzen seit 1888 die Regierung ermächtigt hat. Diese Ausgaben, für 1903/04 6268000 £, erscheinen nicht im ordentlichen Staatshaushalt, weil sie eben aus Anleihen, binnen dreißig Jahren durch Renten zu tilgen, bestritten werden und nicht aus ordentlichem Einkommen. Sie betreffen Kriegshafenbauten, Kasernenbauten und sonstige Kriegsrüstung und sind seit Jahren eine regelmäßige Erscheinung. So sind außerhalb des ordentlichen Haushalts für die Flotte von 1895 bis 1904 16408000 £, für das Heer von 1897 bis 1904 10223000 £ verbraucht worden, was bei einer Aufstellung über die britischen Rüstungen nicht außer acht gelassen werden darf.

Nach den drei Hauptgruppen verteilten sich die Ausgaben 1903/04 wie folgt:

auf die Staatsschuld	27000000 £	= 18,372	Prozent
„ Heer und Flotte	72368000 „	= 49,243	„
„ den Zivildienst	47593136 „	= 32,385	„
	146961136 £	= 100	Prozent

Zunächst ein paar Worte über die Staatsschuld. Die gesamte Schuldverpflichtung des Staats betrug 794498100 £. Davon fiel der Löwenanteil in Höhe von 637633319 £ auf die feste Schuld, auf die schwebende kamen 73633000 £, und die Summe von 51363458 £ stellte den Kapitalwert der Zeitrenten dar, die neben dem Rückkauf im offnen Markt aus den Mitteln

Digitized by Google

des Tilgungstocks ein beliebtes Mittel der Schuldentilgung sind. Wenn die Zeitrenten eine sorgfältige Berechnung zur Unterlage haben, läßt sich gegen sie nichts einwenden. Zwar ist der jährliche Aufwand größer, aber nur auf eine gewisse Zeit, und danach ist der Staat der Zinszahlung und der Schuld ledig. Wenn freilich der Preis der Konsols so tief unter 100 steht wie gegenwärtig, ist es vorteilhafter, die Schuld durch Ankauf im offnen Markte zu verringern. Der Rest von 31868323 £, der die Gesamtschuld auf die oben angegebne Höhe brachte, betraf Verbindlichkeiten, die der Staat für besondre Zwecke eingegangen ist. Sie liegen jedoch außerhalb der eigentlichen Staatsschuldenverwaltung, indem für ihre Verzinsung und Abzahlung besonders gesorgt ist, und weil für sie zum Teil feste Gegenwerte bestehn, wie die Ugandaeisenbahn, das Gebiet der Nigergesellschaft oder das pazifische Kabel.

Der eigentlichen Staatsschuld stehn dagegen nur geringe Besitzwerte gegenüber. Eigne Eisenbahnen oder Bergwerke hat der britische Staat nicht, und was er sonst an Liegenschaften sein nennt, nämlich die Kronländereien, auf deren Genuß der König für die Bewilligung der Zivilliste verzichtet hat, hat nach amtlicher Schätzung nur einen Kapitalwert von 2188787 £. Viel bedeutender als das sind die 176000 Suezkanalanteile, die Disraeli 1875 dem Khedive für 4 Millionen abgekauft hat. Selten hat sich eine Kapitalanlage besser bezahlt gemacht. Sie brachten 1903/04 nicht weniger als 936151 £, über 23 Prozent des angelegten Kapitals ein, und ihr Wert wurde mit 28910000 £ angenommen. Rechnet man nun zu dem Werte der Kronländereien und der Suezkanalanteile noch die Guthaben der Regierung bei den Banken von England und Irland am 31. März 1904, zusammen 4263842 £, so ergibt sich ein Gesamtvermögen von 35362629 £ = 4,64 Prozent der Schuld.

(Fortsetzung folgt)

Johannes Mathesius

Es können die Eblis, die uns hassen, Vollkommnes nicht vollkommen lassen, läßt Goethe den Salomo sagen, als ein ungeschickter Diener das kostbare Gefäß beschädigt, das ihm die Königin von Saba geschenkt hat. Was ist aus dem Vollkommensten, dem Christentum, mitunter geworden in den Händen seiner ungeschickten und manchmal auch böswilligen Diener und Pfleger! In den Thesen und in den gewaltigen Schriften von 1520 und 1521 hatte Luther das großartige, erhebende und begeisternde Programm einer durchgreifenden Kirchen- und Reichsreform entworfen und den Kern des christlichen Glaubens und Lebens in einfacher, verständlicher und überzeugender Weise dargestellt. Aber ach, wenig Jahre später steckten die Deutschen in der greulichsten Unordnung, in blutigem Aufruhr und Krieg und — beinahe lächerlich zu sagen — in einer neuen Scholastik drin und in endlosem Gezänk über Formeln. Auf Melanchthons

Digitized by Google

Schreibtisch fand man nach seinem Tode ein beschriebnes Blatt: „Gründe, aus denen du den Tod nicht zu fürchten brauchst.“ Der erste lautet: „Du wirst von der Sünde erlöst, von den Sorgen und von der Wut der Theologen.“ Es war ja eine ehrenhafte Gesinnung, der diese Wut entsprang. Bezeugt es doch einen hohen Grad von Idealismus und Charakterfestigkeit, wenn Tausende von Pfarrern und Predigern Habe, Einkommen und Leben an eine dogmatische Formel setzen. Aber die Art und Weise, wie sich diese achtungswerte Gesinnung äußerte, mutet doch — namentlich im Gegensatz zum ersten Hohen Liede der Wittenbergisch Nachtigall — höchst unerfreulich an. Als ein wahres Labsal wirkt es darum, wenn man in der Betrachtung dieser großen aber schrecklichen und wüsten Zeit auf einen Pfarrer stößt, der nicht gleich den meisten seiner unruhigen Amtsbrüder ein Wandervogel oder Kampfhahn ist, sondern, die Schulmeisterzeit eingerechnet, dreiunddreißig Jahre an demselben Orte bleibend, ohne sich um das Gezänk und die Welthändel zu kümmern, in wahrhaft evangelischem und lutherischem Geiste seine Gemeinde mit kräftiger und gesunder geistiger Speise versorgt und sich bis zu seinem Tode an ihrem friedlichen Gedeihen erfreuen darf. Die Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen hat das Andenken an diesen Wackern, der dem an fließendem Wasser gepflanzten edeln Fruchtbaum des Psalmisten gleicht, wieder aufgeweckt, indem sie durch Dr. Georg Loesche Ausgewählte Werke des Johannes Mathesius herausgeben ließ. (Die ersten zwei Bände sind 1896 und 1897 bei F. Tempsky und G. Freytag in Wien und Prag, der dritte und vierte 1898 und 1904 in der J. G. Calveschen Hof- und Universitätsbuchhandlung in Prag erschienen.) Loesche hat auch ein zweibändiges Werk über Mathesius veröffentlicht, das wir jedoch nicht herangezogen haben, weil schon die vier Bände Predigten mit den Einleitungen und den Erläuterungen des Herausgebers ein vollständiges und klares Bild des merkwürdigen Mannes geben.

Mathesius wurde am Johannistage 1504 zu Rochlitz als Sohn des Ratsherrn und Gewerken Wolfgang Mathesius geboren. Er sollte Bergmann werden und hatte das Gewerbe schon gelernt, da wurde er durch widrige Familienverhältnisse und den Tod des Vaters aus seiner Laufbahn herausgerissen. In Nürnberg besuchte er die Lateinschule, in Ingolstadt die Universität und schlug sich dann mit allerlei kleinen Diensten durch. Wie er in Luthers Biographie bis zum Jahre 1520 gekommen ist, erzählt er: „In diesem Jahre gehet auch das christlich Buch aus von guten Werken, draus ich in Beyren aufm Schloß Odelzhausen (da ich der christlichen Matronen Sabine Auerin geborne Stetnerin Kinder unterweiset) erstlich gelernet habe.“ Die Schrift zog ihn um so mehr an, als ihn die katholischen Prediger nicht befriedigten. „Auf der Kanzel kann ich mich nicht erinnern, daß ich in meiner Jugend, der ich doch bis ins 25. Jahr meines Alters im Bapstumb*) leider bin gefangen gelegen, die Zehngebote, Symbolum, Vater Unser oder Taufe gehöret hätte. In Schulen

*) Loesches Ausgabe ist wortgetreu oder vielmehr buchstabengetreu, mit der ursprünglichen Wortform, Rechtschreibung und Syntax; wir behalten davon nur, damit die Urfarbe nicht ganz verloren gehe, so viel bei, als zulässig ist, wenn das Lesen nicht unbequem werden soll.

Digitized by Google

lasse man in der Fasten von der Beicht und einerlei Gestalt. Der Absolution und des Trosts, so man durch gläubige Nießung des Leibs und Bluts Christi bekäme, hab ich mit Wissen mein Lebtag, ehe ich gen Wittenberg kam, weder in Kirchen oder Schulen mit einem Wort gedenken hören; wie ich mich auch keiner gedruckten oder geschriebnen Auslegung der Kinderlehr im Bapstumb zu erinnern weiß, der ich doch von Jugent auf alle Legenden und Brigittengebetlein, und sonderlich zu München bei meinem Herrn, der ein sehr große deutsche Liberey bei einander hatte, ein ganzes Jahr durchlesen habe." Der Herr, bei dem er vor der Berufung nach Odeltzhausen ein Ämtchen bekleidete, gehörte dem herzoglichen Hofe an. Nachdem sich die neue Richtung bei ihm durch den einjährigen Aufenthalt bei einem gleichgesinnten Kleriker geklärt und befestigt hatte, begab er sich an Pfingsten 1529 nach Wittenberg, wo er Humaniora und — soweit von solchen die Rede sein konnte — auch Realien studierte. Mit Entzücken schwelgte er in der reichlichen geistigen Kost, die ihm gereicht wurde; schon die erste Predigt Luthers über die Taufe riß ihn hin, und dann hörte er ihn noch oft. Luther predigte damals wöchentlich drei- bis viermal und las ein Kolleg über Jesaja. Bei Melanchthon — um von dem sonstigen Studium des Mathesius noch etwas zu erwähnen — hörte er Dialektik, Rhetorik, des Aristoteles Ethik und von Cicero de Oratore und pro Archia poeta. „Ich hatte, erzählt er, bei meinem Wirt und Landsmann, Wolf Jan von Rochlitz, ein sehr guten trucken Tisch umb fünf silbern Groschen, neben alten, gelehrten, ehrlichen und guten Tafelbrüdern, die mir armen Gesellen allen guten Willen erzeigten." Es ging ordentlich und friedlich zu unter den meist fleißigen und eifrigen Studenten. Als einmal übermütige adliche Burschen des Nachts ein Bürgerhaus überfallen und Gewalttat verübt hatten, auch dafür von den Bürgern weidlich gedroschen worden waren, erklärte Luther am folgenden Sonntag auf der Kanzel, er würde seinen Hausfrieden gegen solche Ruhestörer mit seinem Spieß verteidigen, und erstäche er einen, so würde er rufen: Hie Gottes und Kaisers Recht! und vor beiden seine Tat verantworten. Zu seinem großen Leidwesen durfte sich Mathesius seines Glückes nicht lange erfreuen. Schon im folgenden Jahre sah er sich genötigt, eine Anstellung zu suchen. Er fand sie an der Schule in Altenburg, und zwei Jahre darauf, 1532, wurde er Rektor in Joachimsthal.

Dieser neu gegründete Ort war emporgeschossen gleich den nordamerikanischen Städten, die im vorigen Jahrhundert durch die Raschheit ihres Wachstums und ihrer Blüte in Erstaunen setzten. Ein Graf Schlick erkannte, was sich aus den dortigen Mineralschätzen machen ließ. Im Jahre 1516 eröffnete er das Silberbergwerk. Mitte Juli stand ein kleines Zechenhaus dort; im Dezember gab es schon vierhundert Häuser. Nach vier Jahren zählte man tausend Zechen, vierhundert Schichtmeister, achthundert Steiger, achttausend Bergleute. Es läßt sich denken, daß es bei solchem Aufschwung und solchem Zusammenströmen fremder Menschen wild, lustig und übermütig zugegangen sein wird wie in Kalifornien nach der Entdeckung der Goldlager. Bald verdrängte im germanischen Nordeuropa der nach Joachimsthal benannte Taler den Gulden. Den Schlicks entzog König Ferdinand das Bergregal. Mit den Bergleuten, die

Digitized by Google

allesamt Deutsche und zwar meist Sachsen waren, zog die lutherische Lehre in Böhmen ein, die einen durch den Hussitismus und die böhmischen Brüder wohl vorbereiteten Boden fand. In Joachimsthal organisierten sich die Evangelischen bald als Pfarrgemeinde und gründeten auch eine Lateinschule. Ein Jahr nach der Einführung des lutherischen Katechismus wurde die erste lateinische Komödie gespielt. „Sophokles, Aristophanes, Lucian, Euripides wurden im Kostüm aufgeführt. Täglich wird Vokal- und Instrumentalmusik getrieben. Von Realien ist nicht die Rede. Rechnen, Geschichte, Geographie, Naturkunde fehlen. Die vier Spezies lernte man damals erst auf der Universität. Die in Joachimsthal Gebildeten besetzten daheim und auswärts Stellen als Pfarrer, Lehrer und Beamte; sie treten als Dichter und Schriftsteller auf. Zu ihnen gehörte Lessings Ahnherr Clemens Lessig." Obwohl mit ganzer Seele Schulmeister, glaubte sich doch Mathesius auf sein Schulamt nicht beschränken zu dürfen. „Die immer noch schwankenden kirchlichen Zustände, der häufige Wechsel der Pfarrer, die von solchen gegebnen Ärgernisse, der Wunsch einflußreicher Bürger drängten sein wittenbergisches Herz, die zukunftreiche Stadt ganz dem Luthertum zu gewinnen und das Gemeindeleben auszugestalten." Um sich dafür fähig zu machen, ging er noch einmal nach Wittenberg und studierte dort beinahe zwei Jahre Theologie. Im Jahre 1541 erhielt er das Diakonat an der Kirche zu Joachimsthal, der ersten, die für den evangelischen Gottesdienst gebaut worden ist. Leider hat vor dreißig Jahren eine Feuersbrunst dieses wichtige Baudenkmal zerstört. Im Jahre 1545 rückte er in das Pastorat ein und bekam die Aufsicht über mehrere Filialen.

Vorher schon, 1542, hatte er die Tochter eines Bergbeamten geheiratet. Die überaus glückliche mit sieben Kindern gesegnete Ehe löste nach dreizehn Jahren der Tod der inniggeliebten Gattin. Zahlreiche rührende Äußerungen in seinen Predigten, Vorreden und Briefen bekunden sein Eheglück, die herzliche Liebe und treue Fürsorge für seine Kinder. Nicht minder das gute Einvernehmen mit der Gemeinde, mit den bürgerlichen Behörden, mit Amtsgenossen und werten Freunden. Einige Leichenpredigten widmet er „dem wirdigen und wolgelerten M. Casparn Eberharden, Pfarrherr zum Wolckenstein, meinem freundlichen lieben Gesattern," weil er sein Lebtag mit Casparn ziemlich Glück gehabt und mit etlichen des Namens in guter Freundschaft gestanden habe. Er klagt, wie viel Tränen er schon in seinem Studierstüblein vergossen habe, weil ihm der Tod so viel liebe Angehörige und Freunde raube, von denen er mehrere aufzählt. „So gesegnet mich auch meine allerliebste Hausfrau selige und lasset mir sieben kleine und unerzogene Kinder, mit was Schmerzen und Trübnus habt Ihr selbs gesehn und gehört, da Ihr in meinem Jammer stetig um mich waret." Tröstet sich und ihn jedoch mit der ewigen Seligkeit. „Allda werdet Ihr auch Euer liebes und kleines Casparlein samt seinen Gesellen, so zu Hall bei einander rasten, wieder finden, und erst recht ein väterliche Freude an ihm haben." Er erinnert an ihren traulichen Verkehr miteinander. „Wir haben in dieser Wüsteney und Sudöden [Sudeten?] manch freundlich Gespräch gehalten und sind in Ehren und gutem Gewissen fröhlich gewesen niemand zu Nachteil. Wie oft habe ich mich Euer Zukunft [Ankunft] erfreuet, da Ihr in

Digitized by Google

Schnee und Wind zu meiner Kollegen und meiner Predigt von der Gottesgab kommen seid, wenn Ihr uns ein gute Grammatika und gelehrte Auslegung eines Spruchs in der Biblia oder sonst eine liebliche Historien mitbracht, und da Gott uns was bescheret, wider mit Euch den hohen Berg hinantrugt. Wie oft haben wir mit einander uns derspazieret und über Land gereiset, und viel gutes Dings bei gelehrten und ehrlichen Leuten gesehen und gehöret. Do es Gottes Wille wäre, möchte ich ja gerne noch umb Euch sein; was aber auf Erden nit sein kann, des müssen wir uns willig entschlagen, in Hoffnung, daß wir einander fröhlich vor Gottes Angesicht wiedersehn. Mittlerzeit lasset uns in der Erkenntnus Christi, reinem Gewissen und guter Freundschaft ob dem Wort der Wahrheit beständig aushalten mit demütigem und gehorsamem Herzen und in schuldiger Ehrerbietung gegen unsre lieben verstorbnen und lebendigen Präzeptoren, damit wir unser Vater Unser herzlich beten und unsern Schäflein und Lämmerlein treulich fürstehen können. Lasset Andre Ärgernus und Zerrüttung in Kirchen und der Leut Gewissen anrichten; wir wöllen den Katechismum einfältig treiben, unsre Leutlein zur Bekehrung ernstlich vermanen, die Betrübten im Wort mit dem Blut Christi besprengen, und zu Fried, Einigkeit, aller Gottseligkeit, Gehorsam und schöner Zucht in Lieb und gutem Gewissen reden und raten helfen, und den Unsern ein gut Exempel fürtragen. Da wir von verkehrten Leuten darüber gelästert werden, das wöllen wir unserm Gott in gläubiger Geduld befehlen und heimsetzen." Im Schluß sagt er: „Lasset Euch neben andern meinen dreien lieben Söhnen mein armes Casperlein befohlen sein umb des Herrn Jesu Christi, unser Freundschaft und aller frommen Casparn willen. Ich gehe nun als einer, der sich eben müde gearbeitet, mit Grabesgedanken umb und sehne mich in mein Ruhebettlein." Auch sonst gedenkt er oft guter Freunde, Gönner und Wohltäter mit dankbarem Herzen, besonders „der hochgebornen und christlichen Frauen vom Hassenstein und Lißko, welche des Herrn Christi Abendmal zu ehren ein schönen Kelch, hundert Gülden wert, zur Austeilung des Bluts Christi in unser Kirchen machen ließ, und des Herrn Doctor Luther Bücher in unser Liberey kaufen und unserm Spital viel Wohltat erwiesen; dieser Kirchen als eine fromme Esther bei den Ihrigen mannich gut Wort verliehen und in dies Pfarrhaus ein schönes Studirtüblein hat erbauen lassen. Gott bezahle es ihrem Herrlein und Fräulein, und helfe, daß sie ihre Frau Mutter in neuer Freud zur fröhlichen Auferstehung beim Herrn Christo mit ihrem Herrn Vater anschauen."

Der evangelische Gottesdienst und das friedliche Wirken des Mathesius wurden von der habsburgischen Regierung nicht gestört, aber der Schmalkaldische Krieg brachte diesen doch vorübergehend in Bedrängnis. Mit seiner Zustimmung hatten die Bergstädter beschlossen, sich auf den Schutz der Grenzen zu beschränken, aber nicht über diese hinaus dem kaiserlichen Heere zu Hilfe zu ziehn. Infolgedessen wurden Mathesius, der Bürgermeister und dreißig Bürger nach Prag zur Verantwortung befohlen. Die Beamten gedachten dem „aufrührerischen Buben" einen Hochverratsprozeß anzuhängen. Mathesius setzte eine in der Form bescheidne aber in der Sache kühne Verantwortung auf, in der er offen seine Überzeugung aussprach, daß die Joachimsthaler nicht verpflichtet gewesen

Digitized by Google

seien, ihre Glaubensgenossen zu bekriegen. Der König bewilligte ihm Audienz. Er kannte Mathesius von Person. Von Kaaden, wo er dem Herzog Ulrich von Württemberg sein Land zurückgegeben hatte, war er 1534 nach Joachimsthal herübergekommen, sein einträgliches Bergwerk zu beschauen, und hatte sich anerkennend über die Schule ausgesprochen. Auch diesesmal begegnete er unserm Mathesius freundlich, reichte ihm sogar die Hand und verlangte nur eine öffentliche Entschuldigung. Die Freundlichkeit des Königs erregte in Mathesius den Zweifel, ob er nicht wirklich seine Pflicht gegen die Obrigkeit verletzt, ob es sich in dem Kriege vielleicht gar nicht um den Glauben sondern nur um Politik gehandelt habe. Doch ahnte er den Grund der königlichen Huld gegen die Joachimsthaler Evangelischen den Melanchthon gleich deutlich erkannte. Ferdinand schonte sie des Bergwerks wegen. „Plutos war Joachimsthals und seines Pfarrers Patron." Bei dem halb evangelischen Nachfolger Ferdinands stand Mathesius natürlich erst recht in Gunst; dieser überreichte dem neuen Monarchen die Predigt, mit der er dessen Einzug in Prag begrüßt hatte.

Loesche hat in seine Auswahl die Huldigungspredigt und die Leichenrede auf Ferdinand den Ersten und die Predigt zur Königskrönung Maximilians des Zweiten aufgenommen. Darin spricht sich Mathesius natürlich über die Pflichten gegen die weltliche Obrigkeit und auch über seine persönlichen Erlebnisse mit Ferdinand aus. In der ersten dieser drei Reden behandelt er die Antwort, die Jesus in der Geschichte vom Zinsgroschen den ihn versuchenden „Tockmeusern" gibt. Und da überrascht es nun, zu sehen, daß er sich ganz so wie Dante in der herkömmlichen Vorstellung von sacerdotium und imperium bewegt, wobei er selbstverständlich ebenso entschieden wie der große Florentiner die Eingriffe der Geistlichen in die Obliegenheiten und Rechte der bürgerlichen Obrigkeit verurteilt. Schon die Römer hätten sich die Herrschaft zwischen Jupiter und Cäsar verteilt vorgestellt. Die weltliche Macht denkt er sich als Weltreich organisiert und erzählt dessen Geschichte, von der Bildsäule, dem „Roland," Nebukadnezars ausgehend, wobei er, wie auch sonst, eine für seine Zeit bemerkenswerte Kenntnis der Weltgeschichte offenbart. Das dritte der Reiche, die im Buche Daniel unter dem Bilde von Teilen der Statue aus verschiednem Metall und von Tieren dargestellt werden, ist das mazedonische samt dem der Diadochen. Von ihm sagt er: „Es hatte viel Unfläter, viel wüste und unzüchtige Regenten in Egypten und Syrien; darumb, da sie sich wohl untereinander zermetzelt hatten mit Unzucht, kommen in den küpfern Bauch das Grimmen und Ruhr, darüber sie alle zu Grund gingen. Denn Gott versetzt die Reich und gibt sie ehrlichen Leuten." Alle diese Reiche sind untergegangen, weil sie sich wider Gott und die wahre Religion aufgelehnt haben. Das vierte Reich aber, das römische, das unter dem großen Konstantin christlich geworden ist, soll bis zum jüngsten Tage dauern; es ist ebenso wie das geistliche Reich Christi ein imperium sine fine. Die östliche Hälfte ist den Türken zur Beute gefallen, weil die byzantinischen Kaiser die arianische Ketzerei begünstigt haben. Das westliche Reich hat sich erhalten, aber mancherlei Schädigung erlitten. „Da des Kaisers Statthalter in Italien in Abwesenheit

Digitized by Google

des rechten Haupts übel haushielten, und die Geistlichen flochten sich wie ein Efeu [Eppau schreibt er] an des Römischen Reichs schönen Baum, wider des Herrn Christi klaren Befehl, der da spricht Lucae am 22: Weltliche Obrigkeit heißet man gnädige Herrn, aber ihr Apostel nicht also; ihr sollt der Biblien und des Betbuchs warten und Pastores animarum sein; da leidet der andre eiserne Schenkel auch große Not." Er erzählt dann, wie das Reich durch die verschiednen Herrscherhäuser zuletzt auf die Habsburger gekommen sei. „Carolus der fünfte dieses Namens, der großmächtige und sieghafte Held, ist der siebente Kaiser [aus dem Hause Habsburg], unter dem Gott das rechte heilige Grab, die liebe Biblia, wieder hat aufkommen lassen, darin Christus wahrhaftig liegt, und mit gläubigen Herzen angetroffen und ergriffen wird."

Nachdem er die Pflichten gegen die Obrigkeit eingeschärft und von den Strafen gesprochen hat, mit denen Gott Ungehorsam und Rebellion bedroht, fährt er fort: „Wie nun unser Gott der lieben Obrigkeit ihre Majestät und Reputation erhalten und unbschränken lässet mit seinem kräftigen Wort, und heiligen Namen, also soll auch ein gottselige und gerechte Obrigkeit Gott in Sprengel und Kirch nit fallen, und nicht neue Gottesdienst wie Nebuchodonosar stiften, oder über öffentlicher Abgötterei nicht helfen halten, und soll nicht den Leuten verbieten, nach Christi Einsetzung zu handeln, oder in züchtigem und ehrlichem Ehebett zu leben [wie die österreichische Regierung in Beobachtung der päpstlichen Satzungen heute noch tut]. Denn in solchem Fall gilt St. Peters Regel," daß man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen. „Gott lässet Land und Leute und der Untertanen Leib und Gut in der Obrigkeit Hand, so soll die liebe Obrigkeit auch Gott das Herz und Gewissen der Untertanen und sein ewiges und seligmachendes Wort auch frei und ungehindert lassen." In der Leichenrede rühmt er Ferdinand als gütigen Beschützer des Tales. „Wir haben je ein wohlfrommen und friedlichen Landvater an ihm gehabt und ein lieblichen Baum, darvon viel Schatten, Schutz und Schirm auf uns gefallen. Denn bei seinem Leben und Regierung sein wir in gnädigem und gutem Fried gesessen. Wem ist in diesen achtzehn Jahren nur ein Hühnlein gescheucht, auch da es in allen Winkeln eben gefährlich und mißlich stunde. Man sagt, da dieser Tal und umbliegende Flecken im vergangnen Krieg eingenommen, hab Kaiser Karl seliger aus Eger etlich Schwader Reuter und Fänlein Spanier in diese Gebirge wöllen streifen und seine Feinde überfallen lassen; unser König aber habe für uns treulich gebeten und den Schaden abgewendet. So wißt ihr alle, wie Sein Majestät unser Gesandten so gnädig für sich gelassen, gehört und schleunig abgefertiget, auch seine Räte erinnert, daß sie die vom Tal aufs eheste abfertigten, sie seien ihm daheim nützer denn zu Prag; Seine Majestät wöllen sich bei dem Tal also vernehmen lassen, daß sie spüren sollen, sie haben ein Vater an ihm. Wie er denn solches die Zeit seines Lebens ins Werk gesetzt hat. Nachdem Rat und Gemein durch Feuersbrunst, Baukosten und Stocken des Bergwerks in Schulden gekommen, hat er dieser Stadt nit einige Beschwerung aufgelegt, sondern von dem, so Seiner Majestät zustund, sie begnadet; wie er sich auch als ein löblicher Berghern und verständiger Bergmann gegen unserm Bergwerk sehr mildiglich hat eingelassen, zu

Digitized by Google

Künsten und Zeugen [Maschinen], so Wasser und Berg heben, große und wöchentliche Steuer gereichet, auch seinen Offizieren ihre Besoldung gebessert, damit der gemein Mann dest weniger beschwert werde; er hat auch das Silber teurer als zuvor bezahlt, den geringen Erzen etwas am Zehnten nachgelassen." Wenn auch Ferdinand nicht etwa aus Humanität oder toleranter Gesinnung, die von einem Fürsten dieser Zeit niemand zu erwarten berechtigt war, sondern nur als kluger Finanzmann seine evangelischen Joachimsthaler geschützt und gefördert hat, so verdient das doch um so mehr Anerkennung, als einigen seiner Nachfolger diese Regentenklugheit abhanden gekommen ist, sodaß sie die tüchtigsten ihrer Untertanen um des Glaubens willen aus dem Lande getrieben und dieses dadurch bis auf den heutigen Tag innerlich geschwächt haben. Mathesius erzählt dann noch eine Menge hübsche Anekdoten, mit denen er die Weisheit, Gerechtigkeit, Milde, gewissenhafte Regentenarbeit und das züchtige Eheleben Ferdinands beleuchtet.

Am 8. Oktober 1565 ist der Bergmannspfarrer gestorben. Seine literarische Hinterlassenschaft besteht in anderthalbtausend Predigten, die er größtenteils schon bei Lebzeiten in Druck gegeben hat, darunter auch eine dem Kaiser Maximilian gewidmete Evangelienpostille. Diesem haben die Erben das kostbar ausgestattete Widmungsexemplar, das der Wiener Hofbibliothek einverleibt worden ist, überreicht und fürstliche Belohnung dafür empfangen. Des Mathesius Predigten offenbaren alle mit der Naivität seiner Zeit sein tiefes und reiches Gemüt, sein liebevolles und menschenfreundliches Herz, seine ehrliche Gesinnung, seinen frommen Glauben und den Eifer in seinem Beruf. Sie sind voll praktischer Lebensweisheit, aber auch voll von theologischer und weltlicher Gelehrsamkeit. Deren Verwendung und die Nutzanwendungen, die er bald von Bibeltexten bald von seiner reichen Lebenserfahrung macht, wirken auf uns Heutige oft drollig; seine Zuhörer werden sie mit ehrfurchtsvollem und staunendem Ernst aufgenommen haben. Der Schatz, der für die Kulturgeschichte und die deutsche Sprachforschung in diesen Predigten aufgestapelt liegt, sei noch gar nicht gehoben, bemerkt Loesche; er selbst hat durch seine Wort- und Sacherklärungen, die einen Riesenfleiß bekunden, die Hebung erleichtert und ihr vorgearbeitet.

Der erste Band seiner Auswahl enthält Leichenreden. In mehreren handelt Mathesius von den Beerdigungsbräuchen, namentlich den in der Bibel erwähnten und beschriebnen. Diese Leichzeremonien, spricht er das einemal, erzähle er, „damit wir sehen, daß je und je bei den gläubigen und ehrlichen Leuten herrliche Begengnus gehalten sein, und daß wir hieraus bericht werden, daß wir nit Unrecht tun, wenn wir unsre Toten ehrlich begleiten, daneben predigen, lesen, singen, die Betrübten trösten und löbliche Gebräuch erhalten mit Klagmänteln, langen Schleyren, Austeilung der Almosen, arme Leute speisen und kleiden. Die Wurstkücken schlachten und fressen ihre nächste Freunde [welches Kannibalenvolk er meint, hat Loesche nicht ermittelt], und Schelm schläpt man unter den Galgen. Aber christliche und ehrliche Menschen sollen sich nach Gottes Ordnung, der Vernunft, und heiliger und ehrlicher Leut Exempel richten, sonderlich in denen Grabzeremonien, die entweder Gottes Wort gemäß, oder an ihr [sich] selber frey und ungefährlich sein. Denn was an ihm selber ab-

Digitized by Google

göttisch und heidnisch, und dem einigen Opfer Jesu Christi nachteilig, dessen sollen sich billig christgläubige Leute entschlahen und äußern. Der böse Geist hat durch eigennützige und geldsüchtige Lehrer bei Jüden, Heiden und Mönchen viel Abgötterei in die Welt und rechte Kirche eingeschleichet, als geschähen solche Zeremonien, Spenden, Gesäng und was dergleichen mehr beim Leichenbegängnis, am siebenten, am dreißigsten und am Jahrtage, der verstorbnen Seelen zum besten, damit entweder ihre Sünde gebüßet und ihre Schuld bezahlet, oder ihre Pein gelindert und verkürzt, und sie deste eher aus ihrem Fegfeuer erlöset würden." Alles, was der gläubige Christ nach löblichem Brauch tue den Verstorbnen zu Ehren, und was zur Erbauung der Gemeinde, zur Pflanzung guter Sitten, zur Tröstung der Betrübten und ad publicam honestatem diene, das geschehe nicht zum Nutzen der Verstorbnen, sondern allein für die Lebenden.

Die dritte „Leychpredig" über 1. Mose 28 überschreibt er: „Von Jakobs Fahrt und der rechten Himmelspforten für sterbende Bergkleute." Sie ist nicht bei einem Begräbnis, sondern am Neujahrstag 1559 als Festpredigt gehalten worden. Mathesius wünscht seinen Pfarrkindern ein seliges Neujahr, Fried und Freude und ein frölichs Sterbstündlein (mit dem Neujahrswunsche würde er bei einem heutigen Honoratiorenpublikum schön ankommen!) und fährt fort: „Auf diesen neuen Jahrstag pflegt man etwan in der Kirchen das Neue Jahr auszuteilen. Etliche gaben der lieben Obrigkeit einen Pelikan, der sein Blut für seine Jungen vergeußt. Andre schenkten den Predigern Noah Täublin, welchs in Einfalt und ohne Gall das selige Oelzweiglin des Evangelii führet und den Frieden verkündiget. Hausväter verehret man mit einem Ameßlein,*) welchs im Sommer embsiglich einträgt und das Seine fleißig zu Rat hält. Untertanen gab man ein Bienlein, welchs sein Weisel und König ehret und darneben in Unterteinigkeit gute Ordnung hält. Den Kindern schenkt man ein Storch, der seine Eltern etzet, tränket und trägt. . . . Andre, so mit diesen Bilden, so Gott in die Natur gemalet, nit umbgehen wollten, teileten unter allerlei Stände das Ochslein und Eselein, die bei des Herrn Christi Krippelein sollen gestanden sein. Weil ich aber der Bergkleut Prediger bin, und wie zu besorgen, ihr viel werden nu schier ein- oder gar heimfahren, hab ich dem alten Gebrauch nach, zu Ehrn und Trost allen christlichen Bergkleuten, sie mit St. Jakobs Fahrt oder Leiter zum neuen Jahr verehren wöllen." Er schildert nun das Sündenelend und die Erlösung mit Bildern aus dem Bergmannsleben. „Wir alle waren vom Teufel und Bergschrötel [einem Kobold] verfüret, und in des Todes und der Hölle Schacht gefallen. Wir saßen in der Finsternis und lagen in schwadichtem Sumpf. Alle Strecken waren verfallen, die Schächte eingangen, da war kein Hilf noch Rat in der ganzen Welt. Dies jammert unsern Vater in Himmel, der sendet seinen Sohn zu uns in die untersten Örter der Erde. . . . Wer in der Gruben gesehen hat, wie man den Leuten hilft, so gefallen, von Stein gefangen, verschütt, oder vom Bergmännlein erschreckt sein, oder die sonst ein Wand geschlagen oder der Schwaden [stickende Wetter] ergriffen hat, der

*) Hier haben wir die richtige Konstruktion des Verbums verehren, wenn es in Verbindung mit Geschenken gebraucht wird.

Digitized by Google

kann dies Bilde vom Sohn Gottes beste besser fassen und verstehen. . . . Die Himmelpforten aber in Klöstern und Klausen neben der Römischen güldnen Pforten, so man im Jubeljahr propter sanctum denarium aufschleußt, sind nicht ferne von S. Patricii Loch und dem Berg Ätna, illic facilis est descensus Averni. Ob sie auch wohl Fahrten machen in Klöstern, Stiften, Klausen und Kammern, wills doch wohl schwer fallen, drauf über sich und gen Himmel zu fahren. Denn alle Münchsfahrten, ohn was des Bonaventurä Himmelsleiterlein ist, stehen ungewiß, und sind die Sprossen des Holzes fast alle, daraus der römische Stuhl gemacht ist, von irdischer Gewalt, traumen, alter Gewohnheit, Menschensatzungen, mit Konzilien und Münchswürfeln zusammengereitelt [geschnürt, erklärt Loesche; die Würfel scheinen ihm das Willkürliche andeuten zu sollen], und kleben an den faulen Thum[Dom]hölzern; darauf kann sich keiner wohl wagen. Und da schon etliche eine schöne Tugendleiter machen aus der Forcht Gottes, beten, singen, loben, predigen, Sakrament geben, Obrigkeit, Herrn und Eltern gehorchen, Liebe, Sanftmut, Wohltat, Barmherzigkeit . . . so wollen doch solche Fahrten auch nicht reichen." Die einzige Leiter, die bis in den Himmel reiche, sei die richtige Erkenntnis Jesu Christi und das Vertrauen auf ihn. Unter die Leichenpredigten hat Mathesius einen versifizierten Nachruf an seine Gattin aufgenommen, dessen Schluß lautet: „O ehlichs Leben, heiliger Stand, drin Gott zwei Herz mit Liebesband zusammenknüpft durch Wort und Geist! Wohl du ein groß Geheimnis heißt. Denn wie der Herr sein Kirche meint [minnt] und sich mit unserm Herzen eint, hat er sein im Ehstand gebildt. Weh dem, ders züchtig Ehbett schilt! Ein gottlos Mensch, ein ehlos Mann, von Christi Treu nichts wissen kann, weil er Ehelieb unds Wort veracht. Unzüchtig Brunst bös Gewissen macht. Die höchst Keuschheit im Ehstand ist; ein kalt Herz bald seins Weibs vergißt. Recht ehelich Lieb wird all Tag neu, wie Vater-Herz und Mutter-Treu. Ehe ist eine schöne Hauspostill. Nun Gnad dir Gott, herzlieb Sibill! Mit dieser Schrift und Liebeszähren hab ich wölln dein Grab verehren. Daß ich linder mein Leid und Weh, und tröst und preis der Priester Ehe. Seufz du mit uns und wart bald mein! Ich war, bin und bleib allzeit dein." Das Lob der Ehe und der Frauen singt er auch häufig in seiner Predigtprosa, und die Verächter beider geißelt er mit Entrüstung.

Leichenpredigten nennt er auch eine Reihe von belehrenden und Ermahnungsreden, die er seinen Kindern daheim bei Tisch und auf dem Wege zum Grabe der Mutter gehalten hat. „Gott hat euch treue und gottselige Lehrer bescheert, dafür ihr ihm euer Leben lang danken sollt. Ich hab euch auch in die Predigt geführt und in diesem Hause treulich zu aller Gottseligkeit und Tugend vermanet; sonderlich in diesen fünf Jahren, seit wir unser liebe Mutter unserm Herr Gott geben haben. Ihr habt mein Thränen oft gesehen und meine Seufzer angehöret und mir oft weinen helfen. Damit aber ihr alle und sonderlich die kleinen sich des erinnern können, was ich oft mit euch über und nach Tische geredt, habe ich die selbigen Gespräch wöllen zusammenschreiben und einem jeden ein gedrucktes Büchlein zurichten lassen." Auf einem Gange zum Grabe macht er die Kinder auf einzelne Häuser aufmerksam und erzählt, was für treffliche Männer und gute Freunde darin gewohnt haben oder noch wohnen. Eine dieser

Digitized by Google

Reden beginnt er: „Ach lieben Kinderlein, wie sehnliche und klägliche Brief habe ich diese Tage bekommen von meinen lieben Gevattern und guten Freunden! Magister Caspern ist sein liebes kleines Casperle gestorben, welches ihm so ähnlich war, als wäre es ihm aus den Augen geschnitten, und so fein sein Pfälmelein beten konnte. So ist Herr Bartels Henselein, mein liebes Patlein, vor wenig Tagen auch mit zweien Schwesterlein in die Erde gelegt. O ihr seligen Engelein, wie wohl ist euch geschehen in dieser bösen Zeit, weil ihr euer weißes Westerhembdlein [Taufkleid], mit Christi Blut verpörtelt [bebordet] rein und unbefleckt mit in euer Ruhebettlein bracht habt." Viel Mühe gibt er sich, seinen jungen Zuhörern die schwierige Lehre von der Buße, Rechtfertigung und Heiligung klar zu machen. Wie sich bei seiner Gemütsart erwarten läßt, trägt er sie in einer so gemäßigten und verständigen Form vor, daß wenn er an einem der damals beliebten Religionsgespräche teilgenommen hätte, er mit den Gemäßigten von der katholischen Partei leicht übereingekommen sein würde. Er hält die drei Stücke fest, die nach der Lehre der alten Kirche zur Buße gehören: reuemütiges Bekenntnis, guter Vorsatz und Genugtuung, und verwirft nur die falsche Deutung des letzten Stücks in der römischen Kirche, ebenso deren Behauptung, der Erlöste könne ein ganz sündloser Heiliger werden. Die Konkupiszenz bleibe in jedem Menschen und mache, daß er öfter strauchle. Aber es sei ein großer Unterschied zwischen der dienenden, gefangnen Sünde der Gläubigen und der zaumlosen Sünde der Unerlösten. „Ich gedenke der Papisten nicht gerne bei euch und meinen Pfarrkindern; denn es hilft entweder nit, oder man bedarf sein nit bei frommen Leuten. Aber dennoch muß ich beide: warnens halber und meinem Herrn Christo zu Ehren, euch von ihrer falschen Lehr ein Bericht tun." Er zeigt nun, wie sie durch ein erdichtetes neues Opfer, durch ihre Lehre von der Wirkung der Fürbitten und des eignen Verdienstes der Menschen Christi Ehre mindern, und schließt: „Wahrlich lieben Kinderlein, ihr sollt nit glauben, daß wir ein unnötigen Hader mit den Widersachern anheben, oder daß wir ohne wichtige Ursachen uns von dem Stuhl zu Rom abgesondert haben, denn es liegt uns all unser Trost, Leben und Seligkeit" an der reinen und richtigen Lehre über diesen Punkt. Aber nicht weniger entschieden und dringend warnt er vor „den falschen Brüdern, so sich auch des Evangelii rühmen," die jedoch unverschämt vorgeben, „es könnte einer an Christum glauben und den heiligen Geist behalten, da er schon sich in Sünden und Schanden wälzet wider sein Gewissen." Die Welt höre nicht gern, daß man in Furcht und Zittern sein Heil wirken, von bösen Lüsten abzulassen und gute Werke zu tun verpflichtet sein solle. „Darum fleißigen sich die Ohrenkrauer, so des gemeinen Mannes Gunst und Geld bedürfen, Herrn Omnes zu hofiren" und solche Lehrer zu verdächtigen, die mit guter Unterscheidung und Abweisung römischer Irrtümer zum Guten ermahnen. Die Gerechtigkeit des Erlösten sei nicht eine bloß zugerechnete, sondern ein Anfang der wahren, im Jenseits zu vollendenden Gerechtigkeit. Wer sich in Sünden wälze, der sei nicht berechtigt zu meinen, Gott wohne durch den Glauben in seinem Herzen.

Sowohl in den Leichenpredigten wie in der in den vierten Band aufgenommnen Pestpredigt wird die Vermutung ausgesprochen, Gott lasse Seuchen

Digitized by Google

zu, um die Gerechten und namentlich die Kinder aus dieser bösen Welt zu erretten. Der Tod durch die Pest „ist ja tausendmal besser, denn daß sie der Türk wegführet, oder daß sie wieder in Klöster gesteckt oder sonst durch falsche Lehre oder bös Exempel von Christus geschieden werden.“ Gott läßt die Seuchen nur zu, ihr Urheber ist der Teufel, dessen Gifthauch die Stelle unsrer heutigen Bazillen einnimmt. Darin stimmt Mathesius mit den gemäßigten unter den Bakteriologen überein, daß man die causae secundae nicht übersehen und geringschätzen dürfe, da Diätfehler und Unsauberkeit den Leib für die Aufnahme des Giftstoffs empfänglicher machten. Er mahnt darum, die Schutzmittel zu gebrauchen, die von den Ärzten empfohlen würden, wie Räucherungen und den Genuß von Einhorn [Pulver aus dem Stoßzahne des Narwal], Mithridat, Latwergen, Wacholder, Raute, Feigen, Nüssen, frischer Butter, Pimpinelle, und sich den Reinlichkeitsvorschriften der Obrigkeit zu fügen, die damals noch weit notwendiger waren als heutzutage, wie man auch wieder aus einigen Andeutungen unsers Predigers erfährt. Die ihre Pflicht bindet, sollen sich vor der Ansteckung nicht fürchten, die übrigen sich ihr nicht leichtsinnig aussetzen.

(Schluß folgt)

Unter Kunden, Komödianten und wilden Tieren

Lebenserinnerungen von Robert Thomas

(Fortsetzung)

Auf der Walze

Als Geselle erhielt ich wöchentlich fünf Mark. Diese Ausgabe glaubte mein Meister jedoch sparen zu können, da der nach mir folgende Lehrling meine Arbeiten schon verrichten konnte. Auch hatte ich selbst schon das Bedürfnis gefühlt, mich in einem andern Betriebe umzusehen, und so lösten wir denn im März 1879 unser Verhältnis. Meine Bemühungen, in der Umgegend eine Stelle zu finden, waren erfolglos geblieben. Ich mußte mich also entschließen, in die Fremde zu gehn. Ich besorgte mir bei der Polizei ein Arbeitsbuch, ließ mir von meinem Meister ein Zeugnis schreiben und glaubte, daß mir mit diesen Papieren die Welt offen stünde. Mein Vater, der auch gewandert war, hatte mir einen Meter Wachsleinwand gekauft und zeigte mir, wie man nach altem Handwerkerbrauch kunstgerecht den „Berliner“ schnürt. So packte ich denn an einem kalten Märztage bei hohem Schnee mein Bündel, zog meine alten Sachen an, steckte die zwei Taler ein, die mir mein Vater als Notpfennig gegeben hatte, wobei er sagte: „Damit kannst du weit kommen!“ und wanderte frühmorgens um sechs Uhr aus den Toren Lengenfelds. Mein Vorsatz war, nach Reichenbach zu gehn. Ich wollte zunächst nach Leisnig über Waldheim, um meinen Onkel, der dort Gastwirt war, zu besuchen, hatte aber die Bedenken meiner Mutter zu bekämpfen, die von Waldheim keine gute Meinung hegte und in dem Passieren dieses Ortes keine gute Vorbedeutung für meine Wanderschaft sah.

In Reichenbach besuchte ich die Meister und fragte nach Arbeit, erhielt aber nur ein paar Brötchen oder einige Pfennige. Als ich Reichenbach verlassen hatte

Digitized by Google

und nach Greiz steuerte, traf ich mit einem alten „Kunden“ zusammen, der mich ansprach und sofort sah, daß ich „von Muttern“ kam. Er machte mich „kochum,“ das heißt, er weihte mich in die Geheimnisse des Wanderlebens ein. Als wir eine Weile miteinander gewandert waren, zog mein Begleiter eine blecherne Wichsdose hervor, öffnete sie mit geheimnisvoller Miene und bot mir einen „Priem“ an, den ich auf sein Zureden beherzt in den Mund steckte. Er versicherte mir, daß ihn diese Gabe der Natur vor Krankheit schütze, und ich habe in der Folge den Genuß des Kautabaks schätzen gelernt und bin ihm bis zum heutigen Tage treu geblieben. Als wir das nächste „Kaff“ (Dorf) erreicht hatten, schlug der alte Kunde vor, hier zu „talfen“ (fechten), worauf wir das Dorf teilten. Wir trafen uns an einer verabredeten Stelle wieder und zeigten uns gegenseitig, was wir getalft hatten. Jeder von uns war nun im Besitze von zwanzig „Poschern“ (Pfennigen) und einigen Stückchen „Hanf“ oder „Legium“ (Brot). So kamen wir nach Greiz und gingen dort auf die „Zentralpenne“ (Herberge). Auf der Penne waren etwa zwanzig Kunden versammelt, die sich zum Teil mit Kartenspielen (Sechsundsechzig), zum Teil mit dem Singen von Liedern — namentlich: An der Saale kühlem Strande — beschäftigten. Wir schlugen nach altem Brauch mit unserm „Stenz“ (Wanderstab) zur Begrüßung auf den Tisch, worauf uns der Penneboos (Herbergsvater) willkommen hieß und uns fragte: Was habt ihr für ein „Metier“? Ich antwortete „Lehmer“ (Bäcker), mein Begleiter sagte „Pflanzer“ (Schuster). Ich bemerke hier gleich, daß der Penneboos alle Kunden mit „du“ anredet und auch von ihnen geduzt wird, während auf den christlichen Herbergen zur Heimat die Anrede mit „Sie“ üblich ist. In der Kundensprache hat jedes Metier oder jede „Religion“ ihre besondre Bezeichnung: der Schneider heißt „Stichler,“ der Hutmacher „Kopfschuster,“ der Schornsteinfeger und der Buchdrucker „Schwarzkünstler,“ der Windmüller „Roller,“ der Wassermüller „Klapperschütze,“ der Schmied „Flammer,“ der Schlosser „Katzenkopf,“ der Klempner „Sonnenschmied,“ der Seiler „Galgenpolamentierer,“ der Fleischer „Katzkow,“ der Barbier „Doktor,“ der Böttcher „Kumtreiber,“ der Buchbinder „Pappenheimer“ oder „Apostelklopfer,“ der Nagelschmied „Zweckenkonditor,“ der Tischler „Hobeloffizier,“ der Maurer „Dreckschwalbe,“ der Zigarrenmacher „Piependreher“ oder „Püppchenwickler.“ Die zusammengehörenden Gewerkschaften wie Bäcker und Müller, Schuster und Schneider, Maurer und Zimmermann, Schmied und Schlosser nennen sich „Schwager.“

In der Fremdenstube der Penne waren unter der Decke über den verschiednen Tischen die Symbole der Gewerke angebracht. So sah ich über einem Tische eine große Brezel, über einem andern ein Wagenrad und einen Kranz von Hufeisen, über einem dritten einen Stiefel und ein Bügeleisen. Dadurch waren die Tische als die Stammtische der Bäcker, der Schmiede und Stellmacher und der Schuster und Schneider bezeichnet. Ich habe solche Symbole, von denen ich noch manche aufzählen könnte, in vielen Pennen gefunden, ganz im Gegensatz zu den christlichen Herbergen, deren Schmuck sich auf bildliche Darstellungen und Bibelsprüche beschränkt. In der Penne konnte man für zehn oder zwanzig Pfennige ein warmes Abendessen erhalten, das entweder aus Bratkartoffeln oder aus „Rundlingen“ (Kartoffeln) mit „Schwimmlingen“ (Heringen) bestand. Dazu wurde Bier oder Kaffee verabreicht. Manche „schwächten“ (tranken) auch „ein halb Pfund Soruff,“ d. h. eine bestimmte Quantität (für zehn Pfennige) Schnaps. Nach dem Essen belustigte man sich mit Rauchen, Kartenspielen und „Schallern“ (Singen). Ganz besonders beliebt waren die Lieder „Das schönste Land auf Deutschlands Au'n bist du, mein Sachsenland,“ „An der Saale kühlem Strande,“ „Nicht weit von Württemberg und Baden“ und „Pfeifchen, wer hat dich erfunden.“

Um zehn Uhr Abends wurde wie immer in den Pennen das Zeichen zum Schlafengehn gegeben, die Kunden traten an eine Art von Stehpult heran, an dem der Boos jedem einzelnen die Papiere abnahm und die Namen ins Fremdenbuch eintrug, während er zugleich fragte, auf welche Art man „türmen“ (schlafen) wolle.

Digitized by Google

Es gab nämlich verschiedne Gelegenheiten, sich von den Anstrengungen der Wanderschaft zu erholen: wer dreißig „Poscher“ (Pfennige) zur Verfügung hatte, konnte ein leidlich gutes Bett erhalten. Für zwanzig Pfennige war ein etwas bescheidneres Bett zu haben. Für zehn Pfennige konnte man auf „Rauscher“ (Stroh) schlafen, wer aber nur fünf Pfennige auf seine Nachtruhe verwenden konnte, der bekam eine hölzerne Bank oder einen der Tische in der Fremdenstube als Nachtlager angewiesen. Vor dem Schlafengehn mußte sich jeder Kunde vollständig entkleiden, worauf der „Vizeboos“ (Hausknecht) die „Staude“ (Hemd) nach „Bienen“ oder „deutschen Reichskäfern“ (Läusen) durchsuchte. Im Vertrauen auf meine zwei Taler glaubte ich ein Bett für dreißig Pfennige beanspruchen zu können und stieg mit einigen Kunden die Treppe zum Schlafsaal hinauf. In diesem Saale standen etwa zwanzig Betten, von denen etwa fünfzehn besetzt wurden. Zum Schlafen kamen wir zunächst noch nicht, denn im Bett wurden Räubergeschichten erzählt, bis der Vizeboos in seine eigne Schlafkammer ging, die nicht weit vom Schlafsaal entfernt war. Während meine Kameraden schon schliefen, lag ich noch lange wach und hörte dabei in der Schlafkammer des Vizeboos ein höchst verdächtiges Geräusch, für das ich jedoch bald eine Erklärung fand. Der wackre Vizeboos knackte nämlich an sich selber das Wild, auf das er bei uns andern vorher Jagd gemacht hatte. Am nächsten Morgen wurden wir um sieben Uhr geweckt. Wir erhoben uns, und ich bemerkte zu meinem Erstaunen, daß sich die Kunden mit dem Kopfkissen ihres Lagers den ganzen Körper abrieben. Es war dies eine Vorsichtsmaßregel, die verhüten sollte, daß sie etwaige kleine Tierchen aus dem Bett mit sich fortnähmen. In einem Nebenraum waren Waschschüsseln aufgestellt, die wir benutzten, worauf wir uns ankleideten und dann in den Hof hinabgingen, wo uns der Vizeboos Gelegenheit zum Wichsen unsrer „Tritthen“ (Stiefel) gab. Für den Gebrauch des Wichsgeräts mußte man fünf Poscher zahlen, die wohl in die Tasche des Vizeboos flossen. Dann gab es in der Fremdenstube für fünfzehn Poscher ein Frühstück, das aus Kaffee und Brötchen bestand. Nach dem Frühstück erhielt jeder seine „Fleppe“ (Legitimationspapiere) und begab sich dann in die Stadt, um die „Krauterer zu stoßen“ (bei den Meistern nach Arbeit anzufragen oder sich von ihnen ein Geschenk zu holen). Ich sprach bei sämtlichen Meistern vor, fand jedoch keine Arbeit, erhielt aber die ganzen Taschen voll „Lorchen“ (Semmeln) und etwa dreißig Poscher Bargeld. Da ich die Lorchen natürlich nicht alle selber vertilgen konnte, mußte ich den größten Teil davon „verkündigen“ (verkaufen). Als Ergänzung zu den erbeuteten Lorchen talste ich mir bei einem „Katzkow“ (Fleischer) ein Stück „Unvernunft“ (Wurst), kehrte in die Penne zurück und verzehrte dort mein Frühstück, wobei ich „ein halbes Pfund Soruff schwächte,“ dann ließ ich mir vom Boos „Berliner und Stenz“ herausgeben, bezahlte für das Aufbewahren drei Poscher und „tigerte“ (wanderte) nach Gera ab. Um die Mittagszeit kam ich in ein „Kaff“ (Dorf), wo ich mein Mittagsbrot zusammenfocht. Ich speiste bei dieser Gelegenheit drei- oder viermal zu Mittag und nahm auch einige Poscher „Kies“ (Geld) mit von dannen. In Gera langte ich gegen vier Uhr Nachmittags an und nahm mir gleich vor, sämtliche „Krauterer,“ an denen ich auf dem Wege zur Penne vorüberkommen würde, zu stoßen, dabei beachtete ich die „Zunft,“ d. h. die Begrüßungsformalitäten, wie sie bei uns „Lehmern“ üblich sind. Ein alter Brauch verlangt nämlich, daß man ohne „Stenz“ und „Berliner“ vor dem Meister erscheint, und deshalb legt man beides beim Eintritt hinter die Haustür. Im übrigen fand ich in Gera ähnliche Zustände wie in Greiz. Da ich mir von einer Wanderung von Gera nach Gößnitz nicht viel versprach, beschloß ich, diese Strecke mit der Bahn zurückzulegen; ich löste mir zu dem etwa um zehn Uhr Morgens abfahrenden Zug ein Billett dritter Klasse und machte es mir in dem Coupé bequem. Kurz vor der Abfahrt wurde noch einmal die Tür aufgerissen, und drei Herren erschienen, die einsteigen wollten, aber als sie meinen „Berliner,“ der unter der Bank lag, sahen, schleunigst Kehrt machten und mit der Bemerkung, daß das Coupé schon

Digitized by Google

überfüllt sei, ein andres aufsuchten. Es ist möglich, daß dieses Kleeblatt schon schlimme Erfahrungen mit dem Inhaber eines Berliners gemacht hatte. In Gößnitz beschränkte ich mich darauf, mir mein Mittagsbrot zusammenzutalken, und reiste noch am Nachmittag weiter nach Altenburg. Unterwegs holte ich drei Kunden ein, unter denen ein „Stichler“ (Schneider) aus Lengenfeld war, den ich von früher her kannte. Die Kunden fragten mich, ob ich auf meiner Wanderung schon den „Teckel“ oder „Klempners Karl“ (Gendarm) gesehen hätte; sie selbst seien, sagten sie, heute schon „gesleppt“ (nach den Papieren gefragt) worden. In Altenburg fand ich die Penne etwas besser und blieb dort über Nacht. Dann reiste ich weiter über Geithain nach Frohburg. Der dortige Boos war ein geiziger, mürrischer alter Mann, der mir den Aufenthalt in der Penne bald verleidete.

Über Colditz kam ich nach Leisnig, wo ich zunächst meinen Onkel und meine Tante, die eine Restauration betrieben, besuchte und mich nach Arbeit umsah. Ich fand solche in der bei Leisnig liegenden Schanzenmühle, wo täglich in einem alten Bauernofen zwei- oder dreimal Brot gebacken wurde. Der ganze Betrieb war ziemlich kläglich, so gab es zum Beispiel keine Backofenlampe, statt dieser dienten angezündete Birkenschwarten zur Beleuchtung. Da ich diese Einrichtung nicht kannte, fragte ich nach einer Lampe, bei deren Licht ich meine Arbeit verrichten wollte. Man gab mir eine zinnerne Öllampe, die ich anstreckte und in den Backofen stellte, um bei ihrem Licht den Schuß Brot hineinzubringen. Dabei sah ich zu meinem Schrecken, wie sich die Lampe langsam zur Seite neigte und schmolz. In der Schanzenmühle selbst wurden Mahlmühle, Schneidemühle, Bäckerei und Ökonomie betrieben. In der dazu gehörenden weiter unten liegenden Mühle war eine Schneidemühle und eine Lohmühle eingerichtet. Ich mußte dem Müller bei seiner Arbeit helfen, wogegen dieser mir wieder beim Backen behilflich war. Ein schwieriges Stück Arbeit war das Schärfen der Mühlsteine; da kein Kran vorhanden war, um diese hierzu in die Höhe zu winden, mußten wir Walzen unter den Stein bringen und ihn mit deren Hilfe erst ein Stück fortschieben und dann umkanten. Wenn der Stein umgekantet war, wurde er mit einem pickelartigen Hammer bearbeitet. Hierbei lösen sich von dem Hammer kleine Stahlsplitterchen ab, die dem Arbeitenden unter die Haut der Hand dringen und besonders die Stelle zwischen den Knöcheln blau färben — ein Merkmal, woran man jeden Müller, der mit dem Steinschleifen zu tun hat, erkennt.

In der untern Mühle arbeitete damals ein fünfundsiebzigjähriger Schneidemüller, der noch eine junge Frau und kleine Kinder hatte und ein großes Original war. Ich mußte ihm zuweilen sein Mittagessen hinunterbringen und ergötzte mich dabei an dem Appetit, mit dem er über das in der Regel sehr fette Schweinefleisch, das sein Lieblingsgericht war, herfiel. Er hauste in der „Feiste“ (Stube der Mühlknappen), dort stand auch sein Bett, dem ich mich nur ungern näherte, da es voller Flöhe war. Ich hatte genügend Arbeit, erhielt die Woche fünf Mark Lohn und mäßige Kost, die hauptsächlich aus Schweinefleisch und zuweilen auch aus „Buttermilchpams“ bestand. Rindfleisch war so gut wie unbekannt.

In der Nähe der Mühlen entdeckte ich in einem Bretterstapel eines Tages ein Bachstelzennest, worin vier Eier lagen; ein paar Tage darauf lag noch ein fünftes darin, das bedeutend größer und von andrer Farbe war und offenbar von einem andern Vogel herrührte. Ich beobachtete nun, wie das Bachstelzenweibchen brütete, und ging alle Tage vorbei, um nachzusehen. Eines Tages bemerkte ich zu meiner Verwunderung, daß nur e i n großer Vogel im Neste saß, der den Schnabel so weit aufsperrte, daß ich mit dem Finger hätte hineinfahren können, während unter dem Neste die vier jungen Bachstelzen tot lagen. Nun wußte ich gleich, daß der Insasse des Nestes ein junger Kuckuck war, zeigte ihn meinem alten Freunde, und wir beschlossen, den Kuckuck aufzuziehn und als einen seltnen Vogel zu Gelde zu machen. Wir ließen ihn noch einige Zeit im Neste, nahmen ihn dann heraus, setzten ihn auf das geteerte Dach des Lokomobilenschuppens und überdeckten

Digitized by Google

ihn mit einem Siebe, durch dessen Maschen er von seinen Pflegeeltern weiter mit Nahrung versorgt wurde. Als er groß genug war, den Kampf ums Dasein auf eigne Rechnung zu führen, brachten wir ihn zu einem Gastwirt in der Nachbarschaft, der ein großer Tierfreund war, und erhielten von diesem als Honorar ein paar Glas Bier, einige Zigarren und eine Selterswasserflasche voll „Harten" (Nordhäuser).

An den freien Sonntagnachmittagen besuchte ich wie gewöhnlich meine Verwandten in Leisnig und warf bei dieser Gelegenheit zuweilen auch einen Blick in die benachbarte Herberge der „Schüttelläppchen" (Weber) und der „Fettläppchen" (Tuchmacher). Dort traf ich einmal einen Kunden, der, noch immer ganz erregt, erzählte, er habe bei einem „Kaffer" ein Abenteuer mit einem „Keiluff" (Hund) zu bestehn gehabt, der ihm die „Weitchen" (Hosen) und den „Wallmisch" (Rock) zerrissen habe.

Im September verließ ich die Schanzenmühle und „tigerte" nach Döbeln, wo ich einen Stellenvermittler für Müller und Bäcker aufsuchen wollte. Unterwegs traf ich einen „Schwager," der acht Tage vorher die Schanzenmühle verlassen hatte. Ich hatte mir nämlich vorgenommen, auf meinen fernern Wanderungen „auf fremden Tappen zu gehn," d. h. nicht nur bei den Meistern des Bäckergewerbes, sondern auch bei den Müllern, deren Zunftbräuche ich ja in der letzten Zeit kennen gelernt hatte, vorzusprechen. Zu der „Zunft" der Müller gehört es, daß man bei dem Einwandern in die Mühle den „Stenz" durch die zweite und dritte Stufe der Holztreppe steckt und den Berliner daneben legt. Von dieser Kenntnis machte ich nun Gebrauch, und so wollte es der Zufall, daß ich in einer Mühle mit meinem Kollegen zusammenstieß. In Döbeln bekam ich eine Stelle bei einem Bäcker in der Nachbarschaft angewiesen, wo ich die Woche fünf Mark Lohn und leidliche Kost erhielt, mit dem Meister aber, der ein unangenehmer Patron war, viel Scherereien hatte. Als ich vierzehn Tage dort war, wunderten sich die Leute, daß ich es in der Stellung so lange aushielt.

Nach vier Wochen wanderte ich über Rochlitz, Nossen, Oschatz, Wurzen und Brandis nach Taucha. Nachdem ich dort auf der etwas abseits von der Stadt liegenden Penne meinen Berliner abgegeben hatte, ging ich zum „Talsen" in die Stadt, nahm dabei auch gleich die am Wege liegenden „Winden" (Häuser) mit, in deren einem ich ein vorzügliches Mittagessen, bestehend aus Sauerbraten und rohen Klößen, erhielt. Als ich gesättigt das Haus verließ, kam mir ein „Butz" (Schutzmann) entgegen, der die unverkennbare Absicht hatte, sich mit meiner Person näher zu beschäftigen; da ich von Rechts wegen in dem Hause nichts zu suchen hatte, wäre ich sicherlich „verschütt gegangen" (verhaftet worden). Ich machte deshalb schleunigst Kehrt und ging zur Penne zurück, wo ich mich an einem geheimen Ort versteckte. Der Butz kam mir nach, ging in die Fremdenstube, fleppte die dort sitzenden Kunden und fragte, ob nicht noch einer in der Penne sei. Die Kunden erwiderten, der Fehlende sei kurz vorher nach der Stadt gegangen. Mit dieser Auskunft mußte sich der Butz zufriedengeben, er wartete aber noch eine Weile im Hofe und ging dann, als sich nichts Verdächtiges zeigte, weg. Als die Luft wieder rein war, begab ich mich zum zweitenmal nach der Stadt, ohne diesesmal mit dem Auge des Gesetzes zusammenzustoßen. Abends, als wir in der Fremdenstube saßen und unsre Leiblieder „schallerten," erhielten wir wiederum Besuch von dem Gefürchteten, der diesesmal in Gesellschaft eines Kollegen kam und alle Versammelten fleppte. Ich gab ihm meine Fleppe mit der unschuldigsten Miene von der Welt und wunderte mich selbst darüber, daß er mich nicht erkannte, obwohl mein Winterüberzieher und meine Wintermütze, die er sich doch gemerkt haben mußte, an der Wand hingen.

Von Taucha wanderte ich zunächst nach Volkmarsdorf auf die Penne. Dort war die Fremdenstube trotz dem Winterwetter nicht geheizt, wir schafften ein wenig Holz herbei und heizten den Kanonenofen, sahen uns aber vergebens nach weiterm

Digitized by Google

Brennmaterial um. Einer der Kunden fand schließlich ein Paar „linke Trittchen“ (schlecht erhaltne Stiefel), die er ohne weiteres in den Ofen steckte. Der Eigentümer dieser Wertobjekte bemerkte den Verlust erst, als sie schon eine Weile im Ofen gelegen hatten, und holte sie schleunigst wieder heraus. Am Nachmittag ging ich nach Leipzig und nahm mein Nachtquartier in dem Asyl für Obdachlose in der Talstraße. Hier suchte ich zunächst die „deutschen Reichskäfer“ los zu werden, die ich von der Penne in Taucha mitgebracht hatte.

Ich mußte meine Papiere abgeben, mich von Kopf bis zu Fuß waschen und bekam als Ersatz für meine Kleider, die einer Reinigung und Desinfektion unterworfen wurden, einen Drillichanzug. Zum Abendessen gab es eine Mehlsuppe mit einem Stück Brot, dann mußten wir unser Lager im Schlafsaal aufsuchen, das aus einer sehr harten Drahtmatratze und zwei wollnen Decken bestand, und vertrieben uns noch eine Weile die Zeit mit dem Erzählen der unter den Kunden so beliebten Räubergeschichten. Am andern Morgen wurden wir zeitig geweckt und in den Keller hinunter kommandiert, wo sich jeder seine „Kluft“ (Anzug) aus einem großen Kleiderhaufen heraussuchen mußte. Der Boos, der uns dabei zusah, trieb uns zur Eile an und zog einem Kunden, der seine „Kreuzspanne“ (Weste) nicht gleich finden konnte, einen Hieb mit dem Rohrstock über, wodurch die Findigkeit des betreffenden in der günstigsten Weise beeinflußt wurde. Dann bekamen wir Kaffee und Semmel, erhielten unsre Fleppe zurück und zogen weiter. Ich wanderte über Delitzsch, Bitterfeld, Halle, Weißenfels und Zeitz nach Weida. Dort stieß ich die „Krauterer“ und kam zu einem alten Meister, der gerade mit seiner Familie beim Kaffee saß und dazu trocknes Brot verzehrte. Das Ganze machte einen armseligen Eindruck, und ich wunderte mich deshalb nicht wenig, als der Meister mich zu dem Kaffee einlud und mir erklärte, ich könne Arbeit bei ihm finden.

Im ganzen Hause war kein Sack Mehl. Der Meister holte es, wenn er backen wollte, im Konsumverein, der auch sein einziger Kunde war. Da aber Weihnachten vor der Tür stand, und der Meister darauf rechnete, Kuchen backen zu müssen, so konnte er gerade eine Arbeitskraft brauchen. Ich fing denn auch sofort an zu arbeiten und schlief die erste Nacht auf einer Bank, die auf dem Backofen stand. Früh beim Kaffee holte die Tochter bei einem andern Bäcker eine Zeile Semmel für mich, womit ich sehr bald fertig wurde; sie aber sagte, nachdem schon alles verzehrt war: Robert, essen Sie nur! Für die zweite Nacht wurde mir ein Kämmerchen eingerichtet, und ich erhielt zum zweiten Frühstück Brot und Käse. Das Mittagessen war sehr schlecht und spärlich, sodaß von Sättigung keine Rede war. Für den weitern Aufenthalt wurde mir ein Kämmerchen unter dem Dach angewiesen, da aber in der Treppe zwei Stufen fehlten, und ich wenig Lust verspürte, früh in der Dunkelheit den Hals zu brechen, beschloß ich, nicht vor Tagesanbruch aufzustehn. Als ich um acht Uhr hinunterkam, geriet ich mit dem Meister aneinander und verließ sofort die Stelle.

Ich zog weiter über Gera nach Reichenbach zu meinem Onkel, wo ich scherzeshalber als armer Reisender vorsprach. Die Tante hatte gerade Kuchen gebacken, und meine Cousine gab mir ein Stück davon. Ich bedankte mich und gab mich schließlich als Verwandter zu erkennen, worüber sie sich sehr belustigt zeigten. Noch an demselben Abend ging ich nach meiner Heimatstadt Lengenfeld, fand aber meine Eltern nicht mehr in der alten Wohnung und traf, als ich in ihrer neuen vorsprach, Zuwachs in der Familie an. Obwohl gerade eine schlechte Zeit war, wurde ich doch mit offnen Armen empfangen und sah mich nach Arbeit um. Diese fand ich erst im Februar, und zwar in Reichenbach, wo es freilich auch nicht viel besser war als bei dem Meister in Weida.

Im April kehrte ich nach Lengenfeld zurück, wohnte dort bei den Eltern und verschaffte mir ein „Germaniabuch,“ wonach ich auf der Wanderschaft öfters gefragt worden war, und das mir zum Fortkommen unentbehrlich schien. Das sogenannte Germaniabuch ist das Verbandsbuch des Germaniaverbandes der deutschen

Digitized by Google

Bäcker. In Lengenfeld wurde damals gerade das Rathaus gebaut. Um meine Zeit auszunutzen, arbeitete ich bei dem Bau als Handlanger bis Anfang Juli und machte hübsche Ersparnisse. Dann aber trieb es mich wieder in die Ferne, und ich beschloß, wieder auf die Wanderschaft zu gehn. Da ich nicht noch einmal als Kunde aus Lengenfelds Toren wandern wollte, ließ ich mich von meinem Bruder aus der Stadt bringen und hängte erst draußen auf der Landstraße den Berliner wieder um, den mein Bruder in einem Korbe wohlverborgen getragen hatte. Ich wanderte nach Zwickau und kehrte dort in der Herberge ein. Es war dies eine christliche Herberge, die sich wie alle dieser Art in ihrem ganzen Charakter von den sogenannten „wilden" Herbergen unterscheiden. „Soruff" (Schnaps) wird hier nicht verabreicht, auch ist alles Lärmen, Kartenspielen usw. verboten, dafür bietet die Fremdenstube Gelegenheit zur Lektüre von Zeitschriften und zum Damenspiel. Abends zwischen neun und zehn Uhr findet eine Andacht statt, bei der der Herbergsvater Harmonium spielt, Abschnitte aus der Bibel vorliest und ein Gebet spricht, woran die anwesenden Kunden alle teilnehmen. Nach dieser Andacht geht man zu Bett.

Zum erstenmal unter fahrendem Volk

Zwickau ist unter den Kunden als sehr „heiß" bekannt, d. h. die Polizei sieht ihnen scharf auf die Finger, und deshalb sah ich mich genötigt, weil ich länger als einen Tag dort zu bleiben gedachte, am nächsten Morgen auf die „Pollende" (Polizeibureau) zu gehn und mir die Erlaubnis, noch einen Tag dort bleiben zu dürfen, zu erbitten. Ich fand in Zwickau keine Arbeit, hörte aber, daß auf einer Wiese vor der Stadt das Vogelschießen abgehalten würde, und ging mit mehreren Kollegen hinaus, um mir die Festwiese anzusehen und zu versuchen, ob ich dort Beschäftigung finden könnte. Auf der Wiese standen zwei große Doppelkarussells, bei deren einem ich denn auch Arbeit fand. Ich mußte bei einem Tagelohn von 75 Pfennigen das Karussell schieben, brauchte aber erst Nachmittags um drei Uhr da zu sein, wo das Geschäft begann und bis Abends zwölf Uhr dauerte. Kost bekam ich nicht, hatte aber im Karussell freie Schlafgelegenheit, die nicht gerade sehr bequem war.

Auf dem Festplatz war auch eine russische Schaukel, die damals gerade an einen neuen Besitzer, Martin Heinemann, überging. Dieser war früher Bänkelsänger gewesen und hatte sich im Laufe der Zeit so weit emporgearbeitet, daß er die russische Schaukel übernehmen konnte. Da mich das Karusselldrehn auf die Dauer nicht zu reizen vermochte, so ging ich zu der Schaukel über und wurde gewissermaßen von dem neuen Besitzer mit übernommen. Auf der Wiese sah ich zum erstenmal eine Menagerie, die Fischersche. Ich stellte mich Vormittags während meiner freien Zeit vor die recht einladend aussehende Front und hörte zu, wie die Frau des Besitzers die „Rekommandation machte," d. h. das vor der Bude versammelte Publikum mit einer schwungvollen, vielverheißenden Rede zur Besichtigung einlud. Ich konnte dieser Lockung nicht widerstehn und entschloß mich, einer Vorstellung beizuwohnen. An der Kasse gab ich mich als Reisenden zu erkennen und durfte infolgedessen „für naß" (umsonst) auf den dritten Platz. Der Tierbändiger machte zuerst die „Explikation" an den Käfigen, produzierte sich dann in einer Dressurnummer mit einem Bären und einem Panther und beschloß die Vorstellung mit der Explikation der Riesenschlange und des Krokodils, wobei, wie üblich, „Manich gemacht" (Trinkgeld eingesammelt) wurde. Ich werde später Gelegenheit haben, den Betrieb der Menagerie zu schildern und die in diesem Gewerbe gebräuchlichen Kunstausdrücke zu erläutern. Jedenfalls gewann ich schon damals bei dem ersten Besuch eines solchen Etablissements dem Menagerieleben Geschmack ab.

Die Arbeit bei der russischen Schaukel war nicht weniger mühevoll als die bei dem Karussell, dafür war aber der Lohn höher, und ich erhielt gute Kost. Mein Nachtquartier fand ich in einem Privatlogis auf Stroh. Der Besitzer der Schaukel kassierte das Fahrgeld ein und sorgte für die richtige Verteilung des

Digitized by Google

Publikums in die acht „Chaisen," was keine ganz leichte Arbeit ist, weil das Gleichgewicht so viel wie möglich erhalten werden muß, weshalb wir mitunter einzelne Personen aus dem zuschauenden Publikum gratis mitfahren ließen oder unbesetzt gebliebne „Chaisen" mit Gewichten beschwerten. Die Frau des Besitzers drehte die Orgel, ein Schwager und ich setzten die Schaukel in Bewegung. Als das Vogelschießen zu Ende ging, brachen wir ab, mieteten einen Leiterwagen, luden die einzelnen Teile der Schaukel auf und fuhren nach Chemnitz zu dem auf dem dortigen Brühl abgehaltnen Markt. Unterwegs hätten wir beinahe ein Unglück gehabt, da der Wagen auf dem Brückenberge zurückging und sicherlich umgestürzt wäre, wenn ich nicht rechtzeitig einen Stein hinter eins der Hinterräder gelegt und dadurch den Wagen zum Stehn gebracht hätte. Später brach eins der Vorderräder des Leiterwagens, und da wir im nächsten Dorfe beim Schmied kein passendes fanden, mußten wir den ganzen vordern Wagenteil durch einen andern ersetzen. In Chemnitz trafen wir wieder mit der Menagerie Fischer zusammen, die unterwegs einen Unfall erlitten hatte. Der Wohnwagen war nämlich in den Straßengraben gefallen, wobei ein Teil des Küchengeschirrs sowie die Fenster in Scherben gegangen waren, was der Besitzer jedoch nicht tragisch nahm. In Chemnitz ging das Geschäft recht flott. Es fehlte uns auch nicht an Bier und Essen. Dagegen mußten wir zum Schlafen nach einem benachbarten Dorfe wandern, wo wir auf Stroh nicht gerade die angenehmste Nachtruhe fanden. Als Tagelohn erhielt ich je nach dem Gang des Geschäfts 3 bis 4 Mark. Von Chemnitz zogen wir weiter nach Großenhain zum Schützenfest. Dort trafen wir wieder Bekannte aus Zwickau, die Liliputanergesellschaft Geschwister Künzel aus Koburg, die aus fünf Mitgliedern bestand, und deren „Impresario" ein Mann von großer Körperlänge und noch größerm Durste war. Von Großenhain fuhren wir in Gesellschaft mehrerer andrer „Komödianten" per Achse nach Dresden zur Vogelwiese. Unterwegs stöberte der Hund des Liliputanerimpresarios während der Nacht in Hecken und Gebüsch herum und brachte verschiedne Igel zum Vorschein, die von der Liliputanergesellschaft als willkommner Braten begrüßt und verspeist wurden. Gegen Mittag langten wir in Dresden an, durchzogen die ganze Stadt und fanden auf der Vogelwiese schon viele Buden und große Bretterbauten. Wir mußten uns deshalb mit dem Abladen und dem Aufbauen unsrer Schaukel nach Möglichkeit beeilen. Abends gingen wir zum Logieren in das Elbschlößchen, kamen aber erst um zwölf oder ein Uhr ins Bett. Morgens früh nahm das Putzen der Schaukel sowie der dazugehörenden Lampen viel Zeit in Anspruch. Leider hatten wir viel unter dem Regen auszustehn, der das Geschäft nicht gerade günstig beeinflußte. Trotzdem drängte sich das Publikum durch die Budenreihen, und es entstand ein beinahe unergründlicher Schlamm, der von Zeit zu Zeit zusammengekratzt wurde und in Haufen liegen blieb. Auch der König ließ es sich nicht nehmen, nach seiner Gewohnheit die Vogelwiese zu besuchen, und wohnte einer Vorstellung in dem mechanischen Theater Morrier bei. Auf der Vogelwiese war auch eine Gewerbeausstellung, die mit einer Verlosung aller möglichen Gegenstände verbunden war. Ich nahm ein Los und gewann einen Reisekoffer. Es war, als ob das Schicksal damals mein notwendigstes Bedürfnis gekannt hätte. Der Impresario der Liliputaner, der nach seiner Gepflogenheit eines Morgens wieder einmal mehr getrunken hatte, als er vertragen konnte, taumelte zwischen den Buden umher und fiel in einen Haufen des zusammengekratzten Schlammes, nicht zum Vorteil seines eleganten schwarzen Anzugs, der über und über mit Schmutz bedeckt war. Aber, wie immer bei solchen Gelegenheiten, fand sich eine hilfreiche Seele, die ihm wieder auf die Beine half und gleich einen Eimer Wasser mitbrachte, der über seinem Haupt ausgeleert wurde. Ein paar andre faßten ihn unter die Arme und führten ihn nach dem Wohnwagen, wo er von seiner strengen Haushälterin mit einer Gardinenpredigt begrüßt wurde, die sicherlich eine ähnliche Wirkung wie der Eimer kalten Wassers ausübte.

Bei dieser Gelegenheit will ich erwähnen, daß sich der größte Teil des fahrenden

Digitized by Google

Volks bei seiner Wanderung an eine bestimmte Route bindet, die den Namen „Zigeunertour" führt. Sie beginnt mit den sächsischen Schützenfesten, geht über Halle, Magdeburg, Hannover nordwärts, berührt den Bremer Freimarkt und endet mit dem Hamburger Dom.

Von Dresden reisten wir nach Copitz und logierten dort im Gasthof „zum Erbgericht" auf dem Orchester des Tanzsaals. Auch hier war das Schlafen nicht sehr bequem, wie ich überhaupt gefunden habe, daß die mangelhafte Nachtruhe die schlimmste Seite des ganzen Komödiantenlebens ist. Dazu kommt noch, daß mit Rücksicht auf Zeiterparnis das Abbrechen der Buden, Schaukeln, Karussells usw. meist in der Nacht vorgenommen wird. Von Copitz ging es über Kötzschenbroda nach Meißen. Dort war Markt. Wir wohnten in einer Marktbude unter der Elbbrücke, schliefen auf Stroh und kochten selbst. Von da fuhren wir zu dem recht bedeutenden Markt nach Lorenzkirchen. Dort waren auch ein Zirkus, verschiedne Schaugeschäfte, eine Garküche und mehrere Schankzelte. Das Geschäft ging die ersten beiden Tage gut, dafür aber am dritten desto schlechter. Ich verlor die Lust am Schaukeldrehen, ließ mir meine Papiere geben und begab mich wieder auf die Walze.

(Fortsetzung folgt)

Herrenmenschen

Roman von Fritz Anders (Max Allihn)

II. Die Bedrückten

Von Frau Mary war ein Brief eingelaufen, der an den Herrn Pastor Peternelle gerichtet war und von diesem nach Tapnicken durch einen Boten geschickt wurde. Mary war noch sehr schwach gewesen und hatte mit der Hand gezittert, als sie ihn geschrieben hatte. Sie sprach darin ihre Sehnsucht nach ihrem Wolf aus und bat, Geduld zu haben, bis sie wieder so viel Kräfte gewonnen habe, die weite Reise nach Hause machen zu können. Aber man merkte ihrem Schreiben an, daß sie die fixe Idee, ihres Wolfs wegen haben fliehn zu müssen, noch nicht ganz verwunden hatte. Ein Brief der Frau Staatsrat lag bei. Die Frau Staatsrat bat in dringenden Ausdrücken, man möge ihrer Freundin, die sie gerade während der Pflege liebgewonnen habe, gestatten, mit ihr an die Riviera zu gehn. Sie habe einen solchen Aufenthalt zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit dringend nötig, und sie, die Frau Staatsrat, werde sich ein Vergnügen daraus machen, für alle Kosten aufzukommen.

Was wollte man machen? Man nahm den Vorschlag dankbar an und redete Frau Mary ein, daß sie ganz recht getan habe, wegzugehn, und daß sie jetzt durchaus noch fern bleiben müsse. Es war auch richtig, Marys Abwesenheit erleichterte die Lage in Tapnicken.

Ganz schön, sagte der Doktor, und mich nagelt sie hier fest.

Ach, trautestes Doktorchen, erwiderte Tantchen, Sie sind ein so guter Mensch, Sie bringen Ihrer Cousine das Opfer.

Na ja. — Er brachte also das Opfer und war froh, daß er wenigstens nicht mehr Hafer abzumessen hatte und nicht mehr Wolf zu unterrichten brauchte. Dazu hatte er sich ja den Herrn Kandidaten mitgebracht.

Wolf freilich war mit dem Herrn Kandidaten nicht sehr zufrieden. Er sei furchtbar streng, er mache ihm das Leben furchtbar schwer und lasse ihn Dinge

Digitized by Google

lernen, die furchtbar unnötig seien. — Aber Wolf, hatte Tantchen darauf gesagt, woher willst du denn wissen, was zu lernen nötig ist? — Die Vokabeln hat der Teufel erfunden, hatte Wolf geantwortet, und was der Teufel erfunden hat, brauche ich nicht zu lernen. — Dabei blieb er.

Der Herr Kandidat nahm es in der Tat mit seiner Aufgabe wie mit allem, was er unternahm, sehr ernst. Ein glänzender Gesellschafter war er nicht, vielmehr einigermaßen wortkarg. Er hatte außer seiner Theologie und seinem Unterricht wenig Interessen, aber er war ein gebildeter Mensch, und er war bibelgläubig, was der Tante von vornherein ganz besonders gefallen hatte.

Nun bot sich unerwartet die Möglichkeit, die Produkte des Gutes unter Ersparung der Kosten des Zwischenhandels direkt an den Militärfiskus zu verkaufen, und dies war für den Erfolg der Bewirtschaftung des Gutes sehr wichtig. Das Gut würde bei günstigerer Lage eine gute Rente abgeworfen haben, wenn nicht der Ertrag durch den Zwischenhandel und die Kostspieligkeit des Transports seiner Produkte vermindert worden wäre. Man hatte bisher das Gutsboot benutzt. Das wäre ja nun nicht übel gewesen, wenn man immer eine ganze Bootsladung zu verfrachten gehabt hätte; aber wegen einer halben oder viertel Ladung Boot und Bemannung über See schicken und erleben müssen, daß die Leute bei widrigem Wind eine Woche unterwegs blieben, das war denn doch ein zu teurer Spaß. Da bot sich also die Möglichkeit, das Korn über Land zu versenden, es auf der Station Peleiken zu verladen und auf der Bahn weiter zu schicken, und der Inspektor berechnete, daß bei dieser Versendung, und wenn man die Herren Juden umgehn könnte, ein merklicher Nutzen herausspringe, schon beim Korn, aber noch mehr beim Vieh, vorausgesetzt daß man einen Viehtransportwagen zur Hand habe. Freilich eine Bedingung war bei diesem Geschäft zu erfüllen, pünktliche Lieferung.

Die Wagen wurden also beladen und durch die Pempler Heide nach Peleiken geschickt.

Nach zwei Stunden waren sie wieder da. Dort, wo der Weg zwischen Moor und Bruch hindurch führte und in die Heide mündete, war er von einem metertiefen Graben durchschnitten. Noch vor wenig Tagen hatte ihn der Doktor passiert, und nun hatte es Hoheit beliebt, den Weg zu kassieren. Man hielt Rat. Tantchen konnte nicht begreifen, was das bedeuten sollte, und der Inspektor hielt die Sache für eine Dummheit der Forstarbeiter oder eine vorübergehende Maßnahme, aber der Doktor traute dem Frieden nicht, sondern vermutete einen Hieb von Hoheit, der diesesmal scharf und wohlgezielt war. Er setzte sich zu Pferde und ritt zur Grenze des Forstes, um sich von der Lage der Dinge selbst zu überzeugen.

Kaum hatte er die nächste Wegbiegung hinter sich, so begegnete er Prinzeßchen. Sie saß zu Pferde, verfolgte eine Elchspur und hatte eine abgeworfne Elchschaufel an den Sattel gebunden.

Wo wollen Sie hin, Doktor? fragte Prinzeßchen und schloß sich an.

Ich will mir die neuste Tranchee Ihres Herrn Vaters ansehen, erwiderte der Doktor.

Tranchee? fragte Eva; wie meinen Sie das?

Wir sind im Kriegszustande, Fräulein Eva, sagte der Doktor, Ihr Herr Vater und ich. Warum, weiß ich nicht, aber die Tatsache steht fest. Ich habe das preußische Schlößchen gegen den Willen von Hoheit zur Festung erhoben, und Ihr Herr Vater hat über Nacht einen Laufgraben dagegen aufgeworfen.

Das ist famos! rief Eva.

Inwiefern das famos ist, erwiderte der Doktor, kann ich bei aller Hochschätzung meiner Intelligenz nicht entdecken.

Scharf hin und her, so liebe ich es, sagte Eva lachend.

Ramborn erinnerte sich, daß er dieselben Worte einmal Schwechting gegenüber gebraucht hatte, als Hoheit diesem die Landschaft mit einem Graben durchgestrichen

Digitized by Google

hatte; es war verwunderlich, wie sich sein Geschmack inzwischen so wesentlich geändert hatte, und daß er an solchem „scharf hin und her“ gar keine Freude mehr empfand.

Sie werden sich das doch nicht gefallen lassen, Doktor, rief Eva.

Gewiß nicht, sagte der Doktor. Aber lassen Sie uns erst den Fall ansehen.

Man war bald an der Stelle. Sie stellte eine Art von Engpaß dar. Rechts lag bruchiges Land, links ein Gewässer. Noch vor dieser Stelle hatte sich der Weg in eine Anzahl von Zweigen geteilt, die regellos durch das Heidekraut liefen. Alle diese Wege waren durch einen Graben zerschnitten, der vom Bruch zum Wasser führte. Nur ein paar flüchtig zusammengefügte Stämme bildeten eine Fußgängerbrücke. Mit Wagen war nicht durchzukommen. Und die ganze Umgegend war mit den bekannten Strohwischen verziert.

Sehen Sie, Fräulein Eva, sagte der Doktor, das ist die Tranchee, die Ihr Herr Vater gegen das preußische Schlößchen aufgeworfen hat. Wenn wir sie nicht außer Tätigkeit setzen, so sind wir in übler Lage. Denn wir brauchen den Weg nach Peleiken.

Was werden Sie tun? fragte Eva.

Wir werden doch fahren müssen, erwiderte der Doktor.

Eva war nachdenklich geworden. Dann legte sie ihre Hand vertraulich auf den Arm des Doktors und sagte: Doktorchen, unterschätzen Sie Ihren Gegner nicht. Vater hat böse Mucken im Kopfe.

Der Doktor und Eva kehrten einträchtig ins Schlößchen zurück. Sie philosophierten nicht, sondern waren vergnügt und lachten — wer kann sagen, worüber? Prinzeßchen war übermütig, sprang beim Einreiten auf den Hof mit dem Pferde über ein Ferkel weg, das ihr in den Weg lief, schüttelte lachend die blonde Mähne und attackierte den Inspektor, um ihm Weisungen zu geben. Der Doktor kam in gesetzter Haltung hinterher und stieg ab.

In der Tür standen Tantchen und Wolf. — Die Eva, sagte Wolf, ist ein wildes Tier.

Erbarm dich! rief Tantchen; wie kannst du Eva ein wildes Tier nennen?

Und sie ist doch ein wildes Tier, sagte Wolf.

Was ist sie? fragte der Doktor, der herangetreten war und die letzten Worte Wolfs gehört hatte.

Ein wildes Tier, sagte Wolf.

Der Doktor war über diese respektlose Äußerung des Knaben nicht erzürnt, erinnerte sich vielmehr an einen Ausspruch Nietzsches, der die alten Germanen, ehe sie von den römischen Schleichern und Menschenverderbern gezähmt worden waren, prachtvolle blonde Bestien genannt hatte. So wie die Eva, so mochten die Töchter jener alten ungezähmten Barbaren ausgesehen haben. Eine Prachtrasse, sagte der Doktor. Ist es nicht eine Freude, ein Menschenkind wie Eva in der Vollkraft ihrer ungebrochnen Natur zu sehen?

Zu sehen, ja, Doktorchen, sagte Tantchen, aber nicht zu heiraten.

Aber wer denkt denn daran, erwiderte der Doktor. Doch hatte er, während sie in ihrer strahlenden und doch herben Jungfräulichkeit an seiner Seite ritt und in unbefangner Vertraulichkeit mit ihm scherzte, den Gedanken gehabt: wäre sie nicht ihres Vaters Tochter, diesen Falken möchtest du dir einfangen und zähmen.

Eva hatte das Kommando übernommen und schnell bewirkt, daß die Pferde wieder eingespannt wurden, und daß ein Ackerwagen mit Reisigwellen beladen wurde, die als Winterbedarf in einem Winkel des Hofes lagen. Dann setzte sich der Zug von neuem in Bewegung. Eva und der Doktor ritten voraus, und der Inspektor machte den Beschluß. Es war ein kriegerischer Zug. Der Herr Kandidat kam, um Wolf zum Unterricht abzuholen. Beide standen am Wege, als die Wagen den Hof verließen. Eva warf in übermütiger Laune eine Kußhand vom Pferde herab, die Wolf gelten konnte, aber den Herrn Kandidaten streifte. Der Herr Kandidat

Digitized by Google

errötete, doch mehr aus Unwillen als aus Herzbewegung, und grüßte ernst und abweisend.

Fräulein Eva, sagte Ramborn, als man sich dem Graben näherte, jetzt würde ich an Ihrer Stelle wegreiten.

Warum? fragte Eva. Es macht mir Vergnügen, zuzuschauen.

Aber vielleicht wünschen andre Leute, daß Sie nicht bei der Affäre sein möchten.

Andre Leute! Was gehn mich andre Leute an!

Tun Sie es mir zuliebe, sagte der Doktor.

Eva sah den Doktor mit großen Augen an und lachte, wie über etwas Komisches, dessen Sinn sie nicht recht verstand. — Fürchten Sie sich? fragte sie.

Für mich nicht, erwiderte der Doktor, aber für Sie. Eva, ich spiele mit Ihrem Vater eine Partie Existenz, die ernster ist, als Sie glauben. Es wird scharf geschossen von beiden Seiten. Da darf sich ein Unbeteiligter nicht in die Mitte stellen.

Bin ich denn unbeteiligt? rief Eva. Sie wissen doch, daß ich auf Ihrer Seite stehe.

Den Doktor freute dieses Wort. Um so weniger, sagte er, dürfen Sie ohne Not aus der Deckung treten. Der Feind ist Ihr Vater. Reiten Sie weg, ich bitte Sie.

Ich hatte mich so gefreut, antwortete Eva traurig, auch etwas dazu tun zu können, das Schlößchen zu verteidigen.

Das können Sie am besten, sagte der Doktor, wenn Sie auf die Frage: Was ist geschehen? antworten können: Ich war nicht dabei, ich weiß es nicht.

Eva schmollte und jagte davon, in den dünn bestandnen Forst hinein. Als der Wagenzug an dem Graben anlangte, sah man Eva in der Ferne auf ihrem Pferde halten und zuschauen.

Nun wurden die Reisigwellen abgeladen und in den Graben geworfen, und mit Hurra und Zinko ging es hinüber. Als die Wagen am andern Tage wieder von Peleiken zurückgekommen waren, und die Wellen wieder aufgeladen und zurückgebracht waren, hätte kein Mensch gewußt, was geschehen war, wenn nicht die Radspuren und abgebrochne Zweige auf dem Grunde des Grabens geredet hätten. Groppoff wandte sich an die richtige Quelle, als er seine Eva ins Verhör nahm. Eva war viel zu stolz, zu leugnen, und erzählte mit lachender Genugtuung, was geschehen war.

Groppoff sagte kein Wort. Desselben Tages brachte Päsch ein Strafmandat von sechs Mark. Ramborn zahlte unter Protest und richtete eine Beschwerde über die widerrechtliche Aufhebung eines öffentlichen Weges an die Forstbehörde. Die Forstbehörde hatte keine Eile. Endlich kam mit dem Regierungsdampfer ein „Geheimer Ober" von der Regierung an, vor dem der stolze Groppoff tiefe Bücklinge machte. In seiner Begleitung war ein Sekretär, der Karten aufrollte und Protokolle schrieb, und ein Forstassessor, der mit Vorliebe seine Stiefelspitzen beschaute. Diese Kommission begab sich an den Tatort zu einer Lokalbesichtigung. Groppoff bewahrte eine korrekte Haltung und gab kühle und sachliche Antworten, als gehe ihn die Sache nichts an, und Ramborn wurde als Angeklagter behandelt, der an der unbequemen Reise und dem schlechten Wetter schuld war, und der als unbekannter Mensch und Querulant überhaupt keine Existenzberechtigung hatte. Als jedoch der Forstassessor, der das Wort „Doktor" gleichsam mit Gänsefüßchen aussprach, eine Andeutung auf Leute machte, die mit dem Staatsanwalt Bekanntschaft hätten, erhielt er vom Doktor eine so scharfe Zurückweisung, daß der „Geheime Ober" schleunigst dazwischen springen mußte, um einem Zusammenstoß vorzubeugen.

Der Doktor wunderte sich über das Verhalten der Herren. Er erinnerte sich an die kühle und ablehnende Haltung, die auch Herr Pastor Peternelle gegen ihn eingenommen hatte. Es war geschehen, als der Herr Pastor von Groppoff kam. Sollte dieser Groppoff neben seinen andern schönen Eigenschaften auch die des Verleumders haben? Ein Zeichen von Größe wäre dies nun freilich nicht gewesen.

Digitized by Google

Das Ende der Verhandlung war folgendes: Die Katasterkarte von Tapnicken verzeichnete einen Weg, der durch die Flur bis an die Grenze des forstfiskalischen Besitzes führte. Die Forstkarte wies einen Weg auf, der sich von Bernauken aus als Kommunikationsweg bis Schlag 67 erstreckte. Von da ab wurde er Holzabfuhrweg, und zwischen seinem Ende und dem Tapnicker Feldwege gab es eine Strecke Heideland, worin gar kein Weg verzeichnet war. Als vor Jahrzehnten die Karte entworfen worden war, hatte man die Heide offenbar als wertloses Land angesehen, über das jeder fahren konnte, wie er wollte; nach dem neuen Jagdgesetz aber war die Heide Privateigentum des Forstfiskus geworden. Und so kam das Kuriosum zutage, daß Tapnicken zwar offne Verbindung über See, aber keinen öffentlichen Weg hatte, durch den es mit dem Festlande in Verbindung stand. Der Weg also, der ohne Erlaubnis der Forstbehörde entstanden war, konnte, wie geschehen, wieder eingezogen werden.

Aber es ist doch ein Horrendum, rief der Doktor, daß es in Preußen ein Dorf gibt, das keine öffentliche Verbindung mit dem Lande hat.

Mag sein, entgegnete der Geheime Ober kühl, aber die Forstverwaltung hat keinen Anlaß, für die Interessen von Fischerdörfern einzutreten.

Ich höre das mit Erstaunen, erwiderte Ramborn, glaube jedoch, daß der Herr Minister mehr Verständnis für die Angelegenheit hat. Man wird sich an den Herrn Minister wenden müssen.

Ich stelle anheim, sagte der Geheime Ober und machte eine Handbewegung, durch die sich der Doktor hinausgeworfen fühlte.

Inzwischen wurden die weitern Lieferungen fällig, der Graben war aber verbreitert worden, sodaß durch Reisigbündel keine Notbrücke mehr hergestellt werden konnte. Doch hatte der Inspektor eine feste Stelle gefunden, auf der der Bruch überschritten werden konnte, und hatte den Weg mit Stangen bezeichnet. Man umging also nicht ohne Gefahr für Wagen und Pferde die Sperre und lieferte in Peleiken ab. Prompt lief ein Strafmandat von zwölf Mark ein.

Jetzt rief Ramborn gerichtliche Entscheidung an, indem er geltend machte, wenn der fragliche Weg auch nicht auf der Forstkarte verzeichnet stehe, so sei er doch tatsächlich vorhanden und durch mehr als vierzigjährigen ungehinderten Gebrauch zu einem öffentlichen Wege geworden, der nicht eingezogen werden könne. Die bekannten ältesten Leute, die beschwören konnten, daß der Weg nach Bernauken seit mehr als vierzig Jahren befahren worden sei, wurden beigebracht. Wieder fand ein Lokaltermin statt, Zeugen wurden vernommen und Sachverständige gehört. Die Entscheidung lautete, es sei gerichtseitig festgestellt worden, daß der Weg von Tapnicken nach Bernauken durch mehr als vierzigjährigen ungehinderten Gebrauch im allgemeinen zu einem öffentlichen Wege geworden sei. Dies gelte jedoch nicht von dem in Frage kommenden Stücke, woselbst sich der Weg in fünf Arme teile. Da nun zwar im ganzen, aber nicht für einen einzelnen dieser fünf Arme der vierzigjährige Gebrauch festgestellt sei, so sei auch keiner dieser fünf Arme zu einem öffentlichen Wege geworden. Sie könnten demnach alle fünf ohne Rechtsverletzung verboten werden. Kläger sei also abzuweisen, und seien ihm die Prozeßkosten aufzuerlegen.

Schwechting brach, als er dieses Urteil vernahm, in ein unbändiges Gelächter aus. Hotts Donnerwetter, rief er, diesen Salomo steckt in ein Vogelbauer und schickt ihn auf die Weltausstellung! Und Staffelsteiger versuchte es, aus seiner transzendenten Welt herab zu kommen und zu begreifen, daß im Namen des Königs für Recht erkannt werden könne, worauf keine Einfalt eines einfältigen Gemüts gekommen sein würde. Aber Ramborn war zu Späßen nicht aufgelegt. Die Prozeßkosten waren gesalzen, und es handelte sich für ihn um keine Kleinigkeit. Denn wenn der Weg verloren ging, so war die Rentabilität des Gutes in Frage gestellt. Natürlich mußte gegen dieses Urteil Berufung eingelegt werden. Das gab zu dem laufenden Prozeß einen zweiten, und ein dritter gegen den Forstfiskus auf Schadenersatz, wenn sich die Verbindung mit der Militärverwaltung nicht fest-

Digitized by Google

halten ließ, stand in Aussicht. Prozesse sind an einem wirtschaftlichen Körper gleichsam offne Wunden. Wenn sie auch zuletzt heilen, so verzehren sie doch viele Kräfte, und manche Existenz ist schon an Prozessen zugrunde gegangen.

Übler als dem Doktor erging es Kondrot. Er wurde eines Tages ohne Angabe eines Grundes aufgefordert, die Forstkasse abzugeben. Ein Rechnungsbeamter kam an, der seine schärfste Brille aufgesetzt hatte und die Bücher auf Herz und Nieren prüfte; aber es stimmte alles. Kondrot hatte dieses Ende kommen sehen: aber es war für ihn doch ein harter Schlag. Er war kein reicher Mann. Er war Land- und Fischwirt, aber keiner von den großen. Er hatte sein Haus, ein wenig Acker und die mit der Herdstelle verbundne Fischereigerechtigkeit. Dagegen war sein Haus mit einem hohen Ausgedinge belastet. Der Vater und die Mutter seiner verstorbnen Frau lebten noch. Es waren uralte Leute von häßlichem und geizigem Gemüt. Sie hatten ihren Schwiegersohn, als dieser die Wirtschaft übernahm, arg übervorteilt und sich ein höheres Ausgedinge festgemacht, als der Hof tragen konnte.

Nun saßen sie in dem besten Teile des Hauses wie ein paar Eulen, zankten sich miteinander und schimpften auf den Schwiegersohn. Denn sie hatten an allem, was er ihnen an Korn, Flachs oder Fischen lieferte, auszusetzen, und wenn sich die Zahlung um eine Stunde verspätete, so waren sie giftig und drohten mit gerichtlicher Klage. Außerdem hatte Kondrot noch einen Sohn zu erhalten, der in Danzig auf der Steuermannsschule war, und der ihn viel Geld kostete. Um seinen Verpflichtungen den Alten gegenüber nachkommen zu können, hatte Kondrot die Forstkasse übernommen, aber er hatte wenig Freude davon gehabt. Wie gern gab er die Kasse zurück, wenn nur nicht die Frage entstanden wäre: Wovon nun leben? Sein Acker hätte vielleicht hingereicht, ihn selbst zu ernähren, das Ausgedinge trug er nicht. Es blieb nichts übrig, als die Fischerei wieder aufzunehmen, ein hartes Stück für einen Menschen, dessen Hände und Muskeln in langjähriger Bureauarbeit weich geworden waren.

Kondrot ging von seinem Hause aus hinab an den Hafen. Es herrschte eine empfindliche Kälte, und es wehte ein lebhafter Wind vom Meere her. Die Wellen brachten Eisschollen heran und warfen sie ans Ufer. Das Ufer fing an, sich mit einem Kranze von Eis zu schmücken. Alles Holzwerk, das vom Wasser erreicht werden konnte, war mit blankem Eise überzogen. Die Fischerflotte schwamm auf der See, kehrte eben, nachdem die Nachtarbeit vorüber war, in den Hafen zurück und rückte in breiter Linie, von dem frischen Winde getrieben, dem Strande zu. Jetzt löste sich die Linie auf, und eins nach dem andern von den schwer und plump gebauten Booten mit ihren starken Masten und den eigentümlichen Kirchturmfahnen rückte heran, die Gaffel sank nieder, die braunen geflickten Segel schlugen im Winde, und das Boot fuhr auf den Strand auf, ohne das Ufer zu erreichen. Alle Schiffe waren mit Eis überzogen, jede Planke, jedes Seil trug seine zuckrige Kruste. Auch die Fischer stellten sich als Eismänner dar. Sie hoben mit verkommnen und blutigen Fäusten die Körbe mit dem kärglichen Fange auf die Köpfe und wateten in ihren langen Wasserstiefeln schwerfällig ans Land. Der alte schwarze Kasten dort mit dem gebrochnen Wimpel war Kondrots Schiff. Er hatte es an ein paar Fischer, den Ansas Endrullis und den Jurgis Delpkeit, die für Rechnung eines andern Fischwirts arbeiteten, billig verpachtet.

Die Fischerei ist ein mühsamer und oft wenig lohnender Beruf. Kommt einmal ein großer Fang vor, so wird er verschleudert, und dann folgen lange Zeiten, wo Schmalhans Küchenmeister ist. Es gehört eine eiserne Gesundheit dazu, solche Nächte zu überstehn, wie sie der Fischfang im Winter bringt. Kondrot dachte mit Furcht an das, was ihm bevorstand. Aber nicht rückwärts. Mochte diese schwere Zeit ein Bußwerk sein, das er sich selbst auferlegte.

Endrullis und Delpkeit waren ausgestiegen und trugen ihren Korb mit Fischen ans Land. — Endrullis, sagte Kondrot, willst du nicht den Nachmittag zu mir kommen?

Digitized by Google

Nein, sagte Endrullis und stampfte grimmig weiter.

Kondrot sah ihm verwundert nach und sagte sich, daß ein Fischer, wenn er hungrig, müde und übereist an Land kommt, nicht gerade guter Laune sei. Also er ging gegen Abend, als er voraussetzen konnte, daß der Mann aufgetaut sei und ausgeschlafen habe, selbst in die Wohnung des Fischers. Da saßen sie denn steif und stumm beieinander, und des Schiffers Frau wusch Teller auf und war neugierig auf das, was kommen werde.

Endrullis, sagte Kondrot nach einigen einleitenden Allgemeinheiten, du kannst dir denken, daß ich mein Boot jetzt selbst brauche. Willst du es mir zurückgeben?

Nein.

Aber du hast es doch von mir geliehen.

Weiß ich, sagte Endrullis, aber weil wir jährliche Pacht zahlen, so gilt vierteljährliche Kündigung. Ja, so steht das im Gesetzbuche. — Wo wußte das Endrullis her?

Das ist richtig, sagte Kondrot, aber ich wollte euch ja auch das Boot nicht wegnehmen. Ihr könnt mich ja in die Kompagnie mit aufnehmen.

Nein. Wird nichts.

Ja warum denn nicht? fragte Kondrot überrascht.

Weil wir nicht so dumm sein werden, erwiderte der Fischer, uns auch betrügen zu lassen.

Und warum denn die Sache überhaupt anfangen, fügte Frau Endrullis hinzu, die Leute sagen, in acht Tagen säßest du ja doch im Zuchthause.

Kondrot war leichenblaß geworden. Die harte Rede hatte ihn getroffen wie ein Schlag ins Gesicht. Er erhob sich, ohne ein Wort zu sagen, und schlich hinaus. Mit der schnellen und grellen Erleuchtung eines Blitzes stand vor ihm die Erkenntnis, jetzt bist du aussätzig gemacht, man hält dich für einen Dieb, weil dir die Forstkasse genommen worden ist. Er stöhnte auf, es war ihm zumute, als wenn die Hand seines Feindes nach seinem Herzen langte und es erbarmungslos zusammendrückte, oder als wenn eine neue Last auf seine Schultern geworfen werde. Hatte er nicht an der alten Last schwer genug zu tragen? Wie? Hatte er denn nicht Buße getan, war ihm seine Sünde nicht vergeben worden? Ja, aber sie lag noch schwer genug auf seinem Gewissen. Und — so wunderlich ist das Menschenherz — diese neue Schuld, die dem Unschuldigen aufgelegt wurde, drückte ihn härter als die, die der Schuldige zu tragen hatte. Das Urteil der Menschen gibt uns unser eignes Bild zurück, das unsrer Selbstachtung vorgehalten wird. Ist dieses Bild falsch, so scheint es ein kleines zu sein, es abzuweisen oder zuzuhängen und zu sagen: Es geht mich nichts an, das bin ich nicht. Ja, wenn der Spiegel im eignen Herzen blank ist, wenn man seines eignen Urteils sicher ist. Ist das aber nicht der Fall, hat man auch nicht den Mut zu sagen: Maler, du hast gelogen.

Kondrot hatte den Mut nicht, er hatte auch den blanken Spiegel nicht in sich. Er setzte sich in einen Winkel seiner Stube und dachte. Er ging zu Bett, aber er schlief nicht und dachte die ganze Nacht lang; er stand müde auf und setzte sich wieder in seinen Winkel und dachte. Und Urte Beit machte ihre Arbeit, als sei nichts geschehen, und sang ihr Lied, das sie seit dreißig Jahren gesungen hatte:

Zu Fischern gehen wir,
Gehn zu Fischern,
Den Rautenkranz im Haar.

Leer ist der Strand,
Kein Schiff, kein Wimpel,
Niemand, der das Segel setzt.

Wir sitzen und warten,
Warten, bis die Raute welkt,
Bis die bunten Vögel überm Grabschild singen.

Digitized by Google

Die Weise bestand nur aus wenig Tönen, an jede Strophe schloß sich eine Kadenz an, die lustig geklungen hätte, wenn sie nicht traurig gewesen wäre. Die Urte sang dieses Lied immer, manchmal laut, manchmal leise, es war ihr zu eigen geworden wie ihr Atmen. — Was dem Wirt fehlte, wußte sie wohl, sie hatte das Gerede der Leute gut genug gehört, und es waren Schauerdinge, die man sich erzählte. Wahr mußte es sein, denn warum hätte man ihm seinen Posten genommen, und warum hätte er denn selbst sein Amt als Verkündiger niedergelegt? Und gerade darum, weil Kondrot in der Gemeinde früher für etwas Besondres gegolten hatte, wurde er jetzt von der Mißgunst in den tiefsten Schlamm gezogen. Wie ihm zu helfen sei, wußte die Urte nicht, aber sie wußte, daß sie nicht von ihm lassen, und er nicht weiter so untätig sitzen bleiben dürfe, sonst fraßen ihn die Gedanken auf, und was das zu bedeuten hatte, davon wußte sie selbst ein Lied zu singen.

Mikelis, sagte sie, zu Lichtmeß müssen für die Alten fünfzehn Scheffel Korn litauisch Maß und achtundvierzig Taler preußisch Kurant da sein. Und auch der Inrgis in Danzig braucht Geld und ein paar neue Hosen.

Wir müssen borgen, sagte Kondrot.

Nein, Mikelis, sagte die Alte, wir müssen arbeiten.

Endrullis gibt das Boot nicht heraus, antwortete Kondrot trübselig.

Das brauchen wir nicht, sagte Urte Beit, wir brauchen jetzt nur das Wintergarn, und das hängt auf dem Boden.

Ja wer wird mit mir zusammen arbeiten?

Ich, sagte Urte.

Urte, erwiderte Kondrot, ihr einen dankbaren Blick zusendend, das danke ich dir, daß du mich nicht verachtest, wo mich alle verachten. Und du weißt mehr von mir als sie alle.

Mikelis, sagte Urte, sich neben ihren Herrn setzend, das Kreuz, das von Gott kommt, das muß jeder selbst tragen, aber das Kreuz, das sich Menschen auferlegen, das muß einer mit den andern tragen.

Sela! sagte Kondrot. Er wußte zwar nicht, was das Wort bedeutete, aber er fühlte etwas besonders Andächtiges aus ihm heraus und brauchte es darum gern.

Und nun holten sie das Wintergarn vom Boden herab, das kleine Klippnetz, da das große Gezeuge für so wenig Hände zu schwer war, setzten sich daran und fingen an zu flicken, eine Arbeit, die den ungewöhnten Händen nicht schnell vonstatten ging. Auf der Straße ließ sich Kondrot nicht sehen, und viele meinten, er stecke schon im Gefängnis, und waren nicht wenig erstaunt, von Urte zu erfahren, er sitze in seiner Stube und flicke sein Netz.

Schwechting konnte ihn von seinem Fenster aus sitzen sehen. Er hatte tief genug hinter die Kulisse geschaut, daß er vermuten konnte, hinter dem sittlichen Sturme, der gegen den Mann entfacht wurde, stecke eine Teufelei Groppoffs. Der Mann tat ihm leid, und er beschloß, ihn des Abends aufzusuchen. Was auch in seinem eignen Interesse war, denn diese Klagen und öden Renommistereien Staffelsteigers früh, mittags und abends anzuhören, überstieg seine Kräfte. Als nun der verkannte Künstler wieder einmal alles in den Bann getan hatte, was nicht auf seinem Standpunkte stand, und als Schwechting einige seiner Brandraketen losgelassen hatte, die freilich in Staffelsteigers trübseligem Sumpfe verlöschten, zündete er sich seine Stummelpfeife an, steckte ein paar Äpfel, eine rare Sache in Tapnicken, ein, und ging zu Kondrot hinüber.

Auch die Urte Beit interessierte ihn. Sie hatte scharfgeschnittene und interessante Züge und erschien in dem dunkel geräucherten Zimmer bei dem roten Schein ihrer Öllampe wie ein Rembrandt oder ein Frans Hals. Er sah das mit Wohlgefallen und sagte zu sich: So etwas müßte man malen können. — Es war aber nicht bloß die äußere Erscheinung von Urte Beit, die ihn interessierte, sie stellte sich ihm als ein psychologisch interessantes Objekt dar, als ein geschlossenes

Digitized by Google

Buch mit wunderlichem Einband, das zu öffnen sich der Mühe lohnen mochte. Und dieser Kondrot! erst ein Prophet in Israel und nun ein Betrüger, den die Leute, die doch sonst nicht so feinfühlig waren, wie auf Kommando mieden. Und dabei war Kondrot ein demütiger und frommer Mensch. Wer nun etwas gelernt hätte, der hätte daraus etwas machen können, nicht mit dem Pinsel, sondern mit der Feder.

Schwechting ging also hinüber, setzte sich zu ihnen, teilte seine Äpfel aus, rauchte seine Pfeife und freundete sich mit Urte Beit an. Er nannte sie Jumfer Ursula, faßte ihr unter das Kinn wie einem jungen Mädchen und versprach ihr ein Marzipanherz vom Jahrmarkt mitzubringen. Und Urte Beit nahm den harmlosen Scherz nicht übel, es kam sogar vor, daß ein Anschein von Lachen über ihr vergrämtes und verwittertes Gesicht wetterleuchtete. Sie übersetzte Schwechting ihr Fischerlied und andre Dainos, die sie aus ihrer Jugend behalten hatte, und Schwechting, der sich dafür interessierte, schrieb sich die Lieder auf, und Kondrot mußte ihm die Bedeutung der Worte erklären.

Ein andermal kam auch Johannes Muschkeit, der bibelfeste Schulze, an, vermutlich um seinen Freund Mikelis zwischen sich und ihm zu strafen. Da saßen denn die beiden alten Freunde und Glaubensgenossen einander gegenüber, der Schulze am Tisch, die großen knorrigen Hände lagen darauf und hielten die Brille, und Kondrot saß wie ein Kranker in seinem alten, harten Lehnstuhle, das Netz auf den Knien, und grübelte. Der Schulze setzte seine Brille auf und sah sein Gegenüber mitleidig und vorwurfsvoll an und sagte: Mikelis, weißt du, daß du ein Sünder bist?

Ja, Johannes, antwortete Mikelis demütig, ich bin ein großer Sünder vor Gott und den Menschen.

Mikelis, fragte der Schulze weiter, vielleicht in der Absicht, seinem Freunde, wenn es möglich wäre, aus der Not zu helfen, wie viel hast du gestohlen?

Gestohlen? ich? rief Kondrot entsetzt, seine Hände darstreckend. Meine Hände sind rein.

Mikelis, sagte der Schulze, besinne dich. Sind deine Hände rein?

Kondrot ließ den Kopf sinken und gedachte der fünfhundertundacht Mark und fünfzig Pfennige.

Tue Buße, Mikelis, sagte der Schulze, tue Buße. Die Leute sagen, du habest die Forstkasse bestohlen.

Das lügen sie, rief Kondrot, das lügen sie! Die mich hassen, sagen zu meiner Seele: Da! da! sie soll fliegen wie ein Vogel. Sela! Ich bin ein arger Sünder und habe gebeichtet und Buße getan. Und ich will alle meine Sünden beichten, aber um das, was ich nicht getan habe, kann ich nicht Buße tun.

Der Schulze sah Kondrot mit liebevollem Vorwurf an und sagte: Tue Buße, Mikelis, tue Buße, auch für das, was du nicht getan hast. Du bist Verkündiger gewesen und weißt, daß der Apostel sagt: Ich bin mir zwar nichts bewußt, aber darin bin ich nicht gerechtfertigt.

Ich kanns nicht, rief Kondrot. Wenn ich auf den Teufel hören wollte, der mich anficht, dann möchte ich die Sünde tun, die sie mir schuld geben, damit sie mich nicht unschuldig anklagen.

Später kam auch Ramborn, dem Schwechting von seinen Abendbesuchen erzählt hatte, hinzu, und nun waren Hiob und seine Freunde Eliphas, Bildad und Zophar beisammen. Und Urte Beit konnte als Hiobs Weib gelten. Man brachte zur Sprache, was der Schulze und Kondrot unter vier Augen besprochen hatten, und erörterte das Thema: Soll man Buße tun für die Sünden, die man nicht getan hat, was der Schulze auf Grund der Heiligen Schrift behauptete, und Kondrot zwar nicht bestritt, aber für unmenschlich schwer erklärte.

Da es nun zu keiner Einigung kam, sagte Kondrot: Johannes, nimm die Schrift und lies einen Psalmen.

Wenn sie unter sich gewesen wären, so hätten sie die littauische Bibel genommen, deren Sprache ihnen süßer klang als die deutsche; mit Rücksicht aber auf

Digitized by Google

die Gäste betete man deutsch zum deutschen Gotte, und der Schulze setzte seine Brille mit den großen Gläsern auf und fing an zu lesen: „Der sechsundfünfzigste Psalm, Gebet und Trost in der Verfolgung. — Ein gülden Kleinod Davids von der stummen Taube unter den Fremden, da ihn die Philister griffen zu Gath." — Darauf machte er eine Pause und bedachte die ihm unverständlichen Worte mit mystischer Ehrfurcht. Die stumme Taube, sagte er, die stumme Taube in der Fremde! Und dabei schaute er fragend zum Doktor hin, um von ihm Aufklärung über die stumme Taube zu erhalten. Aber der Doktor schwieg; er wäre ernstlich in Verlegenheit gekommen, wenn er hätte eine Erklärung geben sollen.

Kondrot nahm das Wort und sagte bescheiden: Wenn ich meine Meinung sagen darf, die stumme Taube ist die Demut, die ihre Zunge geschweiget und ihren Mund nicht auftut wider den Herrn und seinen Gesalbten, in dem Lande, da wir Pilgrime sind. O Herr, hilf uns zur Demut und zum Stillesein, wo wir Unrecht leiden in der Fremde.

Die Urte und der Schulze nickten andächtige Zustimmung, und der Schulze fuhr fort zu lesen: „Gott sei mir gnädig, denn Menschen schnauben wider mich, täglich streiten sie und ängsten mich. Meine Feinde schnauben täglich; denn viele streiten wider mich stolziglich." Ja, Mikelis, sie schnauben, sie schnauben fürchterlich. Schnauben sie nicht täglich, Urte? Und wer ist stolzer als ein Amtshauptmann, der die Leute zu Knechten macht und heißt sie dem Teufel dienen?

Der die Brunnen vergiftet, der aussätzig macht den, der ihm nicht dienen will, fügte Kondrot hinzu.

Und dann kam die Urte und legte ihre Faust auf den Tisch und rief: Wehe denen, die die Armut der Armen fressen! Sie machen die Maschen der Netze weit und verbieten das Klappern auf dem Else.

Und die das Holz bewachen lassen, sagte der Schulze, und pfänden jede Kuh mit zehn Mark, die ein Maul voll Gras aus dem Walde holt.

Und wehe! wehe! rief die Urte, daß sie dem armen Manne die Netze wegnehmen. Fressen sie sich nicht satt? lassen sie uns nicht hungern? Die das Schild der Obrigkeit tragen, sind sie nicht des Königs schlechte Knechte? Denn das will der König nicht, daß der arme Fischer hungert.

Ja sie schnauben, sagte der Schulze, Mikelis, sie schnauben. Aber zu Ihnen spricht Gott, Ihr — Er machte eine Handbewegung, als unterdrücke er eins seiner Kraftworte. Darauf beruhigte man sich wieder und kehrte zur Schrift zurück und legte sie aus, Vers auf Vers, Text und Glosse. — So kam man zu Vers sieben: „Zähle meine Flucht, fasse meine Tränen in deinen Sack. Ohne Zweifel, du zählst sie." Der Schulze warf wieder einen Blick auf den Doktor, als erwarte er von ihm Hilfe. Aber der Doktor fühlte sich nicht veranlaßt, einzugreifen, und auch Schwechting wußte mit dem Sacke Gottes nichts anzufangen. Es trat eine Pause der Überlegung ein.

Dann sagte Kondrot: Die Tränenkrüge seiner Heiligen stehn bei Gott in Ehren. Johannes, Gottes Allwissenheit schreibt die Tränen seiner Heiligen auf seinen Denkzettel. Sie sind köstlicher als ein Hals voll Perlen.

Da fiel auch Schwechting etwas ein, ein altes Kinderlied: Du weißt, wie oft ein Kindlein weint, und was sein Kummer sei. Er sagte den Vers auf, und die andern nickten ihm andächtig zu.

Die Betrachtung des Psalmen währte eine geraume Zeit. Es mochte wohl nicht immer das Richtige sein, was man aus dem Psalm herauslas, wenigstens war die Deutung, die Kondrot von der schweigenden Taube gegeben hatte, sicher exegetisch nicht zu halten, aber man erbaute sich sichtbar. Dem Doktor jedoch war die Unterhaltung zu geistlich. Er hatte das unbehagliche Gefühl eines Menschen, der die Sprache nicht versteht, in der sich seine Umgebung unterhält, und fühlte es mit einiger Beschämung, daß er nur dadurch seine Reputation aufrecht erhalten habe, daß er philosophisch schwieg. Als nun Kondrot ein aufgeschlagnes Gesangbuch

Digitized by Google

herüber schob, und die Litauer Frommen einen Choral von siebzehn Versen anstimmten, wobei die beiden Männer in rüstig fortschreitendem Rhythmus eine Art Duett sangen, und die Urte mit ihrer zittrigen Stimme in den höchsten Lagen Verzierungen in Triolen ausführte, stieß der Doktor Schwechting an und sagte: Kommen Sie, Schwechting, beim Singen können sie uns nicht brauchen.

Sie erhoben sich also bei der nächsten Pause, wurden zur Tür geleitet und mit Worten des Dankes und der Ehrerbietung entlassen.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. Der etwas jähe Schluß des Reichstags an Stelle der erwarteten Vertagung hat hier und da überrascht. Tatsächlich aber war es hohe Zeit, dem grausamen Spiel der Beschlußunfähigkeit ein Ende zu machen. Der Erwägung auf der einen Seite, die Ergebnisse der mühevollen und langwierigen Kommissionsberatungen noch unerledigter Vorlagen zu retten, stand die staatsrechtlich vollkommen begründete und sachlich im hohen Grade gerechtfertigte Erwägung gegenüber, daß es sich vom Standpunkte des Reichsrechts und der Reichsverfassung aus nicht empfehle, den beschlußunfähigen Reichstag wie eine ewige Krankheit von einem Jahr ins andre zu schleppen und damit das Versagen der Volksvertretung auch noch zu prämiieren. Es wäre das ein Preis auf Gleichgiltigkeit, Lässigkeit und parlamentarische Verschleppungstaktik gewesen. Ehedem war die Vertagung des Reichstags vom Frühjahr zum Spätherbst eine seltne Ausnahme, neuerdings droht sie zur wohlberechneten Regel zu werden. Nicht allein, daß damit die Immunität der Abgeordneten in Permanenz erklärt und so in bezug auf Mitglieder des Reichstags geradezu eine Rechtsverweigerung eingeführt wird, weil sie für die Dauer der Sessionen den Strafgerichten unerreichbar bleiben, sondern auch für die einzelnen Parteien und damit für die Gesetzgebung selbst hat diese Verlängerung der Sessionen große Unzuträglichkeiten zur Folge. Es kann zum Beispiel eine abgelehnte Vorlage wohl in einer neuen Session, nicht aber nach einer Vertagung von neuem eingebracht werden. Eine durch zufällige, ungünstige Besetzung oder Beschlußunfähigkeit herbeigeführte Stellung des Plenums sowie der einzelnen Fraktionen kann sehr wohl in einer neuen Session, nicht aber nach einer Vertagung revidiert werden. Auch der Einwirkung der Wähler sind die Abgeordneten durch eine Vertagung viel mehr entzogen als durch den Schluß der Session, kurz es spricht eigentlich jede politische Erwägung *gegen* die Vertagung, nach der die Abgeordneten, die überhaupt noch in den Reichstag kommen, alle Stimmungen und Verstimmungen sowie das leidige, langsame Tempo der ersten Sessionshälfte wieder mitbringen, während wenigstens beim Beginn einer neuen Session schon durch die Notwendigkeit einer neuen Präsidentenwahl der parlamentarische Puls etwas voller zu schlagen pflegt. Außerdem war es wirklich hohe Zeit, daß der Bundesrat unter den Reichstagsschlendrian der letzten Monate einen kräftigen und festen Strich zog.

Die Debatte im Herrenhause über die Berggesetznovelle hat erwiesen, daß dort ein starker konservativer Kern des Widerspruchs vorhanden ist, der die Vorlage vom Standpunkte des principiis obsta beurteilt und verurteilt. Der Ministerpräsident hat in seinen beiden Reden dieser Stimmung durchaus Rechnung getragen, zugleich aber die innerlich wohl berechtigte Hoffnung auf eine Verständigung ausgesprochen. Die Reden der Herren von Manteuffel, von Burgsdorff u. a. trugen doch mehr den Charakter einer prinzipiellen Rechtsverwahrung als einer endgiltigen Ablehnung, sprachen aber immerhin die in weiten Kreisen, nicht nur des Herrenhauses oder des

Digitized by Google

Unternehmertums, bestehende Verstimmung darüber aus, daß unsre Sozialpolitik des letzten Jahrzehnts immer nur einer Erweiterung der Rechte der Arbeiter gegolten hat, ohne diesen Rechten die entsprechenden Pflichten gegen die Allgemeinheit zur Seite zu stellen. In einem wohlorganisierten Staatswesen darf es kein Recht ohne Pflicht geben. Übrigens hat kein geringerer als Graf Posadowsky das selbst anerkannt, und auch Graf Bülow trug kein Bedenken, sein Bedauern über die praktischen Konsequenzen dieses Zustandes, wie er im Krankenkassenwesen in abschreckender Weise zutage tritt, unumwunden auszusprechen. Der Mißbrauch, den die Sozialdemokratie mit der Sozialreform treibt, indem sie alle Wohltaten ohne jede Anerkennung für ihre agitatorischen Zwecke konfisziert und ausbeutet, hat begreiflicherweise die Neigung zu weitern sozialreformerischen Maßnahmen in den intelligenten und den wohlhabenden Kreisen sehr vermindert. Hoffentlich schafft der „neue Unterbau," den Graf Posadowsky in Aussicht gestellt hat, mit der „Reform der Sozialreform" zugleich die Grundlagen für einen gesunden weitern Ausbau.

Wenn die Weltgeschichte mehr Revolutionen „von oben" als „von unten" zu verzeichnen hat, so kommt das wohl daher, daß einsichtige Staatskunst die Revolution „von unten" durch Revolution „von oben" verhindert, ihr zuvorkommt und damit die Fundamente des Staatsgebäudes intakt erhält. Hätte Ludwig der Sechzehnte so gehandelt, so wäre ihm sein trauriger Ausgang und Frankreich seine Riesenkatastrophe erspart geblieben, und auch die „Berliner Märzrevolution" wäre durch ein vier Wochen früher ehrlich gegebnes und ehrlich gehaltnes königliches Patent unmöglich geworden. Die Revolution „von oben" hat weitaus in den meisten Fällen die größere sittliche Berechtigung für sich. Was übrigens das verstimmte Manteuffelsche Autogramm von 1877 anlangt, so existiert gerade aus derselben Zeit (22. Februar 1877) ein Schreiben Rankes an Bismarck, das zwischen dem Historiker und dem Manne der praktischen Politik, dem Staatsmanne, scharf unterscheidend, dem Historiker Glück dazu wünscht, den Staatsmann erlebt zu haben (Bismarck-Jahrbuch II, 256).

Die fröhliche Festwoche Deutschlands steht zu dem Trauerspiel in Ostasien nicht nur in einem äußerlich bemerkenswerten Gegensatz. Nicht nur daß bei dieser Familienfeier des deutschen Kaiserhauses fast alle zivilisierten Nationen der Erde vertreten sind, und daß sie bei allen deutschen Stämmen einen freudigen Widerhall findet — sie gewährte gegenüber den zersetzenden Strömungen, die durch die Welt gehn, ein hervorragendes Zeugnis für die Stärke der patriotischen und der sittlichen Kräfte, die nach wie vor im deutschen Volke lebendig sind und bei diesem schönen Anlaß vor der gesamten Kulturwelt in voller Ursprünglichkeit hervortreten. Mehr noch als von den stürmisch-herzlichen Huldigungen, die der holden Braut zuteil wurden, gilt dies von dem Enthusiasmus, mit dem der an der Spitze seiner Kompagnie einherreitende Kronprinz von den Tausenden und Abertausenden begrüßt wurde, die Straßen, Tribünen und Fenster füllten und sogar die Dächer dicht besetzt hielten. Frohen Herzens und doch tief bewegt winkte der Kronprinz seinen Degengruß auch zu den Dächern hinauf, ein hoffnungsreiches, verheißungsvolles Bild, das den jungen Bräutigam wohl bis in seine fernsten Lebenstage nicht verlassen wird. Möge es allezeit für gute und böse Tage ein getreuer Spiegel der Zukunft unsers Landes und Volkes bleiben!

Die Ansicht eines Teils der Presse, daß der Untergang der russischen Flotte den Friedensschluß unvermeidlich nach sich ziehn müsse, weil diese Flotte der letzte Trumpf in der Hand Rußlands gewesen sei, scheint sich nicht zu bewahrheiten. Sicherlich haben weder die Japaner auf einen so bedeutenden Erfolg gerechnet, noch haben die Russen eine solche Niederlage auch nur für möglich gehalten, die vorzügliche Führung der Flotte bis kurz vor der Entscheidung schien in der Tat vielen Hoffnungen Recht zu geben. Welcher Art auch immer die Ursachen der Niederlage sein mögen, ihr letzter Grund wird immer die mangelhafte Ausbildung von Offizieren und Mannschaften gewesen sein, die sich während der mehrmonatigen

Digitized by Google

Reise nicht nachholen ließ. Es ist dies eine eindringliche Lehre, den Flotten aller Länder gepredigt: je erlesener die Besatzungen und das Material sein werden, um so sicherer wird am Tage der Entscheidung der Erfolg sein. Dieser Rücksicht sollte jede andre, auch die Frage der Dienstzeit auf der Flotte, untergeordnet werden. Der tausendfältige und so leicht verwundbare Mechanismus des modernen Kriegsschiffes fordert ein inniges Verwachsen von Offizieren und Mannschaften mit dem Schiff, seiner Waffenkraft und seiner Bewegungskraft. Wo das fehlt, wird der Sieg fehlen, und mit unsrer kurzen Dienstzeit ist das schwer zu erreichen.

Der russisch-japanische Krieg zeichnet sich vor andern weltgeschichtlichen Ereignissen dieser Art sowohl durch die außerordentlichen Anstrengungen aus, die er erheischt, und durch die Opfer, die er verschlingt, als auch durch die Unmöglichkeit für jeden der beiden streitenden Teile, allein den andern zum Frieden zu zwingen. Nach dem Verluste seiner Flotte kann Rußland vorläufig nicht daran denken, Japan die Bedingungen des Friedens vorzuschreiben, auch wenn sich das Waffenglück in der Mandschurei den russischen Fahnen in einer Weise zuwenden sollte, die heute kaum noch zu erwarten ist. Vollends da den Japanern in der revolutionären Bewegung im Innern Rußlands ein Verbündeter erwachsen ist, auf den sie, als sie den Krieg begannen, schwerlich gerechnet hatten. Dieser unerwartete Verbündete hemmt die russische Mobilmachung und fesselt bedeutende Kräfte, gerade die besten russischen Armeekorps, an die heimatlichen Garnisonen. Soweit der russische Staatswille in der persönlichen Entschließung des Zaren zum Ausdruck kommt, ist an einen Friedensschluß, zumal bei den Forderungen, die Japan zu stellen gewillt scheint, zunächst nicht zu denken. Rußland kann mit seinen schier unerschöpflichen Hilfsmitteln den Verlauf der Dinge abwarten. Es kann hinter der jetzigen mandschurischen Feldarmee eine neue große Armee formieren, auf die ein über Charbin hinaus siegreich vordringendes japanisches Heer stoßen würde, es kann auf keinerlei Weise in die Lage kommen, japanische Friedensbedingungen annehmen zu müssen, soweit und solange sich keine andre Macht die japanischen Forderungen aneignet, oder die revolutionäre Bewegung in Rußland selbst überhand nimmt. Daß Deutschland der russischen Regierung keinerlei Ratschläge erteilen wird, am allerwenigsten solche, die auf eine Unterwerfung unter die Friedensbedingungen des Siegers hinauslaufen, ist selbstverständlich. Deutschland würde sich auch keiner wie immer gearteten internationalen Intervention anschließen, die nicht im Wunsche Rußlands läge. Was die andern nächstinteressierten Großmächte anbetrifft, so ist es durchaus begreiflich, daß Frankreich das Ende eines Krieges herbeiwünscht, der die Kräfte seines Verbündeten für Ziele in Anspruch nimmt und aufreibt, die außerhalb des europäischen Interessenkreises Frankreichs liegen, um dessentwillen allein Frankreich das Bündnis Rußlands gesucht hat. Dazu kommt, daß die unermeßlichen Geldopfer, die der Krieg dem russischen Reiche auferlegt, den Besitz an russischen Anleihen in französischen Händen gerade nicht wertvoller machen, und daß eine unabsehbare Verlängerung des Krieges Frankreich doch wohl oder übel in die Lage bringen könnte, gelegentlich bestimmter Stellung nehmen zu müssen.

Um einer Isolierung zu entgehn oder um vor einem Konflikt mit England während der jetzigen Lage Rußlands gesichert zu sein, hat sich Frankreich England, dem Verbündeten Japans, genähert. Seine Position ist dadurch nicht bequemer geworden, sofern es Rußland die Treue halten will. Hierzu treten die unberechenbaren Wirkungen des Krieges auf China, die Notwendigkeit für Frankreich, seine Stellung in Indo-China zu verstärken, sich weder von Rußland noch von England zu trennen, auch nicht in einen Gegensatz zu Japan zu geraten. Kurzum die Situation bedeutet für die französische Politik ein Steuern auf einem sehr klippenreichen Meere, eine Aufgabe, die auch für einen genialern Staatsmann als Herrn Delcassé schwer genug sein würde.

Viel geringer ist das Bedürfnis Englands, einen Krieg beendigt zu sehen, wo Japan Englands Schlachten schlägt, ohne daß dieses sich einen Finger naß zu

Digitized by Google

machen braucht. Je gründlicher Rußlands Niederlage ist, desto vorteilhafter ist es für England, und je mehr die Siege den Sieger erschöpfen, desto mehr an Gewicht gewinnt der „Verbündete" des Siegers, der tertius gaudens. Was die Zukunft anlangt, von der man sagen könnte, daß sie auch für Großbritanniens Stellung in Ostasien manche Schwierigkeiten im Schoße berge, so ist man sich ohne Zweifel auch in London darüber klar, die eifrige Betonung der Erneuerung des Bündnisses mit Japan, der wir in ministeriellen und parlamentarischen Kundgebungen der jüngsten Zeit ebenso wie in der englischen Presse begegnet sind, erinnert doch lebhaft an das Sprichwort: Es ist nicht alles Gold, was glänzt. Man wünscht in England das Bündnis mit Japan noch enger und fester zu machen. Aber das Japan, mit dem diese Erneuerung zu verhandeln ist, ist nicht mehr das vom 30. Januar 1902. Es ist eine siegreiche Großmacht geworden, siegreich nicht nur über China, sondern über die dem Umfange nach größte Militärmacht Europas, und wenngleich Japan diese Erfolge zum Teil auch dem Bündnis mit England verdankt, so wird es doch in die Fortsetzung dieses Bündnisses mit einem stark gehobnen Gefühl der Ebenbürtigkeit eintreten. Von japanischer Seite ist deutlich genug ausgesprochen worden, daß Japan in Zukunft die Hegemonie in Ostasien beanspruche. Diese Hegemonie stand ehedem bei England. Seit dem Vordringen der russischen Macht und seit der internationalen Expedition nach China war diese britische Hegemonie stark bestritten, sie durch das japanische Bündnis zurückzugewinnen, dürfte fortan nicht mehr möglich sein. Ein intimes Verhältnis zu Japan kann für England nur die Wirkung haben, daß ihm an Einfluß und Stellung in Ostasien erhalten bleibt, was es gegenwärtig hat, und daß zugleich Japan dadurch verhindert wird, in eine zu enge Intimität zu Amerika zu treten.

Der Anspruch Amerikas, die Monroedoktrin bis auf das asiatische Ufer des Stillen Ozeans auszudehnen, Amerikas Stellung auf Hawai und den Philippinen, sind andrerseits für Japan ernste Mahnungen, sich nach einem Bündnis umzutun, das diesem amerikanischen Anspruch gegenüber ausreichend und stark genug wäre. Dieses Bündnis kann nach Lage der Verhältnisse nur das mit England sein, und in dieser Sorge Japans liegt für Großbritannien ein hinreichendes Gegengewicht gegenüber der japanischen Erstarkung. Amerika hat sich beeilt, der russischen Regierung seine guten Dienste anzubieten. Amerika wünscht den Krieg beendet zu sehen, nicht etwa aus Menschlichkeitsgründen, sondern in Anbetracht der mit seinen Erfolgen und durch diese wachsenden Bedeutung Japans. Eine Verdrängung Rußlands aus Ostasien liegt also nicht im Interesse der Vereinigten Staaten, denen in Japan ein viel unbequemeres Element der Macht und Stärke, gehoben durch kriegerische Erfolge allerersten Ranges, gegenübertritt. Aus dieser Stellung der Mächte zueinander ergibt sich deutlich, wie außerordentlich sich der Interessenkreis für sie alle erweitert hat, und daß er tatsächlich den Erdball umspannt.

Wenn die Vereinigten Staaten dabei fortgesetzt durch den Mund ihres Präsidenten die Notwendigkeit der Schaffung einer starken Flotte betonen, so weisen sie damit nur auf das Machtmittel hin, auf das sich eine solche den Erdkreis umspannende Interessenpolitik stützen muß. Nimmt man hinzu, daß Rußland mit großer Beschleunigung an die Schaffung einer neuen Flotte hinantreten wird, und daß Japan ebenso an der Vergrößerung der seinigen mit allen Mitteln arbeiten wird, zumal nach dem Friedensschlusse, so muß diese maritime Tätigkeit dreier Seemächte auf alle andern eine Rückwirkung haben. Italiens neues Flottenprogramm ist schon bekannt, England und Frankreich sind in unausgesetzter, England dabei in ziemlich lautloser Arbeit — Deutschland wird sich diesen Konsequenzen der Weltlage nicht entziehn dürfen. Von hier aus muß auch die Verabschiedung des Vertrags mit Bremen durch den preußischen Landtag mit Befriedigung begrüßt werden. Es entsteht uns dadurch ein neuer großer Hafen an der Nordsee, dessen dereinstige reiche Hilfsmittel auch unsrer Flotte in mehrfacher Hinsicht zustatten kommen werden. Regieren heißt: voraussehen. *s*

Digitized by Google

Die Katastrophe von Tsuschima. Am 27. und 28. Mai ist die lang erwartete Entscheidung zur See in der Koreastraße gefallen; die beiden russischen Geschwader, die mit so großer Anstrengung ausgerüstet und mit so viel Umsicht und Energie von ihren Admiralen Roschdjestwenskij und Njebogatow um die halbe Erde herum allen Schwierigkeiten zum Trotz bis nach Ostasien geführt worden waren, sind bei dem Versuche, nach Wladiwostok durchzubrechen, der überlegnen Schnelligkeit, Artilleriestärke und Taktik der Japaner erlegen, ja bis zur Vernichtung geschlagen worden; von den Linienschiffen ist keins entkommen, von den Kreuzern nur der eine oder der andre. Es gibt keine russische Seemacht mehr im Großen Ozean, es gibt überhaupt kaum noch eine russische Kriegsflotte. Es ist ein Sieg von weltgeschichtlicher Bedeutung, die größte Seeschlacht seit der von Trafalgar am 21. Oktober 1805, und der siegreiche japanische Admiral Togo gehört in eine Reihe mit Seehelden wie Nelson und Tegetthoff. Aber die Tragweite von Tsuschima ist weit größer als die von Trafalgar. Diese Schlacht an der spanischen Küste stellte allerdings die englische Vorherrschaft zur See überhaupt fest, doch auf den Gang und den Erfolg des gleichzeitigen Landkrieges übte sie kaum einen Einfluß; der Seesieg in der Koreastraße begründet die Herrschaft Japans nur in den ostasiatischen Gewässern, doch er entscheidet auch den Landkrieg. Jede Aussicht auf die Überwältigung Japans ist für die Russen jetzt verschwunden; das höchste, was sie noch erreichen können, ist ein Landsieg, der ihre Waffenehre wiederherstellt und ihnen einen ehrenvollen Frieden ermöglicht, aber auch für einen solchen Sieg haben sie nach den bisherigen Erfahrungen und unter der Depression, unter der nach so vielen Niederlagen und so ungeheuern Menschenverlusten auch so tapfre und ausdauernde Truppen wie die russischen leiden müssen, nur noch wenig Chancen. So wird der Ruf nach Frieden in Rußland immer lauter erschallen. Zugleich hat der zarische Absolutismus einen letzten schweren Stoß erlitten; der Übergang zu irgendeiner Form des Verfassungsstaats scheint nunmehr unvermeidlich geworden zu sein, und wie sich in diesen Formen die russischen Verhältnisse entwickeln werden, das kann kein Mensch heute voraussagen. Es ist möglich, daß Rußland durch die furchtbaren Opfer und die Niederlagen dieses Krieges wie durch innere Wirren auf längere Zeit hinaus gelähmt wird, daß es, wie nach dem Krimkriege, verhindert ist, eine kräftige, aktive auswärtige Politik zu führen, daß es wie damals eine Reihe von Jahren braucht, sich zu sammeln.

Der eigentliche Sieger im Krimkriege war England, weil er die russische Flotte im Schwarzen Meere vernichtete, dieses neutralisierte und dadurch der russischen Politik gegenüber der Türkei einen Riegel vorschob. Auch von dem Siege bei Tsuschima hat es neben Japan den größten Vorteil; Rußland hat im fernsten Osten die Frucht der Arbeit langer Jahre verloren, es ist vorläufig aus der Reihe der Seemächte gestrichen, eines der Gegengewichte gegen die Übermacht Englands zur See ist damit beseitigt worden, und zu dem gefürchteten Vormarsch auf Indien wird den Russen für die nächste Zeit die Kraft wie die Neigung fehlen. Aber die Freude der Engländer über Tsuschima muß gedämpft werden durch die Erwägung, daß da im fernen Osten eine zu See und Land gleich furchtbare Großmacht entstanden ist, die ihre eignen, der englischen Politik nicht immer bequemen Wege einschlagen wird, und daß diese Großmacht eine asiatische ist. Kein Krieg des neunzehnten Jahrhunderts hat deshalb die Wichtigkeit dieses ostasiatischen. Denn es ist doch sonnenklar: bei Tsuschima ist nicht nur Rußland geschlagen worden, sondern mit ihm die ganze weiße Rasse; das ohnehin starke Selbstgefühl der Japaner muß sich mächtig steigern: sie werden ihren Anteil fordern an der Herrschaft über den Großen Ozean, vor der Spitze ihres Schwertes liegen die Philippinen und Hinterindien, und dabei sind sie die Nebenbuhler vor allem Englands und der amerikanischen Union. Über diese Gegensätze helfen keine Verträge hinweg. Die Japaner werden allerdings wohl zu klug sein, das Mißtrauen der an Ostasien beteiligten Mächte sobald nicht herauszufordern, und deshalb sind auch die Befürchtungen für unser

Digitized by Google

Kiautschou, die hier und da auftauchen, sicher gegenstandslos, denn dieser deutsche Besitz ist ihnen politisch nicht nur ungefährlich, sondern muß ihnen geradezu erwünscht sein; werden sie doch sicherlich für die Integrität Chinas eintreten, und diese ist eine Forderung auch der deutschen Politik. Daß Japan bemüht ist, zu Deutschland, dessen Offizieren es die treffliche Schulung seiner Armee verdankt, im besten Verhältnis zu bleiben, das zeigt ja auch die verbindliche Sendung des Prinzen Arisugawa zur Hochzeit des Kronprinzen, sicher eine ungewöhnliche Sendung, an die noch vor zwanzig Jahren kein Mensch gedacht hätte. Denn was galt damals Deutschland unter den Welt- und Seemächten, und was bedeutete damals Japan?

Zur Lösung der Krisis im Flottenverein. In die Stille, aus der der Einsender dieser Zeilen mit der wärmsten Teilnahme die Arbeit und die Schicksale des Flottenvereins als einer der wichtigsten Erscheinungen unsers nationalen Lebens verfolgt, drang in den letzten Wochen mißtönend der durch die Krisis im Flottenverein erregte Lärm der Presse. Die Grenzboten arbeiten schon lange an der Größe des Vaterlands, sie arbeiten auch schon länger als der Flottenverein an der Verbreitung des Flottengedankens. Ein paar ruhige Worte zur Ergänzung der trefflichen Äußerungen im 21. Hefte (Reichsspiegel) finden, an dieser Stätte gesprochen, vielleicht Gehör und Beherzigung. Dem, der ruhig, nicht gleichgiltig die Krisis im Flottenverein verfolgte, erschien der Vorgang harmlos, der Gegensatz, der sich zwischen zwei großen Gruppen innerhalb des Vereins ausgebildet hatte, konnte ohne Leidenschaft und ohne Lärm, auch ohne die auffallende Amtsniederlegung ausgeglichen werden, in dem Wunsche, dem Vaterlande zu dienen, liegt eine einigende Kraft, und diese Kraft hat sich inzwischen ja auch wieder bewährt. In der Hauptversammlung zu Stuttgart hat man sich auf ein maßvolles Programm geeinigt. Die Mahnung zur Besonnenheit, die dort von dem ersten Vizepräsidenten des Vereins, Freiherrn von Würtzburg, von dem Nestor des Vereins, Reichsgerichtsrat Stellmacher, und von dem Grafen zu Eulenburg-Prassen ausgesprochen wurde, fand offne Herzen. Das Verdienst der beiden ausgeschiednen Mitglieder des Präsidiums wurde nach Gebühr gewürdigt, und ihre Kraft wird dem Vereine wohl erhalten bleiben. Die Unabhängigkeit des Vereins, an der nur Witzblätter und Feinde des Flottengedankens zweifeln, wurde unter dem Eindrucke des kaiserlichen Telegramms stark, für das Gefühl des Einsenders dieser Zeilen zu stark, betont.

Aber ein ungelöster Rest der Verstimmung bleibt. In dem Preßlärm traten zu viele Anzeichen einer andern Krisis hervor: der monarchische Gedanke ist in weiten Kreisen des deutschen Volkes geschwächt, auch in solchen, die sich national nennen.

„Das Telegramm des Kaisers hat erst die Krisis hervorgerufen." — Ja, war denn dieses Telegramm für die Öffentlichkeit bestimmt? Fällt nicht die Schuld an der Krisis auf die Stellen oder die Personen, die die Veröffentlichung des Telegramms veranlaßt oder nicht verhindert haben? Daß der Kaiser überhaupt seine Meinung und seinen Willen ausgesprochen hat, wird ihm übel genommen. Und daß er im Ärger über die Bemängelung der von ihm geschaffnen Flotte an seine Kommandogewalt erinnert, wird ihm in der neuen Wochenschrift „Europa" als „verfassungsrechtlicher Irrtum" vorgehalten. Maßgebender als die Ansicht der Wochenschrift ist wohl das Urteil, das Laband in seinem Staatsrecht des Deutschen Reichs (3. Auflage, 2. Band, S. 590) über die Kommandogewalt des Kaisers auf dem Gebiete der Kriegsmarine fällt. Laband sagt: „Über die Organisation und Zusammensetzung der Kriegsmarine fehlen gesetzliche Vorschriften gänzlich; die Bestimmung darüber steht nach Artikel 53 der Reichsverfassung ausschließlich dem Kaiser zu, der dabei lediglich hinsichtlich der Dienstpflicht an die im Wehrgesetz und hinsichtlich der finanziellen Mittel an die in dem Reichshaushaltsetatsgesetz gezogenen Schranken gebunden ist. Das (den Kaiser auf dem Gebiete des Heerwesens beschränkende) Reichsmilitärgesetz findet auf die Marine keine Anwendung."

Digitized by Google

Aber sehen wir ganz von der staatsrechtlichen Grundlage des Kaiserlichen Telegramms ab. Gibt es in Deutschland einen Mann, der die Notwendigkeit, Deutschland zur See mächtig zu machen, früher erkannt hat, der den Wunsch, die Zukunft des Vaterlands auch durch eine starke Seemacht zu sichern, heißer empfindet und den Gedanken tatkräftiger und sachkundiger zur Tatsache zu machen sucht als der Kaiser? Wer hat das Wort gesprochen: „Bitter not ist uns eine starke deutsche Flotte"?

Und wer sucht unermüdlich dieser Not abzuhelfen? Unser Kaiser! Der Kaiser, dem das deutsche Volk nicht nur seine Flotte, sondern viel andres, darunter die Kleinigkeit von siebzehn Friedensjahren, zu danken hat, aber nicht dankt. Wer in dieser Sache der Leitung des Kaisers folgt, verzichtet nicht auf seine Unabhängigkeit. Es hätte auch dem Flottenverein wohl angestanden, wenn er einem berechtigten Wunsche seines Kaisers gegenüber seine Unabhängigkeit etwas weniger laut betont hätte, als dies in Stuttgart geschehen zu sein scheint.

Zum konfessionellen Frieden. Der süddeutsche evangelische Geistliche im 19. Heft erwähnt die Bestrebungen des Breslauer Kanonikus Dr. Soltmann und nennt sie utopisch. Ein andres Unternehmen eines schlesischen Katholiken hat nichts Utopisches an sich. Wir meinen die Zeitschrift: Friedensblätter. Monatsschrift zur Pflege des religiösen Lebens und Friedens. Unter dem hohen Protektorate Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Prinzessin Maria de la Paz. Begründet von Julie von Massow. Herausgeber: Bernhard Strehler, Präfekt des fürstbischöflichen Knabenseminars in Neiße. Erscheint im Verlage von Göbel und Scherer in Würzburg. Das Programm der Zeitschrift lautet: „Wir leben im Zeitalter der Aufklärung. Auf allen Gebieten verschwinden alte Vorurteile und machen besserer Erkenntnis Platz. Nur in religiösen Dingen wuchern Unwissenheit, Vorurteile, Mißverständnisse üppig weiter. Hierin einen Wandel zum Bessern anbahnen, Aufklärung bringen hüben und drüben, das ganze christliche, katholische Ideal des Glaubens und Liebens, besonders in seinen Grundwahrheiten, zentralen Andachten und wesentlichen Übungen, ohne verletzende Polemik darstellen und so wahres religiöses Leben pflegen, das wollen wir. Die Spaltung im Glauben hat auch die Herzen auseinandergerissen. Es gibt weite Kreise, die auf die Gläubigen eines andern Bekenntnisses mit Geringschätzung und Abneigung herabblicken. Es gibt Blätter und Bestrebungen, die kein andres Ziel zu haben scheinen, als Feindseligkeit unter den Christen zu säen und die Erbitterung zu steigern. Demgegenüber die christliche, aufrichtige Liebe gegen die Person des andersgläubigen Nächsten pflegen und fördern, das wollen wir. Wir wollen nicht durch Überredung zu einer äußern Konversion drängen. Wenn Gott eine Seele zur vollen Wahrheit führt, sei Ihm Dank dafür gesagt. Wir aber halten es für unangebracht, in ein solches Werk der Gnade unberufen einzugreifen. Unsre Aufgabe ist umfassender. Daß die Frage der Wiedervereinigung nie mehr zur Ruhe komme, sondern immer weitere Kreise interessiere, daß immer mehr Christen — hüben und drüben — nach dem Vorbilde Jesu (Joh. 17) beten: Ut omnes unum sint, und daß so eine entferntere Vorbereitung geschaffen werde für das große Werk der Wiedervereinigung, welches Gottes Gnade allein vollbringen kann, das ist es, was wir wollen."

Das ist ja nun nicht unser Standpunkt. Wir geben nicht zu, daß die römisch-katholische Kirche, und sie allein, die volle Wahrheit habe, und daß die Wiedervereinigung der Protestanten mit ihr das Ziel sei, dem wir zuzustreben hätten. Aber mehr, als die Zeitschrift sich vornimmt, ist vorderhand von katholischer Seite weder zu erwarten noch zu verlangen. Um die Art und Weise, wie sie ihr Programm durchführt, einigermaßen zu charakterisieren, erwähnen wir drei Beiträge. Im Aprilheft erörtert Josef Hermann das Wesen der Toleranz nach einer Programmarbeit von K. Martin. Er findet mit diesem, daß Nathan der Weise gar

Digitized by Google

kein Toleranzdrama ist. Die drei Hauptpersonen, deren Handeln ja nicht von ihrer zufälligen Religion, sondern von ihrer Humanität bestimmt wird, sind Gesinnungsgenossen, und keiner der drei hat am andern etwas zu tolerieren. Sie sehen nur über die ihnen gleichgiltigen Äußerlichkeiten der Bekenntnisse hinweg, denen sie durch ihre Geburt zufällig angehören. Wenn man das schon Toleranz nennt, so ist es eine sittlich geringwertige Leistung: „Nur wo der Gegensatz empfunden wird, wo ein Abgrund klafft zwischen Weltanschauung und Weltanschauung, da hat das Dulden den Charakter einer sittlichen Anstrengung und Kraftleistung, nur da ist wirkliche Toleranz." Diese hat nun, wie im folgenden ausgeführt wird, das Vorurteil zu überwinden, daß die Angehörigen der andern Konfession schlechte Charaktere oder geringere Menschen seien, hat die Person von der Sache zu trennen und die ehrenwerte Person anzuerkennen, wo immer sie eine solche findet. Wir gehn freilich weiter und fordern, daß auch die ideelle und die geschichtliche Berechtigung der Sache anerkannt werde, würden aber schon zufrieden sein, wenn die Toleranz im Sinne von Hermann und Martin zur Herrschaft gelangte. Das Maiheft gibt unter der Überschrift: Wahrheitssinn, die Klage des Melchior Canus, eines spanischen Theologen des sechzehnten Jahrhunderts, wieder über die in die Kirche eingedrungnen Fabeln und über die beschämende Tatsache, daß die heidnischen Schriftsteller des klassischen Altertums im Durchschnitt wahrheitliebender und zuverlässiger gewesen sind als die christlichen. In demselben Hefte wird eine Schrift über das Fegefeuer, die beweisen will, daß im Reinigungsort ein wirkliches Feuer brennt, als eine unerfreuliche Erscheinung bezeichnet. Die Friedensblätter werden ohne Zweifel wohltätig wirken. Wir wünschen, daß sie unter den Katholiken weitere Verbreitung finden als etwa der berüchtigte Pelikan und ähnliche Ausgeburten des Aberglaubens und des Fanatismus, und daß sie von protestantischer Seite aufgemuntert werden.

C. J.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Odol-Ode!

Ich will ein Lied zu deinem Preise singen,
Und tönend soll es in die Weite klingen,
Odol!

Dem edlen Sänger frischen Mund verleihst du,
In Glanz und Reinheit Zahn und Gaumen weihst du,
Odol!

Auch Lipp' und Zunge spüren deinen Segen,
Von deinem Naß gestärkt zu freier'm Regen,
Odol!

Dem Atem gibst du keuschen Duft der Blume ...
Was soll ich sagen noch zu deinem Ruhme,
Odol!

O mögst du jedem Menschenmund auf Erden
Ein Quell der Frische und Gesundheit werden,
Odol!

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

64. Jahrgang
Nr. 24
Ausgegeben am 15. Juni 1905

Inhalt:

	Seite
Aus König Wilhelms ersten Jahren. Von Otto Kaemmel	569
Afghanistan. Schilderungen und Skizzen von Franz Nordon	575
Ist das Reichwerden leichter geworden? Von Otto Freiherrn von Boenigk in Halberstadt	583
Das Graddenkmal des Komturs	595
Der Reichskanzler	597
Meißen. Von Otto Eduard Schmidt	604
Herrenmenschen. Roman von Fritz Anders. (Fortsetzung)	614
Maßgebliches u. Unmaßgebliches: Reichsspiegel — Lassalle — Zur Geschichte der süddeutschen Mairevolution	623

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

H. W. Schöttler,

Cigarrenfabrik.

Lager: **Leipzig**, Weststr. 31/33. Lager: **Hamburg**, Vorsetzen 49.

Nach solchen Plätzen, wo keine Niederlage meiner Fabrikate besteht, erfolgt der Versand direkt ab Fabrik. Hauptpreisliste gratis und franko.

La Carma, verpackt in Kisten von 50 Stück Preis per Mille 100 Mk.

Sehr beliebte, elegante Cigarre, schöne saftige aber durchaus leichte Qualität.

Von 20 Mark an portofreie Zusendung.

Vergleichen Sie

alle Angebote in Herrenkleiderstoffen in Bezug auf Auswahl, Qualität und Preis, dann kaufen Sie bestimmt bei

Christian Günther,

Leipzig-Plagwitz.

Postfach No. 14.

Bekanntestes Tuch-Versandgeschäft.

Die Kaiser-Neuheiten sind eingetroffen.
Fordern Sie mit 5 Pfg.-Karte kostenlose Zusendung von Mustern.

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Cie. Radebeul-Dresden

Aus König Wilhelms ersten Jahren

Von Otto Kaemmel

Bis heute wird das Urteil über die Persönlichkeit und die Wirksamkeit Kaiser Wilhelms des Ersten noch im wesentlichen von der Auffassung bestimmt, die Bismarck in zahlreichen Erzählungen und zuletzt noch in den „Gedanken und Erinnerungen" vertreten hat. Danach hat man den Eindruck, als ob der Monarch zu allen bedeutenden Handlungen seiner Regierung seit 1862 von Bismarck habe angetrieben und andrerseits von unzweckmäßigen oder nachteiligen Entschlüssen habe zurückgehalten werden müssen, weil er eben beständig auch von entgegenstehenden Einflüssen bestimmt worden sei, die Bismarck als unberechtigt und verderblich habe bekämpfen müssen. Dieses Urteil ist von Bismarcks Standpunkt aus ganz begreiflich, denn er stand im fortwährenden Kampfe. Aber auch Erich Marcks, der der Eigentümlichkeit und der Bedeutung Wilhelms in allen Beziehungen gerecht zu werden bestrebt ist, findet, daß er mit dem Eintritt Bismarcks in die Leitung der Geschäfte „aus der Stelle des Handelnden um einen Schritt zurückgetreten sei, daß er sein Größtes bis dahin geleistet" habe, daß also der Höhepunkt seiner persönlichen Wirksamkeit nicht in die Zeit der Reichsgründung falle, daß an dieser sein Anteil der geringere sei. Ob das historisch richtig ist? Wilhelm ist doch zu allen Zeiten immer der Mittelpunkt aller Geschäfte geblieben; in seinen Händen allein liefen alle Fäden zusammen, er hielt alle seine Mitarbeiter, auch die größten, streng in den Grenzen ihrer Ressorts und duldete bei keinem eine Überschreitung. Er wußte wohl, warum er auch in Versailles während des Kriegswinters 1870/71 daran festhielt, denn er war sich bewußt, daß die Ausgleichung der Gegensätze zwischen seinen Beratern in seiner Hand liege. Und darüber hinaus wäre es doch ungerecht und unhistorisch, zu vergessen, daß das Reich eben nicht nur durch die Staatskunst Bismarcks, sondern ebenso gut durch die Kriegstaten des Heeres gegründet worden ist, die beide immer einander voraussetzten, und daß Wilhelm der Erste der Schöpfer und der Führer dieses Heeres gewesen ist.

Jedem, der allmählich zu einem wirklich unbefangnen und richtigen Urteil über Wilhelms des Ersten Bedeutung gelangen will, muß deshalb alles will-

Digitized by Google

kommen sein, was ihn uns persönlich näher bringt. Dazu gehört für die Anfänge seiner Regierung nicht zum wenigsten der zweite soeben erschienene Band der Aufzeichnungen des Prinzen Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen, dem der erste schon 1897 vorausgegangen ist (vgl. Grenzboten 1898, I, S. 339 f.).*) Denn Hohenlohe hat zu König Wilhelm wie zu seinem Vorgänger als Flügeladjutant jahrelang im nächsten dienstlichen und persönlichen Verhältnis gestanden, zu Friedrich Wilhelm dem Vierten von 1856 bis 1861, zu seinem Nachfolger von 1861 bis 1864; er war also sehr wohl in der Lage, als ein hochgebildeter Militär von altem Adel das Wesen beider Herrscher aufs genaueste kennen zu lernen. Die erste größere Hälfte des jetzt vorliegenden zweiten Bandes stellt seine Erlebnisse unter Friedrich Wilhelm und mit ebenso warmer innerer Teilnahme wie mit der genauesten Sachkenntnis die Krankheitsgeschichte des Königs dar, die schon mit dem Jahre 1856 beginnt und bisher wohl noch niemals so ausführlich und ergreifend dargestellt worden ist wie in diesem Abschnitte; höchst anschaulich tritt dabei ebenso die langsam sinkende Geisteskraft des unglücklichen Königs, der sich seines Leidens vollkommen bewußt war und doch leidenschaftlich wünschte, wieder zu genesen, wie die aufopfernde Liebe der edeln Königin Elisabeth und die hingebende Treue seines Adjutanten hervor. Das Politische bleibt in dieser Zeit im Hintergrunde, außer da, wo 1858 die Regentschaftsfrage auftritt und mit der Entlassung des Ministerpräsidenten Otto von Manteuffel am 7. November das liberale Ministerium „die neue Ära“ eröffnet, die nach Manteuffels Urteil eine Ära des Liberalismus geworden wäre, wenn die Liberalen verstanden hätten, klug zu sein. Mit dem Übertritt Hohenlohes in den persönlichen Dienst König Wilhelms am 2. April 1861 begann auch für ihn eine neue Zeit, in der er den politischen Ereignissen aus der nächsten Nähe zu folgen vermochte.

Hohenlohe hat diese Erinnerungen erst später, die aus der Zeit Wilhelms im wesentlichen im Jahre 1882 niedergeschrieben. Daraus erklärt sich manche Unbestimmtheit in den Zeitangaben und auch mancher sachliche Irrtum, den der Herausgeber in den meisten Fällen durch eine Anmerkung berichtigt hat. Aber er beobachtet scharf und schildert lebendig, was er erlebt hat, mit warmer persönlicher Teilnahme, aber ohne eine Spur von höfischer Schmeichelei, in seinem politischen Urteil natürlich hochkonservativ, aber von einer Unbefangenheit, die ihm eine ganz objektive Betrachtung auch der höchstgestellten Persönlichkeit ermöglicht. Nur einem solchen Manne konnte die feine vergleichende Charakteristik beider Könige gelingen, die schon vielfach den Weg durch die deutsche Presse gemacht hat. „Beide waren von unbegrenzter Pflichttreue.“ Aber Friedrich Wilhelm interessierte sich bei seiner vielseitigen Bildung so für alle Einzelheiten auf allen möglichen Gebieten, daß der Tag oft nicht ausreichte, alles zu erledigen. „Wilhelm arbeitete jeden Tag sein Pensum auf,“ auch bis spät in die Nacht; aber wenn er das nicht nötig hatte, „dann war er froh, sich erholen zu können.“ Den Bruder interessierte jede wissenschaftliche Frage, weil er alle Wissenschaften beherrschte; König Wilhelm war

*) Aus meinem Leben. Aufzeichnungen des Prinzen Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen. Zweiter Band, 1856 bis 1863. Berlin, 1905, E. S. Mittler und Sohn.

Digitized by Google

„gar nicht so ununterrichtet," wie er selbst in seiner Bescheidenheit glaubte, und hatte in den verschiedensten Dingen, auch über Kunstwerke, ein klares Urteil, aber die Wissenschaft als solche war ihm gleichgiltig; erst wenn er das Wissen zu einem praktischen Zwecke bedurfte, erwachte sein Interesse, und dann ruhte er nicht eher, als bis er sich des Gegenstandes bemächtigt hatte. Er hatte sich zum Beispiel niemals um Japan bekümmert, aber als eine japanische Gesandtschaft in Berlin erschien, studierte er alles, was er in Berlin über Japan erhalten konnte. Als ihm dagegen Hohenlohe einmal unterwegs von einer noch nicht abgeschlossenen Erfindung berichtete, fragte der König, der ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört hatte, am Ende: „Nun, und was soll ich nun tun?" und bemerkte dann auf Hohenlohes Antwort, daß die Sache noch nicht abgeschlossen sei, dann hätte er ihn lieber schlafen lassen sollen. Friedrich Wilhelm hatte eine leidenschaftliche „Freude an allem Genialen, an allem Neuen," aber auf die Durchführung kam es ihm nicht so sehr an. „Wilhelm hatte einen Widerwillen gegen jede Neuerung," aber wenn er ihre Notwendigkeit erkannt hatte, dann führte er sie durch und hatte seine Freude daran. „Friedrich Wilhelm war der Mann der Idee, des Gedankenflugs, Wilhelm war der Mann des Schaffens, der Tat." Der erste hat die Idee zu so manchem ausgesprochen, was später verwirklicht worden ist, aber er schreckte vor den Schwierigkeiten zurück, die sich dagegen auftürmten (und führte seinen Staat nach Olmütz). „Wilhelm hatte die Zähigkeit in der Durchführung"; Schwierigkeiten gab es für ihn nicht (und so führte er seine Nation nach Sedan und Versailles). Beide Monarchen duldeten in der Kontroverse jeden Widerspruch, ja Friedrich Wilhelm freute sich darüber, weil er durch seinen Geist jeden besiegen zu können meinte. Wilhelm ging auf ihn nur vor der Entscheidung ein; hatte er diese getroffen, dann litt er keine Kritik mehr. „Hierüber ist nicht mehr zu reden, sagte er dann wohl, der König hat entschieden." Beide Brüder „waren wohlwollend und gutmütig" und konnten sich über den Verlust eines Freundes sehr betrüben; Wilhelm weinte dann wohl bitterlich, aber Friedrich Wilhelm pflegte ein solcher Vorfall tagelang zu verstimmen, bei Wilhelm „konnten die nächsten Ereignisse diese Stimmung nach einer Stunde beseitigen." In sich fester, gesunder, immer dem jeweiligen praktischen Bedürfnis zugewandt, konnte er auch immer schlafen, wenn er wollte, auf der Eisenbahn, in einer kurzen Pause des Ministerrats, und er schlief auch des Nachts gewöhnlich vortrefflich; Friedrich Wilhelm war dazu unfähig, denn er regte sich viel zu sehr auf, und eine wichtige Sache raubte ihm leicht auch den nächtlichen Schlaf. Ebenso konnte Wilhelm lange Zeit ohne Nahrung aushalten; wenn er etwa bei Potsdam Truppen besichtigte, steckte er sich wohl eine „Schrippe" in die Rocktasche und riet seinem Adjutanten, dasselbe zu tun, „denn Sie kriegen nichts bis vier Uhr Mittags." Dabei war es ihm ganz gleichgiltig, wann und was er aß — Hummer, den er liebte, aß er ebenso am frühesten Morgen wie am spätesten Abend. Wein, leichten Mosel und Sekt trank er für gewöhnlich sehr wenig, aber bei Empfängen trank er die schwersten verschiednen Weine durcheinander, ohne daß man ihm danach jemals etwas angemerkt hätte, denn er

Digitized by Google

war viel zu galant, einer Dame, die ihm dergleichen anbot, etwas abzuschlagen. Beide Brüder waren geborne Redner, aber der eine „glänzte durch blühende, bilderreiche Sprache, der andre traf mit kernigen, deutlichen und einfachen Worten stets den Nagel auf den Kopf." Beide waren „wahrhaft fromm," aber Wilhelm war „lange nicht so kirchlich wie Friedrich Wilhelm. Die Satzungen der verschiednen Konfessionen interessierten ihn wenig." Ob seine Adjutanten evangelisch oder katholisch waren, danach fragte er kaum; „aber er konnte es nicht leiden, wenn ein Offizier seinen Glauben wechselte." In die Kirche ging er nur, wenn er auf eine gute Predigt hoffte, sonst blieb er lieber zuhause; Friedrich Wilhelm besuchte die Kirche „gewohnheitsmäßig allsonntäglich, besorgte aber auch nach der Kommunion seine Geschäfte wie an jedem andern Tage." König Wilhelm ließ danach keinen Beamten und Adjutanten vor. „Beide waren großartig angelegt. Friedrich Wilhelm war ein großer Geist, Wilhelm ein großer Charakter."

Daß König Wilhelm die Armee, auf deren Siegen das Deutsche Reich beruht, recht eigentlich geschaffen hat, ist ihm niemals bestritten worden; aber wie er diese erneuerte Armee für den schweren Ernst des Krieges vorbereitet hat, das tritt doch erst aus Hohenlohes Darstellung ganz klar hervor. In den Besichtigungen war der Sechziger unermüdlich. Einmal kam er eines Nachmittags fünf Uhr in Frankfurt an der Oder an, besichtigte die dort zusammengezogne fünfte Division, fuhr in der Nacht nach Stargard, wo er um Mitternacht eintraf, besichtigte am nächsten Morgen früh sechs Uhr eine Kavalleriebrigade, fuhr um acht Uhr nach Stettin, sah dort eine Infanteriebrigade zwei Stunden lang exerzieren, sprach auf dem Stettiner Bahnhof bei einem kurzen Frühstück die Spitzen aller Behörden Pommerns und war um vier Uhr wieder in Berlin, wobei er auf der dreistündigen Fahrt auch noch Vorträge entgegennahm. Bei Kavalleriemanövern ritt er sogar noch jede Attacke neben der Standarte mit. Seine Kritik nach der Besichtigung betraf immer nur die strikte Ausführung der Elementartaktik, niemals die höhere Taktik oder gar die Strategie. Als ihn Hohenlohe einmal nach dem Grunde fragte, antwortete der König: „Weil erstens die höhere taktische und strategische Führung auf dem Exerzierplatz nie und beim Manöver nur in sehr beschränktem Maße beurteilt werden kann, denn es stellt sich alles anders heraus, wenn die Kugeln pfeifen, und weil zweitens es vielmehr darauf ankommt, daß die ganze Armee im Kriege alles genau nach dem Reglement mache, als daß geniale Ideen ausgeheckt werden." So erklärte er das Bajonettfechten für einen „modernen Unsinn," mit dem man im Kriege gar nichts erreiche, und verachtete die „Türken," d. h. die unter Friedrich Wilhelm üblich gewordnen, mit großer Mühe eingeübten, oft recht künstlichen Gefechtsbilder. Denn er wußte genau, daß in den Entbehrungen eines Feldzuges und in der Todesgefahr der Schlacht nur die peinliche Gewöhnung an die Disziplin die Soldaten leiten und zusammenhalten kann. Gelegentlich kommandierte er selbst ein kleines Manöver „aus dem Sattel," d. h. ohne vorher eine schriftliche Disposition und Instruktion auszugeben, um ein Beispiel zu geben, und „übertraf dabei, sagt Hohenlohe, alles, was ich Ähnliches gesehen habe, an Klarheit der Be-

Digitized by Google

fehle und Bestimmtheit der Anordnungen," wobei er übrigens äußerlich zwar ganz ruhig, aber in einer großen innern Aufregung war, weil er eben etwas Musterhaftes bieten wollte und sich unter der stillen Kritik seiner Generale fühlte. So brachte er schweren Ernst in den Dienst, in das Exerzitium wie in die Manöver. Schon bei dem ersten großen Königsmanöver im Rheinlande im September 1861, bei dem das siebente Armeekorps unter dem methodischen Herwarth von Bittenfeld gegen das achte unter dem genialen Bonin focht, Herzog Ernst von Koburg-Gotha aber, der beide Korps tageweise führte, sich zur heimlichen Freude des französischen Generals Forey als ganz unfähig zur Truppenführung zeigte, um die er sich nie gekümmert hatte, machte der König dem unter seinem Vorgänger aufgekommnen Brauch, die Manöver als eine Gelegenheit zum Amüsement zu betrachten und danach befriedigt zum „Winterschlaf" in die Garnison abzurücken, ein jähes Ende. Als sich damals der alte Wrangel einen Witz über irgendein sonderbares Gefechtsbild nicht versagen konnte, obwohl er Oberschiedsrichter war, sagte ihm der König: „Herr Feldmarschall, hier ist keine Zeit zum Witzemachen. Reiten Sie schnell hin und geben Sie eine Entscheidung, damit der Unsinn aufhört, den ich da sehe." Unmittelbar nachher wurden viele Generale verabschiedet, und mit dem „Winterschlaf" war es ein für allemal zu Ende. Das war derselbe königliche Feldherr, der fünf Jahre später bei Königgrätz zwei preußische Bataillone, die im kritischen Moment der Schlacht unter seinen Augen aus der Linie zurückwichen, mit scharfen Worten ins Gefecht zurückschickte, und der seine eigne ungeheure Spannung während dieser bangen Stunden in keiner Miene verriet, sondern nur in der ruhigen Frage an Moltke, was er über den Stand der Schlacht denke.

Wie sehr König Wilhelm schon im Jahre 1861 im Vordergrunde des allgemeinen Interesses stand, das zeigte auch das erste Attentat, das auf den menschenfreundlichsten und gütigsten Monarchen während dieses Sommers in Baden-Baden versucht wurde. Dort hatten damals Hohenlohe und der Oberst von Boyen täglich abwechselnd den Dienst bei ihm, aber er ging jeden Morgen ganz allein nach dem Brunnentrinken unter den herrlichen alten Bäumen der Lichtenthaler Allee nach Lichtenthal (eine halbe Stunde vom Kurhaus), wohin die Königin ihm vorausgegangen war. Denn er wollte hier ganz als Privatmann leben und wurde unter Umständen ärgerlich, wenn er bemerkte, daß der Adjutant vom Dienst ihm auch nur von ferne folgte, ja er verbat sich das wohl geradezu. So war er auch am 14. Juli, an dem Boyen den Dienst versah, ganz allein, als er gegen achteinhalb Uhr, wie immer in Zivil, den Weg durch die Lichtenthaler Allee einschlug. Da ging ein junger Mensch an ihm vorüber, der ihn sehr höflich grüßte und dabei besonders aufmerksam ansah, dies auch wiederholte, als der König, rascher gehend, ihn hinter sich ließ. Kurz danach, bei der Kettenbrücke über die Oos, begegnete ihm Graf Flemming, der preußische Gesandte in Karlsruhe, der ihn nun begleitete. Etwa hundertundfünfzig Schritt weiter, jenseits des Hirtenhäuschens, fiel aus nächster Nähe von hinten ein Schuß. Sofort fühlte der König einen leichten brennenden Schmerz an der linken Seite des Halses und rief, nach der Stelle

Digitized by Google

greifend: „Mein Gott, was war das?“ Der Attentäter hatte das zweiläufige Pistol, dicht hinter den König tretend, ihm an den Rücken gesetzt und dann beide Läufe zugleich abgedrückt; da der König aber im Fortschreiten blieb, und die Waffe sich durch den Ruck beim Abfeuern nach oben richtete, so ging eine Kugel am Ohr vorüber, die andre schlug durch den Rockkragen, den sie zerriß, traf auf die Halsbinde und prallte am Halse ab, weil sie an Kraft verloren hatte. Sich umwendend sah der König den jungen Menschen drei Schritte von sich stehn, die Waffe lag am Boden, der Verbrecher aber bekannte auf eine Frage des Grafen Flemming, daß er auf den König geschossen habe. Einige Herren warfen ihn sofort zu Boden und traten ihn mit Füßen, sodaß der König sie sehr ernst abmahnte, weil der Mensch wohl ein Irrsinniger sei; sie brachten ihn darauf in einem Mietwagen zum Stadtdirektor Kunz. Der König brachte seine Toilette in Ordnung und ging dann wieder ganz allein nach Lichtenthal weiter, sagte auch der Königin nichts von dem Anfall, bis ihnen auf dem gemeinsamen Rückwege der Fürst von Hohenzollern leichenblaß entgegenkam, dann auch andre. Die Königin konnte sich kaum aufrecht erhalten. Als Hohenlohe, der eben nach Rastatt hatte fahren wollen, in das Quartier des Königs, das Mesmersche Haus, zurückkam, traf er vor diesem eine große Menschenmenge und den König mit verbundnem Halse. „Na, noch lebe ich,“ antwortete der König ziemlich ernst auf die Begrüßung. Eine Viertelstunde später fand sich auch Bismarck ein; er fand den König etwas verdrießlich über das Aufsehen und die Störung, das Unterfutter aus dem Rockkragen hängend, sonst aber ganz heiter gestimmt, im Gegensatz zu der entsetzten Umgebung (Bismarckbriefe Nr. 250). Der sofort gerufne Arzt ordnete darauf Ruhe an, und alles zog sich zurück, der Monarch aber schrieb sofort einen ausführlichen, klaren Bericht über den Vorfall für die Gerichte und die Zeitungen auf, den Hohenlohe im Wortlaut mitteilt (S. 274 f.). Die Verwundung stellte sich als gefährlicher heraus, als man anfangs angenommen hatte, denn die Kugel hatte eine starke Quetschung verursacht und dadurch eine Vene getroffen, sodaß der König am zweiten Abend Schüttelfrost bekam und in dringender Lebensgefahr schwebte. Erst am dritten Tage war die Gefahr vorüber, und der König ging wieder aus. Was den Fieberanfall besonders verstärkt hatte, das war die Entrüstung darüber, daß der Verbrecher keineswegs irrsinnig war, sondern mit klarem Bewußtsein ihn habe aus dem Wege räumen wollen, weil er der deutschen Einheit hinderlich sei. Das war damals beiläufig eine auch sonst viel verbreitete Meinung; so weit hatte sich schon der Parteifanatismus verrannt! Der Attentäter, ein Leipziger Student namens Oskar Becker aus Odessa, ein schüchterner, unansehnlicher Mensch, dem niemand von seinen Bekannten so etwas zugetraut hätte, wurde zu zehnjähriger Zuchthausstrafe verurteilt, die er in Bruchsal zu verbüßen hatte, wurde aber schon nach zwei Jahren auf Verwendung des Königs begnadigt. Er ist kurz nach seiner Freilassung gestorben. König Wilhelm aber wies auch nach dem Mordanfall jede Begleitung eines Adjutanten bei seinen Spaziergängen entschieden ab, denn sein Leben stehe in Gottes Hand, er drängte sich sogar beim Promenadenkonzert unbefangen unter die dichteste Volksmenge;

Digitized by Google

aber er wurde von jetzt ab, ohne daß er es merkte, von Geheimpolizisten auf Schritt und Tritt bewacht, und die geheime Polizei spann ihre Fäden überall hin, beobachtete namentlich Brüssel und London als die Sitze revolutionärer Komitees, die von dort immer wieder ihre Mordgesellen gegen den König aussandten (S. 334f.).

Gewiß, er war die stärkste Säule der monarchischen Ordnung in Europa. Das betonte er mit vollem Bewußtsein auch durch seine feierliche Krönung in Königsberg am 18. Oktober 1861, die er an die Stelle der alten Huldigung der Stände setzte, weil dieser eine Bestätigung ihrer Rechte hätte vorausgehn müssen, die sich mit der modernen Verfassung nicht vertrug. Er wollte damit ebensowohl sein Königtum von Gottes Gnaden gegenüber der liberalen Auffassung wie seine Selbständigkeit gegenüber Österreich betonen. Die Krönung selbst machte auf alle Zuschauer durch die Würde der Zeremonie wie durch die imponierende Ruhe und Majestät des Königs den tiefsten Eindruck; Hohenlohe selbst, der an diesem Tage den Dienst hatte und beim Verlassen der Schloßkirche unmittelbar vor ihm ging, staunte, „wie wunderbar schön" der König im Krönungsmantel, mit der Krone auf dem Haupte, den Reichsapfel und das Zepter in den Händen, aussah. Der König selbst aber erinnerte sich dabei auch der leidvollen Jahre 1806/07, die er teilweise im Königsberger Schlosse verlebt hatte, und das steigerte noch seine ernste, weihevolle Stimmung.

(Schluß folgt)

Afghanistan

Schilderungen und Skizzen von Franz Kordon

Afghanistan gehört zu den im Innern Asiens liegenden Ländern, über die die öffentliche Meinung in Europa nur sehr oberflächlich und mangelhaft unterrichtet ist, obwohl sein Name in der großen Presse ziemlich häufig genannt wird, weil alle Welt weiß, daß England und Rußland, diese auf ihre Macht und ihren Einfluß eifersüchtigen Nebenbuhler, das eine im Süden, das andre im Norden von Afghanistan, in Wehr und Waffen stehn und bereit sind, das für jeden gleich wertvolle Gebiet entweder mit einem Angriffe zu bedrohen, oder als Verteidiger zu beschützen, je nachdem die Umstände es erheischten. England ist seinem Rivalen gegenüber offenbar im Vorteil, da seine Diplomatie es verstanden hat, in den Jahren 1879 und 1880, nachdem eine britische Gesandtschaft in Kabul ermordet worden war, einen überwiegenden Einfluß auf die Geschicke des Reichs dadurch zu erlangen, daß sie dem am 22. Juli 1880 von den afghanischen Fürsten zum Emir gewählten Abdurrahmân eine namhafte dauernde Unterstützung in barem Gelde und Kriegsmaterial gewährte, wogegen sich dieser verpflichten mußte, mit keiner fremden Regierung politische Verbindungen anzuknüpfen. Der im Herbst des Jahres 1901 gestorbne Emir Abdurrahmân scheint

Digitized by Google

auch, wenn schon mit innerm Widerwillen, seinem Versprechen treu geblieben zu sein, doch erschien in London in seinem Todesjahr eine Art Lebensbeschreibung des Despoten (Life of Amir Abdur-Rahmân by Mir Munschi Sultan Mohamed Khan) in englischer Übersetzung — das Original wurde in persischer Sprache veröffentlicht —, worin er sich folgendermaßen an England wandte: „Ich habe die Menschen, ihr habt das Geld. Das afghanische Bündnis ist für euch unumgänglich notwendig. Ich behaupte auf das positivste, und jeder, der etwas von der Geschichte Asiens und der Macht der Afghanen und ihrem Kampfesmut weiß, wird mit mir darin übereinstimmen, daß keine Großmacht allein gegen eine benachbarte Großmacht erfolgreich kämpfen kann, die Afghanistan zum Verbündeten hat. Die Großmacht, die einen solchen Kampf wagen würde, würde vollständig geschlagen und mit Schmach und Schande bedeckt heimgeschickt werden." Hinter diesen hochtönenden Worten verbirgt sich die Wahrheit insofern, als es in der Tat sowohl den Engländern als auch den Russen nur mit der größten Anstrengung gelänge, in Afghanistan mit bedeutenden Truppenmassen erfolgreich zu operieren, wenn der Emir sein Heer aufböte und die schwer passierbaren Gebirgspässe verteidigte. Die Oberflächengestaltung des Landes ist, wie schon das flüchtige Studium der Karte lehrt, so, daß sich zwar im Süden bei Kandahar und im Norden, im afghanischen Turkestan, europäische Heere mit Leichtigkeit bewegen können; aber im Innern des Reichs türmen sich gewaltige Gebirgsketten und Gebirgsstöcke auf, die sich bei einer nur einigermaßen geschickten Verteidigung der hohen Übergänge als unübersteigbar erweisen würden. An Waffen herrscht in Afghanistan kein Mangel, da in der Waffenfabrik des Emirs zu Kabul seit Jahren nicht nur Gewehre des neusten Modells, sogar Mehrlader, sondern auch Geschütze hergestellt werden, und im Jahre 1901 eine Batterie von den Kruppschen Werken bezogen wurde. Die Truppen des Emirs, aus Infanterie, Artillerie, Reiterei und Pionieren zusammengesetzt, sind allerdings nicht nach den Regeln der europäischen Kriegskunst ausgebildet, aber es kann nicht bezweifelt werden, daß sie sich für die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes sehr tapfer schlagen würden.

Faßt man das alles ins Auge, so erscheint es durchaus begreiflich, daß England mit Habib Ullah, dem Nachfolger Abdurrhamâns, seinem Sohn aus erster Ehe, nicht nur das mit dem Vater getroffne Übereinkommen erneuert hat, sondern auch daran denkt, es stark zu erweitern, indem die englische Diplomatie die Errichtung einer ständigen Gesandtschaft in Kabul und den Bau von Eisenbahnen von Peschawar nach Kabul und von Tschaman nach Kandahar erstrebt. Der Emir Habib Ullah soll nach Zeitungsberichten geneigt sein, diesen Wünschen der Engländer zu willfahren. Bestätigt sich diese Nachricht, dann haben die Russen, die an der Nordgrenze Afghanistans eine ansehnliche Truppenmacht sollen versammelt haben — es wurde in der Tagespresse von hunderttausend Mann gesprochen —, eine empfindliche diplomatische Niederlage erlitten, die sie bei dem Vorstoß Englands nach Tibet nur schwer verwinden werden. Ginge Rußland aus dem Kriege mit Japan als Sieger hervor, was freilich schon heute als ausgeschlossen zu betrachten ist, dann könnte ein Zusammenstoß der beiden Großmächte in Afghanistan als unvermeidlich für die nächste Zukunft

Digitized by Google

vorausgesagt werden, aber auch bei der voraussichtlichen Entwicklung der Dinge ist es keineswegs ausgemacht, daß Rußland ruhig zusehen werde, wenn sich England gewissermaßen häuslich in Afghanistan einrichtete. In England dagegen ist man sich an leitender Stelle, wie die jüngsten Äußerungen hervorragender Staatsmänner beweisen, der Bedeutung durchaus bewußt, die Afghanistan für die Sicherung der britischen Macht in Indien hat, und so wird denn von englischer Seite nichts versäumt und alles unternommen werden, um den „Pufferstaat" die Rolle spielen zu lassen, die Rußlands gefährliche Pläne am sichersten durchkreuzen könnte.

Wenn der kaum fünfunddreißigjährige Emir Habib Ullah gut beraten ist, so kann er aus der gegenwärtigen politischen Lage überaus bedeutungsvolle Vorteile für sein Reich und sein Volk ziehn, und da er nicht so sehr nach blutigen Lorbeeren Verlangen zu tragen scheint, als nach dem Ruhme, den Kulturfortschritt in seinem Lande zu fördern, so könnte es geschehen, daß die eifersüchtige Politik zweier europäischer Großmächte der Zivilisation in einer mittelasiatischen Despotie Eingang verschaffte. Jedenfalls wird die „afghanische Frage" in der nächsten Zukunft nicht wieder von der Bildfläche verschwinden, und es dürfte deshalb auch deutsche Leser interessieren, über ein Land einiges Zuverlässige zu erfahren, über das im letzten Vierteljahrhundert von deutschen Forschungsreisenden nichts berichtet worden ist, da sowohl der frühere Emir von Afghanistan, als auch die britische Regierung in Indien eine förmliche Grenzsperre mit aller Strenge aufrechterhielten. In den folgenden Schilderungen und Skizzen dürfte mithin manches Anregende und Fesselnde enthalten sein, jedenfalls aber sind die an Ort und Stelle empfangnen Eindrücke und gewonnenen Erfahrungen, die die Grundlage der schmucklosen Berichte sind, in einem Bilde vereinigt worden, dessen Farben sine studio et ira aufgetragen wurden, keinem zuliebe und keinem zuleide.

I. Von Peschawar nach Kabul

Am 27. Juni 1898 wurden von der Polizeidirektion in Peschawar mein Reisepaß und die meine Bestallung im Dienste des Emirs von Afghanistan bezeugenden Briefe einer genauen Prüfung unterzogen, desgleichen die Papiere meines Begleiters, der die Reise als Dolmetsch*) mitmachte. Da alles in gehöriger Ordnung gefunden wurde, erhielten wir mit einem besondern Reisepaß die Erlaubnis, durch den Khaiberpaß bis an die afghanische Grenze zu reisen. Ohne diese Erlaubnis hätten wir unsre Reise nicht fortsetzen können, da die Engländer den Paß militärisch besetzt halten.

Am 28. Juni, früh 6 Uhr, fuhren wir in Begleitung zweier afghanischer Beamten auf zwei zweirädrigen Karren von Peschawar ab, genau in der Richtung von Ost nach West. Nach zweistündiger Fahrt erreichten wir Dschamrud, das etwa zwanzig Kilometer von Peschawar entfernt ist. Dort ist von den Engländern ein Festungswerk erbaut. Unsre Reiseurkunden wurden

*) Es war dies Gebhard Fleischer aus Loschwitz bei Dresden, später Leiter der Waffenfabrik des Emirs. Er wurde nach einem lakonischen Telegramm aus Peschawar zu Beginn des Novembers 1904 von einem afghanischen Offizier zu Daka erschossen.

Digitized by Google

nochmals geprüft, und sodann fuhren wir in derselben Richtung auf das vor uns ansteigende Gebirge zu, an dessen Fuß wir nach Verlauf einer Stunde anlangten. Meine Annahme, wir würden sogleich in eine enge Gebirgsschlucht eintreten, da dort zwei hohe Gebirgsketten, von Norden nach Süden auslaufend, zusammenzutreffen scheinen, erwies sich als irrig. Der vermutete Durchlaß ist nicht vorhanden, die beiden Gebirgsketten sind durch einen Querriegel miteinander verbunden. Dieser Querriegel ist jüngern Ursprungs, was man am Gestein leicht erkennen kann; er bildet einen Sattel, über den eine in Serpentinen gebaute Fahrstraße führt. Wir fuhren ziemlich rasch bergan, hielten aber im Schatten der Felsen öfter Rast, um uns an Sodawasser und Limonade zu erlaben, denn Hitze und Durst waren groß. Nach dreistündiger Fahrt hatten wir den Gipfel des Sattels erreicht. In scharfem Trabe ging es dann auf der auch jenseits in Schlangenwindungen abwärts führenden Straße bergunter in eine ganz kahle Felsenschlucht hinein, an deren Sohle wir eine aus mehreren hundert Pferden, Kamelen und Eseln bestehende Karawane fanden, die an demselben Tage um drei Uhr Morgens in Peschawar aufgebrochen war. In dieser Schlucht löschten Menschen und Tiere mit ziemlich gutem Wasser ihren brennenden Durst. Auch unsre Karrenlenker und Pferde stürzten zum Labsal der Dürstenden und tranken in Eintracht an der Wasserrinne. Nach kurzer Rast fuhren wir durch eine enge Felsenschlucht auf sanft ansteigender, guter Straße weiter. Wo sich die Schlucht etwas verbreiterte, sahen wir Stein- oder Schotteranhäufungen, als Schützendeckung hergestellt. Streckenweise gestaltete sich die Schlucht zu einem breiten Tale; überall waren Maßnahmen zur Verteidigung sichtbar. Um $3^1/_2$ Uhr Nachmittags etwa erreichten wir Lundikhana (Ländikottel), wo die Engländer eine Befestigung angelegt hatten. Indische Truppen standen zu dieser Zeit in namhafter Stärke an dem Platze, da die Feindseligkeiten mit den umwohnenden Stämmen noch nicht eingestellt waren.

Wir fuhren in das ungefähr acht bis zehn Minuten vom Festungswerk entfernte und unterhalb liegende befestigte Karawanenlager, wo wir in einem elenden Raum Unterkunft fanden und uns auf Betten, die aus Schilf geflochten waren, zur Ruhe niederstreckten. Ein von unsern afghanischen Begleitern aus Peschawar beauftragter Diener fächelte uns mit einem großen Fächer frische Luft zu, da die Hitze für uns Europäer fast unerträglich war. Nach Sonnenuntergang ließen wir unsre Betten in den Hofraum des Gebäudes tragen, wo wir die Nacht verbrachten. Die kühlere Abendluft erquickte uns ungemein. Als sich die Schatten der Nacht herniederzusenken begannen, besichtigte ein englischer Offizier das Karawanenlager, das von indischen Soldaten bewacht war. In gebrochnem Deutsch fragte er mich nach dem Ziel und dem Zweck unsrer Reise. Mit wenig Worten gab ich ihm die gewünschte Auskunft. Später bemerkten wir, daß auf dem flachen Dache des uns angewiesnen Häuschens ein englischer Wachtposten stand, der uns, da wir im Freien schliefen, genau beobachten konnte. Die englische Grenzwache war äußerst vorsichtig; sie mochte uns wohl für Späher oder Kundschafter halten.

Am nächsten Morgen, es war der 29. Juni, verließen wir um sechs Uhr früh das Lager von Lundikhana und fuhren auf unsern Karren in westlicher

Digitized by Google

Richtung bergabwärts in eine enge Schlucht hinein. Die Straße ist gut, sie zieht sich jedoch häufig hoch an Felswänden hin und entbehrt jedes Schutzes, sodaß eine Fahrt auf ihr nicht gerade zu den Annehmlichkeiten gehört, besonders wenn dem Reisenden, wie es uns geschah, mehrere hundert Wagen entgegenkommen. Diese von schweren Ochsen gezognen Gefährte waren mit Trinkwasser für die Besatzung von Lundikhana beladen. Auch eine große Menge Lasttiere begegnete uns, und ich geriet in Ärger darüber, daß unser Rosselenker immer auf der rechten Seite auswich und dabei hart an den Rand der Straße fuhr, wodurch wir Gefahr liefen, unversehens in die Tiefe zu stürzen. Mein entschiednes, mit der Androhung körperlicher Züchtigung verbundnes Verlangen, von dieser übertriebnen Höflichkeit abzustehn, brachte unsern Automedon schließlich zur Vernunft. Nach dreiviertelstündiger Fahrt langten wir bei einem von den Engländern angelegten Wasserwerk an, das von englischen Soldaten bewacht wird. Aus diesem Brunnen bezieht die Garnison von Lundikhana ihr Trinkwasser. Wir waren an der Grenze Afghanistans.

Rechter Hand an einer Felswand weiterfahrend nahmen wir auch an dem schlechtern Zustande der Straße wahr, daß wir nicht mehr auf englischem Boden waren. Nach einer kurzen Fahrt kamen die vom Emir uns entgegengesandten Afghanen mit Pferden des Wegs, von denen ich sogleich eins bestieg, froh über das Ende unsrer Karrenfahrt. Als wir uns anschickten, unsre Reise fortzusetzen, überraschte uns ein englischer Reiter, der uns nachgeschickt worden war, mit dem Ersuchen, nach Lundikhana zurückzukehren, da uns der dort befehligende General zu sehen und zu sprechen wünsche. Da ich keine Lust zeigte, diesem sonderbaren Verlangen Folge zu leisten, näherte sich uns ein englischer Offizier und wiederholte den Wunsch des Generals sehr höflich. Mit innerm Widerstreben gab ich dieser Bitte nach, blieb jedoch auf dem afghanischen Gaul sitzen, während meine Reisegefährten fuhren. Bei dem erwähnten Wasserwerk angekommen, wurden wir von englischer Reiterei, die vom Leder gezogen hatte, in die Mitte genommen. Rasch ging es nach Lundikhana zurück, wo uns die Reiter mit gezognen Säbeln bewachten. Der Adjutant des Generals forderte uns auf, ihm unsre Pässe und andre Beglaubigungsschreiben zu übergeben, ein Begehren, dem wir selbstverständlich willig entsprachen. Sodann begab sich der Adjutant zum General. Nach zweistündigem Warten erhielten wir von jenem unsre Papiere zurück. Zugleich erteilte der Offizier den Befehl, daß uns acht englische Soldaten bis zur afghanischen Grenze begleiten sollten. Mit diesem Geleite machten wir uns wieder auf den Weg und wurden, an der Grenze angekommen, von dem Führer der afghanischen Soldaten, die als unsre Bedeckung bis Kabul dienen sollten, willkommen geheißen. Der Mann hatte, von unsrer unfreiwilligen Rückkehr nicht unterrichtet, schon auf verschiednen Wegen nach uns Ausschau halten lassen. Nachdem er dem Unteroffizier, der die englischen Soldaten befehligte, unsre Übernahme bestätigt hatte, traten diese den Rückmarsch in Begleitung der beiden aus Peschawar mit uns gekommnen afghanischen Beamten an. Erst später wurde es mir klar, aus welchem Grunde wir von den Engländern nach Lundikhana mochten zurückgeführt worden sein. Am Abend vor unsrer Abreise waren wir in Peschawar mit zwei englischen

Digitized by Google

Offizieren an einer Speisetafel zusammengetroffen, und mein Begleiter Gebhard Fleischer unterhielt sich mit ihnen über verschiedne Schießwaffen, wobei er erwähnte, daß auch wir einige Stück der neusten Waffen, wie Mauserpistolen, mit uns führten. Die Offiziere wurden stutzig, da sie vermutlich in uns, den Waffenkundigen, Leute sahen, die nicht in friedlicher Absicht reisten. Vielleicht setzten sie auf telegraphischem Wege den General von Lundikhana von unsrer Ankunft in Kenntnis. Das Verfahren der Engländer gegen uns läßt sich ohne eine solche Annahme sonst kaum erklären.

Wir hielten eine kurze Rast. Der Kommandant der Afghanen fragte mich, ob wir an Ort und Stelle über Nacht zu bleiben oder nach Daka weiter zu reisen wünschten. Da in der allerdings nicht sehr engen Felsschlucht, in der wir uns bewegten, außer einer schmutzigen Höhle kein Ort war, an dem wir vor den brennenden Sonnenstrahlen hätten Schutz finden können, gab ich dem Befehlshaber zu verstehn, daß wir weiter reisen wollten. Dieser war über unsern Entschluß erfreut, und wir bestiegen, nachdem ich meine Feldflasche mit Wein gefüllt hatte, unsre Pferde. Unser Gepäck wurde rasch etlichen Tragtieren aufgeladen, und wir setzten unsern Marsch in einem als Straße benützten, trocknen Flußbette in der Richtung auf Daka fort. Unsre Bedeckung bestand aus acht afghanischen Soldaten zu Pferde und derselben Anzahl zu Fuß, den Befehlshaber nicht mit gerechnet. Die Reiter waren mit Karabinern und Säbeln, die Fußsoldaten mit Gewehren, vier Mann sogar mit guten Hinterladern (Schweizer System), die übrigen vier jedoch mit uralten Steinschloßflinten bewaffnet. Der Kommandant mahnte zur Eile, und wir ritten so rasch, als es die Rücksicht auf die Infanteristen erlaubte.

Die Hitze in der Schlucht war furchtbar, da von oben die Sonne allzufreundlich herniederbrannte, und uns von vorn eine wahre Backofenglut entgegenwehte. Ich wußte nicht, ob ich mich mit meinem doppelten Schirm gegen die sengende Sonne oder gegen diesen Gluthauch schützen sollte. Mein Thermometer, das ich in meiner rechten, den Sonnenstrahlen nicht ausgesetzten Rocktasche verwahrte, zeigte sechzig Grad Celsius über Null. Die Lacksiegel auf unsern Koffern schmolzen in dieser Hitze, und in meinem Koffer fand ich später Siegellackstangen an den Enden zusammengeklebt. In dieser fürchterlichen Felsschlucht fanden wir nur einen einzigen kleinen Brunnen, dessen Wasser ich nicht trinken konnte, da es zu warm war. Während meine Begleiter an diesem Brunnen weilten, ritt ich, von zwei Reitern gefolgt, voraus. Um meinen brennenden Durst zu stillen, nahm ich ab und zu einen kleinen Schluck aus meiner Feldflasche, was mich erquickte und stärkte. Ich hatte am Morgen dieses Tages nur eine Schale Tee genossen. Bald nachdem die Zurückgebliebnen uns wieder erreicht hatten, öffnete sich die Schlucht, und wir sahen ein breites Tal vor uns liegen, in dessen Mitte liebliches Grün sproßte. Wir hatten Daka am Kabulflusse erreicht und begaben uns in das befestigte Karawanenlager, wo wir in der Wohnung des Befehlshabers unsrer Bedeckung untergebracht wurden. Der Kommandant wohnt im Sommer mit seinem Adjutanten am Kabulflusse, etwa zweihundert Meter vom Karawanenlager entfernt.

Digitized by Google

Die uns angewiesnen, im ersten Stockwerk liegenden Stuben waren bis auf zwei aus Schilf geflochtne Bettstellen vollständig leer. Hier will ich einschalten, daß auch in Indien, die großen Gasthöfe ausgenommen, dem Reisenden Bettwäsche und Bettzeug nicht zur Verfügung gestellt werden, weshalb dort Arm und Reich auf Reisen diese Dinge mit sich führt. Mein Begleiter und ich, mit dieser Eigentümlichkeit nicht vertraut, mußten schon in Peschawar auf anständige Betten Verzicht leisten, doch konnte dies unsern Humor nicht trüben, zumal da wir uns als ehemalige Soldaten über eine solche Unbequemlichkeit hinwegzusetzen vermochten. Einen Koch hatten wir in Peschawar in Dienst genommen.

Der Führer unsrer Bedeckung machte uns den Vorschlag, in Daka einen Tag zu rasten. Wir gingen gern darauf ein. Als wir uns am 1. Juli frühmorgens zum Aufbruche rüsteten, schien die ganze Landschaft gleichsam in Staub gehüllt, denn ein heftiger Wind hob ungeheure Massen Wüstenstaubs empor und wehte sie über das Land, sodaß man kaum auf hundert Schritte in der Runde deutlich sehen konnte. Der Kommandant erklärte, bei diesem Wind und Staube sei an die Weiterreise nicht zu denken, und so blieben wir noch einen Tag in dem unwirtlichen Daka, bis sich der Sturm in den Lüften wiederum gelegt hatte. Daka liegt inmitten eines fast kreisrunden, von ganz kahlen Bergen umschlossenen Tales, das der Kabulfluß durchzieht. Wo der Boden von dem Flusse bewässert wird, ist er mit freundlichem Grün bedeckt und sehr fruchtbar; dieser Teil ist jedoch verhältnismäßig klein, alles übrige Land ist eine öde Stein- und Sandwüste.

Am 2. Juli verließen wir Daka in Begleitung unsrer Schutzmannschaft und ihres Führers. Nach einer Stunde kamen wir an den Fuß eines niedrigen Gebirges und ritten in eine enge Schlucht hinein, mein Begleiter und ich an der Seite des Kommandanten. Dieser sandte einen unsrer Reiter voraus, damit er erkunde, ob der Engpaß frei und sicher sei. Uns riet der Führer, in der Mitte der Bedeckungsmannschaft zu reiten, und wir befolgten diesen Rat, obgleich wir dessen Ursache nicht erkannten, ohne Zögern. Bald sahen wir zu unsrer Linken auf einem hohen Felsen ein kleines Wächterhäuschen, vor dem ein Mann stand. Von dort aus konnte er die Straße zu beiden Seiten des Passes überschauen. Unter dem Felsen war ein Zelt aufgeschlagen, auf dessen dunkelhäutige Bewohner der Adjutant unsers Befehlshabers zusprengte, um sich von ihrer Gesinnung zu überzeugen. Die schwarzen Gesellen schienen friedfertig zu sein, denn sie kamen dem Reiter mit einer Friedenspfeife (persisch Tschilim) entgegen, aus der der Adjutant einige Züge machte. Durch diese Förmlichkeit wurde die gegenseitige Friedensliebe bekundet. Mein Begleiter und ich begriffen nun ohne weiteres, warum uns der Kommandant, bevor er die Absicht der wilden Kerle erkannt, empfohlen hatte, in der Mitte unsrer Bedeckung zu reiten. Nachdem wir durch den Engpaß gekommen waren, ritten wir in einem Tale auf guter Straße eine starke Stunde fort, um sodann auf einem kleinen Hügel neben der Straße im Schatten einiger Bäume zu rasten. Aus einem in der Nähe liegenden großen Dorfe kamen die Vornehmsten der Bewohner und begrüßten sowohl uns als den Befehlshaber. Als wir uns

Digitized by Google

zur Fortsetzung unsers Marsches rüsteten, bot mir der Kommandant, der sich dort von uns empfahl und uns eine gute Reise wünschte, sein Pferd an, da ich von Daka bis zu diesem Dorfe ein wildes, unbändiges Tier reiten mußte. Ich nahm das Anerbieten selbstverständlich dankbar an. Nach Verlauf einer Stunde mußte ich leider von dem Rücken des geliehenen Gaules herab, da wir bei einer Ortschaft an der Grenze des Gebiets angelangt waren, wo der Führer unsrer Bedeckung befehligte. Das Pferd wurde zurückgeschickt, und für mich ein andrer Bukephalos von der Weide geholt und gesattelt, worauf wir weiter zogen. Bald gelangten wir in ein großes, flaches Tal, das uns mit seiner baumlosen Öde und vielen angeschwemmten Steinen keineswegs anmutete. Unser Führer zeigte uns im Südwesten dieses Tales einen weit entfernten grünen Flecken mit dem Bedeuten, daß wir dort Halt machen würden. Obschon wir dem bezeichneten Punkte mit möglichster Beschleunigung in gerader Richtung zustrebten, kamen wir nur langsam vorwärts, da über das Steinfeld keine Straße führt, sondern nur furchenartige Wege nebeneinander laufen, die von Pferden, Kamelen und Eseln ausgetreten worden sind. Ein Ritt über ein solches Geröll ist nichts weniger als angenehm, denn die Pferde haben keinen sichern Tritt. Wir brauchten denn auch drei Stunden, bis wir den grünen Flecken, ein ziemlich großes Dorf, erreichten. In einem Parke außerhalb des Ortes schlugen wir unser Lager auf, um uns mit Behagen auszuruhen und von der Anstrengung des Marsches zu erholen, den namentlich die Hitze so beschwerlich gemacht hatte. Unsre Reit- und Tragpferde wurden nahe bei uns angepflockt.

In der Nacht, als wir in tiefem Schlafe lagen, machte sich ein unruhiges Tier los und stürzte sich auf seine Gefährten. Binnen wenig Augenblicken waren sechzehn Hengste ihrer Fesseln ledig, und es begann mit Schlagen und Beißen, Schnauben und Wiehern, Stampfen und Bäumen ein in seiner Art klassischer Rossekampf, wobei der Boden erzitterte, und viele Pferde niedergerannt wurden. Der Mond schien zwar sehr hell, aber wegen des vielen aufgewirbelten Staubes konnten wir den fesselnden Kampf in seinen Einzelheiten schwer verfolgen, zumal da unsre Lage nichts weniger als gemütlich war. Die Leute unsrer Bedeckung nahmen, um uns zu schützen, rings um unser Nachtlager Aufstellung, und wir deckten uns, so gut es eben gehn wollte, hinter dem großen Baume, unter dem wir uns gebettet hatten. Das Getümmel der Pferde währte etwa zehn Minuten, bis es den Reitern gelang, die streitlustigen Rosse einzufangen und von neuem anzupflocken. Am nächsten Morgen wurde Nachschau gehalten, ob einige der rasenden Tiere bei dem Kampfe bedenkliche Verletzungen erlitten hätten, doch wurden nur mehrere große Beulen entdeckt, die von Hufschlägen herrührten. Da die Pferde nicht mit scharfen Eisen beschlagen waren, konnten sie sich glücklicherweise nicht arg verwunden.

Am 3. Juli setzten wir unsre Reise über das öde Steinfeld in der Richtung nach Nordwesten fort. Zur Linken hatten wir ein sehr hohes, mit Schnee bedecktes Gebirge, das unsre Begleiter Sefid-Koh (Weißes Gebirge) nannten. Diesen Namen trägt die gewaltige Bodenerhebung deshalb, weil sie in ewigem Schnee weiß erglänzt. Nach dreistündigem Ritt erreichten wir ein niedriges

Digitized by Google

Gebirge. Die Straße, die von dort an in der Richtung Südnord verläuft, wurde wieder besser. Nach einer weitern Stunde kamen wir in das Tal von Dschelalabad. Wir verließen die nach links gegen diese Stadt abbiegende Straße und ritten geradeaus zum Kabulflusse, an dessen Ufer wir durch hohes Schilf zu einer aus leichtem Holz und Schilf erbauten Hütte gelangten. An dieser Stelle des Flusses wurden, als wir dort anlangten, mehrere tausend Föhrenklötze gelandet. Solche Klötze werden, wie ich hier einschalten will, immer mehrere zusammengebunden, in dem Flusse nach Peschawar geschwemmt, wo sie zu Brettern und Bauholz zersägt werden. Über die Wälder Afghanistans werde ich in einem andern Kapitel berichten.

Bei der Hütte hielten wir und wurden ersucht, einzutreten. Diesem Ersuchen leisteten wir gern Folge, da wir in der Hütte Schutz vor der brennenden Sonne und eine Stätte der Erholung zu finden hofften. Zehn oder zwölf anständig aussehende Männer begrüßten uns, als wir eintraten, sehr höflich, ja ehrfurchtsvoll. Als wir uns setzten, griff der Älteste und Vornehmste der Männer, ein weißhaariger Greis, mit beiden Händen in einen Haufen frischer Rosen, die auf einem über den Boden gebreiteten Tuche lagen, und überschüttete dreimal, zuerst mich, dann meinen Begleiter, mit einer wahren Flut duftiger Blüten. Nach dieser ebenso eigentümlichen als sinnigen Begrüßung wurden wir mit gutem frischem Obst und Tee bewirtet. Nachdem wir uns sattsam erquickt hatten, dankten wir unsern Wirten herzlich für ihre liebenswürdige Gastfreundschaft, die unsre Gemüter um so angenehmer berührt hatte, als wir sie bei dem nach europäischen Begriffen ungebildeten Volke niemals vermutet hätten. Der überraschende Empfang war übrigens vorher geplant gewesen, denn wir mußten die Straße verlassen, um zu dieser Hütte zu gelangen. Unsre Bedeckung war also davon unterrichtet, sonst wäre sie mit uns auf der Straße geblieben.

(Fortsetzung folgt)

Ist das Reichwerden leichter geworden?

Von Otto Freiherrn von Boenigk in Halberstadt

Kein beliebtes Thema im Kreise der Kannegießer ist die Klage darüber, daß man früher viel leichter habe reich werden können als heute, wo alle Berufe überfüllt, alle Waren in viel zu großen Massen zu den niedrigsten Preisen zu haben seien. Wieder mal ein Stück der langweiligen und sentimentalen Sehnsucht nach der „guten alten Zeit," die eigentlich durch die stattlichen Zahlen in den Steuerbüchern unsrer Großstädte ohne weiteres ad absurdum geführt werden könnte. Es hat wohl kaum je eine Zeit für unser liebes deutsches Vaterland gegeben, wo es dem Einzelnen so außerordentlich leicht gemacht worden wäre wie heute, die Hände, mit denen er ins volle Menschenleben hineingreift, goldbeschwert wieder hervorzuziehen.

Digitized by Google

Was heißt überhaupt „reich werden“? Der Arbeiter pflegt den Postsekretär, das Dienstmädchen ihre „Herrschaft“ zu den Reichen zu zählen, und jeder Dreierrentier wird von den besitzlosen Klassen für reich gehalten. Es ist eben keine bestimmte Summe des Einkommens oder Vermögens an die Eigenschaft des Reichtums geknüpft. „Reich werden“ heißt also in unserm Sinne nichts andres als: ein Einkommen oder Vermögen erwerben, das weit über die Erwartungen hinausgeht, die man bei dem Beginn einer Laufbahn auf Grundlage der Erfahrungen der in Betracht kommenden Bevölkerungsklasse stellen konnte. So ist eine Arbeiterin als reich geworden anzusehen, wenn sie ein gesichertes Jahreseinkommen von 1000 Mark, ein Arbeiter, wenn er ein Vermögen von 10000 Mark erworben hat; ein Kaufmann ist reich, wenn er vom armen Heringslehrling zum Inhaber einer Großhandlung oder Fabrik emporgestiegen ist. Man muß beim „Reichwerden“ nicht immer gerade an die Dollarkönige Rockefeller und Konsorten, nicht gerade an Cecil Rhodes oder an unsern Krupp denken, kann vielmehr auch den verhältnismäßig großen Wohlstand im Auge haben. Und wenn man das tut, wird der Nachweis, daß es jetzt leichter als je sei, reich zu werden, nicht mehr schwer. Denn überall, wohin wir sehen, begegnen wir zahlreichen Beispielen.

An erster Stelle sei dabei aller Personen gedacht, die — nicht etwa durch Geldheiraten, große Lose oder Erbschaften — über Nacht, gewissermaßen im Schlafe reich geworden sind, ohne überhaupt einen Finger gerührt zu haben. Das klassische Beispiel bieten die vielbeneideten Schöneberger Bauern, deren märkische Sandäcker infolge der rapiden Entwicklung der Reichshauptstadt in Goldgruben verwandelt wurden. Diese Millionäre sind Typen für eine große moderne Bevölkerungsgruppe, denn überall in deutschen Landen haben sich die Landwirte, deren Äcker in der Nähe einer Stadt, besonders einer großen Stadt lagen, zu wohlgenährten Rentiers ausgewachsen. Welche Wertsteigerung haben auch in den letzten Jahrzehnten die Grundstücke in den Städten erfahren: die Häuserpreise der Leipziger und der Friedrichsstraße in Berlin sind so gestiegen, daß ihre Besitzer ohne irgendwelche Mühe reich werden mußten. Wie wäre eine solche selbsttätige Sparbüchse früher denkbar gewesen, als noch nicht so viele Großstädte existierten wie heute, und auch noch nicht alljährlich große Terrains an den Peripherien in den „Bebauungsplan“ eingezogen wurden.

Auch die reichen Bauern der Magdeburg-Halberstädter Gegend sind drastische Beispiele, da ihre Väter noch selbst bescheiden hinter dem Pfluge her gingen, während die Söhne jetzt infolge der Industrialisierung der Landwirtschaft (Zuckerrüben!) über Hunderttausende, vielleicht über Millionen verfügen. Die Bodenrenten haben sich, was sich auch in den Grundstückspreisen ausdrückt, vervielfacht.

Aber mit Betrachtungen über all diese glücklichen Landwirte wollen wir unsern Beweis nicht allein stützen. Es kommt vielmehr auf den Nachweis an, ob es jetzt leichter als früher ist, sich aus eigner Kraft, im Sinne des amerikanischen Selfmademan, zum reichen Mann emporzuschwingen.

Auch die gelehrten Berufe wollen wir hierbei nur streifen, obwohl die Riesseinkommen der „Spezialisten“ und Autoritäten unter den Ärzten, früher eine

Digitized by Google

Unmöglichkeit, sehr zugunsten unsrer Ansicht sprechen, und Professoreneinkommen von 50000 Mark, ja von 100000 Mark nichts besonders Außergewöhnliches mehr sind. Auch die Einkommen vieler Professoren aus andern Fakultäten, insbesondre der juristischen, berechnen sich infolge des starken Anwachsens der Studentenschaft und damit der Kollegiengelder in den letzten Jahrzehnten nach Zehntausenden von Mark. Unser eigentliches Beweisgebiet sind aber nicht die Gelehrtenberufe, besonders die Beamtenberufe, sondern die sogenannten freien Berufe.

Wenn wir da zuerst des freiesten unter den freien Berufen, dem des Künstlers gedenken, so fällt der ungeheure Unterschied der alten und der neuen Zeit auf den ersten Blick in die Augen. Während Molière in Scheunen und Dorfschenken für wenig Franken auftrat, um sein Leben kärglich zu fristen, nahm Sarah Bernhard jüngst in Berlin allabendlich Tausende von Mark ein. Die Eleonore Duse soll in Newyork für jede Vorstellung 8000 Dollars erhalten haben. Während Schillers Leben nach unsern Begriffen äußerst bescheiden war, ist Gustav Frenssen durch den Ertrag von 80 Auflagen, jetzt mehr als 100, seines einen Buchs „Jörn Uhl" in nicht viel mehr als einem Jahre in den Stand gesetzt worden, sein Amt als Pastor aufzugeben und einen großen Bauernhof käuflich zu erwerben. Der Violinist Thibauld — verzeihe der Leser die bunte Zusammenstellung — erhielt für eine dreimonatige Kunstreise in Amerika 80000 Mark. Mascagnis Einnahmen aus der Cavalleria rusticana dürften, direkt und indirekt, nach Hunderttausenden zählen. Coquelins Cyrano soll allein in Berlin 8000, in Dresden 13000 Mark gebracht haben. Die Loie Fuller dürfte mit ihrem Serpentintanz recht reich geworden sein. Sängerinnen, wie die Lucca, die Patti, haben sich fürstliche Villen und hochgeborne Gatten erworben. Unsre bekannten Künstler, mögen sie Richard Wagner, Sudermann, Begas, Böcklin heißen, verfügen über das Vielfache von dem, was einst Beethoven, Seb. Bach, Schiller, Lessing, Herder, Oliver Goldsmith usw. gehabt haben. Tempora mutantur!

Aber freilich: man kann mir entgegenhalten, daß die Kunst eine Gabe sei, die nur Wenigen in die Wiege gelegt werde, von der die andern Sterblichen aber keinen Nutzen hätten. Wir müssen also unsern Blick auf Handel und Industrie richten und werden alsbald erkennen, daß auch auf diesen Gebieten der menschlichen Tätigkeit der Zugang zum Reichtum nicht mehr so schwer ist wie früher.

Wenn früher die Millionäre in den Handelskomptoirs noch recht selten waren und vielleicht kaum nach Hunderten zählten, so zählen sie jetzt nach vielen Tausenden, und unter ihnen sind viele, deren Eltern ihnen nichts als einen klaren Kopf, eine kräftige Hand und eine solide Erziehung mit auf den Lebensweg geben konnten. Die fabelhaften Vermögen der amerikanischen Industriekönige sind hinlänglich bekannt: Pierpont Morgan, beispielsweise, soll im Jahre 1902 bis zum Oktober 167 Millionen Mark „verdient" haben. So etwas war vor dreißig Jahren nicht möglich. Ich selbst kenne eine ganze Reihe solcher typischer Personen und will dem Leser einige meiner Freunde vorstellen.

Da ist zuerst einer, der Sohn eines Aachener Maschinenmeisters und der Bruder von elf Geschwistern, von denen noch heute einige hinter Nähmaschinen

Digitized by Google

sitzen oder dem Beruf ihres Vaters gefolgt sind. Eine sorgfältige, auf vielen Liebesopfern der Eltern und der Freunde beruhende Erziehung ermöglichte ihm die langsame, über dornige Pfade gehende Laufbahn, die nun den noch nicht fünfzigjährigen Kommerzienrat zum Verwalter vieler Millionen und selbst zum Millionär gemacht hat. — Ein andrer meiner Freunde entstammt ebenfalls einer sehr kinderreichen, aber nicht nur in bescheidnen Verhältnissen, sondern direkt in drückender Armut lebenden jüdischen Familie eines oberschlesischen Landstädtchens und erzählt oft mit Rührung und Dankbarkeit von seiner entbehrungsreichen, aber von der unendlichen Liebe der Eltern verklärten Kindheit, wie er schließlich aus Barmherzigkeit als bescheidner Lehrling im Geschäft eines Verwandten angestellt wurde, in verhältnismäßig kurzer Zeit zum Mitinhaber einer der größten Betriebe seines Geschäftszweiges aufrückte und nun, im Alter von etwa dreiundvierzig Jahren, über ein Vermögen von einer halben Million Mark verfügt. — Ein dritter, dessen Haar freilich schon gebleicht, dessen Rücken gekrümmt ist, erbte von seinen Eltern so viel, daß er ein kleines Kolonialwarengeschäft in einem Magdeburger Landstädtchen kaufen konnte. Die Landleute, denen er seine Heringe verkaufte und vielleicht ihren Grünkram abnahm, fragten ihn wohl um Rat, wie sie ihre Ersparnisse verwenden könnten, und faßten bald ein solches Zutrauen zu diesem äußerst rechtlichen Manne, daß sie ihm ihr Geld zum Anlegen brachten, ja oft aufdrängten. So kam es wohl, daß er vom Kolonialwarenhandel mehr abgedrängt, dem Effekten- und Produktenhandel und der Landwirtschaft überhaupt näher gerückt wurde, bald ein Gut, dann eine Zuckerfabrik pachtete und langsam, wie seine solide Art das mit sich brachte, von Staffel zu Staffel stieg. Jetzt wird dieses Muster eines deutschen Kaufmanns, der z. B. jede Börsenspekulation als eine Versündigung am Nationalvermögen auffaßt, in derselben Weise als Vertrauensmann der Regierung wie der Landwirtschaftskammer und der Handelskammer gesucht und den angehenden Kaufleuten in den Handelsschulen als leuchtendes Beispiel genannt. Daß er längst Millionär und Kommerzienrat ist, bedarf keiner Hervorhebung. — Ein vierter Bekannter endlich, den ich als Geheimen Kommerzienrat kennen lernte, begann seine Laufbahn im Laden eines Kolonialwarenhändlers in Quedlinburg und kam, als er als Lehrling die Düten zu kleben hatte, auf die Idee, Düten massenhaft herzustellen und den Kaufleuten zum Kauf anzubieten, zuerst ohne, dann mit Firmenaufdruck. Der Betrieb wuchs und wuchs, die neuen Düten wurden allgemein; andre Neuerungen (z. B. der zweigeiegelte Geldbriefverschluß im Gegensatz zum alten fünfgeiegelten) schlugen gleichfalls ein, und heute beschäftigt die Firma Hunderte von Personen und nimmt auf dem Gebiete der Papierwarenfabrikation die führende Stellung ein.

Das sind nur einige Beispiele, die ich aus meinem nächsten Umkreise leicht vermehren könnte. Beispiele aber allein beweisen nicht viel, denn es könnten ja in all den genannten Fällen besondre Glücksumstände der Grund für das Emporkommen gewesen sein. Das ist insoweit richtig, als ein Hans Huckebein allerdings auch in der reichtumstrotzenden Gegenwart nie auf einen grünen Zweig gekommen wäre; aber der Unglücksrabe ist gottlob nur ein Gebilde der Phantasie, während sich in Wirklichkeit im Leben eines Jeden Augenblicke des Glücks bieten, wenn er sie nur zu erkennen weiß und auszunutzen gewillt ist. Aber

Digitized by Google

freilich: das ist nicht jedermanns Sache, und Hans Huckebein ist eine lehrreiche Mär für die große Zahl derer, die an ihrem Pech selbst schuld sind. Wie sagt doch der unbarmherzige Goethe?

Daß Glück ihm günstig sei,
Was hilfts dem Stöffel?
Denn regnets Brei,
Fehlt ihm der Löffel.

Wir wollen einmal die wirtschaftlichen Verhältnisse, die den genannten Pionieren deutscher Industrie ihren Weg ermöglicht haben, einzeln Revue passieren lassen.

Der Erfolg der kaufmännischen Tätigkeit beruht auf einer doppelten Grundlage: der Kaufmann muß seine Waren erstens möglichst schnell und zweitens möglichst billig herstellen und verkaufen können. Nun ergibt ein Vergleich der Vergangenheit mit der Gegenwart, daß in der Schnelligkeit und Wohlfeilheit des Warenverkehrs unsre Tage ein großes Übergewicht haben. Wenn der Kaufmann in frühern Jahrzehnten merkte, daß er in der nächsten Zeit diesen oder jenen Artikel in größern Quantitäten absetzen könnte, so nützte ihm diese Erkenntnis nicht viel, denn ehe der Lieferant in der Lage war, für ihn diese Warenmenge herzustellen, vergingen Monate, und inzwischen war der Reiz der Neuheit und damit die Kauflust verflogen. Während früher die Herstellung eines Paars Schuhe einen ehrsamen Handwerksmeister einen Tag voll beschäftigt haben mag, machen die knatternden amerikanischen Maschinen einer einzigen Fabrik in Burg bei Magdeburg jeden Tag Hunderte, wenn nicht Tausende von Schuhen, und das Besohlen, das in der Werkstatt des Handwerkers Stunden in Anspruch nehmen muß, ist das Werk nicht von Minuten, sondern von Sekunden. Die alten Töpfermeister, die täglich nur eine geringe, fast an den Fingern zu zählende Anzahl von Töpfen herstellen konnten, müssen staunend erfahren, daß ein einziges Werk in Thale am Harz an jedem Tage über hunderttausend emaillierte Geschirre zum Verkauf stellt. Einer solchen Massenproduktion mit solcher Geschwindigkeit steht das ältere Geschlecht staunend und kopfschüttelnd gegenüber. Heute folgt eben die Produktion der Konjunktur auf den Wink. Die Bestellung ist in wenig Minuten durch den Telegraphen der Fabrik übermittelt — ein Wort des Direktors an seine Beamten, und das Räderwerk setzt sich in Bewegung; die Schornsteine, die Meilenzeiger moderner Produktion, beginnen zu rauchen, Tausende fleißiger Hände regen sich, und in wenig Wochen oder gar Tagen meldet die Fabrik die Ausführung des Auftrags.

Alle die Umstände, die dieses rasche Ergebnis hervorbringen, sind Erzeugnisse der modernen Zeit. Nur der Großbetrieb, ein Kind unsrer Tage, ermöglicht solche Erfolge, denn nur bei ihm ist es möglich, eine bis ins kleinste durchgeführte Arbeitsteilung unter vielen Menschen und vielen Maschinen durchzuführen und alle Einrichtungen zu treffen, die das rascheste Tempo in der Erledigung möglich machen. Die Kraft der Flüsse und der Ströme wird in den Dienst der Fabrik gestellt, die Motoren sausen und spenden ihre Kraft nach allen Seiten, wandernde Krane tragen die Lasten von einem Wagen zum andern, die Maschinen rasen und hämmern, und die selbsttätigen Bahnen be-

Digitized by Google

fördern die Halbfabrikate von Teilarbeit zu Teilarbeit, bis sich die fertige, wohlverpackte Ware, von unsichtbarer Hand geführt, in die Eisenbahnwaggons senkt, die vor der Tür des Lagerraums bereitstehn. Früher gab es keine so großen Betriebe wie heute, früher gab es auch nicht in solchen Unmassen die Rohstoffe, wie Kohlen, Eisen usw. Auch die Arbeitsteilung war noch nicht so weit vorgeschritten, und die Technik hatte uns noch nicht mit den Maschinen beschenkt, die heute zu Tausenden im Schutze der Fabrikmauern ihre rätselhafte Heinzelmännchentätigkeit ausüben.

Wo waren auch früher alle die vollkommenen Verkehrsmittel, die wie ein Spinngewebe mit immer engern Maschen unser Vaterland und die ganze Erde überziehn. Von der Eisenbahn will ich nicht mehr sprechen, denn sie gehört schon zum „eisernen Bestand“ unsers Verkehrswesens, aber von den Telegraphendrähten und den Telephonleitungen, den Kabeln und Rohrposten, den Dampfschiffen mit ihrer sich fortwährend steigernden Geschwindigkeit. Wo auch waren die billigen Postporti, die in ganz enormer Weise den Verkehr haben steigern helfen? Wie wäre es früher möglich gewesen, täglich Dutzende und Hunderte von Nachrichten zur Post zu geben für die fernsten Teile der Erde, wo das Briefporto nach Mark und Groschen wie jetzt nach Pfennigen zählte? Wie hätte man früher seine Rohstoffe in kürzester Zeit mit Dampfer und Eisenbahn in wenig Tagen oder Wochen aus Amerika und Australien herbeischaffen können? Wo gab es früher die dickleibigen Telegraphenschlüssel, die sogenannten Codes, die jetzt in den Komptoirs der Weltgeschäfte auf den Bortbrettern stehn und es ermöglichen, lange Gedankenreihen in einem Worte dem Adressaten im fernen wilden Westen oder im hintersten Indien in wenig Viertelstunden zu übermitteln? Was sind alle die Kunststücke Bellachinis gegen die staunenswerte Geschwindigkeit des modernen Verkehrs, an der das alte Sprichwort von der Hexerei auf die Probe gestellt wird! Wie armselig erscheint gegen alle diese Erscheinungen der Verkehr vor dreißig Jahren, wo man gerade in Deutschland den Flügelschlag der neuen Zeit erst zu fühlen begann und sich erst auf die neuen größern Verhältnisse einrichtete. Wo heute in Berlin an der Ecke der Alten Jakobsstraße und der Hollmannstraße ein stattliches Geschäftshaus zum Himmel ragt, lag noch bis vor kurzem im Schatten der Großstadtwolkenkratzer der Rest des Struveschen Parks, der seinerzeit in stiller Abgeschiedenheit als Kurgarten eines blühenden Badeorts diente — heute sausen die elektrischen Bahnen nach allen Richtungen vorbei, die vor dreißig Jahren noch im Schoße der Zukunft lagen. Keine Stadtbahn, geschweige denn eine Untergrundbahn, das jüngste Kind des Verkehrs, störte das Idyll. Langsam nur konnte man die Waren, die das Publikum brauchte und kaufte, herbeischaffen, und die Bahn zum Reichtum konnte deshalb nur viel, viel langsamer als jetzt zurückgelegt werden.

Und schließlich, wenn man die Ware in großen Quantitäten erhalten hatte: wie lange dauerte es, ehe man sie abgesetzt und den Gewinn in der Tasche hatte! Es fehlten die großen Käufermassen, über die wir jetzt verfügen, und an die wir uns sofort wenden können. Früher gab es keine Reklame, keine Zeitungen in dem Umfang wie jetzt; man konnte deshalb auch nicht mit An-

Digitized by Google

noncen ein so großes Publikum erfassen, wie für die Rentabilität absolut notwendig war. — Heute ist das alles anders. Das Deutsche Reich beherbergt über 55 Millionen Menschen und gewährt ihnen ein Einkommen, das einen großen Teil befähigt, den Lebensgenuß durch Erwerbung von Waren zu erhöhen. Die Zeitungen sind in Millionen von Exemplaren verbreitet; ihr Preis ist äußerst billig, ihre Auflage zählt oft nach vielen Zehntausenden. Die Annoncen haben darum eine viel größere Wirkung als einst; sie werden von einer viel größern und viel kaufkräftigern Menschenmenge gelesen.

Aber auch andre wirksame Wege hat die Reklame. In der Bahn, auf Brandmauern, an Bretterzäunen und Litfaßsäulen sehen wir bei unserm Gang zum Bureau des Morgens, wo wir diese oder jene neu eingetroffne Ware sofort kaufen können. Die breiten luxuriösen Schaufenster auf unserm Wege führen uns täglich die eben ausgepackte „neueste Mode“ vor Augen. Ja es gibt Geschäfte, deren ganze Grundlage die Reklame abgibt. Früher stöhnte man, wenn man im Jahre Hunderte oder Tausende für Reklamezwecke ausgab, wo jetzt Zehntausende lange nicht mehr ausreichen, und manche bekannte Firmen geben Hunderttausende für die Reklame aus. Alle diese Mittel der Reklame schaffen dem Handel die Möglichkeit, schnell eine große Käufermenge zu erreichen, während früher weder diese große Käuferzahl, noch die Mittel, schnell an sie heranzukommen, zur Verfügung standen. Man mußte deshalb früher froh sein, wenn man im Handel sein Kapital ein- oder zweimal im Jahre umsetzte, während jetzt in wenig Tagen die amerikanischen Kontrollkassen ihre eingesammelten Schätze fertig gebucht herausgeben.

Und nun erst die Kreditverhältnisse! Auch der Reichste konnte früher leicht in Geldverlegenheit kommen und nicht in der Lage sein, ein ihn lockendes Geschäft abzuschließen, da er die nötigen Kapitalien nicht schnell genug beschaffen konnte. Heute ist das Kapital in jeder Beziehung mobilisiert, und die Beschaffung von Bargeld in jeder Höhe ist in wenig Tagen möglich. Auch verschlangen früher die Zinsen, die man für eine zu geschäftlichen Zwecken aufgenommene Summe zu zahlen hatte, sehr oft den größten Teil des Gewinns. Jetzt ist der Zinsfuß, wie das Bürgerliche Gesetzbuch sogar ausdrücklich bestimmt, sehr gefallen; der Kaufmann kann billiger fremdes Geld in seine Dienste stellen als früher.

Wir sehen also, daß die moderne Zeit, was die Schnelligkeit anlangt, der Vergangenheit bei weitem überlegen ist. Aber auch die Wohlfeilheit der Waren, wenn auch nicht aller (des Kaviars leider!), hat große Fortschritte gemacht. Wie wäre es, was heute eine Kleinigkeit ist, möglich gewesen, eine Schachtel schwedischer Zündhölzer für 1 Pfennig anzubieten; die Uhr, die in der Nähe deines Herzens schlägt, hat vor Jahrzehnten das Dreifache von dem gekostet, was sie jetzt kostet, und wenn früher das deutsche Volk jährlich Hunderte oder Tausende von Uhren brauchte, sind es jetzt Hunderttausende. Könnte unser Volk wohl daran denken, sich diese Dinge in solcher Menge zu kaufen, wenn sich die Preise gleich geblieben wären? Aber die Billigkeit ermöglicht weiten Kreisen die Anschaffung — Schwefelhölzer sieht man nur noch auf Dörfern, und fast jeder erwachsene Mensch (in den Städten wenigstens) hat seinen Seiger in der Westentasche.

Digitized by Google

Die Umstände, die diese Wohlfeilheit der Waren ermöglichen, berühren sich eng mit denen, die die Schnelligkeit der Produktion beeinflussen. Der Verkauf billiger Schuhe, billiger Emaillegeschirre, billiger Zündhölzer und Uhren wäre nicht möglich, wenn nicht im Großbetriebe die Maschinen täglich zu Tausenden diese Waren herstellen könnten, also eine starke Ausnützung des in der Werkstatt festgelegten Kapitals erlaubten. Die Abgabe von Apfelsinen — in unsrer Kindheit eine kostbare und damit nur selten zugängliche Delikatesse — für wenig Pfennige ist auf den Umstand zurückzuführen, daß die Schnelligkeit unsrer Verkehrsmittel uns die fernern Produktionsländer in nützliche Nähe bringt. — Die Überlegenheit der Warenhäuser im Detailhandel ist zum großen Teil auch auf die Wohlfeilheit zurückzuführen: denn der Ankauf großer Quantitäten, der schnelle Umsatz infolge des Zuströmens großer Käufermassen, die Ausnützung der höhern Stockwerke usw. setzen das Warenhaus in die Lage, seine Preise niedrig zu bemessen und doch recht gut zu rentieren. Die Warenhäuser machen jetzt vortreffliche Geschäfte — noch vor Jahrzehnten war das nicht der Fall: es fehlten die Käufermassen, wohl auch die Fabrikgroßbetriebe, die den Voraussetzungen der Warenhäuser hätten entsprechen können, und so mußte z. B. der „Kaiserbazar“ in Berlin seine Pforten seinerzeit schließen.

Auch die moderne Gesetzgebung gewährt dem ehrlich nach Reichtum Strebenden ganz andre Handhaben als früher. — Hatte man früher die Absicht, eine Erfindung von großer Tragweite auszunutzen, so waren doch häufig die gesetzlich gegebnen Unternehmungsformen nicht darauf zugeschnitten. Jetzt gibt es eine ganze Reihe von Rechtsformen, die die praktische Ausführung einer Idee erleichtern: Aktiengesellschaften, Kommanditgesellschaften, offne Handelsgesellschaften „mit beschränktem und unbeschränktem Horizont“ usw.

Und dann: wenn man sich früher auch das Kapital hätte beschaffen können, so scheiterte die rentable Durchführung einer neuen Idee häufig an der völligen Freiheit der Konkurrenz; einen Schutz für den Erfinder gab es entweder gar nicht oder nur völlig ungenügend, und jede Erfindung wurde sofort ungestraft von Nachahmern ausgenützt, ohne daß der geistige Urheber einen Nutzen von ihr gehabt hätte. Er mußte es sich gefallen lassen, daß er von der Konkurrenz durch Unterbietung zugrunde gerichtet wurde. Heute aber gewährt das Patentgesetz fünfzehn Jahre lang — die andern „Gesetze zum Schutze des geistigen Eigentums“ für eine längere Frist — ganz allein ihm die sogenannte hohe Kante, auf der er den klingenden Lohn für seine Geschicklichkeit und seinen Fleiß auftürmen kann, ohne angstvoll in die Zukunft schauen zu müssen. Sogar der Geschmack genießt in der Gesetzgebung für eine lange Jahresreihe den Schutz des Staates, während früher jedes ansprechende Muster den Händen des Künstlers oder des anständigen Erwerbers erbarmungslos von der Konkurrenz entrissen wurde. Auch die einfachen, nicht an eine Erfindung anknüpfenden Fälle des unlautern Wettbewerbs hat der Gesetzgeber im Interesse des ehrsamen Kaufmanns unter Strafe zu stellen begonnen, und das Steigen des Selbstbewußtseins in den beteiligten Kreisen hat zweifellos, trotz der Zulässigkeit des berüchtigten Differenzeinwandes im Bankgeschäft, zur Hebung des Anstandes im Konkurrenzkampfe wesentlich beigetragen.

Digitized by Google

Ein weiterer, sehr wesentlicher Vorteil gegenüber der Vergangenheit entspringt aus der „Freizügigkeit." So bedauerlich auch gewisse Erscheinungen sind, die sie mit sich gebracht hat, so hat sie sich doch auf manchen Gebieten als ein sehr starker Hebel der wirtschaftlichen Tätigkeit erwiesen. Die Großindustrie hätte, wenn es ihr nicht ermöglicht worden wäre, große Arbeitermassen von überall her heranzuziehen, gar nicht die Grundlage für ihre Entwicklung gehabt. Dem Arbeiter selbst wäre ebenso der Weg zum Reichtum verschlossen geblieben, während er jetzt seine Arbeitskraft dort verwerten kann, wo er sie am höchsten bezahlt erhält. Der Unternehmer wiederum hätte ohne Freizügigkeit und Gewerbefreiheit nicht die Möglichkeit, seine Waren überall, wo er Lust hat, anzubieten usw. Das Terrain, innerhalb dessen jemand seine auf Gelderwerb gerichtete Tätigkeit ausüben konnte, war viel beschränkter, und Hunderte von Schranken stellten sich seiner Goldgräberei entgegen, die heute alle vom Winde der neuen Zeit niedergerissen worden sind, damit jeder Licht genug habe, Ausschau rings auf allen Wegen halten zu können nach seinem Glück!

Mit diesen flüchtigen Darlegungen, die leicht durch die Geschichte jeder Industrie ergänzt und belegt werden können, wollen wir uns begnügen. Sie zeigen, daß die Gegenwart in Schnelligkeit und Wohlfeilheit von der Produktion und dem Absatz jedem frühern Zeitalter bei weitem überlegen ist; sie beweisen also, daß für die, die reich werden wollen, die Chancen ganz gewaltig gestiegen sind. Die schlechtern alten Zeiten sind den bessern neuen gewichen, und überall ist die Bahn frei zu neuem Schaffen, zu neuem Erwerb. Freilich, „es fordert Gott, verlangt ihr seinen Segen, die Hände, die er euch verliehen, zu regen."

Das Zeitalter des Schlaraffenlandes ist noch nicht angebrochen und wird uns nie und würde uns auch nie beglücken. Es genügt nicht nur, daß man fleißig auf seinem Posten steht, nicht, daß man den alten, von andern ausgetretenen Pfaden nachläuft, sondern es gilt, selbständig auf Entdeckungs- und Eroberungszüge auszugehn und Pfadfinder zu sein. Das mag nicht ganz leicht sein, aber es ist auch nicht so sehr schwer. Wenn man die Straßenhändler auf der Friedrichsstraße in Berlin beobachtet, wie einige von ihnen eine außerordentliche Geschicklichkeit entfalten, immer mit neuen auf die Kauflust der Passanten berechneten Waren hervorzutreten, staunt man über den genialen Unternehmungsgeist. Man kann von diesen äußerst geschickten und rührigen Leuten, die zum Teil zweifellos guten Erfolg haben, so paradox das klingen mag, mancherlei über das Aufspüren neuer Erwerbsquellen lernen. Strenge deinen Kopf dazu an, daß du billiger produzierst als die andern; prüfe, wo die Rohprodukte für das Fabrikat, das du herstellen willst, am besten zu haben sind, wo die Kräfte, die deine Maschinen treiben, nicht so viel kosten wie die der Konkurrenz, und die Arbeitslöhne niedriger sind, und dort gründe dein neues Unternehmen. Forsche, wo du die Ware, die du zu verkaufen gedenkst, am schnellsten und wohlfeilsten erhältst, sodaß du billiger sein kannst als die Konkurrenz; entdecke als moderner Kolumbus Absatzgebiete, die deiner Konkurrenz noch unerschlossen sind, schau um dich mit offnem Auge nach allen Seiten, wie und wo du einen Vorsprung gewinnen und die Rolle des Pioniers für deutsche Arbeit und deutsche Tatkraft übernehmen kannst! Raffe dich auf und mache

Digitized by Google

nicht die schlechten Zeiten verantwortlich für die Leere deines Portemonnaies, sondern dich selbst nach dem alten Grundsatz: Jeder ist seines Glückes Schmied.

Die Klage, daß alle modernen Industrien unter Überproduktion und Überkonkurrenz litten, spricht nicht gegen unsre Ansichten, denn es kann nicht geleugnet werden, daß die Zeit vom Baume unsrer Volkswirtschaft jährlich viele morsch gewordne Äste abschüttelt, dafür aber viele neue Zweige sprießen, neue Industrien erstehn läßt, neue Absatzgebiete oder neue Käufermassen für neue Waren schafft. In den letzten Jahrzehnten haben wir viele Menschen bei diesem Emporblühn reich werden sehen; ich will nur an die Elektrizitätsindustrie, an die Fahrrad-, Konserven-, Brikett-, an die Postkarten- und an die photographische Industrie erinnern, alles Kinder der neuesten Zeit, deren ursprüngliche Vertreter jetzt wohlgenährte Rentiers geworden sind. Wer hätte vor Jahrzehnten, zum Teil sogar vor einem einzigen Jahrzehnt an diese Industrien überhaupt gedacht! Ich bin kein Kaufmann, also nicht in der Lage, die Entwicklungstendenzen der einzelnen Industrien für die nächste Zukunft zu übersehen, aber die Behauptung wird zutreffen, daß es auch jetzt eine Reihe von Gewerbezweigen gibt, die in der nächsten Zukunft große Fortschritte machen werden.

Also: schau um dich, und wenn dein Herz am Golde hängt, nach Golde drängt, du Armer, dann stürze dich mit Fleiß und Energie hinein in den Kampf ums goldne Kalb. „Reichsein“ ist eine schöne, erstrebenswerte Sache, wenn man einen guten Gebrauch von seinem Überfluß zu machen weiß, wie der Amerikaner Carnegie, der aus Prinzip seine Millionen langsam für öffentliche Stiftungen verwendet und den reichen Mann beklagt, der als Millionär sterbe. Der Güter größtes ist aber der Reichtum nicht. Frau von Kügelgen, die Mutter des wegen seiner „Erinnerungen“ bekannten „alten Mannes,“ betete zu Gott, keines ihrer Kinder möge reich werden, und der Ausspruch Christi, wie schwer es für einen Reichen sei, ins Himmelreich zu gelangen, weist uns auf die Gefahren hin, die der Reichtum für seinen Besitzer in sich birgt. „Reich werden“ — darf nie Selbstzweck sein, wenn auch die Stirner und Nietzsche mit ihren gefährlichen Ideen vom gesunden Egoismus, Übermenschentum und Sichausleben den altpreußischen Grundsatz von „Armut und Edelsinn“ leider über den Haufen gerannt haben, und man es mit Hoffmann von Fallersleben beklagen muß:

Daß man gar so wenig weiß
Heutzutag von Ehrenpreis.
Jeder in seinem Garten baut
Lieber Tausendgüldenkraut.

Und doch wissen „die Reichen“ nicht genug davon zu sagen, daß das Gold nur Schimäre sei, und daß Leberecht Hühnchen recht habe: ... wer das Glück in sich trägt in still zufriedner Brust, der wandelt sonnigen Herzens dahin durch die Welt, und der goldne Schimmer verlockt ihn nicht, dem die andern gierig nachjagen — denn das Köstlichste nennt er bereits sein eigen.

Digitized by Google

Das Grabdenkmal des Komturs

Seitdem der ſpaniſche Ordensgeiſtliche Fray Gabriel Tellez unter dem Namen eines Tirſo de Molina in der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts die Statue des Komturs Don Gonçalo de Ulloa und deſſen Mörder Don Juan Tenorio auf die Bühne gebracht hat, ſind die Forſcher vergeblich bemüht geweſen, ſich und uns darüber Gewißheit zu verſchaffen, ob Komtur und Caballero fix und fertig dem fruchtbaren Hirn des überaus begabten Dichters entſprungen ſind, wie einſt Pallas Athene dem Haupte des Olympiers, oder ob ſich Tatſachen oder Legenden vorfinden, denen der geiſtreiche Mann den Stoff ſeiner Comedia ganz oder teilweiſe entnommen haben könnte. Wie der Wiſſensdrang die Geographen nicht eher ruhen läßt, bis ſie die verborgenſten Quellen eines Fluſſes ausfindig gemacht haben, ſo liegt dem Literarhiſtoriker daran, ſich vom Urſprung einer wie ein fruchtbares Samenkorn auf das literariſche Feld gefallnen Idee ein möglichſt wahrheitsgetreues Bild machen zu können.

Wenn nicht in allerneuſter Zeit auf dieſem Gebiet Entdeckungen gemacht worden ſind, deren Kunde nicht bis zum Schreiber dieſer Zeilen gedrungen iſt, ſo iſt das, was man — außer durch die mit Don Juan Tenorio ſeit dem Erſcheinen des Burlador de Sevilla immer lebhaft beſchäftigt geweſne Fiktion — von dieſem ſchönen, aber gewiſſenloſen Lebemann weiß, nicht eben viel. Seit man Sevilla den Mauren abgenommen hatte, war in dieſer Perle von Kaſtilien die Familie der Tenorio unter den erſten geweſen, und unter denen ihrer Mitglieder, die ſtädtiſche und ſtaatliche Ämter bekleidet hatten, wird auch Don Alonſo Jufre Tenorio als Admiral genannt. Aber mit des Geſchickes Mächten iſt kein ewiger Bund zu flechten, und ſchon von ſeiner Tochter Doña Tereſa hören wir, daß ihr die Familienreſidenz, ein ſeinerzeit von den Mauren erbauter Palaſt, der ihren Ahnen nach der Vertreibung der Erbauer von der kaſtiliſchen Krone geſchenkt worden war, durch Peter den Erſten im Wege der Konfiskation entzogen wurde, weil ſie ihre Zunge nicht in der Gewalt gehabt und ſich ungebührlich über den Monarchen geäußert hatte, porque habló mal del Señor Rey. Der Palaſt wurde von dem Fürſten der Brüderſchaft des heiligen Leander geſchenkt, die ihn in ein noch heutigentags in Sevilla beſtehendes Kloſter umwandelte. Wenn man dem Profeſſor Don Joaquin Hazañas y la Rua, der im Jahre 1893 in Sevilla bei Izquierdo y Cª eine Monographie unter dem Titel: Génesis y desarrollo de la Leyenda de Don Juan Tenorio veröffentlicht hat, glauben darf, ſo enthalten weder die lokalen, noch die Landeschroniken, noch auch eine eingehende genealogiſche Studie des D. M. T. Cordero de Santoyo El verdadero Don Juan Tenorio

Digitized by Google

irgendwelche bestimmte Angaben, datos precisos, über den Helden der Tirsoschen Comedia.

In einer 1887 aus Anlaß der Säkularfeier der ersten Aufführung des Mozartschen Don Juan bei E. Pierson, Dresden und Leipzig, erschienenen, neben allerhand Kuriositäten auch manches Wissenswerte enthaltenden Schrift gibt freilich deren Verfasser, Karl Engel, alle nur irgend wünschenswerte Auskunft über Don Juan Tenorio und dessen Geschwister sowie über die Ermordung des Komturs und die an dem Mörder genommne Rache, aber wo es auf Seite 13 darauf ankommt, uns mit den Quellen, aus denen er dieses überraschende Wissen geschöpft hat, bekannt zu machen, läßt er uns erkennen, daß wir es nicht mit einem die Glaubwürdigkeit der benutzten Quellen peinlich prüfenden Benediktiner zu tun haben: desinit in piscem mulier formosa superne. Diese geschichtlichen Nachrichten, schreibt er, über die Person des Don Juan wie der Familie Tenorio sollen sich, wie verschiedne Schriftsteller mitteilen, in spanischen Chroniken finden.

Man möchte am liebsten Herrn Karl Engel glauben, der alles so bestimmt und so hübsch ausführlich erzählt und uns sogar mitteilt, daß derselbe Don Juan de Tenorio, von dem die Sevillaner nichts in Erfahrung gebracht haben, Oberkellermeister des Königs und Ritter von der roten Binde, Cavaliero de la Banda, auch mit der Geliebten des Königs, Maria Padilla, verwandt war: aber die spanischen Vakaterklärungen sind zu bestimmt und zu umfassend, und der von Karl Engel einzig namhaft gemachte Gewährsmann Don Eugenio de Ochoa, den er zwei Seiten vorher — wahrscheinlich infolge eines Druckfehlers — Ochia nennt, wird von den spanischen Forschern so kavalierement mit andern Literaten, die unüberlegterweise ein unkontrolliertes Gerede haben abdrucken lassen, se han atrevido á estampar irreflexivamente una vulgar conseja, abgefertigt, daß man mit dem besten Willen zu diesen Nachrichten kein rechtes Vertrauen fassen kann. Von der überaus sensationellen Geschichte, daß Don Juan Tenorio, nachdem er den Komtur erstochen hatte, von den Insassen des Klosters San Francisco unter einem listigen Vorwand angelockt und von ihnen ermordet worden sei, wollen weder unser Professor Hazañas noch dessen Gewährsmann Sr. D. Leopoldo Augusto de Cueto etwas wissen, obgleich doch die damit im Zusammenhang stehende Meldung Ochoas, die Mönche hätten nach Don Juans Ermordung die Nachricht verbreitet, er sei von der Statue des Komturs, die er beleidigt habe, in den Höllenrachen geworfen worden, so wohltuend gruselig ist und mit allem, was uns auf dem Theater vorgeführt wird, aufs beste übereinstimmt. Diese Geschichte, sagt D. Leopoldo Augusto de Cueto, hat nicht einmal den Vorzug, durch das Alter geheiligt zu sein, denn „der fleißige Lista, der mit den mündlichen und schriftlichen Überlieferungen von Sevilla durchaus vertraut ist, läßt sie ganz unerwähnt. Auch ist kein Volkslied (romance popular) bekannt, das auf diese phantastische Legende Bezug hat.“ Sogar der Behauptung Ochoas, die Familie Tenorio habe in der zum Kloster San Francisco gehörigen Kirche eine eigne Begräbniskapelle gehabt, widersprechen unsre Sevillaner, indem sie anführen, keiner ihrer Chronisten, von denen einige, unter ihnen Ortiz de Zuñiga, aus-

Digitized by Google

führlich, minuciosamente, die Grabdenkmäler des Klosters San Francisco beschreiben, erwähne eine Kapelle oder einen Grabstein der Ulloas, keiner von ihnen berichte etwas von dem Ochoaschen Vorfall in der dortigen Kirche. Freilich meldet Ochoa, leider ohne seinen Gewährsmann anzugeben, die Kapelle und die Statue des Komturs seien um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts durch eine Feuersbrunst verzehrt worden.

Und — mögen nun die Engelschen oder die Hazañasischen Behauptungen mehr den Tatsachen entsprechen — darüber, daß mit dem Denkmal und der Statue des Komturs etwas besondres los gewesen sein muß, das Tirsos Phantasie lebhaft angeregt und beschäftigt hat, kann kaum ein Zweifel bestehn. Professor Hazañas teilt mit, der Ordensgeistliche Pedro de San Cecilio, der den Tirso auf einer Visitationsreise nach San Domingo begleitet habe, erwähne in einer von ihm hinterlassenen Schrift einen Besuch Tirsos in Sevilla und bemerke hierzu folgendes: Man glaubt, daß die von unserm Dichter bei dieser Gelegenheit zur Kenntnis genommnen Überlieferungen und eine Besichtigung des dem Komtur Ulloa errichteten Grabdenkmals der erste Anlaß zu seinem herrlichen und berühmten Drama „Der steinerne Gast" gewesen sind. Don Cayetano Alberto de la Barrera, der Gewährsmann von Hazañas, habe diese Bemerkungen einem Manuskript des Fray Pedro de San Cecilio, das früher dem Sr. Colon gehört habe und sich jetzt im Besitz des Dr. D. José Mª de Alava befinde, selbst entnommen (tomada). A la bonne heure, so ein Manuskript, von dem man weiß, in wessen Besitz es ist, ist doch ein ganz andrer Anker als die Mitteilungen „verschiedner" Schriftsteller, die von geschichtlichen Nachrichten sprechen, die in spanischen Chroniken stehn „sollen."

Wer von den Lesern der Grenzboten sich die Mühe nehmen will, die betreffenden Stellen in Tirsos Burlador nachzulesen, wird finden, daß das dem Komtur Ulloa vom König errichtete Grabdenkmal in dem Drama — wir würden es der darin enthaltnen humoristischen Szenen und Gespräche ungeachtet kaum eine Komödie nennen — eine große Rolle spielt. Das liegt schon in der Natur der Sache, da es die Statue ist, die den leichtsinnigen und gewissenlosen Caballero mitsamt seinem vorlauten: pah, es hat noch gute Weile, ché largo me lo fiais! den höllischen Flammen zuführt. Auch konnte ja die den Kern der dramatischen Idee bildende Inschrift: Hier erwartet der tugendhafteste Ritter vom Himmel die Bestrafung eines Verräters,

Aqui aguarda del Señor
El mas leal caballero
La venganza de un traidor —

nicht gebührend in den Vordergrund gestellt werden, wenn das Denkmal nicht erst von dem König umständlich bestellt und dann die Inschrift von dem „Verräter" beim Besuche der Klosterkirche bemerkt und dem ihn begleitenden Diener vorgelesen würde. Bis hierher scheint nichts vorzuliegen, was der Annahme im Wege wäre, das Monument habe samt dem Komtur, den es vorstellte, nur in der Phantasie des Dichters seine Existenz gehabt, sei von

Digitized by Google

ihm aufgerichtet, geschmückt, mit einer Inschrift versehen und im entscheidenden Moment mit dem frechen Burlador, der es am Bart gezupft haben sollte, in die Unterwelt verwiesen worden.

Sonderbar ist es nur, daß sich der Dichter, der im ganzen Verlaufe des Stückes keinen Wink für die Inszenierung gibt, in dem einzigen Falle, wo sich Herr und Diener durch ein Pförtchen ins Kloster begeben, um der Einladung der Statue zum Nachtmahl zu folgen, zu einer szenischen Weisung herbeiläßt, die dem Leser doppelt überflüssig erscheint, wenn er in Betracht zieht, daß die Vorstellungen auf der spanischen Bühne zu Tirsos Zeiten in der Hauptsache ohne Kulissen und Versatzstücke vor sich gingen. „Sie treten durch eine Tür ein und gehn durch eine andre wieder hinaus" — entran por una porta, y salen per otra —, heißt es in allen, auch den ältesten Ausgaben. Bringt einen das nicht unwillkürlich auf den Gedanken, daß dem geistigen Auge des Dichters eine bestimmte Lokalität, ein Vorraum, den man durchschreiten mußte, um in die Kirche zu gelangen, oder eine zweite Tür, die man passieren mußte, um in die Kapelle zu treten, in lebhaftester Erinnerung war, und daß er nicht umhin konnte, diese Tatsache auch dem Zuschauer zugänglich und fühlbar zu machen? Die zweitgenannte Eventualität, daß es sich nach des Dichters Absicht bei der zweiten Tür um den Eingang in die Kapelle handelte, ist die wahrscheinlichere, da der Komtur in einer frühern Szene dem Don Juan, den er nun auch seinerseits zum Abendessen geladen hat, seine Kapelle als den Ort bezeichnet, wo ihn dieser treffen werde. Donde he de ir? fragt Don Juan; a mi capella, antwortet der Komtur.

Und nun gar die letzten drei Verse des Stücks, in denen der König den Befehl erteilt, das Grabdenkmal zu würdigster Erinnerung nach dem Kloster San Francisco in Madrid überzuführen:

Y el sepulcro se translade
En San Francisco en Madrid
Para memoria mas grande.

Hätte das Denkmal, ich drücke mich etwas gewagt aus, nur in der Phantasie des Dichters „gelebt," so würde ihm nun und nimmermehr ein solcher Gedanke gekommen sein, schon um deswillen nicht, daß er wenig Augenblicke zuvor das Denkmal samt Don Juan und dem Komtur vor den Augen des entsetzten Publikums hat in die Erde sinken lassen.

Unnötig und geradezu widersinnig hören diese drei Verse nur dann auf zu sein, wenn es in Madrid im Kloster San Francisco ein Grabdenkmal gab, mit dem eine an die Katastrophe des Burlador erinnernde Legende im Zusammenhang stand, an die anzuknüpfen der Dichter aus irgendeinem Grunde den Wunsch hatte. Man wird also, sollte man meinen, nicht in Sevilla, sondern in Madrid nach den Spuren einer solchen Legende suchen müssen.

Digitized by Google

Der Reichskanzler

Das Rosenfest der Frühlingskönigin, als die der Oberbürgermeister von Berlin die erlauchte Braut des Kronprinzen bei ihrem Einzuge begrüßte, hat an dem Hochzeitsmorgen auch dem Reichskanzler eine Morgengabe — die Fürstenkrone gebracht. Viel ist schon darüber geschrieben worden; die meisten Blätter haben sich den „naheliegenden" Vergleich mit der Fürstenkrone Bismarcks von 1871 nicht entgehn lassen.

Lag er wirklich so nahe? Mit der Verleihung des Fürstentitels an Bismarck war Kaiser Wilhelm dem Vorgange seines Vaters gefolgt, der nach dem ersten Befreiungskriege zu Paris am 3. Juni 1814 die Fürstenwürde an Blücher und Hardenberg für ihre großen Verdienste um die Wiedererhebung Preußens und die Befreiung des Vaterlandes verlieh. Die Übertragung des österreichischen Fürstenstandes an Metternich, der seit 1803 Reichsfürst war, war am 20. Oktober 1813 vorangegangen. Für König Friedrich Wilhelm mag die Erwägung nicht ohne Einfluß gewesen sein, daß wo Österreich in Schwarzenberg und Metternich den Fürstentitel an der Spitze des Heeres wie der Staatsverwaltung hatte, der ruhmvolle Führer des preußischen Heeres und der verdienstvolle Staatskanzler, die beide sehr viel größere Ruhmestitel aufzuweisen hatten als Schwarzenberg und Metternich, hinter diesen in Rang und Würden nicht zurückstehn sollten.

Anders stand die Sache bei Bismarck. Um die Zeit, wo Moltke im Hauptquartier zu Versailles seinen siebzigsten Geburtstag beging, war davon die Rede gewesen, ihm und Bismarck Titel zu verleihen, die mit den wiedergewonnenen alten Landesteilen Elsaß und Lothringen in Verbindung gebracht werden sollten. Als Bismarck davon erfuhr, wehrte er sich energisch gegen diese Übertragung „napoleonischer Gepflogenheiten" auf den preußischen Dienst. Aber es war dennoch selbstverständlich, daß ihm am Abschlusse eines so außerordentlichen Kapitels der Weltgeschichte eine seinen unsterblichen Verdiensten entsprechende Auszeichnung zuteil wurde. Bismarck empfing den Fürstentitel gleichsam als Schöpfer von Kaiser und Reich am Morgen der Eröffnung des ersten deutschen Reichstags, am Tage vor dem ersten Geburtstage, den König Wilhelm als deutscher Kaiser beging. Das eigenhändige Schreiben des Kaisers vom 21. März 1871 an Bismarck verweist ausdrücklich auf diesen Zusammenhang.

Der Regierung des ersten deutschen Kaisers waren von dem Tage an, wo er die Regentschaft in Preußen übernahm, bedeutende Ziele gesteckt. Vielleicht nicht von ihm selbst, der wiederholt ausgesprochen hat, daß seinem Sohne große Aufgaben vorbehalten seien. In der Zeit der Armeereorganisation

Digitized by Google

betrachtete er sich gleichsam als einen andern Friedrich Wilhelm den Ersten, der für den Sohn und Nachfolger das Heer vorzubereiten habe, das dieser zur Erfüllung der Aufgaben Preußens nötig haben würde. Damit erklärt sich auch der Abdankungsgedanke, der wiederholt in kritischen Augenblicken an ihn herantrat. Als Bismarck im September 1862 berufen wurde, lag die Abdankungsurkunde, wenngleich noch nicht unterzeichnet, auf dem Schreibtisch des Babelsberger Schlosses, und noch im Juli 1866 telegraphierte Bismarck an den Gesandten in Paris, daß der König lieber entschlossen sei, abzudanken als auf eine Vergrößerung Preußens zu verzichten, und daß er den Kronprinzen zu sich berufen habe. Die Vorsehung hatte es anders mit Deutschland beschlossen und sich gerade diesen schon betagten Monarchen mit seinen großen Charaktereigenschaften und seiner Ehrfurcht gebietenden Persönlichkeit als Werkzeug für die Einigung Deutschlands erkoren. Sie führte ihm auch die Männer zu, mit denen er diese Arbeit vollbringen konnte; seine Dankbarkeit hieß ihn dann auch seinen großen Mitarbeitern die höchste Anerkennung und die größten Ehren zuwenden: für Bismarck den Fürstentitel, für Moltke und Roon den Grafentitel, ebenso für beide den Feldmarschallsrang, den bis dahin in Preußen weder der Generalstabschef noch der Kriegsminister getragen hatte. Alle drei waren eben mehr, und waren namentlich auch dem Könige persönlich mehr als die obersten Leiter ihrer Ressorts; sie verkörperten in ihren Persönlichkeiten die Lebenskraft, die Siegeskraft des preußischen Staates.

Als der jetzige Reichskanzler auf seinem Vorbereitungsposten des Staatssekretärs des Auswärtigen zum Nachfolger des Fürsten Hohenlohe ernannt wurde, vollzog sich eigentlich nur, was in politischen Kreisen allgemein erwartet worden war. Von dem Tage seiner Berufung aus Rom nach Berlin im Jahre 1897 hatte man in ihm den eigentlichen Minister Kaiser Wilhelms des Zweiten gesehen.

Fürst Hohenlohe hatte es bei seinem Amtsantritt in vertrautem Gespräch als seine Aufgabe bezeichnet, Öl auf die aufgeregten Wogen zu gießen; wenn es ihm gelungen sein werde, sie einigermaßen zu beruhigen, wollte er den Kaiser bitten, das weitere jüngern Händen anzuvertrauen. Er hatte an eine Kanzlerschaft von wenig mehr als zwei Jahren geglaubt; der damals fünfundsiebzigjährige Staatsmann konnte keine großen Pläne für eine lange Zukunft machen. Die Beruhigung der aufgeregten Wogen war ihm freilich nur soweit gelungen, als die durch die Entlassung Bismarcks heraufbeschwornen Gegensätze in Betracht kamen. Die Gegensätze, in die die Regierung durch die Handelsverträge zur Landwirtschaft, durch die Kanalvorlage zur konservativen Partei geraten war, hatte er nicht nur nicht zu bannen vermocht, sie hatten sich im Gegenteil vertieft. Es war nicht zu verkennen, daß die Autorität der Regierung dem Reichstage gegenüber im Rückgang war; der Glaube an die Einheitlichkeit in der Aktion des Staates war stark erschüttert.

Der neue Reichskanzler sah somit wahrlich keine leichte Aufgabe vor sich. Große Ziele, die die Aufmerksamkeit der Nation beanspruchen, ihre Tatkraft sammeln konnten, waren nicht vorhanden, es mußte also an eine stille, unermüdliche Arbeit gegangen werden, die beiden Gegensätze langsam zu überbrücken. Die Aufgabe war um so schwieriger, als Graf Bülow selbst nicht

Digitized by Google

Landwirt und durch seinen langen Dienst im Auslande den innern Angelegenheiten und namentlich den Parteien und ihren Führern fremd war. Eine begreifliche Delikatesse hatte ihm dabei auch in den Vorbereitungsjahren die Notwendigkeit auferlegt, sich außerhalb seines Ressorts als Staatssekretär des Auswärtigen am politischen Leben nur mit großer Zurückhaltung zu beteiligen und Anknüpfungen nur mit Vorsicht zu wählen. Als Kaiser Wilhelm ihm am 17. Oktober 1901 auf dem Bahnhofe zu Hamburg die Mitteilung machte, daß er ihn nunmehr zum Reichskanzler ernannt habe, mag Graf Bülow nicht ausgesprochen, aber doch gedacht haben, was Bismarck im Jahre 1850 dem König auf dessen Mitteilung, daß er als Bundestagsgesandter nach Frankfurt solle, erwidert hatte: „Wenn Eure Majestät den Mut haben, zu befehlen — ich habe den Mut, zu gehorchen.“ Denn wenn der nunmehrige Fürst Bülow auch keine von den Eigenschaften hat, die man an Bismarck als junkerlich zu bezeichnen pflegte, eine jedenfalls teilt er mit ihm: an Aufgaben, die gelöst werden müssen, gutes Muts und in der Überzeugung heranzutreten, daß sich die Lösung auf irgendeine Weise werde erreichen lassen. Sei das Ganze nicht erreichbar, so werde man auch mit zwei Dritteln einstweilen zufrieden sein. Für Bismarck ist die Äußerung ungemein charakteristisch, die er bei Königgrätz zu dem Kommandeur der Brandenburger Kürassiere tat, als das Regiment aus dem österreichischen Granatfeuer zurücktritt, und der Führer auf Bismarcks Frage nach dem Grunde des Abmarsches bemerkte: „Wir können hier vor den Granaten nicht halten bleiben.“ — „Ich glaubte, Sie würden hinreiten und nachsehen, wo sie herkommen,“ lautete Bismarcks Antwort. Man darf dieses Wort getrost als eine Regel ansehen, nach der er sein politisches Metier handhabte. Bei vorurteilsloser Prüfung der Bülowschen Amtsführung, vorurteilslos in dem Sinne, daß sie nicht an dem Maßstab einer andern Zeit und deren Aufgaben, sondern an ihrer Zeit und ihren Aufgaben gemessen wird, wird man vielleicht doch finden, daß der jetzige Reichskanzler nicht anders verfahren ist, soweit nicht andre Bedingungen des Handelns für ihn vorhanden waren. Er selbst hat es gelegentlich ausgesprochen, daß er, um eine Attacke zu reiten, festen Boden unter den Füßen haben müsse, auf schwankendem Boden ginge das nicht. Wenn die Bismarckische Politik zum großen Teil — wenn auch bei weitem nicht in so großem, als man sich gewöhnlich vorstellt — im Attackenreiten, das heißt im Angreifen des Gegners bestand, so darf dabei vor allen Dingen nicht übersehen werden, daß ihr von 1862 bis 1870 große Ziele gegeben waren, bei deren Verfolgung er der Zustimmung eines großen Teiles der Nation sicher sein durfte, und deren Erreichung zum großen Teile vom preußischen Heer abhing, dessen Leistungsfähigkeit außer jedem Zweifel stand. Darum hat Bismarck auch für dieses Heer als für die nie versagende ultima ratio seiner auswärtigen Politik Alles eingesetzt, die Übereinstimmung mit dem Könige gerade in diesem Gedanken hat in den drei ersten, den kritischen Jahren seines Ministeriums wohl mit am meisten zu der Befestigung seiner Stellung beigetragen. Die Aufgaben, die Bismarck beim Amtsantritt als Minister vor sich sah, machten bis zum Jahre 1866 eine starke Offensive nach außen und zugleich eine energische Defensive nach innen nötig, während von 1866 bis 1870 alles dem einen Gedanken untergeordnet

Digitized by Google

wurde: der Vorbereitung für die unvermeidliche Auseinandersetzung mit Frankreich.

Von alledem war für den Grafen Bülow nicht die Rede. Seine Kanzlerschaft wurzelt in ganz andern Bedingungen und Voraussetzungen als einst die Ministerschaft Bismarcks. Es ist deshalb auch gar nicht möglich, die Laufbahnen beider Männer und die ihnen zuteil gewordnen Anerkennungen miteinander zu vergleichen. Dazu sind die Zeiten und ist alles, was in Betracht kommt, doch zu verschieden. Bismarck fand bei seinem Amtsantritt eine Machtfrage vor, die er dahin zusammenfaßte, ob in Preußen der König oder die Majorität des Abgeordnetenhauses regieren solle. Für die Zukunft des Landes war ein starkes Heer wichtiger und notwendiger als alles andre. Dieses Heer mußte mit oder ohne Parlament erhalten werden. Bismarck wußte, daß man ihn als Retter in der Not gerufen hatte, daß er für den Kampf bestimmt war, wenn keine Verständigung gelang. Er ging in diesen Kampf mit voller Zuversicht und mit dem festen Glauben an Erfolg, entschlossen, wie er auch dem König erklärt hatte, im Notfalle auch ohne Budget zu regieren. Alte Gegensätze aus dem Jahre 1848 flammten neu auf; sie haben Bismarck zum Teil bis an das Ende seiner Amtsführung begleitet.

War Bismarck so der Minister des Kampfes, so sollte Graf Bülow nach seinem ganzen Charakter wie nach dem Willen seines Monarchen im Gegenteil der Minister der Versöhnung sein, und zwar der Versöhnung gerade mit denen, die für Bismarck in seinen ersten Kämpfen die Hauptstützen gewesen waren: mit der Landwirtschaft und den Konservativen. Den Gegensatz zwischen ihnen und der Krone zu überbrücken war um so notwendiger, als gegen die Konservativen in Preußen wohl in einzelnen Fragen entschieden, aber nicht dauernd regiert werden kann, wenigstens nicht mehr nach der Einführung des allgemeinen Stimmrechts im Reiche. Von einem Frontmachen gegen die Sozialdemokratie und die Massenherrschaft kann doch nur mit der nachhaltigen Unterstützung auch jener Kreise die Rede sein, denn dieser Kampf ist nur mit Erfolg möglich, wenn sich alle bürgerlichen Parteien dazu einmütig um die Regierung scharen. Aus diesem Grunde konnte Graf Bülow auch nicht daran denken, eine prinzipielle Frontstellung gegen das Zentrum einzunehmen, das obendrein eben die beiden Flottengesetze bewilligt hatte, denn die bürgerliche Schlachtordnung gegen die Sozialdemokratie ist so lange nicht vollzählig, als das starke Zentrumsbataillon darin fehlt. Demgemäß mußte aus der Regierungsaktion alles verschwinden, was nach Fortsetzung oder Erneuerung des Kulturkampfes aussah. Das Vertrauen der deutschen Katholiken mußte gewonnen werden, ohne den Staatsinteressen in ernsten Fragen etwas zu vergeben. Dieses Problem war um so schwieriger bei den Notwendigkeiten einer energischen und beharrlichen Ostmarkenpolitik mit festen Zielen. Der Kampf gegen die Sozialdemokratie endlich hatte eine umsichtige und wohlwollende Sozialpolitik zur Voraussetzung, denn nur dadurch gewann die Regierung die Möglichkeit, wenigstens bei einem Teile der Arbeiterschaft den Glauben an die heutigen Staatseinrichtungen zu erhalten — und für die Stunde des ernsten Kampfes ein gutes Gewissen!

Digitized by Google

So war für den Grafen Bülow die innere Lage bei seinem Amtsantritt als Reichskanzler; an innern Schwierigkeiten war mithin nach keiner Richtung Mangel. Zu diesen Schwierigkeiten gesellte sich dann noch die mißliche Finanzlage des Reichs bei der stetig wachsenden Notwendigkeit des Ausbaues von Heer und Flotte. Gestützt auf das Vertrauen der deutschen Bundesfürsten und Regierungen, das ihm im vollsten Maße zuteil geworden war, durfte jedoch der neue Kanzler mit Zuversicht hoffen, dieser Schwierigkeiten allmählich Herr zu werden.

Der Umstand, daß er den innern Fragen zum wesentlichen Teile als homo novus gegenüberstand, hat ihm sein Amt gewiß erschwert, aber auch nicht wenig erleichtert. Auf kein andres Programm eingeschworen als das des monarchischen Staatsgedankens und des gesunden Menschenverstandes, durch keine Beamtentradition der innern Verwaltung festgelegt, niemals an irgendeine Partei gebunden, den neuen Verhältnissen mit einer kühlen, ruhig abgestimmten Lebensphilosophie, aber heitern und zuversichtlichen Sinnes gegenübertretend, Menschen und Dinge mit dem prüfenden Blick des erfahrnen Diplomaten beurteilend, so hatte Graf Bernhard von Bülow den Reichskanzlerposten übernommen. Er hatte keinerlei Bedingungen gestellt. Mit der Person des Kaisers, die vor allem für ihn in Betracht kam, war er vertraut genug, ebenso mit seinen Mitarbeitern im Reichsdienst. Wie er seine Stellung als preußischer Ministerpräsident auffaßte, ging aus einer Ansprache hervor, die er in der ersten von ihm präsidierten Sitzung des Staatsministeriums hielt, worin er die geschlossene Einheit der Regierungsaktion forderte. Er trat damit in direkten Gegensatz zu Caprivi, der in einer seiner ersten Reden „die größere Selbständigkeit der Ressorts“ proklamierte. In dieser Hinsicht ist dem Grafen Bülow mehr gelungen als Bismarck, der über die Schwierigkeiten, die ihm seine preußischen Kollegen bereiteten, viel geklagt hat. Graf Bülow hat die Notwendigkeit der Einheit und Übereinstimmung der preußischen Politik mit der Reichspolitik mit viel größerm Erfolge zur Wirkung und Geltung gebracht, als dies seinen drei Vorgängern möglich gewesen ist.

Zieht man heute, nach einer noch nicht fünfjährigen Leitung der Geschäfte durch den Grafen Bülow, das Fazit, so sehen wir den verständigen Teil der Landwirtschaft durch Zolltarif und Handelsverträge befriedigt, die Kanalvorlage in ihrem wesentlichsten Teile unter Dach und Fach. In die Ostmarkenpolitik ist, wenn auch im einzelnen manches zu wünschen bleiben mag, ein frischer und entschlossener Zug gekommen, der sich nicht nur in Worten, sondern auch in Taten kundgibt; die Sozialdemokratie weiß genau, daß der jetzige Reichskanzler, wenn er auch noch keinen einzigen Gesetzentwurf gegen sie eingebracht hat, ihr dennoch ein entschlossener und nicht nur im parlamentarischen Kampfe gewachsner Gegner ist, dem weder ihre Zahl noch ihre Kampfesart imponiert. Er läßt sich durch beides nicht abschrecken und wartet seine Zeit ab. Was das Zentrum anlangt, so ist jüngst im „Reichsspiegel“ der Grenzboten darauf hingewiesen worden, daß die Katholiken mehr als ein Drittel der Bevölkerung, also auch der Reichsmacht und Reichsgewalt ausmachen, also einen gerechten Anspruch auf eine entsprechende Behandlung

Digitized by Google

haben. Dieser Tatsache hat der Reichskanzler Rechnung getragen, und der Erfolg davon wird so wenig ausbleiben wie bei jeder folgerichtigen Politik. Der Bruchteil von 21 von 60 Millionen Deutschen ist sogar noch viel höher zu berechnen, denn die 21 Millionen Katholiken bilden eine einheitlich feste Organisation, während die 35 Millionen Protestanten zum großen Teil nur dem Namen nach Protestanten sind und nichts weniger als eine einheitlich machtvolle Parteiorganisation darstellen. Sie bestehn im Gegenteil in einer Anzahl politischer und kirchlicher Parteien, die gegeneinander feindseliger verfahren als gegen das Zentrum. So beruht die starke Stellung und der politische Einfluß des Zentrums nicht auf einer Konnivenz der Regierung, sondern auf der Kurzsichtigkeit und der Indifferenz der 35 Millionen Protestanten, die den Kampf gegeneinander für das Wichtigste halten. Auch steckt in dieser Zahl wohl noch obendrein ein großer Bruchteil der Sozialdemokratie.

Gegenüber der Zerfahrenheit, in der der Reichskanzler unsre innern Verhältnisse vorfand, sind somit Zahl und Umfang der von ihm innerhalb der verhältnismäßig kurzen Frist erreichten Erfolge doch recht bedeutend. In die gesamte Regierung ist ein frischerer Zug gekommen, der Reichskanzlerposten ist wieder viel mehr zu Ehren, Ansehen und Wirksamkeit gelangt, und dem preußischen Staatsministerium sind bei seiner allmählichen Ergänzung in den Ministern von Einem, Budde, Bethmann-Hollweg Kräfte ersten Ranges gewonnen worden.

Die Betätigung des Reichskanzlers auf dem Gebiete der auswärtigen Politik hat mehr und mehr Anerkennung gefunden, auch bei denen, die sich einen deutschen Reichskanzler nicht anders vorstellen können als mit Stiefel und Sporen klirrend einherschreitend und mit der Faust auf den Tisch schlagend. Als wir des „eisernen Kanzlers“ bedurften, um Preußen und Deutschland zu ihren Zielen zu führen, hat Gott uns ihn gesandt. Bismarck hat drei Kriege führen müssen, er würde auch vor dem vierten, falls er nötig gewesen wäre, nicht zurückgeschreckt sein. Aber er hat vom Frankfurter Friedensschluß bis zu seinem Rücktritt neunzehn Jahre lang mit aller Energie und allen Mitteln an der Erhaltung des Friedens gearbeitet, dazu den Berliner Kongreß einberufen, das Bündnis mit Österreich geschlossen, es zum Dreibund erweitert und hat es verstanden, neben diesem auch noch eine intime Annäherung an Rußland, ja sogar vertrauliche vertragsmäßige Verabredungen fast ein Jahrzehnt lang zu erhalten. Vorbildlich für seine Nachfolger kann mithin nicht der Bismarck sein, der das Deutsche Reich zu gründen und Preußen an dessen Spitze zu bringen hatte, sondern der Staatsmann, der sich nach getaner Kriegsarbeit neunzehn Jahre lang bemüht hat, das schwer Errungne zu sichern und nicht ohne zwingenden Grund vor die Notwendigkeit neuer Entscheidungen zu stellen. Dieser Politik ist Graf Bülow gefolgt, ohne irgendwo Deutschland auch nur das geringste zu vergeben. Eine der schwierigsten Aufgaben, vor die ein deutscher Staatsmann gestellt werden konnte, war die chinesische Verwicklung; wir sind mit Ehren und Ansehen daraus hervorgegangen. Während er von Intriguen und Anfechtungen aller Art umlauert war, ist dem Reichskanzler die Erneuerung des Dreibundes gelungen, der, wenn er auch die frühere Bedeutung nicht mehr haben mag, durch sein Erlöschen immerhin eine

Digitized by Google

nicht unbedenkliche Lücke in der Gruppierung der Mächte schaffen würde. Nach langjährigen Verdächtigungen von englischer und französischer Seite, die uns recht nahe an einen Konflikt mit Amerika gebracht hatten, ist es gelungen, gute und vertrauensvolle Beziehungen zu den Vereinigten Staaten herzustellen, Frankreich hat durch die marokkanische Angelegenheit eine ernste Verwarnung erhalten, die hoffentlich auf lange Zeit ihre Früchte trägt, und England, das sich alle Mühe gibt, uns in Schwierigkeiten zu verwickeln, um inzwischen das Jangtse-Tal einzuheimsen und manche andre Frage mit Ausschluß Deutschlands zu lösen, sieht sich abermals um den Erfolg seiner Bemühungen gebracht. Während des jetzigen ostasiatischen Krieges ist es Deutschland gelungen, das Vertrauen Rußlands durch gute Nachbarschaft zu befestigen und dabei dennoch das Mißtrauen zu zerstreuen, das in Japan gegen uns bestand. Damit sind selbstverständlich nicht alle Zukunftsmöglichkeiten verbürgt, aber Deutschland hat mit Beruhigung erfahren, daß bei dem vielen schlechten Wetter, durch das unser Staatsschiff in den letzten fünf Jahren gefahren ist, immer der große Mann an Kompaß und Steuer gestanden hat. Dazu kommen dann freilich noch mancherlei Schwierigkeiten, die nicht von außen, sondern von innen oft recht plötzlich und unvermittelt auftauchten, und deren nachteiligen Folgen der Reichskanzler mit Takt und Geschicklichkeit rechtzeitig vorzubeugen wußte. Wie er im Parlament jederzeit fest und entschlossen für den Kaiser eingetreten ist, so hat er auch Ungelegenheiten, die aus der kaiserlichen Initiative entsprungen waren, wie seinerzeit vor der Ankunft des chinesischen Sühneprinzen oder in der lippischen Sache, mit geschickter Hand zu beseitigen gewußt. Viele Dinge, deren Ursachen und Wirkungen heute in ihrem Zusammenhang dem Publikum entgehn, werden später sicherlich einmal nicht zuungunsten des Reichskanzlers ihre Aufklärung finden. Aber heute schon hat sich in weiten Kreisen des Landes mehr und mehr die Überzeugung befestigt, daß wir in Bernhard von Bülow einen Kanzler haben, wie er unsern heutigen Verhältnissen nicht besser angepaßt sein könnte, und vielleicht ist die Behauptung nicht unrichtig, daß die Annahme der Berggesetznovelle im Abgeordnetenhause allein mit Rücksicht auf seine Person geschehen ist und aus demselben Grunde im Herrenhause geschehen wird.

Nun kann man zugeben, daß alle diese Verdienste noch nicht ausreichen, wie bei Blücher, Hardenberg und Bismarck den Fürstentitel darauf zu begründen. Aber das ist doch Sache des Monarchen allein, dem die Verleihung solcher Gnadenbezeugungen von Rechts wegen zusteht. Seit dem Tode Kaiser Wilhelms des Ersten ist eine Reihe solcher Rangerhöhungen geschehn, die jedenfalls sämtlich bei weitem weniger auf Verdienst um Krone und Land begründet waren. Die Fürstenwürde begründet für den Reichskanzler, so lange er im Amte ist, durchaus keinen neuen Rang; Bismarck hat seinerzeit dafür gesorgt, daß der Reichskanzler im Range allem vorausgeht, was nicht aus souveränen Häusern stammt. Dazu bedarf es mithin des Fürstentitels nicht. Aber andrerseits will uns allerdings die „Exzellenz“ als eine unzureichende Titulatur für den deutschen Reichskanzler erscheinen, die ihn aus der Fülle der ihn umgebenden Exzellenzen bei weitem nicht genug heraushebt. „Der Kanzler in Germanien“ sollte mit seiner in der Welt einzigen Stellung

Digitized by Google

eo ipso dem deutschen Fürstenstande angehören. Der verewigte Feldmarschall Manteuffel pflegte zu sagen: „Der Feldmarschall steht über der Exzellenz“ und ließ sich von seiner Umgebung gern „Herr Feldmarschall“ anreden. In noch viel höherm Grade gilt dies von der weithin über die Erde ragenden Stellung des Reichskanzlers, auf die alle Völker zu sehen gewöhnt sind.

Der nunmehrige Fürst Bülow hängt schwerlich an diesen äußerlichen Dingen, zumal da eine Deszendenz für den Fürstentitel nicht vorhanden ist. Im Amte bedarf er seiner nicht, außer Amte würde ihm sein Platz in der Hofrangordnung wahrscheinlich sehr gleichgiltig sein. Anders steht es aber um den Monarchen, der seinem Dankgefühl einen bleibenden, weithin sichtbaren Ausdruck geben will und so die mit der Verleihung des Fürstentitels verbundne Anerkennung dadurch verdoppelt, daß er sie an das schönste Familienfest im Kaiserhause knüpft. Wie, wann und wodurch sich der Kaiser dankbar erweisen will, darüber ist er allein Herr. Von allen Fürstentiteln, die seit Bismarck verliehen worden sind, haftet an diesem jedenfalls nicht nur Gunst, sondern weit vor allen andern wirkliches Verdienst.

Es ist bekannt, daß der Reichskanzler die ihm schon nach der Annahme der Handelsverträge zugedachte Fürstenwürde bescheiden abgelehnt hat, unter anderm mit dem Hinweise darauf, daß er sie einem parlamentarischen Erfolge, bei dem doch immerhin weite und ehrenwerte Kreise des Landes die Überwundnen wären, nicht verdanken möchte. Die Verleihung am Hochzeitsmorgen des Kronprinzen gibt der nunmehr erfolgten Auszeichnung so sehr den Charakter persönlicher Huld, daß mit Ausnahme der Neider sich niemand verletzt fühlen und Graf Bülow sich ihr nicht entziehn konnte.

Die neue Fürstenkrone ist von diplomatischem und parlamentarischem Lorbeer umrankt, dieser aber umhüllt von den Rosen des Hochzeitstages, an dem der Kaiser, in dem Bedürfnis, seinem ersten Berater eine Freude zu bereiten, ihm diese Krone in früher Stunde zur Morgengabe brachte. Die Stärkung, die die politische Autorität des Reichskanzlers dadurch erfahren hat, ist höher anzuschlagen als die Auszeichnung selbst; am höchsten aber ist es der Wunsch, worin der Kaiser sich mit der großen Mehrzahl aller patriotischen Deutschen begegnet, daß dieser Kanzler in Germanien uns noch lange erhalten bleiben möge. H. J.

Meißen

Von Otto Eduard Schmidt

Es ist nun fast dreißig Jahre her, aber noch immer steht mir der Tag frisch im Gedächtnis, wo ich zuerst den Boden der ehrwürdigen Stadt Meißen betrat. Am „schwarzen Brett“ der Universität Leipzig war zur Aushilfe für einen zum Militär eingezognen Oberlehrer des Meißner Progymnasiums ein älterer Student gesucht worden — ich hatte mich, da es sich nur um einen Monat handelte, und ein Gehalt von 150 Mark verheißen wurde, gemeldet und die Stellung erhalten. Als ich danach eines Sonnabends mit der Bahn nach Meißen fuhr, ahnte ich nicht, daß

Digitized by Google

mir dort dereinst für lange Zeit eine geliebte Wohn-, Amts- und Studienstätte werden sollte, aber der Wunsch, daß es so kommen möchte, stahl sich gleich bei der ersten Bekanntschaft in mein Herz. Es war ein leuchtender Augustnachmittag, als ich vom rechtselbischen Bahnhof über die alte Brücke schritt und durch die Elbgasse auf den Heinrichsplatz kam. Ich kann nicht sagen, daß mich damals die reichen geschichtlichen Erinnerungen der Stadt bewegten, von ihnen wußte ich sehr wenig, oder daß ich das schöne Landschaftsbild wirklich erfaßte, dazu war ich zu wenig geübt, aber ich hatte doch eine dunkle Empfindung davon, daß hier ein gelobtes Land sei, wo Milch und Honig fließt: die Luft erschien mir weicher und wohliger, die Sonne wärmer und heitrer als anderswo, und der Bronnen zu Füßen des steinernen Königs Heinrich, der stolz und behutsam sein Burgmodell im Arme trägt, rauschte eine süße, verheißungsvolle Melodie. Und als ich rechts abbiegend durch gewundne Gassen und Gäßchen höher stieg bis zu dem malerischen Torweg am Baderberg, über dem sich helles Weinbergsgelände und die dunkle Flanke des Doms, rote Steildächer und die lustigen Türme der Burg und der Bischofspfalz zu einem ragenden Gebild aufbauten, das weit in den blauen Himmel hineinschaute, da war ich, dessen Wiege in einer poesiearmen Woll- und Fabrikstadt des Vogtlandes gestanden hatte, und der aus der planimetrischen Sphäre der Pleißenstadt zugereist war, von der neuen Welt wie verzaubert. Zu meiner Freude fand ich in eben dem stillen, großen, kühlen Hause, vor dem ich stehn geblieben war, ein anheimelndes Quartier. Am nächsten Tage, einem Sonntage, steigerte sich mein Entzücken, als ich im Fluge alle die schönsten Punkte der Stadt und ihrer nächsten Umgebung durchstreifte. Danach geriet ich an den urbehaglichen Frühstückstisch einer weinschänkenden Bäckerei, wo glattrasierte ältere Herren der Bürgerschaft mit sanft geröteten Gesichtern über den tadellosen Vatermördern Pasteten und Rotwein schmausten, und endlich fand ich in dem fast benachbarten Hotel zum blauen Stern, das damals auf der Höhe seiner Entwicklung angekommen war, an der langen Table d'hôte der Junggesellen einen Platz. Ich hatte bis dahin meinen Mittagsappetit genügsam meist im Leipziger Konvikt gestillt, aber die Meißner „Sternsuppe" war doch ein recht schöner Gegensatz zu der damaligen „Konviktsuppe," in die der alte Leuthier — so hieß unser Aufwärter — jedesmal beim Aufsetzen der schweren Zinnschüssel einen Kristalltropfen fallen ließ, den wir schon lange zuvor an seiner dürren Nasenspitze zittern gesehen hatten. Und als nun gar der Älteste der Tafelrunde mit vorgebundner Serviette ein Riesenstück saftigen Ochsenfleisches in rosige Scheiben zerlegte, ein feister Kapaun folgte, und saftiges Dünstobst den Beschluß machte, da staunte ich nicht wenig über die ungewohnte Üppigkeit. Es war ein vielgestaltiger muntrer Kreis, in den mich ein gütiges Schicksal geführt hatte: gewürzt vor allem durch den liebenswürdigen Humor der Münchner und der Dresdner Maler, die damals (1876) mit der Ausschmückung der Albrechtsburg beschäftigt waren. Des Nachmittags zog man die Dresdner Straße hinaus, wo die ganz besonders anmutige Welt der Meißner Frauen und Mädchen in bunten Scharen spazieren ging, und dann hinauf auf das noch fast ganz mit Reben bestandne Spargebirge in eine ehemalige „Engländerei," wo man unter reifendem Obst im Freien saß und auf die weißgrünen Dampfer hinunterspähte, die den eng zwischen grünen Bergen dahinflutenden Strom belebten. Abends kehrte ich in die Stadt zurück, sah das fröhliche Gewimmel von Fremden und Einheimischen auf Straßen und Plätzen, stieg einsam zur stillern Oberstadt empor und genoß beim Zauberschein des Mondes noch einmal die erhabnen Konturen des Doms und der Burg, und an die Mauerzinne vortretend sog ich den süßen Duft der Blumen und Gärten, die sich zum Strom hinunterzogen. Aus ihnen erscholl froher Gesang schwärmender Gesellen und Saitenklang bis tief in die Nacht, und als ich heimging, sah ich manche schwankende Gestalt bewegliche Schatten ziehn, aber niemand achtete sehr darauf. Voll der neuen Eindrücke ging ich schließlich zu Bett, und noch beim Einschlafen entspann sich in meiner Philologenseele ein Wettstreit des Taciteischen Spruches: Diem noctemque continuare

Digitized by Google

potando nulli opprobrium mit den anmutigen Versen der Odyssee, in denen die Herrlichkeit des Phäakeneilandes gepriesen wird.

* * *

Heute würde man in Meißen vergebens das Idyll jener Tage suchen. Durch die immer mehr zunehmende Industrie hat sich die Stadt sowohl in ihren Baulichkeiten wie im Charakter des Lebens und der Bevölkerung stark verändert. Die Meißner Bevölkerung, ein kräftiger untersetzter Typus mit viel blondem Haar und blauen Augen, ist durch einen ganz besondern Hang zu heiterm Lebensgenuß, durch ziemliches Selbstbewußtsein und fröhlichen Mutterwitz ausgezeichnet, der namentlich von den Hinterwäldlern des Schradens und der Niederlausitz so gefürchtet war, daß sie, um sich an den witzigen Meißnern für so manche Spottrede zu rächen, die Rede von dem „dummen Jungen von Meißen" aufbrachten, die weder einem Hofnarren des Kurfürsten Ernst noch einem alten Bilde des Gasthofs zur Sonne noch einer Porzellanfigur ihr Dasein verdankt, sondern der Notwehr der Holzbauern aus dem Schraden und aus Finsterwalde, sowie der Zwiebel- und Meerrettichhändler aus dem Spreewalde und aus Kalau. Heute hat sich die Eigentümlichkeit des alten Meißner Volkstums durch Zuzug von Tausenden fremder Arbeiter, namentlich von Tschechen und Polen, sehr verwischt. Auch an Stelle des frühern halb ländlichen Straßenlebens ist ein geschäftiges Hasten, ein lärmendes Durcheinander von bepackten Menschen, Lastwagen und Maschinen getreten; herrliche Bauten des Mittelalters, wie das Franziskanerkloster, zahlreiche Kirchen, die Stadttore, ja sogar das erinnerungsreiche Posthaus haben den Verkehrsforderungen der Neuzeit und oft wenig geschmackvollen Neubauten weichen müssen, und ein dichter Gürtel großer Fabriken und qualmender Essen umhüllt den alten Kern der Stadt. Aber dieser ist glücklicherweise noch unversehrt erhalten und birgt noch immer so viel malerische Prospekte, hochragende Giebel und Türme, phantasievolle Durchblicke und ehrwürdige Baudenkmäler, daß Meißen als die altertümlichste Stadt des Landes gelten kann. Auch der Charakter des Lebens bewahrt, wenigstens wenn man genauer zusieht, noch etwas Phäakisches. Die ältern Bürger zumal gehn noch immer zu „Weine" zu den Bäckern und Böttchern, wo der „Schieler" — wenn er rein ist — das beliebteste Getränk ist und eine neckisch-schraubende Unterhaltung, vor allem aber jene liebenswürdig flunkernde elbländische Epik großzieht, deren Gebiet von den Revolutionsjahren 1848/49 bis zur jüngsten Vergangenheit reicht. Leider ist von den großen Meistern dieser Erzählungskunst in den letzten Jahren einer nach dem andern schlafen gegangen, und fast der einzige noch lebende, „der alte Brück," kommt wegen hohen Alters nicht mehr an die Öffentlichkeit. Etwas Phäakisches zeigt sich auch in der Fülle der wurst- und schinkenbeladnen Fleischereien und der kuchenstrotzenden Schaufenster der Bäckereien, die jedem Fremden auffällt, ebenso in der ausgedehnten und ganz allgemeinen Feier des jährlichen Schützenfestes. Da wird der „Herr König" und die „Frau Königin" geehrt, als handle es sich wirklich um gekrönte Häupter; da hat sogar der Ärmste Geld, und alle Handwerksarbeit ruht so gründlich, daß eine Woche lang auch nicht die geringste Reparatur an Gewand oder Hausrat gefertigt werden kann.

* * *

Die Chronik von Meißen ist noch nicht geschrieben. Der Mann, den, wie seine trefflichen Vorarbeiten zeigen, die Vorsehung selbst dazu bestimmt zu haben schien, Wilhelm Loose, ist einem frühzeitigen Tode erlegen (1903). Sie müßte ein groß angelegtes, auch für die allgemeine deutsche Geschichte wichtiges Buch werden: denn Meißen ist die älteste deutsche Stadt an der obern Elbe, die älteste auch unter dem reichen Kranze der Städte des Königreichs Sachsen. In zwanzig Jahren wird man sich rüsten, die tausendjährige Jubelfeier ihrer Gründung zu begehn. Der Leipziger Historiker Karl Lamprecht hat einmal Meißen einen Mikrokosmos

Digitized by Google

der deutschen Entwicklung genannt, und er hat Recht damit. Die folgenden Seiten werden hoffentlich den Beweis dafür liefern, wenn sie auch natürlich nichts sein können als ein ärmlicher Ausschnitt aus einer unermeßlichen Fülle des Stoffes.

Glücklicherweise steht am Anfang der Geschichte Meißens eine durchaus klare Angabe des Bischofs Thietmar von Merseburg (gestorben 1018), der Meißen aus eigner Anschauung kannte: „König Heinrich rodete einen an der Elbe liegenden, damals (928) mit dichtem Walde bedeckten Berg, baute dort eine Burg, gab dieser von einem an ihrer Nordseite vorbeifließenden Bache den Namen Misni (= Meißen) und schützte sie, wie es noch heute zu geschehen pflegt, durch Besatzung und Befestigungen."

Hier ist jedes Wort eine Offenbarung, an der man nicht, wie es häufig geschieht, drehen und deuteln soll. Natürlich wurde die ganze Plattform des Berges, das ganze castrum Misnense mit einer Befestigungslinie umgeben, die eigentliche Burg aber wurde da errichtet, wo der von Süden (von der Burggasse her) heraufgeführte Weg das Plateau erreichte, also etwa an der Stelle des heutigen Burgkellers. Es war nicht leicht, hinaufzukommen. Denn nach Passierung des ersten Tores (am Burglehn) kam man an die tiefe Schlucht, die den spätern Afraberg vom Schloßberge trennte. Sie wurde zunächst nur mit einer Bohlenbrücke überspannt, dann folgte das zweite Tor mit Zugbrücke da, wo jetzt wieder ein mit dem heiligen Georg (Mosaikbild) geschmückter moderner Torbau steht. Dahinter begann die Vorburg, nach dem Meisatal zu durch einen Wehrgang gedeckt, von der eigentlichen Burg durch eine Mauer geschieden; in dieser war ein jetzt verschwundnes drittes Tor. An den drei oder vier Ecken des birnenförmigen Gebildes, dessen gekrümmter Stiel der Aufgang war, standen gewaltige Steintürme, von denen noch der südöstliche, der sogenannte Bischofsturm übrig ist, in der Mitte des Ganzen ragte der „rote Turm," die Stelle des kaiserlichen, später markgräflichen Gerichts. Es gab zunächst weder ständige Burggrafen noch Markgrafen, sondern abwechselnd waren gewaltige Recken des westlicher wohnenden Sachsenadels mit der Hütung der Grenzfeste betraut, die als das erste Bollwerk deutscher Herrschaft an der obern Elbe über die von zinspflichtigen Slawen bewohnte Landschaft der „Lommatzscher Pflege" den schützenden Arm hielt und weithin in die dunkeln Wälder des rechten Elbufers hineinleuchtete.

Nach dem Tode des gewaltigen Slawensiegers Gero (gestorben 965) sah sich Kaiser Otto genötigt, das Slawenland in einzelne Marken aufzulösen und mit Hilfe der Kirche neu zu organisieren. So wurde auch über die Gaue Nisani und Dalaminzi ein besondrer Markgraf als höchster militärischer und richterlicher Beamter des Kaisers eingesetzt, der sich von der ältesten und wichtigsten Burg des Landes Markgraf von Meißen nannte; ihm trat im Jahre 968 ein Bischof von Meißen für die Christianisierung und den kirchlichen Ausbau des Landes zur Seite. Diese Organisation prägte sich auch auf dem Meißner Burgberg aus: der noch unbebaute Raum, das Breitstück der Birne, wurde durch eine von Westen nach Osten laufende Mittellinie geteilt; links entstand die curia marchionis, rechts der romanische Dom und die curia des Bischofs; an beide Teilstücke schlossen sich an den Abhängen des Berges größere „Pertinentien" an, die Schloßfreiheit und die Domfreiheit, und unten am Ostabhange des Berges zwischen Fels und Strom bildete sich ein Burgvorort (suburbium), worin die Vethenici, die slawischen Burgverteidiger wohnten, neben ihnen aber auch schon einige Handwerker und Händler, die ein gewisses Marktrecht für den Verkehr mit den nun zahlreichern Insassen der Burg bekamen.

Auch das suburbium war mindestens durch Palisaden verschanzt. Es hatte die Form eines slawischen Rundlings, dessen Anger und Teich wohl an der Stelle des jetzigen Gewandhauses lag. Der Theaterplatz (im Volksmunde noch „Jahrmarkt" genannt) mit seinem südlichen und nördlichen Ausgange läßt die Gestalt und den Umfang dieses Rundlings noch erkennen; er endete nach Norden zu in einer Wasserburg (aquaticum castrum, Reste davon, zum Beispiel die Jakobskapelle,

Digitized by Google

sind in die jetzige Freimaurerloge eingebaut), das zugleich die Zollstätte für die Hebung des im Jahre 983 dem Bischof vom Kaiser Otto dem Zweiten verliehenen Elbzolls enthielt. So waren also bis zum Jahre 1000 der ursprünglichen kaiserlichen Grenzburg drei wertvolle Glieder angewachsen: die curia marchionis, die curia episcopi und das suburbium samt der Wasserburg.

Als um 1050 Kaiser Heinrich der Dritte die Organisation der Mark dadurch vervollständigte, daß er für Meißen, Dohna, Leisnig und Döben (bei Grimma) besondre Burggrafen als kaiserliche Beamte einsetzte, Distriktsbeamte, die neben den Markgrafen, etwa wie im alten Rom die Prätoren neben den Konsuln, gewisse militärische und richterliche Funktionen ausübten, so brachte das auf dem Schloßberge keine räumliche Änderung hervor: der kaiserliche Burggraf bezog einfach die schon vorhandne kaiserliche Burg. Wohl aber entstanden daraus später rechtliche Schwierigkeiten, da die Markgrafen, je mehr sie im zwölften und im dreizehnten Jahrhundert ihre bloße Beamtenstellung in eine Landeshoheit zu verwandeln vermochten, um so mehr darauf bedacht waren, die kaiserlichen Burggrafen zu ihren Lehnsleuten zu machen. Schon im Jahre 1150 erscheint Burggraf Hermann als fidelissimus des Markgrafen Konrad des Ersten, später andre als Vertreter der Markgrafen bei Gerichtsprozessen vor dem Landdinge.

Ein fünftes wichtiges Glied des heutigen Meißen erwuchs seit 1205 in der afranischen Freiheit, dem Gebiete des 1205 gegründeten, aus einer schon lange zuvor bestehenden Kirche der heiligen Afra hervorgegangnen Augustinerchorherrenstifts St. Afra. Der „Hohlweg“ schied die afranische Freiheit von der Freiheit des Burggrafen.

Weit wichtiger aber war das sechste Glied: die eigentliche Stadt Meißen. Über ihre Entstehung ist man nur in einigen negativen Ansichten einig, nämlich daß sie weder eine kaiserliche noch eine bischöfliche Gründung war, noch aus dem alten Suburbium hervorgewachsen ist. Im übrigen tobt der Streit der Meinungen hin und her. Nach meiner Ansicht war der Hergang etwa folgender. Als mit dem Markgrafen Konrad dem Ersten (1123 bis 1156) friedlichere Zeiten kamen, und die Kolonisation rasch fortschritt, genügte der alte „Jahrmarkt“ des Burgvororts nicht mehr für den Handelsverkehr der Insassen mit der deutsch werdenden, wirtschaftlich aufblühenden Landschaft. Deshalb vereinigten sich die auf dem Burgberge und im Suburbium maßgebenden weltlichen Gewalten, also der Markgraf und der Burggraf, und legten in der Mitte zwischen dem Burgberge und der Triebisch, doch des Hochwassers wegen möglichst weit von der Elbe, also zu Füßen des Afraberges einen fast quadratischen Markt an und ließen ihn mit Häusern umbauen. Diese neue Siedlung erscheint unter dem bezeichnenden Namen Forum im Jahre 1205 in den Urkunden, sie muß aber noch einige Jahre oder Jahrzehnte älter sein, weil 1205 schon die an der Westseite stehende Stadt- oder Frauenkirche (capella s. Mariae forensis) vorhanden ist. Allmählich verbinden Straßen dieses Forum mit der Burg (Burgstraße), dem Burgvorort und der Elbe (Elbgasse und Leipziger Straße). Die Unregelmäßigkeit dieser Straßen deutet auf ein allmähliches Wachstum der neuen Stadt, nicht auf einen von vornherein feststehenden (ostdeutschen) Bebauungsplan. Im Jahre 1221 ist schon das den Armen, wohl aber auch den Kaufleuten und den Schiffern dienende Laurentiusspital vorhanden, 1256 erscheint die Stadt (universitas burgensium Misnensium) in fertiger Ummauerung, und 1270 ist schon ein neues — das siebente Glied — an die ganze Meißner Siedlung angewachsen: die Neumarktgemeinde, d. i. die Judenvorstadt jenseits der Triebisch. Meißen ist von Haus aus keine rein markgräfliche Stadt gewesen, sondern wie in den militärischen und ritterlichen Befugnissen der Landschaft neben dem Markgrafen mit einem engern Amtsdistrikt der Burggraf steht, so ist dieser sicher auch bei der Gründung der Stadt mit beteiligt. Meißen ist also eine markgräfliche und burggräfliche Stadt zugleich. Nur unter dieser Annahme verstehn wir, daß der Burggraf, wie in seinem ganzen Distrikte, so auch in

Digitized by Google

der Stadt Meißen von allen gerichtlichen Bußgeldern den „dritten Pfennig“ d. h. den dritten Teil bezieht, während die beiden andern Drittel dem Markgrafen gehören, daß der Burggraf auch von den Fleischhauern und den Bierbrauern eine Abgabe, ja sogar einen allgemeinen Herdzins aus der Stadt erhält. Endlich zeigt uns auch das älteste Meißner Stadtsiegel die annähernd gleiche Stellung des Markgrafen und des Burggrafen über der Gemeinde: unter einer durch vier Türme angedeuteten Burg steht ein barhäuptiger, mit dem Schwert gegürteter Mann, der in der Linken einen Baum mit dem meißnischen Löwen des Markgrafen, in der Rechten einen Baum mit den gekreuzten Balken, dem Wappen des Burggrafen, trägt.

Die erste Blütezeit Meißens fällt unter die Regierung Heinrichs des Erlauchten (gestorben 1288). Er hielt im Markgrafenhause der Burg, das spätestens seit 1206 auch eine mit Bildern geschmückte Kemenate hatte, öfters Hof; wie er selbst zu den berühmten Minnesängern seiner Zeit zählte, so war auch sein Hof eine gastliche Heimstätte für Helden der Leier und der Turnierlanze. Heinrich Frauenlob wurde damals (1250) in Meißen geboren. Unten in der Stadt aber siedelten sich neben den Handwerkern, den kleinen Kaufleuten und den Juden auch vornehme aus dem Westen zuwandernde Geschlechter und ritterliche Herren aus den benachbarten Dörfern an, wie die Ratslisten des folgenden (vierzehnten) Jahrhunderts beweisen: Herren von Pegau und von Ellenburg, von Elgersdorf, von Brockwitz, von Zehren usw. Bedeutendes Leben entfaltete sich damals auch auf dem der Kirche zugewiesnen südlichen Drittel des Burgberges. Mit dem Machtbereich der wettinischen Markgrafen war auch der Sprengel des Bistums Meißen gewaltig gewachsen: er reichte von der Zwickauer Mulde ostwärts bis zum Bober und zum Queis und vom Erzgebirge nordwärts bis zur untern Spree und mittlern Oder, ja bei dem Kastell Schiedlo sogar auf das rechte Oderufer hinüber. Noch heute können wir aus der Bistumsmatrikel ersehen, wie viel Mark Silbers jede Stadt- und Dorfkirche, ja sogar jeder Altar dieses großen Gebiets in den Schatz des Meißner Doms zinste. Mit diesen reichlich fließenden Mitteln begann Bischof Withego der Erste (1266 bis 1293) um 1280, den veränderten hierarchischen und künstlerischen Verhältnissen Rechnung tragend, den ältern romanischen Dombau niederzulegen und allmählich durch einen gotischen zu ersetzen. Die Fundamente des romanischen Baues sind bei den jetzigen Arbeiten zur Verstärkung der Grundmauern entdeckt worden. Withego hat den hohen Chor, das Kreuzschiff, einige Joche des Langhauses und die schöne nach Süden liegende achteckige Johanniskapelle mit ihrem ursprünglich offnen Unterbau errichtet, aber nach seinem Tode wurden auch die Unternehmungen des Bischofs empfindlich gestört durch eine schlimme Katastrophe, die länger als ein Jahrzehnt den Bestand der wettinischen Herrschaft bedrohte. Heinrichs des Erlauchten Regierung, die so im heitern Lichte weitschauender Pläne und Entwürfe begann, hatte im Dunkel unheilvoller Familienzwistigkeiten geendet. Ländergierige Kaiser wie Adolf von Nassau und Albrecht der Erste von Österreich benutzten diese Verhältnisse, teils durch Käufe, teils durch Einziehungen der Lehen die reichen Besitzungen der Wettiner an sich zu bringen. Bald nach Beginn des Jahres 1296 eroberte König Adolf das tapfer verteidigte Freiberg und ließ sechzig Häupter der Bürgerschaft durch das Beil des Henkers sterben, die andern rettete Friedrich der Freidige nur durch Abtretung seiner andern festen Plätze, insonderheit von Meißen, vor dem Tode.

Damals vollzieht sich ein auffälliger Wandel in der Stellung der Meißner Burggrafen. Meinher der Dritte (1254 bis 1308) war, wie es scheint, mehr gezwungen als freiwillig, immer als der erste der Vasallen der wettinischen Markgrafen erschienen und von ihnen zu mancher Einengung seiner Gewalt genötigt worden; damals aber, und zwar schon 1293, trat er zur Partei König Adolfs über, um auf diesen gestützt seine Reichsunmittelbarkeit wiederherzustellen. Zwar kam am 13. Januar 1294 noch einmal eine Aussöhnung zwischen Meinher dem Dritten und Friedrich dem Freidigen zustande, aber als 1296 Adolf Freiberg er-

Digitized by Google

oberte, war er in dessen Lager und übernahm mit Albrecht, dem Burggrafen von Leisnig, Heinrich von Kolditz und einem Herrn von Waldenburg das Freiberger Silberbergwerk gegen Zahlung von 3000 Mark Silbers an den König Adolf in Pfandbesitz. Während nun der Markgraf Friedrich heimatlos umherirrte — sogar in der Lombardei soll er gewesen sein, um sich als Sohn einer Hohenstaufin dort eine neue Herrschaft zu gründen —, war der Burggraf Meinher der Dritte der eigentliche Gebieter in Meißen. In diese Zeit fällt wohl der nicht von Heinrich dem Erlauchten, sondern von Meinher dem Dritten herrührende Bau der Steinbrücke, des sogenannten Gewölbes vom ersten Burgtor herüber zum zweiten. Noch heute sichtbar ist der in der Mitte des westlichen Zinnenkranzes eingemauerte mächtige steinerne einköpfige Adler des Reichs, in dessen Flügeln und Schwanz sich verschiedne, schwer erkennbare Wappen, darunter, wie ich glaube, die gekreuzten Balken des burggräflichen Wappens befinden. Sehe ich recht, so haben wir hier den Trutzadler der sich wieder reichsunmittelbar fühlenden Burggrafen vor uns, durch den er seine „Freiheit“ und wohl auch den Sitz seines Gerichts markierte. Aber diese Herrlichkeit war von kurzer Dauer. Als 1307 die „Schwaben“ Albrechts des Ersten bei Lucka im Altenburgischen von Friedrich dem Freidigen und seinem Bruder Diezmann besiegt worden waren, und König Albrecht selbst am 1. Mai 1308 von Johann (Parricida) und seinen Genossen ermordet worden war, stellte Friedrich die wettinische Macht in Meißen und Thüringen wieder her. So mußte sich am 18. August 1308 außer andern Edeln des Landes auch der Burggraf Meinher der Dritte von Meißen vor dem Markgrafen demütigen. Diese Gelegenheit benutzten die Wettiner zur Beseitigung eines sie drückenden Verhältnisses auf dem Meißner Burgberge. Sie hatten nämlich, abgesehen von einem von der Wasserburg hinaufführenden Fußsteige, keinen andern reit- und fahrbaren Zugang zu ihrer Burg, als das dem Burggrafen gehörende Gewölbe und den durch dessen Burg hindurchführenden Weg. So konnten die Burggrafen noch 1435 in dem sogenannten Forchheimer Schied, in dem sie ihre Klagen wider die Wettiner aussprachen, sagen: „und der Torwart sol den slussel von unserm wegen zu dem Tore haben, und wannen sie [die Markgrafen] oder die Iren auß oder ein wollen, so sullen sie uns oder den unsern zusprechen und wir nicht in oder den Iren, nachdem dannen das vor alder bey den Burggraven herkommen und geweset ist.“ Damals, 1308, ließ sich Friedrich der Freidige den weißen Turm, der in der Südwestecke (im Garten des jetzigen Burgkellers) stehend das Gewölbe und das Torhaus strategisch beherrschte, zunächst auf zwei Jahre abtreten. Dieser Turm ist den Burggrafen, obwohl er innerhalb der Ringmauer ihres Hofes lag, nie zurückgegeben worden; vielmehr wurden sie allmählich genötigt, auch das Tor und das Torhaus und die ganze Vorburg, durch die der Weg zum Dom und zum Schlosse der Markgrafen führte, diesen abzutreten. Trotzdem behaupteten die Burggrafen ihre Reichsunmittelbarkeit zum Beispiel in dem Lehnbriefe Kaiser Ludwigs des Bayern vom 2. Juni 1338 und behielten auch gewisse Rechte über die Stadt Meißen, nachdem dort ein Bürgermeister und eine Anzahl „Gesworne“ (consules et iurati) die eigentliche Regierung in die Hand genommen hatten. Denn als 1329 an Stelle des „Schuhauses“ der Schuhmacherinnung ein „Schuhhaus und Kaufhaus“ erbaut werden soll, geloben die Ratsherren, gewisse Bedingungen zu halten „in truwen an argelist unsin herrin hern Herman und hern Meynher Burcgraven zu Misne und iren erbin.“

Diese Verhältnisse ändern sich erst, als 1426 am 15. Juni Burggraf Heinrich der Zweite, der letzte der Meinherier, in der für den meißnischen Adel so verhängnisvollen Hussitenschlacht bei Aussig geblieben war. Obwohl Kaiser Sigismund danach seinen Reichshofrichter Heinrich von Plauen mit der Burggrafschaft Meißen belehnte, haben dieser und seine Nachfolger doch weder in Meißen selbst noch im Distrikt der Burggrafschaft ihre Rechte wirklich ausgeübt, da die Wettiner als domini terrae die Erbschaft der Meinherier beanspruchten und in mehreren Verträgen

Digitized by Google

des Jahres 1440 gegen eine Zahlung von 16000 Gulden an die Reuß von Plauen auch wirklich erlangten. Das Burggrafenhaus war schon vorher in Verfall geraten; jetzt wurde es abgetragen, und an seiner Stelle wurde eine kurfürstliche Schöfferei erbaut. In diese wurde später das Kreisamt verlegt, seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts diente es als Dompredigerwohnung, 1879 wurde auch diese abgebrochen und an ihrer Stelle der Burgkeller erbaut. Aber noch lange Zeit blieb im Volke die Erinnerung an die verworrenen Rechtsverhältnisse lebendig, die einst auf dem Meißner Burgberge geherrscht hatten: von dem gelehrten Fabricius, dem Verfasser der Annales Misnenses, rührt das Rätsel her: Naht, wo ist im Lande ein solcher Berg, darauff drey unterschiedene Schlösser erbawet und dann solche als auch die Stadt darbey mit dreyen Wassern umgeben und die Schloßbrücke über dem Kirchthumb der Stadt erhoben? Es sind das burggräfliche, das markgräfliche und das bischöfliche Schloß, die Elbe, die Triebisch und die Meisa gemeint.

Im fünfzehnten Jahrhundert bewegt sich die Macht der Wettiner im ganzen in aufsteigender Linie. Derselbe Friedrich der Streitbare (1382 bis 1428), der die Burggrafen faktisch aus ihrer Stellung in Meißen verdrängte, hatte sich schon 1423 mit dem Kurhute der (1422) ausgestorbnen Askanier von Sachsen-Wittenberg geschmückt. Er hat auch die Begräbnisstätte seines Hauses aus den stillern Mauern der Klosterkirche von Altzella in die glänzendern Räume des Meißner Domes verlegt. Dessen Bau war etwa um 1350 wieder aufgenommen und bis 1420 zu einem gewissen Abschlusse geführt worden, allerdings unter Abänderung des ursprünglichen Planes. Das Langhaus war nicht, wie ursprünglich beabsichtigt war, als Basilika (mit niedrigern Seitenschiffen), sondern als Hallenkirche (mit drei gleich hohen Schiffen) vollendet worden, und zwar so, daß zwischen Chor und Langhaus noch ein Lettner (lectorium) eingeschoben worden war. Jetzt (etwa 1425) wurde vor das Portal des Domes noch die spätgotische Fürstenkapelle gebaut, die bis zum heutigen Tage das Westportal verdeckt und es dadurch vor Ruß und Verwitterung geschützt hat. In der Mitte dieser Kapelle ruht Friedrich der Streitbare, zu seinen Füßen sein Sohn Friedrich der Sanftmütige (1428 bis 1464), zu seinen Seiten seine beiden Enkel Kurfürst Ernst (1464 bis 1486) und Herzog Albrecht der Beherzte (1464 bis 1500) und zahlreiche andre Wettiner. Viele von diesen Gräbern sind durch Bronzeplatten verziert, die das Bild des Verstorbnen in Relief oder in zierlicher Vertiefung wiedergeben, meist Arbeiten der berühmten Nürnberger Erzgießer Vischer; von hervorragender Schönheit sind die Grabplatten der Herzogin Amalie von Bayern (gestorben 1502) und der Herzogin Sidonia (Zedena) (gestorben 1510), der Gemahlin Albrechts des Beherzten.

In der Übergangszeit vom Mittelalter zur Neuzeit trat Meißen in seine zweite Blütezeit ein, die durch zwei große religiöse und künstlerisch-geistige Bewegungen gekennzeichnet ist: Renaissance und Reformation. Beide Bewegungen haben gerade in Meißen sehr charakteristische, noch heute fortwirkende Lebensformen ausgeprägt. Dem Geist der Renaissance war Albrecht der Beherzte näher getreten durch seine Beziehungen zu einem der ersten Kenner des römischen Rechts unter den Deutschen, zu Gregor Heimburg, dem mannhaften Verteidiger des Baseler Konzils gegen die päpstlichen Anmaßungen, dem Verfechter der Fürstenrechte gegen das kaiserliche Recht, der ihm bei seiner, freilich erfolglosen Bewerbung um die Krone Böhmens (1471) behilflich war, und dem er auf der Burg von Tharand ein Asyl eröffnet hatte. Durch Albrechts ganzes Wesen ging ein Streben nach ruhmreicher Entfaltung der Persönlichkeit, nach neuen glänzendern Lebensformen, wie sie bei den Visconti in Mailand, wie sie bei den großen Herren in Venedig heimisch waren. Die Silberschätze der sächsischen Bergwerke lieferten ihm die Mittel dazu; und so erstand denn seit 1471 an der Stelle des alten Markgrafenhauses auf dem Meißner Burgberge das großartige Schloß, die Albrechtsburg, dem sich in seiner Art kein andrer Bau vergleichen kann. Wenn man die ganze Kunst

Digitized by Google

und Kraft jenes geheimnisvollen Meisters Arnold von Westfalen verstehn will, der es tief in die Felsen hinein gründete und aus ihnen wieder zum blauen Himmel emportürmte, so genügt es nicht, wie es meist geschieht, einige Prunksäle zu durchwandern und die bunten Gestalten einer im Verhältnis zum Mauerwerk schwächlichen Malerei zu betrachten, sondern man muß in die Gewölbe hinabsteigen und dann vor allem im aussichtsreichen Garten den untern Saum der Burg umwandern. Dann erst erkennt man, wie hier eine zunächst in mittelalterlicher Gotik gebundne Phantasie, die sich in der souveränen Beherrschung des Maßwerks und der Profile, der Gewölbe und der kunstvoll verschlungnen Steinrippen offenbart, unter dem Stürmen und Drängen einer neuen großen Zeit über sich selbst hinauswächst und prachtvolle Säle durch breite und hohe Fenster mit einer in der Gotik unerhörten Fülle von Licht durchflutet. Am reizvollsten ist der Standpunkt am äußern Rande der großen runden Bastion des Schloßgartens an einem sonnigen Herbsttage, wenn hoch über dem ewig grünen Efeu des Erdgeschosses der wilde Wein seine roten Blätter wie züngelnde Flammen an dem grauen Gemäuer emporschießen läßt fast bis zur Kreuzblume, die den schier unermeßlich hohen Giebel mit dem blauen Himmel vermählt, wenn die in wunderbarem Spiel vortretenden und zurückweichenden Ecken und Kanten scharfe Schatten auf die Wände werfen und die auf der bemoosten Freitreppe spielenden Lichter den Zauber der eisenbeschlagnen Tür zu sprengen scheinen, damit die Faustische Helena in den Garten herniederschreite. Die Albrechtsburg ist ein Werk, das zwischen zwei Zeitaltern stehend die Merkmale beider in harmonischer Verschmelzung an sich trägt: die ernste feierliche, den Menschen einengende Gotik in allen Einzelheiten der Bauglieder, in den Raumverhältnissen aber und in der Gesamtwirkung die heitere, das Individuum befreiende Renaissance, die das prächtige Gehäuse schafft für ein selbstbewußtes, hochstrebendes Fürstentum, das schon den künftigen Absolutismus verrät.

Der Geist Arnolds von Westfalen hat, so wenig Menschliches wir auch von ihm wissen, damals und bis in das sechzehnte Jahrhundert hinein das künstlerische Leben Meißens bestimmt und ihm seinen Stempel aufgeprägt. Das predigen noch heutigentags die Steine: er hat am Dom den beiden ältern Stockwerken des Westbaues ein drittes aufgesetzt, das in zwei hohen offnen Fenstern zwei einander entgegenstrebende Treppen so schön verbindet, daß die modernen Vollender des Dombaus nichts besseres zu tun wußten, als dieses edle Motiv in einem vierten Geschoß nochmals zu wiederholen.

Vollenden freilich konnte auch Arnold den Dom nicht: das dritte Geschoß des Westbaus trug nach seiner Zeit einen Notabschluß, den zwei oder drei aus Holz gebaute Spitzen krönten. Ferner entstand unter seinem Einfluß die vom Bischof Johann von Weißenbach (1476 bis 1487) begonnene, von Johann von Schleinitz (1518 bis 1532) vollendete Bischofspfalz, das heutige Amtsgericht, ein Bau von ganz ähnlichem Charakter wie die Albrechtsburg, nur von kleinern Verhältnissen, ferner wohl auch die von dem Propst Melchior von Meckau, dem spätern Kardinal und Fürstbischof von Brixen, 1495 erbaute Propstei und eine ganze Reihe stattlicher Gebäude in der Stadt, vor allem das 1473 begonnene Rathaus. Das älteste Wohnhaus dieser Epoche, das noch übrig ist, ist die 1485 erbaute Vikarie der heiligen Barbara des Stephan Gebende von Mynzenberg auf der afranischen Freiheit neben der Landwirtschaftlichen Schule, das die Jahreszahl und das Wappen des Erbauers im Türstein des Gartens trägt. Interessanter durch schöne Wendeltreppen, geschmackvolle Portale, reichgegliederte Fassaden, Skulpturen und Inschriften sind mehrere Bürgerhäuser in der untern Stadt, vor allem das geschmackvoll erneuerte Gröbersche Haus am Heinrichsplatz mit den Medaillons Georgs des Bärtigen und Kaiser Karls des Fünften, der ehemalige Gasthof zum Hirsch am Markte, von dem leider nur das Portal übrig geblieben ist, das alte Brauhaus hinter der Stadtkirche, das erinnerungsreiche Gasthaus zur Sonne am Theaterplatz

Digitized by Google

und als Beispiel guten Geschmacks und kunstverständigen Sinnes auch in den Kreisen der Innungsmeister das Tuchmachertor am Eingange zum ehemaligen Kirchhofe der Stadtkirche.

In enger Beziehung zur Renaissance der Kunst steht auch in Meißen die das religiöse und das geistige Leben umgestaltende Reformation. Kaum war der am 17. April 1539 gestorbne Herzog Georg, der erbitterte Feind der Reformation, in seiner dem Dom angebauten Begräbniskapelle beigesetzt, so begann der neue Landesherr, Herzog Heinrich (1539 bis 1541), über die Änderung des Gottesdienstes mit dem Rat zu Meißen und dem Domkapitel zu verhandeln. Am 14. Juli erschien er selbst und mit ihm auch der Kurfürst Johann Friedrich in Meißen und verlangte von dem Bischof und den Domherren die Annahme der Augsburger Konfession. Als sich diese hartnäckig weigerten, drangen in der Nacht zum 15. Juli auf den Befehl der Fürsten Gewaffnete in den Dom und zerstörten das prachtvolle Grabmal des Bischofs Benno, der erst 1523, um dem wankenden Katholizismus in Meißen ein neues Zugmittel zu geben, kanonisiert worden war. Die Gebeine des Heiligen sollen dabei von Anhängern der alten Kirche geborgen und später nach München gebracht worden sein. Trotzdem blieb die Geltung der Reformation im Dom zunächst zweifelhaft, da eine Genehmigung des meist in Stolpen residierenden Bischofs nicht zu erlangen war, und als am 24. April 1547 Kurfürst Johann Friedrich von Kaiser Karl dem Fünften und dem Herzog Moritz vor der Lochauer Heide geschlagen worden war, veranstaltete die katholische Domgeistlichkeit am folgenden Tage zum Danke für die Gefangennahme des Ketzers im Dome ein feierliches Tedeum; aber es ging übel aus, denn „nachmittag umb 5 Uhr kam ein wetter uber Meißen, that ein einigen schlagk, schlug in die drey hohen spitzen der Thumbkirchen, zerschmeißet und zerschmelzet alle Glocken sampt der großen Orgel von der Wand herab, daß niemand gewußt, wo alles hin gestoben und geflohen.“ Seitdem war der Westbau des Domes eine Ruine; erst gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts wurde er oben durch eine sogenannte Wehrplatte geschlossen, die zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges als Ausguck diente und mit einem hölzernen Wehrgange — im Volksmunde spöttisch Schafftall genannt — versehen, auch mit Wallbüchsen und Geschützen armiert wurde. Dieser „Schafftall“ wurde um 1840 abgetragen und durch eine von Professor Arnold entworfne gotische steinerne Galerie mit Fialen ersetzt, die den Westbau bis in die neueste Zeit abschloß. 1581 ging auch das Meißner Bistum ein, indem Bischof Johann von Haugwitz sein Amt niederlegte und auf Schloß Rugetal bei Mügeln mit Agnes von Haugwitz (1582) ein Ehebündnis schloß. Damals wurde der gelehrte Verfasser der „Meisnischen Bergchronica,“ Petrus Albinus, aus Wittenberg nach Meißen berufen, damit er im Verein mit einem Domherrn nach den vorhandnen Urkunden ein Verzeichnis aller Besitztitel und Rechte des Stifts aufnehme. Es trägt, in Pergament gebunden, 599 Folioseiten stark, den Titel: Extract aus des Stifts Meißen Fundationen, Privilegien und andern geistlichen Urkunden so uffm Thumb in einem Gewölbe unter dem durchsichtigen Thurm verwahrlichen behalten werden, so durch den würdigen gestrengen wohlgelahrten und achtbaren Herrn Johann von Cranach Thumbherrn und Mag. Petro Albino damals Professoren zu Wittenberg aufgericht worden usw.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Herrenmenschen

Roman von Fritz Anders (Max Allihn)

(Fortsetzung)

Als der Doktor und Schwechting in das Künstlerheim eintraten, fanden sie Staffelsteiger, der im Kalten vor einem Karton saß, auf den er mit Kohle und dem Wischer Hieroglyphen gemalt hatte. Er war in tiefe Gedanken versunken, und die Fühlhörner seiner Seele tasteten vermutlich nach den Geheimnissen seines innersten Innern. Schwechting brachte erst einmal das Feuer im Ofen in Gang und betrachtete dann das Bild. — Was soll denn das werden? fragte er, ein Bergrutsch oder eine Seeschlacht? Staffelsteiger, machen Sie doch erst einmal eine solide Naturstudie, ehe Sie anfangen, Ihre innern Schätze herauszuhaspeln.

Meine Bilder, erwiderte Staffelsteiger dumpf, sind nicht Knechte, die man rufen oder wegschicken kann. Sie sind ein Glück und eine Quellung. Sie dienen keinem Zwecke. Die wahre Kunst ist zwecklos. Freiheit und Ruhe, Angst und Hingebung weht durch unser Tun. Ein Sieg der Wallung zum Lichte. Ein grenzenloses Verachten dieser verlognen Welt. Ein Niedertreten der Gebäude der herrschsüchtigen Unfähigkeit mit wunden Füßen. Ein Faustschlag für die Verächter der ahnungsvollen Schönheit.

Hottsdonnerwetter, sagte Schwechting, das ist ja das reine Polizeideutsch. Der arme Kerl, fügte er zu Ramborn gewandt hinzu, wird nicht eher vernünftig werden, als bis er eine Frau hat, die ihn fett füttert und sich weitere Dummheiten verbittet.

Die Versammlungen bei Kondrot nahmen bald ein Ende. Die See war zugefroren, und die Winterfischerei begann. In dieser Zeit konnte man Schwechting manche Stunde in der Schmiede arbeiten sehen. Er baute etwas, was aussah wie eine Lokomotive auf Schlittenkufen. Die Maschine bestand aus einem eisernen Topfe größten Formats und einem Kohlenofen mit Schornstein, der einst auf einem Kutter Dienste getan hatte. Wolf und der Herr Kandidat sahen eifrig zu und berichteten Tantchen von dem Fortschritte der Arbeit, und Tantchen lobte das Unternehmen und nannte es ein christlich Werk.

Als die Fischerei im Gange war und die Fusen, das heißt Baumzweige, die die Wege über das Eis bezeichnen, ausgestellt waren, rüsteten auch der Doktor und Tantchen ihren Schlitten, um den Fischern ihren Besuch zu machen. Es war Winter, ordentlicher ostpreußischer Winter geworden. Schnee war gefallen, und ein scharfer russischer Wind hatte ihn über Land und Eis durch alle Ritzen gejagt. Die Pelze hatten ihre Herrschaft angetreten, und der heiße Punsch — ein Getränk, das weit von dem entfernt war, was der gebildete Europäer unter diesem Namen versteht — spielte seine Rolle. Die Fischerboote lagen am Strande, das eine auf dem rechten, das andre auf dem linken Ohre, hatten ihre Schneedecken bis über die Nase gezogen und träumten „von Lenz und Liebe." Es herrschte ein leichter Frostdunst. Nach der See zu sah die Welt wie unfertig aus. Sie war ein weißes Blatt Papier, das keine Linie und keine Grenze zwischen Himmel und Erde zeigt.

Tantchen und der Doktor fuhren in diese grenzenlose Natur im Schlitten hinaus. Man fuhr eine Stunde und darüber, ehe man ans Ziel kam. Schon von weitem hörte man ein Hämmern, wie wenn Holz auf Holz geschlagen würde.

Digitized by Google

Es war ein ganzes Konzert von Holzinstrumenten. Nun tauchten auch Menschen aus dem Nebel auf. Sie standen in langer, unregelmäßiger Reihe in einzelnen Gruppen, einige lagen wie Seehunde auf dem Eise, andre hantierten mit Stangen. Es gibt im Winter eine Luftspiegelung, bei der alles breit und viereckig aussieht. Diesen Anblick gewährten die Menschen dort auf dem Eise auch ohne Luftspiegelung, besonders die Frauen unter ihnen. Diese hatten sich hochgeschürzt, viele Röcke übereinander angezogen, die Köpfe dick verbunden, schwere Männerstiefel an den Füßen und waren mit Eis bekrustet. Sie sahen aus, wie Schwechting zu sagen pflegte, wie kandierte Rollmöpse. Dort waren auch aus Brettern und Segeltuch Windschirme aufgerichtet, hinter denen mit gesenktem Kopfe Pferde vor ihren Schlitten standen. Dort sah man Winden, und dort fuhren die Schlitten der Herren Kupscheller.

Man fischte unter dem Eise, teils mit großen Netzen, die durch ein großes Loch ins Wasser versenkt und mit Hilfe von kleinen Eislöchern im Bogen herum geführt wurden, teils mit dem kleinern Klippnetze. Die Netze blieben stundenlang unter dem Eise, und während dieser Zeit schlug man mit Holzhämmern auf Bretter, deren unteres Ende ins Wasser gesteckt war, um die Fische anzulocken. Dies war zwar als Raubfischerei streng verboten, geschah aber doch.

Als der Doktor mit seinem Schlitten herannahte verstummte das Klappern, begann aber bald wieder mit Macht, als die Fischer erkannt hatten, daß ihnen von dem Schlitten keine Gefahr drohe.

Gleich die erste Fischereigruppe, auf die man traf, war die Kondrots, bei der er, die Urte Beit und ein Fischerknecht, den niemand hatte haben wollen, beschäftigt war. Der Ertrag war dürftig gewesen. Er hatte nicht geklappert gleich den andern, und so hatten diese ihm die Fische weggelockt. Tantchen fragte, ob sie nicht Fische kaufen könnte. Kondrot machte eine verlegne Miene und erwiderte, er wolle am Abend Fische auf den Hof bringen. Hier dürfe er nur an die Kupscheller verkaufen.

Sie dürfen nicht? fragte der Doktor verwundert. Wer hat Ihnen denn zu befehlen?

Kondrot winkte mit dem Kopfe über die Schulter nach der Seite, wo der Itzig in schmierigem Pelze, ein Fäßchen Schnaps auf dem Schlitten, angefahren kam.

Itzig, rief ein Fischer, der an seinem Eisloche stand und eben damit beschäftigt war, sein Netz herauszuziehn, Itzig, schöne Brassen!

Wir kennen ihn, es war Fröse, derselbe, der als Itzigs Sekundant das Tauende geschwungen hatte.

Itzig wandte den Kopf ab und sagte: Ich seh nichts, ich hör nichts.

Schöne Brassen, Itzig, rief ein andrer, es war Delpkeit, der andre der beiden Sekundanten auf dem Kriegerfeste.

Nu? sagte der Itzig, was schreit ihr: Schöne Brassen? Ich seh nichts, ich hör nichts. Was soll ich kaufen Fische von Leuten, die mich haben gehaun mit einem grausamen Tauende? Was soll ich sagen: Gehorsames Diener, wenn sie mich haben gemacht zum Spott vor den Gojim und ihren Obersten?

Itzig, sagte Fröse, du mußt auch Spaß verstehn.

Haißt ein Spaß, ehrliche Leute zu ängstigen mit den Kartoffeln und mit dem Tauende. Haißt ein Spaß! Ah waih!

Sollst die Fische billig haben, sagte Fröse, indem er überschlug, was er im Netze haben könnte, zwanzig Mark und eine Pulle Schnaps.

Ich mag se nicht, sagte Itzig und fuhr weiter.

Da standen die beiden Helden von damals und ließen die Köpfe hängen, denn auch die andern Kupscheller hatten ihnen nichts abkaufen wollen. Fröse fluchte lästerlich und schwur, daß er dem Itzig auflauern und ihn verhauen wollte, und Delpkeit kam zu der Erkenntnis, daß der Fischer an die Kupscheller verkauft, und

Digitized by Google

daß es ihm nicht erlaubt sei, zum Vergnügen von Baron Bordeaux Dummheiten zu machen.

Es war gerade die Zeit, wo die großen Netze mit Hilfe von Winden aus dem Wasser gezogen wurden. Zu dieser Zeit pflegten sich die Händler einzustellen und die Fische, ehe sie noch aus dem Netze genommen waren und taxiert werden konnten, im Ramsch zu kaufen. Die Fischer verfuhren dabei äußerst sorglos, und dies um so mehr, je mehr sie Branntwein getrunken hatten. Die Händler machten sich das zunutze, brachten Branntwein mit sich und animierten zum Trinken. Wenn man die Fischer in der richtigen Stimmung hatte, machte man sein Geschäft, und die Fischer waren betrogen. Der Doktor, dem Tantchen die Sache erklärte, sah es mit Unwillen. Jetzt begriff er den Wunsch des Herrn Pastors, es möchte sich einer der Leute annehmen und denen mit überlegner Kraft entgegentreten, die das arme Volk mit Branntwein vergifteten und geschäftlich ausbeuteten. Daß hier mit Reden nicht viel zu machen sei, begriff er, aber konnte man denn die Leute unter Kuratel stellen?

Man hörte Musik. Tantchen sah sich um und lachte. Man sah von zwei Pferden im Trabe gezogen die Schlittenlokomotive herannahen. Der Schlot rauchte lustig, und eine Fahne, auf der eine Kaffeekanne abgebildet war, flatterte im Winde. Vorn im Schlitten saß ein Knecht, in der Mitte stand der Ofen, dessen Kessel eine Flut von Kaffee barg, und hinten im Schlitten saßen Schwechting und der Herr Kandidat. An den Lokomotivschlitten angehängt war Wolfs kleiner Schlitten. Einen Schlot hatte auch er, doch war dieser nur aus Pappe gefertigt, aber Kaffee brachte er doch. Dieser Kaffee war in einer Wärmflasche enthalten, die man in wollne Decken gehüllt hatte. Auf dem kleinen Schlitten saß Wolf. Als sich dieses wunderliche Fahrzeug dem Fischereiplatze näherte, bearbeitete Schwechting mit mehr Eifer als Kunst eine Harmonika. Wolf schlug zwei Topfdeckel aufeinander, und der Herr Kandidat sah um einige Grade weniger ernst aus als sonst. Die Kaffeepost fuhr von Fischstand zu Fischstand, und der Herr Kandidat wurde nicht müde, Kaffee zu schöpfen und auszuteilen, während Schwechting aus einem Sacke Brotwecken nahm und sie jedem gab, der danach verlangte. Die Fischer nahmen den Kaffee dankbar an — er kostete ja auch nichts; die Männer nickten beifällig über den warmen Trank, der besser wärmte als der schärfste Branntwein, und die Frauen tranken ihr Schälchen mit Wonne, hielten ihren Männern Reden über das verfluchte Saufen und küßten Tantchen, die sie nicht mit Unrecht für die Geberin hielten, das Kleid.

Aber auch Widerstand und gehässiges Urteil fand die wohltätige Gabe, nämlich bei den Kupschellern, die mit feinem Gefühl merkten, daß der Kaffee ihnen die Atmosphäre verdarb, in der sie am liebsten ihre Geschäfte machten. Es gibt Juden und Judengenossen. Die zweiten unterscheiden sich von den ersten dadurch, daß sie die geschäftlichen Gepflogenheiten ihrer Freunde noch zu überbieten pflegen. Da war nun der Plerrer, ein Mensch wie ein Riese, der es aber für angemessen gehalten hatte, seine Kräfte zu schonen und sich auf den Fischhandel zu werfen. Dieser höhnte die Fischer, die Kaffee tranken, aus, nannte sie alte Weiber und verschwur sich, nur von denen zu kaufen, die ihm auch seinen Schnaps abnähmen. Darüber kam es zum Streit. Und da der Kaffee bald eine ernüchternde Wirkung ausübte, so fand der eine und der andre heraus, daß er seinen Fang zu gering hatte taxieren lassen, und daß er betrogen sei, und verlangte, daß die Fische nach Gewicht bezahlt werden sollten.

Worüber sich der Itzig höchlich aufregte. Wie haißt? rief er, zwaimal verkaufen? verkaufen nach Taxe und verkaufen nach Gewicht? Haißt ein Geschäft! Die Wage aufs Eis bringen und dem Händler verkaufen Fische und gefrornes Wasser für teures Geld? Haißt ein Geschäft. Wann hat man gehört, daß der Fischer nimmt eine Wage aufs Eis. Wollt ihr nicht auch bringen eine Wiege aufs Eis und Kopfkissen und eine Schlafmütze aufs Eis? Nu? Wozu hat man gelernt das Geschäft und kann taxieren, was im Netz ist?

Digitized by Google

Jawohl, antworteten die Fischer, dir zu Nutzen und uns zum Schaden. Aber wir wollen uns nicht weiter betrügen lassen. Wir wollen nach Gewicht verkaufen.

Dann sucht euch einen, der ist so meschugge und kauft nach Gewicht, antwortete Itzig.

Der Doktor war Zeuge dieser Verhandlung gewesen und hatte den stillen, von ihm selbst nicht gebilligten Wunsch, mittelalterlicher Herr zu sein und die Macht zu haben, nach altem Rechte dem Kaufmann vorzuschreiben, was er für die Ware zahlen müsse. Aber muß es denn Schwert und Gewalt sein, wodurch der Starke seine Macht ausübt? gibt es nicht auch moderne Mittel? Hört zu, rief er mit einer Stimme, die laut über das Eis hallte: Die Fische, die heute Abend unverkauft bleiben, die kaufe ich nach Gewicht und für bares Geld.

Dieses Wort machte großes Aufsehen auf dem Eise und lief mit Windeseile von Stand zu Stand.

Haißt ein Geschäft, sagte der Itzig und fuhr entrüstet mit seinem Schlitten davon, und der Baruch und der Plerrer fuhren hinterdrein.

Doktor, sagte Tantchen, Sie sind ein guter Mensch. Aber was wollen Sie mit den vielen Fischen anfangen?

Übers Eis nach Straußbeck bringen und nach N. verfrachten.

Inzwischen war in der Ferne ein Segel erschienen, das Segel eines Segelschlittens, der eine polizeirote Fahne führte. Das war das Fahrzeug des Herrn Fischmeisters. Er pflegte, wenn er im Kutter die Fischerflotte aufsuchte und ein Fischerboot aufforderte, sich der Untersuchung zu stellen, die rote Fahne zu ziehn. Hier wäre es nun nicht nötig gewesen, da ja bei der Eisfischerei nicht möglich war, zu entfliehn, aber es machte doch mehr Eindruck, wenn die rote Fahne wehte. Bald erschien denn auch der Herr Fischmeister, steif und würdevoll schreitend und sprechend, wie er es dem Herrn Amtshauptmann abgesehen hatte. Die Fischer hatten alle kein reines Gewissen, mit Ausnahme von Kondrot, der sich streng an die Vorschriften gehalten hatte. Der Fischmeister untersuchte die Netze und forschte nach Klapperhölzern, schalt hier und schrieb dort auf, aber man konnte merken, daß es ihm nicht recht ernst mit der Sache war.

Jetzt kam er zu Kondrot. Was machen Sie hier? herrschte er ihn an. Wie kommen Sie dazu, selber zu fischen, wenn Sie Ihre Gerechtigkeit verpachtet haben?

Ich habe meine Gerechtigkeit nicht verpachtet, sondern nur mein Boot, antwortete Kondrot.

Der Fischmeister würdigte ihn keiner Antwort, sondern befahl in dem lässigen Tone, in dem Groppoff seine Befehle zu erteilen pflegte, dem Kondrot das Netz zu konfiszieren. Die beiden Männer, die mit ihm gekommen waren, griffen zu, aber die Urte, die wußte, wie viel ein Netz kostet, und wie viel Mühe es macht, und wie viel Zeit es fordert, ein Netz zu stricken, und daß ihr Herr ohne das Netz nichts zu leben habe, hielt das eine Ende krampfhaft fest und schrie und schalt. Die Sbirren des Fischmeisters schlugen der Urte mit einem Brettstück auf die Finger, und da das nichts half, schnitten sie das Stück, das sie festhielt, von dem übrigen Netze ab und packten das Netz auf den Segelschlitten. Es war eine häßliche Szene. Kondrot stand dabei, gedrückt und beschämt, und sagte kein Wort. Er wußte, daß er im Rechte sei, und daß er seine Gerechtigkeit nicht weggegeben habe, er wußte aber auch, daß ihm niemand zu seinem Rechte verhelfen werde.

Ach, Johannes, sagte die Urte mit Tränen, indem sie immer noch ihr Netzstück in den zerschlagnen Händen hielt, sie schnauben, sie schnauben fürchterlich wider den Herrn und seinen Gerechten.

Ist denn das Rechtens? fragte der Doktor, der den Vorgang angesehen hatte, einen der dabei stehenden Fischer.

Dieser zuckte die Achseln und sagte: Wer weiß, was Rechtens ist, und was

Digitized by Google

gilt? Das wissen nur die Herren selber. Aber vorgekommen ist so etwas noch nicht.

Kondrot, sagte der Doktor, es wird sich etwas andres für Sie finden. Das Herumliegen auf dem Eise war so wie so nichts für Sie.

Kondrot warf dem Doktor einen dankbaren Blick zu, der den Doktor mehr freute, als wenn ihm etwas Großes geschenkt worden wäre.

Da kam auch der Itzig wieder an, und hinter ihm der Pferrer, und hinter diesem der Baruch. Sie hatten sich überlegt, daß es immer noch besser sei, einen kleinern Verdienst zu haben, als gar keinen. Aber mit ihrem Schnaps machten sie keinen Eindruck, denn der Kaffeetopf war noch immer nicht leer.

Itzig regte sich auf, baute sich vor Schwechting auf und rief: Nu? was haben Sie zu suchen mit Ihrem Kaffee auf dem Eise? Was haben Sie zu verderben den Leiten das Geschäft? Malen Se Ihre Bilder, und lassen Se Ihre Hand von den Geschäften.

Itzig, erwiderte Schwechting mit Seelenruhe, reden Sie doch nicht über Dinge, die Sie nicht verstehn. Ich habe ein Bild gemalt, auf dem sich zwei Juden mit Kartoffeln duellieren. Dazu will ich noch ein zweites machen, einen Juden, dem das Geschäft verdorben ist, und der sich furchtbar darüber ärgert. Sehen Sie, um das zu studieren, bin ich mit dem Kaffee hierher gekommen. Halten Sie mal still, Itzig.

Er holte sein Skizzenbuch aus der Tasche und fing an zu zeichnen, aber der Itzig wehrte mit den Händen ab, drehte sich um und lief davon mit fliegenden Kaftanschößen.

Das Geschäft kam wieder in Gang, und die Kupscheller kauften unter Seufzen und Klagen, sodaß der größte Teil des Fanges Absatz fand. Was übrig blieb, übernahm der Doktor, und er versprach den Fischern, so solle es alle Tage gehalten werden.

Und Sie, Kondrot, fuhr der Doktor fort, beauftrage ich, die Fische zu kaufen, für die die Herren nicht den redlichen Preis geben wollen. Die Fische bringen Sie auf den Markt und verkaufen sie für mich.

Daraus entnahmen die Händler, daß ein ernster Versuch gemacht werden sollte, ihre Macht zu brechen.

Und da war auch wieder der Itzig und sagte zum Doktor: Es gibt Leite, Herr Doktor, die haben einen ehrlichen Namen, aber nur für die, die sie nicht kennen; sie machen ein groß Gesaire und stehlen im Dunkeln.

Regen Sie sich nicht auf, antwortete Schwechting, Sie, Itzig, hat ja der Herr Doktor gar nicht beauftragen wollen.

12. Lebensfragen

Es geschah ein Wunder. Baron Bordeaux kam eines Tags ohne die „beigebogne" Weinkiste im Schlitten an. Er sah nicht besonders gut aus. Sein Staroffenbart war ohne Schwung und Kraft, seine Augen blickten trüb und wässerig ins Ungewisse, und seine Hände verfielen, wenn sie sich selber überlassen wurden, einem altersschwachen Zittern. Er glich einem Pferde, das viel erlebt hat, und das man auf den Markt bringt, ohne ihm die üblichen geheimen Aufmunterungen erwiesen zu haben. Baron Bordeaux hatte die Groppoffschen Trancheen umfahren und hatte dabei umgeworfen. Da er nun diesesmal keine Teckel bei sich hatte, und da weiter nichts geschehen war, als daß ein paar Weinflaschen, die er heimlich unter den Sitz des Schlittens gepackt hatte, verloren gegangen waren, so berührte ihn der Unfall nicht tief.

Nachdem er im Kurhause abgestiegen war und durch dasselbe Fenster, an dem Ramborn so oft gestanden hatte, trübe in die Zukunft geschaut, und nachdem er sich fein angekleidet hatte, begab er sich aufs Amt. Groppoff war überrascht und nicht unerfreut, den Baron zu sehen, denn er fühlte sich unbehaglich und allein — im

Digitized by Google

Hause wie außer dem Hause. Er hatte sich daran gewöhnt, die Menschen zu verachten, und hatte nicht daran gedacht, daß ihm gleiches mit gleichem vergolten werden könnte. Nun begann er zu fühlen, daß er bei seinen Mitmenschen nicht gerade in hoher Gunst stehe, nun machte er die Erfahrung, daß mit dem Alter die Epidermis der Seele nicht härter, sondern empfindlicher wird. Er hatte früher darüber gelacht, daß sich jemand seinen Freund nannte, der es weder sein konnte noch wollte, jetzt fing er an einzusehen, daß ein freundloses Leben auch ein freudloses Leben sei, und daß es einsam mache. Und seine Eva? Sie war sein Kind, sein echtes Kind, sie hatte denselben hochgemuten Geist wie er, und sie wurde ihm von Jahr zu Jahr fremder. Wars darum, daß sich zwei Adler bei ihrem Fluge nicht mit den Flügeln berühren und nicht in ihren Kreisen stören dürfen, oder wars darum, daß Eva nicht an seine Größe glaubte?

Groppoff, sagte Baron Bordeaux, nachdem er ein paar Gläser Wein mit der Begierde eines Verdursteten getrunken hatte, ich habe mich entschlossen, das verfluchte Saufen zu lassen.

So, sagte Groppoff kalt, seit wann?

Seit acht Tagen. Wollen Sie glauben, daß ich in dieser Zeit keinen Tropfen getrunken habe? Das heißt, so gut wie nichts. Höchstens ein paar Flaschen. Auf Ehre.

Und wie lange denken Sie Ihr Ehrenwort zu halten? fragte Groppoff kühl.

Fragen Sie nicht so boshaft, erwiderte der Baron. Mir ist es mit meinem Versprechen heiliger Ernst. Nun erlauben Sie mir aber auch, daß ich Sie an Ihr Versprechen erinnere. Geben Sie mir Ihre Eva.

Groppoff nahm seine Pfeife aus dem Munde, und sein Gesicht verlängerte sich beträchtlich. Er war völlig überrascht. Dummes Zeug, sagte er zugleich verächtlich und verlegen, das war doch von mir nicht ernst gemeint.

Aber von mir.

Groppoff zog seine Augenbrauen in die Höhe, strich seinen Kinnbart und konnte zu keiner Antwort kommen.

Ich will Ihnen nichts vormachen, fuhr Baron Bordeaux fort, Sie würden mirs übrigens auch nicht glauben. Ich habe von meiner werten Person beim Rotwein schon eine ganze Menge zugesetzt. Fahre ich so fort, wie ichs bis jetzt getrieben habe, holt mich binnen kurzem der Teufel. Der Jüngste bin ich auch nicht mehr. Und der Klügste bin ich nie gewesen. Aber an klugen Männern soll ja Frauen gar nichts liegen. Und, Groppoff, ich bin ein guter Kerl. Und wenn ich mich doch noch einmal tot saufen sollte, dann bleibt die Herrschaft Bernauken übrig, und das ist dann doch immerhin etwas.

Aber das müßte im voraus festgemacht sein, sagte Groppoff.

Natürlich! entgegnete der Baron, und er hielt seine Hand hin.

Aber Groppoff schlug nicht ein, sondern stand auf und ging unruhig im Zimmer auf und ab. Seine Eva, sein stolzes, blankes Mädchen war ihm für dieses Weinfaß viel zu gut. Wenn man Bernauken ohne seinen Besitzer hätte haben können! Hm! Zum mindesten wäre es ein Unterkommen für das Mädchen. Alles kann man nicht zugleich haben in der Welt, einen jungen feinen Mann und eine große Herrschaft. Und wenn einem armen Mädchen ein Glück geboten wird, soll sie zugreifen und nicht nach einem noch größern Glück ausschauen. Und wenn seine Eva, die ihrer Mutter Tochter war, durch diese Heirat in die höhern Kreise zurückkehren und in den Besitz einer Herrschaft wie Bernauken kommen konnte, warum sollte sie es nicht tun? — Aber diese Erwägungen würden doch nicht das Hindernis, das in der Person des Barons Bordeaux bestand, überwunden haben, wenn nicht ein scheinbar fern liegender Gedanke dazwischen gefahren wäre und das ganze Innere Groppoffs in Aufruhr gebracht hätte. Er fühlte den Schlag Marys auf seinem Gesichte, wie er ihn seit Jahren bei Tag und bei Nacht oft genug gefühlt hatte, und sein Haß flammte von neuem auf, sein Haß, der nur dann erstickt werden

Digitized by Google

konnte, wenn es ihm erlaubt worden wäre, sich in Liebe zu verwandeln. Daß Frau Mary verschwunden war, vielleicht tot, vielleicht geflohen, konnte daran nichts ändern. Die ganze Sippschaft mußte getroffen werden. Man mußte ihnen dieses preußische Schlößchen entreißen und sie vertreiben wie Fremde, die hier kein Heimatsrecht erwerben durften. — Wenn Baron Bordeaux Eva heiratete, so bekam er ihn und sein großes Vermögen als Bundesgenossen an die Hand. Er konnte den großen Schlag führen, zu dem er schon mehrmals ausgehoben hatte, ohne ihn tun zu können, er erhielt endlich Genugtuung. Das erfüllte ihn mit wilder Freude und unterwarf alle Bedenken und Gegengründe. Eva war sein Kind, es war sein Recht, sie daran zu setzen, daß er sein brennend gewünschtes Ziel erreichte, und es war ihre Pflicht, sich daran setzen zu lassen. Aber er hütete sich wohl, merken zu lassen, was ihn innerlich bewegte.

Sie vergessen, sagte er, daß Bernauken zur Hälfte Ihrer Frau Mutter gehört. Sind Sie gewiß, daß Ihre Frau Mutter Ihren Teil einer Schwiegertochter vermacht oder verschreiben läßt, die wenigstens von väterlicher Seite — er sprach das mit grimmigem Selbstgefühl aus — nicht ebenbürtig ist?

Baron Bordeaux machte ein verdutztes Gesicht.

Aber kaufen Sie das preußische Schlößchen, fuhr Groppoff fort, und verschreiben Sie es der Eva.

Ist es denn käuflich? fragte der Baron.

Man macht es käuflich. Hier sind zwei Hypotheken. Kaufen Sie sie, kündigen Sie sie zur richtigen Zeit, so muß das Gut unter den Hammer kommen, und Sie brauchen nur zuzugreifen.

Baron Bordeaux wurde bedenklich. Kann man denn diese Hypotheken kaufen? sagte er.

Sie hören ja, sie werden Ihnen angeboten. An die erste Hypothek, die in den Händen eines Justizrats in Berlin ist, ist nicht anzukommen. Aber diese können Sie kaufen. Nehmen Sie sie.

Daß er an die Inhaber der Hypotheken so lange amtliche und nichtamtliche schlechte Nachrichten über das Gut gesandt hatte, bis sie Angst gekriegt und sich bereit erklärt hatten, die Hypotheken abzutreten, verschwieg er.

Baron Bordeaux war ebenfalls aufgestanden und lief, den Weg Groppoffs kreuzend, im Zimmer umher. Hören Sie, Groppoff, sagte er, die Sache ist mir denn doch etwas brenzlig.

Was wollen Sie? antwortete Groppoff. Heiraten ist auch eine brenzlige Sache. Wenn Sie keinen Mut haben, so lassen Sie es.

Ich meine nicht die Sicherheit des Geldes, fuhr der Baron fort, ich meine — na, Doktor Ramborn ist doch, so weit ich ihn kenne, ein ganz anständiger Mensch. Und so einem Menschen hinterrücks einen Strick drehen und ihn, paff! auf die Straße setzen samt der Tante und dem kleinen Wolf, das ist denn doch —

Wie Sie wollen, sagte Groppoff kalt. Meine Eva ist mein. Daß ich nicht Halleluja singen werde, wenn einer wie Sie kommt und sagt, ich will sie haben, das können Sie sich denken. Trotzdem will ich sie Ihnen geben. Aber ich verlange meinen Preis. Nichts weiter, als daß Sie diese Hypotheken kaufen und mit ihrer Hilfe das preußische Schlößchen für Eva erwerben. Das ist für einen Mann wie Sie eine Kleinigkeit.

Dem Baron war die Sache sehr fatal. Er hatte das Gefühl, daß er seine Hand zu einem Handel biete, der nicht schön genannt werden konnte. Aber Eva! — Eva! — Heiraten! Den Suff loswerden! — Gut, sagte er, ich bins zufrieden.

Groppoff setzte sich und schrieb einen Vertrag. Der Baron unterschrieb ihn und hielt abermals die Hand hin, aber Groppoff schlug noch immer nicht ein.

Noch etwas? fragte der Baron.

Sie verpflichten sich, sagte Groppoff, ehe ich Ihnen die Hand Evas gebe, in eine Trinkerheilanstalt zu gehn und sich heilen zu lassen.

Digitized by Google

Pfui Teufel, rief Baron Bordeaux, wohl zu so einem Pastor, der einen als Sündenknüppel behandelt und mit Limonade päppelt?

Wohin, sagte Groppoff, ist gleichgiltig. Nur, das müssen Sie selbst einsehen, müssen Sie den überflüssigen Bordeaux ausgeschwitzt haben, ehe Sie es wagen können, einem anständigen Mädchen unter die Augen zu treten.

Beide rannten im Zimmer auf und ab, blieben stehn, sprachen aufeinander ein und liefen weiter. Groppoff gab nicht nach. Endlich hatte sich Baron Bordeaux überwunden und willigte ein. Als er nun wieder die Hand darstreckte, schlug Groppoff ein und sagte: Gehn Sie hinein in die Wohnstube, da sitzt Eva.

Baron Bordeaux machte ein bedenkliches Gesicht und meinte: Groppoff, Donnerwetter ja! sagen Sie es ihr lieber.

Sie fürchten sich wohl? fragte Groppoff.

Offen gestanden, ja.

Groppoff lachte verächtlich.

Lachen Sie nur nicht, sagte der Baron, vor Ihrer Eva sind Sie auch kein Held.

An demselben Tage teilte Groppoff seiner Tochter mit, daß Baron Bordeaux um sie angehalten habe.

Eva erschrak und wurde rot und blaß. Dann lachte sie, als habe ihr Vater einen schlechten Scherz gemacht.

Es ist mein Ernst, sagte Groppoff. Baron Bordeaux hat um dich angehalten, was sagst du dazu?

Eva besann sich und antwortete, als wenn sie mit sich selbst redete: Der? Es ist der einzige von diesen Menschen, den ich nicht hasse. Ich verachte ihn nur.

Eva, rief Groppoff unwillig, wenn du solche Rede führst, wirst du wahrscheinlich eine alte Jungfer werden.

Was schadets?

Mehr, als du meinst. Eva, ich bin alt. Eigentlich bin ich noch nicht sehr alt, aber das Leben, das Leben! (Er sagte nicht, was für ein Leben er meinte.) Das Leben zehrt, und die Maschine wird brüchig. Das Ende kommt einmal schneller, als du denkst, und dann stehst du da und hast den Mangel vor den Augen. Denn, Eva, gespart habe ich nichts, ich habe nur mein laufendes Einkommen. Ich hätte das Leben eines Subalternbeamten führen müssen, wenn ich hätte sparen wollen, und das kann doch weiß Gott niemand von mir verlangen. Die Exzellenzen, denen mein Haus und meine Rehböcke gut genug waren, und die meine Gastfreundschaft in Anspruch nahmen, haben zuviel gekostet. Eva, ich werde dir nichts hinterlassen können.

Sorge dich nicht, Vater, sagte Eva, ich brauche nichts, und ich will nichts.

Wie so ein junges Ding die Welt ansieht! erwiderte Groppoff. Sage mir, was ist ein armes Edelfräulein? Gar nichts. Auch der älteste Adel hat ein Ende, wo die Gelder ausgehn. Geld ist Kraft. Was ist eine arme Beamtentochter? Sobald der Vater die Augen zumacht, kennt sie kein Mensch mehr. Sorge dafür, daß du was unter den Füßen hast, wenn das geschieht. Dein Stolz hilft dir zu nichts, wenn du erst hinter der Nähmaschine sitzen mußt. Sage mir, was wird aus deinem Pferde werden, wenn hier alles verkauft wird! Es wird vor die Droschke kommen. Und so wird dirs auch gehn.

Eva war blaß geworden und sah ihren Vater mit großen Augen an. Hast du mich verkauft? fragte sie.

N—nein, antwortete Groppoff.

Aber er log, und Eva fühlte es auch, daß er log, und rief: Sage deinem —

Halt, erwiderte der Vater, übereile dich nicht! Du weißt, ich zwinge dich nicht; aber davor, daß du dir selbst deine Zukunft verdirbst, muß ich dich behüten. Überlege dirs. Was du jetzt ausschlägst, kehrt nie wieder. In acht Tagen hole ich mir deine Antwort.

Digitized by Google

Er ging.

Eva hielt die Hände in ihrem Schoß gefaltet und atmete schwer. Das war die Stunde, die sie gefürchtet hatte. Jetzt wurde das Spiel um ihre goldne Freiheit gespielt, jetzt wurde sie zum Kaufe ausgeboten, jetzt durfte es ein Mensch wie dieser Rotweinbaron wagen, mit begehrlichen Gedanken ihr zu nahen und seine zittrige Hand nach ihrer jungfräulichen Person auszustrecken. Ihr Stolz, ihr unbändiger Stolz schrie in ihr auf: Ich will nicht, und wehe dem, der es wagt, mir Joch und Zaum auflegen zu wollen. Wie eine zürnende Brunhilde hätte sie über den Menschen herfallen, ihn niederwerfen, mit Riemen binden und an einem Nagel unter der Decke aufhängen mögen, bis er um Gnade bat. Aber sie war keine Walküre, wie „Er" sie genannt hatte. Sie war ein armes, siebenfach armes Mädchen und die Tochter ihres Vaters. — Sie hatte wenig daran gedacht, daß ein Mensch auch ein inneres Leben lebe, und daß gerade dieses innere Leben den Menschen glücklich oder unglücklich mache. Sie hatte nach außen gelebt und ihre Freude daran gehabt, ihrer Laune zu folgen. Sie hatte sich begnügt, im Vorraum ihres innern Hauses zu wohnen, jetzt fing sie leise an, sich zu fürchten vor dem, was in den Zimmern da hinten, deren Türen sie verschlossen gehalten hatte, verborgen sein möchte. Außen stand geschrieben: Prinzessin Eva, aber was würde sie sein, wenn sich die Türen dahinten auftaten? Ist denn ein Mensch seiner selbst sicher? Jetzt ging sie auf festem Boden, dieser Boden war gefroren und trug sie. Was würde werden, wenn das Eis auftaute? „Er" hatte sie eine Walküre genannt und ihr Frauenrecht gerühmt; aber war sie dieses Rechts wert, wenn sie im Kampfe darum ermüdete? — Sie war aufgewachsen wie ein Füllen auf der Weide. Die Zahl ihrer Streiche war Legion gewesen, und ihr Vater hatte sie gewähren lassen und war stolz gewesen auf den Unabhängigkeitssinn seiner Tochter. In der Pension in N. hatte sie ihre Untaten fortgesetzt und sich belustigt über die wohlgemeinten Vermahnungen der armen Direktrice, der sie das Leben zur Qual gemacht hatte, ohne es zu ahnen. Ja wenn man sie damals anders angefaßt hätte, wenn jemand dagewesen wäre, zu dem sie hätte aufblicken können. Es hatte sie nicht sehr betrübt, daß man sie als unerziehbar nach Hause zurückgesandt hatte. Hernach hatte sie ohne Antrieb das nachgeholt, was sie unter Zwang durchaus nicht hatte lernen wollen, war mit ihrem Gaul in der Welt herumgeritten und hatte ihrem Vater Suppe kochen — lassen. Und nun sollte sie Herrin in Bernauken werden. Herrin in Bernauken! Der Gedanke war nicht schlecht! Ein schönes Schloß, Dienerschaft, ein Park, edle Pferde im Stalle. Wie würde sie zu befehlen wissen, wenn sie dort Herrin wäre! Sie malte sich in Gedanken dieses Leben aus, und es waren nicht unfreundliche Bilder, die sich ihr gestalteten. Aber an der Seite dieses Mannes? um den Preis, ihr junges Leben zu verkaufen an dieses Weinfaß? Und es stand noch etwas dazwischen. Sie fühlte, konnte aber nicht sagen, was es sei. Aber dieses Etwas machte es unmöglich, dieses Mannes Frau zu werden.

An die Stube, in der Eva saß, stieß die Küche. Da waren zwei Mägde, die schälten Kartoffeln und sangen:

Du liebe alte Mutter,
Du hast mich junge Maid
Solange groß gezogen
Und keinem mich gefreit.

Nun hast du mich dem Säufer
Im Kruge zugedacht,
Der täglich Aus trinket
Und nächtlich Händel macht.

Ach liebe alte Mutter,
Lieb altes Mütterlein,
Wirf lieber mich ins Wasser,
Ins tiefe Meer hinein.

Eva kannte das Lied. Die litauischen Mägde sangen es gern, und sie wußte genug Litauisch, daß sie es verstehn konnte. Eva hörte dem Singen zu, ohne sich des

Digitized by Google

Zuhörens bewußt zu sein. Aber der letzte Vers drang durch, und die Worte: Wirf lieber mich ins Wasser, ins tiefe Meer hinein, soßen fest. Eva wurde zornig. Wollen die mich verhöhnen, sagte sie zu sich, sprang auf und trat in die Tür. Warum singt ihr? fragte sie unwillig.

Was für eine Frage! Die Mädchen hatten noch nie an das Warum gedacht, wenn sie sangen. Sie machten erstaunte Gesichter und greinten.

Warum singt ihr das dumme Lied? fuhr Eva fort.

Fräulein, sagte das eine der Mädchen, es ist ein schönes Lied. Unsre Mütter und Großmütter haben es auch schon gesungen.

Weil eure Mütter und Großmütter gerade so dumm waren, wie ihr seid. Seid ganz still, ihr winselt und nehmt den Säufer doch, weil er euch recht ist. Wer nicht will, braucht nicht zu warten, bis ihn die Mutter ins Meer wirft. Man kann ja selbst gehn, wenns einem mit seinen Worten Ernst ist.

Fräulein, sagte das Mädchen, wenn man den Strick am Fuße hat, dann kann man nicht, wie man will.

Man muß jedes Band zerreißen können, antwortete Eva streng. Aber im Innern war sie doch zweifelhaft geworden. Der Strick am Fuße! Sie hatte es ja selbst oft genug erfahren, mochte sich der Gaul noch so ungebärdig stellen, hatte er den Strick am Fuße, so mußte er sich zuletzt doch geben.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. Die Pfingsttage haben der gesamten Kulturwelt die ersten Friedenstauben von dem großen asiatischen Völkerringen gebracht. Wenngleich es noch keineswegs gewiß ist, daß der Friede nun auch wirklich zustande kommt, so ist doch immerhin ein Friedensbedürfnis und eine Friedensgeneigtheit auf beiden Seiten festgestellt. Die Entscheidung liegt bei Japan. Die Japaner rühmen sich mit Recht, von Deutschland die Kriegführung gelernt zu haben, namentlich ihr letzter großer Seesieg war vollständig der deutschen Flottentaktik abgelauscht, mögen sie von uns nun auch „die Mäßigung sondergleichen“ gelernt haben, durch die das siegreiche Preußen 1866 und das siegreiche Deutschland 1870 — durch die Herausgabe von Belfort — die Welt in Erstaunen setzte. Frankreich hätte damals Frieden schließen müssen, auch wenn wir auf das teuer erkaufte Südtor der Vogesen nicht Verzicht geleistet hätten, aber der alte Thiers hatte es zu gut verstanden, das ihm nicht unbekannt gebliebne Bedürfnis des Siegers nach Frieden und Heimkehr auszunutzen, ein Bedürfnis, zu dem sich noch die Notwendigkeit gesellt hatte, das neuerbaute Reich einzurichten. Mit der Berufung des Reichstags nach Versailles oder Rheims wäre es doch nicht gegangen. So sind auch für das siegreiche Japan neben dem Friedensbedürfnis dringende Gründe vorhanden, die ihm bei den Verhandlungen nahelegen werden, das Erreichbare nicht dem Wünschenswerten zu opfern, zumal da das Inselreich doch nicht die Macht hat, Rußland zum Frieden zu zwingen. Andrerseits wird auch Rußland kaum auf militärische Erfolge rechnen können, die ausreichend wären, einen Friedenszwang auf Japan zu üben. Auf eine Vertreibung der Japaner aus der Mandschurei könnte Linewitsch auch nach zwei gewonnenen Schlachten kaum rechnen, er würde schwerlich wieder an den Yalu, kaum über Mukden hinaus gelangen. Es ist mithin für beide Teile Zeit, ein Ende zu machen. In diesem Sinne hat Kaiser Wilhelm es für seine freundschaftliche und menschliche Pflicht erachtet, dem Kaiser Nikolaus in einem längern eigenhändigen Schreiben die Erwägung nahezulegen, ob seine Generale außer der Bereitschaft der russischen Soldaten, für ihn zu sterben, ihm auch den Sieg zu verbürgen vermöchten. Sei

Digitized by Google

das nicht der Fall, so werde Kaiser Nikolaus bei Prüfung der innern Aufgaben Rußlands doch vielleicht ermessen, ob eine Fortsetzung des Krieges die weitern großen Menschenopfer wert sei. Fern davon, dem befreundeten Rußland einen Rat aufzudrängen, der nur bei voller Kenntnis der politischen und der militärischen Verhältnisse möglich wäre, biete Kaiser Wilhelm seine freundschaftlichen Dienste für den Fall an, daß Kaiser Nikolaus den Augenblick für gekommen erachten sollte, davon Gebrauch zu machen. — Daß Japan zunächst Wert darauf legt, allein und direkt mit Rußland zu verhandeln, ist sein Siegerrecht. Von Erfolg werden diese Verhandlungen aber wohl nur sein, wenn die Regierung des Mikado ihre Forderungen mehr der Grenze des Minimums als der des Maximums nähert.

Der Eintritt der Friedensphase ist nicht die einzige Folge der Seeschlacht von Tsuschima. Eine weitere stellt sich in der Abberufung der fünf englischen Linienschiffe aus Ostasien in die europäischen Gewässer dar. In Ostasien sollen nur Kreuzer verbleiben. Es geht aus dieser Anordnung hervor, daß England seine Interessen im Stillen Ozean nach dem vorläufigen Verschwinden der russischen Flotte auf diese Weise hinlänglich gedeckt glaubt, wobei freilich das Bündnis mit Japan sehr ins Gewicht fällt. Die Zurückberufung der Linienschiffe entspricht außerdem dem neuen Dislokationsplane der englischen Flotte. Auch eine Auswechslung der Geschütze mag in Betracht kommen, im übrigen ist dabei nur von Interesse, daß England seine Schlachtschiffe in Europa vereinigt, und es bleibt festzustellen, ob die fünf Schlachtschiffe der Atlantikflotte oder der Kanalflotte zugeteilt werden.

Eine weitere Folge der Seeschlacht von Tsuschima betrifft Deutschland. Unsre Marine hat daraus mit großer Befriedigung die Folgerung ziehn dürfen, daß ihre eigne Gliederung, auch in den Verhältniszahlen der einzelnen Schiffsgruppen zueinander, absolut richtig ist, und unser Organisationsplan in dieser Richtung absolut keiner Änderung bedarf. Das wird auch durch die in den letzten Tagen in positiver Form ergangne Ankündigung bestätigt, daß die in Aussicht stehende Flottenvorlage sechs Panzerkreuzer und sieben Torpedodivisionen fordern werde. In ihren Abmessungen werden sich diese Panzerkreuzer den bedeutenden Fortschritten der andern Seemächte anzupassen haben. Wenn in freisinnigen Blättern jetzt Versuche unternommen werden, zu beweisen, daß es ein Irrtum war, den Schwerpunkt unsrer Flottenorganisation in das Linienschiff zu verlegen, da die Japaner ihren Seesieg durch ihre massenhaften Torpedoangriffe erfochten hätten, so ist das so unrichtig wie möglich und zeugt vom absolutesten Mangel an Verständnis für diese Frage. Die Japaner haben unter Ausnutzung der bessern Bewaffnung und der überlegnen Schießkunst ihrer Linienschiffe die russischen Geschwader durch Fernfeuer in Unordnung gebracht und die einzelnen Schiffe schwer beschädigt; dann erst, als ein großer Teil dieser Schiffe kaum noch gefechtsfähig war, haben sie ihre Torpedoboote eingesetzt, die im andern Falle gefechtsfähigen Linienschiffen gegenüber völlig verloren gewesen wären. Hierzu kam, daß die ruhig gewordne See dem japanischen Admiral erlaubte, auch die in der Nähe in Buchten und Häfen verankerten kleinen Torpedofahrzeuge neben den Hochseetorpedobooten zum Angriff heranzuziehn. Aber diese Torpedoangriffe waren nicht etwa grundlegend, sondern sie glichen dem Einbrechen intakter Kavallerie in niedergekämpfte Batterien oder schwer erschütterte Bataillone des Gegners.

Der Sieg ist durch das Fernfeuer der japanischen Linienschiffe vorbereitet und erfochten worden, den Torpedobooten fiel nur noch das Ausfegen des Schlachtfeldes zu. Keine einzige Seemacht wird daraufhin ihren Linienschiffbau einstellen, sie alle werden ihn im Gegenteil nur vermehren. Die Japaner hatten durch ihr überwältigendes Fernfeuer die russische Flotte schon besiegt, bevor diese aus ihrer Marschformation in Angriffsformation gelangen konnte. Daß die Russen ein Revier, worin sie den Feind mit Sicherheit vermuten mußten, obendrein das schwierige Terrain einer insel- und buchtenreichen Meerenge, in Marschformation betraten

Digitized by Google

— die Transportflotte in der Mitte zwischen beiden Flügeln —, anstatt in Angriffsformation, die Transportflotte hinter sich, gehört zu den mancherlei Unbegreiflichkeiten dieses Krieges. Allerdings lag dann die Gefahr nahe, daß die Transportflotte zurückblieb oder abgeschnitten wurde. Aber wie beim Landheer wird auch einer Flotte ein großer Train beim Aufmarsch zur Schlacht immer hinderlich sein, und eine Flotte sollte also kaum anders verfahren als die Landarmee, d. h. beim Vormarsch zur Schlacht den Train unter Deckung zurücklassen. Wäre die russische Flotte in die ihr so verhängnisvoll gewordne Meerenge in Schlachtformation eingetreten, so hätte sie von den Japanern nicht durch ein verheerendes Feuer fast widerstandslos überrascht werden können, und es wäre ihr dann die Möglichkeit geblieben, vom Rammsporn Gebrauch zu machen, was seltsamerweise gar nicht versucht worden ist. Ein schnelles energisches Draufgehn in voller Fahrt würde die Japaner in ihrer artilleristischen Überlegenheit sehr stark beeinträchtigt haben; in dieser Beziehung enthielt die Seeschlacht vom 10. August vorigen Jahres sogar eine bedeutsame Lehre. Während bei der russischen Landarmee das Bajonett eine so große Rolle spielt, hat es bei der russischen Flotte vollständig versagt. Für ein in seiner Artillerie und in der Schießausbildung inferiores Schiff liegt die Rettung fast einzig — und bei fester Entschlossenheit und guten moralischen Qualitäten von Offizieren und Mannschaften auch mit durchaus günstigen Chancen — im energischen Vorstoß. Nur so kann das verheerende Fernfeuer in seiner Wirkung gebrochen werden. Die Japaner haben sehr klug damit gerechnet und sich die Russen so weit als möglich vom Leibe gehalten. Den letzten Stoß gegen den ohnehin todwunden Gegner überließen sie dann ihren Torpedobooten. In der Ausnutzung dieser Waffe durch nahes Herangehn an den Feind haben sie seit dem vorigen Jahre viel gelernt. Wenn Admiral Togo den Krieg wesentlich „den Eigenschaften des Mikado" zuschreibt, so hat er insofern Recht, als die seit dem vorigen Jahre mit großer Energie betriebne veränderte Ausnutzung der Torpedowaffe allerdings auf ein energisches Eingreifen des Kaisers zurückzuführen sein soll.

In der Marokkofrage hat Deutschland auf die Einladung des Sultans an die Madrider Signatarmächte zu einer neuen Konferenz in Tanger zustimmend und mit dem Ausdruck seiner Bereitwilligkeit, diese Einladung anzunehmen, geantwortet; die Antwort ist allen Signatarmächten zur Kenntnis gebracht worden. Unter diesen sind auch unsre beiden Verbündeten Italien und Österreich-Ungarn. Der Donaustaat hat in Marokko selbstverständlich geringeres Interesse, aber man darf wohl annehmen, daß er den prinzipiellen Standpunkt Deutschlands teilen wird, das einseitige Veränderungen in Marokko über die Köpfe der Signatarmächte hinweg für unzulässig erklärt hat. Ein viel größeres merkantiles und politisches Interesse hätte Italien, dem die Ausbreitung der französischen Macht an der Mittelmeerküste von Afrika nicht gleichgiltig sein kann, denn sie vollzieht sich tatsächlich auf seine Kosten. Trotzdem scheint Italien durch England so geschickt in diese englisch-französische Kombination verflochten worden zu sein, daß mehr als eine prinzipielle Zustimmung kaum zu erwarten sein wird. Das Verhalten Italiens in diesem Falle könnte Deutschland dann allerdings die Erwägung nahe legen, welchen Wert das Bündnis für uns überhaupt noch habe, wenn es Frankreich gegenüber sogar in einem Falle versagt, wo die italienischen Interessen ernsthaft engagiert sind. Was Frankreich selbst angeht, so würde die französische Politik nur gewinnen, wenn sie der Einladung folgte. Es würde damit der Gegensatz zu Deutschland endgiltig beseitigt werden, und Frankreich würde auf der Konferenz vielleicht manches, wenn auch nicht alles durchsetzen. Herr Delcassé, der sich immer mehr als Minister Englands und nicht Frankreichs erwiesen hatte und es schließlich immer deutlicher darauf anlegte, Deutschland zu provozieren, hatte gemeinsam mit den Engländern angenommen, daß der Besuch des deutschen Kaisers in Tanger nur ein „Bluff" gewesen sei. Das war noch zu Anfang des Monats in der Londoner National Review in einem Artikel,

Digitized by Google

der das Pariser Ursprungszeugnis an der Stirn trug, deutlich zu lesen, daneben folgte ein großer Teil der englischen Presse der Parole, daß den Deutschen durch eine Abfindung in Süd-Marokko der Mund zu stopfen sei. Und dies trotz der amtlichen deutschen Erklärung, daß das Deutsche Reich in Marokko nichts weiter begehre als die offne Tür bei Erhaltung der Souveränität des Sultans.

Erst als auf den Besuch Kaiser Wilhelms die Mission Tattenbachs folgte, und von deutscher Seite in Paris kein Zweifel gelassen wurde, daß die Sache damit in ein ernsteres Stadium trete, ist man dort stutzig geworden. Es ist das persönliche Verdienst des Herrn Rouvier, den Intriguenschleier zerrissen zu haben, hinter dem Herr Delcassé seine deutschfeindliche Politik im Dienste Englands sogar vor seinen Ministerkollegen verbarg. Rouvier schöpfte Argwohn und nahm Gelegenheit, den tatsächlichen Verhältnissen auf den Grund zu sehen. Als er sich von der wirklichen Lage der Dinge überzeugt hatte, zögerte er keinen Augenblick. Delcassé wurde gezwungen, ihm gegenüber Farbe zu bekennen, und damit war sein Rücktritt entschieden. Behält Rouvier das Portefeuille des Auswärtigen, so wird er die Republik davor zu bewahren wissen, fremden Intriguen als Werkzeug zu dienen. Nachdem Deutschland dem Sultan von Marokko einen verantwortlichen Rat erteilt, und dieser ihn befolgt, d. h. sich auf den Boden des Madrider Protokolls von 1880 gestellt hat, kann und wird Deutschland ihn nicht im Stiche lassen. Mächte, die die Einladung des Sultans zu einer neuen Konferenz in Tanger nicht befolgen, geben damit die Rechte preis, die sie auf Grund der Abmachungen von 1880 haben. Das ist Sache jeder einzelnen beteiligten Regierung. Was dann geschieht, bleibt eben abzuwarten. Separatverhandlungen zwischen Deutschland und Frankreich, selbstverständlich unter Zustimmung des Sultans, werden erst möglich sein, wenn die Konferenz in Tanger scheitern sollte; sie würden sich jedoch auch dann auf der Basis der Anerkennung des deutschen Standpunkts vollziehn müssen.

Für Deutschland ist das nicht eine Frage der Macht oder der Würde, sondern eine einfache Rechtsfrage. Erst die absichtliche fortgesetzte Ignorierung des deutschen Rechts würde eine Frage der Macht und der Würde daraus gemacht haben, und Deutschland hätte dann dementsprechend gehandelt. Der Umstand, daß die Tage des Herrn Delcassé gezählt waren, sobald das Pariser Kabinett von dieser Sachlage Kenntnis gewonnen hatte, berechtigt zu der Annahme, daß die französische Regierung zu einer den allgemeinen Interessen des Friedens dienenden Lösung die Hand bieten wird. Herr Delcassé ist nicht durch Deutschland, sondern durch seine Kollegen gestürzt worden, die zu ihrer Überraschung die Gefahr einer drohenden Krisis in der Nähe sahen und nicht gewillt waren, wie Pariser Blätter dies offen aussprachen, die Kastanien für England aus dem Feuer zu holen. Damit hat nun hoffentlich das in drei Weltteilen zugleich betriebne englisch-französische Intriguenspiel gegen Deutschland ein Ende, das in der letzten Zeit einen recht bedenklichen Umfang erreicht und die ernste Aufmerksamkeit der deutschen Diplomatie in Anspruch genommen hatte. Die bisher so außerordentlich geschickte Führung der marokkanischen Angelegenheit berechtigt zu der Erwartung, daß es der deutschen Staatskunst in ihrer unzweifelhaften Überlegenheit gelingen wird, die um uns herum geschlungnen Knoten englisch-französischer Intrigue auch weiter friedlich zu entwirren. *g*

Lassalle. Lassalles originelle, kraft- und geistvolle Persönlichkeit würde auch dann das höchste Interesse erregen und eine große Anziehungskraft ausüben, wenn sie nicht weltgeschichtliche Bedeutung hätte. Diese hat sie aber, denn sein leidenschaftlicher Feuergeist hat die trägen, stumpfen Massen der deutschen Arbeiterschaft mit Gewalt in die Bahn hineingerissen, hineingepeitscht, die zur Gründung der großen sozialdemokratischen Partei führen sollte. Und diese ist zwar in den Augen vieler eine unheilvolle und für alle Nichtsozialdemokraten eine sehr unbequeme aber doch unstreitig eine große historische Erscheinung. Und daß Lassalle von der Großartigkeit der Entwicklung, die er eingeleitet hatte, bei Lebzeiten nichts zu sehen

Digitized by Google

bekam (sein Arbeiterverein brachte es auf 4600 Mitglieder, in Berlin, das ganz und gar der ihm am meisten verhaßten Partei, der Fortschrittspartei, gehörte, zählte der Verein 35 Mitglieder!), darin liegt die eigentliche Tragik seines Lebens, nicht in dem gewaltsamen Tode des durch Liebesleidenschaft und verletzte Eitelkeit zum rasenden Ajax gewordnen Volkstribuns. Über Vernachlässigung in der Literatur hat sich der interessante Mann denn auch nicht zu beklagen. Aber gerade weil die Zahl der veröffentlichten Dokumente und der biographischen Bearbeitungen so groß ist, tat eine genießbare Zusammenfassung von sachkundiger Hand not, und die hat nun Hermann Oncken geliefert in dem Buche Lassalle (es ist der zweite Band der bei E. Hauff in Stuttgart von G. Schmoller und O. Hintze herausgegebnen Sammlung: Politiker und Nationalökonomen). Die Psyche des merkwürdigen Mannes wird darin sehr gut analysiert, die Bedeutung seiner jüdischen Abstammung klar gemacht, das Sophistische in seinen Werken und Reden von dem gesondert, was als Wahrheit bleibenden Wert hat, und aus Lassalles Drama Sickingen wird der Kern seiner Politik enthüllt. „Er geht von der Frage aus: woran scheitern Revolutionen, nicht bloß die besondre Sickingens, sondern alle oder doch viele? Und er findet den letzten Grund als echter Hegelianer in einer formalen dialektischen Antithese. Die ewige Stärke aller herrschenden, eine bestehende Ordnung verteidigenden Klassen liegt in der nicht zu täuschenden, durchgearbeiteten Bewußtheit, mit der ihr Klasseninteresse sie durchdringt. Die ewige Schwäche einer jeden berechtigten revolutionären Idee, die sich zur Praxis kehren will, liegt in dem Mangel an Bewußtheit bei den Gliedern der ihr zugetanen Klassen, deren Prinzip noch nicht verwirklicht ist, sowie in dem hiermit zusammenhängenden Mangel an Organisation der ihr zu Gebote stehenden Mittel. Wenngleich nur die Stärke jeder Revolution ganz in der Begeisterung liegt, d. h. zunächst in dem abstrakten Hinwegsehen über die ihr entgegenstehenden Schwierigkeiten, so kommt doch für sie der Moment, sich in eine Operation mit den gegebnen Mitteln einzulassen und mit ihnen zu rechnen. Somit mag es als ein Triumph übergreifender realistischer Klugheit der Revolutionsführer erscheinen, die wahren und letzten Zwecke der Bewegung vor andern geheim zu halten und durch diese beabsichtigte Täuschung der herrschenden Klassen, ja durch Benutzung dieser, die Möglichkeit zur Organisation der neuen Kräfte zu gewinnen; darin liegt die unendliche realistische Überlegenheit Sickingens gegenüber dem bloß geistigen Revolutionär Hutten." So hat Lassalle versucht, einen Lothar Bucher, einen Rodbertus, ja einen Bismarck zu benutzen, die alle drei ein Stück mit ihm gehn konnten, weil ihre Ziele mit den nächsten, exoterischen Zielen Lassalles zusammenfielen, aber natürlich nicht mit dem im Hintergrunde versteckt gehaltnen Endziele: der demokratischen Republik. Mit Konstantin Rößler hat Lassalle nicht persönlich verkehrt, aber Oncken führt ihn in demselben Zusammenhange an, weil seine den italienischen Krieg von 1859 behandelnde Schrift: „Preußen und die italienische Frage" viel äußerliche Verwandtschaft hat mit Lassalles Schrift über denselben Gegenstand: „Der italienische Krieg und die Aufgabe Preußens." Der Unterschied zwischen beiden Männern war, daß Rößler seine Vorschläge ehrlich meinte, während Lassalle die preußische Regierung in eine Falle locken wollte. Hätte er länger gelebt, so würde er wohl selbst, nach seiner eignen Prophezeiung, in einer Falle hängen geblieben sein, denn eben an seiner „übergreifenden realistischen Klugheit," an dem dialektischen Widerspruch zwischen der unendlichen Idee und den endlichen Mitteln, läßt er Sickingen scheitern, wie Oncken im Schluß der oben angeführten Darlegung hervorhebt. Selbstverständlich gibt die Tatsache, daß Lassalle wenigstens in Beziehung auf die Gestaltung des deutschen Parteiwesens die Zukunft für sich gehabt hat, obwohl die liberale Partei sogar erst nach seinem Tode zu rasch vorüberrauschender Herrschaft und Herrlichkeit gelangte, dem Verfasser Anlaß zu vielen schönen Betrachtungen. Aber eine ganz nebensächliche Bemerkung, auf die er selbst wahrscheinlich gar kein Gewicht legt, beweist, daß auch er von gewissen Selbsttäuschungen der Liberalen nicht ganz frei ist. In einer seiner berühmten Reden, der Rons-

Digitized by Google

dorfer, führt Lassalle die Autorität des Bischofs Ketteler für sich an. Oncken bemerkt dazu: „Lassalle wußte natürlich gut genug, aus welchen Motiven der Führer des deutschen Ultramontanismus in dieser Weise [in seinem Buche: Die Arbeiterfrage und das Christentum] gegen die verhaßten Liberalen Partei nahm.“ Kettelers Liebe zum armen Volke ist echt und ungeheuchelt gewesen, und eben so echt und ungeheuchelt ist die vieler andern katholischen Geistlichen Deutschlands. Nur darum glaubt das katholische Volk an diese Liebe auch in solchen Fällen, wo sie nicht echt ist, und dieses Vertrauen ist eine der Wurzeln, aus denen der deutsche Katholizismus und die Zentrumspartei ihre Kraft ziehn.

„Zur Geschichte der süddeutschen Mairevolution.“ In Nummer 20 der Grenzboten haben wir unter dieser Überschrift zwei Dokumente abgedruckt, die den Historikern wohl nicht unbekannt waren. Das zweite davon findet man ins Deutsche übersetzt in Otto Fleischmanns „Geschichte des pfälzischen Aufstandes im Jahre 1849,“ erschienen 1899. Der Bürger Schütz aus Mainz, Mitglied des Frankfurter Parlaments, der in den genannten beiden Schreiben zum Geschäftsträger der badischen und der pfälzischen revolutionären Regierung bei der französischen Regierung ernannt worden war, ist tatsächlich nach Paris abgereist. Er wurde begleitet von dem Pfälzer Culmann (so wird der Name geschrieben), einem Anwalt in Zweibrücken, der bayrischer Landtagsabgeordneter und Mitglied des Frankfurter Parlaments war. Man hatte ihn auch zum Mitgliede der „Provisorischen Regierung der Pfalz“ gewählt, aber er nahm vorsichtigerweise diesen Posten nicht an. Die Mission der beiden Männer hatte einen ungünstigen Verlauf, denn sie wurden nicht nur nicht von der französischen Regierung empfangen, sondern sogar verhaftet und eine Zeit lang in Haft behalten. Fleischmann hat sich seinerzeit vergebens bemüht, irgendeine Quelle zu entdecken, aus der er Näheres über den Verlauf dieser interessanten Reise hätte entnehmen können. Der Grund liegt wohl darin, daß die beiden Regierungen in Baden und in der Pfalz schon einige Zeit vom Erdboden weggefegt waren, als die beiden Abgesandten in Paris aus ihrer Haft entlassen wurden, daß sie also keinen offiziellen Bericht über den Verlauf ihrer Mission an ihre Auftraggeber abstatten konnten.

Die französische Regierung stand von Anfang an der aufständischen Bewegung in Baden und in der Pfalz mißtrauisch und vorsichtig gegenüber. Sie schob im Jahre 1848 mit Vergnügen etwa 1500 in Paris lebende deutsche Arbeiter nach der badischen Grenze ab, gab ihnen aber keine Waffen mit. Sie war froh, diese unruhigen Leute los zu sein, denn sie hatte mit den eignen Proletariern genug zu tun, bis die furchtbare Arbeiterschlacht in Paris die Gefahr für lange Zeit beseitigte. Danach kam Louis Napoleon an das Regiment, der sich 1849 als Präsident der Republik völlig den deutschen Regierungen anschloß. In zwei Aufrufen, die die provisorische Regierung der Pfalz am 10. Juni 1849 an die französischen Soldaten und an das französische Volk richtete, in denen sie von der Bevölkerung Badens und der Pfalz rühmt, daß sie „ehemals als die treuesten Verbündeten in den Reihen der französischen Armee gegen die Heilige Allianz kämpften,“ wird dem Präsidenten Napoleon vorgeworfen, daß er Deutsche und Polen, die nach der Pfalz eilen wollten, in Paris gewaltsam zurückhalte, daß er Waffen, die in Belgien für die pfälzischen Aufständischen angekauft wurden, mit Beschlag belegt habe, daß er mit den Preußen, die einst „eure Felder verheert, eure Hauptstadt besudelt, euer Land geplündert haben,“ in Verbindung getreten sei, um die Sache der Freiheit zu ersticken.

In der Pfalz und namentlich in Landau, das lange französisch war, bestanden übrigens lebhafte Sympathien für Frankreich. Fleischmann hat selbst napoleonische Veteranen gesehen, die die Helenamedaille ungescheut trugen. Erst durch das Jahr 1870 ist diesem unnatürlichen Zustande ein Ende gemacht worden. Hoffentlich für immer.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

64. Jahrgang
Nr. 25
Ausgegeben am 22. Juni 1905

Inhalt:

	Seite
Aus König Wilhelms ersten Jahren. Von Otto Kaemmel. (Schluß)	629
Vom Avancement	637
Johannes Mathesius. (Schluß)	641
Ein Dresdner Don Juan. I	651
Unter Kunden, Komödianten und wilden Tieren. Lebenserinnerungen von Robert Thomas. (Fortsetzung)	662
Herrenmenschen. Roman von Fritz Anders. (Fortsetzung)	671
Maßgebliches u. Unmaßgebliches: Reichsspiegel — Berichtigung	680

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Kunsterziehung im Geiste **Ludwig Richters.**

Von **Karl Rösener.** 130 S. 1,20 M., eleg. geb. 2 M.

Inhalt: I. Kunsterziehung. II. Die Kunstanschauung Ludwig Richters. III. Die Bildungselemente der [illegible]

Auf dunklem Pfad. Volkstümliche Aufklärung über geheimnisvolle Erscheinungen und Kräfte. Von Pfr. **A. Strauß.** 4 M., geb. [illegible] M.

Neuster Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

An die grosse Glocke muss es gehängt werden,

dass

Caesar- u. Busento-Fahrräder

die **Besten u. Allerbilligsten** sind Vorzugspreise auch bei Probebestellungen.

Sparta-Pneumatik

mit 10 monatl. Garantie ist ein Juwel aller Fahrradreifen u. enorm billig. Verl. Sie Hauptkatalog Nr. [illegible]

Fritz A. Lange, G. m. b. H., Leipzig 28, Körnerplatz Nr. 3.

„Wendt's Patent-Cigarren sind für empfindliche Raucher die gesundheitsdienlichsten Tabakfabrikate der Gegenwart".

Dr. G. v. Lagerheim,
Professor an der Universität Stockholm.

Wendt's Patent-Cigarren No. 5 A, Perfectos. 100 Stück 6 Mark.
Eine in dieser Preislage besonders beliebte Sorte.
Unter Garantie der Zurücknahme auf Kosten der Fabrik, wenn Cigarren nicht durchaus befriedigen.

Absorption des Nicotins und der giftigen Verbrennungsgase.

Nach dem Geheimen Hofrat
Universitäts-Professor
Dr. med. Hugo
Gerold.
D. R. P.
[illegible]

Wendt's Patent-Cigarren

D R.P.
145727

nach Universitäts-
Professor Dr. H. Thoms-Berlin.

Fabrikate direct zu haben in Preislagen von 54 bis 300 Mark, in allen Geschmacksrichtungen, Größen, Qualitäten u. Quantitäten (auch Proben). Preisliste und Broschüre gratis.

Wendt's Cigarrenfabr. Aktienges., Bremen, Postfach 501.

Aus König Wilhelms ersten Jahren

Von Otto Kaemmel

(Schluß)

chon war damals der Grund zum „Konflikt“ gelegt; er steigerte sich im Winter 1861/62. Daß Hohenlohe hier unbedingt auf der Seite des Königs stand und die Motive der Opposition zu niedrig taxierte, lag in seiner dienstlichen Stellung wie in der Sache selbst. Es war wirklich ein Kampf zwischen der Krone und dem Abgeordnetenhause um die höchste Macht im Staate; mit vollem Recht hat einmal der König dabei an Karl den Ersten von England gedacht (Bismarcks Gedanken und Erinnerungen I, 284 f.). Da aber das liberale Ministerium der „neuen Ära“ die Sache der Krone schlecht vertrat und von seinen eignen Parteigenossen im Landtage heftig befehdet wurde, so verlor der König allmählich alles Vertrauen zu ihm. Schon im Dezember 1859 hatte er den liberalen Kriegsminister von Bonin durch den hochkonservativen Albrecht von Roon ersetzt; im Oktober 1861 berief er an Stelle des Ministers Alexander von Schleinitz, des eigentlichen Vertrauensmannes der Königin Augusta, den ebenso hochkonservativen Grafen von Bernstorff zur Leitung der auswärtigen Politik. „Mit der ihm eignen Ruhe sagte er damals, er habe es über drei Jahre mit den liberalen Ministern versucht, und diese hätten gezeigt, daß sie es nicht könnten.“ Als der Justizminister von Bernuth das in der Kammer eingebrachte Ministerverantwortlichkeitsgesetz, das sie aus Vertrauensmännern des Königs zu Mandataren des Parlaments gemacht haben würde, dem König zur Annahme empfahl, wurde dieser, so erzählt Hohenlohe, „ernstlich zornig,“ legte dem Ministerrate seinen eignen Entwurf vor und erklärte dabei: „Hier haben Sie das Gesetz, wie ich es genehmige. Ein andres genehmige ich nie“ (S. 304). So entließ er fast alle liberalen Minister und berief am 17. März 1862 das Ministerium Hohenlohe, das eine überwiegend konservative Färbung trug. Das Abgeordnetenhaus war schon am 11. März aufgelöst worden, denn der liberale Finanzminister A. von der Heydt selbst hatte betont, daß die Regierung nach der Verfassung das Recht habe, auch wenn kein Budget rechtzeitig vereinbart würde, die einmal bewilligten Steuern

Digitized by Google

weiter zu erheben. Prinz Adolf von Hohenlohe aber, der damalige Präsident des Herrenhauses, der Vater des Flügeladjutanten, stand schon im sechsundsechzigsten Lebensjahre, fühlte sich den Geschäften, namentlich der schwierigen auswärtigen Politik, nicht gewachsen und übernahm deshalb sein Amt nur auf so lange, bis der König einen geeigneten Ministerpräsidenten gefunden haben würde. Als solchen schlug ihm Hohenlohe schon im April Bismarck vor. Da sah ihn der König groß an und antwortete: „Sie scherzen wohl?" Hohenlohe aber stellte ihm die verschiednen guten Eigenschaften Bismarcks vor. „Ach bewahre, sagte der König, der ist ja viel zu flatterhaft. Schlagen Sie mir einen andern vor." Als aber Hohenlohe drei Tage später wieder zum Vortrag kam, war der König zum Entschluß gekommen und sagte: „Ich sprach Ihnen neulich die Idee aus, Bismarck an Ihre Stelle zu setzen, da Sie doch nicht dauernd an derselben bleiben wollen." — „Sie haben ganz recht, daß die auswärtige Politik die Hauptsache ist. Nun ist Bismarck in Frankfurt, Wien und Petersburg orientiert. Ich denke, man schickt ihn noch nach Paris und London, damit er überall die einflußreichen Leute kennen lernt. So lange müssen Sie bei mir aushalten" (S. 306). Der König dachte dabei offenbar an eine längere Zeit, aber er begann in seiner bedächtigen Weise mit der Ausführung seines Programms und ernannte Bismarck, der sich damals in Berlin aufhielt, am 22. Mai für Paris, Ende Juni schickte er ihn in besondrem Auftrage nach London. Doch wußte Bismarck schon vor der Abreise von Berlin, daß er Aussicht auf die Ministerpräsidentschaft habe, wenn er auch in seiner unbehaglichen Lage zuweilen zweifelte, ob der König ihn überhaupt berufen werde (siehe Bismarckbriefe, herausgegeben von Horst Kohl, 7. Aufl., S. 330. 332. 334 f. 338; Bismarckregesten I, 176 ff.; Gedanken und Erinnerungen I, 250 ff.). Das wird völlig begreiflich, denn Hohenlohe erkrankte schon im Mai und reichte sein Entlassungsgesuch ein, der König aber erledigte dieses nicht, gab ihm nur Urlaub, zunächst bis zum 11. Juni, und übertrug dem Minister August von der Heydt, der gern Ministerpräsident geworden wäre, das Präsidium nur provisorisch, schon weil er ihm nicht zutraute, daß er dem Landtage gegenüber fest bleiben werde.

Inzwischen hatte die Fortschrittspartei bei den Neuwahlen am 6. Mai einen vollständigen Sieg erfochten und setzte als Antwort auf die sehr ruhige Thronrede vom 19. Mai eine Adresse durch, die kurz und gut die Entlassung des Ministeriums verlangte, da dieses nicht das Vertrauen des Landes habe. Gegen den Rat des Ministeriums beschloß der König, diese Adresse persönlich entgegenzunehmen, obwohl er nicht mit ihr einverstanden war, was gegen den Brauch lief, und empfing am 7. Juni die Deputation des Abgeordnetenhauses unter Führung seines Präsidenten Wilhelm Grabow, des Oberbürgermeisters von Prenzlau, im Beisein von der Heydts und des diensttuenden Flügeladjutanten Hohenlohe. Als Grabow in ziemlicher Verwirrung die Adresse verlesen hatte, antwortete der König mit erhobner Stimme aus dem Stegreif, ohne vorherige Beratung mit den Ministern, er habe sie nur empfangen, um ihnen persönlich zu sagen, das Ministerium habe sein Vertrauen, es sei sein Recht, seine Minister zu wählen, und er werde sie nicht entlassen; seine Ab-

Digitized by Google

sichten habe er in der Thronrede deutlich ausgesprochen. Hinterher erst schrieb er mit Zuziehung von der Heydts und Hohenlohes auf, was er gesagt hatte, und ließ das noch nicht trockne Schriftstück Grabow als Antwort überreichen (S. 312 ff.). Das Ganze war also ein ganz persönlicher Akt des Monarchen, ein Verfahren, das unserm jetzigen Kaiser von gewisser Seite so oft in taktloser Weise zum Vorwurf gemacht wird, und zwar, wie jenes Beispiel zeigt, mit völlig ungerechtfertigter Berufung auf die Zeit Wilhelms des Ersten. Infolgedessen verschärfte sich der Konflikt, sodaß der König im Juli bei Bismarck anfragen ließ, wann er einzutreten gedenke; dieser aber bat am 15. Juli in einem Briefe an Roon, man möge mit seiner Berufung „noch einige Monat" warten, bis die Kammer „müde" und „mürbe" geworden sei, und das Land sich langweile (Bismarckbriefe 347 ff.; Denkwürdigkeiten des Grafen von Roon II⁴, 182 ff.). Also konnte sich Roons Einfluß auf den König darauf beschränken, die Entscheidung über Bismarcks Berufung zu beschleunigen: prinzipiell hatte sich der König längst entschieden, und nicht nur Roon wußte das schon im Mai (Brief an Perthes vom 23. Mai 1862, s. Denkwürdigkeiten II⁴, 87), sondern man erwartete das um dieselbe Zeit auch in liberalen Kreisen (Aus dem Leben Th. von Bernhardis IV, 286. 294), freilich mit völlig grundlosen, ja geradezu abgeschmackten Befürchtungen (a. a. O. 306). Wie mißtrauisch dem „kommenden Manne" damals auch hochkonservative Kreise noch gegenüberstanden, das zeigt nicht nur der wunderliche Verdacht, den damals der Fürst Wilhelm Radziwill auf Grund eines elenden Pariser Klatsches gegen Hohenlohe aussprach, Bismarck habe in Frankreich hochverräterische Reden über den König und die Königin geführt (S. 323 f.), sondern auch die „Aufzeichnungen" des „Rundschauers" Ludwig von Gerlach, der über Bismarck schrieb: „Möge Gott der Herr ihn vor sich selbst schützen; ich meine vor den Versuchungen seines Ehrgeizes und seiner Selbstsucht, und ihn beizeiten erkennen lassen, daß auch für Staatsmänner der kleine Katechismus gilt."*) Am 23. September trat der Beargwöhnte, Gehaßte, Gefürchtete trotz alledem ins Amt.

Lebendig schildert Hohenlohe den zunächst fast befremdenden Eindruck, den Bismarcks geistvolle aber auch herausfordernde und zuweilen burschikose und gewagte Art auf ihn machte. Mit dem Vertrage vom 8. Februar 1863 zur Unterdrückung des in der Nacht vom 23./24. Januar scheinbar urplötzlich ausgebrochnen Aufstandes in Russisch-Polen schlug er allen liberalen Empfindungen gerade ins Gesicht, verdiente sich aber den Dank Rußlands, der ihm dann seine großen Erfolge erleichterte. Wie genau die preußische Regierung den Gang der Ereignisse im Nachbarlande verfolgte, beweist u. a., daß sie schon zu Anfang Februar den Hauptmann J. von Verdy du Vernois vom Generalstabe des vierten Armeekorps in Magdeburg, den spätern Kriegsminister, zur

*) Ernst Ludwig von Gerlach. Aufzeichnungen aus seinem Leben und Wirken, 1793 bis 1877. Herausgegeben von Jakob von Gerlach. Zwei Bände. Schwerin, Fr. Bahn, 1903. Der historische Wert des Buches liegt darin, daß es tief in die ganz unpolitische, dem wirklichen Leben völlig abgewandte Gedankenwelt einer kleinen christlich-konservativen Gruppe einführt, die in dem abstrakten Gegensatz zwischen Christentum und „Revolution" lebte und webte und den Beruf Preußens in dem Kampfe gegen diese „Revolution" erkannte, für nationaldeutsche Aufgaben aber gar kein Auge hatte, weil sie überhaupt die weltliche Natur des Staats verkannte.

Digitized by Google

Beobachtung nach Warschau sandte, der dort bis November 1865 blieb und seine Erlebnisse jetzt anschaulich und lebendig geschildert hat.*) Diese Politik fand freilich bei den Liberalen eine scharfe Kritik und trug nach Hohenlohes Version zu der bekannten Danziger Rede des Kronprinzen am 5. Juni 1863 bei. Denn als der Oberbürgermeister von Winter, der „Bismarck Danzigs," wie man ihn dort später nannte, ihn in dem herrlichen alten Rathause der stolzen Hansestadt begrüßte, motivierte er nach Hohenlohes Erzählung die mangelnde Wärme des Empfangs mit der Verstimmung der Gemüter „durch die letzten Maßregeln (nicht gegen die Presse, sondern) gegen die Polen," worauf der Kronprinz „ärgerlich," „ohne viel Gewicht auf seine Worte zu legen," herausplatzte: „Was gehn mich denn diese Maßregeln an? Ich habe dabei nicht mitzusprechen gehabt." Das weicht von der Darstellung Bismarcks in den „Gedanken und Erinnerungen" (I, 316 f.) wesentlich ab, denn danach hatte sich der Kronprinz schon am 4. Juni schriftlich gegen seinen Vater gegen die Preßverordnung vom 1. Juni erklärt, und auf diese wurden nun seine Äußerungen in Danzig als eine Kritik der Regierung bezogen. Daß Bismarck bei dem erzürnten König vermittelnd gewirkt habe, bestätigt auch Hohenlohe. Wie großes Gewicht König Wilhelm persönlich den polnischen Dingen beilegte, zeigt u. a. ein von Hohenlohe erwähnter Brief an Kaiser Alexander den Zweiten, seinen Neffen, worin er diesem erklärte, wenn Rußland, wie eine einflußreiche Partei in Petersburg dem Kaiser in der Tat empfahl (Gedanken und Erinnerungen I, 308), Polen als ein selbständiges Königreich unter einem russischen Großfürsten (etwa dem damaligen Statthalter Konstantin) abzutrennen gedenke, so werde er es sofort besetzen und in Preußen einverleiben im Interesse der Ruhe seines eignen Staats (S. 329).

Sehr interessante Mitteilungen bringt Hohenlohe gegen das Ende des zweiten Bandes über die Sommerwochen von 1863 in Gastein und Baden, die für Deutschland eine so entscheidende Bedeutung gewannen. Wegen eines schmerzhaften Nierensteinleidens ging der König am 19. Juni 1863 zunächst nach Karlsbad, wohin ihm Bismarck am 23. folgte (vgl. seine Briefe bei H. Kohl Nr. 299 bis 301; Bismarckregesten I, 205), von dort zur Nachkur Mitte Juli nach Gastein. Bis Pilsen ging die Fahrt am 18. Juli zu Wagen, von da am 19., einem Sonntag, mit der Eisenbahn nach Regensburg, wo Bismarck, der von Karlsbad aus erst auf ein paar Tage nach Berlin zurückgekehrt war, über Dresden, Leipzig und Nürnberg reisend, wieder mit ihm zusammentraf. Am 20. wurde die Reise wieder mit Eisenbahn über Passau und Wels bis Salzburg fortgesetzt, dann dort „ein paar Tage" Aufenthalt genommen. In der „Residenz" gab es Diner und Soiree bei der Witwe Kaiser Franz des Ersten, die mit ihrem ganzen Hofe „einen antediluvianischen Eindruck" machte; auch der alte, taube König Ludwig von Bayern, ihr Bruder, war anwesend und machte sich besonders dadurch bemerklich, daß er jedem, der ihm vorgestellt wurde, etwas Unangenehmes sagte. Am Vormittage des 20. (21.) Juli

*) Im Hauptquartier der russischen Armee in Polen 1863 bis 1865. Persönliche Erinnerungen von J. von Verdy du Vernois. Berlin, 1905, E. S. Mittler und Sohn.

Digitized by Google

wurde der Königssee beim herrlichsten Wetter besucht. Am 21. (22.) Juli*) erreichte der König zu Wagen Gastein und nahm hier, wie auch später immer, im „Badeschloß" unmittelbar über dem donnernden Wasserfall der Ache Wohnung. Trotz der äußern Ruhe, die in dem herrlichen Alpentale herrschte, und der strengen Beschränkung des Königs auf seine Kur brachten die Zeitverhältnisse doch mancherlei Aufregung. Die Spannung zwischen Preußen und Österreich hatte sich gesteigert, weil Österreich in der polnischen Sache eine der preußischen entgegengesetzte Politik verfolgte, indem es sich mit den Westmächten in St. Petersburg dreimal für die Polen verwandte. Es erregte dadurch den Zorn des Zaren in dem Grade, daß dieser den König Wilhelm eben in Gastein aufforderte, mit ihm zusammen den Krieg gegen Österreich zu eröffnen und damit auch die deutsche Frage im preußischen Sinne zu lösen (Gedanken und Erinnerungen I, 311). Der König lehnte das ab, aber der Versuch zu einer solchen Lösung im österreichisch-mittelstaatlichen Sinne trat ebenfalls in Gastein an ihn heran. Schon in Karlsbad vergeblich erwartet, traf Kaiser Franz Joseph ohne einen Minister erst am 2. August Nachmittag halb sechs Uhr zu einem Besuche seines Oheims in Gastein ein und stieg in seiner Villa ab. Am nächsten Morgen machten beide Herren ganz allein, und ohne daß der König vorher mit Bismarck hätte sprechen können, einen längern Spaziergang. Dabei sprach der Kaiser zuerst von seiner Absicht, einen Fürstenkongreß zur Beratung der deutschen Frage zu berufen. Der König, schon darüber verstimmt, daß der Kaiser mit keinem Worte die ihm selbst teure Erinnerung an den Geburtstag seines Vaters, Friedrich Wilhelms des Dritten, erwähnte, erwiderte, dem müßten doch Ministerkonferenzen vorangehn, da sonst der Fürstenkongreß leicht resultatlos verlaufen könne. Das schien auf den Kaiser einigen Eindruck zu machen; aber als er an demselben Abend halb neun Uhr abreiste, rief er dem König vor allem Volke zu: „Also auf Wiedersehen in Frankfurt!" als ob das schon eine abgemachte Sache sei. Unmittelbar nachher überbrachte ein kaiserlicher Adjutant die amtliche Einladung nach Frankfurt. Sehr unangenehm berührt schrieb der König noch an demselben Abend seine ablehnende Antwort nieder und schickte diese mit einem persönlichen Schreiben und der amtlichen Ablehnung nach Wien. Obwohl nun der Inhalt dieser Schriftstücke auf telegraphischem Wege in Wien schon am Morgen des 4. August bekannt war, ergingen doch an demselben Tage die amtlichen Einladungen an alle Bundesregierungen. Darauf schrieb Franz Joseph nochmals am 7. August an den König, worauf von Gastein an den preußischen Gesandten von Werther am 13. August zwei Depeschen abgingen. Natürlich war auch nach andern Richtungen der Verkehr sehr lebhaft; am 12. August schrieb Bismarck von „Kurierangst in allen Richtungen," sodaß ihm die „Arbeit über Kopf" wuchs (14. August). (In den Einzelheiten,

*) Nach dem Bismarckbriefe Nr. 384. Aber mit diesem Datum läßt sich weder der Ausflug nach dem Königssee am 20. vereinigen, wenn der König erst am 20. Salzburg erreichte, noch die „paar Tage" Aufenthalt in Salzburg. Da der 19. Juli als Tag der Ankunft in Regensburg feststeht, so ist wohl der 22. anzunehmen und für den Königssee („gestern") der 21. Juli.

Digitized by Google

namentlich in den Zeitangaben irrt hier Hohenlohe mehrfach, was der Herausgeber in Anmerkungen berichtigt. Vgl. im übrigen außer den Bismarckbriefen Nr. 307 bis 311 noch Sybel, Gründung des Deutschen Reichs II, 526 f.)

Während sich nun Frankfurt zum Empfange des Kaisers (16. August) und der deutschen Fürsten rüstete, und der Kongreß wirklich am 17. August eröffnet wurde, reiste König Wilhelm am 15. August (nicht am 11. oder 12., wie Hohenlohe schreibt) nach Salzburg ab, wo ihn wieder der k. k. Statthalter des Kronlandes, Graf Eduard Taaffe, begrüßte. Am 16. August setzte er seine Reise nach München fort zum Besuche der Königin Maria, die zu seiner Begrüßung von Hohenschwangau nach Nymphenburg kam. Im Auftrage ihres schon in Frankfurt weilenden Gemahls, des Königs Max, versuchte sie den König Wilhelm zum Besuche des Fürstentages zu bestimmen; ja am Abend des 17. August kam noch ein Telegramm ihres Gemahls an, sie möchte ihren Besuch noch um einen Tag aufhalten, denn er selbst wolle mit andern Fürsten nach München kommen, um ihn mit sich nach Frankfurt zu führen. Über diesen Plan wurde Wilhelm auch durch ein Telegramm eines ihm befreundeten Fürsten aus Frankfurt unterrichtet, mit dem Zusatze, wenn er sich nicht halten lasse, wolle ihn König Max in Pforzheim erwarten. Wilhelm lehnte sowohl seiner Nichte wie dem König Max gegenüber höflich und bestimmt jeden Aufschub ab; doch die an König Max gerichtete Depesche kam nicht rechtzeitig an, weil ein Gewitter die Telegraphenleitung unterbrochen hatte. So reiste der König am 18. August früh sechs Uhr ab und erreichte über Ulm und Stuttgart die letzte Bahnstation Pforzheim, ohne daß König Max dort gewesen wäre; wohl aber überbrachte ihm dort ein Adjutant einen Brief des Großherzogs von Mecklenburg mit der Bitte, nach Frankfurt zu kommen, um der Opposition gegen die österreichischen Reformanträge Halt zu geben. Wilhelm antwortete kurz, er biete ihr einen bessern Halt, wenn er nicht käme, und setzte zu Wagen die Reise nach Wildbad zum Besuche der Königin-Witwe Elisabeth fort. Auch diese bat ihn, nach Frankfurt zu gehn, da sie sonst einen innern Krieg in Deutschland fürchte; der König aber entgegnete, ein solcher sei viel eher zu fürchten, wenn er dort dem Kaiser direkt opponiere, und auch Bismarck sprach mit ihr in diesem Sinne, sodaß sie jedes weitere Zureden unterließ. „Am nächsten Morgen" aber, also am 19. August, meldete ein Telegramm, König Johann von Sachsen komme nach Baden-Baden, um dort mit seinem alten Freunde zusammenzutreffen und ihn doch noch zur Teilnahme am Fürstentage zu bestimmen. Die unmittelbare Veranlassung dazu hatte diesem eine Einladung der Königin Augusta geboten, die schon in Baden-Baden war. Um diesem neuen schwersten Angriff auf seinen Herrn womöglich auszuweichen, bestimmte Bismarck durch Hohenlohe die Königin Elisabeth zu der Aufforderung an den König, seinen Aufenthalt in Wildbad um einen Tag zu verlängern. Tatsächlich blieb Wilhelm nur bis zum Nachmittage des 19. August (wahrscheinlich hatte er ursprünglich schon am Vormittage reisen wollen) und fuhr dann bei trübem Wetter über Calmbach, Herrenalb, Gernsbach mit Extrapost nach Baden-Baden, eine Entfernung von etwa 30 Kilometern, die er in drei bis vier Stunden

Digitized by Google

zurücklegen konnte. Über diese Fahrt sind die Angaben Bismarcks und Hohenlohes nicht leicht zu vereinigen. Bismarck erzählt (Gedanken und Erinnerungen I, 340), er sei allein mit dem König „im offnen kleinen Wagen" über das Gebirge gefahren und habe mit ihm der Leute auf dem Bocke wegen die Unterhaltung über die deutsche Frage französisch geführt. Nach Hohenlohe fuhr dieser mit dem König bis Gernsbach, wo schon bei Dunkelheit und feinem Regen die Pferde gewechselt wurden; dort, erzählt er, habe ein Lakei dem König gemeldet, Königin Augusta sei ihm von Baden-Baden aus entgegengefahren (10 Kilometer); der König sei darauf in ihren Wagen gestiegen und habe dort zu seiner Überraschung den König von Sachsen und die Großherzogin von Baden getroffen, Hohenlohe aber sei mit Bismarck und Alvensleben stumm und resigniert hinterdrein gefahren und erst „sehr spät," als sich die Herrschaften schon zurückgezogen hätten, in Baden-Baden eingetroffen. Daß der König die eine Strecke mit Bismarck, die andre mit Hohenlohe gefahren ist, darf man wohl annehmen, auch daß Königin Augusta, um auf ihn ungestört einzuwirken, ihm die letzte Strecke entgegengefahren ist; aber die beiden andern Herrschaften, die sie in derselben Absicht bis Gernsbach begleitet haben sollen, hat Hohenlohe selbst gar nicht gesehen, und andre Angaben widersprechen dieser Erzählung. Vielmehr traf Wilhelm den König Johann, der mit Beust schon am Nachmittag in Baden-Baden angekommen war, erst am Abend im Salon seiner Gemahlin und seiner Tochter, und hier überreichte ihm Johann das Einladungsschreiben nach Frankfurt. Beust aber, der schon am Nachmittag Bismarck in dessen Quartier im Stephanienbad (an der Oos gegenüber der Lichtenthaler Allee) vergeblich aufgesucht hatte, fand ihn dort „schon spät am Tage," speiste mit ihm zu Abend und besprach dabei mit ihm natürlich vor allem die Frankfurter Einladung, ohne irgend etwas auszurichten.

Über die Ereignisse des entscheidenden 20. August ergänzen die Mitteilungen der verschiednen Seiten einander. Am Vormittag hatten beide Könige eine einstündige Unterredung, die ebensowenig zu einer Einigung führte wie die gleichzeitige Besprechung ihrer beiden Minister. Doch wurde eine zweite Zusammenkunft beider Monarchen für den Abend verabredet. König Wilhelm wäre herzlich gern der Einladung seiner fürstlichen Genossen gefolgt; „dreißig Fürsten als Einlader und ein König als Kurier, wie kann man da ablehnen!" rief er, als er sich nachher mit Bismarck besprach, aber dieser erklärte, er gehe nach Frankfurt mit ihm nur als sein Schreiber, nicht mehr als sein Minister. Den ganzen Tag über kämpfte Wilhelm einen schweren Kampf zwischen seiner Herzensneigung und seiner Königspflicht; erst am Abend fiel die schwere Entscheidung. Da waren die fürstlichen Herrschaften — und nur sie — zum Tee bei der Großherzogin versammelt. Bei dem neuen Drängen wurde der König ernstlich unwohl und kehrte etwa um elf Uhr nach Mesmers Hotel zurück. Dorthin wurde erst der Arzt gerufen, dann Bismarck; zugleich bestellte König Johann für den nächsten Morgen sechs Uhr einen Extrazug, immer noch in der Hoffnung, den König Wilhelm mit sich nach Frankfurt zu führen. So traf Bismarck seinen Herrn, vor Aufregung außer sich, ja in Weinkrämpfen

Digitized by Google

auf dem Sofa liegend. Aber er entschloß sich jetzt endgiltig, er selbst schrieb mit zitternder Hand den Absagebrief an König Johann und sank tief aufatmend in den Stuhl zurück, als er gesiegelt war. Es war um Mitternacht, als Bismarck dieses Schreiben seinem Kollegen Beust überbrachte, der erst aus dem Schlafe geweckt werden mußte. In ihm kochte die Aufregung, sie brach stürmisch hervor, als Beust davon sprach, den Extrazug abzubestellen, also neue Versuche zur Umstimmung des Königs in Aussicht stellte. „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, fuhr Bismarck heraus, daß wenn morgen früh sechs Uhr der Extrazug mit dem König Johann nicht abgefahren ist, dann ist um acht Uhr ein Bataillon Preußen aus Rastatt in Baden, und ehe mein König aus dem Bett aufsteht, ist sein Haus durch Truppen besetzt, die keinen andern Auftrag haben, als keinen Sachsen mehr hereinzulassen." Beust bemerkte, das würde Bundesbruch und Friedensbruch sein. Da brauste Bismarck in höchster Erregung auf: „Bundesbruch und Friedensbruch sind mir ganz gleichgiltig. Wichtiger ist mir das Wohl meines Königs und Herrn. Heute habt Ihr ihn schon krank gemacht. Morgen soll er Ruhe haben. Einen König habt Ihr uns in Wien und Dresden schon ruiniert (1857). Daß Ihr uns den zweiten nicht auch zugrunde richtet, dafür stehe ich, so lange ich Ministerpräsident bin, und wenn es nötig ist, mit meinem Kopf." Damit trennten sich beide Männer. In seinem Quartier angelangt (das ist das wahrscheinlichste), zerschmetterte Bismarck ein Service; „ich mußte etwas zerstören, sagte er, jetzt habe ich wieder Atem." Am nächsten Morgen früh sechs Uhr ging der Extrazug ohne König Wilhelm ab.

Dieser hatte von den nächtlichen Vorgängen zunächst nichts erfahren. Als sich Hohenlohe nach neun Uhr früh zu ihm begab, fand er ihn „sehr angegriffen vor einer Tasse Kaffee sitzen, in der er gedankenlos mit dem Löffel herumrührte, ohne zu frühstücken." Er klagte, „er habe gar nicht geschlafen. Der Gedanke, sich mit allen seinen Standesgenossen, Vettern, Neffen und Freunden zu verfeinden und an der Spitze einer Nation zu stehn, auf die er sich nicht verlassen könne, die in allen Zeitungen alles angreife, was er tue, dieser Gedanke habe ihn nicht schlafen lassen." Als Zureden nichts fruchtete, kam Hohenlohe der glückliche Einfall, dem König einen Besuch seiner Bataillone in Rastatt vorzuschlagen. Wie elektrisiert rief der König: „Das ist ein guter Gedanke!" Er fuhr am nächsten Tage nach Rastatt zur Inspizierung der vier Bataillone und kam wie umgewandelt zurück. Die Zustimmung der preußischen Presse zu seiner ablehnenden Haltung gegenüber dem Fürstentage und dessen Ergebnislosigkeit bestärkten ihn noch mehr auf dem in Gastein und Baden eingeschlagnen Wege. (Vgl. dazu außer den schon zitierten Quellen Hassel, König Albert von Sachsen, II, 137 ff. Beust, Aus dreiviertel Jahrhunderten, I, 332 ff. Von der erregten Abendszene mit Beust hat Bismarck selbst schon gesprächsweise in Reims am 11. September 1870 und später — 18. Oktober 1877 — in Varzin kurz erzählt, s. M. Busch, Tagebuchblätter, I, 187 f. und II, 405 und die dort angeführten Parallelstellen.)

Hohenlohe sagt, an jenem 20. August sei ihm Bismarck am größten erschienen, denn er habe damals fast ganz allein gestanden. Aber würde er

Digitized by Google

seine Politik damals haben durchführen können ohne diesen charakterstarken König, der unter den schwersten Kämpfen, im Widerspruche mit seiner ganzen Umgebung und seiner innersten Neigung an dem festhielt, was ihm einmal als das Richtige erschienen war? Und die schwerern Kämpfe hat damals er bestanden; er hat sich damals in der Tat als ein „großer Charakter" gezeigt.

Vom Avancement

Wenn unsre Reichstagsabgeordneten weiter verhindern, daß sich das Avancement im Landheer in einem schnellern Tempo bewege, wäre es zum mindesten leichtsinnig, seinen Sohn heutzutage Offizier werden zu lassen, ihn einer Laufbahn zuzuführen, wo er nach sechzehn Jahren zum erstenmal in eine verantwortliche Stelle kommt und nach weitern zwölf harten Jahren vielleicht Stabsoffizier wird mit der Aussicht, als Bezirkskommandeur sein militärisches Dasein zu beschließen. Soweit bringt es aber nicht einmal die Hälfte aller Offiziere; die andern scheiden vorzeitig mehr oder weniger freiwillig aus und tragen wenigstens auf diese Weise etwas zur Belebung des Avancements bei. Wer in höhere Stellungen gelangen will, kann es — wenn er nicht wenigstens einmal wegen besondrer Leistungen vorpatentiert wird — nur noch auf dem Wege durch den Generalstab oder die höhere Adjutantur erreichen; denn diese Offiziere erfreuen sich bis zum Stabsoffizier der Beförderung außer der Tour. Sonst wären Majore von achtunddreißig und Obersten von sechsundvierzig Jahren nicht denkbar. In der großen Tour — auch Ochsentour genannt — werden diese Grade durchschnittlich erst sieben bis acht Jahre später erreicht. Da das Alter von vierundfünfzig Jahren für einen Regimentskommandeur aber für zu hoch gilt, als daß er noch Ersprießliches leisten könnte, so erreichen dieses Ziel auch nur Offiziere, die entweder vorpatentiert sind, oder die in einem sehr jungen Alter in die Armee getreten sind. Der Grundsatz, möglichst junge Offiziere in den so überaus wichtigen Regimentskommandeurstellen zu haben, ist gewiß berechtigt, und wenn dauernd im Frontdienste verwandte Offiziere durch die Einförmigkeit einer länger als dreißigjährigen Praxis häufig abgestumpft werden, so können sie nicht immer ideale Regimentskommandeure abgeben; aber viele sehr rege und strebsame wären wohl dazu befähigt, wenn sie nicht durch die gesetzlich zwar nicht festgelegten, tatsächlich aber doch bestehenden Altersgrenzen von einer weitern Beförderung ausgeschlossen wären. So sehr man auch bei einem Offizier die Jugend und eine längere vielseitig anregende Tätigkeit bei höhern Behörden schätzen muß, so ist doch auf der andern Seite das Bedenken, daß solche Herren der Praxis zu früh und zu lange entzogen werden und allmählich die Fühlung mit der Truppe und ihrer Eigentümlichkeit verlieren.

Leider gilt der Frontdienst, namentlich bei der Infanterie, jetzt gar nicht mehr für fair; es klagen schon junge, kaum fünf Jahre im Dienst stehende

Digitized by Google

Leutnants das Schicksal an, wenn sie noch immer zu Fuß laufen müssen, anstatt als Adjutant oder in irgendeinem andern Kommando zu wirken. Vielen glückt es sogar, acht bis zehn Jahre hintereinander außerhalb der Front zu verbringen, als Generalstäbler die schwere dornenvolle Zeit des Kompagniechefs, die normal elf bis zwölf Jahre dauert, mit zwei bis höchstens drei Jahren abzutun und endlich als Bataillonskommandeur irgendwo eine kurze Gastrolle zu geben. Daß die auf solche Weise in die Regimentskommandeurstellung tretenden Herren häufig weder die wünschenswerte enge Fühlung mit dem Offizierkorps und der Truppe haben, noch die Bedürfnisse des praktischen Dienstes immer richtig zu schätzen vermögen, liegt auf der Hand. Generalsstellungen werden natürlich von Offizieren, die nur in der Tour befördert worden sind, nur selten erreicht; hin und wieder geschiehts zwar noch, aber bei dem von Jahr zu Jahr langsamer werdenden Avancement wird es fast zur Unmöglichkeit werden, wenn das Kabinett an gewissen Altersgrenzen festhält. Von dem Tage des Eintritts in die Armee bis zum Hauptmann sind unter normalen Verhältnissen sechzehn bis siebzehn Jahre nötig; elf Jahre in dieser Charge ergibt ein Lebensalter von fünfundvierzig bis sechsundvierzig Jahren, bis zu der die des Stabsoffiziers früheſtens erreicht wird. Bis zur Ernennung zum Bataillonskommandeur und zum Eintritt in den Gehalt eines solchen vergehn wieder anderthalb bis zwei Jahre und bis zum Oberstleutnant noch fünf, sodaß der Offizier das fünfzigste Lebensjahr gewöhnlich noch als Major erreicht, und er, da die Oberstleutnantscharge auf drei Jahre berechnet wird, für ein Regiment nicht mehr in Frage kommt. Als gute Versorgung gilt dann ein Bezirkskommando, allgemein übrigens ein sehr begehrter Posten.

Leider muß man befürchten, daß das Durchschnittsalter für Hauptleute und für Majore noch weiter hinausgeschoben wird, wenn die Verwendung der Offiziere nicht in andrer Weise geregelt wird. Zwar verfügt der Kaiser über einen Dispositionsfonds, aus dem Offiziere, die vorübergehend nicht in etatsmäßigen Stellen stehn, besoldet werden, aber zurzeit sind allein bei der Infanterie gegen 220 überzählige Majore vorhanden, von denen ein Teil sogar noch den Gehalt aus offen zu haltenden Hauptmannsstellen beziehn muß, was zur Folge hat, daß sich die Kompagnieführer, obwohl sie Hauptleute sind, solange mit dem Oberleutnantsgehalt begnügen müssen. Natürlich leidet darunter auch das Aufrücken zur ersten Gehaltsklasse der Hauptleute. Man muß sich deshalb wundern, daß in den letzten Jahren verhältnismäßig wenig Generale und Regimentskommandeure verabschiedet worden sind, die vierzig Dienstjahre haben und also von dem seit Jahren erwarteten neuen Pensionsgesetze gar keinen Vorteil hätten. Solche Maßregel könnte weder befremdlich erscheinen, noch als große Härte bezeichnet werden. Wie die Verhältnisse jetzt liegen, steuern wir allmählich und ohne daß es dem Fernstehenden erkennbar ist, auf die Schaffung von zwei scharf geschiednen Offizierklassen los: die eine der Frontdienſttuer, der die Ausbildung der Truppe bis zum Bataillon obliegt, und die im günstigsten Falle mit dem Oberstleutnantsgrade abschließt, und die andre, deren Angehörige in der Praxis nur vorübergehend beschäftigt werden, die im übrigen aber im Generalstab und bei höhern Behörden für den Beruf der Truppenführer und deren Gehilfen vor-

Digitized by Google

bereitet werden. Ob aber eine solche Trennung, die sich unwiderleglich schon seit langem vorbereitet, dem Ansehen des Standes, der Truppe und der Kameradschaft förderlich sein wird, ist eine Frage, die bestimmt verneint werden muß. Nicht ganz so trostlos wie bei der Infanterie sieht es bei den andern Waffen aus. Die Regimentskommandeurstellung wird dort schon durchweg von Majoren oder von jüngern Oberstleutnants erreicht, und Majore mit Hauptmannsgehalt finden sich nur noch bei der Kavallerie, ein Nachteil, der durch das frühe Aufrücken zum Kommandeur wieder wettgemacht wird. Im übrigen ist das Verhältnis der Stabsoffiziere zu den Hauptleuten namentlich bei der Artillerie und den technischen Truppen günstiger als bei der Infanterie. Trotz alledem bleiben auch dort die Hauptleute selten weniger als zehn Jahre in ihrer Stellung. Bei der Beförderung zum Hauptmann steht die Feldartillerie bei der letzten großen Vermehrung dieser Waffe im Herbst 1899 am günstigsten, nämlich mit dreizehn Jahren acht Monaten Offizierdienstzeit, aber wie nach allen außerordentlichen Verstärkungen droht auch hier schon eine Stauung einzutreten, und die jüngern Jahrgänge werden länger auf den zweiten Stern warten müssen. Die Leutnantszeit verlangt augenblicklich zehn Jahre bei den Hauptwaffen und etwa neun bei den technischen Truppen.

Ob nun das Pensionsgesetz das Universalmittel gegen das mißliche Avancement sein wird, muß abgewartet werden; im Anfange wird es helfen. Jedenfalls hat die Vorlage gegen den bisherigen Zustand den Vorteil, daß auch Hauptleuten und Stabsoffizieren ermöglicht wird, die höchste Pension, die mit fünfunddreißig anstatt wie bisher mit vierzig Dienstjahren fällig wird, zu erdienen — Hauptleuten allerdings nur, wenn sie in Bezirksoffizier- und ähnlichen Stellungen verwandt werden. Der Unterschied zwischen den neuen und den zurzeit giltigen Sätzen beträgt für den Hauptmann erster Klasse etwa 575, für den Major 750 und für den Regimentskommandeur 825 Mark, Summen, die einem Familienvater ohne eignes Vermögen allerdings noch nicht erlauben werden, auf andern Erwerb ganz zu verzichten. Trotz der in der Armee herrschenden mißvergnügten Stimmung darf aber nicht angenommen werden, daß nach der Erhöhung der Pensionen zahlreiche ältere Hauptleute ganz freiwillig abgehn werden, denn deren Hauptziel wird nach wie vor immer die Stellung des Stabsoffiziers bleiben. Ohne einen gelinden Druck von oben wird es also nicht möglich sein. Es ist dringend zu wünschen, daß das Pensionsgesetz, das nachgerade zum Ladenhüter unter den von der Regierung vorgelegten Sachen geworden ist, endlich einmal erledigt wird, damit einerseits die allseitig als berechtigt anerkannten Wünsche erfüllt werden, und die Verbitterung unter den Inaktiven abnimmt, andrerseits damit das Avancement vor gänzlichem Einschlummern bewahrt wird. Die zahlreichen andern in dieser Absicht wiederholt vorgeschlagnen Mittel scheinen an maßgebender Stelle nicht in Betracht zu kommen, obwohl Anzeichen genug vorhanden sind, daß der Offizierberuf einen großen Teil seiner frühern Anziehungskraft, vielleicht gerade wegen der schlechten Aussichten, die er bietet, eingebüßt hat. Zu diesen Anzeichen gehört vor allem die mit der Jahrhundertwende beginnende Abnahme des Zugangs, was durch einige Zahlen beleuchtet werden möge. Während im Jahre 1900 bei der Infanterie, der

Digitized by Google

Kavallerie und der Feldartillerie 675, 170 und 240 neue Offiziere ernannt wurden, ist diese Zahl seitdem sehr stark zurückgegangen, nämlich

	Infanterie	Kavallerie	Feldartillerie
1901 auf etwa	430	115	215
1902 „ „	400	115	170
1903 „ „	350	95	80
1904 „ „	360	70	35

Den besonders auffallenden Rückgang bei der Feldartillerie muß man darauf zurückführen, daß dort eine Zeit lang keine und später nur eine beschränkte Anzahl Fahnenjunker angenommen werden durften, doch hat sich die Hoffnung, es werde diese Maßregel der Infanterie zugute kommen, keineswegs erfüllt. Diesem geringen Zugange steht nun seit Jahren ein unverhältnismäßig hoher Abgang an Oberleutnants und Leutnants gegenüber. Es starben, nahmen den Abschied oder traten zu der Reserve oder der Landwehr über:

im Jahre 1903/04	bei der	Infanterie	181*),	davon	Todesfälle	22
„ „ „	„ „	Kavallerie	76	„	„	6
„ „ „	„ „	Feldartillerie	54	„	„	2
„ „ 1904/05	„ „	Infanterie	163	„	„	21
„ „ „	„ „	Kavallerie	67	„	„	9
„ „ „	„ „	Feldartillerie	38	„	„	6

Rechnet man hierzu noch den sich durch die Beförderungen zum Hauptmann und Rittmeister ergebenden Abfluß — in den vergangnen zwölf Monaten bei der Infanterie 276, der Kavallerie 48 und der Feldartillerie 94 —, so ergibt sich, daß nicht nur der tatsächliche Zugang in allen drei Waffen hinter dem Abgange zurückgeblieben, sondern auch der seit vielen Jahren vorhandne Offiziermangel sogar noch im Wachsen begriffen ist. Wären die Kadres voll, so hätte ein so starker Abgang von Leutnants nichts zu bedeuten, aber unter den bestehenden Verhältnissen ist er in hohem Grade beklagenswert und darf nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Es lohnt sich also, darüber nachzudenken, aus welchen Gründen so viele junge Offiziere so frühzeitig den selbstgewählten Lebensberuf aufgeben, und welchen andern Berufen sie sich zuwenden. Der wegen Schulden oder aus ehrenrührigen Gründen „um die Ecke gehende" Leutnant spielt in diesen Zahlen nur eine sehr untergeordnete Rolle, auch kann man nicht annehmen, daß viele wegen körperlicher Untauglichkeit abgehn, es müssen vielmehr andre Gründe vorliegen, die bei einer solchen Armeeflucht mitsprechen. Nach ihrem recht geringen Dienstalter standen die meisten etwa im Alter von zweiundzwanzig bis neunundzwanzig Jahren — nur die wenigen Oberleutnants waren älter —, dürften also kaum so weit gewesen sein, daß über ihre Befähigung zum Kompagniechef geurteilt werden konnte. Daß aber einem jungen Offizier bedeutet wird, wegen mangelnder geistiger Fähigkeit abzugehn, gehört glücklicherweise zu den seltensten Ausnahmen. Es liegt also der Gedanke nahe, daß unsre jungen Offiziere oft sehr bald die Lust am Berufe verlieren, und daß sie — so merk-

*) Die Zahlen beziehn sich auf die siebzehn preußischen und das württembergische Armeekorps; es sind nicht mitgerechnet die zu den Schutztruppen usw. übergetretnen Offiziere, die in Südwestafrika gefallnen und die infolge ehrengerichtlichen Spruches entlassenen.

Digitized by Google

würdig es klingen mag — bei dem unzweifelhaft sehr anstrengenden und überhasteten Dienstbetriebe nervös und infolge davon unbefriedigt werden. Oft sind das junge Leute, die vielleicht aus kleinern Bürgerkreisen stammen und weniger aus wahrer Neigung Offizier geworden sind, als weil sie sich dadurch den Zugang zu höhern Gesellschaftskreisen haben mühelos verschaffen wollen, oder auch solche, die nach vergeblichem Bemühen, die Reife zum Studium zu erlangen, den Militärberuf noch als einen standesmäßigen Unterschlupf betrachten. Daß der Armee mit solchem Material nicht gedient ist, liegt auf der Hand, und es ist kein Verlust, wenn sie sobald wie möglich wieder davon befreit wird. Nur schade, daß die so entstehenden Lücken nicht sogleich durch geeignetern Ersatz ausgefüllt werden können. Jeder Offizier hat außerdem nur zu häufig Gelegenheit, das Schicksal so mancher seiner ältern Kameraden und Vorgesetzten zu beobachten, die nach jahrelanger redlicher Arbeit vorzeitig ihre Laufbahn beschließen müssen. Dann kommt er wohl zu der Einsicht, daß ihm, falls er nicht über ganz hervorragende Fähigkeiten verfügt, auch als tüchtigem Frontoffizier dasselbe Schicksal bevorsteht. Unter solchen Umständen kann man es einem jungen Offizier, den Anlagen und Neigung mehr auf praktische Tätigkeit als auf eine solche am Schreibtische hinweisen, nicht verübeln, wenn er je früher desto besser die Uniform auszieht und sich einem Berufe zuwendet, der ihm größere Sicherheit für seine Existenz und für sein Weiterkommen bietet. e.

Johannes Mathesius

(Schluß)

Der zweite Band von Loeschs Auswahl ist der lustigste, er enthält Hochzeitpredigten. Eine Sammlung von solchen ist Caspar Francken gewidmet, „Prediger der Kirchen Gottes im S. Joachimstal, meinem treuen Collegen und lieben Gefattern.“ Mir alten und verlebten Manne, schreibt Mathesius in der Widmung, „stünde es zwar besser an, daß ich mit Todesgedanken und Leichpredigten umbgieng, weyl ich schier ein Fuß im Grab habe. Aber weil der heilige Geist und [so!] züchtige Bischof Paphnutius, der ohne Weib sein Lebtag in Ehren hinbracht, dem heiligen Ehestand und sonderlich der Priester Ehe im Concilio zu Nicäa wider des Teufels Lehre, so ein ehelos Leben einführen wollten, das Wort christlich und freidig in seinem Alter redet, wird es mir betagten Witwer auch kein züchtig Herz verargen, daß ich Gott und seinem heiligen Ehestand zu Ehren, und zum Zeugnus und Preis der löblichen Priester Ehe, und zum Bericht und Trost allen christlichen Hausvätern, und unsern ehelichen Kindern zur wahren Kundschaft, diese Predigten hab ausgehen lassen.“ Es folgt ein schönes langes Gebet für seine und des Freundes Kinder, worin es u. a. heißt: „Herr Jesu, segne jetzund ihr Lehrmeister Lernung und Vermügen, und laß dir gefallen das Werk ihrer Hände. Bescher ihnen auch forthin treue und

Digitized by Google

rechtschaffne Preceptores. Behüt sie für böser Gesellschaft, vergiften Büchern und falschen Lehrern." Dann fährt er fort: „Nachdem ihr aber, mein lieber Gefatter, mein gehorsamer und fleißiger Schuler vor dreißig Jahren gewesen, und von der Zeit an euch aller Ehrerbietigkeit gegen mir verhalten, und hernach auf Erforderung dieser Kirchen, mein und euer guten Freund [von Ortrand hierher als Diakon versetzt worden seid], und diese siebzehn Jahr habt treulich die Schaf und Lämmer Jesu Christi weiden, lehren, trösten, vermahnen, Beicht hören, auch Kranke und Betrübte besuchen helfen, und darneben in Lieb und Freundlichkeit allzeit willfährig mir und meinen Pfarrkindern erschienen, habe ich euch zum Neuen Jahr mit diesen Predigten dankbarlich verehren wöllen, zum wahrhaftigen Zeugnus unser rechtschaffnen Freundschaft, die wir in 31 Jahr in bona caritate miteinander gehalten. Wünsch hiemit euer Sechswöchnerin, meiner lieben Gefattern, die euch diese Tage mit dem achten Sohn erfreuet, Kraft und Stärk samt der Gnade Gottes usw."

In den hier abgedruckten Hochzeitpredigten werden an einen Schrifttext ganz allgemein gehaltne Belehrungen und erbauliche Betrachtungen geknüpft; von den Personen der Brautleute ist nicht die Rede. Einmal hilft eine kühne Etymologie den Namen des Bräutigams mit dem Schrifttext verbinden. „Es erinnert mich der schöne Taufname gegenwärtiges Bräutigams und seines lieben Vaters und Schwähers, daß ich von Wohlgehen, Glück und Segen gottseliger und frommer Freier und Eheleut diesmal zu predigen gedenke; denn sie heißen alle drei Wolfgang, welches bei den Teutschen vom Wohlgehen herkommet. Wie denn dieser Name bei den Erzvätern und alten Christen gebräuchlich gewesen. Lea, Jakobs Hausfrau, hieß ihren Sohn Aser. In Geschichten der Apostel wird des Eutychi gedacht. Darnach haben die Lateiner ihre Kinder beatos, fortunatos, felices und faustos, benedictos geheißen. Solche alle nennen nun die alten Teutschen Wolfgang. Denn mit solchen guten Namen haben die lieben Eltern gleich ein Weißagung von ihren Kindern, und ein Segen oder herzlichen Wunsch über sie sprechen wöllen. Weil denn nun dieser hundert und acht und zwanzigste Psalm eben vom Wohlgehen anhebt und lehret, was ein Bräutigam tun soll, der gern wollte, daß ihm wohlginge, so" will er diesen Psalm erklären. In andern Traureden, die Loesche nicht aufgenommen hat, kommt, wie er mitteilt, mehr Persönliches vor, besonders den Beruf des Bräutigams zieht Mathesius öfter heran. „Zur Hochzeit des Stadtarztes hat der Redner sich besonders angelegen sein lassen, vor den Hoch- und Wohlgelehrten Gelehrtes vorzubringen. Bei der des Apothekers heißt es: Wir wollen heut S. Cosmi Fest begehen und dazu Sirachs Text (38, 1 bis 8) von der Arzenei und den Ärzten erklären, was weit besser sein wird, als wenn wir von den beiden Ärzten Cosmo und Damiano und Ihrem Fabelwerk etwas sagen. In Kräutern, Erden oder Metallen und Tieren sind sonderliche Kräfte, die man ohne die Kunst der löblichen Arzenei nicht wissen kann. Der heilige Geist lobt nicht allein die öffentlichen Apotheken, sondern alle ehrbaren Matronen, die Wasser brennen, Aquavit, Öl und Saft machen. Am merkwürdigsten ist die Rede für den Humanisten Joh. Major »Von der Poeterei« über Titusbrief 1, 12 f.: Damit wir dieses berühmten Poeten Hochzeit zieren, wollen wir etwas

Digitized by Google

aus Gottes Wort von den Poeten sagen. Denn weil ihre Arbeit heilig und groß ist und errettet manch Ding, so sonst unterging — die musae geben nicht zu, daß eines löblichen Mannes Namen und Taten mit ihm verscharrt werden —, ist es billig, daß wir Theologen wiederum die göttlichen Stände, guten Künste und vortrefflichen Meister vor der Verachtung des Pöbels retten. So werden die jungen Gesellen brünstig gemacht, die Poeten zu lesen, sich auf die Poeterei zu begeben, und beizeiten zu lernen, einen Unterschied zu machen zwischen christlichen, züchtigen und frechen, geilen, unflätigen Poeten. . . . In der Rede für einen Schulmeister preist er dessen Stand als den ehrlichsten und herrlichsten und erörtert seine Pflichten nach den Paradigmen des Donat. Wenn ein Lehrer nicht das amo im Herzen hat oder gehet mit der Komiker amo um, taugt er nicht in die Schule. Dann werden doceo, lego, audio, fero durchgenommen. Unbarmherzige, allzu ernste und harte Schulmeister machen mit ihrem Poltern und Pochen die armen Schüler nur hauptscheu und stutzig. Wer die humaniores litteras lehrt, muß auch humanior sein."

In mehreren der hier vorliegenden Reden werden die Geschichten der Patriarchenehen zugrunde gelegt — von Adam anzufangen. Beim Bau der Eva aus der Rippe läßt er sich tiefer in die Anatomie ein, als ein heutiger Prediger wagen dürfte, aber hübsch ist, daß er wiederholt sagt, an der „Riebe" sei ein Stück von Adams Herze hängen geblieben. Die Frau ist nicht allein des Mannes Gehilfin, sondern auch sein Augentrost, seine Freude. Mit demselben hebräischen Worte Machmad, das dem Weibe gelte, bezeichne der Prophet Aggäus Christum. Es sei mit diesem Worte, „das der türkische Abgott verdächtig gemacht" habe, etwas Lustiges, Fröhliches, Tröstliches gemeint, etwas, wonach sich jedermann sehnt. „Also soll auch dies göttliche Helfebein, so an den Mann gebunden ist, dem Mann helfen die Welt erfüllen, und seiner fein abwarten; für die Haushaltung sorgen, und was der Mann mit seinem Nasenschweiß und saurer Arbeit erarnet und gewinnet, als ein rechter Hausparkrug und Almuth zu Rat halten, einschließen, zu rechter Zeit herfürgeben, und Kinder helfen in der Furcht Gottes erziehen. Und darneben soll sie mit ihrem Manne fein freundlich döbern und schwatzen, nach Gelegenheit ihn vermanen und strafen, wie die vernünftige Abigail ihren groben Nabal am Morgen, da er zu Nacht steck voller gewesen, mit guter Bescheidenheit strafet. Oder ihn erinnern, was etwa zum Haus und Kinderzucht von Nöten wäre, wie die liebe Sara ihrem alten Herrn und Hauswirt tut, oder wie Pilati frommes Weib. Oder dem Mann in Trübnus und Widerwärtigkeit einen treuen Rat mitteilen und trösten. Item, da ein Mann müde und in seinem Tun sich abgemerckelt, und umb der Leut Undank etwas unlustig und verdrossen wäre, soll eine fromme Hausfrau ihrem Mann fein sittlich zusprechen, das Kind ihm zutragen, an Hals henken, ihn aus seinen Gedanken bringen, und irgent einer alten lieblichen und fröhlichen Haus- oder Kammerhistorien erinnern. Wie denn ehrbare und holdselige Hausfrauen solchs fein höflich zu gelegner Zeit in Schimpf und Ernst, mit lieblicher Freundlichkeit und zückersüßen Worten und ziemlichen Geberden zu tun wissen und pflegen. . . . Denn Gott hat in diesen schwachen Werkzeug, darinn so viel Herz, Mut, Kraft und Stärk nicht ist als in einem Mann, der

Digitized by Google

zum regiren und lehren erschaffen, ein sonderliche Rhetorica gesprochen, und ein freundliche Stimm und Kehl, lieblichs Geberde, und ein wunderschön Applikation erschaffen, daß ihnen das Mundwerk rund und fertig abgehet; sie wissen einem auch das Herz zu rühren und zu treffen, und können einen bewegen und reizen worzu sie wöllen, wenn sie ihren Schmiereimer anhängen und die besten Saiten aufziehen, und mit einem erdichten Liebesblicklein oder Thränlein einem durchs Herz dringen; daher man von solchen beredten Frauen pflegt zu sagen: das Weib könnt einen Münch aus seinem Kloster und Kappen reden." Doch soll auch der Mann „nit stetig im Hause schnurren und purren und Weib und Kind anfahren wie eine Sau den Bettelsack; denn der heilige Geist ist ein Geist der Freude." Vornehme Frauen sollen ihren Einfluß auf den Gemahl zum Nutzen der Kirche verwenden, wie Esther getan hat. Keuschheit und eheliche Treue sind große Tugenden; aber daß Esther in der Ehe mit einem Heiden nicht allein ihren Glauben bewahrt und bekannt, sondern auch den König dazu bekehrt und der wahren Religion zur öffentlichen Anerkennung im persischen Reiche verholfen hat, das ist etwas viel größeres.

Die wirtschaftliche Seite der Ehe behandelt Mathesius oft, warnt vor Verschwendung und Schuldenmachen und mahnt, nicht eher zu heiraten, als bis man sein eignes Haus hat, wie schon „der alte heidnische Pfarrherr Hesiodus" lehre; Mathesius pflegt, gleich den damaligen Malern, die Personen der Bibel und des klassischen Altertums in das Kostüm seiner Zeit zu stecken. Der schönste Hausrat, meint er, seien die Kinderlein. Er tadelt unpassende Ehen, namentlich die von jungen Burschen mit wohlhabenden alten Frauen, und eifert gegen die ohne Wissen der Eltern geheim geschlossenen Winkelehen, einem damals herrschenden Unfug, dem bekanntlich zuerst die protestantischen Obrigkeiten auf das Betreiben der Reformatoren und dann auch für den katholischen Teil das Trienter Konzil ein Ende gemacht haben. In Joachimsthal hat ohne Zweifel Mathesius selbst Ordnung schaffen helfen. Die zwölfte Predigt dieser Sammlung beginnt er mit den Worten: „Lieben Freunde im Herrn, wir danken heut auf diesen hochzeitlichen Tag dem ewigen und keuschen Sohne Gottes, der im Paradeis den heiligen Ehestand gestiftet und Adam dem ersten Bräutigam seine allerliebste Eva vertrauet, und Isaac seine liebe Rebecca beschert, und darnach in diesen Gebirgen durch das ehrliche Ehebett Zucht und Keuschheit bei viel Gutherzigen erhält, unzucht und verbotne Vermischung durch sein Wort und liebe Oberkeit strafen läßt."

Gastmähler, von denen die Bibel berichtet, geben ihm Anlaß, den Hochzeitschmaus zu behandeln. Gegen eine ehrliche Kollation bei Hochzeit und Kindtaufen sei durchaus nichts einzuwenden. „Denn ein ehrliche Ladschaft stift und erhält gute Nachbarschaft und Freundschaft; es lehnet oft auch viel Unwillens und Mißtrauens abe, und heilet viel heimlicher Wunden. Viel Sorg und Unlust verschwindet auch, wenn gute Freunde in bona caritate mit einander frölich und guter Ding sein. Wenn man zumal nicht allein schlampampens und zechens halber zusamkommet, sondern man isset und trinket also, daß man Gottes und der Armen daneben nicht vergisset, und redet von ehrlichen und lustigen Dingen, welchs bei ehrbarn und betagten Leuten das beste Gericht und Würze ist. Ein-

Digitized by Google

siedler laufen in die Wüsten und kriechen zu Winkel. Die Kartäuser und Pythagoristen sitzen beisamm wie die Stummen. Leutselige Gäste halten ihr freundlich Gespräche, wie wir auch am Herrn Christo sehen. Der macht es traun freundlich und döbert sein daher, wenn er bei seiner lieben Martha, Lazaro und andern vertrauten Leuten und guten Freunden sitzet. Wie er zwar bisweilen auch eben spitzig und scharf sein kann, wenn er bei den Heuchlern und heillosen Laurern sitzet, die auf ihn halten und gern bei einem Örlein erwischen wollten." Der Text handelt davon, wie Isaak den Abimelech bewirtet hat. „Wie wohl aber an diesem Ort nicht gedacht wird, was oder wie viel Gericht und Getränk Isaac hab aufgesetzet, sehen wir doch in Abrahams Mahlzeit [wo drei himmlische Gäste mit Kuchen, Kalbsbraten und Milch — Mathesius schreibt Buttermilch — bewirtet werden], was und wie die Erzväter ungefehrlich gespeiset, die es pro re et copia machten, und sich nicht arm und in Schuld fraßen, wie diese letzte und närrische Welt tut, die nur auf fressen und saufen trachtet, wie die alten Lamechiten auch für der Sündflut täten, oder wie ein Kranker, der jetzund will sein Abscheid nehmen, nach essen artzet [gierig verlangt wie der Erzgräber nach Erz, erklärt Loesche], und hastig sein letztes Mahl hält." Mehrerlei Speise bei einer Mahlzeit dient nicht zur Gesundheit, „füllet auch selten Kisten und Kasten, wenn die Schüsseln gehäufelt sein wie die Tegerseer Suppen, und wenn man auf einmal Wildpret und Fisch, Gesottenes und Gebratnes gibt. Darumb brauchten die Alten gemeiniglich auf ein Malzeit einerlei Speiß. Abraham hat das ganze Kalb nicht gebraten, sondern etlich Gerichtlein darvon gemacht. Wie ich neben Grafen und Gräfin einem Behemischen Pfarrherrn bin zu Gesattern gestanden, da man uns von einem Kalb fünf Gericht fürsetzet. Ich gib aber gerne zu, daß man auch Fische und Wildpret, doch nicht bei ein und derselben Mahlzeit, gespeiset, weil Moses gute und böse Fische und Vögel namhaftig unterscheidet, und Esau lange zuvor für ein Weidmann geschelten wird."

Er erwähnt auch die Schwelgerei der müßigen und unnützen Prälaten. „So trägt das Dominus vobiscum dem Propst und Abt mehr, als das Et cum spiritu tuo dem Küster und dem ganzen Konvent." Dann betrachtet er, wie Gott jeder Jahreszeit und jedem Lande besondre Gaben beschert. „So gibt es zu Ostern junge Lämmlein und Täublein, umb Pfingsten junge Stadelhühner, umb Johannis feiste Schöps, auf den Herbst gute Zeißlein, Lerchen, Krammetvögel und Gäns. Im Winter feiste Schwein. Zu Weihnachten gute Kophannen. Das ganze Jahr Rindfleisch, das gute Suppen gibt. So hat ein jedes Land sein Frücht und Würz, so zur Speis Lust und Dauung dient. Ein Henne im Kreen und Schöpsenfleisch in Zwiebeln. Rote Rüben, Mörrettig in Fleischbrühe (daß wir ausgesotten Kirschen, Weinbeer und Preiselsbeer geschweigen) gibt ein gut Commentel und Eindunck zum Gebratnen." So gehts ein paar Seiten fort — wie in einem Kochbuch. Er mahnt, sich mit heimischen Würzen und Zutaten zu begnügen, weil sonst die Tunke manchmal mehr kostet als der Braten, was sich bei den damaligen Transportkosten gut denken läßt. Eine ganze Predigt ist den Stabelmeistern — einen solchen sieht er in dem Architriklinus der Hochzeit zu Kana — und den von ihm regierten aufwartenden

Digitized by Google

jungen Burschen gewidmet. Diese trieben argen Unfug. Daß sie jedesmal, wenn sie einen Becher Wein einschenkten, selbst einen Schluck oder wohl gar einen ganzen Becher nahmen, war noch das wenigste, und wie unanständig sie sich beim Servieren benahmen, beschreiben wir nicht, um den Lesern den Appetit nicht zu verderben. Eine andre Rede behandelt das Trinken. Selbstverständlich verurteilt er die Unmäßigkeit und die Trunksucht, aber ebenso die unchristliche Abstinenz. „Wie man im Namen Gottes kann einen Durststrunk, Labtrunk, Dawtrunk [Verdauungstrunk], Krafttrunk und Schlaftrunk tun, ohne Beschwerung des Gewissens, also sündigt man auch nicht wider Gott, wenn man mit Maßen einen Ehrtrunk, und ein Kundschaft- oder Freundschafttrunk tut." Aus den Bibelstellen und biblischen Historien, die er aufzählt, gehe klärlich hervor, daß Gott den Wein nicht allein zum Durst und Notdurft, sondern auch zur Ehr, Lust und Freude geschaffen habe. Auch wenn einer einmal des Guten zuviel getan habe, brauche er sich noch keine Vorwürfe zu machen. „Denn es trägt sich bisweilen zu, daß mäßige und bescheidne Leute in Hitz, Müdigkeit, Jammer und Betrübnis ein Räuschlein erwischen, oder eim guten Freund und frembden Mann ein freundlichen Trunk zu Ehren und Gefallen tun. Es wird auch mancher in einer ehrlichen Legation verschicket, kommt an die Ort, da es ländlich und sittlich ist, einem Gesandten von seines Gesunds wegen einen starken Trunk zu bringen. In solchem Fall entschuldigen einen diese alten Hofweisen." Auch eine Aufzählung der besten Weinsorten fehlt nicht. Alle diese Belehrungen sind mit guten alten Sprüchen gewürzt, z. B.: „Nach drei Tagen beginnt Fisch und Gast zu stinken."

Der vierte Band enthält außer sechsundachtzig bisher ungedruckten lateinischen Briefen u. a. eine am Gregoriustage (12. März) gehaltne Schulrede. „Denn weil S. Gregorius ein fleißiger und wackerer Schuler gewesen, und hat viel Schulen von seinem väterlichen Erbe gestiftet und den Choralgesang in die Kirchen gebracht, drumb hat man diesem Bapst die Ehre aufgetan, daß man an seinem Tage junge Kinder in die Schule holet mit Gesang." Weil auch die Heiden eingesehen hätten, daß der menschliche Verstand und Wille für sich allein wahre Weisheit nicht zu erringen vermöge, hätten sie, die Wirksamkeit des einen Gottes und seines eingebornen Sohnes nicht kennend und ein hebräisches Wort falsch deutend, als Geberin aller Weisheit die aus dem Haupte des obersten Gottes entsprungne Pallas verehrt, und im Papsttum habe dann Satan den alten Abgott unter einem neuen Bilde, dem der heiligen Katharina, eingeschmuggelt. Als Hauptpflicht der Lehrer erklärt er, daß sie schuldig seien, ihre Schülerlein lieb zu haben; züchtigen sollen sie sie zwar, jedoch als junge zarte Pflänzlein mit Glimpf und Bescheidenheit.

Das Hauptstück des Bandes aber sind die Bergpredigten, die Mathesius unter dem Namen Sarepta oder Bergpostille herausgegeben hat. Ein Exemplar überreichte er im nahen Schlackenwerth dem Kaiser Maximilian, wie wir aus einem Briefe vom 19. Januar 1564 an seinen Freund Eber erfahren. Er sagt bei der Gelegenheit von seinem hohen Gönner: Pie et prudenter et satis moderate disputavit de articulis fidei. Zarpath, das die Griechen Sarepta aussprachen, kann als Schmelzhütte gedeutet werden. Man hat daraus ge-

Digitized by Google

schlossen, daß die Stadt ein Sitz phönizischer Glasindustrie gewesen sei, und Mathesius schließt weiter, daß auch Bergbau und Hütten dort betrieben worden seien. In der Vorrede sagt er, die Heilige Schrift erwähne nicht allein oft den Bergbau, sondern entnehme ihm auch Bilder zur Belehrung und Ermahnung. „Weil denn nun unser Gott Klüft und Gäng selber schaffet und sie mit Fletzen und Geschicklein [Erzadern] veredelt, und seine Allmächtigkeit und Reichtum drinne uns fürstellet," so liegt darin eine Ermahnung an alle gottseligen Bergherren und christlichen Bergprediger, daß sie diese Gottesgaben schätzen lernen, die darin versteckten Wahrheiten erkennen und sie zum Lobe Gottes verwerten. Damit also „Gottes Ehr und schuldiger Gehorsam gegen unser Obrigkeit in dieser Wildnus gepflanzet und gefördert werde, habe ich als ein ordentlicher Pfarrer und treuer Seelsorger diese Arbeit auf mich genommen, und bei meiner Weil [Muße?] on Absaumnus meiner verordneten Schicht, die Sprüche, Historien und Exempel, so in der heiligen Schrift der Bergwerk gedenken, meinen Schäflein erklären und auslegen wöllen, damit sie den rechten Erzmacher und obersten Bergherrn aus seinen sichtigen Werken erkennen und bei ihm Gedeihen des Bergwerks suchen." Seine Meinung sei nicht etwa, Unterricht im Bergbau und der Bergwissenschaft zu geben, geübten und gelehrten Bergleuten zu zeigen, wie sie schürfen, Schächt auszimmern, schmelzen sollen. „Denn das haben andre gelehrtere und fleißigere Leute, als der teure Mann, mein lieber Freund Valerius Cordus, Doctor Georg Agricola und Doctor Encelius mit großer Geschicklichkeit, Fleiß, Mühe und schwerer Unkost in lateinischer Sprach getan, und dabei gelehret, wie man der Metall zur Arzenei heilsamlich gebrauchen könne; denen ich auch derwegen billig großen Dank nachsage und schreibe, dieweil sie mir zu dieser meiner Sarepta, neben den alten Naturkündigern Aristotele, Dioscoride, Plinio, Alberto und meinen lieben Herrn und Prezeptoren und Freunden zu Wittenberg, und Caspar Eberharden, der mir zu Gefallen in hebräischen, greckischen und lateinischen Büchern manchen Schurf geworfen und Rösch [Wassergräben] getrieben, und oftmals viel schöner Gräuplein und Gewächse daraus zugeschicket, treulich gedienet, und diese Postill haben illumininen und ausstreichen helfen. ..... Nachdem aber bei ehrlichen Bergleuten ein alter löblicher und zugelassener Brauch ist, da ihn Gott reich Erz und schöne Handstein*) bescheert, die selbigen fremden Herrn Bergleuten und ihren Gewerken fürzutragen, hab ich als ein Bergprediger auch hiemit etlich Tröge meines Erzes in dieser meiner Bergpostill ehrlichen Bergherren und Bergleuten fürtragen und mit geschriebnen Handsteinen, Stüflein und Gräuplein günstiglich verehren wöllen, damit andre Bergstädt und frembde und ausländische Gewercken hieraus spüren und abnehmen können, wie es hie auf dem Joachimstalischen geistlichen Bergwerk diese vergangne Jahr gebrochen, und was es noch für schöne und mächtige Anbrüch in dieser Sarepta habe." Er sei von Jugend auf mit dem Fach vertraut. Eine Stockung des Bergbaus im „Meichsnerischen" habe Bergleute nach seiner Vaterstadt Rochlitz geführt, deren Umgebung an Mineralien und edeln Steinen reich sei. „Auf diesen Zechen hat mich mein

*) Stücke, die sich zum Vorzeigen eignen. Loesche hat den ganzen vierten Band seiner Auswahl „Handsteine" betitelt.

Digitized by Google

lieber Vater, der dies Orts ein stattlicher Gewerk war, Anno im 14. eingefüret und auf Anhalten der Vorsteher und Gewerken mir erlaubet, auf einer Zeche zu schreiben, und nach Freiburgerischer Art die Zubuß wöchentlich einzumahnen; wie er auch mir da weissaget, ich würde noch ein Bergmann werden." Freilich sei es dann anders gekommen. Das Rochlitzer Bergwerk sei eingegangen. Das Wasser und das Geschrei von diesem aufblühenden Joachimsthale habe die Bergleute fortgetrieben. Hier in Joachimsthal „fing ich an vom Bergwerk zu lesen, fragen und selber einzufahren, auch mich oft in Hütten aufzuhalten." Auch hätten ihm viele gute Freunde von auswärts Mineralien geschickt. Aus Böhmen, Ungarn, Steiermark habe er Goldstufen, Marchasit und Achate bekommen, aus dem Rauries und Gastein viel selten Gesteine, von denen Doktor Agricola*) bekannt habe, daß er dergleichen nie gesehen. „Aus Schwatz im Inntal bin ich mit Federweiß [Asbest] und schönen Malachiten versehen, vom Stalberg aus der Pfalz mit einem schönen Kies, darin Queck- oder Weichsilber gestanden. Man hat mich auch mit Goslarischem Bleierz, Vitriol, und von Mansfeld mit schönen Schiefern, darin Fisch, mit Kupfer überzogen, gebildet gewesen, versorget." Von Schlackenwald hat er außer andern schönen Sachen Zinngraupe bekommen, „neben einer ehrlichen Verehrung von Zinn zum Hausrat. Item von Schwartzeburg sehr gute Magneten." Er gedenkt dabei aller andern Wohltaten, die ihm Gott in diesem Tale erwiesen habe. Unter andern habe er ihm durch seiner Schüler dankbare Eltern „etliche Kürlein zugeworfen, darvon ich — ihm sei die Ehre! — zwei Jahr zu Wittenberg zum andern mal studiret und eine schöne kleine Liberey erzeuget habe. Darneben hat er mir in diesem Gebirge unter den Herren Schlicken gnädige Herrn, gute und beständige Freunde, gehorsame Pfarrkinder, gottselige und fleißige Kollegen, einsteils gute Nachbarn, dankbare Schüler, die viel Städten mit Ehren dienen, gegeben. Über das ein bequeme und lustige Wohnung, ein tugendlichs Weib aus ehrlicher Freundschaft [angesehener Familie], liebe Kinder, treues Gesind usw." Zum Schluß ruft er Gottes Segen über das Joachimsthalische Bergwerk und alle andern Bergwerke herab und zählt die Bergorte der österreichischen Kronländer und Sachsens mit Namen auf.

Des Mathesius Bergpredigten sind wohl das Originellste, was es in der homiletischen Literatur gibt. Ein Fachmann hat sie ein Quellenbuch für den Zustand des damaligen Bergbaues genannt. Nur ein Fachmann könnte das für unsre Zeit Wissenswerte daraus absondern und zu einer allgemein verständlichen und genießbaren Schrift verarbeiten. Hier kann der Inhalt nur angedeutet werden. Mathesius erzählt die Geschichte des Bergbaues vom Paradiese an. Natürlich findet er in vielen Schriftstellen Beiträge für sein Thema, in denen wir keine vermuten würden. Lange verweilt er bei der Familie Lamechs, aus dessen Sohne Thubalkain, dem „Meister in allerlei Erz und Eisenwerk," die Heiden ihren Gott Vulkan gemacht hätten, und beschreibt das gottlos üppige Leben der durch ihn reich gewordnen Lamechiten. Thubalkains Mutter Zilla sei eine gute Köchin und Blinzebäckerin gewesen, denn „der

*) Georg Agricola gilt als Begründer der Mineralogie und des rationellen Bergbaus.

Digitized by Google

Leute Datum stund auf guter Schnabelweide." Weiter wird unter Heranziehung der alten Sagen wie der von Midas sowie der griechischen und der lateinischen Geschichtschreiber und Dichter und mit vielen kühnen Konjekturen, auch Deutung lateinischer Worte aus dem Phönizischen, erzählt, wie sich der Bergbau über Vorderasien und Europa bis nach Spanien verbreitet habe. Mathesius läßt deutsche Bergleute die spanischen Mineralschätze erschließen; auch die Franzosen seien ja ursprünglich Deutsche gewesen. Bei Erläuterung des Bergrechts spricht er unter anderm den Grundsatz aus, dessen richtige Formulierung gegenwärtig den preußischen Landtag beschäftigt: „Will einer nit schürfen, so will der andre; Ackerbau und Bergwerk soll man nit feyren lassen." Im physikalischen Teile beweist er, daß die Metalle heute noch wachsen, daß sich eins ins andre verwandelt, und daß sie nach erlangter Reife wieder vergehn. Diese Veränderungen sucht er an der Verkalkung von Gegenständen im Karlsbader Sprudel, an den Gärungsprozessen und an der Gallertbereitung klar zu machen. Gott habe in seinem Laboratorio ganze Fische eingesulzet, wie man am Mansfelder Schiefer sehe. Ausführlich behandelt er auch die Glasmacherei und verwendet sie zu einem schönen Bilde. Wie der göttliche Glasmacher unscheinbare Erdmassen in durchsichtige, reine und in prachtvollen Farben leuchtende Edelsteine umschafft, so wird er bei der Auferstehung die schmutzigen Reste des elenden Menschenleibes verwandeln und verklären.

Das wichtigste, was uns Mathesius hinterlassen hat, enthält der dritte Band von Loesches Auswahl: die siebzehn Predigten über Luthers Leben, deren erste er am Martinstage 1562 gehalten hat. An Fastnacht 1564 — die Fastnacht war das Fest der Bergleute — machte er den Schluß mit einer Rede über die Beziehungen Luthers zum Bergbau. Wir erfahren aus diesen Reden, daß Mathesius bei seinem zweiten Aufenthalt in Wittenberg das Glück hatte, Luthers Tischgenosse zu werden, und daß er später den Reformator noch mehreremal besucht hat. Diese Predigten sind die erste Biographie Luthers von befreundeter Seite — auf der Gegenseite war Cochläus mit seinen gehässigen Lutherkommentarien zuvorgekommen —; sie sind oft aufgelegt worden, ihr kritisch gesichteter Inhalt ist in die neuern Lutherbiographien übergegangen, und die neue Ausgabe von Loesche ist schon im Buchhandel vergriffen. Wir müssen darum voraussetzen, daß unsre Leser mit dem Inhalt vertraut sind, und erlauben uns nur, an ein paar recht zeitgemäße Stellen zu erinnern. Mathesius hat den edeln Charakter Luthers im vertrautesten Umgang kennen gelernt und preist ihn nach Gebühr. Aber er ist auch für seine bekannten Fehler nicht blind, erklärt jedoch seine Heftigkeit und Grobheit für notwendig. „Weil er als ein Prophet Gottes und berufner Doktor der heiligen Schrift ein klaren Befehl hatte, die ungeistlichen Geistlichen vor Schaden zu warnen und ihnen zu sagen, daß sie von ihrer greulichen Lehr und teuflischem Wesen abstünden, will unser Doctor nicht unter die Verfluchten gerechnet sein, die das Werk Gottes laulicht und betrügerisch treiben. ... Wems ernst ist, der kann nicht scherzen, wenn er des Teufels Lügen, Mord und Unsauberkeit richtet, und auf ein wimmeriges [knorriges] und ästiges Scheit gehört ein stählerner Keil und schwerer Peuschel [Schlägel]. ... Die Welschen helfen es beschönen, aber die

Digitized by Google

Erfahrung zeuget, daß der Baalsdienst, die Eleusinia sacra in Greckenland und Bacchanalia zu Rom alle wieder in Klöstern und Stiften im heimlichen Schwang gangen sein." Das habe aufgedeckt und kräftig gestraft werden müssen. Und an einer andern Stelle: „Das sei von Doctor Luthers Wundergeiste, Freidigkeit, heilsamer und wunderbarlicher Heftigkeit und göttlichem Eifer gesagt, der widers greuliche Bapsttum entbrannt ist. Was Fehl und Gebrechlichkeit vom Fleisch und Blut in dieser hohen Natur mit untergelaufen, das ist ihm durchs Blut Jesu Christi, damit er oftmals in der heiligen Absolution besprengt, aus Gnaden zugedecket, geschenkt und vergeben. Wer sind wir denn? Die wir eim treuen Diener Gottes sein Schulde zurechnen oder dem heiligen Predigamt zu Unglimpf aufdecken wöllen. . . . Traun, lieben Freunde, lasset uns nicht bei den Höhnern und Epikurern sitzen!" Oft hebt er hervor, wie Luther in der unruhigen Zeit immer zum Frieden geraten, die Großen, besonders seinen Kurfürsten, immer in diesem Sinne ermahnt und alles aufgeboten habe, dem geliebten deutschen Vaterlande den Frieden zu erhalten. Als man zuletzt seinem Rat nicht mehr folgen zu können glaubte und um sein Gebet für die Heerfahrt bat, sprach der Doktor: „Mein Vater Unser schick ich mit, aber die Zehngebote kann ich nicht mitschicken; alte Schuld rost nicht, und mit der Zeit muß alles bezahlt werden."

Zwei schöne Aussprüche Luthers, die Mathesius mitteilt, mögen unsre Blütenlese beschließen. „Von ehrlichen Kirchenzeremonien redete Luther bescheiden, wie er auch die Fürsten von Anhalt rühmte, er hätte mit Lust und Freud bei ihnen die alten Passiongesäng in der Marterwochen gehört, und ließ ihm gefallen, daß sie die Elevation neben den lateinischen Chorälen behielten. Sie kennen wahrlich das Bapstumb nicht recht, sagt er, die allein die Zeremonien anfechten, und wollen ihr Evangelium mit Abwerfung der ungefährlichen Kirchenbräuch bestätigen. Auf eine Zeit kommt er zu Eisenberg am Ostertag in die Kirchen, und als man da den Introitum deutsch sang, in die lateinischen Noten, rümpfet er sich hart. Wie er heim zu Tisch kommt, fragt ihn sein Wirt, was ihm gewesen wäre. Ich dacht, spricht er, es würde mich die kalten Pese ankommen über ihrem läppischen Gesang. Will man deutsch singen, so singe man gute deutsche Lieder. Will man lateinisch singen, wie es Schuler tun sollen, so behalt man die alten Choral und Text, und tue das unrein davon; besser wirds keiner machen; und beschloß: Ich bin den Leuten feind, die immer ein Neues übers ander anrichten in Zeremonien. Eben diese werdens der Lehr mit der Zeit auch tun. Bei lateinischen Schulen soll man lateinisch singen, in deutschen Kirchen soll man deutsch predigen; so gehets recht."

Noch wichtiger sind die Worte, mit denen er die Prediger „zur simplen Einfalt vermanet, wie er für seine Person ein simpler und holdseliger Lehrer war, wenn er mit seinen gehorsamen Pfarrkindern und Zuhörern redet. Ich hab mehr als einmal an seinem Tisch aus seinem Munde gehört: In Schulen gehe es hin, daß man disputiere und was Scharfes fürgebe, die Widersacher zu widerlegen. Auf der Kanzel sind das die besten Prediger, die pueriliter, trivialiter, populariter und simplicissime reden, nicht viel frembde Fragen und der Widersacher Argument regen und widerlegen, auch nit auf abwesende

Digitized by Google

Obrigkeiten oder Münch und Pfaffen schelten, und ihren Widerparten oder Abgünstigen einen Schmitz geben." In der Kirche beschäftige man sich nur mit den Anwesenden; in den Schulen sei es freilich Sitte, auch der Abwesenden zu gedenken, indem man das Verzeichnis der Fehlenden verlese.

Ein Dresdner Don Juan

1

Als ich vor einigen Wochen das Dresdner Opernhaus nach einer Aufführung des Mozartschen Don Juan verließ, war es mir wieder recht klar, wie teuer wir den Genuß, den uns das moderne Musikdrama gewährt, auf andern Gebieten bezahlen. Den besondern Anforderungen zu genügen, die eine Oper wie der Dissoluto punito an die Leistungen der Solisten im Gesang und in der Schauspielerkunst stellt, liegt heutzutage für die meisten Bühnen außer dem Bereiche der Möglichkeit. Das gespreizte heldenmäßige, reflektierende und bramarbasierende Deklamieren hat jede andre Vortragsweise so an die Wand gedrängt, daß der sich dem Gesprächston und einem raschen, leichten Wechsel der Stimmungen und Gefühle anpassende Gesang, der jedoch noch immer eine überaus sorgfältige, sich nur hinter einer scheinbaren Ungezwungenheit verbergende Phrasierung voraussetzt, in unsern Tagen mehr und mehr zu den Seltenheiten gehört. Beinahe noch schlimmer steht es mit dem für den bel canto unentbehrlichen Schmelz der Stimmen und mit der gesangskünstlerischen Bewältigung der zwar sämtlich in bequemer Stimmlage liegenden, aber infolge der besondern Feinheit der Stimmenbehandlung außerordentliche Schwierigkeiten bietenden einzelnen Partien, von denen in der Regel aus naheliegenden Gründen die des Commendatore deutschen Sängern am besten gelingt.

Nach einer vor einigen Jahren von europäischen Gesangskoryphäen für die ersten Kreise der Pariser Gesellschaft veranstalteten Privataufführung des Don Giovanni machte ein als Musikkenner hohes Ansehen genießender, sehr liebenswürdiger Mann die nicht als abfällige Kritik gemeinte Bemerkung, der Don Juan sei ein furchtbarer Prüfstein, une pierre de touche terrible. Und das ist er auch in der Tat, und zwar ein doppelt furchtbarer Prüfstein für die große Mehrzahl der deutschen Sänger, die für die Wiedergabe der zum Teil anscheinend so harmlosen Rollen weniger glücklich begabt sind als zum Beispiel die Italiener, und denen es nur in seltnen Fällen gelingt, die vornehme anmutige Hoheit und Ruhe Don Ottavios und Donna Annas, die leidenschaftliche und doch mit beleidigtem weiblichem Stolz und feinstem sittlichem Gefühl in stetem Kampfe liegende Verliebtheit Donna Elviras, die reizende Naivität des Bauernpärchens Masetto-Zerlina, die zwischen Furcht und Übermut, Botmäßigkeit und Abfall, Wahrheit und Lüge hin und her schwankende Schalkheit des, wie sich die Spanier ausdrücken, lacayo gracioso

Digitized by Google

Leporello und die uns durch ihren Applomb verblüffende, jedem Hindernis standhaltende, dabei aber doch eines gewissen äußern Schliffes und einer Art Ritterlichkeit nicht entbehrende Rücksichtslosigkeit des schönen Tenorio so zu verkörpern, daß einem neben dem musikalischen Genuß auch noch der eines feinen Charakterlustspiels zuteil wird, wie ja Mozart selbst sein Stück als dramma giocoso bezeichnet hat.

Die Dresdner Kapelle ist bekanntlich, wenn sie ihren guten Tag und den rechten Dirigenten hat, über jedes Lob erhaben. Den Dirigenten, den ich am Pulte zu sehen gewünscht hätte, hatte an jenem Abend eine berühmte Traumtänzerin nach dem Neustädter Schauspielhause entführt, und sei es, daß mir die etwas tiefere Stimmung der Instrumente im Vergleich zur Pariser Oper unwillkürlich auffiel, sei es, daß der Dirigent eine besonders diskrete Wiedergabe der Oper einer farbenfreudigern vorzog, sei es, daß mein Parkettsitz ungünstig lag, sei es endlich, daß mir, ohne daß ich etwas davon wußte, die rechte Aufnahmefähigkeit fehlte, auch die an sich schöne Leistung der Kapelle machte mir den Eindruck, als wenn sie mehr Leben, mehr brio hätte haben können. Nur die Mandolinenbegleitung der Canzonetta: Deh vieni!, der Serenade, wie sie gewöhnlich genannt wird, glaube ich noch nie so vollendet und von so reizender Klangwirkung gehört zu haben. Wenn ich nicht irre, waren wir obendrein diesen Genuß nicht einem Saiteninstrumentspezialisten, sondern einem der in den Reihen der Holzinstrumentvirtuosen sitzenden Herrn schuldig, der sich mit der letzten Note der zum doppelt gestrichnen d aufsteigenden D-Dur-Skala, als wäre nichts geschehen, und als hätte er keine Kunstleistung ersten Ranges so ganz nebenbei absolviert, wiederum der Klarinette zuwandte.

Aber so wenig ich die Enttäuschung des Abends der Leistung der Kapelle zuschreiben konnte, ebenso wenig war daran die Inszenierung schuld, die, namentlich was die Dekorationen anlangt, außerordentlich schön und geschmackvoll war. Ich ziehe sie dem, was man in München mit Hilfe der leidigen Drehbühne zu sehen bekommt, in jeder Beziehung, namentlich aber darum vor, weil der durch die Drehbühne veranlaßte keilförmige und viel zu enge Schauplatz — man mag sagen, was man will — einen puppentheaterartigen Eindruck macht. Wenn man der früher in Dresden üblichen Sitte, den in Stein gehauenen Commendatore beritten darzustellen, inzwischen untreu geworden ist, um dem Beispiel Münchens zu folgen, das sich mit einem aufrecht stehenden Grabstein begnügt, obgleich uns das Textbuch verschiedne Reiterstatuen in einer geschlossenen Kirchhofshalle verspricht, so ist das nur zu beklagen. Denn abgesehen davon, daß die Einladung Leporellos an die statua gentilissima beim Wegfall der Reiterstatue nicht mehr mit den uns allen von frühester Jugend auf bekannten Worten: „Herr Kommandeur zu Pferde, ich neige mich zur Erde" beginnen kann, so läßt man sich dadurch, daß man den würdigen alten Herrn seines Rosses beraubt, den wirkungsvollsten Effekt entgehn, den das Theater überhaupt kennt. Wenn sich Leporello des unwillkommnen Auftrags, den steinernen Gast zu laden, mit tausend Ängsten entledigt hat und diesen, als Zeichen, daß er die Einladung annimmt, sein Haupt neigen sieht,

Digitized by Google

colla marmorea testa ei fa così, così, so kommt dem im schauerlichen, die weißen Reiterstandbilder grell beleuchtenden Mondlicht an drastischer Wirkung nichts gleich, während der aus der aufrecht stehenden Grabplatte in vollem Relief hervortretende, das Haupt neigende Ritter nicht halb soviel Eindruck macht.

Der Chor spielt bekanntlich im Don Juan keine hervorragende Rolle. In der vorletzten Szene tutto a tue colpe è poco ist er unsichtbar, und das war, glaube ich, an jenem Abend gut. Wo er sichtbar war, in der siebenten Szene Ah! Che piacer, erfüllte er mit Wehmut, falls man ihn nicht als statistisch interessante Illustration des Satzes ansah, daß pensionsberechtigten Choristen und Choristinnen das Alter ebenso wenig etwas anhaben kann wie den Pyramiden. Den Zuschauer machen freilich die an ihm vorübergleitenden Jahre auch weder jünger noch schöner: das sollte man nicht vergessen, wenn man Ansprüche auf Jugend und Liebreiz im Chore erhebt; auch war vielleicht die hoffnungsvolle Choristenjugend dem Kapellmeister zur Traumtänzerin gefolgt, und nur die alte Garde war geblieben, von der man weiß: sie stirbt, aber sie ergibt sich nicht. Wenn sie das wirklich gesagt hat, heißt das, und nicht etwas viel Schrecklicheres. Seitdem ich selbst alt bin und mit Hilfe der Schminke sämtlicher Hofbühnen keinen jungen, wenn auch noch so häßlichen Bauernburschen mehr vorstellen könnte, ist der Zug, der mir an den Athenern und den Spartanern am besten gefällt, der, daß sie das Alter ehrten. Und doch möchte ich mir die Frage erlauben, ob man nicht unter Umständen, um der Phantasie des Zuschauers nicht zuviel zuzumuten, das Alter etwas beiseite schieben sollte. Etwas mehr sollte man, meine ich doch, der Phantasie mit der Wirklichkeit entgegenkommen, wo von vezzose ragazze und bei giovinotti die Rede ist. In Zerlinens lebenslustigem Rat: Giovinette che fatte all' amore, non lasciate che passi l'età liegt doch für alle Beteiligten etwas Peinliches, wenn man sich sagen muß, daß er, wie guter Rat so oft, leider viel, viel zu spät kommt.

Der Leser wird sich schon gesagt haben, daß der Anblick der Vergänglichkeit alles Irdischen, wie ihn die contadini d'amboi sessi vor Augen führten, in der Hauptsache kaum von Belang sein konnte, wenn ihre musikalische Leistung befriedigte, und das tat sie durchaus. Die Solisten! Mit Ausnahme Donna Elviras und des Commendatore die Solisten! Und doch möchte ich nicht gern dem einzelnen aufbürden, was meiner Ansicht nach der natürliche Erfolg des irrigen Glaubens ist, daß man es mit einer Aufführung des Don Juan nicht gar zu genau zu nehmen brauche, und daß alles in bester Ordnung sei, wenn dem Wagnerzyklus, etwaigen Novitäten und einigen neu wieder einstudierten Opern genügende Sorgfalt zuteil werde. Am liebsten hätte ich gesagt, man solle den Don Juan, wenn man ihn nicht vorzüglich besetzen könne, lieber überhaupt nicht geben, aber die Aufführung, von der hier die Rede ist, schien — nach dem Applaus zu urteilen — dem ziemlich zahlreich versammelten Publikum große Freude zu machen. Es wird also bei dieser Auseinandersetzung mehr darauf ankommen, daß wieder einmal der besondre Maßstab, der an eine solche Vorstellung zu legen und der den Bühnenleitern

Digitized by Google

hinlänglich bekannt ist, wieder in Erinnerung gebracht werde, damit eine Aufführung, die mit Recht als ein furchtbarer Prüfstein gilt, unter keiner Bedingung als etwas Nebensächliches angesehen wird.

Die Ehre, Mozarts Vaterland zu sein, wird gern von Deutschland in Anspruch genommen, aber wenn man auch das Erzherzogtum Österreich mit dem Salzachkreise in gewissem Sinne, und namentlich weil die Landessprache deutsch ist, als zu Deutschland (im nicht reichsdeutschen Sinne) gehörend ansehen kann, so macht sich doch in der salzburgischen Bevölkerung, der Mozart entsprossen ist, zuviel italienisches Blut und zuviel italienischer Geschmack bemerkbar, als daß man den Komponisten des Don Giovanni ohne mancherlei Einschränkung als Deutschen bezeichnen könnte. Macht doch seine Vaterstadt nicht einmal in ihrem Äußern einen deutschen Eindruck: es gemahnen vielmehr Salzburgs flache Dächer, der reichlich verwandte Marmor, die zahlreichen dekorativen Brunnen an transalpinische Städtebilder. Als ein Ausfluß ausschließlich deutscher Begabung können die Mozartschen Meisterwerke aber auch schon deshalb nicht angesehen werden, weil der Sohn des zweiten erzbischöflichen Kapellmeisters seine frühesten musikalischen Eindrücke römisch-katholischen Kirchenaufführungen und italienischen Opern verdankte. In Rom, Bologna und Neapel feierte er schon als vierzehnjähriger Knabe Triumphe, seine beiden ersten Opern Mitridate und Lucio Sylla komponierte er für Mailand, und er war erst siebzehn Jahre alt, als ihn die philharmonischen Akademien von Bologna und Verona zum Mitglied ernannten. Man möchte darum viel eher annehmen, daß Mozart eine überaus glückliche Mischung deutscher und italienischer Begabung war, und wenn es dem Kaiser von Österreich Freude machte, Rom als Pendant zur Goethestatue ein Standbild Mozarts zu verehren, so wäre damit, vielleicht mit noch größerm Rechte als bei Goethe, die Erkenntlichkeit für das ausgesprochen, was die österreichische Monarchie, wenn sie sich rühmt, die Wiege des großen Tondichters zu sein, für die ihrem Sprößling zuteil gewordnen ersten musikalischen Eindrücke dem schönen, von der Vorsehung für jede Kunst so verschwenderisch begabten Italien verdankt.

Obgleich Mozart auf dem für die erste Aufführung des Don Giovanni (Prag, 29. Oktober 1787) gedruckten Theaterzettel als Maestro di Capella tedesco bezeichnet wird, und wir uns den Ehrentitel, ihn in gewissem Sinne zu den unsrigen zählen zu dürfen, nicht entgehn lassen wollen, so ist doch Il dissoluto punito sowohl was den Text als was die Musik anlangt in der Hauptsache eine italienische Oper, und ist es trotz deutschem Text und trotz der begeisterten Aufnahme in dem inzwischen Reichshauptstadt gewordnen Berlin auch bis auf den heutigen Tag geblieben. Der Gegenstand ist freilich spanischen Ursprungs, und als Ort der Handlung wird Spanien genannt — la scena si finge in una città della Spagna —, aber der Dichter des Librettos, Lorenzo da Ponte, hat sich nicht bloß bei Aufstellung des Textes seiner schönen, so klangvollen Muttersprache bedient, sondern er hat auch alles, was in dem von ihm benutzten Tirso de Molinaschen Originale spezifisch spanisch ist, dergestalt in Wegfall gebracht, daß man sich in Ermanglung geschichtlicher oder lokaler Anhaltpunkte — nur Donna Elvira ist als dama

Digitized by Google

di Burgos bezeichnet — und durch die italienischen Namen der Personen bestimmt, unwillkürlich nach Italien versetzt fühlt.

Da Pontes Text hat große Vorzüge. Karl Engel sagt in seiner 1887 erschienenen Jubiläumsschrift „Die Don Juan-Sage auf der Bühne," die eine Menge interessanter Einzelheiten enthält, sehr richtig, da Ponte habe es verstanden, den schon ziemlich ins Gewöhnliche herabgezognen Stoff mit Gewandtheit zu einer gewissen Feinheit und Anmut zu erheben. Er habe die Hauptmomente wiederum in wirklicher Handlung auf die Bühne gebracht und ihnen die musikalisch wirksamsten Situationen abzugewinnen gewußt. Dabei sei es ihm gelungen, diese Situationen so auszuführen, daß sich das grausenerregende Element mit dem heitern begegne und durchdringe. — Man darf wohl annehmen, daß er sich in Wien, wo auch der Komponist weilte, mit diesem über die Wahl der in die Oper aufzunehmenden Episoden beraten haben wird, und wenn es Mozart darum zu tun war, als Kanevas für seine Musik einen Text zu bekommen, worin sich Scherz und Ernst so ziemlich die Wage hielten, so hat sich da Ponte diesem Wunsche trefflich anzupassen gewußt. Freilich muß man auch dem Tirsoschen Stücke dasselbe Lob, daß es Scherz und Ernst geschickt vereine, erteilen, aber für eine musikalische Behandlung war dessen Vorgang zu verzweigt, zu zerrissen und zu weitschweifig. Da Ponte hat dem Burlador de Sevilla in der Hauptsache nur drei Episoden: Don Juans Verhältnis zur Herzogin Isabela, aus der er eine Donna Elvira machte, den betrügerischen Anschlag auf Doñas Anas Ehre und als eigentlichen Mittelpunkt der Handlung die Vorgänge bei Patricios (Masettos) und Amintas (Zerlinens) Hochzeit entnommen. Es sind dabei weggefallen: zwei Könige, der von Neapel und der von Kastilien, zwei Tenorios und mit der schönen Fischerin Tisbea und ihren Anbetern die ganze Episode am Meeresstrande von Tarragona, die in dem Molièreschen Lustspiel durch die meisterlich behandelten Figuren Pierrots und Charlottens so sehr in den Vordergrund tritt. Aus dem Marques de Mota des Burlador ist der Mozartsche Don Ottavio entstanden, und da Isabelens Bräutigam, Tirsos Herzog Octavio, nicht in das Libretto da Pontes aufgenommen ist, so hat dieser nichts besseres zu tun gewußt, als die ohne Verehrer bleibende Donna Elvira ins Kloster zu schicken.

Don Giovanni, den frechen Lebemann, von dem man vermutet, daß sich in ihm charakteristische Züge eines schönen, vornehmen Taugenichtses widerspiegeln, der zur Zeit Peters des Ersten von Kastilien (Mitte des vierzehnten Jahrhunderts) in Sevilla gelebt haben und den Frauen ebenso zugetan wie gefährlich gewesen sein soll, hat da Ponte mit sicherer Hand so gezeichnet, daß wir ihm, wenn auch nicht gerade die ewigen Qualen des höllischen Feuers, so doch eine empfindliche Strafe von Herzen gönnen. Wenn er in der ersten Szene den Commendatore, den Vater der seinen Nachstellungen nur mit knapper Not entgangnen Donna Anna, ersticht, so ist er hierbei freilich im Stande der Notwehr, denn der alte Herr, der über den seinem Hause zugedachten Schimpf höchlich entrüstet ist, besteht auf einen Zweikampf und würde den Eindringling, wenn er sich nicht wehrte, ohne langes Besinnen kalt machen; aber im weitern Verlaufe der Oper stellt sich uns Don Giovanni (als giovine cavaliere

Digitized by Google

cioso wird er auf dem für die erste Vorstellung, 1787, gedruckten Zettel geschildert) mehr und mehr als ein gewissenloser Mädchenjäger dar, der, wenn es gilt seiner Leidenschaft zu frönen, keine Rücksicht, keine Schonung kennt. Er verschmäht es nicht, die junge Bauernbraut Zerlina unter betrügerischem Vorgeben aus den Armen ihres Bräutigams und in Schimpf und Schande zu locken, er trägt kein Bedenken, Donna Elvira, die auf den Theaterzetteln bald als seine Braut, promessa sposa, bald als seine Gattin, consorte, bald als eine von ihm verlassene Dame, Dama abbandonata da D. Giov., bezeichnet wird, dem äußerst brenzligen und gefahrvollen Abenteuer eines nächtlichen Spaziergangs am Arme seines — Dieners preiszugeben, er entblödet sich nicht, unter dem Fenster der Kammerzofe seiner Braut oder Gattin ein schmachtendes Liedchen zu singen — daß die Canzonetta zu dem entzückendsten gehört, was auf dem Gebiete der Ständchenmusik je geschrieben worden ist, kommt nicht ihm, sondern dem göttlichen Mozart zugute —, und schließlich — das schlägt bei einem großen Teil des Publikums dem Faß den Boden aus — trägt er am Grabdenkmal des von ihm erstochnen Commendatore die Vermessenheit eines ungläubigen, nicht einmal für das Gedächtnis der Toten Ehrfurcht empfindenden Gemüts zur Schau: wie wir uns als Studenten ausdrückten, er verulkt und behohniepelt die Statue.

Wenn da Ponte auf solche Weise aus dem Helden des Tirsoschen Stücks einen sinnlichen, einzig durch Unerschrockenheit und ein bestechendes Äußere ausgezeichneten Lebemann zugeschnitten hat, so darf bei Feststellung dieser durch Mozarts Kunst ohnehin wettgemachten Tatsache nicht unerwähnt bleiben, daß er damit so ziemlich alles, was den spanischen Tenorio einem weniger leicht befriedigten Geschmack annehmbar machen kann, geflissentlich beiseite geschoben hat. Tirsos Tenorio ist freilich auch kein Musterknabe, sondern ein marinierter Bösewicht, zu dessen unverzüglicher Abholung sich die höllischen Flammen nicht ohne eine gewisse Berechtigung auf die Erdoberfläche bemühen, aber er ist nicht so flach, in seinem Sinnentaumel nicht so echt italienisch naiv wie der da Pontesche. Man muß das Tirsosche Original recht in Muße ein paarmal lesen, wenn man begreifen will, wie Don Juan Tenorio ein spanischer Nationalheld geworden ist, der auch von Gelehrten um die Wette in den überschwenglichsten Ausdrücken gepriesen wird. So spricht sich zum Beispiel Professor Menendez Pelayo dahin aus, Tenorio sei durch dreierlei ausgezeichnet gewesen: durch seine körperliche Schönheit, die er als eine verdadera idealizacion de la belleza fisica bezeichnet, durch seinen Mut, eine personificacion de la audacia humana, und durch sein Zartgefühl (discrecion) und seine Ritterlichkeit. Diese Bewunderung für einen ritterlichen und mutigen Wüstling hängt mit dem spanischen Nationalcharakter und dem spanischen Menschenideal zusammen. Beide sind in ihrer überaus langsamen Wandlung seit Jahrhunderten nicht denen der übrigen Kulturvölker gefolgt, sondern abseits geblieben, und so sehr man irren würde, wenn man die Spanier als ein nicht zivilisiertes Volk bezeichnen wollte, so darf man doch auf der andern Seite nicht vergessen, daß ihre Zivilisation mit der unsern nur ganz ab und zu einige Berührungspunkte hat. An unbeugsamem, wenn auch nicht gerade angriffsweise

Digitized by Google

vorgehendem Fanatismus kommt ihnen kein andres Volk gleich; an feiner Lebensart, Höflichkeitsfloskeln, Starrheit der Formen und Begriffe übertreffen sie uns alle.

Von dem Molièreschen Don Juan meinen sie, es sei eine Entstellung (de las manos del gran cómico francés salió Don Juan desfigurado), und deren Grund suchen sie in dem Umstande, daß Tirso ein Frommgläubiger (religioso), Molière ein Freidenker (despreocupado) gewesen sei. Pi y Margall findet, von allen Don Juans komme der Lord Byrons dem Tirsoschen Urbild am nächsten: die fast übermenschliche Auflehnung gegen jeden Zwang und gegen jede Autorität, die den Byronschen Don Juan charakterisiert und sich — man möchte fast sagen als Karikatur — in unserm Nietzsche wiederfindet, ist in der Tat auch dem Tirsoschen Tenorio eigen. Freilich ist das Wort, das er bei jeder Gelegenheit im Munde führt: pah, es ist noch lange Zeit (tan largo me lo fiais?) mehr ein Beweis seines Leichtsinns als eines satanischen Stolzes.

Man wird wohl kaum fehlgehn, wenn man annimmt, Mozart, falls er den Text für seine Oper dem Tirsoschen Stücke selbst entnommen hätte, statt dafür einen Andern sorgen zu lassen, würde dem nicht wegzuleugnenden großartigen Zuge des spanischen Originals mit der seinem Genie angebornen Treffsicherheit weit mehr gerecht geworden sein als der vor allem im Theaterwesen und dessen Anforderungen erfahrne Abbate da Ponte; was auch in musikalischer Beziehung die Folge einer solchen eingehendern Bekanntschaft Mozarts mit dem spanischen Original hätte sein können, ist schwer zu sagen. Vielleicht wäre aus dem dramma giocoso eine Oper von ganz tragischer Bedeutung in der Art des Vampyrs oder des Fliegenden Holländers geworden. Man hat deshalb alle Ursache, dem Abbate dankbar zu sein, daß er das harmlos heitere Element so in den Vordergrund zu stellen gewußt hat, denn der von ihm gelieferte Text hat Mozart als Basis für ein Meisterwerk gedient, dessen Reiz zum Teil — unbeschadet der einigen hochtragischen Szenen gebührenden Bewunderung — in der heitern Naivität Leporellos, Zerlinas und Masettos liegt, und dem auch in allen Szenen, mit Ausnahme der letzten, die etwas unverschämte Jovialität des Helden nicht fremd gegenübersteht.

Die Frage, ob der Sänger aus dem Helden der Oper einen Italiener machen dürfe, wie es viele — unter ihnen auch Tamburini — unwillkürlich oder mit Absicht getan haben, oder ob er nicht vielmehr, um die rechte Wirkung zu erzielen, den spanischen Charakter möglichst betonen solle, ist eine Frage, die vor fünf bis sechs Jahrzehnten, als das Interesse an den Mozartschen Meisterwerken noch nicht durch die inzwischen erwachte Vorliebe für andre Kunstideale geschwächt war, vielfach erörtert wurde. Eine der Großfürstinnen — die Petersburger italienische Oper konnte sich bekanntlich um so unbedenklicher mit London und Paris messen, als die horrenden Preise der Plätze dem Impresario die Gewinnung der ersten Kräfte erlaubten — hatte gemeint, es komme auf die Art, wie man diese Frage beantworte, nicht viel an, denn die erste Gesellschaft sei in der ganzen Welt dieselbe, les vrais grands-seigneurs sont les mêmes partout, aber so hübsch die Bemerkung an sich ist, den Nagel trifft

Digitized by Google

sie doch nicht auf den Kopf, denn den Tenorio versteht man nur, wenn man sich mit Hilfe der vorhandnen so reichhaltigen Quellen in das mittelalterliche Spanien, nicht gar zu lange nach der Vertreibung der Mauren, zurückversetzt, und ein, wie Tenorio, durch Mut, ritterliches Wesen, hohe Geburt und blendende Außenseite ausgezeichneter Caballero war denn doch etwas ganz andres als die kosmopolitisch abgeschliffnen großen Herren, die die Großfürstin im Auge hatte. Aber das ist freilich richtig, wenn der Darsteller nur überhaupt durch seine Persönlichkeit und seine Erscheinung das Bild eines vornehmen, ritterlichen, wenn auch gewissenlosen Mannes vorzuzaubern versteht, so ist schon viel gewonnen. Mit dem spezifisch spanischen Lokalton nimmt man es gern nicht allzu genau: ein vornehmer Italiener, wie ihn Zezi, Bassini und andre darzustellen verstanden, genügt vollkommen, Mozarts Musik und ein feiner, für alle Schattierungen der Partitur gerüsteter Bariton tun das übrige. Wenn aber der Darsteller im Gegensatz hierzu den Eindruck eines zwar gebildeten, aber jeden Humors und jeglichen Schwungs entbehrenden Mitbürgers, etwa eines mit öffentlichem Auftreten vertrauten Advokaten macht, dessen ritterliche Verführungskünste Zerlinen und dem Publikum gegenüber in einer kühlen Bühnensicherheit gipfeln, die sich damit begnügt, von uns zu erwarten, daß wir die durch Don Juans Persönlichkeit vor unsern Augen davongetragnen, an Wunder grenzenden Erfolge als etwas Alltägliches, Selbstverständliches hinnehmen, so erfährt der, der das Bessere kennt, und der es gewohnt ist, daß seiner Einbildungskraft durch den Sänger auf halbem Wege entgegengekommen werde, eine schmerzliche Enttäuschung. Damit soll keineswegs behauptet werden, daß nur italienische Sänger dem Mozartschen Don Juan gewachsen wären: es braucht, von allen andern Beweisen des Gegenteils abgesehen, nur an einen Künstler erinnert zu werden, der dem Dresdner Hoftheater lange Zeit angehört hat, und dessen Wiedergabe des Mozartschen Helden erst in spätern Jahren, als ihm Alter und Wohlleben die feinere Grazie geraubt hatten, an der so wünschenswerten Wahrscheinlichkeit der äußern Erscheinung und des Auftretens Einbuße zu leiden begann. In seiner besten Zeit war er freilich weder ein italienischer noch ein spanischer, sondern ein überzeugender deutscher Don Juan, dem man, wenn man ihn agieren sah und ihn singen hörte, gern alle zweitausenddreiundsechzig Opfer der Leporelloschen Liste, die bekanntlich ein italienischer Beitrag zur Legende ist, zutraute. Musikalisch stellt die Partie sowohl an das Organ wie an die Kunst des Sängers insofern sehr hohe Ansprüche, als mit einer des zartesten Schmelzes und Wohllauts auch nur einigermaßen durch zu große Anstrengungen beraubten Stimme und mit einem nicht in jeder Beziehung die Überlegenheit des Mannes mit der Überlegenheit des Sängers verbindenden Vortrage wenig genützt ist.

Abgesehen von den größern Ensemblesätzen, einigen Rezitativen und Duetten und den Seccorezitativen, für deren mangelhafte Wiedergabe nur der empfindlich ist, der in London, Paris oder Petersburg gehört hat, welche raffinierte Kunst auf diese verbindenden Perlenschnüre verwandt werden kann, enthält die Partie des Don Juan neben dem berühmten: Ah, già cade il sciagurato des ersten Terzetts in der Hauptsache solche Gesangsstücke, wie sie

Digitized by Google

dem Wesen des nur aufs Genießen ausgehenden, hauptsächlich mit Verführungskünsten beschäftigten Lebemanns angepaßt sind: das Duettino mit mit Zerlina: là ci darem la mano, die überaus schwierige Prestoarie: finch' han dal vino calda la testa, die schon erwähnte Canzonetta: deh vieni alla finestra und die Arie: Metà di voi qua vadano, aber damit man den vollen Genuß der reizenden Mozartschen Schöpfungen habe und auch durch den Vortrag des Sängers zu einem vollen Verständnis der Don Juanschen Grazie und Leichtlebigkeit geführt werde, muß das Gebotne von allererster Güte und Vollendung sein; mit einem Don Juan, der einem wie ein selbstbewußter aber sittenloser Rentier vorkommt, weiß man nichts rechtes anzufangen. Die großen Italiener machen, um nur die Prestoarie zu erwähnen, aus dem finch' han dal vino keine wilde Jagd, bei der es drüber und drunter geht, eher könnte man ihren Vortrag mit dem ununterbrochnen Ausschütten eines Perlenvorrats vergleichen: den Triller auf la, der der Wiederaufnahme des ah, la mia lista vorausgeht, verlängern einige von ihnen willkürlich über den Dreiachtelwert hinaus, sonst muß man sagen, daß eine Spieluhr, was Zeitmaß, Notenwert und Treffsicherheit anlangt, nicht unfehlbarer sein könnte. Pathos dagegen, wofür unsre Sänger so bekannt sind, entwickeln sie wenig: auch in der letzten Szene lassen sie die Katastrophe mehr an sich herankommen, als daß sie ihr mit großem Gefühlsaufwande begegneten. Vielleicht ist das ein Mangel, aber den unerschütterlichen Gleichmut des Helden bringen sie auf diese Weise besser zur Geltung, als wenn sie bei dem chi l'anima mi lacera ein Übermaß von Schrecken und Bestürzung zur Schau trügen.

Wenn man die sieben Hauptpartien der Oper nach ihrer Zusammengehörigkeit gliedert, so gehören Elvira und Leporello zu Don Juan, während Don Ottavio und Donna Anna auf der einen, Masetto und Zerlina auf der andern für sich stehn. Ich habe schon gesagt, daß mir die Elvira des erwähnten Abends die bestbesetzte Rolle schien. Es könnte mich interessieren, zu erfahren, ob für den Leser wie für mich diese Rolle auch in der besten Besetzung — die Corbari ist in dieser Rolle wohl schwerlich später übertroffen worden — etwas Komisches hat, das weder da Ponte noch Mozart beabsichtigt zu haben scheinen, oder ob mein Humor in dieser Richtung auf falscher Fährte ist. Natürlich nehme ich, wie jeder anständige Mensch, prinzipiell für die so schnöde Verlassene und bei ihrem Erscheinen noch schnöder Behandelte Partei, aber so oft sie, für Don Juan immer zur Unzeit, wie Frau Kasperle angewachsen kommt und ihren herrlichen Gesangskram auspackt, muß ich mich gewaltig anstrengen, daß ich nicht, was ja ganz und gar nicht am Platze wäre, gerade herauslache. Pare un libro stampato, singt Leporello, der als Böotier meine Gefühle zu teilen scheint. In Dresden kommt sie, wie auch sonst auf größern Bühnen, in einer Sänfte angereist und steigt in der mit malerischem Pflanzengrün bewachsnen Posada ab, deren Balkon für das abendliche: Ah, taci, ingiusto core tragfähig gezimmert ist. Wenn man sich vorstellt, daß die arme, von Liebessehnsucht durchglühte Dame die Reise von Burgos nach Sevilla in einer von Sänftenträgern getragnen Sänfte gemacht hat, so begreift man in der Tat nicht, wie die Ungeduld sie nicht unterwegs

Digitized by Google

völlig aufgezehrt hat, sodaß in Wahrheit in der Reiseschachtel nur ein zu Asche verzehrtes Räucherkerzchen hätte ankommen können. Aber wer sich das so vorstellt, kennt die echte Spanierin schlecht: kaum haben die Träger Zeit gehabt, die Schachtel abzusetzen und zu öffnen, so entsteigt ihr Donna Elvira in einer Kostümpracht, der in Dresden nur die Uniform des Gardereiterstabstrompeters annähernd gleichkommt. Das Kleid, das sie trägt, ist auch, wie jene Uniform, himmelblau und mit breiten Goldborten verbrämt. In dieser Prachtrobe verbleibt sie bis zum Ende des Stücks. Die Tracht der von Don Juan hintergangnen Elvira pflegt an andern Bühnen ernst, schwarz oder violett, ohne Goldborte oder Stickerei zu sein, und eine solche Einfachheit erscheint um so mehr angebracht, als es in Spanien vor Jahrhunderten ganz wie heutzutage bei uns Sitte war, in möglichst wenig auffälliger Kleidung zu reisen. Tirso de Molina, der mit szenischen Winken überaus sparsam ist, erwähnt ausdrücklich, als die von Don Juan hintergangne Herzogin Isabela in der sechsten Szene der dritten Jornada in der Nähe von Tarragona erscheint, sie sei in Reisekleidern (de camino), was auch Molière veranlaßt, beim Eintreffen seiner Done Elvire von deren équipage de campagne zu sprechen. Die Unwahrscheinlichkeit eines himmelblauen mit breiter Goldborte verbrämten Reisekleids hätte füglich unbesprochen bleiben können, wenn in Dresden zu dieser ersten Unwahrscheinlichkeit nicht noch ein weiterer Umstand hinzukäme, der für Elvira eine möglichst unauffällige Kleidung doppelt wünschenswert macht. Davon, daß Donna Anna, mit der Donna Elvira in stetem Verkehr ist, um ihren Vater trauert, und es also nahe lag, in ihrer Gesellschaft auffallende Farbe und auffallende Pracht zu vermeiden, soll nicht die Rede sein; aber die Unwahrscheinlichkeit, die darin besteht, daß sich Donna Elvira in dieser kaum zweimal in Sevilla vorhandnen Prachtrobe ohne Domino, nur mit einer halben Gesichtsmaske, einem sogenannten Loup versehen, in Don Juans Schlößchen begibt und trotz diesem jeden Irrtum ausschließenden Erkennungszeichen unerkannt zu bleiben hofft und tatsächlich auch unerkannt bleibt, bis sie die Maske abnimmt, ist eine der der Gutmütigkeit oder Gedankenlosigkeit des Publikums gemachten Zumutungen, vor denen man die Regie warnen muß. Vielleicht haben kostümgeschichtliche Forschungen ergeben, daß Dominos erst später und zwar zunächst in Venedig aufgekommen sind, und wenn dem so ist, und wenn die früher für diese Szene üblichen Dominos der vezzose mascherette deshalb weggelassen worden sind, so lag um so mehr Grund vor, Donna Elvira nicht ohne Not durch auffallende Kleidung kenntlich zu machen. Oder soll man glauben, daß Don Juan und dessen Diener, die nach den uns versicherten zweitausenddreiundsechzig Erfahrungen ein leidlich gebildetes Auge für weibliche Eleganz haben mußten, für den Glanz einer Prachtrobe, die sie schon früh bei der Ankunft der Sänfte hatten bewundern können, blind gewesen sein sollten? Würde nicht jeder von uns, wenn ihm bei einem Ballfeste der Besuch des obenerwähnten, Augen und Nase nur hinter einem Loup verbergenden Stabstrompeters in Uniform zuteil würde, freudig ausrufen: Das ist ja unser Stock! und wo es sich für zwei neunmalgenähte Schwerenöter wie Tenorio und dessen Diener um einen nicht

Digitized by Google

weniger kenntlichen und kaum weniger prächtigen Frauenrock handelte, sollten die beiden Füchse einander nicht zugeflüstert haben: Das ist ja unsre Elvira!

Und wenn kostümgeschichtliche Bedenken dem Erscheinen Don Ottavios und seiner beiden Damen in Dominos entgegenstehn, warum sind Donna Elvira und Donna Anna nicht nach echt spanischer, unverbrüchlicher Sitte mit dem Manto versehen, oder wie wir sagen würden, verschleiert? Daß der Schleier, ohne den sich auch heutzutage keine echte Spanierin auf der Straße zeigt, eine uralte Sitte war, dafür fehlt es nicht an Beweisen. Außer unzähligen Fingerzeigen in den Lustspielen Calderons, Moretos und Lope de Vegas finden sich in Tirso de Molinas Don Gil de las calzas verdes, der um die Wende des sechzehnten und des siebzehnten Jahrhunderts geschrieben ist, zwei Stellen, die unter vielen andern als Beweis dafür gelten können, daß schon damals eine Spanierin das Haus ebensowenig unverschleiert verließ, wie in unsern Tagen eine Dame ohne Hut ausgehn würde. In der vierten Szene des zweiten Akts, in der Doña Juana den Besuch von Doña Inez empfängt, sagt sie: Ist denn keine Zofe da, meiner Freundin beim Entschleiern zu helfen? Wo sind Flora und Laura? Schließlich muß Valdivieso, ein alter Kammerdiener, einstweilen Zofendienst verrichten. Und weiterhin in der vierzehnten Szene des dritten Akts sagt Doña Inez zu der sich von ihr verabschiedenden Doña Juana: Warte doch, es soll gleich eine Dienerin kommen und mit dir gehn, und da Doña Juana dies für unnötig hält, da es nur ein Schritt bis zu ihrer Wohnung sei, so sagt Doña Inez: Nimm wenigstens einen Schleier um:

Toma pues
Un manto.

Die Sterne der italienischen Oper verfehlen sogar in einer es mit der Wahrscheinlichkeit so wenig genau nehmenden Oper wie Verdis Trovatore nie, den so überaus kleidsamen Schleier anzulegen, wenn sie in finstrer Nacht an den Turm eilen, aus dessen Tiefen Manricos Klage tönt: O che la morte ognara è tarda nel venir. Warum sollten die beiden Dresdner Damen dieser geschmackvollen Tradition in einem Falle zuwiderhandeln, wo der übergenommne Schleier noch obendrein den Vorzug hat, sie oder doch eine von ihnen vor einer unerwünschten Erkennung zu schützen? Die Bühne wimmelt schon ohnehin von Unwahrscheinlichkeiten, für deren geduldige Hinnahme auf den guten Willen des Publikums gerechnet werden muß, warum sollte man deren Zahl ohne Not in Fällen erhöhen, wo ein bequemer Ausweg den wünschenswerten Bühneneffekt mit dem Gebote des gesunden Menschenverstandes in Einklang zu bringen verspricht?

Digitized by Google

Unter Kunden, Komödianten und wilden Tieren

Lebenserinnerungen von Robert Thomas

(Fortsetzung)

Wieder auf der Walze

Ueber Strehla wanderte ich nach Oschatz und stieß dort die Krauterer. Als mich einer nach meinen Papieren fragte, bemerkte ich zu meinem Schrecken, daß ich diese in Strehla hatte liegen lassen, erklärte aber gleich, daß ich zurückgehn und sie holen würde. Ich machte den zweistündigen Weg noch einmal, fand die Papiere auch noch vor und kehrte nach Oschatz zurück, wo ich sie dem Meister zeigte, der mir ein Geldgeschenk gab. Über Wurzen, Brandis und Taucha wanderte ich weiter nach Leipzig, blieb dort eine Nacht in der Bäckerherberge, die damals in der Windmühlenstraße war, und gelangte über Halle und Köthen nach Braunschweig. Da ich unterwegs wieder deutsche Reichskäfer aufgelesen hatte, talfte ich bei einem Apotheker Insektenpulver und machte davon so reichlichen Gebrauch, daß ich ohne die lästige Einquartierung in die Herberge zur Heimat einrückte. In Braunschweig erhielt ich das sogenannte „Stadtgeschenk" im Betrage von zwanzig oder dreißig Pfennigen, das dort wie noch in verschiednen andern Städten von Vereinen aufgebracht und an wandernde Handwerksgesellen, deren Papiere in Ordnung sind, gegeben wird. Dort bekam ich auch Arbeit zugewiesen, und zwar eine solche, die mit meinem Metier nicht viel zu tun hatte; ich mußte in einer Ziegelei, die eine Stunde von Braunschweig entfernt lag, die Lehmmassen herbeischaffen und die geformten Ziegel zu dem Ringofen fahren. Die Ziegelei beschäftigte mehr als hundert Personen, die in einer Art Kaserne auf sehr primitiven Betten schliefen. Die Arbeit war sehr schwer, Lohn und Kost waren mäßig, ich hätte es trotzdem aber länger als vierzehn Tage ausgehalten, wenn mich nicht die Unzahl von Flöhen vertrieben hätte. Ich schnürte also wieder mein Bündel und wanderte nach Hannover, wo ich einige Tage in einer Getreidehandlung arbeitete und Maissäcke im Gewicht von drei Zentnern zu tragen hatte. Dann ging ich nach Lüneburg und schickte mich an, die Lüneburger Heide zu durchwandern. Bei der ersten Tageswanderung traf ich im ganzen nur drei Häuser und erhielt in jedem eine Schüssel dicker Milch. Da ich keine Aussicht hatte, an diesem Abend ein Nachtquartier zu finden, sah ich mich genötigt, das erstemal in meinem Leben „eine Platte zu reißen," d. h. bei Mutter Grün zu schlafen. Zum Glück war die Witterung, obwohl wir schon Oktober hatten, noch leidlich mild und trocken. Ich bettete mich unter einem Busch in den knietiefen Sand, benutzte den Berliner als Kopfkissen und meinen Rock als Bettdecke. Als den größten Vorzug dieses Lagers kann ich anführen, daß es frei von Flöhen und deutschen Reichskäfern war. Anderntags wanderte ich weiter nach Ülzen und von dort nach dem als sehr heiß bekannten Harburg. Der Butz steppte mich denn auch schon, als ich gerade den dritten Krauterer stieß, mußte mich aber meiner Wege gehn lassen, da ich ja die Berechtigung hatte, um Arbeit vorzusprechen. Diese erhielt ich nun zwar nicht, wohl aber reichlich Geschenke, die mich in die Lage setzten, zu Schiff nach Hamburg zu fahren.

Auf Hamburg hatte ich mich schon lange gefreut, getreu der alten Handwerksburschenregel: „In Dresden und Leipzig bin ich gewesen, nach Hamburg steht mir

Digitized by Google

mein Sinn." Die Fahrt mit dem Schiff dauerte nicht länger als eine halbe Stunde und bot reichlich Gelegenheit, das belebte Bild der Städte Altona und Hamburg sowie die großartigen Hafenanlagen der alten Hansastadt zu betrachten, die sich dem Blicke des Reisenden darbieten, wenn das Schiff um den Steinwerder herumgefahren ist. Nachdem das Schiff bei St. Pauli angelegt hatte, ging ich an Land und fragte nach der Bäckerherberge, die ganz in der Nähe, in der Windmühlenstraße war. Dort fand ich viele Berufsgenossen. Außer etwa dreihundert Gesellen, die schon in Hamburg gearbeitet hatten, waren auf der Herberge noch ungefähr sechzig Zugereiste. Infolgedessen hatte es mit dem Übernachten seine Schwierigkeit; wir mußten zu dreien in einem Bett schlafen. Um halb neun am andern Morgen fand in der Fremdenstube das gemeinsame Frühstück statt, an dem jeder teilnehmen mußte, und wobei der Altgeselle, nachdem er vorher dreimal mit dem Zunftholz, einem mit Schnitzereien verzierten Knüppel, auf den Tisch geschlagen hatte, eine Ansprache hielt, worin er alles, was sich am letzten Tage in der Herberge zugetragen hatte, besprach, auch verlorne und gefundne Gegenstände meldete. Dabei wurde bekannt gemacht, daß jeder Zugereiste fünfzig Pfennige zu bezahlen habe, wofür er während der Dauer seiner Anwesenheit auf der Herberge eine „lüttje Lage" (Schnaps und Bier) bekam. Nach dem Frühstück legitimierte ich mich durch Vorzeigung meines Germaniabuchs, da in Hamburg nur die Inhaber eines solchen das sogenannte Meistergeschenk erhalten. Da nun jeden Tag nur drei Gesellen zum Umschaun gehn dürfen, wobei sie ein besondrer Führer, der von der Herberge angestellt ist, begleitet, so hatte ich die nicht gerade angenehme Aussicht, acht bis zehn Tage auf der Herberge zu bleiben, bis die Reihe des Umschauns an mich kam. Da ich keinen Überfluß an Kies hatte, ging ich aber auf eigne Faust talfen und brachte so viel zusammen, daß ich während meines ganzen Aufenthalts nur zwei Mark Schulden machte. Endlich kam der Tag, wo ich mit zwei Kollegen und dem Führer meine Wanderung durch Hamburg antrat. Jeder wurde mit einem großen grünen Sack ausgerüstet, den die Meister nach und nach mit Semmeln und mit „Rundstücken" (besondre Sorte von Hamburger Gebäck) füllten. Für die Semmeln, die wir natürlich nicht alle verzehren konnten, hatte der Führer seine festen Abnehmer, die sie uns abkauften. Als wir den Erlös teilten, kam auf jeden der Betrag von zwei Mark siebzig Pfennig; wir waren vom Morgen acht bis Nachmittag drei Uhr unterwegs gewesen.

Auf der Penne ging es sehr lustig zu, wir verkürzten uns die Zeit mit den alten derben Späßen und Gesellschaftsspielen, die bei den Kunden in Schwang sind.

Von Hamburg wanderte ich in Gesellschaft eines andern Kunden nach Bergedorf, wo ich zwei Tage auf der Herberge blieb. Es logierten gerade Zigeuner dort, unter denen am zweiten Tage ein Streit ausbrach, wobei die Polizei einschreiten mußte.

Meine Absicht war, über Berlin nach Schwiebus zu wandern, wo eine Tante von mir lebte. Als ich diesen Vorsatz mit einigen Kunden auf der Penne in Bergedorf besprach, erklärten mir diese, ich würde bei meiner Wanderung durch das Mecklenburgische kommen, wo es sehr heiß sei, und wo jeder Kunde Gefahr laufe, nach dreimaligem „Verschüttgehen" in die „Schenigelswinde" (Arbeitshaus) gebracht zu werden. Dieses Arbeitshaus war in Güstrow und war bei allen Kunden mit Recht gefürchtet, bestand doch damals dort noch eine Tretmühle, wie überhaupt in Mecklenburg zum Teil noch recht seltsame Zustände herrschen. Ich hörte bei dieser Gelegenheit, was ich später aus eigner Erfahrung bestätigen konnte, daß die Bevölkerung in Mecklenburg durchaus nicht übel ist, sondern den Kunden gern und reichlich „steckt." Dasselbe Entgegenkommen beweisen die Mecklenburger aber auch dem „Teckel" oder „Klempners Karl" (Gendarm), vor dem sie eine unbegrenzte Hochachtung haben, und dem sie in jeder Weise behilflich sind, wenn es gilt, einen Kunden „verschütt gehen" zu lassen. Ich ließ mich durch diese Warnungen jedoch nicht abhalten, Mecklenburg mit einem Besuche zu beehren, und wanderte über

Digitized by Google

Lauenburg nach Ludwigslust, einem schönen freundlichen Städtchen, wo ich in der Herberge zur Heimat einkehrte. Die Herberge war eine christliche, was jedoch nicht verhinderte, daß sich unter den dort anwesenden Kunden auch ein Jude befand, der in der Fremdenstube so ungeniert Toilette machte, daß er vom Herbergsvater deshalb an die Luft gesetzt wurde. Der Jude erzählte mir, daß er nach Berlin wollte, und forderte mich auf, mit ihm zusammen zu reisen. Wir benutzten die Eisenbahn, nahmen aber nur Billetts bis zu der zweiten Station, fuhren jedoch noch eine Strecke weiter, bis mir diese Art des Reisens doch etwas zu gefährlich erschien, worauf ich aussteig, während der Jude seine Fahrt fortsetzte. Eine solche Benachteiligung der Eisenbahn war damals, als es noch keine Perronsperre gab, möglich. Der Jude hatte mir übrigens, bevor ich ihn verließ, seine Berliner Adresse gegeben und mich aufgefordert, ihn in der Reichshauptstadt zu besuchen. Die Station, an der ich ausgestiegen war, war Wusterhausen; dort blieb ich über Nacht und wanderte am andern Tage weiter nach Friesack.

Von Friesack wanderte ich über Nauen, ein kleines, hochliegendes Städtchen, das wegen seiner vielen Windmühlen einen merkwürdigen Anblick gewährt, und von wo man schon ganz in der Ferne das Häusermeer Berlins liegen sieht, nach Spandau. Dort fand ich Arbeit in einer Holzhandlung, mußte von den Kähnen Bretter tragen und erhielt den Tag zwei Mark fünfzig Pfennige. Hier sah ich auch den bekannten Juliusturm und dachte daran, wie angenehm es wäre, nur einen kleinen Teil von all dem Kies zu besitzen, der dort aufgespeichert ist. Nach einigen Tagen setzte ich meine Wanderung fort und gelangte über Charlottenburg nach Berlin. Hier löste ich zunächst mein Versprechen ein und besuchte den Juden, der bei seinen Eltern wohnte. Die Leute machten einen ärmlichen und nicht gerade saubern Eindruck, waren aber sehr freundlich und bewirteten mich mit koscherer Speise. Dann suchte ich die Herberge zur Heimat in der Oranienstraße auf, wo ich einige Tage blieb. Bei meinem Aufenthalt in Berlin ging ich auch eines Abends in das Asyl für Obdachlose und mußte mit etwa dreihundert andern unter Aufsicht einiger Schutzleute erst eine Weile im Hofe warten, bevor ich Einlaß fand. Das Asyl selbst erinnerte in seiner ganzen Einrichtung außerordentlich an das Leipziger. Über Köpenick, wo ich mich vergebens nach Arbeit umsah, Frankfurt a. O., wo ich einige Tage blieb, und Züllichau kam ich nach Schwiebus, wo meine Tante an einen Nagelschmied verheiratet war und in leidlichen Verhältnissen lebte. Es war gerade Sonntag Mittag, als ich dort ankam und sie besuchte. Es waren drei Söhne und eine Tochter im Hause; der älteste Sohn war ebenfalls Nagelschmied, der zweite war bei einem Maler und der dritte bei einem Barbier in der Lehre, die Tochter war Schneiderin und beschäftigte vier Lehrmädchen. Meine Verwandten empfingen mich freundlich und bewirteten mich mit Schweinebraten, versprachen auch, Arbeit für mich zu suchen. Sie erlaubten nicht, daß ich in der Herberge blieb, sondern boten mir ein Quartier in der Dachkammer an, was mir sehr angenehm war. Der älteste Sohn machte sich sogleich auf den Weg, um meinen Berliner zu holen. Nach etwa acht oder zehn Tagen fand sich denn auch Arbeit für mich bei einem jungen Bäckermeister, der nicht verheiratet war. Ich erhielt die Woche 2 Mark 50 Pfennige, bekam recht schlechte Kost und mußte auf der „Beude" (Backtrog) auf leeren Mehlsäcken schlafen. Zum Glück brachte mir die Tante ein Kopfkissen. Die Arbeit war nicht besonders anstrengend, aber es stellte sich auch hier wieder der große Nachteil heraus, der eine Eigentümlichkeit des Bäckergewerbes ist, daß nämlich in jeder Gegend die Zubereitung des Brotes auf eine andre Art gehandhabt wird. Der Bäckergeselle ist deshalb gezwungen, in jedem Ort gewissermaßen „umzulernen." Sonntags brachten Privatleute dreißig bis vierzig Braten, die in den Backofen geschoben wurden, und wofür jedesmal ein „Böhm" (Groschen) gezahlt wurde. Dieses Geld floß in die Taschen der Angestellten, d. h. in die des Gesellen und des „Stifts" (Lehrling). Eines Tags brachte eine Frau auch einen Tierleichnam zum Braten, worin wir, obwohl der Kopf nicht mehr daranfaß, einen

Digitized by Google

Hund erkannten, und den wir unter lebhaftem Protest zurückwiesen. Wie elend die Kost war, mag man daraus erkennen, daß eine Portion Reis zum Preise von sieben Pfennigen ausreichen mußte, fünf Personen zu sättigen, dazu gab es ein kleines Stück Rindfleisch, das in seinem Größenverhältnis der Reisportion entsprach. Infolgedessen gingen wir mit dem Backwerk nicht sehr schonend um, und es war Gebrauch geworden, daß das erste Blech Butterware in die Backstube flog, wo das Gebäck gleich in Butter gestippt und so schnell wie möglich verzehrt wurde. Zum Frühstück erhielten wir nur ein Butterbrot ohne Belag. Am Karfreitag erklärte mir der Lehrling, er wolle sich zu seinem Brot ein Stück Wurst holen, was mich auf den Gedanken brachte, zu meiner Tante hinüber zu gehn und mir ein Stück Speck geben zu lassen. Während wir beide nun unser auf diese Weise verbessertes Frühstück genossen, erschien der Meister, der ein strenger Katholik war, in der Backstube und machte uns wegen einer solchen Entheiligung des Karfreitags schreckliche Vorwürfe. Ich antwortete ihm ruhig: „Meister, ich esse Speck, wenn ich welchen habe, und esse keinen, wenn ich keinen habe, und im übrigen hoffe ich, daß mir dieser Speck hier gut bekommen werde.“ Da es, wie schon bemerkt, mit der Kost recht schlecht aussah, ging ich Mittags, wenn wir mit der Arbeit fertig waren, zu meiner Tante, die immer etwas für mich in Bereitschaft hatte. Dort blieb ich in der Regel bis Nachmittags vier oder fünf Uhr und unterhielt mich mit meiner Cousine und deren Lehrmädchen in der Schneiderstube. Dort ging es meist sehr lustig zu, und über dem gemeinsamen Gesang vergaßen wir oft, das Fenster nach dem Hofe im Auge zu behalten, durch das man die Kundinnen, die zum Anprobieren erschienen, kommen sehen konnte. Dann geschah es zuweilen, daß es für mich zu spät war, aus der Stube zu flüchten, weshalb ich ein Versteck hinter dem Ofen aufsuchen mußte. Dort blieb ich unbeweglich stehn, bis die Prozedur des Anprobierens erledigt war, was mitunter sehr lange dauerte.

Als die Bäume wieder grün zu werden begannen, packte mich die Wanderlust, und ich beschloß, mich irgendwo anders nach Arbeit umzusehen. Dabei hatte ich denn auch insofern Glück, als ich diesesmal nicht lange zu suchen brauchte. Der frühere Besitzer der Bäckerei, wo ich noch tätig war, wohnte in demselben Hause und zog bald darauf nach Tschernow bei Küstrin. Er lud mich ein, wenn ich einmal von Schwiebus weggehn sollte, dorthin zu kommen und bei ihm einzutreten. Von dieser Einladung machte ich jetzt Gebrauch. Der Meister hatte außer seiner kleinen Bäckerei einen Gasthof, der mit Ökonomie verbunden war. Arbeit gab es nicht übermäßig viel, Kost und Behandlung waren gut, aber der Lohn war, wie dort in der Gegend allgemein, knapp. Ich blieb bis zum September und wanderte weiter über Küstrin, Frankfurt a. O. und Neubrandenburg nach Stralsund, machte einen Ausflug nach der Insel Rügen, wanderte dann über Demmin nach Stargard und ging dort „umschauen.“ Ein alter Meister, bei dem ich vorsprach, wollte mir das Verbandsbuch abnehmen, weil die Innung Lengenfeld zufälligerweise nicht auf seiner Liste stand. Ich erklärte ihm, das möge er ruhig tun, ich würde dann aber auf seine Kosten so lange dort liegen bleiben, bis ich das Buch zurückbekäme. Das wirkte. Der Meister rückte das Buch gleich wieder heraus und gab mir noch einen „Bleier“ (Groschen). Ich will nicht verhehlen, daß ich in Stargard auch wieder einmal „auf falschen Tappen ging“ und als Fleischergeselle bei den Meistern vorsprach. Dabei sammelte ich im „Vagabundierbentel,“ der unter dem Rocke getragen wird, eine Anzahl Wurststücke. Auf der Herberge saßen, als ich vom Umschauen zurückkam, ein paar „Tippelschicksen,“ d. h. berufsmäßige Begleiterinnen von Kunden. Die „Scheckse“ (Liebhaber) waren noch unterwegs, so teilte ich denn meine Beute an Wurst und Semmeln mit den beiden Schicksen. Die eine dieser Damen war schwanger, die andre, die sich durch eine rote Nase auszeichnete, war früher als Harfenmädchen gereist und hatte aus ihrer musikalischen Vergangenheit den Namen Harfenpaule beibehalten. Die erste der Schicksen nannte zwei Schecke ihr eigen, einen „Pflanzer“ (Schuster) und einen „Lehmer“ (Bäcker), die Harfenpaule dagegen

Digitized by Google

mußte sich mit einem begnügen, der nicht einmal ganz komplett war, sondern einen Stelzfuß hatte. Später kam noch eine ganze Familie dazu, bestehend aus dem Schecks, der Schickse und zwei „Schrabinern“ (Kindern). Um sieben Uhr Abends „pickte“ (aß) die in der Herberge versammelte recht gemischte Gesellschaft Kartoffeln und Hering. Nach dem Essen räumten die Schicksen den Tisch ab, machten sich in jeder Weise nützlich und entfalteten häusliche Talente, die ich gar nicht bei ihnen erwartet hatte. Währenddessen stand der Lehmer am Ofen, wärmte sich seine Rückseite und schaute dem Treiben zu. Da erschien plötzlich Klempners Karl, der uns wider Erwarten nicht sleppte. Der Lehmer schien mit dem Vertreter der hohen Obrigkeit auf ganz vertrautem Fuße zu stehn, denn er begrüßte ihn mit den Worten: „Herr Wachtmeister, jetzt ist die Harfenpaule da, jetzt kann das Vergnügen losgehn.“ Der Gendarm streifte die Schicksen mit einem verachtungsvollen Blick, sagte: „Schöne Gesellschaft“ und zog sich in die Extrastube zurück, deren Tür er offen stehn ließ. Die Harfenpaule improvisierte ein Couplet, worin sie jedem der Anwesenden, den Klempners Karl nicht ausgeschlossen, eine Strophe widmete, was das steinerne Herz des Gendarmen so rührte, daß er der Sängerin ein „halbes Pfund“ verabfolgen ließ, das diese mit einem einzigen Zug in Sicherheit brachte. Als es nach dieser Abendunterhaltung zum Schlafen ging, mußten sechs der Kunden ihr Nachtlager in einem höher liegenden Raum aufschlagen, während die Schecke mit ihren Schicksen auf Rauscher schlafen sollten. Der Lehmer, der nebenbei bemerkt keine Bienen oder deutsche Reichskäfer hatte und deshalb berechtigt war, in einem „Sänftling“ (Bett) zu „pennen“ (schlafen), wollte seine Angebetete mit hinauf nehmen, wogegen jedoch Einspruch erhoben wurde. Er verzichtete deshalb auf den Sänftling und bettete sich in Gesellschaft seiner Schicke und seines Nebenbuhlers auf Rauscher. Als ich am andern Morgen gegen sechs Uhr wieder in die Fremdenstube hinunterkam, war die ganze Gesellschaft schon verschwunden, und das Lokal gereinigt.

Im Mecklenburgischen traf ich einen Maler, der zugleich ein Meister des Gesangs war und uns die gemeinsame Wanderung mit „Schallern“ verkürzte. Wir gelangten zusammen nach Rostock und wollten von dort nach Warnemünde. Zufälligerweise trafen wir günstige Fahrgelegenheit, da am Hafen gerade ein Boot lag, das mit Ziegelsteinen beladen und nach Warnemünde bestimmt war. Der Schiffer, dem wir unsern Wunsch, nach Warnemünde zu fahren, vortrugen, war froh, auf seiner Fahrt Gesellschaft zu finden, und nahm uns umsonst mit. Was man gewöhnlich von einer Wasserfahrt behauptet, daß sie ein Vergnügen eigner Art sei, ließ sich von unsrer Fahrt durchaus nicht sagen. Das Boot, das unter Segel fuhr, war so schwer beladen, daß der Bord nur etwa zwei Hand hoch über das Wasser herausſah. Dabei war es ein kalter, windiger Novembernachmittag. Wir mußten vier Stunden lang unbeweglich sitzen, um jedes Schwanken des Bootes zu verhüten. Die Möwen kreisten schreiend über unsern Köpfen, und das Gefühl der Sicherheit wurde durch den Umstand, daß der Schiffer von Zeit zu Zeit eine der Bodenplanken öffnete und mit einem hölzernen Löffel das Wasser ausschöpfte, bei mir wenigstens nicht gerade gehoben. Als wir eine Weile gefahren waren, begegnete uns eine Anzahl von Fischerbooten, die bei Einbruch der Dunkelheit auf den Fang auszogen und mit uns in der landesüblichen Weise Grüße tauschten. Steifgefroren langten wir in Warnemünde an, wo wir in der wilden Heimat ein warmes Quartier und leibliche Bestöstigung fanden. Der Penneboos verkürzte uns den Abend mit allerlei Geschichten, auf deren Vortrag er sich vorzüglich verstand. Am andern Morgen ging ich auf Umschau, zog aber schon Mittags in Gesellschaft des Malers nach Wismar und von dort am nächsten Tage nach Grevesmühlen.

Da ich inzwischen meinen Vagabundierbeutel verloren hatte, befestigte ich an der Innenseite des Rockes einen Strumpf, der sich vorzüglich zur Aufnahme der bei den Bauern „getalsten“ Eier eignete. Die Bauern geben dort in der Gegend den Kunden lieber ein Ei oder ein Stückchen Speck als einen „Poschen“; daher

Digitized by Google

kam es, daß wir mit Eiern immer reichlich versorgt waren. Unterwegs bekam ich wegen irgendeiner Kleinigkeit, auf die ich mich nicht mehr besinnen kann, mit meinem Reisekollegen Streit und wurde dabei so wütend, daß ich meinen Strumpf hervorzog und ihm diesen samt dem Inhalte von etwa zwanzig Eiern so lange um die Ohren schlug, bis er aussah, als ob er im höchsten Grade die Gelbsucht hätte. Der Eiervorrat wurde jedoch, bis wir in Grevesmühlen anlangten, wieder so weit ersetzt, daß wir uns am Abend auf der Herberge Spiegeleier mit Speck machen lassen konnten. Am Montag früh wanderten sieben Kunden nach Schönberg, und ich folgte ihnen mit zwei andern, einem Tischler und einem Former, eine halbe Stunde später. Wir kamen durch Dörfer, und der Tischler machte den Vorschlag, ein paar „Kaffern zu fiedern" (Bauern anzubetteln). Das taten wir denn auch, als ich aber aus dem dritten Bauernhaus wieder herauskam, sah ich die ganze Gesellschaft, die vor uns ausgewandert war, zurückkehren. Ich konnte mir dies um so weniger erklären, als ich keinen Teckel in ihrer Gesellschaft zu sehen vermochte. Die sieben Kunden winkten mit ihren Stenzen und gaben uns Zeichen, daß wir ausreißen sollten, was wir aber nicht taten, weil wir nichts Gefährliches sahen. Als sie nahe genug bei uns waren, kam plötzlich ein Teckel zum Vorschein, der gebückt hinter den Kunden hergegangen war und hinter diesen gewissermaßen Deckung gesucht hatte. Er steppte uns und erklärte uns für arretiert, wobei er uns in einen Krug führte und von dort aus bei den gefiederten Kaffern Erkundigungen einzog. Dann brachte er uns neun nach Grevesmühlen auf das Amtsgericht, wo wir einem Verhör unterworfen und zu drei Tagen Haft verdonnert wurden. Das „Kittchen" (Haftlokal) war offenbar neu. Es war mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattet und hatte sogar Gasbeleuchtung und elektrische Klingel. Der Aufenthalt dort war ganz angenehm, und die Kost ließ, was Qualität und Quantität anlangte, nichts zu wünschen übrig. Nachdem wir entlassen worden waren, faßten wir den Entschluß, Mecklenburg so bald wie möglich zu verlassen, besuchten noch Schönberg, wo wir eine Nacht blieben und nur die Krauterer stießen, und wanderten von dort weiter auf Lübeck zu. Unterwegs kamen wir durch das Dorf Schlutup, das an einer Meeresbucht liegt und hauptsächlich Bücklingsräucherei betreibt. Wir, d. h. meine drei Wanderkollegen und ich, hatten von diesem Orte schon in Schönberg gehört und ebenso von dem Brauche der Schlutuper, die Kunden mit frisch geräucherten Bücklingen zu beschenken. Wir verabredeten deshalb, daß jeder eine bestimmte Anzahl der fünfunddreißig Räuchereien vornehmen und sein Glück versuchen sollte. In diesen Räuchereien waren durchschnittlich zehn bis zwölf Frauen damit beschäftigt, die rohen Fische, eine Art Hering, in einem großen Wasserkübel mit dem Besen durcheinander zu rühren und sie auf diese Weise oberflächlich von Schmutz und Schuppen zu reinigen. Dann wurden die Fische an dünne eiserne Stäbchen gereiht und in besondern Räumen über dem mit grünen Fichtenreisern unterhaltnen Feuer geräuchert. Ich bekam in jedem Hause etwa ein halbes Dutzend warme Bücklinge, die man mir in Strohpapier wickelte, sodaß ich beim Verlassen des Dorfes nicht nur meinen Berliner und meine Taschen mit Fischen gefüllt hatte, sondern auch noch einen ansehnlichen Pack im Arme trug. Meine Wanderkollegen hatten eine eben so reiche Ernte gehabt, und wir konnten nicht nur bis nach Lübeck hinein von unsern Vorräten zehren, sondern auch dort noch eine große Menge verkaufen.

Von Lübeck ging es über Kiel, Eckernförde und Schleswig auf Husum zu. Es war kurz vor Weihnachten, und das Wetter war so schlecht, wie ich es selten erlebt habe. Ich mußte in einem Dorfe über Nacht bleiben und den nächsten Tag bei ununterbrochnem Regen und Schnee meine Wanderung fortsetzen. Abends gegen zehn Uhr kam ich in Husum an, ging auf die dortige Penne und bemerkte zu meinem Schrecken, daß meine Stiefel infolge der Nässe aufgeplatzt waren. Überhaupt war ich naß bis auf die Knochen, und es dauerte eine ganze Weile, bevor ich mich mit Soruff und einem soliden „Pikus" (Abendessen) wieder einigermaßen

Digitized by Google

restauriert hatte. Wir schliefen zu zweit in einem leidlichen Bett. Als ich am andern Morgen auf die Fahrt gehn wollte, bekam ich die völlig zusammengeschrumpften Stiefel nicht an die Füße, ich fand aber zum Glück ein Paar Holzpantoffeln, mit denen ich dann loszog. Nach einer Weile erhielt ich von einer mildtätigen Seele ein Paar Stiefeletten, die allerdings weder neu noch in gutem Zustande waren, aber meiner äußern Erscheinung doch ein vorteilhafteres Aussehen gaben als die Holzpantoffeln. Über Flensburg wanderte ich nach Tondern, wo ich am Weihnachtheiligabend anlangte. Ich beschloß, aus der freundlichen Feststimmung, in der nach meiner Überzeugung besonders die Ladeninhaber gerade leben mußten, Kapital zu schlagen und begann sofort damit, die Läden zu stoßen. Am Abend fand auf der Herberge zur Heimat eine Bescherung statt, wobei es warmes Abendbrot, eine Mütze, ein Paar Strümpfe, ferner freies Nachtquartier, ein Glas Bier und am andern Morgen Kaffee gab. Am zweiten Feiertag früh wanderte ich weiter nach Lügumkloster. Dort erhielt ich von einer Witwe, die allem Anschein nach ihren Seligen noch nicht lange begraben hatte, ein Paar schöne „Trittchen" (Stiefel), die nur den einen Fehler hatten, daß sie für meinen Fuß zu schmal waren. Da ich auf diese Gabe unter keinen Umständen verzichten wollte, der Witwe aber daran lag, sich davon zu überzeugen, daß mir die Stiefel paßten, so setzte ich mich hin und probierte sie an. Ich hatte die größte Schwierigkeit, den Fuß hineinzubekommen, verbiß aber standhaft meine Qualen und gab mir Mühe, möglichst erfreut und beglückt auszusehen, was auf meine Wohltäterin allem Anschein nach den besten Eindruck machte. Als ich mich unter Schmerzen aufrichtete und meinem Danke Ausdruck verlieh, sagte die brave Frau: „Es freut mich, daß sie Ihnen so gut passen, vertragen Sie sie in Gottes Namen."

Nach diesem erfreulichen Ergebnis meiner Fahrt beschloß ich, den Rest des Tages zu feiern, holte mir noch ein Fläschchen Fischtran und versuchte auf der Herberge, meine Stiefel durch gehöriges Einschmieren dehnbar und passender zu machen, was leider nicht in dem gewünschten Maße gelang. Trotzdem zog ich sie am andern Morgen an, ließ meine Stiefeletten unter der Bank stehn und wanderte in Gesellschaft eines Fleischers, eines Kaufmanns und eines Kellners auf Apenrade zu. Wir mochten etwa zehn Minuten unterwegs gewesen sein, als ich zu der Einsicht kam, daß ich mit meiner engen Fußbekleidung nicht recht fortkäme. Ich zog die Stiefel deshalb aus, fand, daß an meinen Füßen schon eine Blase an der andern saß, und lief trotz der Dezemberkälte barfuß weiter. Da ich in diesem Zustande sehr bemitleidenswert aussah, machte ich meinen drei Begleitern den Vorschlag, wir wollten immer zu vieren die „fetten Kaffern" (reichen Bauern) stoßen, die dort in der Gegend auf ansehnlichen Gütern wohnen. Diese Spekulation erwies sich als richtig, wir erhielten überall mindestens zwanzig „Posher," außerdem reichliches Essen und fast überall einen „Kump" mit selbstgebrautem Bier. Unsre Absicht, Apenrade an diesem Tage noch zu erreichen, ließ sich nicht verwirklichen. Wir mußten in Rotenkrug im Dorfgasthof übernachten. Wir aßen und tranken dort gut, und ich hatte zum erstenmal Gelegenheit, die Leute dänisch sprechen zu hören. An einem der Nachbartische saß ein Bauer, der sein Bier trank. Einer meiner Begleiter, der Kaufmann, sagte mir, ich solle, wenn der Bauer das Glas zum Munde führe, laut das Wort „Skaal" (Prosit) hinüberrufen, was ich auch tat. Der Bauer freute sich über diese Aufmerksamkeit sehr, erwiderte mit dem dänischen Sprüchlein: „Min Skaal, din Skaal, alle smukke Pigers Skaal!" (Mein Wohl, dein Wohl, aller schönen Mädchen Wohl) und zahlte für jeden von uns ein Glas Bier. Am andern Morgen talften wir zunächst das Kaff ab und kehrten in den Krug zurück, wo ich beobachtete, wie sich ein Bauer Kaffeepunsch bestellte und mit sichtbarem Behagen trank. Da ich neugierig war, dieses mir noch unbekannte Getränk kennen zu lernen, bestellte ich ebenfalls Kaffeepunsch, der mir allerdings nicht gerade angenehm mundete. Es war eine Mischung von einem Drittel sehr starkem schwarzem Kaffee mit Zucker und zwei Dritteln Schnaps.

Digitized by Google

In Apenrade fand ich sogleich Arbeit bei drei Mark Wochenlohn; die Arbeit war nicht sehr schwer, aber für mich wieder völlig neu. Ich lernte hier zuerst den niederdeutschen Schwarzbrotteig machen, der nicht wie bei uns aus reinem Mehl, sondern aus geschrotenem Korn und aus Kleie hergestellt wird. Die Brote, die daraus geformt werden, wurden auf zwei Seiten mit Öl bestrichen und dicht zusammen auf den Schieber gelegt. Vorher war der Ofen ringsherum mit Backscheiten belegt worden, die ebenfalls mit Öl bestrichen waren, damit die Brote nicht an den Wänden des Ofens kleben blieben. Außerdem wurde auch weiße und sogar Konditorware gebacken, die sich natürlich in Form, Herstellungsart und Bezeichnung wesentlich von dem unterschied, was ich bisher kennen gelernt hatte. Der Meister war ein Däne, der nur gebrochen Deutsch sprach, aber ein braver Mann war. Er legte mir besonders eine Lebensregel ans Herz, die ich nie wieder vergessen habe, sie lautet: Hab und Gut kann einem genommen werden, aber was man gelernt hat, das hat man als sichern Besitz.

Vom Fenster der Backstube aus konnte ich bis hinab auf die Schiffswerft sehen, die etwa fünfundzwanzig bis dreißig Meter unter uns in der Tiefe lag. Um so mehr erstaunte ich, als mir der Meister in der Backstube dicht unter der Decke eine Wasserstandsmarke zeigte, die angab, bis wohin die große Sturmflut des Jahres 1876 gedrungen war. Am Vormittag des Silvestertages sagte mir der Meister: Geselle, heute Mittag gibts nichts zu essen! Ich erwiderte: Ich werde schon sehen, wie ich auf meine Kosten komme. Es gab auch keine Vesper an diesem Tage, und ich legte mich mit gemischten Gefühlen zum Schlafen nieder. Gegen sechs Uhr wurde ich geweckt und in die Wohnstube gerufen. Nachdem ich mich gewaschen und angekleidet hatte, ging ich hin und erstaunte über die reichbesetzte Tafel, an der ich mich zur Seite des Meisters niedersetzen mußte. Da gab es eine Menge guter Gerichte, von denen mir namentlich ein schöner Fisch und ein Stück geräucherter Schweinskopf mit Braunkohl in der Erinnerung geblieben sind. Der Meister schenkte mir den Kopenhagner Schnaps aus einer großen Wasserkaraffe ein, und so tafelten wir unter lebhafter Unterhaltung etwa eine Stunde lang. Als sich nach Tisch das Dienstmädchen in feierlicher Weise bei dem Meister bedankte, folgte ich ihrem Beispiele. Wir blieben bis halb zwölf in der Nacht sitzen und unterhielten uns mit Kartenspielen, dann gingen wir alle zusammen auf den Marktplatz, in dessen Mitte ein Pechfaß brannte, und wo eine dichtgescharte Menschenmenge den Anbruch des neuen Jahres erwartete.

Da meine Hausgenossen nur Dänisch sprachen, mußte ich wohl oder übel ebenfalls Dänisch lernen, was mir jedoch keine große Mühe machte. Meine freie Zeit verwandte ich auf Spazierengehn in der Stadt, wo mich namentlich der große Warenspeicher sowie die Schiffswerft, wo immer einige Schiffe im Dock lagen, interessierten. Ich meldete mich auch zur Stammrolle an. Als das Frühjahr wieder herankam, machte sich aber wieder der alte Wandertrieb bei mir bemerkbar. Ehe ich aber von Apenrade wegkam, erkrankte ich am „Barrach“ (Krätze) und ging in die „Teewinde“ (Krankenhaus), wo ich drei Tage blieb und dann als geheilt entlassen wurde. Ich traf dort etwa acht Kranke, unter denen ein lustiger Kupferschmied war, der die ganze Gesellschaft mit seinen Späßen unterhielt. Als ich kaum wieder zuhause war, stellte sich heraus, daß die Kur doch nicht die gewünschte Wirkung gehabt hatte; ich ging deshalb auf weitere drei Tage hin und war der einzige Patient in der sogenannten Krätzestube. Dort war es außerordentlich schmutzig, besonders das Bett ließ, was Reinlichkeit anlangte, alles zu wünschen übrig. Das Kopfkissen blieb, wenn man die flache Hand darauf legte, daran kleben. Die Kur war recht einfach: ich bekam ein kleines Gläschen mit einer flüssigen Salbe, mit der ich den ganzen Körper möglichst oft einreiben sollte. Dazu reichte nun freilich der Inhalt der Flasche nicht, und nach der ersten Einreibung war das Medikament verbraucht. Am dritten Tage mußte ich ein warmes Bad nehmen, und damit war die Kur beendet. Ich vertrieb mir in der Krätzestube die Zeit mit Lesen und Rauchen.

Digitized by Google

Als ich nun endlich geheilt war, verließ ich die Stellung bei meinem Meister und machte, um die vierzehn Tage, die mir bis zu meiner Musterung beim Militär, die Mitte April stattfinden sollte, zu benutzen, einen Ausflug nach der Insel Alsen.

Auf Alsen besuchte ich zunächst die Stadt Sonderburg und verbrachte dort einige Tage in der Herberge zur Heimat. Zufällig traf ich hier einen Schulkameraden, der dort als Fleischer in Stellung war und mich öfters mit frischer Wurst versorgte. Als ich am Strande spazieren ging, bemerkte ich auf dem Wasser eigentümliche glasartige Tiere von weißer und roter Farbe, die vermutlich Quallen gewesen sind. Eines Tags machte einer meiner Reisekollegen, der in Sonderburg Bescheid wußte, den Vorschlag, einmal in der Kaserne zu „picken" (zu Mittag zu essen). Natürlich hätte uns der Posten, der vorn am Eingang stand, nicht passieren lassen, wir gingen deshalb zum Strande hinunter, schlüpften durch ein Loch im Gartenzaun des ziemlich verwilderten Gartens und gingen von dort aus gleich in die Kasernenküche. Im Garten stand eine Eiche, an deren Stamm ein Schild befestigt war, das die Aufschrift trug: „Hier wurde König Christian der Zweite gefangen gehalten." In der Kaserne wurden wir zunächst von einem Unteroffizier angeschnauzt, bekamen aber dann doch noch unser Mittagessen, das aus dicken Erbsen mit Speck bestand. Am andern Morgen, als ich gerade „auf der Fahrt" war und in ein Haus gehn wollte, begegnete mir auf der Hausflur ein dunkel gekleideter Mann, der mich erst scharf ansah und dann in ein großes Zimmer führte, dessen einziger Schmuck in eingerahmten Bibelsprüchen bestand. Der Mann stellte mit mir ein Verhör an, wobei er fragte, wo ich eingekehrt sei, ob ich an Jesum Christum glaubte, ob ich zu beten pflegte, setzte sich dann, als ich diese Fragen zu seiner Befriedigung beantwortet hatte, an einen Tisch und schrieb einen Zettel, den er mir samt einem Neuen Testament überreichte. Auf dem Zettel standen die Worte: „Überbringer ist bis morgen früh auf meine Rechnung zu verpflegen." Mit diesem Zettel begab ich mich auf die Herberge und hörte dort, daß mein Wohltäter ein Baptist sei, zu dessen Bekanntschaft mir der Herbergsvater gratulierte. Ich bekam nun Mittagessen, Kaffee, Bier und Abendbrot, spielte mit dem Herbergsvater Dame, wohnte der Andacht bei und schlief auf einem Sack, der anstatt Stroh Buchweizenspreu enthielt.

Von Sonderburg reiste ich nach Augustenburg, wo ich eine sehr gemütliche Herbergsmutter antraf, mit der ich den ganzen Nachmittag Sechsundsechzig spielte. Sie gewann mir nicht nur meine geringe Barschaft ab, sondern — was ich zu meiner Schande gestehn muß — auch das Neue Testament meines Wohltäters aus Sonderburg. Ich blieb dort drei Tage und zog weiter nach Norburg, von wo aus ich ein Kommando (Abstecher oder Ausflug) auf die Halbinsel Kekenis unternahm, wo ich nur einen einzigen Bäcker antraf. Auf der Halbinsel liegen zwei Dörfer, deren Kassern sehr gut steckten (schenkten), weil sie wenig besucht wurden. Als ich mit einem Reisekollegen die Halbinsel wieder verließ, wurde ich von einem reitenden Teckel gefleppt, der sich dann auch erkundigte, was ich auf Kekenis gemacht hätte. Ich erklärte ihm, ich hätte dort einen Meister besucht, und so ließ er mich denn, da ja auch meine Papiere in bester Ordnung waren, meines Weges ziehn. Wir trieben uns nun noch einige Tage auf Alsen umher und ließen uns dann von Norburg aus übersetzen.

In Apenrade ging ich zur zweiten Stellung und traf bei dieser Gelegenheit Landsleute aus Sachsen. Ich wurde zur Feldartillerie überschrieben — eine Waffe, zu der ich wenig Neigung hatte. Als die Untersuchung vorüber war, und ich meine Kleider wieder anziehn wollte, sah ich zufällig, wie einer in den Taschen meiner Hose herumsuchte. Ich machte mit ihm kurzen Prozeß, schlug ihm ein paar herunter und überlieferte ihn dem Teckel, der ihn mitnahm.

Ich ließ Koffer, Berliner und Stenz in Apenrade bei dem Meister, wo ich gearbeitet hatte, und wanderte in vier oder fünf Stunden nach Hadersleben. Als ich dort angekommen war, merkte ich, daß ich wieder den Barrach hatte, ging des-

Digitized by Google

halb gleich zur Polizei und meldete mich, worauf ich zum Arzt und dann ins Krankenhaus geschickt wurde. Der Krankenpfleger, der mich dort behandelte, war ein gelernter Kaufmann; er fragte mich, ob ich im Krankenhaus übernachten wolle, was ich bejahte. Die Bettwäsche war beinahe noch schmutziger als in Apenrade, was ich mir nur damit erklären kann, daß sich selten jemand zum Waschen dieser Krätzstubenwäsche bereitfinden läßt. Am Abend brachte mir der Pfleger ein belegtes Butterbrot mit Milchtee und am andern Morgen in der Frühe Kaffee. Dann nahm er eine Blechschüssel mit Seife unter dem Bett hervor und schmierte mich von Kopf bis zu Füßen damit ein. Darauf mußte ich in der Küche ein heißes Bad nehmen, und zwar in Gegenwart der Köchin, die aber an solche Schauspiele gewöhnt zu sein schien. Nach dem Bade wurde ich in eine wollne Decke gewickelt und mußte wieder die Treppe hinauf in mein Bett. Dort wurde ich mit einem Präparat eingerieben, dessen Hauptbestandteil Schwefelblüte zu sein schien. Ich wurde nach dieser Prozedur rotgelb und kam mir vor wie ein Indianer. Dann ging es wieder in ein heißes Bad, wobei mir die Haut stellenweise in Lappen abfiel. Damit war die Kur beendet. Ich fand meine Stiefel frisch geschmiert vor und wurde um neun Uhr entlassen. Das Merkwürdigste dabei war, daß die ganze Behandlung nicht umsonst erfolgt war, sondern daß das Honorar dafür später von meinen Eltern erhoben wurde.

Nach meiner Heilung wanderte ich weiter nach Christiansfeld, der letzten deutschen Stadt vor der dänischen Grenze. Dort traf ich drei Kunden, die nach Dänemark wollten und mich veranlaßten, mitzureisen. Als wir dieses Projekt in der Fremdenstube besprachen, sagte der Herbergsvater sehr bestimmt: Ihr kommt nie nach Dänemark. Trotz dieser Warnung reisten wir alle vier ab, wurden aber an der Grenze angehalten und nach unserm Reisegelde gefragt, da in Dänemark die Bestimmung besteht, daß jeder, der in das Land will, zwanzig Kronen haben muß und gezwungen ist, sich an der Grenze ein Aufenthaltsbuch zum Preise von fünfundzwanzig Öre zu kaufen. Natürlich hatte keiner von uns zwanzig Kronen, meine drei Reisekollegen mochten im besten Falle jeder eine Mark bis eine Mark fünfzig Pfennige haben, und ich, der ich über zwei harte Taler verfügte und geglaubt hatte, daß hierfür ganz Dänemark zu haben sei, war am meisten enttäuscht. So blieb uns also nichts andres übrig, als unsern Vorsatz zunächst aufzugeben und nach Christiansfeld in die Herberge zurückzukehren, wo uns der Herbergsvater mit Lachen empfing. Der Aufenthalt dort war für meinen Beutel nicht gerade vorteilhaft, denn ich verspielte noch an demselben Abend einen von meinen beiden Talern.

(Fortsetzung folgt)

Herrenmenschen

Roman von Fritz Anders (Max Allihn)

(Fortsetzung)

Doktor Ramborn hatte wirklich, wie er sich neulich auf dem Eise vorgenommen hatte, ein Fischgeschäft errichtet. Er hielt sein Wort und kaufte alle Fische auf, die die Kupscheller nicht anders kaufen wollten als im Ramsch und unter Vermittlung des Branntweins. Kondrot war der Geschäftsagent. Er kaufte die Fische ein und fuhr die Ware übers Eis nach Straußbeck und von da mit der Bahn nach N. Dabei kam es den Fischern nicht darauf an, ihren Wohltäter zu betrügen, wo sie konnten, in der Meinung, daß ein richtiges Handelsgeschäft nur im Betrügen und

Digitized by Google

Betrogenwerden bestünde. Und Ramborn machte die Erfahrung, daß es viel leichter sei, einzukaufen als zu verkaufen, und setzte manchen Taler bei dem Geschäfte zu.

Doktor, liebster, trautester, sagte Tantchen, lassen Sie sich das nicht leid sein. Was man andern Gutes tut, das ist immer ein wohlangelegtes Kapital.

Fressendes Kapital, erwiderte Ramborn lachend. Aber er mußte selbst zugeben, daß die Sache trotzdem ihr Gutes habe. Er gewann Boden, er wurde unmerklich eine Größe in Tapnicken, mit der die Leute rechneten. Er hatte sich dessen nicht rühmen können, so lange er nur seine eignen Angelegenheiten betrieben hatte.

Auch die Kaffeelieferung wurde fortgesetzt. Anfänglich fuhren Schwechting und der Herr Kandidat alle Nachmittage mit ihrem Schlitten aufs Eis, und Tantchen wurde nicht müde, Kaffee zu kochen und den großen Topf zu füllen. Aber bald zeigte sichs, daß auch der größte Topf dem Bedürfnis nicht genügte. Nun ließ Ramborn auf ein paar großen Schlittenkufen eine Bude bauen, in die Ofen und Kaffeetopf hineingestellt wurden. Tantchen lieferte den Stoff, und Urte Beit kochte den Kaffee und verteilte ihn an die Fischer. Früh zog sie mit den Fischern hinaus, und Abends kehrte sie mit ihnen heim. Nachdem dies einige Zeit zur Zufriedenheit der Beteiligten gedauert hatte, kam eine Deputation der Fischer zu Tantchen und erklärte, die Fischer seien doch keine Ortsarme, und sie könnten doch nicht verlangen, den Kaffee für umsonst zu erhalten. Man sei dankbar für die Kaffeeküche, aber man wolle zahlen, was der Kaffee koste, und das könne man auch. Und das geschah von nun an, und die Fischer machten gegen früher, wo sie ihren halben Fang für Branntwein ausgegeben hatten, immer noch ein gutes Geschäft.

Die Kupscheller hatten versucht, die Fischer zum Nachgeben zu zwingen, indem sie keine Fische kauften. Da aber der Doktor jeden unverkauften Rest übernahm und den Boykott aushielt, gaben sie sich und kauften reell und nach Gewicht, und der zu übernehmende Rest wurde immer kleiner.

Was wird denn werden, sagte der Itzig; der Herr Doktor wird die Sache kriegen satt, daß sie ihm wird stinken unter die Nase. Der Herr Doktor wird sich verbürnen mit dem Herrn Amtshauptmann, und der Herr Amtshauptmann wird ihm anbünden ein Feuer unter seinem Stuhle, ah waih. Und der Herr Doktor wird gehn zu reisen, wo er ist hergekommen, und wird alles wieder werden, wie es gewesen ist.

Der Doktor dachte nicht daran, das Fischgeschäft aufzugeben, hoffte vielmehr, es lukrativ zu machen, und hoffte, wenn die See eisfrei geworden sei, einen Kutter auszurüsten und das Fischgeschäft ähnlich zu gestalten, wie es die Hochseefischer der Nordsee eingerichtet haben, nämlich auf hoher See den Fang einzukaufen und ihn auf dem kürzesten Wege nach Berlin zu senden.

Doktor Ramborn war damit beschäftigt, auf dem Hofe des Gutes zwei Fischern, die ihn hatten betrügen wollen, und die auch auf seinen Befehl gekommen waren, gründlich die Leviten zu lesen, als der Herr Pastor hinzukam. Die Fischer drehten ihre Mützen in den Händen und sahen mißtrauisch und verlegen vom Doktor zum Pastor und vom Pastor zum Doktor.

Gut, daß Sie kommen, Herr Pastor, rief der Doktor, ich habe hier ein paar Ihrer Beichtkinder unter den Händen, die es für Recht gehalten haben, Zander oben auf die Körbe zu legen und wertlose Fische unten hin. Und dies, während ich aus gutem Willen ihnen die Fische für bares Geld und nach Gewicht abnehme und vertreibe.

Gaidys, sagte der Herr Pastor, nachdem er dem Herrn Doktor die Hand geschüttelt hatte, wie lautet das siebente Gebot?

Du sollst nicht stehlen, antwortete Gaidys. Aber ich habe nicht gestohlen.

Du sollst aber auch nicht betrügen.

Ich habe auch nicht betrogen. Ich habe bloß die Zander obenauf gelegt. Kondrot konnte ja nachsehen, was drunten war, ehe er mir das Geld gab.

Aber, sagte der Herr Pastor, da er nicht nachgesehen hatte, hast du das

Digitized by Google

Geld genommen, das er für Zander gezahlt hat. Wie nennt das der Katechismus, wenn einer gutes Geld für falsche Ware nimmt? Nun, wie nennt man das?

Falsche Ware und Handel, sagte Gaidys zögernd.

Und wie nennt man falsche Ware und Handel? Betrug! Siehst du. Und wie steht geschrieben ersten Thessalonicher am vierten? — Ramborn dachte an die nachdrückliche Frageform des Schulzen. — Wie steht geschrieben? Daß niemand zu weit greife —

Und vervorteile seinen Bruder im Handel.

Denn der Herr ist —

Ein Rächer über dies alles.

Siehst du, Gaidys. Aber man muß das nicht bloß im Kopfe haben, man muß als Christ auch danach tun. Habt ihr das Geld zurückgegeben?

Ja, Herr Pastor.

Nun, so schämt euch und tut es nicht wieder.

Nein, Herr Pastor.

Ich würde es nicht für überflüssig halten, sagte der Herr Pastor zu Ramborn, die Körbe das nächstemal doch wieder genau nachsehen zu lassen. Die Kerls suchen ganz gewiß wieder zu betrügen. — Er seufzte. — Es ist hart für einen Menschenbildner, wenn er seine Arbeit an einem Ton verrichten soll, der zwar von guter Art ist, worin aber so viel tote Steine sind. Es ist hart, zu sehen, was geschehen müßte, und seine Hände dazu nicht frei zu haben.

Die Fischer wurden entlassen, der Pastor wurde ins Haus genötigt und mit einem warmen Getränk erquickt, obwohl er behauptete, nichts zu bedürfen und keine Zeit zu haben.

Ich freue mich, sagte er, daß Sie die soziale Arbeit, von der wir im Herbst gesprochen haben, so kräftig angefaßt und mit solchem Erfolge durchgeführt haben. Ich freue mich besonders auch darüber, daß Sie verstanden haben, daß die Grundlage jeder sozialen eine sittliche Aufgabe ist. So dankenswert auch Ihr Plan gewesen wäre, den Fischern einfach durch Besserung ihrer Absatzwege zu helfen, so würde das Unternehmen doch ohne die Bekämpfung des Branntweins vergeblich gewesen sein.

Doktor Ramborn war mit dieser Ansicht durchaus einverstanden. Er hoffte ja ebenfalls, daß es mit der Zeit möglich sein werde, den Branntwein zu verdrängen und die Leute sittlich und sozial selbständig zu machen, aber er meinte, die Sache fordere eine stetige und lange dauernde Arbeit, Berufsarbeit, nicht Amateurversuche. Seien Sie mir nicht böse, Herr Pastor, sagte er, wenn ich in Ihre Amtsführung hineinzureden scheine, indem ich den Wunsch ausspreche, möchte doch Tapnicken einen eignen Prediger haben!

Ja, möchte das doch der Fall sein, erwiderte der Pastor. Niemand fühlt es tiefer als ich selbst, wie wenig ich den Leuten hier sein darf, und für wie verwaist ich Tapnicken halte. Aber ich freue mich, daß Sie die Erfahrung gemacht haben, daß der Pastor im Volksleben eine wirkliche, von andrer Seite schwer zu ersetzende Potenz ist. Was der Pastor im einzelnen tut, was ich vorhin den Fischern gesagt habe, das kann jeder andre auch sagen und tun, und vielleicht erfolgreicher als der Pastor; wie aber in des Menschen Brust ein Organ nötig ist, von dem die Adern ausgehn, und zu dem sie zurückkehren, und das mit seinem leisen Klopfen die ganze Maschine in Tätigkeit erhält, so braucht auch die Gemeinde ein solches Organ. Der Pastor ist das Herz der Gemeinde, der Antrieb zu geistigem Aufbau, das redende Gewissen des Ortes, auch derer, die sagen, wir brauchen den Pastor nicht. Schon dadurch, daß er da ist, wirkt er, und die der Gemeinde an den Puls zu fassen verstehn, merken es auch.

Sie haben Recht, sagte der Doktor, dem diese Auffassung des geistlichen Amtes zwar ungewohnt, aber sympathisch war. Ich finde, wenn die Leute sich selbst überlassen bleiben, so verwildern die einen, und die andern werden Mucker und dis-

Digitized by Google

putieren über Fragen wie die, ob man auch für die Sünden Buße tun müsse, die man nicht getan hat. Das ist denn doch eine ungesunde Sache und zum mindesten übergeistlich.

Woher wissen Sie das, Herr Doktor? fragte Pastor Peternelle überrascht.

Ich war dabei.

Sie Weltkind unter den Propheten? Aber wie kamen unsre Frommen darauf, zu streiten, ob man für ungetane Sünden Buße tun müsse? Vermutlich meinten sie solche, deren man sich nicht bewußt ist.

Kann sein, erwiderte der Doktor. Aber ich bitte Sie, das sind doch Haarspaltereien.

Oder Feinheiten, antwortete der Pastor, für die manches moderne Auge die Sehschärfe verloren hat. Die Frage läuft auf ein Kapitel Philosophie des Unbewußten hinaus. Ihr Hartmann hat, ohne selbst etwas Positives beizusteuern, die Aufmerksamkeit auf die interessante Tatsache gelenkt, daß es auch unterhalb der Schwelle des Bewußtseins ein Seelenleben gibt, Aktionen, Tatsachen, Werte, die das, was mit Bewußtsein geschieht, tief beeinflussen. Hier ist viel Raum, sowohl für den heiligen Geist wie auch für den Teufel, hier liegen die Wurzeln des Besten und des Bösesten im Menschen. Hier liegt alles das, was aus der Welt des Bewußten in die Vergessenheit zurückgesunken, und was doch eine Schuld geblieben ist. Hier sitzt der Keimpunkt des Willens, hier wird das Erkannte zum Begehrten. Das ist es, was der Apostel meint, wenn er sagt: Ich bin mir wohl nichts bewußt, aber ich bin darum nicht gerechtfertigt. Sagen Sie, Herr Doktor, ist es nicht ein feiner Kopf, dieser Paulus?

Der Doktor, dem als modernem Denker mehr daran gelegen war, Schlagworte zu bilden, als fein zu denken, hatte in der Tat nicht recht verstanden, was Pastor Peternelle meinte, scheute sich aber zu fragen und lenkte ab, indem er fragte: Was heißt denn das: die schweigende Taube in der Fremde?

Der Pastor war über die Frage erstaunt und wußte nicht sogleich Antwort zu geben. Wo denn das vorkomme? fragte er. Im 56. Psalm. — Man schlug also diesen Psalm auf und las: Ein gülden Kleinod Davids von der stummen Taube unter den Fremden, da ihn die Philister griffen zu Gath. — Das bedeute die schweigende Demut nach der Ansicht Kondrots, sagte der Doktor.

Nicht übel, antwortete Pastor Peternelle, nach Psalm 39: Ich will schweigen und meinen Mund nicht auftun, denn ich bin beides, dein Pilgrim und dein Bürger, wie alle meine Väter. Aber der Sinn ist doch ein andrer, er bedeutet: „Ein köstliches Lied Davids nach der Melodie: Die schweigende Taube unter den Fremden." Und mit der gefangnen schweigenden Taube ist vermutlich Israel gemeint. Aber sagen Sie, Herr Doktor, haben wir mit unsrer exegetisch richtigen Auslegung etwas Wertvolleres gewonnen als Kondrot, ja auch etwas Richtigeres? Die Taube schweigt, nicht weil sie nicht reden kann, sondern weil sie sich in Demut unterwirft. Das ist das Wunderbare am Worte Gottes, daß es jedem Antwort gibt auf das, was er fragt. Wer nichts mitbringt an die Schrift, nimmt auch nichts heim.

Das würde heißen, die Schrift ist, wie manches Dichterwerk, ein Stimulans für die eignen Gedanken des Lesenden. So meinte der Doktor, aber er sprach nicht aus, was er dachte.

Ich will nicht bestreiten, fuhr Pastor Peternelle fort, daß mit der Art, wie man hier die Bibel liest, auch eine Gefahr verbunden ist. Sie führt zur Überhebung. Ich habe selbst darunter zu leiden. Seitdem einmal einer Brehms Tierleben auf meinem Schreibtische gesehen hat, hält man mich für einen Naturforscher und nicht für völlig rechtgläubig. Bei jeder Predigt, die ich halte, sitzen ein paar unter meinen Zuhörern und prüfen, ob sie auch das lautere Wort zu hören bekommen statt den Befehl herauszuhören: Du bist der Mann, tue du Buße. Aber ich wills gern tragen. Es ist mir lieber, Leute vor mir zu haben, die mich fragen, als solchen zu predigen, die stumpf dabei sitzen und kaum hören.

Digitized by Google

Der Doktor kam auf seine zuerst ausgesprochne Idee, für Tapnicken einen eignen Geistlichen zu schaffen, zurück. Der Herr Pastor hielt den Gedanken für sehr schön, aber für gänzlich hoffnungslos.

Ich finde doch nicht, sagte Namborn. Aus sozialen, sittlichen wie religiösen Gründen ist es überaus wünschenswert, daß die Leute einen Geistlichen haben, der am Orte wohnt. Die geistliche Behörde hat die Pflicht, solchen Bedürfnissen abzuhelfen. Man muß ihr die Sache nur ordentlich vorstellen. Wenn Sie mir gestatten, werde ich an das Königliche Konsistorium schreiben.

Tun Sie es nicht, erwiderte der Herr Pastor. Sie werden nur einen Mißerfolg haben.

Aber der Doktor tat es doch. Er schrieb an das Konsistorium, er schrieb sich in Eifer, er betonte die Notwendigkeit christlicher Beratung und geistlicher Pflege mit so warmen Worten, er schilderte die Folgen der geistlichen Vereinsamung bei der Tapnicker Fischereibevölkerung, die Gefahr der Sektenbildung, die sozialen Aufgaben eines Pfarrers mit so lebhaften Farben, daß er sich über seinen Brief selbst wunderte. Aber er durfte ja im Interesse des Volkes so schreiben, wenn auch sein eigner Standpunkt ein andrer war. Dem Volke mußte die Religion erhalten bleiben, es braucht Schärfung des Gewissens, Buße und Gottvertrauen, eine Ethik ihrer Art, die der geistig Höherstehende allerdings umwertet. Und dies brauchte ganz besonders dieses litauische Volk mit seinen argen Lastern und seinem lebendigen religiösen Bedürfnis.

Er mußte lange auf Antwort warten. Dann erhielt er ein Schreiben, worin ihm Worte der Anerkennung für seine echt christliche Fürsorge für die Seelen der Herde Jesu Christi ausgesprochen wurden, ihm jedoch mit dem Ausdruck des Bedauerns eröffnet werden mußte, daß bei dem gänzlichen Mangel an Fonds und der Leistungsunfähigkeit der Gemeinde davon Abstand genommen werden müsse, Tapnicken zu einem selbständigen Parochialbezirk zu erheben. Dagegen wurde dem Doktor, indem das Konsistorium Bezug auf die Lehre vom allgemeinen Priestertum nahm, „in das Gewissen geschoben," seinerseits alles das zu tun, was er in seiner Eingabe als notwendig hingestellt hatte.

Der Doktor sah das Schriftstück mit Verwunderung an. Dann warf er es unmutig auf den Tisch und rief: Wenn ich selber meine Schultern hätte darbieten wollen, oder wenn ich geglaubt hätte, daß ich der rechte Mann sei, so hätte ich das Konsistorium nicht zu fragen brauchen!

Der Herr Pastor hatte versprochen, bald wieder zu kommen, dennoch war es erst kurz vor dem Ende des Winters, ehe sein Schlitten wieder vor dem preußischen Schlößchen hielt. Er hatte gar zu viel zu tun gehabt und auch, wenn er in Tapnicken gewesen war, keine halbe Stunde erübrigen können, vorzusprechen. Jetzt kam er nun an, nachdem er sich einen ganzen Nachmittag frei gemacht hatte, einerseits, um den Besuch zu erwidern, den ihm der Doktor und Tantchen gemacht hatten, andrerseits des Herrn Kandidaten wegen.

Der Herr Kandidat, ja der Herr Kandidat! Es war ein Leiden, daß es nicht gelang, mit ihm in vertraulichere Beziehungen zu kommen. Der Herr Kandidat war unzweifelhaft ein guter Mensch — hier hören wir die Stimme Tantchens klingen —, er kam mit Tantchen vortrefflich aus, er war ihr steter Begleiter bei ihren ärztlichen Gängen durch das Dorf, er war jederzeit hilfbereit, der alten Lore hat er mehr als einmal das Bett gemacht, und es war kein Wetter so schlecht gewesen, daß es ihn hätte verhindern können, seine Kaffeeexpedition aufs Eis zu machen. Aber für den geselligen Verkehr leistete er doch gar zu wenig. Er trank nicht einmal ein Glas Wein, er rührte keine Karte an, er konnte nicht Schach spielen, und ebensowenig war er musikalisch. Er interessierte sich für nichts als für seine Theologie und seinen Unterricht. Meist schwieg er, wenn er aber einmal redete, so sprach er von Buße und Gnade und dem Sündenelend, worin alle Menschen liegen sollten. Und man fühlte doch von diesem Elend nichts, nicht

Digitized by Google

einmal Tantchen, die doch gewiß eine fromme Dame war. Das mochte nun noch gehn, man hatte ja den Herrn Kandidaten nicht zum Gesellschafter engagiert, aber er kam auch mit Wolf nicht in Übereinstimmung. Außer der Schule waren sie die besten Freunde, aber in der Schule und nach der Schule gab es Klagen von der einen Seite, und Jammern und Bitten von der andern. Der Herr Kandidat sei gar zu streng, klagte Wolf, und gar zu langweilig, und er lasse ihn lauter dummes Zeug lernen.

Als der Herr Pastor angekommen war, fand er Tantchen, den Doktor und Schwechting beim Kaffee. Er nahm Platz, und die pädagogischen Schwierigkeiten wurden vorgetragen und erörtert. Es wurde festgestellt, daß Wolf eine sehr lebhafte Phantasie habe, zu Deutsch, etwas sehr faßlig sei, und daß es der Herr Kandidat zu wenig verstehe, das Interesse des Knaben zu wecken. Bald darauf kam der Herr Kandidat als zürnender Pädagoge, und hinter ihm Wolf mit zerwühltem Haar, rot und erregt. Es hatte wieder Krach gegeben. Es war nicht möglich gewesen, ihm die vier großen und die zwölf kleinen Propheten beizubringen, zumeist darum nicht, weil Wolf erklärt hatte, es sei nicht nötig, die alten dummen Kerls zu lernen.

Aber Wolf! rief Tantchen.

Warum quält man mich mit dem Zeug! antwortete Wolf zürnend. Es gibt überhaupt keine Propheten.

Nun hören Sie, Herr Pastor, sagte Schwechting, der Junge bestreitet, daß es Propheten gebe, und hat selbst einen Prophetengeist.

Komm her, Wolf, sagte der Herr Pastor, strich dem Knaben die Locken aus der Stirn und sagte: Wolf, wie alt bist du?

Neun Jahre.

Sieh mal an, was bist du für ein alter und großer Mensch. Sag mal, bist du denn heute in der Küche gewesen und hast Tantchen hineingeredet, wie sie die Suppe kochen sollte? Nein, du hast sie gegessen, und sie hat dich gesättigt. Später einmal, wenn du groß und vielleicht Koch sein wirst, wird man dir sagen, warum dies so oder so gemacht worden ist. Sieh, so ists auch mit dem Lernen. Man schluckt, was einem vorgesetzt wird, und später wird mans einsehen, wozu es gut war. Das geht den Kleinen so wie den Großen. Es gibt hier wie da Kinder, die ihr Urteil auf die Meinung der gegenwärtigen Sekunde gründen wollen, ohne zu bedenken, daß es eine Vergangenheit und eine Zukunft gibt. Denen klopft der liebe Gott seinerzeit auf die Finger.

Doktor, sagte Schwechting, indem er Ramborn anstieß, damit meint er uns.

Aber ich kann die dummen Propheten nicht lernen, sagte Wolf weinerlich.

Man kann alles, erwiderte der Herr Pastor, was man ernstlich will. Also versuchen wirs. Hosea, Joel ...

Amos, Obadja, Micha ...

Jona, Micha ... Weißt du, wer Jona war? Hör mal zu. Gottes Wort erging an den Propheten Jona: Gehe in die große Stadt Ninive und predige Buße. Ninive aber war drei Tagereisen groß.

O! rief Wolf lachend, drei Tagereisen groß, eine so große Stadt gibt es gar nicht.

Das hat mancher kleine Kerl vor dir auch schon gesagt. Aber es ist merkwürdigerweise doch wahr. Man hat die Reste der großen Mauer gefunden, und siehe, sie umgab die Stadt und eine ganze Provinz Ninive, und man braucht in der Tat drei Tagereisen, um durchzukommen. Als nun Jonas bis dahin gekommen war, wo die einzelnen Häuser sich zu Straßen zusammendrängten, und die Leute in Haufen gingen und standen, fing er an zu predigen: Ihr Sünder, bekehrt euch, tut Buße, es währt noch vierzig Tage, so geht Ninive unter. Das läßt euch Gott der Herr durch meinen Mund sagen. Und die Leute erschraken und sagten es weiter, und so kam es auch vor den König. Da stieg der König von

Digitized by Google

seinem Thron herab und gebot dem ganzen Lande, Buße zu tun, und gebot, Groß und Klein, Mensch und Tier sollten fasten und in Sack und Asche Buße tun. Und da gab es einen Bußtag, wie ihn die Welt noch nicht gesehen hatte. Die Menschen beteten an auf ihrem Angesichte und trugen Trauerkleider und streuten Asche auf ihr Haupt und zitterten vor dem Ende, das geweissagt war, und das Vieh brüllte vor Hunger, und die Hunde machten den Rücken krumm und wedelten mit dem Schwanze und bettelten. Aber es gab nichts zu fressen bis zum Abend. Weißt du, Wolf, warum die Tiere hungern mußten? Jeder muß angeredet werden mit der Sprache, die er versteht. Die Tiere verstehn nicht die Wortsprache, aber sie verstehn die Magensprache.

Ja, das ist richtig, sagte Wolf lachend. Was eine Hand voll Klee bedeutet, versteht mein Ziegenbock ganz genau. Und nun weiter?

Weiter erzähle ich dir die Geschichte nicht. Das wird der Herr Kandidat tun, denn das Schönste kommt erst noch. Der Herr Kandidat wird dir auch von den andern Propheten erzählen, und dann wirst du ihre Namen behalten.

Daß hiermit ein pädagogischer Wink an die Adresse des Herrn Kandidaten gerichtet war, war zu erkennen, nicht aber, welchen Eindruck er machte. Der Herr Kandidat schwieg intensiver als zuvor. Wolf aber wandte sich, nachdem ihn der Herr Pastor freigegeben hatte, an Schwechting.

Komm her, Wolf, sagte dieser, du ungläubiger Prophet, und weissage uns.

Ach lassen Sie mich, Onkel Fips, ich kann gar nicht weissagen.

Nichts da, rief Schwechting, hier wird nicht gekniffen. Wo steckt der Kontrakt? Wo steckt das Papier, das Onkel Heinz photographiert hat? Du hast gesagt, es sei gestohlen.

Das ist es auch, bestätigte Wolf.

Schön, aber wo steckt es jetzt? Wir brauchen es sehr notwendig.

Wolf gab sich sichtlich einen innern Anstoß und machte die Miene eines, der sich mit Anstrengung besinnt. Wo wird es sein? sagte er. Da, wo die andern Papiere sind.

Da haben wir längst gesucht, sagte Tantchen.

Da ist es doch, erwiderte Wolf und zog sich in seinen Winkel zurück.

Der Herr Pastor hatte den Vorgang nicht beobachtet, sondern hatte seinen eignen Gedanken nachgehangen. Jetzt begann er: Die Prophetie ist die Gabe der Sachlichkeit, eine wunderseltne Gabe.

Prophetie, sagte der Herr Kandidat, wenn mir gestattet ist, ein Wort einzufügen, ist die Gabe göttlicher Offenbarung.

Zugegeben, erwiderte der Herr Pastor; aber lassen Sie mich die Sache einmal von der menschlichen Seite aus betrachten. Alle Dinge dieser Welt sind mit einer Wolke von Schein und Phrase umgeben. Die haben bei dem Menschen den größten, oder sage ich lieber: den schnellsten Erfolg, die Meister des Scheins und der Phrase sind. Aber Propheten sind sie nicht, sondern Phonographen, die ihr Sprüchlein aufsagen. Prophet ist der, dessen Augen scharf genug sind, durch den Schein hindurch die Wesenheit der Dinge und ihre Verkettung zu erkennen. Um den Wuchs eines Baumes zu verstehn, muß man durch sein Blätterdach hindurchschauen und die Zweige und Äste erkennen. Bismarck war einer der vier größten Propheten auf politischem Gebiete. Und einer der zwölf kleinen war Oxenstierna, von dem wir die Weissagung haben: Du glaubst nicht, mit wie wenig Verstand die Völker regiert werden. Sie sind Propheten, nicht durch sachliche Inspiration, sondern durch die Gabe der Sachlichkeit. Kassandra, jene tragische Gestalt der griechischen Sage, hatte die Gabe erhalten, die Zukunft vorauszusehen, und dazu den Fluch, daß ihr niemand glaubte. Sie hat die, die Troja verteidigten, besser gekannt, als diese sich selbst. Auf den Stufen des Palastes zu Mykene stößt sie ihren Wehruf aus, während alles vom Festjubel erfüllt ist. Sie sieht das blutige Ende, das kommen mußte, sie sieht es, weil sie die hinterlistige Freundschaft des feigen Königs

Digitized by Google

und der falschen Königin durchschaut. Das ist die Gabe des Propheten. Die Propheten des Alten Testaments, Jesaias, Amos, Jonas durchschauen mit gotterleuchteten Augen das ganze Lügenwesen eines Gottesdienstes, der Gott im Munde und nicht im Herzen führt, den ganzen Selbstbetrug einer verblendeten Staatskunst, die Haltlosigkeit der Phrase: Wir sind Gottes Volk, Gott kann sein Volk nicht fallen lassen. Daß dies zum Zusammenbruche führen müsse, das sehen sie mit handgreiflicher Deutlichkeit, und sie sprechen es aus. Eins kann helfen: die Rückkehr zu Jahwe und zu den Kräften, die das Volk groß gemacht haben. Aber das gegenwärtige Geschlecht wirds nicht erleben. Der Rest, in schweren Zeiten erzogen, wird sich bekehren. Von innen heraus wird und muß die Erneuerung kommen durch einen Mann, den Gott sendet als einen König eines geistigen Volkes.

Ich meinte, sagte Tantchen, der liebe Gott habe den Propheten ins Herz gegeben, daß sie von Christo weissagen sollten.

So ist es, fügte der Herr Kandidat hinzu. Der heilige Geist spricht durch den Mund des Apostels: „Von diesem zeugen alle Propheten, daß durch seinen Namen alle, die an ihn glauben, Vergebung der Sünden empfangen sollen."

Und doch, fuhr der Herr Pastor fort, ist von keinem Propheten der Christusname genannt worden. Andre, ja; aber dieser nicht. Sagen Sie mir, Herr Kandidat, an wen hat der Dichter des Kyffhäuserliedes gedacht, der als erstandner Barbarossa das Reich wieder aufrichten werde? An Wilhelm den Ersten? Er hat ihn als Kaiser nicht gekannt, er hat 1870 nicht erlebt. Und doch hat er von keinem andern geweissagt als von ihm. Er hat ganz genau auf den Punkt in der Zukunft gezeigt, von wo aus er kommen mußte. Nämlich in dem Lande und zu der Zeit, wo die schwarzen Raben nicht mehr fliegen. — Verstehn Sie recht: ich meine nicht, daß jede sachliche Erkenntnis Prophetie ist. Sie ist eine besondre Gottesgabe. Aber diese Gaben bestehn nicht in fremden Kräften, sie sind nicht geistliche Injektionen, sondern Steigerungen vorhandner Kräfte. Da, wo Gott Wunder tut, schlägt er nicht seine Ordnungen in Trümmer, sondern er wirkt so, daß er Kräfte steigert oder zu seiner Absicht zusammenfaßt.

Der Doktor hatte aufmerksam zugehört. Sagen Sie, Herr Pastor, rief er, wie kommen Sie nach Kallpillen, ans Ende der Welt?

Ich wollte heiraten, sagte der Herr Pastor wehmütig lächelnd. Ich war schon von Studentenzeiten her verlobt und wollte heiraten. Da sich nun das Pfarramt in Kallpillen darbot, so nahm ich es an und bin da sitzen geblieben, denn es ist schwer hier, von einem Orte, an dem man einmal ist, wieder weg zu kommen. Glauben Sie mirs, Sie werden es auch erfahren.

Sie tun mir leid, Herr Pastor, fuhr der Doktor fort, ein Mann wie Sie, und am Ende der Welt unter litauischen Bauern!

Gottes Welt ist überall.

Und auch darum tun Sie mir leid, daß Sie Ihre Kräfte an eine verlorne Sache setzen.

Wieso verlorne Sache? rief der Herr Kandidat.

Alle Ihre Auslegungen, erwiderte der Doktor, alle Ihre Bemühungen, die Schrift dem modernen Menschen mundgerecht zu machen, werden es nicht erreichen, dieses alte Buch, das einst „Gottes Wort" war, zu halten. Das moderne Denken hat keinen Begriff, der sich mit dem Worte „Gott" bezeichnen ließe. Wir verfolgen die Kausalität der Dinge streng wissenschaftlich und kommen nicht zu Gott.

Man muß an Gott glauben, rief der Kandidat, der anfing, sich über ein solches Bekenntnis des Unglaubens aufzuregen.

Muß man? entgegnete der Doktor. Man muß nur das tun, was seine Notwendigkeit in sich selbst trägt. Ich sehe nicht die Notwendigkeit, an die Existenz eines Etwas zu glauben, das man Gott nennt. Wo soll dieser Gott wohnen? Im Himmel? Ja, wo ist dieser Himmel? Heute weiß man, daß der Himmel nicht eine blaue Glocke ist, die über die Erdscheibe gestellt ist. Heute gibt es

Digitized by Google

keinen Raum im Universum für einen Gott, der Söhne hat, und der von seinem Himmelsthron in diese untere Welt hineinregiert.

Unglaube ist Empörung gegen Gott, sagte in sichtlicher Erregung der Herr Kandidat, indem er aufstand.

Wie kann man sich empören gegen etwas, was es gar nicht gibt? erwiderte der Doktor, der nun auch lebhafter wurde.

Der Unglaube, rief der Herr Kandidat, trägt einen aus hundert Flicken zusammengesetzten Bettlermantel, der seine Blöße nicht deckt. Aber die Sünde ist es, die den Menschen blind macht. „Ihr glaubt nicht, weil ihr nicht glauben wollt."

Damit hatte der Herr Kandidat einen Punkt getroffen, dessen Berührung der Doktor nicht vertragen konnte, damit nämlich daß er die Anklage erhob, der Gegner sehe darum die Wahrheit nicht ein, weil er sie nicht einsehen wolle.

Nehmen Sie es mir nicht übel, Herr Kandidat, rief er, indem er ebenfalls aufstand, aber Ihre Fechtweise ist etwas — naturalistisch, und Ihre Einwendung, daß die Ungläubigen ungläubig seien, weil sie nicht glauben wollten, würde man mit einem studentischen Ausdruck einen Saubieb nennen können.

Ich kann nicht zugeben, sagte der Herr Kandidat entrüstet, daß, was unser Herr Jesus Christus seinen Gegnern geantwortet hat, ein Saubieb genannt wird.

Und Sie können unmöglich verlangen, antwortete der Doktor, daß ich Ihren Autoritäten von vornherein Reverenz mache, wenn das eben die Frage ist, ob sie Autoritäten sind. Gibt es keinen Gott, gibt es auch keinen Gottessohn und kein Gotteswort.

Gottes Wort ist die Wahrheit, sagte der Kandidat, es ist die ewige Wahrheit, die Pforten der Hölle werden es nicht überwinden. Aber Unglaube ist Sünde. Der Unglaube wird nur durch Herzensänderung, durch Umkehr des Lebens, durch Buße und Glauben überwunden.

Alle waren aufgestanden, und alle redeten aufeinander ein. Ihre Disputation erhitzte sich zusehends. Der Kandidat focht für seinen Glauben und legte furchtlos Zeugnis ab, und die Gegenrede des Doktors nahm eine Schärfe an, die ihm sonst fremd war. Und Schwechting ließ seine Raketen steigen und brach eine Lanze für die ewigen Ideale, die viel zu gut seien, daß sie von diesem modernen Geschlecht unter die Füße getreten werden dürften. Und der Herr Pastor konnte nicht zum Worte kommen.

Da kam glücklicherweise Tantchen mit einem Brett voll dampfender Gläser. Sie erkannte sogleich die Gefahr der Lage. Denn in jedem Augenblicke konnte von der einen oder der andern Seite das Wort gesprochen werden, das zum Bruche führen mußte.

Herr Kandidat! rief sie, Doktor, hören Sie doch! Wer wird denn über Glaubenssachen streiten! Herr Schwechting, ich bitte Sie um Gottes willen, setzen Sie sich. Sie auch, Herr Kandidat. Nein, Sie müssen auch sitzen bleiben.

So brachte sie ihre Leute zu Stuhl und gab jedem sein Glas in die Hand, aber es hielt schwer, die aufgeregten Wogen zu besänftigen. Vor allem wollte es nicht gelingen, das Rederad des Herrn Kandidaten, der die Schleusen seines theologischen Mühlgrabens aufgezogen hatte, zum Stillstand zu bringen. Der Gottesglaube, rief er, ist dem Menschen angeboren, und es ist Sünde, diesen Glauben zu ersticken, und der Unglaube —

Ja ja, Herr Kandidat, sagte Tantchen, Sie haben ja Recht, aber tun Sie mir den Gefallen und kosten Sie erst einmal meinen Punsch.

Der Herr Kandidat kostete, war aber offenbar nicht bei der Sache. Der Unglaube und die Sünde — rief er.

Herr Pastor, sagte Tantchen, machen Sie, bitte, einen Knoten in das Seil. Sagen Sie etwas, womit alle zufrieden sein können.

Wenn ich soll? erwiderte der Herr Pastor. Es ist richtig, streiten über Glaubenssachen führt zu keiner Klärung. Wenn Sie, Herr Doktor, zu mir sagen, beweisen Sie mir das Dasein Gottes, so muß ich antworten, beweisen kann ich es

Digitized by Google

nicht. Ebensowenig können Sie mir beweisen, daß es keinen Gott gibt. Sie können nur sagen, wir haben ihn mit unserm wissenschaftlichen Apparat nicht gefunden. Wir beide stehn ja, wie alle Menschen — „arme schwitzende Menschenhäupter“ —, vor dieser vorhandnen Welt wie vor einem Rätsel. Diese Welt, die da ist, die geformt ist, in der sich Zweckformen finden, wo kommt sie her? Das ist das Problem. Ein Problem besteht aus zwei Sätzen, die nebeneinander gestellt eine Undenkbarkeit ausdrücken. Man löst ein Problem, indem man einen Mittelsatz einschiebt, durch den die Denkunmöglichkeit aufgelöst wird. Sie sagen, der Stoff gestaltet sich selbst, die Kreatur wandelt sich selbst im Kampfe ums Dasein. Der Stoff selbst ist sein Schöpfer und zweckkundiger Gestalter. Wir sagen, das löst uns den Denkwiderspruch nicht, denn eine intelligente Materie ist uns an sich eine Denkunmöglichkeit. Wir sagen: der das „Etwas“ ins Dasein rief, der es nach weise vorausgesehenem Zweck formte, ist Gott. Sie sagen: die Wissenschaft hat keinen Raum und kein Verständnis für den Begriff Gott. Wir können Gott zur Erklärung des Welträtsels nicht brauchen. Aber wir alle beide reichen bei der Erklärung des Sichtbaren und Greifbaren mit dem Sichtbaren und Greifbaren nicht aus, wir müssen das Reich des Unsichtbaren zu Hilfe nehmen. Sie nennen es Metaphysik oder Weltanschauung, wir Glauben.

Richtig, rief Schwechting, sehr richtig! Aber wer von den beiden hat denn nun Recht?

Der, der mit seinem Zwischensatze die gegebnen Tatsachen am besten erklärt. Nicht bloß die Erscheinungen am Himmel und auf der Erde, sondern auch die des geistigen Lebens. Es würde zu erwägen sein, ob bei Ihrem ethischen Darwinismus das zu seinem Rechte kommt, was doch unzweifelhaft da ist, die Schuld und das Gewissen, und ob bei ihm ein andres Zusammenleben der Menschen möglich sein würde als nach Art der wilden Tiere.

Das sag ich ja, das sag ich ja, rief Schwechting.

Diese Tatsachen, fuhr der Herr Pastor fort, dürfen aber nicht nach Bedarf der schon angenommnen Theorie ausgewählt und gruppiert werden, sie müssen objektiv festgestellt und gewissenhaft gewürdigt werden. Die Erfahrung, die ernste persönliche Erfahrung hat hier das Wort.

Das sag ich ja, wiederholte Schwechting frohlockend. Das ist es, was ich immer gesagt habe. Sehen Sie, Doktor, man darf die Tatsachen, die einem gefallen, nicht wie Apfelschnitte an einen Faden reihen und das andre in den Kehricht werfen. Zum Beispiel das Christentum, weils einem nicht in die Entwicklungsformel paßt. Passen Sie auf, Doktor, wenn Sie einmal bis an den Hals in der Tinte sitzen sollten, dann würde Ihnen ein lieber Gott, der in der Not hilft, weniger undenkbar sein als jetzt, wo Sie hinter einem ausgezeichneten Tropfen auf dem Lehnstuhl sitzen. Prosit, Fräulein Van Teren!

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. Aus der ablehnenden Antwort des englischen Gesandten in Fez auf die Einladung der marokkanischen Regierung zur Konferenz ist mit Unrecht auf das Scheitern des Konferenzprojekts geschlossen worden. England hat durch sein Abkommen mit Frankreich seine Interessen in Marokko gewissermaßen an die Republik übertragen und auf seine aus der Madrider Konvention von 1880 erworbnen Rechte zugunsten der französischen pénétration pacifique verzichtet. Wollte England jetzt dennoch die Konferenz beschicken, so würde es damit einseitig von seinem Vertrage mit Frankreich zurücktreten, und der französische Anspruch in

Digitized by Google

Ägypten usw. müßte folgerichtig wieder aufleben. Ohne seinem Standpunkt etwas zu vergeben, kann England erklären, daß es zur Beschickung der Konferenz keinen Anlaß mehr hat, aber im voraus alle Ergebnisse der Konferenz anerkennt, denen sich Frankreich unterwirft. Die Konferenz würde somit nicht an England, sondern nur an Frankreich scheitern können, das vor der Alternative steht, die Beschickung abzulehnen und damit in der Delcasséschen Sackgasse zu bleiben, oder — den Versuch zu machen, sich der Konferenz zur Bestätigung der französischen Wünsche zu bedienen, wozu freilich eine vorherige Verständigung mit Deutschland gehören würde. Wie es scheint, wird Frankreich die Konferenz nicht ablehnen. Der Sultan hat den sehr korrekten Standpunkt eingenommen, daß er bei aller Anerkennung der Notwendigkeit von Reformen solche doch nur in dem Umfang und mit den Modalitäten zulassen kann, die die Signatarmächte von 1880 gutheißen. Verzichten diese in der Mehrzahl auf die Geltendmachung ihrer Rechte, indem sie die Konferenz nicht beschicken, so haben es der Sultan und die französische Regierung nur noch mit den Mächten zu tun, die ihre durch die Madrider Konvention oder durch besondre Verträge mit Marokko erworbnen Rechte und Interessen nicht ohne weiteres preisgeben wollen. In der englischen Presse ist nun die Ansicht geäußert worden, daß sich Frankreich den deutschen Einspruch leicht durch Abtretung eines Hafens im Süden von Marokko vom Halse schaffen könnte. Nach deutscher Auffassung hat Frankreich in und von Marokko nichts zu verschenken, das kann höchstens der souveräne Sultan. Sollte dieser uns die Abtretung oder die Pachtung eines Hafengebiets vorschlagen, so hätte Deutschland zu erwägen, ob es sich ein zweites Kiautschou zulegen will, durch das es dauernd in neue Berührungen mit Frankreich und mit der muhammedanischen Welt gelangen würde. In der weitern Entwicklung der Dinge werden Schwierigkeiten und Kämpfe zwischen Frankreich und Marokko, oder doch den Marokkanern, unvermeidlich sein, und Deutschland würde dann leicht Gefahr laufen, in Mitleidenschaft gezogen zu werden.

Soeben sehen wir uns in die Notwendigkeit versetzt, in größerm Umfange, als ursprünglich beabsichtigt war, an die Befestigung des Hafens von Tsingtau zu gehn, um ihn wenigstens gegen einen Handstreich zu schützen — haben wir einmal den Fuß auf marokkanisches Gebiet gesetzt, so ist damit der Anfang eines Wegs betreten, dessen Ende nicht abgesehen werden kann. Ein Hafen an der südmarokkanischen Küste würde allenfalls die Bedeutung einer Kohlenstation für unsre nach Westafrika und Südwestafrika gehenden Schiffe haben, aber diese Kohlen waren bisher in Teneriffa usw. ohne Schwierigkeit zu erlangen. Nehmen wir einen Hafen oder ein Stück Küste von Marokko, so fällt uns auch die Erschließung des Hinterlandes zu, es müßten also die deutsche und die französische Interessensphäre gleich sehr genau abgegrenzt werden, zumal bei den Bestrebungen Frankreichs, ein großes französisches Afrika im Westen dieses Weltteils zu schaffen, wie England im Osten. Ohne eine weit nach Süden und Osten gesicherte Interessensphäre im Hinterlande hätte ein Hafen zunächst kaum den Wert einer Einfuhrstation, wir würden im Gegenteil in einen schwierigen Wettbewerb mit Frankreich treten und mit dessen begreiflichem Interesse, mit großer Kapitalkraft in Marokko zu arbeiten. Der geheime Vertrag, den der Sultan vor Jahresfrist mit der Banque de France et des Pays bas abgeschlossen hat, sichert dieser ohnehin wirtschaftlich einen großen Einfluß. Zudem hätte die gesamte deutsche Einfuhr nach Marokko mit der viel längern Reise von Bremen, Antwerpen oder Rotterdam aus und den entsprechend höhern Frachtsätzen zu rechnen. Kurzum, es handelte sich für Deutschland um ein neues Wirtschaftsgebiet, zu dessen nutzbringender Eröffnung große Kapitalien nötig wären. Sind wir nun aber auch reich genug, an solche Unternehmungen zugleich in China und in Marokko, in der Südsee, in West-, Ost- und Südwestafrika zu gehn? Reich genug an Menschen jedenfalls, und bei einer bald vierzigjährigen Friedensperiode wird auch die Frage nach dem vorhandnen Kapital nicht verneint zu werden brauchen. Den Fuß nach Marokko setzen, heißt für Deutschland die Saat einer fernen Zukunft ausstreuen und kommenden Geschlechtern neue Ziele

Digitized by Google

stecken. Es ist nur die Frage, ob wir unsre wirtschaftlichen, politischen und militärischen Kräfte inzwischen nicht zu sehr zersplitterten.

Deutschlands Eingreifen nötigt Frankreich, seine Politik anders einzurichten. Das Kabinett Rouvier wird eine Politik nicht fortsetzen wollen, die Frankreich zur Dienerin des englischen Mißvergnügens gegen Deutschland machte. Aber die Bürgschaft für die Existenz französischer Ministerien ist nur gering, und das Kabinett Rouvier wird, um sich die Kammermehrheit zu sichern, eines durchschlagenden Erfolges bedürfen. Nachdem Herr Delcassé an der von ihm herbeigeführten Gefährdung der auswärtigen Beziehungen Frankreichs den Hals gebrochen hat, wäre es nur logisch, wenn das Kabinett Rouvier die Befestigung seiner parlamentarischen Stellung in der Verbesserung dieser Beziehungen suchte und fände. Leider hängt dieses logische Resultat von allerlei Einflüssen ab, die über den Kanal herüberspielen. Wir wollen auf unfreundliche Äußerungen englischer Admirale keinen übertriebnen Wert legen. Militärs, die es für richtig halten, über einen militärisch schwächern Nachbar herzufallen, so lange er noch der Schwächere ist, weil er künftig einmal ein unbequemer Gegner werden könnte, hat es zu jeder Zeit und in allen Ländern gegeben, Deutschland nicht ausgenommen. Militärs, die so denken, mögen von ihrem Standpunkt aus sogar Recht haben, aber die Staatskunst ist dazu da, die verschiednen Strömungen eines Landes einheitlich zu einem nutzbringenden Strome zusammenzufassen, und zu verhindern, daß die Flut über die Ufer tritt. Unsre Beziehungen zu England sind so unerfreulich, wie es in der Geschichte beider Länder kaum je zuvor der Fall gewesen ist. Das zeigt sich nicht nur in der ununterbrochnen lügnerischen Hetzerei eines großen Teils der englischen Presse, der die englische Regierung bei einigem guten Willen sehr bald durch eine loyale Erklärung ein Ende machen könnte; nicht nur in den Drohungen englischer Admirale und den nachweisbaren Intriguen der amtlichen englischen Politik, die uns überall als die Störer und Bedroher des Friedens und des Gleichgewichts hinzustellen sucht, sondern auch in den Beziehungen der Höfe. Der englische Hof hatte zu seiner Vertretung bei der Hochzeit unsers Kronprinzen, des Urenkels der Königin Viktoria, niemand übrig als den zweiundzwanzigjährigen Prinzen Arthur Connaught, und der Berliner Hof ist bei der Hochzeit der Prinzeß Margaret Connaught mit dem Prinzen Gustav Adolf von Schweden überhaupt nicht vertreten gewesen, obwohl die Prinzessin eine Enkelin des Prinzen Friedrich Karl von Preußen und ihr Bräutigam ein Urenkel Kaiser Wilhelms des Ersten ist. Der anwesende Erbgroßherzog von Baden vertrat nur den dem Bräutigam so nahe verwandten badischen Hof. Vergleicht man damit die Vertretung des preußischen Königshauses an allen Freuden- und Trauertagen der englischen Königsfamilie noch in der letzten Lebenszeit der Königin Viktoria und zu Anfang der Regierung des jetzigen Königs, so hat man einen deutlichen Gradmesser der augenblicklichen Beziehungen beider Höfe, zumal wenn man sich vergegenwärtigt, daß König Eduard noch vor Jahresfrist in Kiel war, dort mit großer Herzlichkeit aufgenommen wurde und mit dem Kaiser die freundschaftlichsten Toaste wechselte. Ebenso bei seinem Besuch in Hamburg, das jetzt von britischen Admiralen in Wort und Schrift bedroht wird.

Mr. Balfour liebt es, Großbritannien als das Lamm hinzustellen, das kein Wässerchen trübe. Demselben politischen Ideengang entsprach es, wenn er vor zwei Jahren der englischen Flotte allein einen defensiven Charakter zuerkannte, während keine andre Flotte diesen Anspruch erheben könnte — defensiv allerdings in der Verteidigung des englischen Vorherrschaftsanspruchs auf allen Meeren. Ebenso wenn jetzt während der Anwesenheit des Königs von Spanien in London dortige Blätter die Notwendigkeit enger Beziehungen zwischen England und den Mächten zweiten Ranges: Spanien, Portugal, Niederlande betonten, eine „Notwendigkeit," die darin besteht, daß England durch eine ihnen aufgezwungne Intimität im voraus die Hand auf ihren gesamten Kolonialbesitz legt und mindestens jede für England unerwünschte Veränderung verhindert. Und wie steht es in Ostasien? Vom englischen Einfluß in Tokio hängt es ab, in welchem Maße die Japaner den Fran-

Digitized by Google

zosen in Cochinchina oder den Amerikanern auf den Philippinen unbequem werden können, und da diesen beiden Mächten vorläufig nichts an ostasiatischen Konflikten liegen kann, so werden sie sich bis auf weiteres wohl oder übel zum mindesten in ihrer asiatischen Politik dementsprechend einrichten.

Immerhin liegt hier der Keim zu den möglichen Koalitionen der Zukunft, in denen auch Deutschland seinen Platz einzunehmen haben wird. Gibt es in England Staatsmänner und Admirale, die meinen, es sei hohe Zeit, uns niederzukämpfen, so hat die deutsche Politik — genau wie in der Situation von 1867 — jedes neue Friedensjahr als einen Gewinn zu betrachten und auszunutzen. Wenn zu der Zeit der Luxemburger Frage schließlich die Erwägung den Ausschlag gab, daß Luxemburg keines Krieges wert sei, daß aber jedes neue Friedensjahr Deutschland um hunderttausend Mann stärker mache, so müssen wir auch jetzt jedes neue Friedensjahr dahin ausnutzen, dem planmäßigen Ausbau unsrer Flotte so nahe wie möglich zu kommen. Jedes neue Linienschiff fällt zugunsten des Friedens in die Wage, je stärker wir sein werden, um so mehr und um so schneller wird im Auslande die Neigung abnehmen, Deutschland anzugreifen. Den hohen Grad der Unangreifbarkeit, den wir zu Lande erreicht haben, werden zur See erst spätere Generationen erreichen können, dazu sind die modernen Flotten zu kostspielig. Aber nachdem uns die Engländer den großen Dienst erwiesen haben, die Gefahr mit beredten Worten in nächster Nähe zu zeigen und immer wieder darauf hinzuweisen, dürfen sie versichert sein, daß sie nicht tauben Ohren gepredigt haben, und daß wir die Liebenswürdigkeit eines solchen Dienstes nicht besser bewerten können, als indem wir ihm Rechnung tragen.

Das Alles wird uns nicht hindern, die englischen Gäste, die gegenwärtig auf deutschem Boden weilen, um unser Städtewesen zu studieren, auf das herzlichste aufzunehmen und ihnen durch Wort und Tat zu beweisen, daß bei uns in Deutschland keinerlei Feindschaft gegen England besteht, wenigstens nicht gegen ein solches, das mit uns in Frieden, Freundschaft und guter Nachbarschaft leben will. Einer der bedeutendsten Staatsmänner unsrer Zeit soll, als ein britischer Diplomat den Versuch machte, ihm zu beweisen, daß England ernstlich mit der Gefahr einer deutschen Invasion rechnen müsse, lächelnd erwidert haben, ob man denn in England einen zweiten Normannenzug im zwanzigsten Jahrhundert tatsächlich für möglich halte, und ob das seemächtige Großbritannien im Ernst der Ansicht sein könne, hiergegen eines Schutzes oder gar der Bündnisse zu bedürfen? Diese Frage soll auf den britischen Diplomaten, der die Gegnerschaft gegen Deutschland zu schüren als seine besondre Aufgabe ansieht, doch etwas deprimierend gewirkt haben. Hoffentlich nehmen seine Landsleute, die sich gegenwärtig von der Blüte des deutschen Städtewesens unter den Eindrücken einer zuvorkommenden Gastfreundschaft überzeugen, die Gewißheit mit nach Hause, daß eine britische Politik ein Unsinn, ja eigentlich ein Verbrechen ist, die es unternimmt, die in Deutschland lebendigen freundlichen Gesinnungen für England gewaltsam in ihr Gegenteil zu verkehren, und die Kraft des Deutschen Reichs unnötig auf die Seite der Gegner Englands zu drängen. Mag Deutschland auch manchen politischen und wirtschaftlichen Ambitionen Großbritanniens in China und an andern Punkten der Erde unbequem werden — die Welt ist groß genug, den Angehörigen beider Nationen eine friedliche Betätigung und Verwertung ihrer Arbeit zu ermöglichen. Der Weltfriede würde viel mehr gesichert sein, wenn die Möglichkeit eines deutsch-englischen Gegensatzes aus der Rechnung der friedenstörenden Kräfte endgiltig ausscheiden müßte.

Nach dem Friedensschluß zwischen Rußland und Japan werden die Verhältnisse in Ostasien sehr viel mehr in den Vordergrund treten. Japan wird zu beweisen haben, ob es sich die Früchte seiner Kriegserfolge auch durch Friedensarbeit zu sichern versteht. Die eigentlichen Ziele der japanischen Politik werden dann klarer werden. Nach Lage der Verhältnisse wird sie unvermeidlich einen expansiven Charakter annehmen. Zunächst kommt die Wirkung all dieser Ereignisse auf China in Frage. Die europäischen Mächte und Nordamerika haben an der Integrität Chinas ein gemeinsames Interesse, andrerseits wird Japan schwerlich die Russen

Digitized by Google

aus der Mandschurei verdrängt haben, um diese einfach an China zurückzugeben. Eine solche Absicht würde, wenn sie bestünde, in Japan selbst einem starken Widerspruch des Volkes begegnen. Japan hat sich einen Platz in der Reihe der Großmächte erobert, es wird und kann als solche nicht Inselreich bleiben wollen. Aber indem es auf den asiatischen Kontinent hinübergeht und sein eignes Volkstum stark mit dem chinesischen mischt, schwächt es die Quellen der Kraft und der Tugenden, aus denen es so unerhörte Erfolge geschöpft hat, und es gibt zugleich seine bisherige Unverwundbarkeit preis, ebenso wie Indien Englands verwundbarste Stelle ist.

Ein Vierteljahrhundert lang nach dem Frankfurter Frieden lagen die Schwerpunkte aller großen politischen Fragen auf der Balkanhalbinsel und zwischen Metz und Paris. Seitdem haben der japanisch-chinesische, der spanisch-amerikanische und der russisch-japanische Krieg ein völlig neues Welttheater erschlossen, auf dem völlig neue, zum Teil ganz unberechenbare Kräfte agieren. Neben den Kriegsheeren sind die Flotten in den Vordergrund getreten, mit ihnen die überwältigenden Kräfte der modernen Technik. Für den Krieg wie für die Friedensarbeit sind neue Bedingungen des Sieges und des Erfolges geschaffen worden. Aber je vervollkommneter die Kampfmittel sind, die die Technik für die Kriegs- wie für die Friedensarbeit liefert, desto höher wächst zugleich der Anspruch an die moralischen Qualitäten der Heere wie der Völker. Für die Zerstörung wie für die Produktion und die Überwindung der Entfernungen hat die Technik uns Hilfsmittel geschaffen, die an das Wunderbare grenzen, aber Sieg und Erfolg werden um so mehr in Krieg und Frieden nur bei den höchsten moralischen Eigenschaften, der vollkommensten Schulung und der unerschütterlichsten Pflichttreue sein. Heute wie bei Leuthen und bei Roßbach. Pflegen wir in allem, was auch die Zeit von uns verlangen mag, diese alten erprobten Grundlagen unsers Staatswesens — und der Reichsbau wird aus allen Wettern, die seiner harren mögen, fest und unversehrt hervorgehen. Seine Zukunft liegt in dem einen Worte beschlossen: die Pflicht.

S.

Berichtigung. Die durch das Pfingstfest verkürzte Arbeitszeit hat es veranlaßt, daß in dem in letzter Stunde zum Druck gegebnen Aufsatz: Der Reichskanzler in der Hast der Arbeit ein paar Fehler unkorrigiert geblieben sind. Es muß auf Seite 599, Z. 7 v. o. heißen: im Oktober 1900, und: zu Homburg, Z. 20 v. o.: zurückritt, und S. 603, Z. 16 v. o. statt der große: der rechte Mann.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

64. Jahrgang
Nr. 26
Ausgegeben am 29. Juni 1905

Inhalt:

	Seite
Zur Frage der großstädtischen Personalsteuer. Von A. Mahlke	685
Afghanistan. Schilderungen und Skizzen von Franz Nordon. (Fortsetzung)	693
Ein Dresdner Don Juan. 2	702
Meißen. Von Otto Eduard Schmidt. (Schluß)	712
Herrenmenschen. Roman von Fritz Anders. (Fortsetzung)	722
Maßgebliches u. Unmaßgebliches: Reichsspiegel — Das Nachleben des Hans Sachs vom sechzehnten bis ins neunzehnte Jahrhundert	735

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Leibrenten! H. Stoltenberg Kiel, Franckestr. 11.	Bei Einz. von 100 M.	im Alter von		45	50	55	60	65	70	75	Jahres
		erhält	e. männl. Pers.	6,06	7,27	8,24	9,58	11,72	14,[illegible]	18,80	M. Jahrespente
			e. weibl. Pers.	6,43	7,12	8,11	9,51	11,31	14,[illegible]	18,50	

H. W. Schöttler,

Cigarrenfabrik.

Lager: Leipzig, Weststr. 31/33. Lager: Hamburg, Vorsetzen 49.

Nach solchen Plätzen, wo keine Niederlage meiner Fabrikate besteht, erfolgt der Versand direkt ab Fabrik. Hauptpreisliste gratis und franko.

La Carma, verpackt in Kisten von 50 Stück Preis per Mille 100 Mk.

Sehr beliebte, elegante Cigarre, schöne saftige aber durchaus leichte Qualität.

Von 20 Mark an portofreie Zusendung.

Vergleichen Sie

alle Angebote in Herrenkleiderstoffen in Bezug auf Auswahl, Qualität und Preise, dann kaufen Sie bestimmt bei

Christian Günther,

Leipzig-Plagwitz.

Postfach Nr. 14.

Bekanntestes Tuch-Versandgeschäft.

Die Saison-Neuheiten sind eingegangen.

Fordern Sie mit 5 Pfg.-Karte kostenlose Zusendung von Mustern.

Naumann's Ideal

deutsche Typenhebel-Schreibmaschine mit

vollkommen sichtbarer Schrift

vom ersten bis zum letzten Zeichen und mit völlig neuem

Decimalstellen-Tabulator

ist eine durch und durch erstklassige Maschine, deren Construction die **grösste** Dauerhaftigkeit gewährleistet. — Naumann's „Ideal" ist bei vielen Behörden und ersten Firmen eingeführt und befinden sich bereits über **18000** im Gebrauch

Actiengesellschaft vorm. Seidel & Naumann, Dresden

Zur Frage der großstädtischen Personalsteuer

Von A. Mahlke

In Heft 17 dieser Zeitschrift habe ich die Einführung einer Personalsteuer in den Großstädten vorgeschlagen. Diese Steuer sollte von jedem Arbeitgeber für den Kopf des von ihm beschäftigten Personals entrichtet und nach der Größe der Städte abgestuft werden. Die höhern Stufen, die in den größern Städten gefordert würden, sollten erst nach angemessenen Zeiträumen erhoben werden, damit sich das Wirtschaftsleben dieser Maßregel allmählich anpassen könnte. Der Zweck dieser Steuer besteht darin, die Industrie zu einer weitern Übersiedlung aus den Großstädten in die Kleinstädte und auf das Land zu veranlassen und auf diese Weise das Wachstum der Großstädte einigermaßen einzuschränken.

Dieser Vorschlag hat in einem großen Teile der deutschen Presse Widerspruch gefunden, aber der Widerspruch ist nirgends sachlich begründet worden. Die meisten Zeitungen haben den Vorschlag in der Art entstellt wiedergegeben, daß sie behaupteten, die Maßregel bezwecke, die Industrie aus den Großstädten zu vertreiben. Hiervon kann im Ernste gar keine Rede sein, denn die vorgeschlagnen Steuersätze sind viel zu niedrig, als daß sie auf die Industrie direkt einen wirtschaftlichen Zwang auszuüben vermöchten. Eine Maßregel, die in solcher Weise eine Entvölkerung der Großstädte herbeiführen könnte, würde mit Recht die größten Bedenken finden.

Eine Entwertung des großstädtischen Grundbesitzes muß unbedingt vermieden werden, denn dadurch würde eine schwere Wirtschaftskatastrophe verursacht, die zu einem allgemeinen Zusammenbruch führen könnte. Abgesehen von den ungeheuern Summen, die als Hypotheken von Privatpersonen in städtischen Grundstücken eingetragen sind, haben wir in Deutschland den Betrag von zehn Milliarden Mark in Pfandbriefen der Hypothekenbanken, für die der Wert des städtischen Grundbesitzes die Sicherheit ist. Die Vernichtung dieser Kapitalsummen würde ganz unübersehbare Folgen haben. Die Großstädte müssen also in ihrer jetzigen Größe erhalten bleiben und müssen auch weiter wachsen, damit sie imstande sind, ihren Aufgaben im Staats- und Wirtschaftsleben zu genügen; nur ist es wünschenswert, daß dies nicht in demselben

Digitized by Google

Maße wie in den letzten Jahrzehnten geschehe, und dies liegt im Interesse der Städte selbst.

Die Industrie kann die vorgeschlagnen Steuersätze sehr wohl ertragen, denn sie erträgt die viel höhere Belastung, die ihr durch die hohen Miet- und Bodenpreise der Großstädte auferlegt wird. Die Miete der Räume für Gewerbezwecke ist in den Großstädten viel beträchtlicher geworden, als die Wohnungsmieten gestiegen sind. Nach den Angaben des bekannten Großindustriellen und Sozialpolitikers Heinrich Freese werden in den großstädtischen industriellen Unternehmungen durchschnittlich 40 Prozent der Betriebsüberschüsse durch die Miete aufgezehrt. Ein Beispiel für die Größe der Belastung, die die Großstädter durch das Ansteigen der Bodenpreise erleiden, hat der verstorbne Nationalökonom Paul Voigt angegeben. Dieser hat festgestellt, daß im Jahre 1895 die Bevölkerung der Stadt Charlottenburg für die Verzinsung der gesteigerten Bodenwerte für den Kopf einen Betrag von 50 bis 60 Mark aufzubringen hatte, während die Staatssteuer nur 21 Mark für den Kopf betrug. Die wirtschaftliche Lage der Stadt Charlottenburg mag wegen der besonders wohlhabenden Bevölkerung etwas abnorm und deshalb nicht für alle übrigen Großstädte ohne weiteres maßgebend sein, dennoch kann man annehmen, daß das Verhältnis der Belastung durch die Bodenrente und durch die Staatssteuer überall ähnlich sein wird. Wenn nun die Industrie in den Großstädten bei einer solchen Belastung noch rentabel ist, dann wird sie es auch bei Einführung der Personalsteuer bleiben.

Trotzdem würde die Steuer auf einen Teil der Industrie in dem gewünschten Sinne einwirken, aber nicht als wirtschaftlicher Zwang, sondern durch die allgemeine Abneigung gegen das Steuerzahlen und durch die Konkurrenz zwischen den Fabrikanten der Großstädte und denen in den übrigen Landesteilen. Es läßt sich auch angeben, welcher Teil der Industrie dies sein wird. Sombart gibt hierfür in seinem Werke „Der moderne Kapitalismus“ einen sichern Hinweis, er sagt dort (Bd. II, S. 219):

Wir beobachten schon seit einigen Jahrzehnten als eine allgemeine Erscheinung in allen Kulturländern den Exodus wichtiger Industrien aus den größten Städten. Was wir heute an Industrien in den Großstädten antreffen — immer abgesehen selbstverständlich von der ständig wachsenden Industrie, die den lokalen Bedarf deckt —, werden wir füglich in drei Kategorien teilen können:

1. solche, die dem Beharrungsgesetz ihre Weiterexistenz an dem einmal gewählten Standpunkt verdanken, und das sind gewiß nicht die wenigsten;

2. solche, die gegen die Schädigung durch die Grundrente unempfindlich sind, sei es daß sie die durch diese bewirkte Verteuerung nicht zu fürchten brauchen (Industrien, die sehr kostbaren Rohstoff verarbeiten, wie Gold- und Silberwarenfabriken, oder die durch Qualitätsarbeit dem Rohstoff einen sehr hohen Wert zusetzen, wie viele Luxusindustrien, namentlich aber die Kunstgewerbe: Kunsttischlerei, Kunstschlosserei usw.), sei es daß sie imstande sind, die Lasten der Grundrente auf andre (Arbeiter!) abzuwälzen; das ist der Fall bei allen Hausindustrien, die deshalb, begünstigt durch die Existenz eines besonders ausbeutungsfähigen Menschenmaterials — Weiber! tiefer stehende Rassen! —, heute zu den Hauptvertretern der großstädtischen Industrien gehören; ein Zeichen, daß deren Weiterexistenz schon als ein Krankheitssymptom zu betrachten ist;

3. solche, die ihrer Natur nach die Großstadt nicht entbehren können, vielleicht wegen des hier allein vorhandnen hochentwickelten Geschmacksgefühls u. dergl.

Digitized by Google

Zu dieser letzten Kategorie gehören, wie Sombart sagt, sicher heute nur noch wenige, und ihre Zahl wird wiederum in dem Maße geringer, als sich die Kultur auch außerhalb der großen Städte verbreitet.

Die zweite Kategorie, die schon gegen die Grundrente unempfindlich ist, würde dies in bedeutend höherm Maße gegenüber der viel geringern Personalsteuer sein. Es kommt also für die Übersiedlung aus den Großstädten nur die erste Kategorie in Betracht. Diese ist hauptsächlich deswegen in den Großstädten geblieben, weil ihre Betriebe auf eignem Boden stehn, und weil sie aus diesem Grunde die steigende Last der Grundrente nicht empfindet. Sie würde auch fernerhin nach Einführung der Personalsteuer in der Großstadt bleiben, solange sie nicht zur Erweiterung ihres Betriebes genötigt ist. Sobald dieser Fall eintritt, muß der Betrieb wenigstens zu einem Teile seinen bisherigen Standort verlassen, da das direkt angrenzende Gebiet wegen seines hohen Ankaufspreises nicht in Frage kommt. Meist wird der neue Betrieb dann auf dem unmittelbar an das großstädtische Weichbild angelagerten Terrain errichtet, wo die Bodenpreise noch einigermaßen niedrig sind. Der Grund hierfür liegt einerseits darin, daß man nicht gern weiter als nötig geht, und andrerseits darin, daß man auf diese Weise mit der Übersiedlung zugleich eine vorteilhafte Bodenspekulation verbinden kann. Nach einigen Jahren ist die sich weiter ausdehnende Großstadt um den neuen Betrieb wieder herumgewachsen, und der gesamte Boden in dieser Gegend bedeutend im Werte gestiegen. Auf diese Weise bilden sich in der Umgebung der Großstädte neue industrielle Vororte.

Nur auf diesen Teil der Industrie, der schon durch seine wirtschaftliche Entwicklung zur Veränderung seines Standorts genötigt ist, wäre es möglich, durch die großstädtische Personalsteuer einzuwirken. Die Bezirke für die Steuererhebung müßten so weit ausgedehnt werden, daß die den Großstädten nächstliegende Terrainzone mit eingeschlossen würde. Die politischen Stadtgebiete sind sehr verschieden abgegrenzt, sodaß die Größe des auf den Kopf der Bevölkerung entfallenden Raumes zwischen weiten Grenzen schwankt. Im Jahre 1900 betrug er für Posen 8,4 Quadratmeter, für Straßburg dagegen 305 Quadratmeter. Es müßte eine untere Grenze für das großstädtische Steuergebiet in angemessener Größe festgesetzt werden. Nimmt man als solche etwa 400 Quadratmeter für den Kopf der Bevölkerung, so füllt das Gebiet für Groß-Berlin den Raum eines Kreises von 20 Kilometern Radius aus. Es würden also die den Großstädten angrenzenden Gemeinden so weit dem Steuergebiet anzuschließen sein, bis dieses die vorgeschriebne Größe erreicht. Hierbei könnten dann die Gegenden bevorzugt werden, die sich durch landschaftliche Schönheit auszeichnen, und den Großstädtern blieben diese Gegenden als Stätten der Erholung erhalten.

Die Großstädte werden also trotz der Personalsteuer ihre Industrie im wesentlichen behalten können, nur würde diese sich nicht in demselben Maße wie bisher vermehren. Während die neuen Betriebe jetzt etwa 10 Kilometer weit vom Orte der alten errichtet werden, würde man in Zukunft vielleicht 30 Kilometer oder mehr mit ihnen hinausgehn, eine mehr oder minder große Strecke über die Grenze des Steuergebiets hinaus. Dort würde man von der

Digitized by Google

Personalsteuer befreit sein, und so wäre dieser Umstand eine Prämie für die weitere Hinausverlegung des Betriebes. Zugleich wäre dies ein Ersatz für den Gewinn, der andernfalls bei Ansiedlung in der Nähe der Großstadt aus der Steigerung des dortigen Bodenwertes zu erhoffen gewesen wäre.

In der Umgebung jeder Großstadt bliebe dann gerade die Gebietszone, die jetzt vorzugsweise von industriellen Unternehmungen besiedelt wird, frei von diesen. Dafür würde sich diese Zone, wenn auch etwas langsamer, mit Gebäuden für Wohnzwecke bedecken, da die Großstädte, wie Sombart an dem angeführten Orte nachweist, trotz dem Auszug der Großindustrie weiterwachsen. An Stelle der Industrievorstädte würden Gartenvorstädte die Großstädte von allen Seiten umgeben, während die Ansiedlung der neuen industriellen Betriebe in den Ortschaften jenseits dieser Zone erfolgte, deren geschäftliche Leitung dagegen in der Großstadt auch weiterhin ihren Sitz hätte. Ist diese Bewegung dann einmal eingeleitet, so wird sich die Industrie immer mehr auf das Land verbreiten.

Gegen diesen Vorschlag ist eingewandt worden, er erwecke verfassungsrechtliche Bedenken. Solche Bedenken dürften schwerlich ernst genommen werden. Wir haben schon eine ganze Reihe von Steuern, die nur in Großstädten erhoben werden, die Warenhaussteuer, die Börsensteuer usw. Dagegen sind von jeher fast alle Maßregeln des Staats darauf berechnet gewesen, das Anwachsen der Großstädte zu fördern.

In frühern Zeiten wurden zu diesem Zwecke den Städten besondre Privilegien verliehen; sie erhielten das alleinige Stapelrecht, nur in ihnen durften Märkte abgehalten werden, während diese in den übrigen Landesteilen verboten wurden, und dergleichen mehr. Auch direkte pekuniäre Unterstützungen wurden ihnen zuteil. Sogar der sparsame König Friedrich Wilhelm der Erste zahlte Bauprämien für die Errichtung von Häusern in Berlin, und Friedrich der Große ließ den Berlinern sogar Hunderte von Häusern auf Staatskosten erbauen.

In der Gegenwart geschieht die Begünstigung der Großstädte in der Form, daß von den Staatseinnahmen, die durch Steuern im ganzen Lande aufgebracht werden, weitaus der größte Teil in den Großstädten ausgegeben wird, während nur ein geringer Betrag auf indirektem Wege wieder in die übrigen Landesteile zurückfließt. Von den Staatsbeamten, deren Zahl sich in neuerer Zeit sehr bedeutend vermehrt hat, wohnen die meisten und höchst besoldeten in den Großstädten. Alle Jahre läßt der Staat neue große Gebäude in den Großstädten aufführen und neue Institute für wirtschaftliche, wissenschaftliche und künstlerische Zwecke einrichten. Dazu kommt die Verbesserung der Verkehrsmittel zugunsten der Großstädte und vieles andre. So ist jeder Vorschlag eines Staatshaushalts ein Ausnahmegesetz zur Beförderung des Anwachsens der Großstädte. Die Personalsteuer wäre nur ein mäßiges Äquivalent, das die Großstädte für alle diese Vergünstigungen zu leisten hätten.

Dieses ständige Eingreifen des Staats in das Wirtschaftsleben zugunsten der Großstädte würde an sich unbedenklich sein, wenn es nicht weitere Folgen hätte, die in demselben Sinne wirkten. Die Begünstigung der Großstädte

Digitized by Google

durch den Staat ist die erste und dauernde Ursache des „Zugs nach der Großstadt.“ Es mögen neuerdings noch mancherlei andre Ursachen für diese Erscheinung der modernen Zeit hinzugekommen sein, dennoch ist nur das Eingreifen des Staats in das Wirtschaftsleben die wirklich grundlegende und bleibende Ursache hierfür. Die wirtschaftliche Bevorzugung der Großstädte veranlaßt alljährlich viele Hunderttausende von Menschen, in diesen ihr Glück zu suchen, sodaß hier fortgesetzt neue Unternehmungen entstehn.

Die in die Großstädte zuwandernden sind nach Ausweis der Statistik in der Regel in dem Lebensalter vom fünfzehnten bis zum fünfundzwanzigsten Lebensjahr. Auf dem Lande und in den kleinen Städten sind die Kosten für ihren Unterhalt in der Jugend und für ihre Erziehung aufgebracht worden, während ihre gesamte Arbeitskraft den Großstädten zugute kommt. Schätzt man den Betrag dieser Kosten für den Kopf nur auf 1000 Mark (eine sehr niedrige Schätzung!), so ergibt sich, daß den Großstädten auf diese Weise alle Jahre Hunderte von Millionen Mark zugeführt werden, während die kleinen Städte und das platte Land um denselben Betrag ärmer werden.

Der Zuzug in die Großstädte vermehrt den Kapitalreichtum in diesen aber noch in andrer Weise. Durch ihn wird nämlich das Ansteigen der großstädtischen Bodenpreise verursacht. Von Paul Voigt ist zum Beispiel nachgewiesen worden, daß von den 100000 in dem Jahrzehnt 1887 bis 1897 nach Charlottenburg zugewanderten jede hinzukommende Person den Charlottenburger Grundbesitzern einen durchschnittlichen Wertzuwachs von 2500 Mark gebracht hat, und daß dort dementsprechend eine Steigerung des Bodenwerts um mehr als 250 Millionen Mark in diesem kurzen Zeitraum eingetreten ist. Ähnliche wenn auch wohl nicht ganz so große Bereicherungen haben sämtliche übrigen Großstädte erfahren. Für diese sich in ihrem Gesamtbetrage auf viele Milliarden belaufende Kapitalvermehrung in den Großstädten müssen die Landbewohner die Zinsen aufbringen helfen, da auf den Preis der Waren, die in den Städten eingekauft werden, die Mietpreise in Gestalt von Geschäftsunkosten aufgeschlagen sind.

Es ist hiernach wohl ohne weiteres klar, daß bei Fortdauer dieser Zustände die Großstädte immer reicher an Menschen und Kapital werden müssen, das platte Land dagegen und die Kleinstädte immer ärmer in beiderlei Hinsicht. Im achtzehnten Jahrhundert war die Begünstigung der Großstädte vollauf berechtigt, weil sich diese erst entwickeln mußten, um Mittelpunkte einer höhern Kultur werden zu können, aber eine Fortdauer dieser Begünstigung in der Gegenwart muß die bedenklichsten Folgen haben, wenn der Staat den Wirkungen seines ständigen Eingreifens in das Wirtschaftsleben nicht in irgendeiner Weise Hemmungen entgegensetzen will. Was in frühern Jahrhunderten segensreich war, wird in der Gegenwart mehr und mehr verderblich. Hier gilt wieder einmal das Wort: „Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage.“ Wer in heutiger Zeit die Begünstigung des Anwachsens der Großstädte vom Staate für berechtigt erklärt und entrüstet ist über jeden Vorschlag, diese Bewegung einzuschränken, der ist ein Reaktionär und steht in seinen wirtschaftlichen Anschauungen noch auf dem Standpunkte des achtzehnten Jahrhunderts.

Digitized by Google

Von den Geographen ist darauf hingewiesen worden, daß wir in Deutschland drei große städtearme Gebiete haben. Das erste umfaßt die östlichen Provinzen Preußens, das zweite bildet Hannover mit den angrenzenden Teilen von Schleswig-Holstein und Mecklenburg, das dritte die bayrische Donauebne. Die Städtearmut dieser drei Gebiete ist offenbar auf die Anziehungskraft der drei Großstädte Berlin, Hamburg und München zurückzuführen, die aus diesen Gebieten vornehmlich ihre Menschen- und Kapitalkraft geschöpft haben. Falls die Anziehungskraft der Großstädte nicht etwas eingeschränkt wird, müssen sich diese Gebiete immer weiter ausdehnen und immer mehr verarmen.

Die hierin liegende Gefahr für unser gesamtes Wirtschaftsleben ist offenbar schon seit langem von den Staatsbehörden erkannt worden. Darauf deuten die Miquelsche Steuerreform und alle die Maßregeln, die in der Presse als „Liebesgaben für die Landwirtschaft" bezeichnet werden. Dennoch muß man fürchten, daß alle diese Mittel versagen werden, da sie viel zu unbedeutend sind gegenüber den ungeheuern Vorteilen, die den Großstädten aus ihrer wirtschaftlichen Begünstigung zufließen.

Die Wirtschaftsbewegung, die die Konzentration der Bevölkerung und des Kapitals in den Großstädten zur Folge hat, würde gerechtfertigt erscheinen, wenn die im übrigen Landesgebiete hierdurch bewirkten Nachteile durch gleichwertige Vorteile in den Großstädten ausgeglichen würden. Aber dies ist keineswegs der Fall. Das rapide Anwachsen der Großstädte nötigt diese zu verhältnismäßig großen Ausgaben. Die Verwaltung einer Stadt scheint relativ um so teurer zu werden, je größer sie wird. Für zehn Städte von je 100000 Einwohnern stellt sie sich billiger als für eine Millionenstadt, da sich alle städtischen Anlagen bei der Erweiterung über eine gewisse Größe hinaus für den Kopf der Bevölkerung mehr und mehr verteuern. Eine Folge des überraschen Anwachsens sind für die Großstädte die steigenden Gemeindesteuern und die anschwellende Verschuldung. Auch die Stadt Berlin, die sich solange einer glänzenden wirtschaftlichen Lage erfreute, sieht sich schon einer Finanzkalamität gegenüber.

Die Großstadtbewohner müßten nach Art der Yankees von einer Millionenmanie besessen sein, wenn sie mit einer Einschränkung der Zuwanderung, die ihnen von wenig Ausnahmen abgesehen nur Nachteile bringt, nicht einverstanden sein wollten. Gleichwohl haben sich die großstädtischen Zeitungen fast ausnahmlos gegen meinen Vorschlag ausgesprochen. Diese Erscheinung läßt sich teilweise wohl durch den Einfluß der großstädtischen Bodenspekulation auf die Presse erklären. Von Paul Voigt werden in seinem Werke „Grundrente und Wohnungsfrage in Berlin" die Privatpersonen ihrem Berufe nach namhaft gemacht, die neben den großen Terraingesellschaften an den Gewinnen aus der Bodenspekulation in Charlottenburg und den westlichen Berliner Vororten teilgenommen haben. Hierzu gehört auch „ein bekannter Zeitungsverleger." Daß ein solcher seinen Einfluß auf die Presse zur Förderung seiner mit der Bodenspekulation verknüpften persönlichen Interessen benutzt, ist begreiflich.

Die von der großstädtischen Presse abgegebnen Urteile werden von den Zeitungen in der Provinz kritiklos nachgedruckt. So kommt es denn, daß

Digitized by Google

sich auch die Zeitungen in den Klein- und Mittelstädten gegen meinen Vorschlag ereifert haben, unter andern auch eine Kottbuser Zeitung. Die Stadt Kottbus hatte nun 1895 38043 Einwohner und 1900 deren 39327. Wenn Kottbus in dieser Weise weiter wächst, wird es erst nach vierzig Jahren die Zahl von 50000 Einwohnern erreichen und also erst dann für die vorgeschlagne Personalsteuer in Frage kommen. Ob es aber bei Fortdauer der gegenwärtigen Zustände je so weit anwachsen wird, ist wenig wahrscheinlich. In dem Zeitraum von 1895 bis 1900 hat die Einwohnerschaft von Kottbus um drei Prozent zugenommen, die des Deutschen Reichs aber fast um acht Prozent. Wenn Kottbus in seiner Zunahme so sehr zurückgeblieben ist, obgleich man bei einer solchen Industriestadt ein viel größeres Anwachsen zu erwarten berechtigt ist, so ist dies nur dadurch zu erklären, daß Berlin und andre Großstädte einen Teil der Bevölkerung von Kottbus an sich gezogen haben. Der Stadt Kottbus droht also dasselbe Schicksal wie so mancher andern Stadt in den Ostprovinzen, daß sie verkümmert. Wunderbar ist es aber, daß der Redakteur einer Kottbuser Zeitung das Interesse der Berliner Bodenspekulanten höher wertet als das seiner eignen Mitbürger.

Doch nicht nur Privatinteressen, sondern auch parteipolitische Rücksichten haben eine unbefangne Beurteilung meines Vorschlags verhindert. Dies ist der Fall, wenn eine angesehene in Berlin erscheinende Zeitung zu demselben bemerkt:

„Ein Schneidermeister z. B., der sich jetzt mit drei Gesellen abquält, ohne kaum das Notwendigste zu verdienen, würde bei einer Personalsteuer von 36 bis 108 Mark jährlich nicht mehr existieren können. Genügen seine Leistungen den Ansprüchen des Luxus, so gelingt es ihm vielleicht, höhere Preise zu erzielen, andernfalls muß er mit der Industrie aufs Land ziehen."

Dieser unglückselige Schneidermeister hat mit seinen drei Gesellen die Runde durch einen großen Teil der Presse Deutschlands gemacht, und doch existiert er schon seit einer Reihe von Jahren in keiner Großstadt mehr. Wer sich in einer solchen einen neuen Anzug anschaffen will, der muß sich in ein Ladengeschäft bemühen; dort wird ihm Maß genommen, und dann wird der Rock dem Rockschneider, die Weste dem Westenschneider, die Hose dem Hosenschneider in Auftrag gegeben. Diese drei Leute stellen daheim in ihrem Kämmerlein das Kleidungsstück her, und der Kunde muß schließlich zufrieden sein, wenn die drei Kleidungsstücke mehr oder minder gut zueinander passen. Der Ladenbesitzer, der sich in neuerer Zeit zwischen den Handwerksmeister der alten Art und die Kundschaft gedrängt hat, zahlt vielleicht 5000 oder gar 50000 Mark Ladenmiete, was bedeuten ihm da die wenigen Mark, die er für sein Ladenpersonal an Steuer zu entrichten haben würde? Der wirkliche Schneidermeister, der mit seiner Kundschaft direkt verkehrt, ist aber in den Großstädten schon seit vielen Jahren kaum noch vorhanden.

Offenbar beabsichtigen die Zeitungen mit diesem Einwand für die Erhaltung des Mittelstands einzutreten. Dieser ist in dem Typus des selbständigen Schneidermeisters nur noch in Klein- und Mittelstädten vorhanden. Wer also dem Mittelstand den Existenzboden erhalten will, der muß für die

Digitized by Google

wirtschaftliche Kräftigung der Klein- und der Mittelstädte wirken und für die Entwicklung neuer kleiner Gemeinwesen. Daß in den Großstädten solche Handwerker nicht mehr leben, dürfte den Zeitungsredakteuren aus eigner Erfahrung hinlänglich bekannt sein. Wenn sie also mit ihren Bestrebungen ernst genommen sein wollen, täten sie gut, sich der wirklich lebenden Menschen anzunehmen und nicht für Phantasiewesen zu streiten.

Die in den Großstädten noch vorhandnen Überreste des Mittelstands von wirklich selbständigen Kleinhändlern und Handwerkern werden von der fortwährend steigenden Last der Laden- und Werkstättenmiete erdrückt. Wer diesen schwer um seine Existenz ringenden Teil der Bevölkerung erhalten will, kann dies nur, indem er ein weiteres Ansteigen der Bodenrente verhindert. Und dies würde durch die Personalsteuer bewirkt, die die Zuwanderung in die Großstädte einschränkte. Die Personalsteuer würde ferner für diese Klassen keine unerträgliche Last sein, da sie viel geringer ist als die Belastung durch die Miete und schon in der Verhinderung einer einzigen Mietsteigerung einen vielfachen Ausgleich fände. Andrerseits würde die Personalsteuer den Mittelstand gerade in seinem Konkurrenzkampf gegenüber dem Großunternehmertum stärken, da dieses durch die Personalsteuer nicht nur absolut, sondern auch relativ stärker belastet wird. In dem Kleinbetriebe macht die steuerfreie persönliche Arbeitsleistung des Handwerkers oder Kleinhändlers einen viel größern Anteil an der Gesamtleistung aus als in dem Großbetriebe die des Unternehmers. Die Personalsteuer würde also in jeder Beziehung auf den Mittelstand günstig wirken.

Wenn nun schon der Mittelstand mit der Personalsteuer zufrieden sein kann, so wird das um so mehr der Fall sein bei der großen Masse, die gezwungen ist, in der Großstadt ihr Leben zu verbringen. Diese wird immer enger zusammengepfercht, damit die vielen Hunderttausende, die Jahr für Jahr in die Großstädte strömen, auf dem engsten Raum untergebracht werden können. Die Wohnstätten für diese Menge bedecken immer weitere Gebiete an der Peripherie der Großstädte und geben diesen ihren abstoßenden Charakter. Unaufhaltsam dehnen sich die Häuserwälle auf das freie Land aus und begraben einen anmutigen Ort nach dem andern unter ihren Ziegelmassen. Jeder Großstädter, der als ein solcher geboren ist, wird wohl schon Bedauern darüber empfunden haben, daß alle die Stätten seiner Vaterstadt, an die sich vielleicht die glücklichsten Erinnerungen seiner Jugend knüpfen, vollständig vom Erdboden verschwinden. Wie einst das Haupt der Medusa, so wirkt die Großstadt auf ihre Umgebung; sie verwandelt alles in öde Steinhaufen, die Waldungen, die Felder und die Gärten. Nur mit großen Opfern vermag der Berliner Magistrat einige spärliche Oasen in der weiten Steinwüste der Riesenstadt zu erhalten. Wird die Vermehrung der Industrie in den Großstädten eingeschränkt, so würde hierin Wandel geschafft.

Daß bei den ungünstigen Lebensverhältnissen in den Großstädten ein beträchtlicher Teil der Bevölkerung verkümmert, ist eine allgemeine Erscheinung. Zwar sind die Großstädte keine Menschenvertilger mehr wie in frühern Jahrhunderten. Die Sterblichkeit ist jetzt dank den vielfachen Verbesserungen in

Digitized by Google

hygienischer Beziehung in den Großstädten durchschnittlich nicht größer als in den übrigen Landesteilen. Dafür steht es aber mit den Geburtszahlen weniger günstig. Diese übertreffen allerdings in allen Großstädten die Sterbezahlen nicht wenig, auch in Berlin. Doch darf man sich hierdurch nicht täuschen lassen. Da die Einwanderung in die Großstädte vornehmlich im Alter vom fünfzehnten bis zum fünfundzwanzigsten Lebensjahre erfolgt, so ist das zeugungskräftige Lebensalter in ihnen bedeutend stärker vertreten, und deshalb müßten ihre Geburtszahlen wesentlich höher sein als in den übrigen Landesteilen. Auf diese Weise aber wird das tatsächliche Verhältnis des Absterbens der großstädtischen Bevölkerung zu dem Ersatz hierfür durch die alljährlich Gebornen verdeckt. Für Berlin ist nun von Boeckh, dem frühern Direktor des Berliner Statistischen Bureaus, nachgewiesen worden, daß in den Jahren 1886 bis 1895 die Zahl der Geburten um zehn Prozent hinter der zurückgeblieben ist, die nötig gewesen wäre, die Bevölkerung der Stadt Berlin ohne die Zuwanderung auf derselben Höhe zu erhalten. Die Einwohnerschaft Berlins würde also jedes Jahr um 10000 abnehmen, wenn keine Zuwanderung geschähe. Mit Hamburg wird es nicht viel anders bestellt sein, wohl aber ist dies bei den übrigen Großstädten der Fall. Sobald diese in etwa zwei Jahrzehnten zu Millionenstädten angewachsen sein werden, bedürfen auch sie voraussichtlich einer immer größern Zuwanderung, daß sie in ihrer Einwohnerzahl stationär bleiben. Da dann einerseits in den Städten immer mehr Menschen verbraucht werden, andrerseits das Zufuhrgebiet für die Städte immer begrenzter und menschenleerer wird, so muß diese doppelt wirkende Ursache in kurzer Zeit eine rapide Verminderung der Bevölkerungszunahme zur Folge haben. Die Bevölkerung des Deutschen Reichs wird dann stationär werden wie die Frankreichs, und in die alsdann entstehenden Lücken werden Ausländer eindringen, deren Vorhut die jetzt alljährlich einwandernden Landarbeiter des Ostens sind. Wenn die deutsche Volkskraft stark und gesund erhalten bleiben soll, muß also das Wachstum der Großstädte eingeschränkt werden.

Afghanistan

Schilderungen und Skizzen von Franz Kordon

(Fortsetzung)

Längs des Flusses ritten wir hierauf, von einem Wegekundigen geleitet, durch mehr als mannshohes Schilf auf schmalen Fußsteigen aufwärts. Nach Verlauf einer halben Stunde kamen wir auf freies Feld und erreichten die Straße wieder, auf der wir eine Stunde später in Dschelalabad einritten. In einem Kiosk des Emirs, der von einem prächtigen großen Garten umgeben ist, wurde uns eine sehr schöne Wohnung angewiesen. Bald nach unsrer Ankunft empfingen wir den Besuch des Kommandanten von Dschelalabad, in dessen Gefolge mehrere

Digitized by Google

Beamte und Offiziere waren. Der Befehlshaber erkundigte sich, wie wir uns befänden, und welchen Verlauf unsre Reise bisher genommen habe. Er verweilte eine Stunde bei uns. Dann wurden uns Obst und Weintrauben vorgesetzt. Als der Abend anbrach, nahmen wir in dem Becken eines vor dem Kiosk liegenden Springbrunnens ein Bad. Leider war das Wasser infolge der großen Hitze sehr warm, doch fanden wir unter den kühlern Fluten des Springbrunnens die gewünschte Erfrischung. Den nächsten Tag, den 4. Juli, rasteten wir und besichtigten den lieblichen Garten, wo wohlgepflegte Blumenbeete und aus Orangenbäumen bestehende Wandelgänge zu einem sehr ansprechenden Ganzen vereinigt sind. Auch das acht Jahre zuvor erbaute Gartenhaus sahen wir uns an.

Am 5. Juli machten wir uns wieder reisefertig. Um acht Uhr am Morgen etwa kam der Kommandant, um sich wieder nach unserm Befinden zu erkundigen und uns mitzuteilen, daß wir schon die Hälfte unsrer Reise zurückgelegt hätten und am fünften Tage in Kabul eintreffen würden. Wir statteten dem Befehlshaber unsern Dank für seine freundliche Fürsorge ab, die uns die willkommne Rast so angenehm gemacht hatte, bestiegen unsre Rosse und machten uns auf den Weg. Die Straße benutzten wir jedoch nicht, denn unser Führer kannte einen kürzern Seitenweg, der sich zwischen Feldern und über eine Menge kleiner Bewässerungsrinnen von Dorf zu Dorf hinzog; wir konnten unter schattigen Bäumen rasten und erhielten Wasser oder Milch zu trinken, was uns sehr erwünscht war, denn unsre Kehlen waren immer ausgetrocknet, und das von Peschawar mitgenommne Sodawasser war längst getrunken. An diesem Tage langten wir ungefähr um sechs Uhr am Abend an dem Platze an, wo wir über Nacht bleiben sollten. Unter einigen Bäumen schlugen wir unser Lager auf. Zu unserm Leidwesen erlag dort das Pferd eines unsrer Begleiter den Anstrengungen des Marsches, und wir mußten am Morgen des 6. Juli lange warten, bis ein Maultier als Ersatz für den gefallnen Gaul herbeigeschafft wurde.

Erst gegen zehn Uhr am Vormittag konnten wir aufbrechen. Glücklicherweise war dieser Tagesmarsch kurz: um vier Uhr am Nachmittag erreichten wir unsern Lagerplatz, einen mit hohen Mauern eingefriedeten Park, der mit riesigen Platanen und mit Zypressen bestanden war. Unter einer großen Platane wurden unsre Feldbetten aufgeschlagen, doch mußten wir uns am Abend unter den freien Himmel flüchten, da viele tausend Turteltauben und andre Vögel ihr Nachtquartier in dem Geäst der ungeheuern Bäume bezogen und uns einen — Guanosegen bescherten, dem wir nicht standzuhalten vermochten. Am 7. Juli brachen wir um sechs Uhr früh auf, da wir an diesem Tage eine große Strecke zurückzulegen und ein hohes Gebirge zu übersteigen hatten, das wir bald erreichten. Auf steiniger Straße ging es bergauf; wir gelangten in ein kaum dreihundert Meter breites und vielleicht etwas mehr als einen Kilometer langes ödes Tal, das auf beiden Seiten durch mindestens hundert Meter hohe Felskämme begrenzt wird. Durch eine kleine von diesen Felsmassen gebildete Scharte verließen wir das wüste Tal wieder. Während wir es durchzogen, erzählte mir unser Führer, daß in dem Mordtal ein englisches Heer in der Stärke von 16000 Mann nebst etlichen Frauen von Afghanen erschlagen worden waren. Nur ein Arzt sei zufällig am Leben geblieben. Ich besichtigte den Ort genau und

Digitized by Google

erkannte, daß er sich zu einem Überfall aus dem Hinterhalte vortrefflich eigne. Die englischen Truppen, die allerdings den im Kriege gebotnen Sicherungsdienst vollständig mußten vernachlässigt haben, gerieten in jenem Tale in ein furchtbares Kreuzfeuer, das vernichtend wirken mußte, weil jede Gegenwehr den hinter Felsen vollkommen gedeckten Feinden gegenüber einfach ausgeschlossen war. Hätten sich die Engländer durch Vorhut, Nachhut und Seitenhut entsprechend gesichert, so würden sie gar nicht überfallen worden sein. Die Afghanen tun sich auch heute noch auf diese „Waffentat" nicht wenig zugute..

Auf einem sehr steilen, sich zwischen Felsblöcken emporwindenden Saumpfade gelangten wir in die Felsscharte und setzten, nachdem wir sie durchschritten hatten, unsern Marsch fort, der uns bald über den Sattel eines hohen Berges führte. Durch eine steile mit Geröll bedeckte Schlucht ging es zwei Stunden bergauf. Auf der Höhe angelangt mußten wir auf eine Rast verzichten, da wir nirgends Schutz vor den brennenden Sonnenstrahlen hätten finden können. So ritten wir denn ohne Aufenthalt über steiniges Geröll abwärts, doch war der Abstieg nicht so steil wie der Anstieg. Um vier Uhr am Nachmittag erreichten wir eine sehr kleine Ortschaft, wo wir Halt machten und uns wieder unter schattenspendenden Bäumen zur Ruhe niederließen. Da neben der Ortschaft eine Nomadenschar ein mindestens aus zwanzig Zelten bestehendes Lager aufgeschlagen hatte, stellte unser Führer während der Nacht Doppelposten an unserm Nachtlager auf. Am Morgen des 8. Juli kamen aus dem Dorfe viele alte und junge Männer, um uns zu bitten, ihnen den Puls zu fühlen und zu sagen, ob sie krank oder gesund seien. Den ältern und kränklich aussehenden Männern erfüllten wir den Wunsch und gaben ihnen außerdem Brausepulver zu trinken, worauf sie sich bedankten und wohlgemut in ihre Hütten zurückkehrten. Wir schwangen uns wieder in die Sättel, überschritten auch an diesem Tage, der sehr heiß war, einen Höhenrücken und langten gegen Abend in einer Schlucht an, in der nur wenige elende Hütten standen. Wir schlugen unser Nachtlager an einer offnen Wasserleitung auf und erhielten Aprikosen, worüber ich mich um so mehr wunderte, als ich während des ganzen Tages nur kahles Felsengebirge, nicht einen einzigen grünen Strauch, geschweige denn einen Fruchtbaum gesehen hatte. Die lieblich duftenden Früchte mundeten uns trefflich.

Um zwei Uhr früh zog eine aus wenigstens tausend Schafen, mehreren hundert Kamelen und Eseln bestehende Karawane an unserm Lager vorüber. Diese Karawane setzte ihren Marsch ohne Aufenthalt fort, da die Tiere in der Kühle der Nacht rascher vorwärts getrieben werden können. Auch wir waren am 9. Juli um drei Uhr Morgens reisefertig, denn wir hatten an diesem Tage den längsten und anstrengendsten Marsch vor uns. Auf ziemlich guter Straße ritten wir bergauf und hatten in kurzer Zeit die Karawane eingeholt. Eine gute Stunde zogen wir an ihr vorüber und eilten dann so rasch wie möglich auf fortwährend ansteigender Straße aufwärts.

Um sieben Uhr früh kamen wir in dreitausend Metern Höhe auf einem Gebirgssattel an und hielten kurze Zeit Rast. Da die Luft rein war, konnten wir weit in die Ferne schauen, sahen aber ganz kahles, zerklüftetes Gebirge,

Digitized by Google

eine tote Welt. Dieser Anblick gemahnte mich an die neuesten Mondkarten und stimmte mich trübe. Wir machten uns bald wieder auf den Weg, nachdem wir einen Schluck kalten Tee zu uns genommen hatten. Zu essen hatten wir nichts als einige Stücke Zwieback, die wir aber durch unsre ausgetrockneten Kehlen nicht hinabwürgen mochten. Bei dem Abstieg von der Höhe des Sattels legten wir die steilste Strecke ungefähr in einer halben Stunde zu Fuß zurück, worauf wir wieder unsre Pferde bestiegen und nach Verlauf einer Stunde in einen Felsenkessel gelangten. Eine Straße war nicht zu sehen. Wir setzten unsern Marsch in dem ausgetrockneten Bett eines Flusses oder Baches fort, wo wir zwischen hohen senkrechten Felsen, allen Windungen des ehemaligen Flußlaufs folgend, dahinritten. Häufig konnten wir nicht auf eine Entfernung von fünfzig Schritten unsre Marschrichtung geradeaus überschauen. Dieser Engpaß war etwa dreihundert Meter lang. Als wir ihn im Rücken hatten, zogen wir auf einer zu unsrer Linken an Felsenwänden hinführenden Straße weiter und sahen, um eine Felskante biegend, einen an einer langen Stange hängenden Korb. Unser Führer gab uns Auskunft: in dem Korbe lag der Kopf eines gerichteten Straßenräubers, als abschreckendes Beispiel zur Schau gestellt. (Auch in China herrscht die Gepflogenheit, die Köpfe hingerichteter Straßenräuber an Straßen in Körben zur Schau zu stellen.) Nach einer kurzen Weile klommen wir wieder auf einer ziemlich guten, in zahlreichen Windungen gebauten Straße aufwärts und gelangten um zwölf Uhr auf die Höhe eines zweiten Sattels, der fast so hoch ist wie der erste. Ohne zu rasten, marschierten wir talab weiter und kamen um drei Uhr Nachmittags im Tale des Kabulflusses zu dem Orte Budhag, der siebzehn Kilometer von Kabul entfernt ist. Wir waren froh, unsern Tagmarsch beendet zu haben, denn wir spürten nicht weniger als unsre Gäule die Folgen der Anstrengung in allen Gliedern.

Es ist für Europäer kein Vergnügen, in tropischer Hitze auf Straßen zu reisen, wie wir sie fanden. Unsre Tragpferde trafen erst spät in der Nacht bei uns ein. Wir schliefen in Budhag, im Geiste schon am Ziel unsrer beschwerlichen Reise angelangt, auf dem flachen Dache des uns angewiesenen Hauses, da wir uns in den Stuben nicht behaglich fühlten. Am 10. Juli, am Morgen um acht Uhr, setzten wir uns in der Richtung gegen Kabul in Bewegung. Die Straße war hier, im fruchtbaren Tale des Kabulflusses, schön und eben. An vielen Orten wurde Weizen geschnitten. Um halb elf Uhr am Vormittag erreichten wir Kabul und ritten durch die sehr belebte Basarstraße vor das Bürgermeisteramt, wo wir zu Pferde Aufstellung nahmen. Unser Führer meldete dem Bürgermeister unsre Ankunft. Während wir etwa eine halbe Stunde auf seine Rückkehr warteten, füllte sich der ohnehin volkreiche Platz mit zahllosen Neugierigen, die uns als Wesen aus einer andern Welt zu betrachten schienen. Nach der Rückkunft unsers Führers ritten wir durch die Basarstraße, in der sich Fußgänger, Reiter und Tragtiere — Pferde, Kamele und Esel — drängten und stießen, zu der über den Kabulfluß führenden Brücke. Vorausgehende Wachleute schafften uns in dem Gedränge Raum. Nach dem Überschreiten der Kabulbrücke wurden wir in einen großen Garten geleitet, wo wir mehr als eine Stunde der Dinge harrten, die da kommen sollten. Dem Emir

Digitized by Google

war von unsrer Ankunft jedenfalls Meldung erstattet worden, doch ließ man uns warten. Wahrscheinlich wurde während dieser Zeit über die Frage unsrer Einquartierung beraten. Endlich wurde unserm Langen und Bangen ein Ziel gesteckt, und wir ritten auf einer schönen, durch Baumreihen beschatteten Straße an einen Ort in der Nähe der Schlösser des Emirs. Dort stiegen wir von den Rossen und wurden in ein sehr großes Doppelzelt geführt, wo uns ein noch junger, aber im Range hochstehender Beamter des Emirs bewillkommnete und in eine gesonderte Abteilung des Zeltes geleitete, wo wir mit Tee und feinem Backwerk bewirtet wurden. In dem großen Raume des Zeltes standen viele vornehme Männer, vermutlich einheimische Fürsten und Stammeshäuptlinge, die dem Beamten Gesuche übergaben und Anliegen vortrugen. Der Boden im Zelte war mit Teppichen belegt, der Beamte saß auf einem besondern, goldgestickten Teppiche, nahm die Schriftstücke der Gesuchsteller in Empfang und sah sie sofort durch. Die ihm berechtigt scheinenden Gesuche wurden zusammengelegt, die andern ohne weiteres auf den Boden geworfen und von den Bittstellern demütig wieder zurückgenommen. Im Verlauf einer Stunde wurden auf diese Weise alle Gesuche erledigt, worauf in einer andern Abteilung des Zeltes gemeinsam gebetet wurde. Dann wurden die Bittsteller entlassen. Unter diesen Männern fielen mir sechs wegen ihrer Tracht und ihres martialischen Aussehens besonders auf. Sie trugen schwarze Vollbärte, sehr lange, über die Schultern niederwallende Haupthaare und sahen mit großen, schwarzen, blitzenden Augen um sich. Einer von ihnen maß gewiß 1,90 Meter. Bekleidet waren die wilden Gesellen mit langen braunen Lodenröcken und hohen rohledernen Stiefeln. Als Kopfbedeckung trugen sie langwollige Schafpelzmützen, die den Grenadiermützen früherer Zeiten einigermaßen ähnelten. Um den Leib hatten sie Gürtel geschlungen, die mit Gewehrpatronen gefüllt waren. Auf meine Frage, woher diese Männer gekommen seien, wurde mir die Antwort, sie lebten an der Grenze nächst Belutschistan und seien erschienen, um dem Emir ihre Bitten vorzutragen. Sie sollen früher in Belutschistan als Räuber gehaust haben und deswegen von den Engländern verfolgt worden sein, sodaß sie es vorzogen, über die Grenze nach Afghanistan zu fliehen. Sie werden selbstverständlich mit Strenge behandelt und im Zaum gehalten.

Nachdem sich der Beamte nach unserm Befinden erkundigt hatte, wurden wir höflichst verabschiedet und in unsre Wohnungen geleitet. Diese lagen in einem der besten Häuser am nordwestlichen Ende der Stadt, Andarabi genannt, wo schon ein Europäer, Frank Martin, wohnte, der uns in freundlichster Weise begrüßte. Der Verkehr mit diesem hochachtbaren, ausgezeichneten Manne gestaltete sich im Laufe der Zeit zu einem wirklich freundschaftlichen, sehr angenehmen Verhältnis. Herr Martin ist ein Gentleman in des Wortes voller Bedeutung. Der Umgang mit ihm machte mir und meinem Begleiter das Leben in Kabul, wo wir uns fern von der gesitteten Welt wußten, erträglich.

Am Abend dieses Tags überbrachte ein Dolmetsch des Emirs jedem von uns hundert afghanische Rupien als Geschenk des Fürsten. Auch wurden uns zehn Rasttage gewährt, damit wir uns von den Anstrengungen der Reise erholen könnten. Am 21. Juli wurden wir eingeladen, vor dem Emir zu er-

Digitized by Google

scheinen, der sich damals in dem herrlich liegenden Sommerschlosse Bagabale aufhielt. In einer Kutsche mit vier Sitzen, die uns zur Verfügung gestellt wurde, fuhren wir, von einem Dolmetsch begleitet, durch wunderschöne Pappelalleen nach dem Schlosse, das etwa sieben Kilometer von unserm Wohnhause entfernt war. In einem Hause außerhalb des Schlosses warteten wir von zwölf bis zwei Uhr Nachmittags und wurden mit Tee und Backwerk bewirtet. Um zwei Uhr kamen einige Beamte und Diener, um uns zum Emir zu geleiten. Vorher wurde Nachschau gehalten, ob wir nicht etwa Waffen mit uns führten, und einer der Beamten meinte, wir möchten diese Maßregel nicht übel aufnehmen. Es sei Vorschrift, jeden Fremden, der zum erstenmal vor dem Emir erscheine, in solcher Weise zu untersuchen. Vor den Emir geführt, wurden wir freundlichst begrüßt. Der Fürst reichte jedem die Hand und hielt meine Hand solange in der seinen, bis wir unsre Reiseerlebnisse erzählt hatten. Über das Vorgehn der Engländer uns gegenüber äußerte der Emir sein Mißfallen. Er war davon schon vor unsrer Ankunft in Kabul in Kenntnis gesetzt worden. Unser Empfang währte bis fünf Uhr am Nachmittag. Hierauf fuhren wir in unsre Wohnung zurück und nahmen nach etlichen Tagen die uns obliegende Tätigkeit auf.

2. Land und Leute

Afghanistan ist zuweilen, und nicht ganz mit Unrecht, mit der Schweiz verglichen worden, doch darf nicht übersehen werden, daß solche Vergleiche immer nur eine recht allgemeine Ähnlichkeit andeuten und durchaus nicht geeignet sind, klare Vorstellungen hervorzurufen und richtige Begriffe zu erzeugen. Was Afghanistan mit der Schweiz etwa gemein hat, ist bald gesagt: hier wie dort verleihen gewaltige Bodenerhebungen einem großen Teile der Oberfläche den Charakter eines aus fruchtbaren Niederungen bis in die Regionen des ewigen Schnees und Eises ansteigenden, mächtigen Gebirgslandes, das sich auf breiter Grundlage höher und höher aufbaut, und dessen unwirtliche Bergketten und Höhenzüge nur auf ebenso beschwerlichen wie, zu gewissen Zeiten wenigstens, gefahrvollen Pässen überschritten werden können. In beiden Ländern finden sich ansehnliche Wasserläufe, die im Norden und im Süden der Gebirgsmassen ihre segenspendenden Fluten dahinwälzen, und wie die Rhône in den Genfer See, so mündet der Hilmend oder Helmend in den Sawaransee, wo er freilich verschwindet.

Damit ist schon so ziemlich alles hervorgehoben, worin sich die beiden Länder ähneln, wenn man nicht etwa auf gewisse Erzeugnisse des Bodens, die sie ebenfalls gemeinsam haben, und auf die in beiden Gebieten mit Vorliebe betriebne Viehzucht hinweisen will, um für den Vergleich eine größere innere Berechtigung ausfindig zu machen.

Von den großen Gebirgszügen, die Afghanistan von Osten nach Westen durchschneiden, bilden der mächtige Hindukusch, der Kohi-Baba, Sefid-Koh, Sia-Koh und das Paropanisosgebirge eine ungeheure, über tausend Kilometer lange Scheidewand zwischen dem Süden und dem Norden des Landes, dessen klimatische Verhältnisse durch diese Oberflächengestaltung wesentlich beeinflußt werden und Unterschiede aufweisen, wie sie unter diesen Breiten kaum in einem andern Lande beobachtet werden. Außer den genannten Gebirgen sind noch das Kodscha-Mahomedgebirge im nordöstlichen Teile des Landes, ferner ein andrer Sefid

Digitized by Google

Koh, ungefähr fünfundvierzig Kilometer südlich von Dschelalabad, dann das Pagmangebirge zu nennen, das sich im Nordwesten von Kabul, etwa dreißig Kilometer in gerader Richtung von der Hauptstadt entfernt, von Nordost nach Südwest erstreckt, bei einer Länge von ungefähr hundertundvierzig Kilometern. Diese Aufzählung ist keineswegs erschöpfend, denn es streichen noch bedeutende Gebirgszüge im südwestlichen Teile des Landes in derselben Richtung wie das Pagmangebirge; es erheben sich ferner nordwestlich von Kandahar der Koh-Schah-Maksud; nördlich von Girischk im Süden Afghanistans das Kodscha-Nakhumgebirge, und das rauhe, auf sehr breiter Grundlage aufsteigende Hochgebirgsland Hasareh südwärts vom Sia-Koh; desgleichen ansehnliche Gebirgszüge im Norden des großen Sefid-Koh, aber es muß der strengen wissenschaftlichen Forschung überlassen werden, diese zum Teil von Europäern noch gar nicht betretnen Gebiete des Landes genau zu erkunden.

Mehrere Gipfel der Gebirgszüge Afghanistans erheben sich zu beträchtlicher Höhe: im Hindukusch bis zu 7700 Metern, im Kohi-Baba bis zu 5500 Metern, der Kohi-Schah in Hasareh soll die Gipfel des Hindukusch noch überragen. Bemerkenswert ist auch die Höhe vieler Gebirgspässe, deren einer 5654 Meter erreicht, während etliche über 4000 Meter haben und viele zwischen 2000 und 3000 Metern hoch sind. Diese erstaunlichen Höhen der Übergänge können von der überwältigenden Großartigkeit dieser Gebirgswelt annähernd eine Vorstellung wachrufen. Leider entbehren viele dieser Gebirge des Schmuckes der Wälder, und mehr als drei Fünftel des gesamten Landes sind fast jeglicher Vegetation bar: mit den kahlen Felsmassen der riesigen Bodenerhebungen stehn wüste Ebnen, von angeschwemmtem Geröll bedeckt, in traurigem Einklange. Die Niederungen und die Täler, die durch Flüsse ausreichend bewässert werden, sind freilich überaus fruchtbar; so die Landschaften von Dschelalabad und Kandahar, und im Norden des Reichs das afghanische Turkestan. Das Klima in diesen Gebieten des Reichs unterscheidet sich von dem der andern Teile sehr bedeutend; auch Kabul hat trotz seiner Lage (2060 Meter über dem Meere) sehr heiße Sommer. Die Temperatur steigt auch, da Niederschläge vom Mai bis zum Dezember zu den Seltenheiten gehören, in der Hauptstadt bis zu 50 Grad Celsius im Schatten. Herat hat etwa dieselbe Höhenlage wie Kabul und dasselbe Klima, während die Landstriche nahe bei Kandahar tropisches Klima aufweisen. In Ghasna, auch Ghasni, 2356 Meter über dem Meere, ist der Winter streng und kalt, der Sommer kühl. Die Erzeugnisse des Bodens entsprechen dieser Verschiedenheit des Klimas. Das Fehlen von Wäldern in der Umgebung der Siedlungen macht sich sehr bemerkbar. Die von Flüssen nicht durchzognen Niederungen, die als wüste Einöden erscheinen und meist nicht einmal einen als Schafweide nutzbaren, spärlichen Pflanzenwuchs hervorbringen, wären gewiß fruchtbar, wenn ihr von der Sonne ausgebrannter Boden von häufigen Niederschlägen getränkt würde. Dieses geschähe zweifellos, wären die Waldungen nicht bis auf die Wurzeln der Bäume und Gesträuche ausgerottet worden. Die Gebirge südlich und nordwestlich von Dschelalabad sind noch bewaldet, jene allerdings nur noch spärlich in den höhern Regionen, während diese größere, zumeist aus Kiefern und Steineichen bestehende Waldungen haben. Die Axt ist selbstverständlich auch hier fortwährend tätig, und große Mengen von Klötzen werden auf dem

Digitized by Google

Kabulflusse nach Indien gebracht, dort zu Brettern und Bauholz geschnitten und verkauft. Von Dschelalabad wird auch nach Kabul Brenn- und Bauholz mit Kamelen befördert; das Brennholz besteht aus Abfällen von Klötzen und Bauholz, das Bauholz wird im Walde behauen und zu Stücken in der Länge von ungefähr acht englischen Fuß ($2^1/_2$ Meter) zerhackt.

Diese Hölzer werden in Kabul mit Maschinensägen zu Brettern und Bauholz geschnitten. Auch die Königspappel liefert Bauholz. Dieser Baum wird mit Weidenbäumen im ganzen Kabultale, am Flusse, an den Kanälen und den kleinen Wasserleitungen zwischen den Feldern gepflanzt, und da diese Hölzer sehr rasch wachsen, kann der Bedarf an Bauholz zum allergrößten Teile damit gedeckt werden. Die Pappeln und die Weiden gehören den Grundbesitzern. Die Waldungen sind Staatseigentum. Braucht der Emir Bauholz, was in jedem Jahre der Fall ist, so erhalten die Besitzer von Bäumen den Auftrag, eine gewisse Anzahl gegen Bezahlung zu liefern. Die Preise sind nach der Größe der Bäume festgesetzt und belaufen sich auf einen Abasi bis zu zwei Rupien, doch müssen die Baumstämme an den Kabulfluß gebracht werden, was gewöhnlich im Frühjahr bei hohem Wasserstande geschieht. Hat nun ein Grundbesitzer, dem die Lieferung von Baumstämmen aufgetragen wurde, obwohl seine Pappeln zwei oder drei Kilometer vom Flusse entfernt stehn, nicht die nötigen Hilfskräfte, um die Bäume an den Fluß schaffen zu können, so muß er dafür mehr bezahlen, als er für die Stämme erhält. Im Nordosten Afghanistans wächst eine Kiefernart, die sehr harzreiches Holz hat, und deren große Zapfen eine der Pignolie vollkommen ähnliche Frucht enthalten. Das Holz dieser Kiefern, persisch Dschalrosa genannt, wird größtenteils zum Anfeuern benützt.

An mineralischen Schätzen, die zum größten Teil noch unberührt sind, ist das Land reich. Es finden sich Gold, Silber, Kupfer, Nickel, Blei, Antimon, Asbest, Steinkohle, Rubine, Amethyste, Lapislazuli, feuerfeste Tonerde u. a. m. Gold wurde bei Kandahar aus dem Flusse gewonnen, doch war die Ausbeute schwach, weil sich die Eingebornen auf die Gewinnung nicht verstanden, und Fachleute nicht berufen wurden. Aus England bezogne Sandwaschmaschinen liegen seit Jahren unbenutzt in Kabul, denn der Emir will sich, wahrscheinlich mit Absicht, von Europäern in dieser Sache nicht Rat holen. In dem Gebirge nordöstlich von Kabul, an der Grenze von Kafiristan, soll es große Goldlager geben, die jedoch noch nicht erschlossen worden sind, da man eine Scheu vor der Einmischung europäischer Fachleute hat. Ein englisches Geschäftshaus möchte gern auf seine Kosten die Goldlager erschließen und sie nach zehnjähriger Ausbeute samt allen Betriebsmitteln unentgeltlich dem Emir übergeben, doch scheint Abd-ur Rahmân für solche Vorschläge nur taube Ohren gehabt zu haben. In der Provinz Badakschan sind Lapislazuliminen und Amethystgruben; auch Silber, Nickel und Eisen werden in den nördlichen Gebirgen des Landes gefunden. Zwischen Kabul und Dschelalabad werden Rubinen gewonnen, da jedoch die Afghanen die Gewinnung in unverständiger Weise besorgen, so haben die Steine auf dem europäischen Markte nur einen geringen Wert.

In der Provinz Turkestan sind große Eisen- und Kupferlager entdeckt worden. Auch sehr gute Steinkohle wird dort, freilich nur in geringem Maße,

Digitized by Google

abgebaut; sie kann jedoch wegen des Mangels an Eisenbahnen nicht verwertet werden. Versuchshalber wurden von dieser Kohle mehrere Kamelladungen nach Kabul gebracht, wo sie geprüft und als vorzüglich befunden wurde. Größere Mengen können wegen der Länge und Beschwerlichkeit des Weges — der Transport beansprucht mit Kamelen mindestens einen Monat — von Turkestan nach Kabul nicht gebracht werden, zumal da ein Kamel höchstens 250 Kilogramm tragen kann. Es besteht die Absicht, in Turkestan ein großes Eisenwerk zu errichten, doch wird wohl auch dieser Plan, wie so mancher andre, noch lange seiner Verwirklichung harren. Am Ausgang des westlichen Kabultales, etwa zwanzig Kilometer von Kabul entfernt, gibt es unermeßliche Lager von Kupfererz, das bei der Probe, der ich beiwohnte, 24 bis 25 Prozent Kupfer ergab. Gegen Ende des Jahres 1898 wurde beschlossen, in der Nähe der großen Kupfererzlager ein Hüttenwerk zur Gewinnung des Metalls zu errichten, und der Ingenieur Frank Martin erhielt den Auftrag, die nötigen Vorrichtungen und Maschinen anfertigen zu lassen. Im Frühjahr 1899 war dieser Auftrag ausgeführt und auch ein Bauplatz gewählt, aber zum Bau des Werkes kam es nicht. Es ist gewiß, daß Afghanistan sehr bedeutende Kupfermengen erzeugen könnte.

Auch Kohlenlager sind im Kabultale vorhanden, die Kohle tritt an mehreren Orten zutage. Im westlichen Kabultale werden seit drei Jahren Bohrungen vorgenommen, aber die Arbeiten schreiten sehr langsam vorwärts und werden nachlässig gefördert, wenn nicht Europäer sie beaufsichtigen. So erklärt es sich denn, daß die Bohrungen in dem angegebnen Zeitraum noch nicht bis zu einer Tiefe von zwanzig Metern gediehen sind. Der Emir wurde ungeduldig und sprach die Ansicht aus, es sollte nicht an einem Orte so lange gebohrt, es sollten vielmehr an verschiednen Orten Bohrversuche gemacht werden. Er glaubt eben, man müsse schon in geringer Tiefe auf große Kohlenlager stoßen, wenn Kohle überhaupt vorhanden sei. Diese Unwissenheit und die oben gerügte Nachlässigkeit der eingebornen Arbeiter würden sich auch erfahrnen Fachleuten als schwer überwindliche Hindernisse entgegenstellen, und so werden denn, vorderhand wenigstens, die reichen Schätze im Schoße der Erde unberührt bleiben, bis weisere Herrscher sie werden heben lassen. Asbest tritt allenthalben in der Umgebung Kabuls zutage, und zwar in solcher Menge, daß auf Eisenbahnen jährlich Tausende von Tonnen ausgeführt werden könnten. Gute, feuerfeste Tonarten und Porzellanerde kommen in großen Mengen vor und könnten für verschiedne Industriezweige den nötigen Rohstoff liefern.

Afghanistan wäre zweifellos eines der reichsten Länder Asiens, wenn seine Bodenschätze planmäßig gehoben und auf den Weltmarkt gebracht würden. Unter mohammedanischer Herrschaft wird es diesem Ziele allerdings nur langsam näher kommen; ob es jemals erreicht wird, wenn sich die Verhältnisse nicht von Grund aus ändern, muß billig bezweifelt werden.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Ein Dresdner Don Juan

2

Ein guter Leporello kann einer mittelmäßigen Don Juanaufführung in dem Sinne aufhelfen, daß man sich, wenn einen die vier feinen Leute und das Bauernpärchen nicht befriedigen, am Buffo und an den für ihn zurechtgemachten urkomischen Lagen schadlos hält. Wenn aber der Künstler, der den Leporello singt, von Anfang bis zu Ende ernst bleibt wie — um das wie zu kennzeichnen, haben die Franzosen einen Ausdruck, der in der Revue des deux mondes keine Aufnahme finden würde —, und wenn das schallende Gelächter, das aus den Reihen der blasiertesten Opernbesucher immer von neuem hervorzubrechen pflegte, solange Lablache oder Rossi auf der Bühne waren, völlig ausbleibt, so glaubt man nur die Mumie der Mozartschen Oper vor sich zu haben und sieht mit Bangen dem Augenblick entgegen, wo Partitur, Sänger, der für die Abholung ohnehin reife Chor, Dirigent und Bude mit dem Commendatore in der Versenkung verschwinden werden.

Eine Beschreibung, wie es der Sänger anzufangen hat, zündenden Humor zu entwickeln, wird der Leser schwerlich erwarten. Um Humor zu entwickeln, muß man ihn haben, was bekanntlich nicht jedermanns Sache ist, und damit er sich anmutig gestalte, muß man entweder von Natur außergewöhnlich glücklich angelegt oder sehr gebildet sein: jugendlicher Humor ist der beste, weil er naturwüchsig ist und gern von den Charitinnen begleitet und vor zu derben Auswüchsen behütet wird. Der etwas derbere Humor ist mehr Sache des Engländers und des Deutschen, obgleich jener diesem nachsagt, that he can't see a joke, der feinere liegt dem Naturell des Franzosen und namentlich des Italieners besonders nahe. Daß der Grazioso jung sein muß, liegt auf der Hand: Hasenfüßigkeit, die, wie schon der Name Leporello andeutet, die schwache Seite des Don Juanschen Dieners und Vertrauten ist, sieht man einem jungen Kerl mit Vergnügen nach, wenn sie in drolliger Weise zutage tritt, während sie bei einem alten Knaben, dessen Charakter schon fertiger ist, unangenehm berührt. Freilich werden die zweitausendunddreiundsechzig Opfer so dargestellt, als habe Leporello bei allen durch die Bank den Elefanten gemacht, was zu einem harmlosen Jüngling nicht recht zu passen scheint, und wie Don Juan ihm erzählt, er habe mit einem Frauenzimmer, das ihn für Leporello gehalten habe, seinen Spaß gehabt, fragt dieser sogar vorwurfsvoll: Ma se fosse costei stata mia moglie? Immerhin paßt der ganze Zuschnitt der Partie nur für einen jungen Springinsfeld, nicht für einen alten Graubart. Meiner Schaulust fehlt unglücklicherweise die bewundernde Freude an der die Jugend ersetzenden Kunst: das ist mir seinerzeit an Emil Devrient und Frau Günther-

Digitized by Google

Bachmann und ganz neuerdings an Sara Bernard klar geworden. Ich kann nicht wie ein Materialwarenjüngling, der Mokka und Menado zu einer erfreulichen Mischung zusammenbringt, die Achtung vor der die Natur ersetzenden Kunst und das kältende Gefühl eingetretnen Verfalls in einem Gefühle vereinen, das sich wie Genuß und wie Behagen anließe. Wenn eine Sängerin über die erste Jugend hinaus ist und den Cherubin zu geben fortfährt, so hört sie auf mir zu gefallen. Ich begreife — denn mit edelmütiger Anerkennung halbüberwundner Schwierigkeiten hat meine Kunstfreude nichts zu tun — den fein gebadeten und pomadisierten Römer, der, in seidenweichem Wollenkleid den Gladiatorenspielen zusehend, pollice verso über einen Kämpfer, dessen Erscheinung oder Gebaren ihm nicht zusagte, das Todesurteil aussprach. Ja vielleicht würde ich, wenn wir in der Türkei lebten, und wenn ich der Großherr wäre, einer Sängerin, die meiner Phantasie die unbequeme Arbeit zumutete, mir eine Heldin anders vorzustellen, als sie mir gezeigt wird, den Mann mit der grünen Schnur zusenden und ihr die Wahl lassen, die Rolle entweder an eine jüngere Kraft abzugeben, oder wenn sie fanatisch an ihrem Rolleneigentum hinge, ihre Überzeugungsfreudigkeit mit einem mutigen: „Kehle, Kehle schnüren zu" zu besiegeln. Was Goethe, der in solchen Dingen der echte Schalk war, beim Erscheinen des Paris der jungen Dame, der ältern und der ältesten in den Mund legt, ist ja in den Ausdrücken, die er sie brauchen läßt, eitel Ironie, aber Recht haben im Grunde alle drei doch insofern, als in der Natur jedes Ding seine Zeit und seinen besondern Reiz hat: uns die aufgehende Sonne durch ein elektrisches Strahlenbündel vorgaukeln zu wollen, ist ein ebenso vergeblicher Versuch, als wenn sich alte Leute künstlich jung machen wollen. Es ist wenig Mimen vergönnt, aus dem Schiffbruch der Jahre den leichten anmutigen oder doch die Lachlust erregenden Humor ins reifere Alter hinüberzuretten. Ich hatte an der Dresdner Bühne einen Vetter mütterlicherseits, der, glaube ich, in jungen Jahren allerhand Buffopartien gegeben hatte und in spätern Jahren hauptsächlich den Kilian im Freischütz: Was traf er denn? und den Haushofmeister in der Regimentstochter „personifizierte." Bei dem war die Freude an seinen eignen zu Tode gehetzten Witzen, die er immer von neuem auflegte, so harmlos und so ansteckend, daß man, obwohl man den Moment, wo das Schlagwort kommen mußte, wie die elektrische Entladung auf dem Jahrmarkte fürchtete, doch nicht umhin konnte, herzlich mitzulachen, wenn er zum aberhundertstenmale den Namen seiner Gebieterin, der Marquise von Maggiorivoglio in Matschvogel umwandelte, und das Gewieher der Galerie dieses „feine Wortspiel" und die Meldung, das Volk bereite sich zum Tode (statt zum Tanz), frohlockend begrüßte. Harmlose Spaßvögel altern nicht, das wollte ich durch das Beispiel meines inzwischen längst mit Weber und Donizetti vereinigten Vetters andeuten, aber einmal sollen Kilian und der Haushofmeister keine Jünglinge sein, und das andremal sind die harmlosen Spaßvögel fast so selten wie die weißen Sperlinge. Für die Partie des Leporello finden sich noch eher junge Leute, denen die Jugend anmutigen und gewinnenden Humor verleiht, als daß es dem zu Jahren gekommnen Manne gelingt, uns die Hasenfüßigkeit, den

Digitized by Google

Übermut und die Oberflächlichkeit dessen vorzuspiegeln, der unmittelbar nach dem an seinem Herrn vollzognen Strafgericht kreuzfidel singt: Ed io vado all' osteria a trovar padron miglior.

Die Italiener wie die Spanier nennen einen solchen, den Helden als Diener und Vertrauter begleitenden jungen Spaßvogel, dessen Namen sie im Personenverzeichnis gern unmittelbar hinter dem des Herrn drucken, einen grazioso, eine Benennung, durch die recht ausgedrückt wird, welche Eigenschaft an der gewünschten künstlerischen Leistung das Haupterfordernis ist. Die Spanier unterscheiden den lacayo vom criado. Die erste Bezeichnung, die, wie hundert andre mit der spanischen Hoftitte zusammenhängende, über Wien an mehr als einen deutschen Fürstenhof gekommen ist und in unsern Tagen schlecht und recht die unterste Klasse der unter dem Oberhofmarschallamt stehenden fürstlichen Diener bezeichnet, gibt in der altspanischen Komödie dem lacayo halb und halb die Rolle des Vertrauten, und die grands valets der Molièrischen Stücke, die seinerzeit von Du Parc und Molière selbst gegeben wurden, und für deren Rollen in neuerer Zeit die Coquelins bekannt geworden sind, entsprechen ganz dem spanischen Urtypus. Was wäre Léandre ohne Scapin, was Don Juan ohne Leporello? Aber ein farblos nüchterner Leporello, dem die Sache keinen Spaß macht, und der die beiden Akte durchagiert und durchsingt, wie ein gutgeschulter Kellner den Reisenden eines Mittagszugs in fünfundzwanzig Minuten Suppe, drei Gerichte, Dessert und Kaffee serviert, entspricht dem Bilde, das sich da Ponte und Mozart von ihrem grazioso gemacht haben, so wenig, daß man ihn, wenn es anginge, zum ersten besten Kompagnie-, Schwadrons- oder Batteriespaßmacher in die Lehre geben möchte. Aber freilich, zu lehren ist da eigentlich nichts, höchstens etwa, wie man es anfängt, den vorhandnen übersprudelnden Humor so zu zügeln und zu formen, daß er nur an der rechten Stelle und in der rechten Verfassung zum Vorschein komme. An Gelegenheit fehlt es im da Pontischen Texte nicht: die in das Fach des Lustspiels und der Posse schlagenden Auftritte folgen einander in fast ununterbrochner Reihe, und wer in der Rolle des Leporello keinen Humor zeigt, hat überhaupt keinen.

Man scheut sich, dem Leser zu oft mit Klagen über den mangelhaften Vortrag der Seccorezitative zu kommen, und doch hängt gerade beim Leporello der Erfolg des Sängers zum großen Teil von der Kunst ab, mit der er sie zu komischer Wirkung zu verwerten versteht. Allerdings gibt es in seiner Partie mehrere sehr gefällige und melodiöse Nummern — es braucht nur an das reizende: Voglio far il gentiluomo, an die Arie Madamina! mit dem Beuteregister seines Herrn und dem sich anschließenden: Nella bionda egli ha l'usanza, vor allem aber an die herrlichen vier Takte des Maestoso im Finale des ersten Aktes: Venite pur avanti, vezzose mascherette! erinnert zu werden —, aber der Schwerpunkt dessen, was Leporello zum Gelingen der Vorstellung beitragen kann, wenn er von der rechten Art ist, liegt in den Rezitativen, unter denen namentlich die Zwiegespräche mit seinem Herrn vielfache Gelegenheit zu Entwicklung feinen und zündenden Humors bieten. Es ist ja richtig, daß es die Italiener mit ihrer an Vokalen reichen Sprache leichter

Digitized by Google

haben als der deutsche Sänger mit der seinen, aber die wunderbare Kunst, die ihnen eigen ist, jedes Wort auch beim rezitierenden Gesang so auf die Spitze der Zunge zu legen, daß dem Zuhörer weder eine Silbe, noch eine Intonation, noch eine Schattierung des Ausdrucks, eine Pointe entgeht, ist außerordentlich, und wer darüber nur nach Hörensagen urteilen wollte, könnte sich sicher nicht den rechten Begriff von einer solchen Vollendung machen. Als ich vor zwei Jahren einen recht leidlichen italienischen Tenor am Schluß des Barbiers die bekannten Worte: Conte d'Almaviva son' io, durch die sich das ganze Imbroglio in Wohlgefallen auflöst, flöten hörte, mit entzückendem Wohlklang und doch so deutlich artikuliert, als wenn es dabei darauf angekommen wäre, daß dem Zuhörer kein Buchstabe verloren ginge, da lebten alle die herrlichen Abende, die ich in London und in Paris der italienischen Oper zu danken gehabt hatte, mit einemmal in meiner Erinnerung mit einer Wehmut wieder auf, die ich nicht beschreiben kann. Warum bringen unsre Sänger so etwas nicht fertig? Tichatschek brachte es fertig, obgleich man von ihm auch: durch die Wäwälder, durch die Auwauwen hören konnte. In Nummer 42 der vorjährigen Grenzboten wird eines italienischen Urteils über deutsche Gesangskunst gedacht, das, wie berichtet wird, Umberto Novati auf Grund seiner Eindrücke bei den Münchner Mozartfestspielen in der Fanfulla della Domenica abgegeben hat. Er bewundre, heißt es, die Korrektheit des Gesangs der Darsteller, ihren gewissenhaften, unermüdlichen Fleiß, infolgedessen jeder Künstler seine Rolle vollkommen beherrsche, aber ihre Art zu singen könne er ebensowenig bewundern wie ihre Stimme. Die rauhen und heisern Töne (le note aspre e chioccie), die aus den Kehlen dieser Sänger dringen, seien für ein italienisches Ohr kaum erträglich. Auch für ein deutsches Ohr haben sie nicht immer den Zauber, den sie haben sollten und haben könnten. Von den Fährlichkeiten des rauhern deutschen Klimas und den dem Schmelze der Stimme noch bedrohlichern Anforderungen der Wagnerschen Musikdramen haben die Italiener freilich in der Hauptsache in ihrem schönen Lande nichts zu fürchten, aber zu diesem unverkennbaren Vorteil kommt der noch schwerer wiegende hinzu, daß die italienische Methode der Stimmausbildung weit mehr auf eine schonende Entwicklung der vorhandnen Stimmmittel bedacht ist als die deutsche. Schönen deutschen Stimmen, die in die rechte Schule gekommen sind, und denen infolge glücklicher äußerer Umstände die Kampagnestrapazen der Wagnerschen Tagewerke erspart werden können, hört man die genossene größere Schonung jedesmal an der sammetnen Weichheit des Tones sofort an; daß wir noch Konzertsänger und Konzertsängerinnen haben, in deren Leistungen das empfindlichste Ohr schwelgen kann, haben wir der schonenden Behandlung eines Organs zu verdanken, das, namentlich wenn es sich um einen Tenoristen handelt, wie ein rohes Ei bewacht und behütet werden muß.

Um aber auf den Leporello und den Effekt zurückzukommen, den er durch eine feine humoristische Wiedergabe seiner Partie erreichen kann, so fällt schon sein erster Witz: chi è morto, voi o il vecchio? auf der deutschen Bühne fast immer ins Wasser, weil die unglückliche Übersetzung: Seid Ihr tot oder der Alte? die Pointe verbirgt, und der Sänger sie nicht durch einen Kunst-

Digitized by Google

griff zu retten versteht. Bei der da Pontischen Fassung ist es unmöglich, das auf das dritte der sich wiederholenden sols fallende voi zu überhören, und die Pointe wird durch das folgende Aufspringen der Stimme um eine Quarte schon ganz von selbst markiert. Wer hindert uns, den Sänger singen zu lassen: Wer ist tot, Ihr oder er? Mit der Antwort: Che domanda da bestia! il vecchio macht Don Juan die entsprechende absteigende Bewegung von do auf sol. Alles das war bei Mozart schwerlich Berechnung, wie er ja auch, Gott sei es getrommelt und gepfiffen, von Leitmotiven in der neuesten modernen Bedeutung nichts wußte; sein unfehlbarer Geschmack traf auch solche kleine Nebenzüge mit instinktiver Sicherheit, und man möchte sagen, ohne eigentliche Absicht. Ein großer Teil der Leporelloschen Komik beruht auf der Plötzlichkeit, mit der er sich, wenn er seine ehrenhafte Überzeugung ausgesprochen und seinem Herrn Vorwürfe wegen allzugroßer Gewissenlosigkeit gemacht hat, im Handumdrehn eines Bessern besinnt, sobald dieser Ungeduld zu erkennen gibt und ihn mit Prügeln bedroht. Der Umschlag kann nie zu drastisch dargestellt werden, und wenn Rossi, nachdem er seinem Herrn das: è da briccone mit Trompetenton ins Ohr geschrien hatte, mit einemmal Gesicht, Haltung und Stimme verändernd, mit beinahe tonloser Unterwürfigkeit sein bebendes: Non parlo più, non fiato, o padron mio! hinhauchte, so lachte alles laut, vom Fünfundzwanzigkopekenparadies bis herunter zum Achtrubelsfautenil. Wie es ein Spaßmacher anfängt, daß keiner seiner Witze ins Wasser fällt — die Franzosen sagen von einem solchen Mimen wie von einem Vater, der seine Töchter glänzend verheiratet: il fait un sort à chaque mot qu'il dit —, wird der Leser aus Erfahrung besser wissen, als ich es beschreiben kann. Das Bewußtsein, daß einem die Natur eines Spaßes klar ist, that one sees the joke, though being a German, ist für das Selbstgefühl so ansprechend, daß sich mit jedem vom ganzen Hause verstandnen Witze die Stimmung und die Aufnahmefähigkeit erhöhen. Wenn dagegen die Vorstellung im grauen Sumpfe formeller Korrektheit dahinpantscht, so gehört ein genügsames Jahrmarktspublikum dazu — das waren wir in der Hauptsache an jenem Abend —, freudigen Anteil zu nehmen und zu applaudieren. Nach der seit vielen Jahren bei der italienischen Oper bestehenden Überlieferung müssen Leporello und Masetto mit einer leichten Selbstironie über das Maß des sich an Furchtsamkeit und Eifersucht für den Dutzendmenschen schickenden hinausgehn, beinahe in dem Sinne, als ob sie es dem Publikum zu Gefallen täten, damit es sich nicht mit einem langweiligen Hasenfuß und einem aufs Dutzend zu bindenden eifersüchtigen Bräutigam herumzuschleppen brauche, sondern sich an einer schon mehr in die Commedia dell' arte gehörenden Abart dieser beiden Spezies ergötzen könne. Wenn sie das in anmutiger Weise zu tun verstehn, sodaß auch andrerseits die Grenze der anmutigen Komik nicht zugleich mit der des dabei nicht ganz gewahrt bleibenden alltagsmäßigen Lebensbilds überschritten wird, so machen beide Rollen den sowohl von da Ponte als von Mozart aller Wahrscheinlichkeit nach beabsichtigten Eindruck.

Masetto, den zwar Giuseppe Lolli unter Mozarts persönlicher Leitung geschaffen, dessen Rolle aber nach allgemeinem Urteil einer seiner Nachfolger,

Digitized by Google

Tagliafico, am vollendetsten zu gestalten verstanden hat, darf keine singende Null sein. Man versteht, wenn er dies ist, nicht, warum ihn die reizende Zerlina so lieb hat und bereit ist — das gibt das schlaue kleine Geschöpf wenigstens vor —, sich wie ein Lamm alles von ihm gefallen zu lassen (batti, batti o bel Masetto), wenn er nur Friede machen und das Geschehene, das glücklicherweise nicht schlimm ist (non mi toccò la punta delle dita), vergessen will. Auch an Zerlinens schalkhaftem Vedrai carino, mit dem sie den von dem vermeintlichen Leporello mit der flachen Klinge bearbeiteten zu beschwichtigen und auf andre Gedanken zu bringen sucht, findet man keine rechte Freude, wenn der junge Bauer, dem es so sonderlich gut geht, die Gunst Amors wenig oder gar nicht zu verdienen scheint. Was der Ritter an dem Räuber der schönen Helena auszusetzen hat: Den Schäferknecht glaub ich allhier zu spüren, vom Prinzen nichts und nichts von Hofmanieren, sehen wir Masetto gern nach, denn wenn sich auch Don Juan durch ritterliche Erscheinung halb und halb in die Gunst der schönen Zerlina einzuschmeicheln gewußt hat, junge Bauernburschen gefallen ihren Schönen auch ohne Hofmanieren; nur muß auch hier der Phantasie des Opernhausbesuchers nicht zuviel zugemutet werden.

Daß da Ponte die an sich durchaus berechtigte Eifersucht des jungen Bauern nicht ernst genommen und sie vielmehr für seine Zwecke als komisches Element verwertet hat, ist auf die nicht allzustrengen Anschauungen der damaligen Zeit und auf den Umstand zurückzuführen, daß es sich eben für den Dichter und den Komponisten um ein dramma giocoso handelte. Man muß das harmlos so hinnehmen, wie es geboten ist, und den Masetto nicht tragisch sondern komisch auffassen. Die Arie: Ho capito, Signor, si, in der er trotz seiner gegen Don Juan gerichteten Wut noch immer Gelegenheit findet, Zerlina in ungeschminkten Ausdrücken die Wahrheit zu sagen und Leporellos Drängen durch die Versicherung zu beruhigen, er komme, er komme gleich, ist ein reizendes Musikstück, das, wie dies im Don Juan so oft und mit erstaunlicher Meisterschaft geschieht, nicht bloß die Situation, sondern auch den Charakter der Person, der es in den Mund gelegt ist, in humoristischer Weise kennzeichnet. Für Tagliafico war der Vortrag dieser Arie jedesmal ein neuer Triumph, weil er es so einzurichten verstand, daß man seinen Ärger empfand und doch fühlte, daß er nicht ernst genommen zu werden wünschte. Die Rolle ist wegen der ihr auf diese Weise gegebnen Proteusgestalt die am meisten italienische von allen acht und die, deren auf Selbstironie beruhende Komik den meisten deutschen Darstellern die größte Schwierigkeit macht. Daß aber — das wird jeder bezeugen, der auf Grund gehörter guter Aufführungen des Don Juan urteilt — ein Masetto, dem diese der witzigen Person eigne Selbstironie fehlt, und aus dem ein durch keinerlei Flitterwerk übermütiger Phantasie aufgeputzter, banaler Bauerbursche gemacht wird, weder dem da Pontischen Text noch der Mozartschen Musik gerecht werden kann, liegt auf der Hand. Wenn uns Masetto als braver, mit seiner Eifersucht nur sein gutes Recht verteidigender Bräutigam dargestellt wird, möchte ich den Opernbesucher sehen, dem nicht die Galle überliefe, wenn er sieht, wie der im Duettino der achten

Digitized by Google

Szene des ersten Akts durch das rückhaltlose zweistimmige Andiam! in seinen Rechten arg benachteiligte Bräutigam auch noch obendrein in der fünften Szene des zweiten von dem schlauen Verführer jämmerlich mit der Degenklinge durchgebleut wird. Daß er blind in die ihm von Don Juan gestellte Falle hineinläuft, kann dem Unbehagen, das uns ungerecht verabreichte Prügel verursachen, nur beikommen, wenn sich in das Bild, das uns von Masetto gegeben wird, in homöopathischer Dosis etwas an den Pierrot und den Zirkusauguste wenn auch ganz von weitem erinnerndes einmischt. Mit andern Worten, unser Rechtsgefühl muß durch eine von dem Benachteiligten ausgehende Komik dergestalt eingeschläfert und getäuscht werden, daß wir uns, trotz allem, was wir mitangesehen und mitangehört haben, einbilden, wenn sich Masetto in seiner Eifersucht nicht wie ein gereizter Stier in die manta gestürzt hätte, wäre es besser für ihn gewesen, denn er hätte keine Prügel gekriegt und wäre nicht obendrein noch ausgelacht worden. Da er Zerlinen den unvollendet gebliebnen Versuch nicht nachträgt (siamo pure i deboli di testa), da er die empfangnen Prügel über der Aussicht auf Zerlinens bel remedio leicht vergißt, und da er schließlich der Katastrophe nur so viel abgewinnt, daß es für ihn und Zerlina Zeit sei, zum gemeinsamen Abendessen nach Hause zu gehn, so brauchen wir uns über das ihm von Don Juan zugedachte und zugefügte Unrecht nicht aufzuregen, denn auch dieses wird, wie man zu sagen pflegt, mit in den Ramsch gehn und eine Sühne finden, die sogar die Inquisition nur dem völlig unbußfertigen Spötter und Gesetzesverächter zu prophezeien wagte.

Gute Zerlinen habe ich in Deutschland mehr angetroffen als im Ausland gute Gretchen. Die Dresdner Hofbühne hatte vor Jahren an Frau Jauner-Krall eine Zerlina, die in jeder Beziehung vorzüglich und namentlich interessant war, weil sie den durch den Text und die Musik gegebnen Zügen einen besondern, sehr spaßhaften hinzufügte, den einer reizenden und überaus komischen Dickköpfigkeit. Die meines Wissens von Mozart für die Mombelli nachkomponierte Szene zwischen Leporello und Zerlina, in der sich das hübsche Duett: Per queste tue manine findet, war wie für sie geschrieben. Die neuliche Dresdner Zerlina kann ich, ohne unbillig zu sein, kaum besprechen, denn ich fühle, daß mich die schon zugegebne Unfähigkeit, auf der Bühne den Gesang von der Sängerin zu trennen, völlig ungerecht machen würde. Nicht als ob diese Zerlina nicht jung und sehr anmutig gewesen wäre, beides war sie; aber nur wer imstande war, sich einen hübschen, etwas zu schlank und lang geratnen Fähnrich in Frauenkleidern als Zerlina vorzustellen, konnte das, was der Zettel von ihm verlangte, glauben. Wenn es eine Oper „Fräulein von Lavallière“ gäbe, hätte die Dresdner Bühne die Heldin, wie sie aussehen müßte, vorrätig. Das ist, da dabei an das leichte Hinken, das den Gang der reizenden Herzogin kennzeichnete, nicht gedacht ist, an sich schmeichelhaft genug, aber aus einer Lavallière, die noch dazu ein wenig an den Selektaner erinnert, wird schwerlich eine wahrscheinliche oder auch nur mögliche Zerlina fertig. Ich kann die Verwunderung, die ich empfand, als ich nach einigem Sträuben einsah, daß die junge Dame wirklich die Zerlina „war,“ nur mit dem Schrecken vergleichen, der mich ergriff, als sich die schöne

Digitized by Google

Otero zum erstenmal in Paris als „Tänzerin" auf den Brettern zeigte. Als ich längst von dem ersten Eindruck, daß ein Mann in Weiberkleidern zum Ulk tanze, zurückgekommen war, hatte ich noch immer die Sorge, daß die Gute durchbrechen oder eine Kulisse umreißen würde. Ob sie inzwischen choreographische Fortschritte gemacht hat, weiß ich nicht; ich bin ihr seitdem immer aus dem Wege gegangen, um mir das schöne Gruseln nicht zu verderben, das mich noch heutigentags befällt, wenn ich an die zahllosen Meter innerlich und äußerlich verwandter goldgelber Levantine und das dazwischen von Zeit zu Zeit zum Vorschein kommende Paar Gorgonenbeine denke. Das Gefühl, daß die Bühne für eine solche Hanneliese zu klein und nicht dauerhaft genug gebaut sei, hatte man ja bei der Dresdner Zerlina nicht; im Gegenteil, es fehlte das, womit Amor einen Masetto ins Netz lockt, und hin und her geschaukelt zwischen den beiden Fragen: wie kann sich die nur den ausgesucht haben? und wie kann der nur auf den Einfall gekommen sein, sich in die zu verlieben? gibt mans Glauben und Vermuten auf und versinkt in gleichgiltige Verödung. In einer Beschreibung des Eröffnungsabends der Grazer Tonkünstlerversammlung erwähnt einer der Berichterstatter, im dritten Akte von Kienzls Don Quijote habe sein Nachbar laut geschnarcht, und gibt, damit man das nicht als Erfindung ansehe, als gewissenhafter Zeuge genau den Tatort (Parkett, siebente Reihe, Platz neun) an: es bleibt also auf Nummer acht oder zehn sitzen; einer von ihnen beiden hat geschnarcht. Durch den neulichen Don Juan bin ich für solche Beweise vernichteter Aufnahmefähigkeit sehr nachsichtig geworden. In einem Konzert, wo an die Sängerin nur die Anforderung gestellt wird, daß sie eine Künstlerin und als solche eine Dame sei, würde man Zerlinens musikalischer Leistung, die mir freilich hier und da der wünschenswerten Wärme und herzgewinnenden Naivität zu entbehren schien, leichter gerecht werden können. Wenn eine große Bühne, der wie dem Dresdner Hoftheater die Wahl zwischen mehreren Möglichkeiten freizustehn scheint, und die entweder für eine zu besetzende Partie auch eine andre Sängerin bestimmen, oder wenn zeitweilige Konjunkturen diesen Ausweg verbieten, die Oper für eine Zeit lang von ihrem Repertoire absetzen kann, trotzdem eine Sängerin auftreten läßt, deren äußere Erscheinung mit dem, was sie vorstellen soll, in grellstem Widerspruche steht, so ist das ein Experiment, vor dessen Wiederholung abzuraten ist, denn wenn sich auch das Publikum gegen eine solche Zumutung vielleicht nicht mit einem förmlichen Protest erhebt, so hat es ein viel wirksameres Mittel, sein Unbehagen an den Tag zu legen, indem es das nächstemal einfach wegbleibt. Die Franzosen, denen man sich in solchen Dingen meist ohne Gefahr anschließen kann, weil der gesunde Menschenverstand ihr Führer ist, und weil sie für jede solche Unzuträglichkeit einen fertigen, von jedermann verstandnen und von niemand übel genommnen Ausdruck haben, sagen: Mademoiselle une telle n'a pas le physique de l'emploi, und damit ist die Sache für alle Beteiligten endgiltig entschieden.

Die Perlen der Don-Juan-Partitur sind wohl ohne Zweifel Don Ottavio und Donna Anna. Beide Partien sind durch Künstler wie Mario, Tamberlick, die Lange, die Grisi in ihren Hauptlinien so meisterlich festgestellt worden, daß

Digitized by Google

etwas Neues, was darüber stünde, kaum denkbar ist. Auch in Dresden sind zu einer Zeit, die noch in der Erinnerung der ältern Generationen lebt, Frau Bürde-Ney und Schnorr von Karolsfeld durch ihre große Kunst und ihre vornehmen Künstlerseelen der idealen Vollendung sehr nahe gekommen. Beide Partien können mit Hoffnung auf Erfolg nur von allerersten Kräften, für die es auf keinem Gebiete mehr Schwierigkeiten gibt, bemeistert werden, und es ist für die Vorzüge der hierher gehörigen Nummern, also namentlich des Duetts: Fuggi, crudele! mit dem großartigen: Che giuramento, o Dei! der drei Arien: Or sai chi l'onore rapire a me volse, Dalla sua pace la mia depende, Il mio tesoro in tanto, und der beiden Rondos: Non mi dir, bell' idol mio, Forse, forse un giorno il cielo bezeichnend, daß sie meist von allerersten Künstlern zum Vortrag in Konzerten gewählt werden. Mozarts Seelenmalerei ist bei der Dichtung dieser Partien in die höchsten Regionen emporgestiegen; auch Beethoven hat sich an Adel und Tiefe der Empfindung nicht über diese beiden Partien hinausheben können. Um so wunderbarer ist es, daß ein so gebildeter und begabter Mann wie Neefe, der Verfasser des bestraften Wollüstlings oder: Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht, „eines komischen Singspiels nach der Musik des Herrn Kapellmeisters Mozart" als deutschen Namen für den Mozartschen Don Ottavio den eines Herrn von Fischblut gewählt hat. Daß ein Mann wie Neefe nicht empfunden haben sollte, wie Don Ottavios und Donna Annas in äußern Schranken der Konvenienz gehaltne Gefühle darum doch nicht minder tief und innig sind, kann man doch kaum annehmen; war er, um sich dem seichten Urteil der Menge anzubequemen, mit dieser Benennung dem blöden Geplärre musikalischen Stumpfsinns gefolgt, oder hatte der Name um jeden Preis ein burlesker sein sollen? Spaß muß sin, und sollten wir die Großmutter kitzeln. Gerade der stürmische Äußerungen vermeidende Seelenadel der beiden macht es, neben den außerordentlichen musikalischen Schwierigkeiten der beiden Partien, so schwer, Sänger und Sängerinnen zu finden, die nicht bloß diesen Aufgaben gewachsen, sondern auch imstande sind, rein äußerlich das der ersten spanischen, oder wenn man lieber will, italienischen Gesellschaft angehörende Brautpaar, dessen Auftreten immer mit einer gewissen Grandezza verbunden ist, zu personifizieren; wer in dieser Beziehung das Wahre genossen hat, wird mir, davon bin ich überzeugt, durchaus beipflichten. Das Menuett, an dem sich nach da Pontes und Mozarts Absicht Don Ottavio mit seiner Braut beteiligen soll, hat im Laufe der Jahre die verschiedensten Schicksale gehabt. Noch vor nicht allzu langer Zeit und ganz besonders in der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde es als eine Art Balletteinlage behandelt, und wenn Fanny Elsler oder sonstige prime ballerine den Pas ausführten oder daran teilnahmen, so verfehlte der Zettel nicht, deren Namen in fettem Drucke zu vermelden. Heutzutage hält man sich streng an die von Mozart vorgesehenen wenigen Takte, die natürlich für die Ausführung eines kunstgerechten Menuetts nicht hinreichen, und wenn mir die verminderte Aufnahmefähigkeit jenes Abends nicht einen ähnlichen Streich gespielt hat wie dem Nachbarn des Herrn Brandes (Parkett, siebente Reihe), und ich dadurch ver-

Digitized by Google

hindert worden bin, etwas zu sehen, was tatsächlich auf der Bühne vor sich gegangen ist, so möchte ich glauben, daß sich Don Ottavio und Donna Anna bei dieser Gelegenheit an dem Menuett zu beteiligen verschmäht haben. Daß die mehrmalige Wiederholung jener Takte, wie sie im Fall eines eingelegten pas de menuet nötig ist, die Handlung, auf deren ununterbrochne Steigerung es namentlich bei diesem Finale ankommt, verlangsamt und also vielleicht besser vermieden wird, gebe ich — so gern ich seinerzeit das Menuett mit angesehen habe — unumwunden zu. Wenn aber in der kühlen Mißachtung der ursprünglichen Bühnenweisung wirklich so weit gegangen worden wäre, daß das Menuett, wie mir geschienen hat, gar nicht und vor allem nicht von Don Ottavio und Donna Anna getanzt worden wäre, so würde eine solche Unterlassung kaum in eine andre Kategorie gehören als in die der unverzeihlichen Bummeleien, zu denen man sich neuerdings Mozartschen Opern gegenüber hie und da für berechtigt hält.

Mit der Wiederaufnahme des da Pontischen Textes ist, das muß man dankbar anerkennen, ein großer Fortschritt erreicht worden, obwohl dessen deutsche Wiedergabe, wie sie im Münchner Textbuch abgedruckt ist, noch einige Sonderbarkeiten enthält. Was soll man sich zum Beispiel, um gleich bei der ersten Szene stehn zu bleiben, unter einem tief durchbohrten Herzen (aus dem das Leben entflieht) vorstellen? Daß der Stahl des Gegners tief ins Herz gedrungen ist, läßt sich nicht in Abrede stellen, auch nicht daß das arme Herz des Commendatore durchbohrt worden ist; aber wie es neben einem durchbohrten Herzen noch ein tief durchbohrtes geben soll, sieht man schwer ein; und daß der Sterbende wie der Mörder, beide, jeder auf seine Hand, dieselbe grausige Bezeichnung wählen, ja daß Don Juan auf diesen Worten die absteigende Skala ausführt, die den Blutverlust des alten Herrn und das allmähliche Ebben der Lebenswelle ausdrückt, ist schmerzlich, während freilich andrerseits das italienische veggo l'anima partir, auf das sich das re do si la sol fa mi mit je einem b vor dem re, dem si und dem la so angenehm singt, auch nicht ganz einwandfrei ist, denn außer den Dickteufeln mit dem kurzen, geraden Horn, die unten lauern, obs wie Phosphor gleißt, kann sich niemand rühmen, er habe eine Seele ausfahren sehen.

Da wir nun doch ganz von ungefähr beim Höllenrachen und somit bei des Spötters Ende angekommen sind, so geziemen sich wohl ein paar Worte über die Frage, ob man die Sache mit dem Höllenrachen beschließen, oder ob man mit der von da Ponte und Mozart vorgesehenen letzten Szene wieder in das dramma giocoso einlenken soll. In Leipzig stand, als bei einer Aufführung der Maria Stuart Leicester im zehnten Auftritte des letzten Aktes ohnmächtig zusammengesunken, und das von unten her schallende Stimmengetöse verhallt war, neben mir eine ganze Reihe junger Damen energisch auf, um das Theater zu verlassen, ohne die noch übrigen fünf Auftritte abwarten zu wollen. Mit dem Tode der Königin war für sie das Stück zu Ende. Ebenso ist für einen großen Teil des Publikums der Don Juan mit dem Moment zu Ende, wo die überall ausbrechenden Flammen den verurteilten Bösewicht verschlingen. Der Hauptgrund, daß man die letzte Szene nicht weg-

Digitized by Google

lassen sollte, ist der, daß eigentlich kaum von einem heitern Drama die Rede sein kann, wenn dem Zuschauer nicht der Umstand vor die Augen geführt wird, daß sich — mit Ausnahme von Elvira — alle über das vom gerechten Himmel verhängte Strafgericht aufrichtig freuen. Auf der andern Seite ist die letzte Szene des Mozartschen dramma giocoso, die augenscheinlich in Anlehnung an den Gang der Tirsoschen Comedia entstanden ist, im Vergleich zu der Handlung der bei Tirso den Schluß bildenden sechs Szenen etwas matt. In diesen kommt bei Tirso allerhand zutage, was der eine oder der andre nicht gewußt hat, Catalinon, Don Juans lacayo, meldet, was er weiß, und es werden mit erfreulicher Promptheit nicht weniger als vier Ehen geschlossen, in deren Blüte bei allen vier durch Don Juans Schuld ein böser Meltau gefallen war. Man wird mir zugeben, daß weder in Leipzig noch in Dresden eine junge Dame einen so freudig zu begrüßenden Schluß würde versäumen mögen. Im da Pontischen Textbuche dagegen gibt es nur den Leporellosschen Bericht, während Don Ottavio für ein weiteres Jahr vertröstet wird, und Donna Elvira „in des Klosters heilgen Mauern ihr Leid zu vergessen hofft.“ Masetto und Zerlina freilich sind ganz in der heitern Note, und das sechsstimmig presto vorgetragne

Questo il fin di chi fa mal,
E de' perfidi la morte
Alla vita è sempre ugual

trägt uns auf leichten Flügeln über den ausgestandnen Schrecken hinweg.

Meißen

Von Otto Eduard Schmidt

(Schluß)

Leider ging man bei den Säkularisationen von Kirchengut im sechzehnten Jahrhundert auch in der ehemaligen Mark Meißen weder schonend noch umsichtig genug zu Werke; auch die ehrwürdigsten silbernen und goldnen Kunstwerke des Domschatzes wurden eingeschmolzen, und viele Güter der Klöster und Kirchen wurden an den Adel des Landes geradezu verschleudert. Am besten wurden noch die reichen Güter des Augustinerchorherrnstifts St. Afra verwandt, als sie der weitschauende Herzog Moritz 1543 zum Unterhalt einer Fürstenschule bestimmte. So erwuchs denn in den verödeten Kreuzgängen des Klosters, in der zum Speisesaal hergerichteten Barbarakapelle (jetzt Schulküche), in dem zum Lektorium eingerichteten Remter und in der zu Wohnräumen verwandten Propstei ein neues im Sinne Luthers geleitetes religiöses Leben und eine im Sinne Melanchthons auf dem Studium der klassischen Sprachen, der Geschichte und der Mathematik gegründete neue Bildung, die bis auf den heutigen Tag dem Vaterlande und der Heimat reiche Frucht trägt. Von St. Afra ging die von Rivius entworfne, von Fabricius erweiterte Schulordnung, der Grundstock der berühmten kursächsischen Schulordnung von 1580, in alle Welt zur Nachahmung über: lange Zeit für verloren gehalten,

Digitized by Google

ist sie soeben von E. Schwabe unter den Akten der Superintendentur Zerbst wiederaufgefunden worden. Welche Summe erlesnen Wissens und veredelnder Bildung ist im Laufe von mehr als dreihundertsechzig Jahren von dieser stillen Höhe ausgegangen! Welche Reihe von Männern bilden allein die afranischen Rektoren von dem wenn auch nicht formell als Rektor, so doch als spiritus rector am Eingange stehenden sinnigen Johann Rivius und von dem weltbefahrnen Fabricius (1546 bis 1571) an, der aus Rom heimgekehrt auch in seinem geliebten Meißen die „sieben Hügel“ wiederfindet, bis zu Friedrich Franke (1845 bis 1871), dessen Blick noch im Bilde den Ignoranten zu entlarven, den Missetäter zu vernichten scheint, bis zu dem genialen Organisator Hugo Ilberg (1871 bis 1874) und zu dem „ehernen“ Hermann Peter, der soeben nach einunddreißigjähriger segensreicher Amtsführung rüstig wie ein Jüngling das afranische Zepter in jüngere Hände gelegt hat.

Das siebzehnte Jahrhundert stürzte auch Meißen aus der lichten Höhe eines künstlerisch und geistig reich begnadeten Zeitalters herunter in die Tiefe des Elends und der Verkommenheit des „großen Krieges.“ Zweimal wurde die Stadt von Feinden erstürmt und ausgeplündert: zuerst am 6. Juni 1637 von einem Streifkorps des Schweden Banér, sodaß es schon damals in der eigentlichen Stadt neben 102 bewohnten Häusern 175 abgebrannte und neben 271 bewohnten Häusern der Vorstädte 158 wüste gab; dann am 8. August 1645 durch neun schwedische Reiterregimenter unter Königsmark, die am 13. August von den Kellern aus auch in die Albrechtsburg eindrangen und die Besatzung samt dem Befehlshaber gefangen nahmen.

Eine dritte Blüteperiode brachte für Meißen die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, das Zeitalter Augusts des Starken und seines Sohnes. Im Sommer 1710 zog auf allerhöchsten Befehl in die verödeten Räume der Albrechtsburg ein geheimnisvoller, sorgfältig gehüteter Mann ein, über dessen wahres Wesen und Können die Geschichtsforschung bis zum heutigen Tage noch nicht ins reine gekommen ist: der Alchimist Böttcher, dem gewöhnlich die Erfindung des Porzellans zugeschrieben wird. Der Baron Tschirnhaus, unter dessen Aufsicht er früher in einem Laboratorium der Dresdner Jungfernbastei gearbeitet hatte, war 1708 gestorben; so fiel ihm die schöne Aufgabe zu, eine Erfindung, die in der Hauptsache wohl jener zustande gebracht hatte, praktisch auszubeuten und zu verbessern. Der Betrieb dieser in ganz Europa Aufsehen erregenden Fabrik blieb jedoch bis zu Böttchers Tode (1719) in sehr engen Grenzen: er beschäftigte nur dreiunddreißig Arbeiter. Aber seit 1720 der Maler Johann Gregorius Herold, der spätere Begründer der Meißner Malerschule, und 1731 Johann Joachim Kändler, der Sohn des Pfarrers in Seligstadt bei Bischofswerda, als Modellmeister, d. h. als Vorstand der Formerei und Gestaltung in die Fabrik eingetreten waren, entwickelte sie sich rasch zu ihrer ersten Blüteperiode, die die Jahre von 1731 bis 1756 umfaßte.

Die Schlösser des Kurfürsten und Polenkönigs, des sächsischen wie des polnischen Adels, aber auch viele Fürsten- und Herrensitze des Auslands schmückten damals ihre Prunktische und Kamine mit den kostbaren Dosen und Tabatieren, Figuren und Gruppen, Lüsters und Spiegeln, die die unerschöpfliche Gestaltungsgabe Kändlers erschuf; Götter und Heroen mußten damals im zierlichsten Duodezformat aus dem Olymp herniedersteigen und schmückten in immer neuen Stellungen die allegorischen Kompositionen dieses Meisters, der den Rokokostil in sein natürlichstes Format zu bringen und dieses Format wieder in dem passendsten Stoffe zu verkörpern wußte. Und wenn auch Karl Justi, der feinsinnige Biograph Johann Joachim Winckelmanns, in vielleicht manchmal zu strengem Urteil den ganzen leichtfertigen Schwarm der Bildhauer des Rokoko verdammt: Kändler ist dem allgemeinen Ketzergericht entgangen, er sagt von seinen Gestalten: „Für diese artigen, munteren, graziösen, phantastischen gepuderten Leutchen, deren Gang ein Tanz ist,

Digitized by Google

war die natürliche Größe und der weiße Marmor nicht passend, wohl aber die vornehm blassen, geschmackvoll ausgeglichnen Farben dieser feinen Erde mit ihrer schimmernden, durchscheinenden Oberfläche. Glücklich die Zeit, die sich an diesem aus dem Spiegel der Kunst zurückgeworfnen Puppenspiel ihres Daseins vergnügen konnte." Und sie vergnügte sich daran: sogar der allmächtige Premierminister Graf Brühl gefiel sich darin, sich als Gärtnerburschen und seine Frau, die geborne Gräfin Kolowrat-Krakowska, als Gärtnerin modellieren zu lassen.

Das schönste der größern Werke Kändlers ist wohl der große Spiegel und Spiegeltisch mit Apollo und den neun Musen, den er 1750 zu Ehren der Geburt des ersten Kindes der Dauphine, der sächsischen Prinzessin Maria Josepha, modellierte und persönlich nach Versailles überbrachte. Er ist bei der Weltausstellung in Chicago von neuem angefertigt worden und jetzt im Dresdner Verkaufsraume der Manufaktur ausgestellt. Die erste Blüte der Meißner Porzellanfabrik knickte der Siebenjährige Krieg: zwar wurde der Betrieb auch unter der preußischen Verwaltung notdürftig aufrecht erhalten, aber die besten Arbeiter versetzte Friedrich der Große an die Berliner Konkurrenzfabrik, wohin er auch ganze Wagenladungen von Meißner Modellen überführen ließ. Zum Dank dafür verbot er 1764 die Einführung Meißner Porzellans nach Preußen. So ging die Meißner Manufaktur auch in der Zeit nach dem Hubertusburger Frieden zurück, namentlich als unter dem Einflusse des Klassizismus das kalte, weiße unglasierte Biskuitporzellan Mode wurde. Eine neue wirtschaftliche Blüte beginnt erst 1834 mit der Schaffung des deutschen Zollvereins, der den Absatz sehr günstig beeinflußte, und besonders mit der Verlegung der Fabrik aus der Albrechtsburg in ein den neuern technischen Anforderungen entsprechendes Gebäude des Triebischtales (1863). Gegenwärtig bemüht sich die Meißner Porzellanfabrik, außer den noch immer viel begehrten Figuren und Gruppen Kändlers und Aciers (1765 bis 1795) auch Erzeugnisse des neuesten „Jugendstils" herzustellen und in der sogenannten Pâte-sur-Pâte-Malerei und der Scharffeuerfarbentechnik neue Wirkungen zu erreichen.

Neben dem bedeutenden Anteil, den Meißen in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts an dem künstlerischen Leben hatte, steht ein zwar minder bekannter, aber doch auch bemerkenswerter Anteil am literarischen Leben der Nation. Über die Sprachmengerei, den Schwulst und die Ausländerei der deutschen Rede- und Schreibweise, die das siebzehnte Jahrhundert hinterlassen hatte, siegte in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die schlichte und anmutige Redeweise, die damals zuerst im obersächsischen Dialekt, also im Meißner Lande durchdrang. Es war das zweitemal, daß von dem heute wegen seines Dialekts so sehr geschmähten Sachsen das Schrift- und Sprachtum der ganzen Nation reformiert wurde — das erstemal durch die meißnische Kanzleisprache und Luthers Bibelübersetzung, das zweitemal durch die insbesondre von den sächsischen Fürstenschulen ausgehende Reinigung und Hebung der deutschen Dichtkunst wie der Prosa. Aus St. Afra sind Gellert, Rabener und Gärtner hervorgegangen, die im Verein mit den Portensern Klopstock, Johann Adolf und Johann Elias Schlegel, den Söhnen des Meißner Stiftssyndikus, und dem Grimmenser Cramer das klassische Zeitalter unsrer Literatur sehr wesentlich vorbereiten halfen. Schon auf der Fürstenschule zum Teil nach Gottscheds Grundsätzen zu einem reinern Gebrauch der Muttersprache in Reim und Prosa angeleitet, waren sie die einflußreichsten Mitglieder des Leipziger Dichterkreises, der sogenannten „Bremer Beiträger." In der Betonung des Gemüts und der Phantasie wuchsen sie weit über Gottscheds Verstandesdürre hinaus, Gellert und Rabener aber wurden außerdem die Bildner einer geschmackvoll erzählenden Prosa und des modernen Briefstils. Die Verdienste Meißens um die deutsche Sprache und Literatur sind heute vergessen, der Bremer oder der Berliner, voll der törichten Einbildung, ein besseres Deutsch zu sprechen als der Sachse, würde nur mit einem ungläubigen Kopfschütteln davon hören, aber im ganzen achtzehnten Jahrhundert war die Kunde davon lebendig, sodaß noch Schiller,

Digitized by Google

dem sein „Schwäbeln“ wohl dann und wann von sächsischen Freunden vorgeworfen worden war, sich zu dem Epigramm auf die Elbe veranlaßt fühlte:

> All ihr andern, ihr sprecht nur ein Kauderwelsch — unter den Flüssen
> Deutschlands rede nur ich, und auch in Meißen nur, deutsch.

Hellern Glanz noch als die Bremer Beiträger verbreitet über St. Afra der Name Lessing. Fünf wichtige Jahre seines Lebens (1741 bis 1746) hat der Kamenzer Pastorsohn „die Schalaune um die Schultern, eine Perücke auf dem Kopfe“ auf der stillen Höhe von St. Afra gehaust. Das solide Rüstzeug einer gründlichen lateinischen und griechischen, aber auch mathematischen Bildung, das ihn später befähigte, an der Hand Homers die Grenzlinien zwischen der bildenden Kunst und der Poesie mit sicherm Gefühl zu ziehn und an der Hand des Aristoteles das ganze französische Gefasel über das Wesen der Tragödie auszustreichen und dafür eine wirkliche, deutsche Schaubühne in Theorie und Praxis aufzurichten, hat er sich größtenteils schon in St. Afra angeeignet. Und trotz der klösterlichen Abgeschiedenheit, in der er lebte, blieb ihm die wirkliche Welt nicht fremd: er tritt auch zur Stadt Meißen in Beziehung, er studiert die Menschen seiner Umgebung — „der junge Gelehrte“ ist schon auf der Fürstenschule entworfen —, und in seinen lindenumsäumten „Zwinger“ klangen die Kanonen von Kesselsdorf (15. Dezember 1745) herüber. Er schreibt danach an seinen Vater: „Sie betauern mit Recht das arme Meißen, welches jetzo mehr einer Todtengrube als der vorigen Stadt ähnlich siehet. Alles ist voller Gestank und Unflat, und wer nicht hereinkommen muß, bleibt gern so weit von ihr entfernt, als er nur kann. Es liegen in denen meisten Häusern immer noch 30 bis 40 Verwundete. Es sieht aber wohl in der ganzen Stadt, in Betrachtung seiner vorigen Umstände, kein Ort erbärmlicher aus als unsre Schule. Sonst lebte alles in ihr, jetzo scheint sie wie ausgestorben. Sonst war es was Rares, wenn man nur einen gesunden Soldaten in ihr sahe; jetzo sieht man einen Haufen Verwundete hier, von welchen wir nicht wenig Ungemach empfinden müssen. Das Cönakul ist zu einer Fleischbank gemacht worden, und wir sind gezwungen, in dem kleinen Auditorio zu speisen.“

Wenig Monate später (30. Juni 1746) valedizierte Lessing de mathematica barbarorum und zog aus der Enge des afranischen Schullebens hoffnungsfreudig in die sommerliche Welt hinaus zu einer fast ununterbrochnen Reihe dichterischer und wissenschaftlicher Triumphe, aber auch der härtesten äußern und innern Kämpfe — und noch 1754 schrieb er in wehmütigem Rückblick auf seine Meißner Schülerzeit: „Wie gerne wünschte ich mir diese Jahre zurück, die einzigen, in welchen ich glücklich gelebt habe.“

Dauernde und tiefer gehende Schädigungen als die Zeit der Kesselsdorfer Schlacht brachte für Meißen der Siebenjährige Krieg, der die Manufaktur fast zum Stillstand brachte und die Bürger durch fortwährende Einquartierungen und Fouragierungen in die bitterste Not versetzte. Besonders in den letzten Kriegsjahren war Friedrich der Große den Meißnern eine vertraute Gestalt; wochenlang hatte er sein Hauptquartier in dem damals Hachenbergischen Hause am Domplatze — zwischen Domkeller und Burgkeller —, und jeden Tag fast erschien er zur Parade seiner Truppen auf dem Markte. Aber nicht nur die große Politik und das Militärische beschäftigte ihn in Meißen, auch in den industriellen Betrieben der Stadt spähte sein Auge umher, mit der Absicht, diese oder jene Einrichtung nach Preußen zu übertragen. Schließlich ist in Meißen durch die zwischen ihm und dem sächsischen Geheimrat von Fritsch gepflognen Verhandlungen vom 29. und vom 30. November 1762 auch der Grundstein zum Hubertusburger Frieden gelegt worden.

Zwanzig Jahre später war Meißen unter der Fürsorge seines Kurfürsten, Friedrich Augusts des Gerechten, wieder eine wohlhabende behagliche Landstadt geworden. Aus dieser Zeit haben wir wertvolle Zeugnisse über die Stadt und ihre

Digitized by Google

Umgebung in mehreren Briefen Schillers, von denen einer zugleich für seine idealistische Landschaftsauffassung bezeichnend ist. Im September 1785 kam er mit der Post fahrend auf der Reise von Leipzig nach Dresden zuerst ins Meißner Elbtal; diesen Augenblick schildert er am 13. September 1785 seinem Freunde Huber folgendermaßen: „Als auf einmal und mir zum erstenmal die Elbe zwischen zwei Bergen heraustrat [es war in dem Dorfe Zehren], schrie ich laut auf. O mein liebster Freund, wie interessant war mir alles! Die Elbe bildet eine romantische Natur um sich her, und eine schwesterliche Ähnlichkeit dieser Gegend mit dem Tummelplatze meiner frühen dichterischen Kindheit machte mir sie dreifach teuer. Meißen, Dresden und seine Gegenden gleichen ganz in die Familie meiner vaterländischen Fluren." Und als Körners im April 1786 aus Leipzig wieder nach Dresden heimkehrten, reitet er ihnen bis Meißen entgegen, um mit ihnen dort früh Kaffee zu trinken und die Stadt und die Gegend zu besehen. Dasselbe tat er, als in demselben Jahre der Mannheimer Buchhändler Schwan mit seinen beiden Töchtern über Meißen nach Dresden reiste. Die jüngere berichtet darüber: „Als wir in Meißen am Posthause anfuhren, wer stand unter dem Torweg? Schiller in einem mausfarbnen Rock mit Stahlknöpfen. Er war, wie er es damals liebte, zu Roß von Dresden gekommen, um uns einzuholen, und machte in Meißen den artigsten Cicerone." Dieses Posthaus, an der Ecke der Elbgasse und des Heinrichsplatzes liegend, hat einem Neubau Platz gemacht, aber ein Schillerverehrer (Hofrat Sturm) hat wenigstens die Steinpforte, unter der Schiller damals stand, gerettet und in seinem Hause eingemauert.

Ganz besonders reich sind Meißens Erinnerungen an die Zeit Napoleons und der Freiheitskriege. „Am 22. Juli (1807) war der für Meißen so merkwürdige Tag, wo wir das Glück hatten, den großen Kaiser der Franzosen in unsrer Mitte zu sehen, erzählt uns die zu derselben Zeit erschienene Denkschrift. Er kam in Gesellschaft unsers geliebten Königs. Das Lauten aller Glocken, die kriegerische Musik des Militärs und der bürgerschaftlichen Parade, die Trompeten und Pauken auf dem Stadtkirchturme, der Freudenruf der Menge, wofür er mit freundlicher Huld dankte, und vorzüglich der Anblick des großen Mannes, von welchem unser Schicksal ganz abhing, und der uns vorm Jahre statt der verheerenden Fackel des Kriegs die Palme des Friedens reichte, alles dieses machte einen rührenden Eindruck." Dementsprechend lauteten die Transparents bei der Nachfeier des denkwürdigen Tages am 1. August in Herrn Thieles Garten auf dem Plossen:

Da Macht und Güte sich vereint,
Hat nun die Menschheit ausgeweint.

Ein andres Bild aus dem Sommer 1809 zeigt uns den Herzog von Braunschweig, wie er, den Totenkopf am Tschako, mit seiner „Schwarzen Schar" in Meißen einreitet, um das sächsische Volk zur Erhebung gegen den „Tyrannen" mit fortzureißen. Meißen war vom 14. bis zum 27. Juni sein Hauptquartier, aber die Zeit war noch nicht reif. Fest vertrauten die damaligen Sachsen auf den Stern ihres großen Verbündeten, der mit großem Geschick die alte Eifersucht gegen Preußen wachrief und die alten polnischen Pläne der Wettiner erfolgreich aus ihrem Schlummer weckte. Erst die furchtbaren Opfer, die Napoleons Rüstungen gegen Rußland auch von Sachsen forderten, und namentlich der kostspielige Bau der Festung Torgau, der weit über sechs Millionen Taler verschlingend die Staatskassen leerte, öffnete den Einsichtsvollern die Augen. Darum war schon im Mai 1812 die Stimmung in Meißen sehr zuungunsten der Franzosen und zugunsten Preußens umgeschlagen. Das zeigte sich bei einem Besuche, den Friedrich Wilhelm der Dritte in Begleitung des Kronprinzen, des Kanzlers Hardenberg u. a. am 30. und 31. Mai Meißen abstattete. Er wohnte beim General von Niesemeuschel (im jetzigen Hauptsteueramt am Heinrichsplatz) und wurde durch das Läuten aller Glocken, durch Gesang und prachtvolle Illumination geehrt, wobei ein „immer-

Digitized by Google

währendes Vivatrufen" zu hören war. Der spätere General von Bieth, der damals mit dem Major von Welck die Honneurs machte, erzählt davon: „Der König war so heiter, daß er gegen seine Gewohnheit dem Publikum den Eintritt in das Tafelzimmer während der Abendtafel gestattete. Vor der Tafel besuchte er den Dom. Neben dem Grabmal Friedrichs des Streitbaren war eine Steinplatte eingesunken. Der Kirchner berichtete ihm, daß sich die Platte unter der Last einiger französischer Offiziere gesenkt habe, die bei dem neulichen Truppendurchmarsch den Dom besucht hätten. Halblaut, doch vernehmbar sagte der König: Mauvais augure."

Ein halbes Jahr später, am 14. Dezember, flog der Schlitten, der den geschlagnen Napoleon von den blutgetränkten Schneefeldern Rußlands nach Paris brachte, auch durch Meißen. Napoleon wurde erkannt, aber kein Arm erhob sich gegen den Mann, der die glänzende sächsische Kavallerie bei Borodino ins Verderben geschickt hatte: noch war die Welt in Schrecken gefesselt. Ein Vierteljahr später, in der Nacht vom 12. zum 13. März 1813, brannte Davoust die Meißner Elbbrücke ab: „Eine Bitte des Rats um Schonung wurde barsch zurückgewiesen. Da sich bei Zaschendorf einige Kosaken sehen ließen, so wanderte nach elf Uhr die Brandfackel in der Brücke herum. Ein dumpfer Druck lag auf der ungeheuern Menschenmenge, die die Straßen erfüllte und sich an beiden Ufern drängte. Um Mitternacht schon bildeten beide Fache eine einzige feurige Masse, von der die Flamme turmhoch emporloderte." Interessante Bilder dieses Brückenbrandes und des Treibens der Kosaken und der Baschkiren in und um Meißen aus dieser Zeit sind in großer Anzahl im Museum des Geschichtsvereins vorhanden. Jedoch noch einmal kam in den Vormarsch der verbündeten Preußen und Russen eine rückläufige Bewegung: nachdem ihr Angriff auf die Flanke der nach Leipzig marschierenden Franzosen am 2. Mai bei Groß-Görschen gescheitert war, mußten sie über die Elbe zurück, und so fanden denn vom 8. bis zum 10. Mai bei Meißen heftige Gefechte statt, deren Spuren noch an vielen Orten, zum Beispiel am Siebeneichener Försterhause und an der Friedhofsmauer des Martinsberges, erkennbar sind. Zum letztenmal sah Napoleon die Stadt am 7. Oktober, als er, zum Abmarsch aus der Elblinie auf die Gefilde von Leipzig entschlossen, im Adamschen Hause am Markt (Wittig und Fritzsche) einige Stunden in mürrischer Laune verbrachte. Die ihn begrüßenden Ratsherren scheuchte er mit einem barschen: Allez von sich; nur den unglücklichen König von Sachsen — er übernachtete im Dreißigischen, jetzt Viertelschen Hause —, der zu vornehm dachte, als daß er ihn in der letzten Entscheidung verlassen hätte, behandelte er mit einer gewissen Auszeichnung. Zwölf Tage später war der Korse auf verworrener Flucht in Thüringen, der König Gefangner der Verbündeten.

In diesem Schicksalsjahre war auch Goethe in Meißen, und zwar am 19. und 20. April auf der Durchreise nach Teplitz. Ein überaus interessanter Brief an seine Frau berichtet von seinen Eindrücken: „Von einer gar freundlichen Abendsonne beleuchtet, sahen wir das schöne Elbtal vor uns und gelangten zur rechten Zeit nach Meißen in den Ring." Die jüngere Tochter der Wirtin erzählt ihm vom Brande der Brücke, von den Kranken und den Gefangnen, die sie gespeist hatte, von der Einquartierung und der Art der Kosaken. „Das war alles vorübergegangen, und Meißen befand sich vor wie nach." Am nächsten Tage besuchte Goethe die Porzellanfabrik und den Dom. „Der Dom hat aus mehreren Ursachen äußerlich nichts Anziehendes, inwendig aber ist es das schlankste, schönste aller Gebäude jener Zeit, die ich kenne, durch keine Monumente verdüstert, durch keine Emporkirchen verderbt, gelblich ausgestrichen, durch weiße Glasscheiben erhellt, nur das einzige Mittelfenster des Chors hat sich bunt erhalten." Auch mit einer Schar der Lützower Jäger traf Goethe in Meißen zusammen, bei der Friedrich Förster und vielleicht auch de la Motte Fouqué war. Ist auch die etwas theatralisch aufgebauschte Szene, wie sie uns Förster in der Pandora (Brief Nr. 30) schildert,

Digitized by Google

nicht genügend beglaubigt, so ist doch wohl der schlichte Vers echt, mit dem Goethe damals die Waffen der Lützower segnete:

Zieht hin mit Gott, und alles Gute
Werd eurem frischem deutschen Mute.

Denn im Goethearchiv findet sich ein kleines Goethesches Gedicht an Förster mit den Anfangsworten: „Als ich Dich in Meißen segnete." Der hier mit erwähnte Romantiker Fouqué war auch nach dem Freiheitskriege öfters in Meißen und auf den benachbarten Schlössern. Er hat die Stadt und ihre Umgebung ganz besonders geliebt, seine 1823 erschienenen „Reiseerinnerungen" enthalten die wertvollsten Urteile darüber. Er übernachtete mit seiner Gemahlin in dem altertümlichen Gasthofe zur „Goldnen Sonne." „Allerliebst nahmen sich am andern Morgen im hellen Tagesschein die niedlichen Gärtchen längs den steilen Schloßberg hinan und an dem Abhange desselben aus. Oft schon habe ich an den Meißnern den Sinn für Blumen sowie die kunstreiche Pflege ihrer Gärten bewundert. Und dazwischen die niedlichsten Kindergestalten, die große Zierde Sachsens. Ich konnte mich nicht enthalten, das Fenster zu öffnen und die kleinen Geschöpfe, die so leicht mein ganzes Herz haben, anzureden. Höflich stehn sie jedermann Rede, wissen über alles Auskunft zu geben und sind zu etwaiger Dienstleistung unaufgefordert erbötig."

Weiterhin bewundert Fouqué die berühmte Wendeltreppe der Albrechtsburg, „die, gleichsam auf sich selbst ruhend, in fortgehender Schneckenwindung vom Boden bis zur Spitze zu schweben scheint," und den Dom. „Majestätisch ragt der ernste Bau, durch Zeit und Witterung tief angedunkelt, von seiner Felshöhe über bunte Gärten, die Stadt und den raschen Elbstrom hinaus. Man wird sogleich zu fester Sammlung gestimmt, welche dem Eindruck des Innern der Kirche angemessen ist. Nichts gibt so das Bild heiliger Reinheit als diese zarte jungfräuliche Kirche. Unmittelbar aus dem Dome muß man in den lieblichen Amtsgarten treten. Durch ein Gewebe duftender Blumen sieht man hier auf die Elbe. Die Sonne glitt silbern über die sanft bewegte Flut. Dahinter hebt sich die Bergkette, von dunkeln Tannen bedeckt; links verbindet die schöne Brücke beide Ufer; unterhalb öffnen sich die Straßen der Stadt, und diesseits des Beschauers das bezeigte Ufer entlangs schimmern unzählige rote Dächer auf den Höhen liegender Lust- und Landhäuser; schwarze Baumesgipfel ragen aus den eng zusammengeschobnen Schlüften hervor: kurz, die mannigfach gebrochne reiche Landschaft läßt das Auge nicht ruhen und fesselt es an jeden Punkt mit unwiderstehlichem Zauber."

Als Fouqué diese Worte schrieb, waren die Wunden, die das Zeitalter Napoleons der Stadt und der Landschaft geschlagen hatte, schon wieder vernarbt, und wir treten somit in die vierte Blütezeit der Stadt ein, die etwa von 1830 bis 1870 reicht, die letzte Periode, in der Meißen eine stille Landstadt war, dafür aber eins der treuesten Spiegelbilder des behaglichen deutschen Bürgertums der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, mit einem Worte: die Stadt Ludwig Richters.

Von 1828 bis 1835, von seinem fünfundzwanzigsten bis zum zweiunddreißigsten Jahre, war er der unsre, und ich spreche es kühnlich aus: das Beste von dem, was sein Zeichenstift dem deutschen Leben seiner Zeit und der mitteldeutschen Architektur und Landschaft abgelauscht hat, ist aus Meißen. Sogar in Rom dachte er an „das alte romantische Meißen, welches ich mir schon in meinen Träumereien zum künftigen Wohnsitz erkoren hatte." In den sieben Jahren seines Meißner Aufenthalts aber vollzog sich in seinem ganzen künstlerischen Streben die entscheidende Umgestaltung. War Ludwig Richter bis dahin fast ausschließlich heroisch-romantischen Motiven Italiens nachgegangen, so öffnete sich ihm in Meißen zuerst das Auge für die anheimelnden Reize der deutschen Kleinstadt, für die Typen der Bürger und Bauern, vor allem für die Kinderwelt. Nicht zufällig haben auch Goethe und Fouqué die Meißner Kinderwelt gepriesen: sie war und ist in der Tat

Digitized by Google

außergewöhnlich anmutig, und Richter verkörperte sie in Darstellungen, deren Innigkeit kaum wieder erreicht wurde. Wie sich seine „bis zum Krankhaften gesteigerte“ Schwärmerei für Italien allmählich in ein liebevolles Erfassen der heimatlich-sächsischen Welt umwandelte, das kann man in dem Abschnitte „Meißen“ seiner Selbstbiographie verfolgen; viele Sätze darin lesen sich wie ein Kommentar zu seinen Bildern.

Eine Krankheit seiner Frau hatte ihn in einem Sommer verhindert, eine längst geplante erneute Studienreise nach Italien anzutreten; statt dessen wanderte er von Meißen aus durch das Elbtal ins böhmische Mittelgebirge; diese Wanderung wurde ihm zur Offenbarung der malerischen Schönheit der Elblandschaft. „Von dieser Zeit an wandte sich mein Streben wieder ganz der heimischen Natur zu. Jetzt wurde mir alles, was mich umgab, auch das Geringste und Alltäglichste, ein interessanter Gegenstand malerischer Beobachtung. Konnte ich jetzt nicht alles gebrauchen? War nicht Feld und Busch, Haus und Hütte, Menschen wie Tiere, jedes Pflänzchen und jeder Zaun und alles mein, was sich am Himmel bewegt und was die Erde trägt? Ich arbeitete und sammelte jetzt mit neuer Lust an vaterländischen Stoffen. Zunächst entstand ein Gemälde, wozu ich das Motiv im Triebischtal bei Meißen gefunden hatte usw.“ Drei Kinder wurden Richter in Meißen geboren; als sie heranwuchsen, zeichnete er für sie fast jeden Abend beim Schein der Lampe „ein Haus- oder Straßenereignis des Tages. Mein Publikum war das dankbarste, es jauchzte oft zwischen meinen auf dem Papier laufenden Bleistift hinein. Wer hätte aber denken können, daß solches kindische Spiel der Keim und Vorbote einer ebenso erfolg- als freudenreichen Arbeit wurde, die in spätern Jahren mich beschäftigte? Ich meine die Hefte »Fürs Haus«.“ In der Tat sind diese und die verwandten Kompositionen Richters voll von meißnischen Motiven: der „Feierabend“ zeigt in der Mitte den Meißner Stadtkirchenturm, rechts davon die Franziskanerkirche, links auf der Höhe die Zscheilaer Kirche, dazwischen aber den Ringelreihn Meißner Kinder und ausruhende Eltern; das „Dreikönigslied“ zeigt den Rathausgiebel, der „Taufgang“ die Afrakirche mit dem alten Kirchhof, die köstliche Darstellung des Schlachtfestes aus dem „Herbst“ zeigt im Hintergrunde den charakteristischen Giebel der Propstei im Wirtschaftshofe der Fürstenschule und die kleinen Häuser der nahen „Hintermauer“; wie oft auch kommt die Martinskapelle auf diesen Bildern vor! „Zuweilen wurden schöne Sommernachmittage mit den Kindern auf einem nahe gelegnen Dorfe bei bekannten Bauersleuten zugebracht“ — die Illustration dazu bilden die Blätter „Auf der Wiese“ aus dem „Frühling“ (etwa Garsebach), „Der Besuch auf dem Lande“ (aus dem „Sonntag in Bildern“), „Weine nur nicht, Helmchen“ aus dem „Winter“ (die Eichen vor Scharfenberg), „Die Nachbarn“ (Korbitz oder Questenberg).

Ludwig Richter ist wohl der vornehmste, aber nicht der einzige Vertreter des künstlerischen Lebens, das in dem damaligen Meißen seine Heimstätte fand. Wie viele andre Maler, Bildhauer und Dichter sind aus dieser Stadt hervorgegangen oder sind von ihr und ihrer Umgebung beeinflußt worden! Da ist der markige Landschafter Heinrich Crola (Croll, 1804 bis 1879); eine Zeile aus seinem Tagebuche genügt, den Einfluß der Meißner Landschaft zu erkennen: „Oft saßen wir auf den braunen, duftenden Heidehügeln, in der Tiefe die strömende, blau schimmernde Elbe, über ihr in ferner Luft die Türme Dresdens, noch weiter zurück die Umrisse der sächsischen und böhmischen Grenzgebirge, um uns die wohlbekannten Fluren und Ortschaften, welche jede eine besondre Erinnerung oder Merkwürdigkeit für uns enthielt. Wie lieblich klangen da in den stillen, heitern Sommerabenden die zusammenstimmenden Flöten. . .!“ Es ist die Aussicht von der damals noch mehr als jetzt bewaldeten Südkuppe des Spargebirges, die neuerdings Oskar Zwintscher so schön gemalt hat. Oder hören wir eine Stelle aus den Aufzeichnungen Paul Mohns, des 1842 in Meißen geborenen Schwiegersohns und Biographen Ludwig Richters: „Im Jahre 1847 übernahm mein Vater das unserm Hause gegenüber gelegne Mühlbergische (jetzt Bahrmannsche) Brauhaus, ein Giebel-

Digitized by Google

haus der niedergehenden Renaissance. Dieses Haus mit seinen Wendeltreppen, Kreuzgewölben, eisernen Türen, Winkeln und vergitterten Fenstern hat auf mich einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen." Aus derselben Periode Meißens stammen auch der Genremaler Hugo Oehmichen (geb. 1843), der Radierer Bernhard Mannfeld (geb. 1848 in Dresden, aber erzogen im Hause seines Großvaters, des bekannten Glasmalers und Malervorstehers Scheinert in Meißen), die Landschafter Friedrich Paul Baum (geb. 1859) und Bernhard Schröter (geb. 1848), die Historienmaler Sigismund Kirchbach (1831 bis 1876), Anton Dietrich (geb. 1833), Otto Grundmann (geb. 1844, Begründer der Kunstakademie in Boston), die Bildhauer Friedrich August Wittig (geb. 1823; Bronzeabgüsse seiner Hauptwerke stehn im Sitzungssaale des Rathauses), Otto König (geb. 1838). Sascha Schneider hatte mehrere Jahre lang sein Atelier am Fürstenberge aufgeschlagen, auch Oskar Zwintscher wohnte bis vor kurzem in Meißen und entlehnte die Motive seiner schönsten Bilder der Meißner Landschaft.

Von den Dichtern dieser Periode haben namentlich Otto Roquette und Otto Ludwig Beziehungen zu Meißen gehabt. Otto Ludwig wohnte zwischen 1844 und 1852 bald in der Schleifmühle des Dorfes Garsebach, bald in Meißen selbst. Er hatte bei einem Ausfluge nach dem damals vielbesuchten, jetzt in eine Fabrik umgewandelten Buschbad im Triebischtal etwas weiter bachaufwärts „den stillen Winkel aufgefunden, der zu seinen Sinnen und zu seiner Seele sprach." Als er dann nach Garsebach übergesiedelt war, schreibt er begeistert an einen Freund: „.. in welcher Richtung ich den Triebischgrund durchziehn mag, so wirds immer schöner. Meine Werkstatt schlag ich bald hier, bald dort auf, einmal zwischen den Felsblöcken an der Triebisch nahebei — ein alter Erlenstrunk hält mir das Tintenfaß, die Mappe auf meinen Knien ist mein Tisch —, bald über der Klausmühle, dem romantischsten Punkt, den ich auf der Welt kenne. Wenn mirs gefällt, geh ich mit Göttern und Königen um; in einem Anfall von Herablassung dagegen kann ich mit Bauern kegeln, die übrigens hier meist sehr reich und so gebildet sind, wie bei uns draußen (in Meiningen) angesehenere Bürger."

Garsebach hat sich bis auf den heutigen Tag etwas von dem Idyll der Zeit Otto Ludwigs bewahrt. Wenn man aber mit der Triebisch näher an die Stadt Meißen herankommt, da siehts mit dem Idyllischen böse aus. Wenn schon Ludwig Richter, der seine Selbstbiographie zwischen 1869 und 1879 niederschrieb, von Meißen sagt: „Die moderne Kultur hat allerdings manche grelle, häßlich störende Dissonanzen in dies harmonische Gebilde getragen, die für das Künstlerauge eine Wirkung hervorbringen wie der gellende Ton einer Dampfpfeife in einem Mozartschen Hymnus," so würde er von der neuesten Umwandlung der nähern Umgebung Meißens geradezu entsetzt sein. Sie hängt damit zusammen, daß Meißen in den letzten dreißig Jahren in immer steigendem Maße ein Zentrum der sächsischen Industrie geworden ist. Die damit verbundnen Wandlungen hätten schon viel früher begonnen, wenn der ursprüngliche Plan des großen Nationalökonomen Friedrich List, die erste Eisenbahn von Dresden nach Leipzig über Meißen zu leiten, ausgeführt worden wäre. Aber man scheute vor technischen Schwierigkeiten zurück. So wurde die Bahn auf dem rechten Elbufer angelegt und überschritt bei Riesa den Strom, sodaß dieser bis dahin ganz unbedeutende Ort die Rolle übernahm, die Meißen zufallen sollte. Meißen wurde erst 1869 der Dresden-Döbeln-Leipziger Bahn angegliedert und hat infolgedessen noch heute eine wenig befriedigende Verkehrslage. Trotzdem liegt Meißen inmitten einer sehr kaufkräftigen Umgebung und ist, durch die billigere Wasserfahrt begünstigt, neuerdings zu einer sehr wichtigen Fabrikstadt geworden. Der ältern Porzellanindustrie trat seit 1857 eine vom Erfinder der weißen Kachel, Karl Teichert, begonnene Ofenfabrikation zur Seite, von der sich neuerdings wieder die Majolika-, Steingut-, Fliesen- und Kunstziegelfabrikation abgezweigt hat. Dazu kommt eine vielseitige und ausgedehnte Maschinenindustrie, die große Jutefabrik, Herstellung von Blechemballagen, Spazier-

Digitized by Google

stöcken, Sicherheitszündern, Pianofortes, Papierwaren und Postkarten im größten Maßstabe. Infolgedessen hat sich die Stadt nach allen Seiten hin auszudehnen begonnen. Das rechtselbische Cöln mit einigen kleinern Vororten ist einverleibt worden, sodaß Meißen jetzt mit seinen 32000 Einwohnern die sechstgrößte Stadt Sachsens ist. Bis an das Buschbad hinaus, wo noch vor fünfzig Jahren ländliche Stille herrschte, erstreckt sich das neue Industrieviertel; auf dem Plossenberge aber, in der stillern Umgebung der Martinskirche, ist eine aussichtsreiche, gesund liegende Villenstadt entstanden, gegenüber, auf dem rechten Elbufer, ist der städtischen Besiedlung neuerdings der herrliche Ratsweinberg, das Geschenk Albrechts des Beherzten, zum Opfer gefallen, und schon klettert sie in geschmacklosen Zeilen, die die lange Spitzenreihe der „Hypothekentürme“ überragt, die ehedem den lieblichen Weinstock tragenden Abhänge des Spargebirges hinan. Es wäre falsch, diese Entwicklung, die sich mit zwingender Notwendigkeit aus der wirtschaftlichen Lage des ganzen sächsischen Landes ergibt, zu bekämpfen oder in einseitig romantischer Gefühlsduselei zu bejammern; aber viele Begleiterscheinungen dieser Entwicklung, zum Beispiel die entsetzliche Barbarei der Neubauten auf dem Spargebirge u. a., hätten sich vermeiden lassen und sind deshalb tief zu beklagen. Außerdem aber ist es unter solchen Umständen, wo das mobilisierte Kapital rücksichtslos den historischen Charakter der Stadt und ihrer Umgebung zerstört, erlaubt, auch die Freunde Altmeißens mobil zu machen und aus ihnen eine Schutztruppe zu bilden für das, was noch zu retten ist. Vieles ist in dieser Richtung in den letzten Jahrzehnten geschehen, teils durch die Fürsorge der Landesregierung, teils durch die Einsicht der städtischen Verwaltung, teils durch den 1880 gegründeten Verein für die Geschichte Meißens. Das erste Regenerationswerk war die Wiederherstellung und die Ausschmückung der Albrechtsburg, die bis 1863 die Porzellanmanufaktur in ihren Mauern beherbergt hatte; sie begann im Jahre 1873, nachdem die Ständekammern 500000 Mark von der französischen Kriegsentschädigung dazu angewiesen hatten. Es folgte 1892 durch den Meißner Geschichtsverein die würdige Instandsetzung der Kreuzgänge des Franziskanerklosters, in denen zugleich die wichtigsten Grabdenkmäler der alten Friedhöfe geborgen wurden, und 1900 bis 1901 die Wiederherstellung des Schiffs der Franziskanerkirche und seine Umwandlung in ein Altertumsmuseum des Geschichtsvereins. Gegenwärtig ist das Interesse aller Altertumsfreunde auf die Arbeiten zur Erhaltung und Vollendung des Meißner Doms gerichtet. Sie sind in ihren ersten Anfängen (1839) dem Königlich Sächsischen Altertumsverein zu danken; auch das Domkapitel und der Meißner Geschichtsverein haben sie gefördert. Doch erheischte die Größe der Aufgabe eine besondre Organisation, die 1895 mit der Gründung des Dombauvereins ins Leben trat. Er hat durch Lotterien die Summe von fast anderthalb Millionen zusammengebracht und in dem Karlsruher Gotiker, Oberbaurat Karl Schäfer, den Mann an die Spitze des Unternehmens gestellt, von dem man die Vollendung des Baues im Sinne Arnolds von Westfalen erwarten darf. Seine vielumstrittne zweispitzige Turmanlage wird sich über einem vierten Geschosse des Westbaues erheben (S. 612). Bis jetzt ist die Entwässerung und die Verstärkung der Grundmauern und das vierte Geschoß des Westbaues fertiggestellt, der zu diesem Zwecke mit einem riesenhaften weithin sichtbaren Balkengerüst umkleidet ist. Bis zum Jahre 1907 soll der ganze Bau vollendet sein.

Aber schon warten der erhaltenden Tätigkeit der Meißner Altertumsfreunde und der mit ihnen fast dieselben Ziele verfolgenden Naturfreunde neue wichtige Aufgaben. Die aussichtsreiche Südkuppe des Spargebirges, die sogenannte Posel, die durch rücksichtslose Steinbrucharbeit schon fast unterhöhlt ist, droht durch weitern Steinbruchbetrieb völlig vernichtet zu werden, ebenso der Götterfelsen im Triebischtal, auf dem das 1843 von alten Afranern errichtete weithin leuchtende Kreuz steht: von diesen ehrwürdigen Punkten aus, die zu den durch Geschichte und Kunst geweihten Wahrzeichen unsrer Landschaft gehören, muß der Notschrei „Heimatschutz“

Digitized by Google

weit hinaustönen ins Land bis in die Ständekammern und bis zu den Stufen des Throns. Denn schließlich muß es doch in der Welt auch etwas geben dürfen, was vor der Habgier der unersättlichen Mammonspriester sicher ist. Aber mit Bitten und Vorstellungen wird hier nichts geschafft, sondern nur mit der schneidenden Schärfe des Gesetzes, und zwar muß gleich der nächste Landtag die Sache ins reine bringen! Ferner muß zur Aufrechterhaltung des Weinbaus, der ja dem Meißner Lande ureigentümlich ist und einen Teil seines Reizes ausmacht, ein Meißner Weinbauverein aus kapitalkräftigen Leuten gegründet werden, der mit Hilfe der Landwirtschaftlichen Schule ein neues Geschlecht von Winzern heranzieht, die Weinberge der besten Lagen erwirbt und deren edle Gewächse in einem Eigenausschanke zum Verkauf bringt. Mit Dank ist es zu begrüßen, daß der Meißner Rat an Stelle des zerstörten Ratsweinberges wieder einen neuen in guter Lage des Spargebirges erworben hat, aber es ist auch dafür zu sorgen, daß das schöne Volksleben, das der alte Ratsweinberg zur Zeit des Wein- und Mostverkaufs sah, wenn die „kleinen Leute" mit ihren Krügen kamen, um einen echten Tropfen zu erwischen, sich auf den neuen Berg übertrage. Ferner ist die malerische romanische Ruine des Klarissinnenklosters, die ein Viertelstündchen abwärts von Meißen in der Elbaue liegt, unter möglichster Schonung des wunderbaren Pflanzenwuchses, der sich in ihrem Innern angesiedelt hat, so weit auszugraben, daß die Türen wieder ihre ursprüngliche Höhe haben; manche wichtige romanische Baugliedr werden dabei zum Vorschein kommen. Auch die Afrakirche mit der Schleinitzkapelle bedarf nach der nüchternen, teilweise sogar destruktiven Behandlung, die sie um 1870 durchgemacht hat, einer würdigen Renovation. Ebenso ließen sich die jetzt nur verbauten, aber noch völlig vorhandnen Kreuzgänge der Fürstenschule, des ehemaligen Augustinerchorherrnstifts, wieder herstellen, wenn man einige kleine Ersatzbauten für die in ihnen untergebrachte Schulküche und das Archiv beschafft. Dann kann St. Afra, wenn auch in kleinern Verhältnissen, einen ähnlichen ehrwürdigen Schmuck erhalten, wie ihn die glücklichere Pforta in ihrem Primanergarten mit den umgebenden Kreuzgängen längst besitzt. Endlich aber möchten die ganze innere Stadt Meißens und ihre künstlerisch wertvollen Außenwerke unter ein gewisses Aufsichtsrecht des Geschichtsvereins gestellt werden. Der Rat hat seinerzeit die Pläne zum Neubau des Gröberschen Hauses (Ecke der Elbgasse und des Heinrichsplatzes) in dankenswerter Einsicht dem Geschichtsverein zur Begutachtung überwiesen. Ein solches Verfahren sollte durch Aufnahme einer betreffenden Bestimmung in das Baustatut die Regel werden. Die Stadt Bautzen, die ihren Altertümern gegenüber in ähnlicher Lage wie Meißen ist, hat eine solche Bestimmung schon getroffen. Damit ist ein für alle ältern Städte unsers Landes nachahmenswertes Beispiel geschaffen.

Herrenmenschen

Roman von Fritz Anders (Max Allihn)

13. Der Schacktarp

Ramborn hatte dem Pastor Peternelle das Geleit gegeben, und der Herr Kandidat hatte sich auf sein Zimmer zurückgezogen. Schwechting aber war sitzen geblieben, und Tantchen hatte ihm aus Christenpflicht Gesellschaft geleistet. Man hatte zusammen ein langes Garn gesponnen, das heißt, man hatte sich lange Geschichten erzählt. Endlich war das Garn abgelaufen, und beide Teile schwiegen und dachten sich ihr Teil. Dabei sah sich Schwechting Tantchen an, die sich in ihren Stuhl zurückgelegt hatte und an einem Häkelmuster arbeitete. Er bemerkte, was er schon oft bemerkt hatte,

Digitized by Google

daß Tantchen gar nicht schlecht aussehe, daß sie vielmehr eine blitzsaubere Dame sei. Die jüngste war sie ja allerdings nicht mehr. Aber ich frage auch einen Menschen, sagte Schwechting zu sich, was hat man an so einem jungen Dinge, das die Welt für einen Dudelsack ansieht und aus dem Gealbere nicht herauskommt? Da ist denn doch eine Dame, die in ihren besten Jahren steht, etwas ganz andres. — Und was ihn selbst anging, so war er ja auch über die erste Jugendblüte hinaus, was gewisse weiße Fäden im Barte und gewisse dünne Stellen im Haupthaar nur zu deutlich verrieten. Wenn er noch einmal — hm!

Fräulein Van Teren, sagte er, warum haben Sie eigentlich nicht geheiratet?

Mein Gott, Schwechting, antwortete Tantchen abweisend und doch nicht unfreundlich; danach fragt man doch eine Dame nicht. Warum haben Sie denn nicht geheiratet?

Weil ich ein armes Luder war, weil ich oft nicht das tägliche Brot hatte, und weil ich zu stolz war, mich für Geld zu verkaufen. Aber jetzt, Tantchen, könnten sich die Umstände bessern. Ich komme in Aufnahme; ich habe schon wieder ein paar Eiche in Auftrag. Man könnte daran denken, dieses Wurm, diesen Staffelsteiger auszuquartieren, Mopswende umzubauen und eine junge Frau hineinzuführen.

Tun Sie das, Schwechting, sagte Tantchen mit freundlicher Wärme.

Tun Sie das! erwiderte Schwechting. Pogge würde hier sagen: Leicht gesagt fürn Dreier Käse, aber was für eine Nummer? Damit schmunzelte er Tantchen höchst anzüglich an, und Tantchen sah angelegentlich weg. Herr Gott, dachte er, solltest du zu stürmisch gewesen sein? Tantchen erschrak und sprang auf. Hottsdonnerwetter! dachte Schwechting, jetzt hat die Pauke ein Loch. Tantchen zeigte aufs Fenster. Da blickte Eva herein, Eva mit nichts auf dem Kopfe und auch nur mit so einem leichten Kleidchen am Leibe. Tantchen eilte hinaus und kam mit der Missetäterin wieder herein, die sie weiblich ausschalt, und der sie Unvernunft vorwarf, in so leichter Kleidung bei diesem Wetter auszugehn. In der Tat, sie war zum Schlößchen gekommen bei Schneewetter, in der Kleidung, die sie im Hause trug, und stand nun da, scheu und keck wie ein junger Raubvogel. Sie sah sich suchend im Zimmer um.

Aha! sagte Onkel Fips lachend, jetzt ist Prinzeßchen sehr enttäuscht, statt des Doktors den Onkel Fips zu finden.

Prinzeßchen wurde rot und erwiderte: Wenn ich gewußt hätte, daß ich Sie hier treffen würde, wäre ich allerdings nicht hereingekommen.

Es scheint, sagte Schwechting zu Tantchen, Prinzeßchen fürchtet sich vor mir.

Fürchten? rief Eva verächtlich. Ich fürchte mich vor niemand, höchstens vor mir selber. Aber ich wollte Tantchen etwas fragen.

Natürlich unter vier Augen, sagte Schwechting; höchst geheimnisvolle Dinge, von denen niemand eine Ahnung hat. Wetten Prinzeßchen, daß ich Ihr Geheimnis kenne? Aber ich will Sie nicht verraten, auch nicht Tantchen gegenüber.

Reden Sie nur, sagte Eva in scheinbar sorglosem Tone.

Wenn Sie es wünschen? Sie kommen, Tantchen zu fragen, ob es sich mit Ihrer Meinung von Unabhängigkeit vertrage, eine vornehme Dame zu werden. Nämlich um den Preis, den Baron Bordeaux zu heiraten.

Woher wissen Sie das? rief Eva überrascht und nicht darauf bedacht, ihr Geheimnis zu wahren.

Er hat mir in Gegenwart des Doktors selber sein Herz ausgeschüttet. Es war an einem Abend, wo seine Herrlichkeit moralischen Katzenjammer hatten und um ihr junges Leben bangten. Da legte er das feierliche Gelöbnis ab, er wolle dem Suff entsagen, und um sich für seine Tugend zu belohnen, Prinzeßchen heiraten.

Unverschämt, sagte Eva. Und was haben Sie ihm darauf geantwortet?

Ich habe gesagt: Sind Sie auch gewiß, daß Prinzeßchen Sie nehmen wird? Die nimmt keinen hörigen Mann, die nimmt nur einen Freiherrn.

Digitized by Google

Er ist ja aber doch Freiherr, wandte Tantchen ein.

Pah, im Wappen! erwiderte Schwechting. Aber in Natura ist er ein Knecht seiner Schlappigkeit und seines Durstes. Und so etwas redet sich vor, es werde sich bessern. Der betrunkne Baron ist nicht viel wert, aber der nüchterne ist ganz schauderös. Und dieses alte Weinfaß wollten Sie heiraten, Prinzeßchen?

Man hatte sich gesetzt. Eva spielte mit einer Quaste der Tischdecke, sah Onkel Fips mit großen Augen an und fragte: Reden Sie im Ernst, Onkel Fips?

Ich habe nie mit größerm Ernste geredet als eben jetzt. Fragen Sie Tantchen um Rat, und tun Sie, was sie Ihnen rät. Ich werde nicht hinhören.

Raten Sie mir, Tantchen, sagte Eva erregt, jedoch mit leiser Stimme. Ich habe keine Mutter, ich habe niemand, mit dem ich reden könnte, und ich fürchte mich vor mir selbst.

Kind, sagte Tantchen, das ist keine Sache, bei der ein Mensch dem andern raten kann. Das muß jeder mit sich selbst abmachen. Wenn du den Baron Bordeaux liebst —

Lieben? den?

Wenn du ihn nicht liebst, dann nimmst du ihn nicht. Glaube mir, kein Schloß und kein Titel und keine Karosse können ersetzen, was einer Ehe fehlt, in der die Liebe fehlt. Die Liebe bringt viel zurecht, hilft über viel hinweg, aber wo sie fehlt, wird jeder Dorn zum Dolch. Die Ehe ist kein Kinderspiel. Sie ist eine schwere Lebensaufgabe. Sie fordert von beiden Seiten viel Entsagung, und das, Kind, ist das Kunststück dabei, solche Entsagung zu bringen, nicht als Opfer, sondern mit Freuden. Wer das kann, hat davon einen großen Segen, wers nicht kann, dem wird das Leben zur Strafe. Ob du einmal in der Ehe glücklich wirst, Eva, ich weiß es nicht. Daß du aber mit einem Manne, den du nicht liebst, unglücklich werden würdest, das weiß ich.

Erlauben Sie mal, Tantchen, sagte Schwechting, der doch zugehört hatte, wo wissen Sie denn das her?

Man hat doch Augen im Kopfe, erwiderte Tantchen lachend.

Auf Eva aber schienen Tantchens Ermahnungen keinen tiefen Eindruck gemacht zu haben. Sie wandte den Kopf und horchte nach der Tür, vor der man Männertritte vernahm.

Schwechting hatte es bemerkt und sagte: Aha! „Er."

Wer? fragte Eva leichthin, obwohl sie genau wußte, wer gemeint war.

Er, der Herrlichste von allen.

Tantchen wurde unwillig und sagte: Es ist überhaupt unrecht, Menschen zu necken. Aber ein junges Mädchen so zu necken, wie Sie eben taten, Schwechting, das halte ich direkt für Sünde.

Schwechting machte eine bußfertige Miene, zupfte aber doch Eva am Ärmel und wies nach der Tür, durch die der Doktor eintrat. Dieser war erfreut, Eva zu finden, und Eva trat ihm entgegen und reichte ihm die Hand, die der Doktor festhielt, und sagte mehr zu sich selbst als zu einem andern: Ich nehme ihn nicht.

Wen, Fräulein Eva?

Den Baron Bordeaux.

Der Doktor erschrak. Er hatte es ja mit angehört, wie der Baron Bordeaux die Absicht geäußert hatte, Eva zu heiraten, hatte es aber nicht für Ernst gehalten. Nun hatte die Entscheidung, ohne daß er es geahnt hatte, auf des Messers Schärfe gestanden. — Dazu gratuliere ich Ihnen, sagte er mit Wärme.

Und Eva machte eine Miene dazu, als ob sie dem Doktor für dieses Wort danken wollte. Eva war froh, sie entwickelte eine reizende Anmut und Schelmerei. Es war ihr, als wenn ihr ein Stein von der Brust genommen, und sie ihrer selbst wieder sicher geworden wäre. Sie neckte sich mit Schwechting, sie küßte Tantchen und sah den Doktor mit vollen, strahlenden Augen an. Und der Doktor war hinreißend nett und lachte über den Mutwillen Evas, wie er seit langem

Digitized by Google

nicht gelacht hatte. — Eva und der Doktor — keins von beiden vergab sich etwas, und Eva war bei allem Übermut eine feine junge Dame, aber sie wußten oder beachteten es beide nicht, ein wie gefährliches Spiel sie spielten. Schwechting beachtete es und sagte zu sich mit Schmunzeln: Wird er denn nun sein Mädel beim Kopfe kriegen und abküssen? Und die Tante machte eine besorgte Miene und sagte leise zu Eva: Erbarm dich, Kind, darf ein junges Mädchen so kecke Reden führen, wie du tust?

Ich bin kein junges Mädchen, antwortete Eva lachend, ich bin Prinzeßchen.

So lange es dauert, sagte Schwechting.

So lange ich will, erwiderte Eva und war ebenso schnell verschwunden, wie sie gekommen war.

Wie kam es, daß der Doktor, der sonst reichlich viel zuhause gesessen hatte, auf einmal das Bedürfnis empfand, auszureiten, auch bei Wetter und Weg, die nicht gerade einladend waren? Wie kam es, daß er einen Weg, der über den Badestrand nach dem Bruche führte, bevorzugte und auf diesem Wege regelmäßig mit Eva zusammentraf, und daß sich die Spazierritte, die sie nebeneinander machten, bald in lebhafter Rede und Gegenrede, bald einsilbig und in tiefen Gedanken über manche Stunde ausdehnten?

Einmal war der Doktor Zeuge einer kuriosen Szene. Er sah, wie Prinzeßchen leichtfüßig angeritten kam, und hinter ihr im Schlitten hastend und mit der Peitsche knallend Baron Bordeaux. Er sah aus mit seinem dicken Korpus im dicken Pelze in dem kleinen Schlitten wie ein Bär auf einer Käsehitsche. Er machte offenbar alle Anstrengungen, konnte aber mit Prinzeßchen nicht Schritt halten. Eva ritt zurück, um den Schlitten herum und sprang dann seitwärts über einen Graben. Der Baron nahm seinen Gaul herum, hieb auf, versuchte mit dem Schlitten den Sprung nachzumachen, blieb aber kläglich im Graben stecken, worüber Prinzeßchen offenbar eine große Freude hatte. Sie gab ihrem Pferde die Spitze der Reitpeitsche zu kosten und galoppierte davon — gerade auf den Doktor zu.

Da sitzt mein Untier, rief sie mit heller Stimme schon von weitem. Ist das nicht prachtvoll, Doktor?

Fräulein Eva, erwiderte dieser, Sie müssen ihm sagen, daß Sie ihn nicht mögen. Er darf nicht hinter Ihnen herlaufen, das ist Ihrer nicht würdig. Sie wissen doch, Eva, Walküren haben keine Spur von Koketterie.

Hu! Doktor, entgegnete Eva, schelten Sie doch nicht gleich. Ich habs ihm längst gesagt, daß er mir zuwider ist. Er glaubts ja aber nicht. Kommen Sie, wir reiten weiter und lassen ihn sitzen.

Der Doktor hätte es gar zu gern getan. Es geht doch nicht, sagte er, es wäre eine direkte Beleidigung für den Mann, und es brächte auch Sie in ein falsches Licht. Wir müssen ihm heraushelfen.

Ich nicht, rief Eva. Und Sie werden sehen, daß er Ihre Gutmütigkeit mit Undank lohnt.

Sie ritt davon, und der Doktor begab sich zur Unfallstelle. Er fand, daß Baron Bordeaux es sich in dem schiefhängenden Schlitten bequem gemacht hatte und Rotwein trank.

Es ist erst die dritte Pulle heute, sagte er in einem entschuldigenden Tone. Und was will man denn weiter machen, wenn einen das Satansmädel trocken setzt? Ich frage Sie, was will man machen?

Mir scheint, Herr Baron, antwortete Ramborn, Sie sind hier auf falscher Fährte.

Wieso? Wegen Eva? Haben Sie keine Bange, Herr Doktor, die Eva mag Quersprünge machen, wie sie will, wir kriegen sie doch zahm.

Ich wüßte nicht, sagte der Doktor trocken, warum ich Bange haben sollte. Ihnen vielmehr möchte ich empfehlen, sich nicht zu sehr zu exponieren. Niemand weiß, was aus einer Geschichte wird, bei der es sich um weibliche Laune handelt.

Digitized by Google

Erinnern Sie sich, bitte, an das, was Ihnen einmal Schwechting sagte, als Sie von Ihrer Bewerbung um Eva redeten.

Weiß ich nicht mehr, rief Baron Bordeaux, ist auch schnuppe. Kommen Sie her, trinken wir auf das Wohl der neuen Herrin von Bernauken.

Ich möchte doch empfehlen, erwiderte der Doktor, damit zu warten, bis sich diese neue Herrin bereit erklärt hat, ihre Herrschaft anzutreten. Ob es Fräulein Eva tun wird, bezweifle ich.

Ist ja ganz egal. Prosit!

Es half nichts, der Doktor mußte einen Feldbecher annehmen und die Flasche austrinken helfen. Darauf wurde der Baron mit einiger Anstrengung aus dem Schlitten, und dieser wie das Pferd auf ebnes Land gebracht.

Ja Schockschwerenot, rief Baron Bordeaux, wo ist denn das Satansmädel geblieben?

Meinen Sie, antwortete der Doktor, daß sie sich danebenstellen und zusehen wird, wie Sie Rotwein trinken?

Der Baron Bordeaux schien dies einzusehen, wandte seinen Schlitten um und fuhr nach Tapnicken zurück. Der Doktor folgte dem Wege, den Eva genommen hatte. — Er ist doch ein unglaublich ordinärer Kerl, sagte er zu sich. Früher hatte er milder geurteilt und ein Auge für den Humor dieses Trinkermeisters gehabt. Jetzt fühlte er sich ihm gegenüber gereizt. Wie kam das? Er empfand es als ein Unrecht, das ihm selber angetan wurde, wenn ein Mensch wie dieser Eva ansah, als sei sie sein Eigentum. Wie kam er dazu, so zu empfinden?

* * *

Alle Herrschaft nimmt einmal ein Ende. Tyrannen werden alt, Raubtierzähne werden stumpf, und das Junge überwächst das Alte mit siegreicher Kraft. Auch ein ostpreußischer Winter, ein naher Verwandter des russischen Winters, nimmt einmal ein Ende. Er sitzt zwar in Masuren und in Litauen fester als anderwärts, aber fort muß er, wenn seine Zeit abgelaufen ist. Er wird alt, er nickt ein, die Eiszapfen an seiner Krone fallen ab, die Füße seines Thrones sinken ein, und unter seinen Füßen wird es schwarz und weich. Das kann er nicht vertragen. Und die Spatzen rotten sich zusammen und machen ein großes Geschrei, als hätten sie den Auftrag, durch Volksabstimmung zu entscheiden, ob und unter welchen Bedingungen Frühling werden solle. Auch die See regt sich im Schlafe und legt sich auf die andre Schulter, und das Eis bricht unter Donnern in Stücke. Und auf dem Lande rieseln Bächlein von allen Dächern, und es gibt einen grundlosen Kot.

In dem Jahre, wo unsre Geschichte spielt, war die See ungewöhnlich zeitig aufgegangen. Draußen war Freiwasser, und am Ufer hatte der Wind die Schollen und die Eisfelder zusammengetrieben. Dann war wieder Frost eingetreten, und dieser hatte das lockere Geschiebe zusammengebacken. Und dann war der Schacktarp, der nordische Schirokko eingetreten. Man versteht darunter in jener Gegend ein nebliges, nasses Wetter, das das Land in den Zustand versetzt, den die Erde einst hatte, ehe denn Wasser und Land geschieden waren. Ein schwerer gelber Nebel wälzt sich über das Land, löscht die Sonne aus, macht die Nacht pechschwarz und bleibt über Land und Wasser hängen, bis sich ein frischer Wind erhebt und auch der Herrschaft des Schacktarp ein Ende bereitet.

Auf der Landungsbrücke stand eine Gruppe von Herren, die auf die See hinaus schauten, ohne jedoch bei dem Nebel mehr erkennen zu können, als wenn sie zuhause geblieben wären. Auf dem Strande nebenbei bewegten sich Männer und Weiber, die erregt durcheinander schrien. Man ging ab und zu, und aus der Ferne tauchte ein Mann auf, der etwas berichtete, worüber die Aufregung wuchs.

Päsch, sagte Groppoff in seinem lässigen Tone, gehn Sie mal hin und fragen Sie, was der Petereit berichtet hat.

Päsch ging, kam mit Petereit zurück und brachte die Meldung, das Eis gehe auf.

Digitized by Google

Na, dann laßt es in Gottes Namen aufgehn, sagte Schwechting, der eben erst hinzugekommen war und nicht wußte, was los war.

Aber es sind noch zehn Fischer und die Urte Beit draußen, wurde ihm geantwortet.

Hottsdonnerwetter! rief Schwechting. Es ist aber auch eine Unvernunft, bei dem Wetter aufs Eis zu gehn.

Hungern müssen ist auch Unvernunft, sagte Petereit, der freilich aussah, als spiele bei ihm der Durst eine größere Rolle als der Hunger. Wenn man den Fischern, fuhr Petereit fort, indem er auf den Fischmeister schielte, den Brotkorb so hoch hängt, was sollen sie dann machen? Dann müssen sie auch bei Schacktarp aufs Eis.

Sie werrrden schon wieder herrrein kommen, sagte Päsch in einem Tone, als sei die Angelegenheit damit erledigt.

Wenn aber das Eis abschwimmt? erwiderte Petereit. Vor der steinigen Platte ist es schon los gegangen. Das ist heute gerade so wie im Jahre Neunundachtzig. Da war auch Schacktarp, und da sind fünf Mann auf der Eisscholle bis gegen Braunstein getrieben.

Und dann haben wirrr sie mit den Booten errrettet, sagte Päsch, der aber nicht zu den Rettern gehört hatte.

Ja, aber mit knapper Not. Und dann war damals auch der Nebel nicht so dicht.

Man muß ein Zeichen geben, sagte Doktor Ramborn. Ist nicht ein Böller oder eine Kanone da?

Es war eine Kanone da gewesen, aber niemand wußte, wohin sie gekommen war, da man jetzt auf der Rettungsstation Raketen benutzte.

Dann muß man jemand schicken, der die Leute warnt, sagte der Doktor, der ein lebhaftes Interesse für seine Fischer hatte. Warum? Er hatte ihnen Gutes getan. Nicht bloß das Gute, das man empfängt, auch das Gute, das man gibt, bindet den Geber an den Empfänger.

Es meldete sich niemand, und Päsch verschwand eilend aus dem Gesichtskreise. Der Doktor wandte sich an Groppoff, der mit dem Fischmeister im Gespräche war.

Sie haben hier zu befehlen, Herr Amtshauptmann, sagte er, senden Sie einen Boten hinaus.

Das kann ich nicht befehlen, sagte Groppoff, wills auch nicht. Die Leute wissen übrigens selbst, was sie zu tun haben.

Wer heißt sie auch bei solchem Wetter aufs Eis zu gehn? fügte der Fischmeister hinzu.

Sie, Herr Fischmeister, erwiderte Ramborn, Sie und der Hunger und das Polizeireglement.

Daß die Leute selber wissen müßten, was sie zu tun hätten, konnte Ramborn nicht beruhigen. Hier handelte es sich um Stunden, vielleicht um Minuten, die entschieden, ob ein Unglück verhindert werden konnte oder nicht. Er entrüstete sich über die Kaltherzigkeit und den Mangel an Willenskraft dieser ganzen Gesellschaft, die zwar klug redete, aber nicht vorhanden war, wenn es galt, mit der eignen Person einzutreten, sobald es die Sache wollte. Er sprang von der Landungsbrücke hinab auf das Eis, das schon mit einer leichten Schicht von Wasser bedeckt war, prüfte den Kompaß, den er an der Uhr trug, und ließ sich den Weg zum Fischereiplatze beschreiben. Immer an den Fusen entlang, sagte man ihm. Und so ging er los.

Das nennen nun die Leute mutig, sagte Groppoff kalt und ironisch, und rühmen es als eine Heldentat, wenn sich einer in eine Gefahr begibt, von deren Größe er keine Ahnung hat.

Mutig oder nicht, rief Schwechting, aber löblich ist es, dem Nächsten auf alle Fälle zu helfen. Damit sprang auch er aufs Eis und eilte rufend dem Doktor nach.

Digitized by Google

Es ist mir lieb, sagte der Doktor, daß Sie mitkommen, Schwechting. So ein Gang über brüchiges Eis bei Nebel ist schlimmer als eine Hochtour. Man soll so etwas nicht allein unternehmen. Man weiß nicht, was vorkommen kann, und wärs auch nur ein verstauchter Knöchel.

Sehen Sie, Doktor, erwiderte Schwechting, wie weise der liebe Gott bei der Erschaffung der Menschen gesprochen hat: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Gilt übrigens nicht bloß auf dem Eise, sondern auch auf dem Lande. Hören Sie mal zu, Doktor. Ich habe folgenden Gedanken erwogen: Wenn ich mit meinen Elchen in Aufnahme komme und fortfahre, so zu verdienen wie jetzt, dann nehme ich mir ein christlich Eheweib.

Wollen Sie denn zeit Ihres Lebens Elche malen?

Ja warum nicht? Wenn es für einen löblichen Zweck geschieht. Die Herren auf der Bühne mimen auch dasselbe Stück hundertmal hintereinander und bleiben Künstler „von Gottes Gnaden." Aber es ist richtig, man kann dabei zum Handwerker werden. Wissen Sie, Doktor, einmal kommt jedem Menschen in seinem Leben der Augenblick, wo er resigniert. Man läßt sich einspannen und pflügt sein Tagewerk fürs tägliche Brot.

Ich meine, erwiderte der Doktor, sind Sie sicher, Ihr Leben lang Elche zu malen zu haben?

Ist richtig, sagte Schwechting. Auf Elche allein kann man sein Glück nicht gründen. Man muß an etwas andres denken, und „i denk scho nach."

Man ging eine lange Zeit immer an den Fusen entlang, jetzt auf trocknem Eise und jetzt im Wasser, und man bohrte seine Augen in den Nebel hinein, der dick und bräunlich über dem Wasser dahinjagte, denn es wehte ein lebhafter Wind seewärts. Die Sonne war unsichtbar und erschien nur ab und zu als eine kraftlose Scheibe im Dunste. Man achtete auf das Donnern der Risse im Eise, das bald näher, bald ferner erklang. Da tat sich schon ein Riß im Eise auf, aus dem das Wasser in Strömen hervorquoll. Der Doktor sprang, ohne sich zu bedenken, hinüber. Schwechting war gerade zurückgeblieben, um das Wasser aus seinem Schuh zu gießen. Er wird schon nachkommen, dachte der Doktor. Doch als er sich nach einiger Zeit nach ihm umsah, war Schwechting im Nebel verschwunden, und er kam nicht nach. Schon glaubte der Doktor, den Weg verfehlt zu haben, da tauchten vor ihm aus dem Nebel die Gestalten von Männern und Pferden auf. Sie hatten es eilig, und Ramborn hätte nicht nötig gehabt, ihnen zuzurufen: Eilt euch, das Eis geht auf!

Als sie zusammengetroffen waren und nochmals erfahren hatten, was sie schon wußten, daß nämlich das Eis aufgehe, und daß man sich beeilen müsse, wenn man glücklich an Land kommen wolle, sahen die Fischer den Doktor mit scheuen Blicken an. Wenn einer von den ihren das Wagstück unternommen hätte und aufs Eis gegangen wäre, sie zu warnen, das würden sie natürlich gefunden haben; aber was gingen sie denn den Doktor an? Und welchen Grund konnte er haben, sein Leben für sie zu wagen? Die Urte Beit faltete die Hände und sagte: Herr Doktor, ich will auch alle Tage für Sie beten. Sie sprach aus, was die Männer dachten, aber die Männer kamen über ein unverständliches Brummen und Nicken nicht hinaus.

Als man an die Stelle kam, wo der Doktor über die Spalte im Eise gesprungen war, sah man, daß sich diese Spalte zur Breite eines Flusses erweitert hatte. Sogleich warfen ein paar Männer, was sie in der Hand hielten, zu Boden und liefen dem Rande der Scholle folgend nach rechts und links auseinander. Nach geraumer Zeit kamen sie langsamen Schrittes wieder zurück. Das ganze Eisfeld hatte sich unter dem Drucke des Windes, der auf ihm lag, gelöst und schwamm auf die hohe See hinaus. Als dies festgestellt war, standen die Männer im Kreise und sahen fragend auf den Doktor, als wenn dieser wüßte, was nun zu tun sei. Keiner sprach ein Wort.

Digitized by Google

Ach was! rief der Peter Strunz, ein alter Kerl, einer der wenigen, die den Kaffee verschmäht hatten und bei der Flasche geblieben waren, ich bin schon dreimal mit dem Eise abgetrieben.

So? sagte der Doktor, der allen Grund hatte, sich für solche Angelegenheiten zu interessieren. Wie war denn das? Wie sind Sie denn wieder an Land gekommen?

Einmal, sagte Peter Strunz, sind wir bis nach Sandeck hinüber getrieben worden und übers Eis ans Land gekommen, und das andremal haben sie uns mit den Booten geholt, und das drittemal, da mußte aber Sankt Michael damig geschlafen haben, haben wir drei Tage sitzen und warten müssen wie der Kranich auf gut Wetter.

Mir scheint aber, sagte Ramborn, daß diesesmal die Sache etwas anders liegt. Wir haben Nebel über uns, und unter den Füßen ein Eis, das ziemlich morsch ist.

Ja, sagten die Männer, wenn das Eis nicht so morsch wäre, und wir hätten keinen Nebel, und wenn die Nacht nicht so nahe wäre, dann hätte das mit dem Abtreiben nicht viel auf sich.

Wir müssen hoffen, sagte der Doktor.

Ja, Herr Doktor, sagten die Männer, wir müssen hoffen.

Aber helfen tuts auch nicht, wandte Peter Strunz ein, indem er den armen Rest seiner Flasche an der Sonne, die nicht da war, prüfte. Mir wäre eine Bootsplanke unter den Füßen lieber.

Darauf schwiegen alle.

Plauz! Da erklang ein Kanonenschuß von Tapnicken her.

Kann uns nichts helfen, sagte Peter Strunz.

Man setzte sich also wieder in Bewegung und suchte eine Stelle aus, die mutmaßlich in der Mitte des schwimmenden Eisfeldes lag. Noch schien ja dieses Feld ziemlich groß zu sein, die aber in Eisangelegenheiten Erfahrungen hatten, wußten, daß wenn erst einmal Wind und Tauwetter hineingerät, auch ein großes Eisfeld schnell auseinanderfällt. Wenn man aber in ein Geschiebe treibender Schollen hineingerät, dann mag einem Gott gnädig sein, dann ists bald Matthäi am letzten. Man richtete sich so gut ein, als es gehn wollte. Ein Loch wurde in das Eis gehauen, und durch dieses Loch wurden die Netze ins Wasser versenkt. Man war nicht besorgt darum, sie wieder zu finden, wenn man erst glücklich wieder an Land war. Die Pferde wurden abgesträngt. Es war, als wenn die Tiere etwas von der Gefahr ahnten, in der sie schwebten. Sie drängten nahe an die Fischer heran, streckten ihre Köpfe in den Kreis der Männer und kamen immer wieder, so oft sie auch weggetrieben wurden. Der Doktor und Urte Beit erhielten Plätze auf dem Rande des Schlittens, die andern nahmen ein Brett oder eine Hand voll Stroh unter die Füße oder setzten sich auf irgend etwas Sitzbares, das dem Schlitten entnommen wurde. Man steckte sich die Pfeifen an, und der Doktor verteilte seine Zigarren. Kein Brot und kein Schnaps war da, nur ein Korb voll Fische. In der Not ißt der Fischer die Fische auch roh. Aber es war auch kein Hunger da.

Wird schon noch kommen, sagte Strunz, wenn wir nicht unter der Weile versoffen sind. Als wir drei Tage auf dem Eise schwammen, da haben wir uns um jeden Weißfisch, den wir herausgeangelt haben, gehauen.

Der Wind weht auf Ruster Ort zu, sagte nach einer Weile ein andrer; wenn wir da Land fassen, dann könnten wir davon kommen.

Man müßte nur wissen, wenn man dort ist. Aber bei dem Nebel!

Mein Vater, meinte ein andrer, ist beim Schacktarp ertrunken.

Beim Schacktarp ertrinkt immer einer.

Und manchmal sinds auch mehrere.

Das Gespräch verstummte. Jeder hing seinen Gedanken nach, und der Doktor stützte das Kinn auf die Hand und dachte: — Dumme Geschichte! Aufs Eis

Digitized by Google

laufen, wenn es aufgeht, abschwimmen und ertrinken wie eine Maus im Kübel! — Was ist dabei eigentlich dumm? Die Weltordnung ists nicht. Sie ist weder klug noch dumm. Sie ist, was sie ist, ein großes Getriebe, von unwiderstehlicher Energie in Bewegung gesetzt, und die Räder greifen pünktlich ineinander. — Dumm ist nur der homo sapiens, der außer acht läßt, was er ganz genau weiß. Wer heißt ihn sich dahin stellen, wo die Schwungräder der Naturkräfte sausen? Wer heißt ihn die Hand ins Getriebe stecken? Er kann sich nicht beklagen, wenn er gefaßt und zermalmt wird. — Hm! — Aber tröstlich ist dieser Gedanke gerade nicht. — Wozu denn Trost? Man wird doch ein wenig warten können. Natürlich ist Schwechting, nachdem er vor den Spalt im Eise gekommen ist, umgekehrt und hat Tapnicken mobil gemacht. Man wird uns holen. — — Dumme Geschichte! — Wie merkwürdig anders die Welt aussieht, wenn man sie vom Turm aus betrachtet, oder wenn man auf dem Grunde eines Brunnens sitzt. Ein kleines Stück Himmel ist die ganze Weite des Gesichtsfeldes. Sterne soll man ja auch am Tage nicht aus der Tiefe eines Brunnens sehen können. Und wenn auch, was hilft es? — Das wichtigste in solcher Lage ist ein Seil, das in den Brunnen hinabhängt, daß man nämlich sein unterstes Ende erwischen kann, und daß es fest angebunden ist, und daß die Kräfte reichen, bis man hinauf kommt. Weltanschauungen spielen dabei natürlich eine kleinere Rolle als das Glück und die Muskeln. — Das Bequemste freilich würde sein, wenn eine Schlinge herabgelassen würde, in die man treten könnte, und man würde so herausgeleiert. Es wäre eine gute Sache, wenn man eine Gottheit als solchen Leiermann ansprechen könnte. — Ich verlasse mich auf Schwechting. Es war sehr gut, daß er dabei war und berichten konnte, daß wir auf schwimmender Scholle sitzen. — Wenn Groppoff tun könnte, was er wünscht, er ließe uns ruhig abtreiben und ertrinken. Schwechting läßt uns nicht sitzen. Sie wissen, daß wir in Not sind, darum schießen sie. Sie werden Boote aus dem Eise hauen oder das Rettungsboot nehmen und über das Eis ziehn. — Aber bei diesem Nebel ist wenig Aussicht vorhanden, daß man uns findet. Sie können ein paar hundert Meter an uns vorüberfahren, und währenddessen zerbröckelt die Scholle, und das Lied hat ein Ende. — — Dumme Geschichte! — Es wäre doch gut, wenn einmal gestorben werden muß, daß man für etwas zu sterben hätte, das sich der Mühe verlohnte. Fürs Vaterland, für Weib und Kind. Der Sterbende hat freilich auch dann nichts von seinem Tode, aber es wäre doch im Tode ein anständiges Bewußtsein, nicht dieses blödsinnige Ersaufen pro nihilo. — Obs wohl im Weltenplane, das heißt in der Kette des Warum und Darum gelegen hat, daß die Fische zum Schacktarp dieses Jahr Doktorenfleisch zu fressen bekommen werden? Natürlich! Denn ohne zureichenden Grund geschieht nichts, und göttliche Extravaganzen sind ausgeschlossen. Was ist aber der zureichende Grund dafür, daß ich auf der Eisscholle schwimme? Ich habs gewollt. Aber warum habe ichs gewollt? Ich kann, indem ich mich zu erinnern suche, den Grund nicht finden. Der Entschluß war da, wie aus dem Wasser aufgetaucht. Vielleicht hat Pastor Peternelle mit seiner Theorie von dem Seelenleben unter der Schwelle des Bewußtseins nicht Unrecht. Wenn aber das, was haben dann logische Denkfolgen für Beweiskraft? Überhaupt! jede streng genommne Kausalreihe führt zuletzt zum Unsinn, zu demselben Unsinn wie das logische Märchen von Achill und der Schildkröte. — Mir ist übrigens die Frage, ob Achill die Schildkröte einholt oder nicht, ziemlich gleichgiltig. Viel wichtiger als alle Achills und Schildkröten in der Welt ist doch jetzt die Frage: Was machen sie in Tapnicken? Ob sie mit dem Kahne wohl schon über das Eis hinweg sind? — Eine dumme, dumme Geschichte!

Ramborn lachte innerlich auf, aber es war kein frohes Lachen, und er fuhr fort zu denken: Es scheint, ich bewege mich im Kreise. Ich führe mit meinen Gedanken den Krönungszug aus der Jungfrau von Orleans auf, bei dem die guten alten Bekannten, dieselben Ritter und Ratsherren immer wieder im Verlaufe des Zugs auftauchen. Man wird, wenn man auf dem Eise sitzt, gleich der Kugel eines

Digitized by Google

Kegelspiels, die im Kreise schwingt und immer wieder denselben Kegel trifft. — Eine Uhr ohne Zeiger! — Man wird kalt beim Sitzen. Und warten! warten! Ich habe es nie lernen wollen. In der Schlacht im rasenden Anlauf von der Kugel niedergestreckt zu werden, ist nicht schwer, aber auf seinen Tod warten müssen wie ein junger Hahn, den die Köchin unter den Korb gesteckt hat, ist erbärmlich. — Und dazu diese Nässe und Kälte, die von den Füßen her aufsteigt und allmählich in den Körper eindringt, als wäre es der Tod selber! Im Sonnenbrande der Wüste verdursten ist nicht schön, aber im Nebel und durchnäßt auf einer Eisscholle sitzen und darauf warten, daß sich das kalte, nasse Grab auftut, ist auch nicht schön. Was ist Mut? Mut ist Wärme, aber dieser elende Frost, der, den Menschen schüttelnd, durch Mark und Bein geht, macht feige.

Die Männer hockten in Gruppen beisammen, rauchten Tabak, redeten litauisch miteinander und horchten auf die Schüsse, die ab und zu vom Lande herüberklangen, und auf das Donnern des Eises. Da plötzlich vernahm man ein dumpfes Knirschen, das aus der Ferne herannahte und dicht an den Füßen vorüberjagte. Sogleich tat sich das Eis auseinander, und Wasser quoll aus der Tiefe. Man sprang auf, packte sein dürftiges Mobiliar auf den Schlitten und wanderte, den Schlitten mit sich ziehend, windwärts, der Mitte der nun kleinern Scholle zu. Die Pferde waren scheu geworden und in der entgegengesetzten Richtung davon galoppiert. Jetzt kamen sie zögernd und die Mähnen schüttelnd zurück, aber derweilen war der Raum zwischen den beiden Schollen schon so groß geworden, daß sie nicht wagten, herüberzuspringen. Einige der Männer kehrten um, riefen und winkten. Da faßte eins der Tiere Mut und sprang. Es gelangte auch mit den Vorderfüßen hinüber, aber das Eis brach, und so fiel es in die See. Es schwamm, bemühte sich, die Vorderhufe auf das Eis zu bringen, und schrie vor Angst. Drei Männer sprangen zu und versuchten Hilfe zu leisten. Aber vergeblich. Jetzt konnte man erkennen, wie morsch das Eis schon war. Jedesmal, wenn sich das Pferd halb aus dem Wasser gearbeitet hatte, brach die Kante der Scholle ab. Das Pferd wurde wild, schlug mit den Hufen um sich herum, kippte zur Seite, überschlug sich und verschwand, ehe mans erwartet hatte, unter dem Eise.

Wo ist Jurgeitis?

Er war verschwunden, und eben tauchte sein Kopf, dessen Gesicht das Aussehen eines Sterbenden hatte, aus dem Wasser hervor. Die beiden andern griffen zu und zogen ihn aus dem Wasser hervor. Er war nicht tot, es war auch keine Beschädigung zu erkennen, aber er war völlig kraftlos, er konnte weder Hand noch Fuß rühren und auch nicht reden, sondern nur stöhnen. Er mußte wohl unter das Pferd gekommen oder von den Eisschollen gequetscht worden sein.

Inzwischen waren die andern umgekehrt und vorsichtig herangetreten. Urte Beit hob entsetzt die Hände gen Himmel und rief Gottes Barmherzigkeit an, und der Doktor kam sich vor wie einer der französischen Legitimisten, die, zur Guillotine verurteilt, dabei stehn und zusehen mußten, wie einer der Genossen nach dem andern das Schafott bestieg.

Man trug den verletzten Mann zum Schlitten, legte ihn hinein und setzte den Weg windwärts fort. Ein Mann war vorausgegangen, kehrte aber bald mit der Nachricht zurück, daß er die jenseitige Grenze des Eises erreicht hätte. Man hielt also still und richtete sich wieder ein wie zuvor. Für den Doktor war jetzt nur noch die Schlittendeichsel als Sitzgelegenheit übrig geblieben. Urte Beit tat ihr Tuch ab, legte es über den Kranken und beschäftigte sich mit seiner Pflege. Die Tabakspfeifen waren längst ausgegangen, jetzt fing auch die große Tageslampe an auszugehn. Es wurde dämmrig, und wie lange währte es noch, dann brach eine Nacht an, so dunkel und so lang, wie sie die Männer noch nicht erlebt hatten.

Herr, bleibe bei uns, ach Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneigt, betete Urte mit großer Andacht. Aber das Gebet machte auf Peter Strunz keinen Eindruck.

Digitized by Google

Wenn man jetzt wenigstens ein paar Liter Schnaps hätte, sagte er, daß man sich voll saufen könnte.

Szud-vàbalis — Schmutzkäfer —, schalt Urte Beit; willst du als Schwein vor Gottes Thron treten?

Wieder verging eine lange Zeit. Es war fast Nacht geworden, die Männer hockten am Boden und sprachen leise, Urte Beit saß bei dem kranken Jurgeitis, der die Augen geschlossen hielt und stöhnte, und sang leise ein Sterbelied, und der Doktor saß auf seiner Deichsel und achtete auf den Wind. Der Wind hatte zugenommen und blies stoßweise. Es war kälter geworden, aus den Wolken fielen Schauer von Hagelkörnern herab. Noch lag dichter Nebel auf dem Eise. Ramborn fühlte, wie sich die Finsternis gleich einer Last auf seine Seele legte.

Da stand einer der Männer, den Hut in der Hand, vor ihm und sagte: Herr Doktor, Menschen können uns nicht mehr helfen, beten Sie.

Der Doktor schrak aus seinen Gedanken auf und rief: Was soll ich?

Beten, Herr Doktor.

Ich? sagte der Doktor zu sich. Wie kommen die Leute dazu, zu mir zu kommen, der weiß Gott dazu die ungeeignetste Person ist, dessen wissenschaftliche Überzeugung das Gebet längst als Autosuggestion abgetan hat, der sich mit Bewußtsein einen modernen Menschen nennt, und der erst neulich Pastor Peternelle gegenüber mit großer Überzeugung erklärt hat, dem modernen Denken sei der Begriff eines göttlichen Eingriffs in die Natur unfaßbar. Wenn es aber keinen Gott und keine göttliche Kausalität gibt, was soll dann das Gebet? — Und doch wagte er es nicht auszusprechen: Wendet euch an jemand anders, ich kann nicht beten. War das Eitelkeit? War das die Furcht, eingestehn zu müssen, daß man als wissenschaftlicher Mann in gewissen Lebenslagen von einem Kinde beschämt werden könne? Eitelkeit! Manche alte Frau, die ihr Sterbekleid und ihr Begräbnis ordnet, ist eitel bis aufs Totenbett. Oder war es der unausgesprochne Wunsch, daß man beim Eintritt in jenes große, dunkle Reich, von des Gefilde kein Wandrer wiederkehrt, aller wissenschaftlichen Überzeugung zum Trotz nicht hilflos und wehrlos sein möchte? Und wenn das Gebet nichts weiter war als eine psychologische Selbstbeschwichtigung, welche Hilfe war es in der Stunde des Todes für die Leute, die beten können? Aber in ihm, dem Doktor, war alles dunkel. Nur wie von weitem hörte er eine zittrige Kinderstimme, die Worte sprach, die wie Gebet klangen, aber es waren Worte, und es war kein Sinn darin.

Könnt ihr nicht selbst beten? fragte der Doktor.

Urte sagt, erwiderte der Mann, Sie hätten Kondrot die Beichte abgenommen und hätten es schöner gemacht als der Herr Pastor.

Mir scheint aber, daß man, ehe man auf Gottes Hilfe hoffen darf, erst einmal das Seinige getan haben muß. Wie kann uns jemand finden, wenn wir ihm kein Zeichen geben? Brennt ein Feuer an.

Wird bei dem Nebel nicht viel helfen, sagte der Mann, aber er ging hin und veranlaßte, daß ein Feuer angezündet werde. Man lagerte Jurgeitis auf die zusammengerafften Reste von Stroh, spaltete den Schlitten mit den Eisäxten in Splitter, und mit den Splittern wurde nach längern vergeblichen Bemühungen ein Feuer angezündet. Der Wind blies in die Flamme und trieb Funken weit in die Nacht hinein. Alle sahen nachdenklich in das Feuer, als wenn die Flammen Worte sprächen, die man verstehn könnte, wenn man die Flammensprache gelernt hätte.

Wenns erst hier vorbei ist, dachte der Doktor, und die Sache hat in den Zeitungen gestanden, dann wird es keinen Menschen geben, dem ich fehle. Onkel Stackelberg? Lieber Gott, Onkel Stackelberg! Er wird einige Binsenweisheiten aussprechen: daß man ertrinken könne, wenn man aufs Eis geht, und daß man gut tue, sich nicht um Dinge zu kümmern, die einen nichts angehn, und wird dann in seinen Klub marschieren. Mary? Sie hat ihren Wolf und wird sich freuen, daß es ihn nicht getroffen hat. Tantchen? Ja, Tantchen würde ihm ein gutes

Digitized by Google

Andenken erhalten, aber trauern würde sie auch nicht. Warum sollte sie auch? — Da gestaltete sich vor seinen sinnenden Augen der feurige Schein zu einem goldblonden Mädchenkopfe, und ein paar helle Augen strahlten ihn an wie an einem bewußten Abend. Und da stand sie vor ihm, lachend, ein Bild der Jugend und Kraft, eine Walküre, so wie sie ihm zuerst entgegengetreten war. — Ramborn fühlte, daß er weich wurde, daß ihm diese Erinnerung das Sterben bitter schwer machte, und daß ihm Tränen in die Augen traten. — Eva! rief es in ihm, mein Herrenkind, ja du würdest um mich trauern. Und mit dir hätte ich noch ein paar Jahre leben mögen. Um deinetwillen könnte ich für mein Leben bitten. Um deinetwillen könnte ich jede Hilfe anrufen, könnte ich meine Überzeugung verleugnen und beten. — Er faltete die Hände, er suchte nach Worten und Gedanken, aber es war alles in ihm angefüllt mit Finsternis. Er erinnerte sich, daß er einmal bei einer Kommersrede entgleist war. Er hatte rettungslos festgesessen, alle Gedanken waren wie weggeblasen gewesen. Er hatte es kommen sehen, daß der Faden der Rede zu Ende ging, und dann war er ihm entschlüpft, und alle seine sonst bewährte Redekunst war nicht imstande gewesen, ihn wieder aufzufinden. So wie damals wars ihm jetzt zumute. Nur fühlte er den vollen tragischen Ernst der Lage, ohne die Beimengung des Lächerlichen, das ihn damals am meisten gekränkt hatte. — So muß es zur Zeit der Sintflut gewesen sein, eine Geschichte, die ihm jetzt durchaus nicht lächerlich vorkam, Wasser unter den Füßen, und Nacht über dem Haupte, und der Taubenschlag leer. Kein Bote, den man hätte aussenden können.

Was war das? Waren das nicht Flintenschüsse überm Wasser? Die Fischer erhoben ein gemeinsames Geschrei. Keine Antwort.

Nach langer Pause ertönte wieder ein Schuß, aber aus weiterer Entfernung. Die Fischer stimmten von Zeit zu Zeit ein Geschrei im Chor an — keine Antwort war zu hören.

Laßt nur das Schreien, sagte Peter Strunz, eines Hundes Stimme dringt nicht gen Himmel.

Aber das Gebet hat die Verheißung, sagte Urte Beit.

Bald darauf fühlte man einen Stoß und hörte das Knirschen des Eises. Die Scholle war in ein Eisgeschiebe geraten. Jetzt konnte sie nicht mehr lange halten.

Da stand der Mann, diesesmal zusammen mit Urte Beit, wieder vor ihm und sagte: Herr Doktor, jetzt müssen Sie beten. Das Lied geht zu Ende.

Der Doktor erhob sich und trat in den Kreis der Männer. Alle nahmen die Hüte ab, und der Doktor tat desgleichen. Jetzt sollte er reden. Als er einst Kondrot die Bibel zuschob, geschah es mit bösem Gewissen, in dem Gefühl eines, der seine Sache verriet; da er jetzt beten sollte, was hätte er darum gegeben, wenn er hätte beten können. Aber es fiel ihm nichts ein als das Gebet: Ich bin klein, mein Herz ist rein, niemand soll darin wohnen als Jesus allein. So hatte er einst gesprochen, wenn seine Mutter an sein, des Kindes Bett gekommen war und ihm die Hände gefaltet hatte. Aber dieses Gebet war doch hier nicht zu brauchen.

Wir wollen ein Vaterunser miteinander beten, sagte der Doktor.

Sie traten im Kreise zusammen, und Urte Beit faltete dem kranken Jurgeitis die Hände, und so sprachen sie das Gebet der Gebete, laut und andächtig, der eine Deutsch und der andre Litauisch.

Auf dieses Gebet geschah nichts, weder am Himmel noch auf der Erde.

Nach einiger Zeit sagte einer der Männer: Wir wollen noch ein Vaterunser beten. Und dies geschah. Aber nichts änderte sich. Der Wind blies seine Melodie, der Kranke atmete schwer, und das Feuer brannte nieder.

Nach einer Weile schien es, als wenn der Nebel sich zusammenballen und hochsteigen wollte, und als wenn ein heller Schein zur linken Hand aufleuchtete und verschwand, je nachdem der Nebel sich öffnete und schloß. Ging dort der Mond auf? Nein, dort im Westen geht kein Mond auf. Es war wohl das

Digitized by Google

Licht des Leuchtturms auf Ruster Ort. Kein Mensch konnte sagen, ob dieses Licht nahe oder fern sei. Aber es lag zu weit nach links. Die Scholle trieb an der Spitze der Landzunge, auf der der Leuchtturm stand, vorüber, und die eben aufflammende Hoffnung erlosch wieder.

Was aber waren das für zwei rote Lichter? Das eine fernere schien festzustehn, und das andre nähere hüpfte wie ein Irrlicht über das Eis. Das war Hilfe, zum mindesten ein Wegweiser. Auf! Vorwärts, es geht ums Leben!

Halt, rief der Doktor, ein Schelm, der davon läuft und seinen Kameraden im Stich läßt.

Laßt den ruhig liegen, sagte Peter Strunz, der läßt den Löffel fallen, ehe ihr ihn nach Hause bringt.

Wissen Sie denn, Sie Lump, rief Ramborn, wie lange ein Mensch leben wird, wenn er noch atmet?

So tragen Sie ihn doch selbst, sagte Strunz verstockt.

Nein, Sie werden ihn tragen, erwiderte Ramborn mit Bestimmtheit.

Warum denn ich?

Weil ich es will.

Die Fischer sind ein rauhes und widerspenstiges Geschlecht, und schon manchem hat es Mühe gemacht, die Disziplin über sie in Händen zu behalten. Hier genügte das eine Wort: Ich will's, auch einen Peter Strunz gefügig zu machen. Er widerstrebte nicht, als er als einer der vier Träger angestellt wurde, die den Kranken wohl oder übel ans Land schaffen sollten. Aber ehe man noch mit den Vorbereitungen fertig war, sprang ein Mädchen, eine Fackel schwingend, aus dem Dunkel in den Lichtkreis des Feuers. Sie war hochgeschürzt und trug ein Plaid, das in schottischer Weise angelegt war, und ihre Haare flatterten im Winde. Es war Eva. Sie blieb aufatmend stehn und sah um sich. Als sie den Doktor erblickte, der mit Jurgeitis beschäftigt war, stieß sie einen Freudenruf aus und eilte auf ihn zu.

Schnell, schnell! rief sie, wem das Leben lieb ist. Das ganze Eis ist in Bewegung und hält keine Viertelstunde mehr zusammen.

Sie faßte den Doktor am Arme und wollte ihn mit sich fortziehn, der aber antwortete: Gleich, Prinzeßchen, gleich! trieb die Leute zur Eile, blieb aber selbst der letzte im Zuge.

Es war ein mühsamer Marsch, im Dunkeln, bei dem Scheine nur einer Fackel über verschobnes und zerklüftetes Eis. Jurgeitis, der nicht so vorsichtig angefaßt werden konnte, wie wünschenswert gewesen wäre, stöhnte, und Urte Beit beschwichtigte ihn, als wenn er ein Kind gewesen wäre. Es dauerte lange, und man mußte manchen Umweg um offne Stellen machen, ehe man das Ufer erreichte, wo Schwechting mit der Fackel stand, um die Wegrichtung anzugeben.

Herr Schwechting, sagte Strunz, der tapfer getragen hatte, und dem es etwas über die Kräfte gegangen war, haben Sie nicht so einen kleinen — Wuppdich?

Schwechting reichte seine Feldflasche hin, und Strunz trank sie in einem Ansetzen leer. Herr Schwechting, sagte er schmunzelnd, diesesmal wars noch nichts mit dem Wassersaufen.

Als der Doktor den Kranken an einer trocknen Stelle hatte niederlegen lassen, wandte er sich zu Eva. Er nahm sie in seine Arme, küßte sie auf den Mund und rief: Meine Eva!

Und Eva schlang in leidenschaftlichem Drange ihre Arme um Ramborns Nacken und rief: Jetzt bist du mein! mein! Ich habe dich aus dem Tode geholt!

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. Just in den Tagen der Hochzeitsfeier des Kronprinzen in Berlin ging ein freudiges Rauschen durch den deutschen Blätterwald: Herrn Delcassé hatten seine französischen Ministerkollegen den Hals gebrochen. Bald wurde bekannt, daß Herr Rouvier Gelegenheit genommen hatte, sich über die zwischen Deutschland und Frankreich durch die marokkanische Angelegenheit entstandne Differenz persönlich zu informieren, und daß er, nachdem er den Stand der Dinge erfahren, nicht gezögert hatte, den Rücktritt Delcassés herbeizuführen, und zu erklären, daß Frankreich nichts ferner liege, als um Marokkos willen in einen Konflikt mit Deutschland zu geraten. Der nach Berlin entsandte französische General La Croix wurde von Kaiser Wilhelm mit großer Auszeichnung behandelt, kurzum, schwerlich hätte man in der auf die Hochzeitsfeier folgenden Woche für möglich gehalten, daß sich das Bild binnen acht Tagen wieder vollständig verwandeln könne. Man las von so häufigen Unterredungen zwischen dem deutschen Botschafter und dem französischen Ministerpräsidenten, daß die Annahme, die marokkanische Angelegenheit sei auf dem besten Wege freundlicher und versöhnlicher Erledigung, durchaus gerechtfertigt schien. Allerdings wird in der öffentlichen Meinung Deutschlands, die sonst einig ist, daß Marokko keinen Kriegsgrund abgeben könne, noch zu wenig mit den Verhältnissen gerechnet, die Herrn Rouvier umgeben. Als alter Finanz- und Börsenmann ist Herr Rouvier der Sentimentalität in Geschäften wenig zugänglich, aber ebensowenig will er mit einer unnützen und erfolglosen Störung des Geschäfts, auch des politischen, zu tun haben. Daher die kurz angebundne und energische Beseitigung seines „auswärtigen" Kollegen. Aber Delcassé hat Freunde, auch in der Kammer, ganz abgesehen davon, daß *er* der Mann König Eduards und der willigste Agent war, den England seit langer Zeit in Paris gehabt hat. Um so mehr muß Rouvier darauf sehen, daß er mit einem Erfolge, nicht mit einem Zurückweichen Frankreichs, vor die Kammer treten kann.

Der englische Einfluß in der französischen Politik spielt dabei eine große Rolle. Der britische Botschafter in Paris macht, ebenso wie seine Kollegen in andern Hauptstädten, aus seiner Animosität gegen Deutschland kein Hehl und bestärkt die französische Regierung in ihrer begreiflichen Abneigung, die auf Grund des englisch-französischen Abkommens gemachten Reformvorschläge, und damit indirekt dieses Abkommen selbst, vor das Forum einer internationalen Konferenz zu ziehn. England hat in seinem Traktat mit Frankreich, den Herr Rouvier uns — zum erstenmal — amtlich mitgeteilt zu haben scheint, großmütig etwas verschenkt, was ihm nicht gehörte, und Herr Delcassé wollte nun durch seine „Reformvorschläge" dem Sultan das Netz über den Kopf werfen und ihn „tunisifizieren," d. h. Frankreich gegenüber in die Rolle des Beys von Tunis bringen. Von französischer Seite möchte man geltend machen, daß die Position in Marokko doch wesentlich anders gedacht sei als die in Tunis, die ja zudem ausdrücklich die Zustimmung Deutschlands erhalten habe. Diese Zustimmung hat Bismarck seinerzeit dem Grafen Saint-Vallier erteilt in der Hoffnung, die Stellung des Kabinetts Freycinet, das sich für Deutschland friedlich und freundlich erwies, zu stärken; auch mochte es ihm nützlich erscheinen, den Beschäftigungs- und den Betätigungsdrang des reorganisierten französischen Heeres nach Afrika und nach Asien zu verlegen. Außerdem hatte Deutschland in Tunis keinerlei Interessen, die gegenüber der Gewinnung eines freundnachbarlichen Verhältnisses zu Frankreich irgend in die Wage fallen konnten, noch weniger vertragsmäßige Rechte, für deren Erhaltung es eintreten mußte. Deutschlands Zustimmung zu der Expedition nach Tunis läßt sich somit auf die geplante pénétration pacifique in Marokko weder anwenden noch übertragen. Für den Zug nach Tunis wurde Deutschlands Zustimmung im *voraus* eingeholt, sodaß Bismarck einst dem Verfasser dieser Zeilen auf einem von hohen Tannen umsäumten Wege im Park von Friedrichsruh sagen konnte: „Auf diesem Wege habe ich den Franzosen die Erlaubnis zur Expedition nach Tunis gegeben" (Graf Saint-Vallier war zu diesem

Digitized by Google

Zweck nach Friedrichsruh gekommen), obwohl Deutschland in Tunis keine oder doch nur minimale Interessen hatte.

Marokko dagegen, dessen völkerrechtliche Stellung Gegenstand einer internationalen Abmachung ist, und wo Deutschland außerdem eine stattliche Summe von Interessen und dazu vertragsmäßige Rechte hat, ist einfach zum Handelsobjekt zwischen Frankreich und England gemacht worden, ohne daß Deutschland auch nur nachträglich amtlich davon in Kenntnis gesetzt worden wäre. Es hat vielmehr offenbar die Absicht bestanden, Deutschland hierbei als quantité négligeable zu behandeln, eine Probe darauf zu machen, was Deutschland sich wohl bieten lasse. Hätte die deutsche Regierung zu diesem Vorgehn geschwiegen, so würde sie die Folgen davon sehr bald in allen Teilen der Erde, vor allem in Europa selbst, zu spüren bekommen haben. Aufmerksamer als unsre Herren Nachbarn vorausgesetzt haben, folgte Deutschland ihrem Spiel. Der lang erwartete und vortrefflich benutzte Augenblick zum Eingreifen war gekommen, als Frankreich dem Sultan als „Mandatar Europas" gegenübertrat, und der Sultan sich an den deutschen Vertreter mit der Frage wandte, ob das richtig sei, und ob Deutschland demgemäß auf seine Vertragsrechte verzichte? Die Antwort gab Kaiser Wilhelm persönlich in Tanger, nicht als „Ferientourist," wie englische Blätter meinten, auch nicht zum Zweck eines persönlichen Vergnügens, sondern als Deutscher Kaiser mit festen und bestimmten Zielen im Auge. Marokko, das die Franzosen unter Nichtachtung deutscher Rechte und Interessen in die Tasche stecken wollten, trug fortan die deutsche Kaiserspur.

Das Deutsche Reich hat zugestanden, daß Frankreich durch seine lange algierisch-marokkanische Grenze gewisse Rechte in Marokko hat, zumal in den Grenzdistrikten, wenngleich feststeht, daß die Unruhen, über die sich Frankreich beklagt, und auf die es seinen Anspruch zum Eingreifen begründet, ebenso von französischer Seite unterstützt werden, wie die französischen Behörden in Algier dem Sultan die Durchfuhr von Waffen und Munition erschweren, deren er zur Niederwerfung des Aufstandes und zur Erhaltung der Ruhe bedarf. Gleich den historischen „Räuberbanden," die in Zentralasien jedesmal auftauchten, wenn Rußland den Augenblick für gekommen erachtete, seine Grenzen weiter vorzuschieben, und in deren Verfolgung es vom Kaspischen Meere bis zum Pamir gelangt ist, sind die Rebellen gegen den Sultan die Schrittmacher des französischen Reformprojekts. Die Verstimmung darüber in Fes war während der letzten Wochen so groß, daß der Sultan bereit war, die dortige französische Militärmission zu entlassen und deutsche Instrukteure für sein Heer zu erbitten, ein Antrag, dem Deutschland sich versagt hat, um den Gegensatz zu Frankreich jetzt nicht noch zu vertiefen und die französische öffentliche Meinung nicht durch das Gespenst eines „Algier bedrohenden marokkanischen Heeres unter deutscher Führung" aufzuregen. Verdient hätten sies. Deutschland hat sich im Gegenteil bereit erklärt, unter Wahrung der Souveränität des Sultans Frankreich die Zukunft in Marokko offen zu lassen, soweit unsre Rechte und Interessen sowie die Würde des Deutschen Reichs dabei zur Geltung gelangen. Herr Rouvier ist darüber noch vor dem Sturze Delcassés von deutscher Seite vergewissert worden, er hatte somit die bündigste Zusage, die er für die Annahme der Konferenz nur wünschen konnte. Vorschläge für die Konferenz selbst zu machen, wie man das in Paris verlangt, ist Deutschland nicht berufen. Das ist Sache des Sultans, der zu der Konferenz eingeladen und als deren Aufgabe auch schon ausdrücklich bezeichnet hat: 1. die französischen Reformvorschläge der heutigen völkerrechtlichen Stellung Marokkos anzupassen, 2. die Durchführung der zu beschließenden Maßnahmen sicherzustellen. Es ist bisher nicht bekannt geworden, ob die französische Regierung für nötig oder nützlich gehalten hat, ihre dem Sultan überreichten Reformvorschläge in Berlin amtlich mitzuteilen. Was von dem Inhalt der Rouvierschen Note bisher bekannt geworden ist, gibt über diese Frage keinen Aufschluß, doch muß das als selbstverständlich vorausgesetzt werden, wenn Frankreich von Deutschland Vorschläge für die Konferenz verlangt, die doch nur an das französische Projekt anknüpfen können.

Von der Zustimmung zu den deutschen Vorschlägen scheint Herr Rouvier die

Digitized by Google

Beschickung der Konferenz abhängig zu machen. Er war nicht schlecht beraten, daß er seine Note an Deutschland einer Anzahl andrer Mächte mitteilen ließ, die schon aus Höflichkeit nicht umhin kannten, sie „maßvoll und versöhnlich“ zu finden. Er hat wie ein gewandter Schauspieler durch einen geschickten Trick den Beifall des Publikums gegenüber seinen Rivalen im voraus auf seine Seite zu bringen gesucht. Jedoch das Stück ist noch nicht aus, und wer zuletzt lacht, lacht am besten. Das Spiel durch gegenseitiges Ballzuwerfen in die Länge zu ziehn, um den Franzosen das Benefizium des interim aliquid fit zuzuwenden, ist Deutschland nicht geneigt. Auf deutsche Vorschläge, über die dann endlos diskutiert werden kann, ist somit nicht zu rechnen, auch über die Vorschläge, die der Sultan nun etwa machen sollte, wird Deutschland außerhalb der Konferenz schwerlich in Erörterungen eintreten. Das hieße ebenso der Konferenz und ihrer Arbeit vorgreifen, wie die souveräne Stellung des Sultans ignorieren. Es ist also nicht anzunehmen, daß beide Mächte vor der Konferenz zu dem Einvernehmen gelangen, das vielleicht möglich gewesen wäre, wenn Frankreich vor Jahresfrist den Vertrag mit England und zugleich seinen Reformplan in Berlin mitgeteilt hätte, bevor es in Fes an die Arbeit ging. Jetzt hat Deutschland seinen grundsätzlichen Standpunkt genommen, den es über die Zusage hinaus, daß Frankreichs Zukunft in Marokko innerhalb gewisser Grenzen offen bleiben soll, nicht aufgeben kann. Voraussichtlich wird ja der Sultan an Stelle einer ausschließlich französischen Reform eine internationale vorschlagen; es wäre ein großer Fehler der französischen Politik, wenn sie die bekannten zwei Tauben auf dem Dache der einen Taube in der Hand vorziehen sollte. Weder der Kammer noch der öffentlichen Meinung Frankreichs kann das als ein Rückzug erscheinen, nachdem dort alle Welt darüber einig war, Herrn Delcassés Politik zu verurteilen.

Herr Rouvier wird seinen Weg hoffentlich finden, wenn er auf seinen eignen praktischen gesunden Menschenverstand und nicht auf die Delcassésche Tradition der Beamten seines Ressorts oder auf die Kolonialfanatiker der Kammer hört. Was England anlangt, so wird sich Herr Rouvier aus der Tatsache, daß die englische Regierung erklärt, sie werde ihre Entschließung über die Konferenz von dem Ergebnis der jetzigen deutsch-französischen Verhandlungen abhängig machen, während der Botschafter in Paris dort gegen die Konferenzideé arbeitet, sicherlich seinen Vers machen. War er es doch, der im „Temps“ ankündigen ließ, Frankreich werde sich nicht dazu hergeben, für England die Kastanien aus dem Feuer zu holen.

Es ist begreiflich, daß die nicht wegzuleugnende Tatsache einer Spannung mit England, die ebenso in den Beziehungen der beiden Höfe wie in dem Verhalten der englischen Diplomatie und der englischen Presse zutage tritt, die Blicke in Deutschland immer wieder auf die Flotte lenkt. Die Engländer, die die deutsche Flotte als eine Gefahr für Großbritannien ausschreien, arbeiten bewußt oder unbewußt mit maßlosen Übertreibungen. Vorläufig ist eine deutsche Flotte erst in minimalen Anfängen vorhanden. Unter den 38 Linienschiffen, die wir dereinst nach dem Flottengesetz haben sollen, sind 13 alte Kasten: der Badenklasse (mit Einschluß der Oldenburg 5) und der Ägirklasse (8), die der schweren Artillerie moderner Linienschiffe gegenüber kaum für Küsten- und Hafenverteidigung anzusprechen sind. Nr. 38 fehlt noch gänzlich und kommt erst 1906 auf den Stapel. Von den vorhandnen 24 Linienschiffen gehören 4 der veralteten Brandenburgklasse an, 10 Schiffe der Kaiserklasse und der Wittelsbachklasse stehn nicht auf der Höhe in Artillerie, Panzerung und Kohlenfassungsvermögen. Nur die 10 Schiffe der Braunschweigklasse und der im Bau begriffnen Deutschlandklasse nähern sich in Deplacement und Panzerung den modernen großen Linienschiffe der andern Mächte; in der schweren Artillerie leider auch noch nicht, da sie den 30-Zentimetergeschützen jener nur 28-Zentimetergeschütze entgegenzusetzen haben.

Der Wunsch aller derer, die Herz und Verständnis für die Flotte haben, geht somit natürlicherweise dahin, die vierzehn falschen Figuranten sobald als möglich durch erstklassige Linienschiffe ersetzt zu sehen, die es in Bewaffnung, Schnelligkeit, Panzerung und Kohlenfassungsvermögen mit den neuen Schöpfungen der andern

Digitized by Google

Großmächte aufnehmen können. Der Beschleunigung dieses Baues stehn aber leider die Finanzen im Wege, auch bedürfen unsre Dock- und Hafenbauten zuvor noch mancher Vervollkommnung. Der Preis eines solchen modernen großen Linienschiffes erreicht die Höhe von 30 Millionen Mark, also würden vierzehn Schiffe (13 und 1) gleich 420 Millionen Mark kosten. Der Preis großer Panzerkreuzer bleibt wenig dahinter zurück, sodaß die für den Herbst schon von der Regierung angekündigten sechs großen Panzerkreuzer auch noch 180 Millionen Mark fordern, es müßten also 600 Millionen Mark zur Verfügung gestellt werden, um diese Schiffszahl bis zum Jahre 1912 fertig zu Wasser zu bringen, wenn jährlich ihrer vier auf den Stapel gelegt werden.

Nun kann man ja sagen, daß es richtig wäre, Linienschiffe bei ihrer fünfundzwanzigjährigen Lebensdauer mit Hilfe von Anleihen zu bauen, die innerhalb fünfundzwanzig Jahren amortisiert werden müssen; es wäre vielleicht sogar rationell, die von Jahr zu Jahr in das öffentliche Leben hineinwachsende Generation an diesen Lasten voll teilnehmen zu lassen. Aber das alles ist so eng mit der Gesamtlage der Reichsfinanzen verknüpft, daß sich solche Fragen nur im Zusammenhange mit der Reichsfinanzreform regeln lassen. In der Sache selbst werden bei allen, die Verständnis für die Flotte haben, kaum zweierlei Meinungen vorhanden sein. Insofern könnte man dem Inhalt einer Schrift des Grafen E. Reventlow, Kapitänleutnants a. D., im wesentlichen zustimmen, die den Titel führt: „Deutschland in der Welt voran?“ und marinetechnisch tatsächlich nichts Neues beibringt, sondern eben nur Forderungen aufstellt und verficht, die eigentlich in jedermanns Munde sind, der von diesen Dingen etwas versteht. Um so bedauerlicher ist das angefügte „Schlußwort,“ das im gewöhnlichsten Bierbankräsonnierton die deutsche Politik angreift. Was soll es zum Beispiel heißen, wenn der genannte Autor schreibt: „... Aber immerhin wird uns die Flotte vor dem Schlimmsten bewahren, wie uns die Armee im Laufe der letzten Jahre trotz unsrer Politik (!) vor Schlimmerm bewahrt hat.“ Man darf fragen: bei welcher Gelegenheit? Wer solche Behauptungen öffentlich aufstellt, muß doch wenigstens den Schein eines Beweises versuchen, sonst bleibt es Gewäsch. Dieser Versuch ist aber in keiner Weise gemacht worden. Derselbe Autor, der einen bedeutenden Aufwand für die Flotte wünscht, ist darüber beunruhigt, daß „die Flottenleistungen des Zentrums wieder erkauft (!) werden sollen.“ Seine Naivität in politischen Dingen, wenn dieser Ausdruck noch zutrifft, geht so weit, daß er die Kampfparole: Gegen den Ultramontanismus! ausgegeben sehen möchte. „Ich fürchte, daß dieses Ziel, für das wir einen Konflikt mit Freuden in Kauf nehmen würden, sich in utopischer Ferne befinde. Das Verhältnis des Kaisers zum Katholizismus läßt es schon als unmöglich erscheinen.“ Er wirft also Ultramontanismus und Katholizismus in einen Topf — und mit solchen Leuten soll in einem Reiche Politik gemacht werden, dessen Bevölkerung zu mehr als einem Drittel aus politisch fest organisierten Katholiken besteht!

Weiter sagt er: „Die Stellung des Reichskanzlers zur Flottenfrage ist auffallenderweise bis jetzt wenig klar! Wer hat denn die beiden ersten Flottengesetze durchbringen helfen? Ohne die nachhaltige Unterstützung des damaligen Staatssekretärs Grafen Bülow würde das dem verdienten Staatssekretär der Marine kaum gelungen sein. Geradezu unsinnig und widerlich berühren aber Behauptungen wie die, daß wir uns „dank der Haltung unsers Auswärtigen Amts bezüglich einer künftigen Flottenvermehrung England gegenüber in der Lage eines Untergebnen oder Dienstboten befinden.“ Sogar ein mißvergnügter Deutscher sollte zu stolz sein, solches Zeug drucken zu lassen. Vermag Graf Reventlow das zum Schiffbau nötige Geld durch den Reichstag aufbringen zu lassen, wozu der Kampf „gegen den Ultramontanismus“ zurzeit freilich kaum der geeignete Weg sein dürfte, es sei denn, daß Graf Reventlow zugleich auch die Beseitigung des allgemeinen Stimmrechts — zwei Herkulesarbeiten auf einmal — unternähme, der Reichskanzler würde sich schwerlich auch nur eine Stunde besinnen, die 600 Millionen dem Staatssekretär der Marine zu überweisen, und dieser kein Bedenken tragen, sie zu verwenden. Würde Graf Reventlow erst das Geld beschafft und dann seine Schrift verfaßt haben, er hätte sich damit mehr Dank und mehr Ehre verdient. *s*

Digitized by Google

Das Nachleben des Hans Sachs vom sechzehnten bis ins neunzehnte Jahrhundert. Unter diesem Titel ist 1904 bei Otto Harrassowitz in Leipzig eine wertvolle Untersuchung zur Geschichte der deutschen Literatur von Ferdinand Eichler (Preis 5 Mark) erschienen. Erich Schmidt sagt einmal: „Die Geschichte des Dichtwerks schließt mit der Darstellung seines Nachlebens.“ Dieses Nachleben einzelner Dichtungen und Dichter ist bisher nicht genügend erforscht worden, und doch gehören solche Arbeiten zu den wichtigsten Aufgaben der literarhistorischen Wissenschaft. Schon mancher mag sich mit dem Wunsche getragen haben, zu ergründen, wie Hans Sachs, der größte deutsche Dichter des Reformationszeitalters, auf die deutsche Literatur, vor allem die der spätern Jahrhunderte, gewirkt hat, inwieweit sein Andenken im Wandel der Zeit lebendig geblieben ist, und wie man ihn bis heute beurteilt hat, ist aber vor der Schwierigkeit, das weitausschauende Thema erschöpfend zu behandeln, zurückgeschreckt. Eichler hat nun die Aufgabe nach langjährigem unermüdlichem Studium nahezu mustergiltig gelöst. Seine Leistung ist um so höher einzuschätzen, da fast gar keine Vorarbeiten*) vorhanden waren.

Es ist hier nicht am Platze, ausführlich über die von dem Verfasser gewonnenen Resultate zu berichten; gesagt sei nur, daß Eichler im Gegensatz zu frühern Behauptungen andrer ein ununterbrochnes Nachleben des Hans Sachs festgestellt hat. Der erste Abschnitt behandelt den Zeitraum vom Tode des Dichters (1576) bis zu dem Erscheinen des Opitzschen „Buchs von der deutschen Poeterey“ (1624), mit dem ein dem Andenken des Nürnberger Meistersängers schädlicher Geist aufkam. Gryphius verspottete, wie wir im zweiten Abschnitt „Von Opitz bis Gottsched“ erfahren, im „Peter Squenz“ (1657) das handwerksmäßige Dichten der Pritschmeister oder Jahrmarktsimprovisatoren; da die Renaissancepoeten zwischen diesen und den Meistersängern keinen Unterschied machten, und Hans Sachs als deren Haupt galt, war auch er mitgetroffen. Einen Nachfolger fand Gryphius in Christian Weise, der in dem „Lustspiel von Einer zweyfachen Poeten-Zunfft“ seinen Hohn über den Meistergesang ergoß, einem Stück, das meines Erachtens eine gewisse Verwandtschaft mit Richard Wagners „Meistersingern von Nürnberg“ zeigt. Wenn wir in Weises Lustspiel die Worte des Zunftmeisters Irus vernehmen: „Ich bleibe bey Hans Sachsen, denn mein Hertz im Leibe lacht mir, wenn ich sehe, wie er sein Gedichte so artig beschlüssen kann:

Daß Glück und Segen auferwachs,
Einen guten Abend wünscht uns Hans Sachs,“

so ist es uns, als hätte Richard Wagner diese Stelle im Sinne gehabt, wo er Beckmesser ähnlich über die stereotype Schlußformel des Schusters spotten läßt:

Immer bei Sachs,
Daß den Reim ich lern von ‚blüh und wachs‘.“

Noch aus andern Gründen vermute ich, daß der beleſne Bayreuther Meister das Opus seines Landsmanns gekannt hat. Der Höhepunkt der Verachtung des Hans Sachs war am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts der literarische Streit, der sich in Hamburg abspielte. Koberstein Behauptung, der Nürnberger Dichter sei von der Mitte des siebzehnten bis in die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts nur ein Gegenstand des Spottes und der Mißachtung gewesen, weist Eichler als unrichtig zurück. Besonders die Gelehrten haben in dieser Zeit viel Verständnis für Hans Sachs bewiesen und sein Nachleben zu fördern gesucht; zu nennen sind da Schottel, Morhof, Wagenseil und besonders Thomasius. Im dritten Abschnitt schildert der Verfasser, wie Gottsched, der verdienstreiche Reformator unsrer

*) Die einzige, die in Frage kommt, ist die von Albert Richter: „Hans Sachsens Fortleben im 17. Jahrhundert“ (Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte, 3. Folge, 3. Band [Berlin, 1893], Seite 355 bis 374). Einen Auszug veröffentlichte der Verfasser in den Grenzboten, 1894, Jahrgang 53, 4. Quartal, Seite 373 bis 378.

Digitized by Google

Litteratur, diese Bestrebungen fortsetzte, und wie der alte Volksdichter auch in die Fehde zwischen Gottschedianern und Schweizern hineingezogen wurde. Hier hätten die Verse des Freiherrn von Cronegk zitiert werden können:

> Der Himmel weis es nur, was man nach eurem Tode
> Für ein Thorheit liebt. Hanns Sachs ist nicht mehr Mode:
> Er war es, und wer weiß, ob nicht in künftger Zeit
> Ein Criticus noch kömmt, der dem auch Weihrauch streut?

Der vierte Abschnitt behandelt die Wiederbelebung des Hans Sachs durch Goethe und Wieland und charakterisiert die Stellung, die andre große Geister des achtzehnten Jahrhunderts, wie Lessing, Herder usw., dazu einnahmen. Das letzte Kapitel, „Die Romantiker. Nachklänge im 19. Jahrhundert," hätte ich ausführlicher gewünscht. Goethes Aufsatz über Kolbes Transparentbilder zu „Hans Sachsens poetischer Sendung" (1816) durfte nicht übersehen werden, auch wäre es nötig gewesen, Hans Sachs in der Dichtung des neunzehnten Jahrhunderts eingehender darzustellen. Deinhardsteins schwaches Stück hat nicht wenig dazu beigetragen, die Gestalt des Nürnberger Poeten volkstümlich zu machen; in etwa fünfzehn Jahren erschienen fünf Auflagen, es wurde in fünf fremde Sprachen übersetzt und auf achtunddreißig Bühnen aufgeführt. Gar nicht genannt ist in Eichlers Buch das „dramatische Gemälde": „Hans Sachs oder Dürers Festabend" von F. W. Gubitz. Es ist bemerkenswert, daß das unbedeutende Stückchen, das am Dürerfest auf dem Königstädtischen Theater in Berlin gegeben und später mehrmals wiederholt wurde, das Bestreben verrät, das Andenken Hans Sachsens nicht durch den allgemeinen Ruhm eines Pirkheimer und Dürer beeinträchtigen zu lassen. Erwähnt sei auch das bei Eichler ebenfalls fehlende, von Gyrowetz komponierte romantisch-komische Singspiel „Hans Sachs," dessen Verfasser unbekannt ist. Durch Deinhardsteins Drama wurde Lortzing angeregt, denselben Gegenstand zu einer Festoper für die vierte Säkularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst zu bearbeiten; den Text schrieb der Schauspieler Reger unter Beihilfe des Komponisten und des Dichters Düringer. Ernst August Hagen ließ Hans Sachs in seiner Novellensammlung „Norica" auftreten, die bei den Zeitgenossen reichen Beifall errang und noch vor wenig Jahren neu aufgelegt wurde. Nur eine Nebenrolle spielt der Nürnberger Poet in Roquettes Dichtung „Hans Haidekuckuck." Richard Wagner konnte, als er im Jahre 1845 an den ersten Entwurf der „Meistersinger" ging, von den genannten Werken Deinhardsteins Stück, die Lortzingsche Oper und vermutlich auch Hagens „Norica." Wie groß die Bedeutung seines Musikdramas für das Nachleben des Hans Sachs ist, kann hier nicht erörtert werden, aber Eichler hätte es mit derselben liebevollen Sorgfalt, mit der er die Spuren seines Dichters in den frühern Jahrhunderten verfolgt, darstellen müssen. Seine Charakteristik der „Meistersinger" ist zwar einwandfrei, entspricht aber durch ihre Kürze nicht dem Werte des Werkes. Spätere Hans-Sachs-Dramen von Martin Greif und O. Haupt verblassen vor dem Glanze der Schöpfung Richard Wagners.

Werner Deetjen

Zur Beachtung

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 3. Vierteljahr ihres 64. Jahrganges. Sie ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 6 Mark. Wir bitten, die Bestellung schleunig zu erneuern.

Unsre Leser machen wir noch besonders darauf aufmerksam, daß die Grenzboten regelmäßig jeden Donnerstag erscheinen. Wenn Unregelmäßigkeiten in der Lieferung, besonders beim Quartalwechsel, vorkommen, so bitten wir dringend, uns dies sofort mitzuteilen, damit wir für Abhilfe sorgen können.

Leipzig, im Juni 1905 **Die Verlagshandlung**

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Digitized by Google